Vorland

Jos. Kösel'sche Buchhandlung
· Kempten · · München ·

HB-6

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst

Herausgegeben von

Karl Muth

Dritter Jahrgang / Band I
(Oktober 1905 – März 1906)

Kempten und München
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung

LIBRARY
FEB 15 1994
UNIVERSITY OF TORONTO

AP
30
H67
Jg. 3
Heft 1

Inhaltsverzeichnis des I. Bandes, III. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen, Gedichte.

Seite

Linzen, Karl: Der Treubecher . . . 1, 129, 269, 456, 581
Balet, Leo: Im Banne der Berufung . . . 48, 183, 297
Lienhard, Fritz: Tauler und der Einsiedler 74
Fogazzaro, Antonio: Der Heilige 393, 521, 649

* * *

Geißler, Max: Vor Mitternacht 47
Witkop, Philipp: Heilige Wälder 76
Nordeck, Hans: Sprüche 97
Strauß-Torney, Lulu von: November 203
Dreves, Guido Maria, S. J.: Vergessen lerne! 229
Geißler, Max: Wandernde Glocken 343
Franke, Ilse: Schneenacht 361
Witkop, Philipp: Der Geliebten 439
Nordeck, Hans: Sprüche 629
Herbert, M.: Die Königin 743

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen.

Löwe, Heinrich: Die russischen Hochschulen und die politischen Wirren in Rußland 24, 204
Dr. Hertling, Reichsrat, Univ.-Prof. Dr. G. v.: Akademische Freiheit 67
Dr. Ettlinger, Max: Das Experiment in der Psychologie . . 77
Muth, Joseph: Von der Erziehung zum Leben 230
Meyenberg, Professor A.: Evangelisches Hochland 257
Dr. Weiß, Joseph: Zum zweihundertjährigen Gedächtnis der Sendlinger ‚Mordweihnacht‘ 292

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo‘ und ‚Rundschau‘.

*

Seite

Dr. Knepper, Jos.: Eine Geschichte des späteren Mittelalters von 1197—1492 495
Dr. Hertling, Reichsrat, Univ.-Prof. G. Freiherr von: Römische Reformgedanken 553
Dr. Ettlinger, Max: Zur Psychologie des Schlafes . . 616
Hasse, Else: Moderne Geschichtschreibung und ihr Bildungseinfluß 695
Dr. Seidenberger, J. B.: Heimatkunde im höheren Schulunterricht 739
Dr. Ettlinger, Max: Über psychologische Ästhetik . . . 744
* Muth, Karl: Fundamentale Bildung 98
* J. M-r.: ‚Durch das Leben zum Glauben' 100
* Muth, Karl: Vom Straßburger Katholikentag 103
* D.: Der Zusammenbruch des Liberalismus als politische Partei . 105
* r.: Die religiöse Bewegung in Frankreich 238
* T.: ‚Die große Frage der Menschheit' 362
* v.: Friede nach außen und innen 498
* Dr. Ettlinger, Max: Neue psychologische Literatur . . . 634
* „ „ „ : Akademische Gegenseitigkeit . . 752
* Dr. Pfleger, Luzian: ‚Katholizismus und Reformation' . . 756
* Dr. Werner, H.: ‚Mehr Freude an der Schule' . . . 760

III. Literatur, Theater, Kunst, Musik.

Dr. Kosch, Wilhelm: Adalbert Stifters Lebens- und Kunstideal . 41
Dr. Merker, H.: Hans Pfitzner 85
Dr. Thürmann, Otto: Allerlei Briefe 93
Dr. Hengesbach, Joseph: René Bazin 157, 344
Telsing, Franz Xaver: Shakespeareprobleme 356
Muth, Karl: Ein Dichter des christlichen Ideals (Antonio Fogazzaro) 425, 601
Dr. Baumstark, Anton: Vorbyzantinische Kulturzentren des christlichen Morgenlandes 440
Dr. Schmitz, Eugen: Mozarts künstlerisches Vermächtnis . . 481
Muth, Karl: Hilligenlei 491
Dr. Popp, Joseph: George Frederik Watts 568
Heilmeyer, A.: Karl Spitzweg 702
Dr. Weinmann, Karl: Peter Cornelius 710
Bleibtreu, Karl: Der englische Roman der Gegenwart . . 721

*Literatur und Theater.

* Muth, Karl: Literarische Ausblicke 111
* Weiß, K.: Heinrich Bulthaupt † 115
* J. O.: Fritz Lienhards neue dramatische Dichtung ‚Wieland der Schmied' 116
* Muth, Karl: Flagellantismus des Wortes 240
* Seltz, Thomas: Literarisches aus dem Elsaß 246
* **: Rudolf Baumbach 249

Seite

* - th.: Münchener Theater 250
* Muth, Karl: Adalbert Stifter 369
* Muth, Karl: Friedrich Hebbel 371
* Albing, Ansgar: Einseitige Urteile 372
* Blomberg, v.: Fritz Lienhard: Die ‚hl. Elisabeth' 374
* Freund, Frank E. Washburn: Henry Irving 375
* *: Fogazzaros ‚Il Santo' und die Kritik 503
* Dr. Wieman, B.: Hermann Hesse und Wilhelm Speck . . . 511
* Irn, Bernhard: Karlsruher Theater. Demetrius 512
* Mumbauer, J.: Ottomar Enking 638
* Dr. M. E.: ‚Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands' 639
* J. O.: Berliner Theater 641
* Weiß, K.: Münchener Theater 643, 768
* Norbeck, Hans: Franz Eichert 763
* - th.: Die neue Revision der Schlegel-Tieckschen Shakespeareübersetzung 764
* Kiesgen, Laurenz: Der Buntscheck 767

* Kunst.

* Muth, Karl: Darf der Maler erzählen? 118
* M. K.: Die IX. internationale Kunstausstellung 1905 im Glaspalast 120
* A. H.: Friedhöfe und Grabdenkmäler 252
* Heilmeyer, Alexander: Rationelles Malverfahren und moderne Technik 377
* „ „ : Zur Ausstellung der Radierungen Otto Greiners und Willi Geigers 513
* Heilmeyer, Alexander: Neue Wege in der religiösen Plastik . 645
* Dr. Kolberg, Jos.: Böcklins Kunst und die Religion . . . 769
* **: Die Winterausstellung der Münchener Sezession . . . 772

* Musik.

* Dr. Schmitz, Eugen: ‚Der Vogt auf Mühlstein' 122
* „ „ „ : Max Regers Sinfonietta 253
* „ „ „ : Siegfried Wagner 379
* „ „ „ : Eine interessante Neuheit auf dem Gebiete der Märchenoper 381
* Dr. Schmitz, Eugen: Neues über Richard Wagner . . . 515
* „ „ „ : Eine ‚Deutsche Vereinigung für alte Musik' 516
* „ „ „ : Hugo Wolf und Wagner 646

IV. Biographisches.

* Baumbach, Rudolf. Von ** 249
Bazin, René. Von Dr. Joseph Hengesbach 157, 344
* Bulthaupt, Heinrich †. Von K. Weiß 115

Seite
Cornelius, Peter. Von Stiftskapellmeister Dr. Karl Weinmann . 710
Delbrück, Rudolf von. Von Reichsrat, Univ.-Prof. Dr. G. von Hertling 219
* Eichert, Franz. Von Hans Norbeck 763
* Eucken, Rudolf. Von J. L. 505
Fogazzaro, Antonio. Ein Dichter des christlichen Ideals. Von Karl Muth 425, 601
* Hebbel, Friedrich. Von Karl Muth 371
* Kehrbach, Prof. Dr. Karl. Von Dr. Thalhofer . . . 365
* Oncken, Wilhelm. Von Dr. S. 105
Schäffle, Albert. Seine Memoiren. Von Dr. Alfred Ebenhoch 624
Spitzweg, Karl. Von A. Heilmeyer 702
* Stifter, Adalbert. Von Karl Muth 369
" " Sein Lebens- und Kunstideal. Von Dr. Wilh. Kosch 41
Watts, George, Frederik. Von Dr. Joseph Popp 568

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde.

Coböken, Jos.: Drahtlose Telephonie 352
Dr. Franze, Paul C.: Die Leistungen des Röntgenverfahrens in der Medizin für Diagnose und Behandlung . . . 474
Kellen, Tony: Deutsch-Belgien 486
Dr. Niemann, Cl.: Aufgaben der katholischen Krankenpflegeorden in der Gegenwart 620
Dr. Jacobi, Max: Die praktische Verwertung des Luftstickstoffs . 736
* Dr. Plaßmann, J., Professor: Neuere Forschungen über Nebelflecke 108
* Dr. Ettlinger, Max: Gregor Mendels Pflanzenbastardierungen . 244
* Dr. Ettlinger, Max: Angebliche Intelligenzbeweise beim Hund 507
* Dr. Merker, H.: Darwinismus und Lamarckismus . . . 636

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik.

Löwe, Heinrich: Die russischen Hochschulen und die politischen Wirren in Rußland 24, 204
Walzer, Martin: Die Sillon-Bewegung in Frankreich . . 88
Dr. Bachem, Jul.: Eine Gefahr für klösterliche Genossenschaften . 174
Bieberstein, Rogalla von: Die Konsequenzen der Auflösung der nordischen Union für die Wehrkraft Skandinaviens . . 224
Coböken, Jos.: Drahtlose Telephonie 352
* Dr. Schwering, J.: Ein Konflikt zwischen Wissenschaft und Rechtsprechung 106
* —r.: Kardinal Gibbons über die Lynchjustiz 367
* Mumbauer, Johannes: Soziologisches 509
* J. M-r.: Kolonialpolitik ohne ‚Humanität und Christentum‘? . . 753

Seite

VII. Verschiedenes.

* Dr. M. E.: Die 25. Generalversammlung der Görresgesellschaft . 243
* **: Herders Konversationslexikon 254
* J. M-r.: Das ‚(k.)‘ in Kürschners Literaturkalender . . . 382
* Dr. Endres, J.: Eine neue Übersetzung der Bekenntnisse des hl. Augustinus 382
* J. M-r.: Sittliche Zucht und nationale Kraft 500
* M.: Die kritische Gesamtausgabe von Stifters Werken . . 512
* -b-: Charakter oder — Geschäft in der katholischen Presse? . . 630
* C. S.: Ein Hindu gegen die indischen Kinderehen 758

VIII. Weihnachtsbücherschau und Neues vom Büchermarkt 384, 517, 775

IX. Unsere Kunstbeilagen. 125, 255, 391, 519, 648, 776

X. Unsere Musikbeilagen 391

XI. Offene Briefe. 128, 255, 391, 519, 776

XII. Kunstbeilagen.

Botticelli, Sandro: Pallas 1
„ „ : Die Verleumdung 96
Corot, Camille: Sturmlandschaft 393
„ „ „: Nymphentanz 456
Grandauer, Joseph: Adalbert Stifter 288
Hey, Paul: Postankunft im Städtchen 32
„ „ : Die Legende vom Armen Heinrich 64
Hubler, A.: Der Schmerzensmann 616
Küstner, Karl: Altwasser im Isartal 160
Notti, Gherardo delle: Anbetung der Hirten 257
Schuster-Woldan, Georg: Lesendes Mädchen 192
Speyer, Christian: Abschied 129
Spitzweg, Karl: Der Kaktusfreund 649
„ „ : Der Antiquar 712
„ „ : Der Briefträger 680
„ „ : Sonntag 744

Seite
Steen, Jan: Das St. Nikolasfest 336
Watts, George Frederik: Ariadne auf Naxos 521
„ „ „ : Orpheus und Eurydike 552
„ „ „ : Die Begegnung Jakobs mit Esau . 584

XIII. Musikbeilagen.

Pfitzner, Hans: Der Gärtner 128
Staden, Johann: Weyhnachtgsänglein 392
Cornelius, Peter: ‚Komm, wir wandeln‘ 776

Botticelli pin. Mezzotinto Bruckmann

Pallas

Dritter Jahrgang. Oktober 1905. 1. Heft.

Der Treubecher.

Eine Kamingeschichte.

Von

Karl Linzen.

An einem wolkig dunklen Novembermorgen saß in dem alten, schöngetäfelten Familiensaal eines Patrizierhauses in der Reichsstadt Nürnberg eine kleine, wohlerlesene Gesellschaft fröstelnd um den Kamin. Silberarme, mit hohen, stillbrennenden Kerzen besteckt, strahlten von der bräunlichen Wandtäfelung und verbreiteten, hier und dort verteilt, freundliche Lichtfelder in den dämmernden Raum. Zugleich warf ein hochgeschichtetes Holzfeuer vom Kamin aus seinen Schein auf die Gesichter, die ein wenig blaß und übernächtig waren. Der Schneewind blies durch den Schornstein und fachte die Glut so stark an, daß der Hausherr, ein früherer kaiserlicher Obrist, zu dem eintretenden Diener sagte: ‚Leopold, lösch getrost die Kerzen aus! Die Tannenscheite spenden genügend Licht.‘

Der hagere Diener, der schon vor dreißig Jahren — in Ludwigs Raubkriegen und während der Türkenschlacht vor Wien — unter dem Auge desselben Herrn gestanden, tat bedachtsam, wie ihm geheißen war, und als es im Saale noch dämmeriger geworden, und nur das rot und blaue Spiel der Harzflamme über den Teppich huschte, da sagte händereibend eine kleine,

lebhafte, brünette Dame: ‚Jetzt wird es warm und behaglich hier.‘ Etwas träumerisch setzte sie hinzu: ‚Da muß ich immer an das Spinnrad meiner Ahne und an die Erzählungen: „Es war einmal —“ denken.‘ Und da niemand von den Umsitzenden Antwort gab, nach einer Weile noch nachdenklicher: ‚Wo wohl unser neuvermähltes Paar zur Stunde weilen mag?‘

Es war nämlich am Vorabend in dem reichen Hause eine Hochzeit gewesen, und die jetzt in ihren Staatskleidern enggeschart um den schattigen Kamin hersaßen, das waren die nächsten Anverwandten des Obristen, die noch eine halbe Woche oder länger zu bleiben gedachten, um Erinnerungen zu tauschen, Familienpläne zu besprechen und vielleicht auch die eine oder andre Erbangelegenheit zu erörtern, ehevor sie wieder reisten.

Jetzt aber schwiegen sie und lauschten dem Wind, der von Nordwesten her draußen durch die Gassen stob und die ersten Schneewolken über Stadt und Burg hintrieb.

Leopold, der Diener, war inzwischen mit der schönziselierten Kanne voll goldbraunen Tokayers im Kreise gegangen, davon sich der Obrist aus Anlaß der festlichen Gelegenheit von einem guten Trinkgenossen aus früheren Tagen, dem kaiserlichen Burgkellermeister an der Wien, ein stattliches Gebinde verschrieben hatte. Und es war angenehm und kurzweilig, zu sehen, wie der fremde Feuertropfen bald hier, bald dort einem Herz und Stirn erheiterte, also daß aus dem zuerst etwas steif und stockend geführten Gespräch allmählich ein bewegtes, vom Weine leicht angeglühtes Redespiel ward, wobei die Damen die schönfrisierten Köpfe auf den schlanken Hälsen anmutig und lebhaft zu neigen begannen, und von den Herren mit einem vertraulichen: ‚Liebwerte Frau Nichte —‘ oder: ‚Vielteures Bäschen —‘ nicht gespart ward. Einige Fürwitzige begannen sich sogar ernsthaft zu bedenken, wohin die Neuvermählten, die beim Morgengrauen in einer flinkbespannten Reisekutsche davongefahren waren, wohl den ersten Liebesflug genommen haben möchten. Es ward hin- und hervermutet. Die einen rieten auf den Böhmerwald, wo der junge Gatte ein uraltes, von dunklen Tannen und nächtlichem Unkenruf umschauertes Erbschlößchen sein eigen nannte. Die andern fanden eine freundliche, von keinerlei Spuk umdüsterte Meierei am Lech, die Eigentum des herdenliebenden Schwiegervaters war, idyllisch genug, das Paar während der Honigmonde zu beherbergen. So blies die Phantasie, um die noch ein leichter Festnebel von der verflossenen Nacht her lagerte, unruhige, buntgefärbte Wölkchen nach den entlegensten deutschen Gauen hin. Auch waren schöne, rote Weiberlippen genug im Kreise, die bei so günstiger und rarer Gelegenheit gern von Herzens- und Liebesdingen, von Eheschicksal, Eheglück und ehelicher Treue redeten. Allen, die gestern nach dem Mittagsläuten am Altar der Lorenzokirche aus dem Munde des weißlockigen Chorherrn Thaddäus

Xylander die bewegte Traurede vernommen, deuchte das sakramentale Mysterium auch heute noch die eigentliche Angel, darin das Leben, das Glück, das irdische und ewige Schicksal sich dreht.

Nun wurden, wie es zu geschehen pflegt, bald allerlei lehrreiche Exempel von Ehen erörtert. Eine blonde Frau mit sanft verschleierten dunklen Augen, in denen es zuweilen wie von ferne leuchtete und blitzte, unter den jungen Basen die schönste und blühendste, machte einige zutreffende und kluge Bemerkungen; die Männer gaben bedächtig und karg ihre Meinungen dazu, wobei sie eine gewisse harte Betonung auf die äußeren Umstände zweier liebender Herzen: auf Ansehen, Reichtum und Macht legten. Auf einmal aber, als eben eine Pause im Gespräch eintreten wollte, da sagte Fräulein Mechtild, die kleine, lebhafte Brünette, während sie mit dem Schüreisen die Flamme weckte: ‚Mit Vergunst der vielteuren Verwandtschaft sei mir ein Vorschlag verstattet, wie wir am gewinnvollsten und besten diesen langen, herbstlichen Dämmermorgen kürzen. Ich sehe nämlich hier unter uns, die wir in seltener Vereinigung beisammensitzen, einen gar schweigsamen und versonnenen Hochzeiter, der unbeschadet seines Gelehrtenruhms der verstohlen geübten Poeterei verdächtig ist. Ich wette, in diesem Augenblick trägt Herr Quintus Bogenhard, mein gestrenger Stiefohm, schon unter seinem schattigen Gelehrtenmantel ein glimmendes Zauberbrändlein verborgen, davon er nur die Asche zu blasen braucht, damit es sogleich hell auflodre und uns irgendwelche Seite ehelichen Menschenschicksals interessant und artig beleuchte.‘

Bei diesen Worten verneigte Fräulein Mechtild sich mit anmutigem Lächeln gegen ein ihr zunächst sitzendes trocknes Männlein, das unter dem Barett ein ansehnliches Pariser Lockenwerk trug. Dieser stille Hochzeiter war Herr Quintus Bogenhard, doctor philosophiae und Professor der Astronomie aus Prag, eine hellstrahlende Leuchte der Wissenschaft am Moldaustrand. Aller Augen am Kamin waren in diesem Moment auf ihn gerichtet. Der Hausherr, der eben noch rasch seinem Freund, einem reichen Buntweber und Seidespinner, den neuerlichen Schachzug des Prinzen Eugen in Italien auf der Ledertapete veranschaulichen wollte, ließ den schon erhobenen Finger sinken, als sich Herr Bogenhard zu räuspern begann und mit lebhaften, klugen Augen umherblickte. Dicht am Kamin, als ob ihn fröstele, auf einem eichegeschnitzten Schemel kauerte ein schmächtiger, blasser Jüngling mit langen, dunklen Pagenlocken. Dessen schlanken Gliederbau, der durch eine reichbortierte Sammetkleidung vorteilhaft gehoben ward, schien der Professor an einem Bilde zu messen, das seiner Phantasie in greifbarer Deutlichkeit vorschweben mochte. Mit etwas dünner, staubiger Stimme, die aber klar in jeden Winkel des weitgebauten Gemaches drang, begann er, zu

dem Blassen gewendet: ‚Wenn das arg beschädigte Porträt, das ich vor weniger als drei Monden auf Schloß Wran in Mähren besichtigt habe, nicht trügt, so waren dem Grafen Slatok in seinen jungen Jahren wohl Eure Statur und schönen Locken eigen, Signor Goldoni! Doch habe ich Anlaß, zu glauben, daß der böhmische Ritter ein wilderer Troubadour gewesen als irgendein Jüngling in unsrer gemäßigten Zeit. — Sofern es' — Herr Quintus Bogenhard lüftete das Käppchen nach allen Seiten — ‚dieser illustren Versammlung genehm ist, will ich die Geschichte des Grafen Slatok und seiner Ehe mit der schönen Gemma der Zeitfolge gemäß in aller Ordnung entwickeln. Damit aber die Moral während der Geschehnisse selbst nicht aufdringlich werde, möchte ich vorausschickend bemerken, daß ich gegen die wölfische Natur des Mannes predige, der vom reinen Herd weg auf verbotnen Raub schleicht und der Treue gegen das Trauteste und Beste, was Schicksalsgunst dem Menschen begegnen läßt, gegen ein treuliebendes Weib, gering achtet. Ich will versuchen, vor euren Augen einige Tröpflein von der Tränenflut zu sammeln, die seit dem ersten Ehebrecher um der Lust nach wechselndem Minneglück willen über die Welt geströmt ist.'

Jetzt war es lautlos still geworden im Saal. Nur die Flamme hatte, von der Zugluft entfacht, ein harziges Kieferscheit beleckt und leitete mit einer bald heimlich, bald wild anmutenden Kaminmusik Herrn Quintus Bogenhards Geschichte ein.

* * *

Noch währte die Zeit der religiösen Wirren. In Frankreich war die Bartholomäusnacht als dunkler Sturmvogel dem unholden Kriege vorausgeflogen, der während dreißig Jahre wie ein Blutregengewölk über den deutschen Saatfeldern lagern sollte. Dem unglücklichen Kaiser Rudolf war sein Bruder Matthias auf dem habsburgischen Erbthron gefolgt. Da hauste, in gekränktem Ehrgeiz sein Herz den politischen Händeln verschließend, auf Sinecure, einem Schloß etwa drei Meilen südlich von Prag, ein Edelmann namens Stanislaus Slatok. Der Herrensitz war uralt und spiegelte ein gewaltiges, ungebrochenes Mauerwerk und zwei von Dohlenschwärmen beständig umflatterte Ecktürme in der Moldau. An das eiserne Tor, das den Zugang zur Brücke sperrte, hatten zwei Jahrhunderte früher die Morgensterne der Hussiten vergebens gedröhnt. Ebenso ehrwürdig wie das Schloß war das böhmische Reichsgrafengeschlecht, dem Slatok als einziger Sproß entstammte. Ein stolzes, unruhiges Blut und fast fürstlicher Reichtum waren sein Erbgut. Der vornehmen Geburt gemäß war er in jungen Jahren als Page an den Prager Hof gezogen worden, und zuweilen hatte Rudolf, der blasse Kaiser mit den milden Träumeraugen, nach der Tafel seine Hand in dem dunklen

Gelock des Edelknaben vergraben, indem er wehmütig scherzend meinte: ‚Von Wuchs ein junger König. Sprich, willst du meine schwere Krone?‘

Da hatten Slatoks Augen geleuchtet. Denn schon in dem Knaben lebte ein glühender Ehrgeiz, sich glänzend hervorzutun und besonderer Auszeichnungen teilhaftig zu werden. Eine Adlerjagd kostete den Jüngling beinahe das Leben, wie ein Kranz frühgebleichter Locken in dem kohlschwarzen Haar jedem Neugierigen erzählte. Später, da er als Mann aus den Scharmützeln längs der Türkengrenze schon manche Ehrennarbe davongetragen, da mußte Slatok freilich einsehen, daß die Zeit seinem Wunsch nach Anerkennung nicht eben günstig gewesen. Einen so sichern und geübten Blick das Auge des gelehrten kaiserlichen Sonderlings auf dem Radschin allzeit für geschickte Kupferstecher, Sterndeuter und Goldmacher bewährte, so teilnahmlos und gleichgültig pflegte es sich von jedem mit einem politischen oder kriegerischen Ehrgeiz behafteten Mann zu wenden. Enttäuscht und voll Groll zog sich Slatok auf seine Güter zurück.

Doch nur für wenige Jahre. Sein feuriger Geist ertrug die Stille und Einsamkeit der böhmischen Wälder, das dumpfe Hinträumen auf den abgelegenen Schlössern nicht, wo jede Wand, in Waffen starrend, ihm die Taten der Ahnen vorzuzählen schien. Bald tauchte der Graf zu Prag, bald in Brünn und Wien auf und begann ein ungebundenes, lustiges Leben. Wie vordem bei den Beratungen im Generalzelt, so führte er nunmehr bei Banketten und Gelagen das kühne Wort. Auf seinen Raufdegen gestützt ließ er sein Auge zu den Freuden der Welt schweifen, schwärmte mit den Genossen als Troubadour nachts durch die stille Kaiserstadt und saß oft mit schönen Buhlinnen beim Becher. Auch in gar manchen gefährlichen Handel war er verwickelt, der seinen Ruf in die Kemenaten und Säle der Vornehmen nicht minder als in die dumpfigen Schenken trug.

Das änderte sich mit einem Schlag, als Graf Slatok eben das siebenunddreißigste Jahr vollendete. Er vermählte sich unauffällig und ohne Prunk mit einem schönen, stillen Weibe, wobei Pater Hyazinth, ein im Geruche der Heiligkeit stehender Kapuziner von Prag, die Trauformel sagte, und zog sich auf sein an der breitflutenden Moldau belegenes Schloß zurück.

Diesmal dauernd. Seit dem lichten Herbstmorgen, da der Graf, auf die Jagd ausreitend, zum erstenmal das wonnige Antlitz des Weibes von einer Mauerzinne der Benediktinerinnen hatte niederspähen sehen, schien er im Grunde seines Wesens verwandelt. Er verscholl den Winter hindurch. Als dann mit den ersten Maistrahlen die Kunde von seiner Vermählung nach Wien gelangte, da spöttelte man in dem lustigen Adelskreis: Slatok sei abtrünnig geworden und für das Leben in jedem größern Stile verloren; ein junges, blondes Nönnlein, das bisher mit den Gelübden noch weislich

gezögert, habe ihm die wilden Jugendsittige gestutzt und ihre Liebe wie weiches Provenceröl in sein stürmisches Blut ergossen; der wilde Troubadour von Wien sei nun der tugendhafteste Gatte, der jemals an der Seite einer zärtlichen Frau unter Parkbäumen gewandelt.

Die Witzler hatten recht. Slatok liebte das rascherwählte, junge Weib mit dem vollen Feuer seiner Seele. Ein paar glückliche, zurückgezogene Ehejahre entschwanden im Flug, und als die blonde Frau ein Knäblein gebar, das in den weichen Zügen der Mutter die lebhaft dunklen Slatokaugen trug, da wich von beider Stirnen das stille Leuchten nicht. In einem Hausgewand, das ihre Formen prächtig hob, stand die Schloßfrau von Sinecure gern an einem der säulengestützten Bogenfenster, während drunten die Abendsonne ihre Brände in den schönen Strom warf. Da geschah es wohl, daß Slatok, der mit seinem Wolfsblut gespielt, auf dem Teppich unhörbar neben sie trat, den schneeweißen Nacken küßte und scherzend fragte: ‚Was sinnet mein Nönnlein?‘ Dann lachte Frau Gemma mit ihrem eigenen, stillen Lachen, und die Antwort kam: ‚Dir beicht' ich nicht, du Böser, hast du gleich drei Locken so weiß wie der ehrwürdige Pater Hyazinth!‘

Bei solcher Gelegenheit nahm sie wohl, ein schalkhaft unschuldiges Klosterliedchen trällernd, den schlank und zierlich geformten Silberbecher ihres Brautschatzes vom eichegeschnitzten Sims, füllte ihn mit Wein bis an den Rand und kredenzte dem Gatten mit dem scherzhaft pathetisch gesprochenen Wort: ‚Trink Treue, mein Slatok!‘

Der Becher war mehrhundertjähriges Familiengut. Nach der Überlieferung hatte Frau Gemmas Ahn ihn zur Dreipäpstezeit von Kaiser Sigismund als Lohn für eine mannhafte Tat empfangen. Neben einigen rittergemäßen Schildereien waren auf der blanken, getriebenen Außenwölbung vier lateinische Worte: ‚Vinum bibens bibe fidem‘ eingegraben, die besagten, daß der Trinkende Vertrauen in die Redlichkeit dessen setzen solle, der ihm den Becher kredenze. Solch beruhigende Aufforderung mochte einen berechtigten Sinn gehabt haben in Zeiten, da es welsche Sitte war, mit Giftmord und Verrat ein argloses Zecherhaupt zu bedräuen. Schwerlich aber hatte der florentinische Kunstschmied, der einst das schöne Gefäß gefertigt, an jene unverfänglichere Deutung gedacht, die später Frau Gemmas liebeheischende Ahnfrauen dem Spruch zu geben wußten, indem sie ihren Männern den gefüllten Becher jeweils unter dem Scherzwort reichten: ‚Trink Treue, mein Gemahl!‘

Wie nun des lateinischen Spruches Sinn auch ursprünglich gedacht war: um dieses zärtlichen Kredenzbrauches willen, der den Zecher gemahnte, unentwegt an dem Gebot der Gattentreue festzuhalten und mit der Kraft des Weines zugleich das Feuer neuer Liebe in seine Adern ein-

strömen zu lassen, hatte der Becher seit Geschlechtern her in Frau Gemmas Familie nicht anders als ‚der Treubecher' geheißen.

Das bei aller Glut in gelassener, stolzer Sicherheit dem Grafen anhangende Weib verband mit dem leichthin gesprochenen Scherze schwerlich einen ernsthaften Sinn. Wohl waren im Lauf der Zeit auch bedenklichere Gerüchte aus Stanislaus Slatoks Brausejahren an ihr Ohr gedrungen, doch ohne einen Widerhall in ihrem schuldlosen Herzen zu wecken. Ihr kindlich reines Gemüt vermochte nicht jenen Helden frivol galanter Abenteuer und leichtfertiger Schwänke mit dem verehrten und teuren Bilde des Gatten zu verquicken. Vielleicht auch, daß ein dunkler Instinkt das liebende Weib abhielt, neugierig in der Vergangenheit des Grafen zu stöbern und möglicherweise dies oder jenes blasse Mädchenantlitz, dem Schönheit und heißer Glücksdrang zum Fluche geworden, vor ihre Seele zu beschwören.

Einmal erhielt Frau Gemma von ihrer Tante, der Äbtissin, ein Schreiben. Die würdige Dame, die ihren Tod nahen fühlte, sprach darin viel von den überirdischen Dingen und beklagte es, daß die Nichte, die ihr hätte eine Nachfolgerin werden sollen, den geistlichen Schleier mit dem der Weltbraut vertauscht habe.

‚Was ist dir, Kind? Suchst du den himmlischen Reigen?' fragte Slatok, als er sein Weib, an die Turmbrüstung gelehnt, in die Abendwolken blickend fand. ‚Ich bitte dich, neige dein Haupt der schönen Erde zu! — Du hast geweint, Gemma?'

Sie wies ihm die zitternde Handschrift des Briefes. ‚Die Äbtissin wird sterben,' flüsterte sie, ‚ohne mir völlig verziehen zu haben.'

Er schloß sie in die Arme. ‚Laß gut sein, Gemma, du wirst den frommen Starrsinn der alten Dame nicht erweichen!' — Ein Zug von Schalkheit legte sich auf seine Lippen. — ‚Weißt du noch, wie Schwester Chrysostoma keifte, als ich über den Klosteranger dahergetrabt kam und dir den ersten Gruß winkte?'

‚Und ich dir nickte, du Räuber!' drohte Frau Gemma erheitert. ‚O, ich war ein loses Kind, ich lachte die Schwester Chrysostoma aus! Darnach aber ward mir bang; ich mußt' es dem Pater Hyazinth beichten.'

Der Graf lachte. ‚Und der Alte sagte, du Närrchen?'

‚Es sei nicht schlimm; aber der Schwester Chrysostoma sollt' ich's abbitten.'

‚Das tatest du?'

‚Freilich. Doch unser Friede war nicht von Dauer. Denn die Schwester ertappte mich, wie ich lange nach Abendläuten bei der Kerze über den Liedern Herrn Walters und der andern Sänger saß. Und das war eine böse Sache.'

‚Allerdings. Eine böse Sache! Du schlichest drei Tage wie eine gepeinigte Seele umher und trugest die Last endlich zu Pater Hyazinth?‘

‚Gewiß; es war aber noch etwas hinzugekommen. Eine schöne, dunkle Stimme, die just der deinen glich, hatte mir beim Einschlafen dicht am Ohr geflüstert: „Nehmt, Fraue, diesen Kranz!“ — So wie ich es bei Herrn Walter gelesen.‘

‚Nun schoß aber dem Pater die Galle über?‘

‚Nein, Geliebter! Er blickte mich nur an; dann sagte er: „Ei, so nimm den Kranz, Gemma!“ und segnete mich.‘

Sie blickte über das Steingeländer in den Strom hinunter, der eben ein Schifflein vorübertrieb. Vergebens suchte der kecke Knabe am Steuer die Mitte einzuhalten; der heftige Strudel nahm den Kiel auf seinen schwanken Rücken und zwang ihn, nach einem stärkeren Willen zu gleiten.

Nachdenklich fuhr die Herrin fort: ‚Ich glaube, so wie es gekommen ist, hat es das Schicksal mir bestimmt. Mein Blut rinnt rascher und kräftiger, als die Klosterregel verstattet. Und doch gab es einst auch Stunden, da der Friede und die Stille der geweihten Mauern mir das sicherste Glück zu verbürgen schienen. So stand ich einmal im Klostergarten und reichte den Armen Brot und Wein. Denn es war eine dürre Zeit; die Bauern hatten kein Korn in den Scheuern und keine Hoffnung mehr in den Herzen. Da sah ich eine Zigeunerin sich durch die Hungernden drängen. „Ich bin Maruschka,“ sagte sie mit einem gierigen Blick in meine Augen; „weist Eure Hand her, fromme Schwester! Ich will Euch weissagen.“ — „Warum?“ fragte ich, meine Hand unter der Schürze bergend. — „Mich reizt Euer Schicksal, Schwester!“ begehrte sie dringlicher und machte sich an meinem Arm zu schaffen. — „Geh, Alte! Ich brauch' deine Zukunft nicht; ich bin zufrieden.“‘

‚Und heut?‘ lächelte Slatok.

‚Entsinnest du dich, mein Gemahl? Als wir im Gefolge des Kaisers zu Wien nach der Hofburg ritten, da drängte sich wieder dieselbe Alte zu mir. Ihre dunklen Augen verschlangen mich. „Eure Hand, Herrin! Ich bin Maruschka!“ rief sie heiser. — „Geh, Weib, ich bin glücklich!“‘

Slatok küßte die Herrin.

Es traf sich nun zuweilen auch, daß der Graf es war, der nachdenklich in einer der luftigen Nischen lehnte. Wenn sie, die das Knäblein gewiegt, dann leise herzutrat und seinen Ärmel mit der Fingerspitze berührte, so konnte es scheinen, als ob die schlanke Mannesgestalt unmerklich zusammenzucke. Auf die Frage der Frau, was nun er wohl zu sinnen habe, erfolgte die etwas zerstreute, nicht ganz unbefangene Antwort: ‚Ei, nichts doch, Liebste!‘ — während zugleich das Auge des Grafen von der Gattin weg nach jenem Himmelspunkt irrte, wo die Zinnen des Radschin von Prag in das Abendgewölk zu glühen schienen.

Selten kehrten Gäste auf Sineeure ein. Zuweilen waren es Edelleute aus der Umgegend, die der guten Nachbarschaft oder einer Jagdbesprechung halber kamen. Ein andermal auch gewichste, nach französischer Mode aufgestutzte Kavaliere mit keckblickenden Mienen und raschen, eleganten Bewegungen. Sie beglückwünschten unter einem gewissen zierlich spöttischen Lächeln Slatok zu seinem trauten Eheglück, sprachen etwas aufdringlich laut von leider vergangenen lustigen Zeiten und ließen, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, die Gelegenheit nicht außer acht, mit einer hübschen Zofe oder den Küchenmädchen schäkernd anzubinden. Gewöhnlich aber empfahlen sich die Herren sehr bald wieder, ohne daß ihr Verschwinden von Frau Gemma bedauert ward. Denn ein Tag, an dem solch vorlaut zwitschernde Zeisige sich in das stille Ehebauer verflattert hatten, war selten ein guter. Die Herrin wollte bedeuchen, als sei Slatok, während er am Tische saß und mit den Gästen becherte, ein andrer als sonst. Ein Zug von Unstätheit ging wie fliegendes Aprilgewölk über seine Stirn; seine Stimme klang rauh und fast lärmend, und selbst die Redewendungen, deren er sich bei den lautbewegten Gesprächen befliß, schienen dem jungen Weibe befremdend und ungewöhnlich. Wieherten und scharrten aber dann die Rosse, die die unruhigen Kumpane wieder forttragen sollten, ungeduldig vom Schloßhof herauf, so geschah es wohl gar, daß Slatok unversehens in halber Weinseligkeit emporfuhr, just als gemahnten auch ihn die Tiere zum Aufbruch.

Die schöne Hausfrau hielt sich, so sehr die lustigen Gäste nach ihrem Anblick und dem Klang ihrer Stimme begehrten, geflissentlich abseits. Sie biß sich auf die Lippen und zog die freie Stirn kraus. Auch schmollte sie am Abend heimlich mit dem weinmüden Gemahl, der von dem dargebotenen Treubecher kaum nippte, sondern sein Auge wie unruhig suchend an den Wänden umherschweifen ließ. Da aber ihr Groll nur Liebe war, so zerschmolz er in der Regel unter Slatoks erstem zärtlichen Lächeln. Frau Gemma war nach wie vor die heitere, in Hingabe vertrauende Ehewirtin.

Unter den Gästen fielen zwei Herren auf, die in ihrer Art vollendete Gegensätze darstellten. Baron Olivier war ein hübscher brünetter Stutzer, ein erklärter Liebling der Damen. In seinem Wesen weich und übersüß wie die Feigen, die daheim an seinem Schloßberg reiften. Das feste Haus seiner einst mannhafter gearteten Väter stand auf einem Felsen Südtirols, an der traubenumrankten Pforte von Welschland, und warf breiten, kantigen Schatten in die steilstürzenden Bergwasser der Eisach. Baron Olivier war kein Schloßherr, der stolz und selbstbewußt sich an seiner Scholle genügen ließ. Ein geschmeidiger Rücken und glatte Rede bestimmten ihn zum Höfling, als der er nun seit manchem Jahr in den kaiserlichen Burgen sein Wesen trieb: Kurmacher, Festordner und maître de plaisir für arkadische Plauder-

ständchen, die er nach Bedarf parisisch zu würzen verstand. Sein Einfluß in der Hofburg war nicht gering und wohl der Grund, weshalb Slatok den Unverschämten nicht vor die Tür warf. Oft trieb es dem Schloßherrn das Blut in die Wangen, wenn der Welsche sich vor Gemma zum Handkuß beugte und mit schnalzender Stimme irgendeine gefühlvolle Torheit sagte.

Der andre, seltnere Gast war der kaiserliche Obrist Sturte, ein Ostfriese, schweigsam und von schwerblütigem Wesen. Sein Geschlecht war dem Gemmas von alters befreundet. Gutherzig, hatte Onno Sturte verhängnisvolle Augenblicke, da es ihn zu rascher Gewalttat hinriß. Eines Morgens waren Edelleute, die in der Nähe der Jagd oblagen, auf Sinecure zum Frühstück versammelt. Der Wein floß reichlich in die Kehlen. Da geschah es, daß Olivier, der hastig getrunken hatte, seinem Tischnachbar einen gewagten Scherz so vernehmbar zuraunte, daß die Hausfrau erbleichte. Der Graf, dem das Gastrecht Zwang auferlegte, wollte mit scharfer Stimme den Trunkenen in die Schranken der Sitte weisen. Doch schon war Onno Sturte mit geschwellten Stirnadern aufgestanden. Der Baron, aus dessen Wangen alles Blut gewichen, zog vom Leder. Aber der Friese unterlief und umschlang ihn mit starken Armen, und ehe noch die Edelleute, die erregt durcheinander lärmten, Zeit gefunden, sich ins Mittel zu legen, war Sturte mit dem ohnmächtigen Ritterlein im angrenzenden Gemach verschwunden und hatte den Riegel vorgeschoben. Ein Weilchen später ward, durch die Wand gedämpft, ein entsetzlicher Rumor vernommen; dann polterte etwas die Stiege hinunter, und Ritter Olivier sauste, die geballte Hand nach den Fenstern emporschüttelnd, mit arg zerzaustem Habit vom Hofe fort.

Der wackre Obrist stand zu fest in des Kaisers Gnade, als daß die Feindschaft des Buben seine Stellung erschüttern konnte. Aber man sagte, daß die Kugel, die zwei Jahre später Sturte bei einem Grenzritt in Südungarn, drei Stunden hinter dem Kastell Groß-Wardein, meuchlings in den Rücken traf, aus keiner langgezogenen Türkenflinte gerührt habe.

Baron Olivier ließ sich auf Sinecure nicht mehr blicken, und Slatok war froh, des lästigen und gefährlichen Gesellen so guten Kaufes ledig zu sein.

Eines Mittags im hohen Sommer — der kleine Ludowiko begann eben die ersten Worte zu lallen — näherten sich die Gatten, von einem Spazierritt heimkehrend, zwischen den Pappeln dem Schlosse. Da ließ Slatok seinen Rappen im Schritt gehen und sagte: ‚Diesen Morgen erhielt ich ein Schreiben von meinem Verwalter auf Szegin. Die Arbeiten am Flügel des Herrenhauses, der lange mit Einsturz gedroht, seien beendet. Szegin in seinem neuen Bauschmuck harre des Auges einer Herrin; der Wohnsaal sei in bester Eiche renoviert und ein bequemer Armsessel vor dem Kamin der gnädigen Hausfrau gewärtig.‘

Sczegin war eine der Herrschaften Slatoks in Mähren. Jahrzehnte hindurch nachlässig, auch unehrlich bewirtschaftet, hatte der Besitz nunmehr dank der Umsicht und Tüchtigkeit des derzeitigen Verwalters einen befriedigenden, ja reichen Ertrag abzuwerfen begonnen.

In Frau Gemma regte sich bei Slatoks Worten neben einer plötzlichen Reiselust zugleich auch der Pflichtsinn der Hausfrau, und so war es, noch ehe man wieder nach Sinecure gelangte, zwischen den Gatten beschlossene Sache, daß man den kommenden Herbst, der schöne und milde Tage versprach, auf Sczegin zubringen werde.

Noch ehe die Uebersiedelung sich vollzog, ritten die Gatten gemeinsam nach Prag, um dem Kaiser zu huldigen, der mit großem Gepränge seinen Einzug in den Radschin hielt. Als sie nach vollbrachtem Fest sich zwischen dem freudig durcheinanderbrausenden Volk dem Stadttor näherten, gewahrte Frau Gemma am Eingang einer finstern, übelriechenden Seitengasse ein noch junges, zerlumptes Weib, dessen von Krankheit und Entbehrung zerstörtes Gesicht gleichwohl noch die Spuren einer ehemaligen hohen Schönheit aufwies. Wie ein Steinbild starrte die Unbekannte auf die vorüberziehende gräfliche Kavalkade und maß die heitere, blonde Herrin mit glühenden Blicken. Plötzlich brach sie in ein gelles Lachen aus, und die hagere Hand gegen den Grafen schüttelnd rief sie: „Habt Euch da ein lichtes Täubchen eingefangen, Herr Vogelsteller Graf Slatok! — Gott zerreiß' dir das Herz im Leibe, du honigsüßer Schurke, wie du meines zerrissen hast!'

Das Weib hätte noch weiter geschmäht. Aber einer der Reisigen war auf sie zugesprengt und ließ die flache Klinge sausen, daß das lungernde Volk mit Geschrei in der Gasse verstob. Man maß den Worten einer offenbar Wahnsinnigen keine Bedeutung bei.

Die Reise brachte neue und angenehme Eindrücke. Das Land war von kriegerischen Unruhen frei, die Straßen bei dem anhaltenden Sommerwetter vortrefflich, und so erreichte die von dem alten Diener Jagor gelenkte, von wenigen wohlbewaffneten Knechten eskortierte Reisekutsche schon nach wenigen Tagen ungefährdet Sczegin. Slatok war in dringenden Geschäften einen Umweg geritten, langte aber durch Zufall just zur selben Minute auf seinem flinken Rappen am Schloßhang an.

Der Tag war schwül. Seit Stunden schon rollten die Donnerwogen im fernen Gebirge. Slatok war seit seinen Kinderjahren nicht wieder auf Sczegin gewesen. Ein zufriedenes Lächeln überglitt daher seine Züge, als er das steile, neugebaute Herrendach mit den kleinen sauberen Erkern zwischen den Rüsterkronen durchschimmern sah. Wenzel, der Verwalter, stand gestiefelt und gespornt, die stachliche Igelmütze in der Hand, zur Begrüßung auf der Terrasse. Im Flur drängten sich, bei jedem Blitzstrahl das Kreuz schlagend,

die Leibeigenen in ihren Sonntagskleidern. Mann und Weib lösten sie sich, eines nach dem andern, aus dem Kreis und boten nach ländlicher Sitte der Herrschaft den Willkomm mit Kniebeuge und Handkuß.

Da die Herrin sich eben zum Betreten des Hauses anschicken wollte, zeigte sich im Hoftor ein kleiner, verwachsener, schwarzer Kerl, der, umgeben von drei Buben, auf einem Bein tanzte und die Kappe nach der Herrin hin schwang. Ehe diese noch Zeit gefunden, die drolligen Wesen ein wenig näher ins Auge zu fassen, waren sie schon entschwunden; nur ein Schwarm schreiender Enten, die dem Teiche zustrebten, füllte den Eingang.

‚Waldwichte?‘ fragte Frau Gemma.

‚Etwas ähnliches, gnädige Frau!‘ erwiderte Wenzel trocken. ‚Auch Rosto, der Köhler, hat mit seinen Wildlingen die Meiler verlassen und Euch seinen Willkomm überbracht.‘

Die Herrin lachte. ‚Ein seltsamer Willkomm; aber ich nehm' ihn dankbar entgegen. Ist dieser Rosto immer so närrisch?‘

Wenzel tippte mit dem Finger zweimal bezeichnend auf seine Stirn. ‚Man sollte ihm eine Schellenkappe geben. Seine Kohlen zwar brennt er tüchtig, und seine drei Irrwische von Buben versteht er zu hätscheln. Auch ist er, wenn er will, anstellig und leistet gute Hilfe in allen Dingen. Aber zumeist sitzt ihm ein Schalk im Nacken. Dann schreckt er im Busch den harmlosen Wandrer mit unheimlich lustigen Tönen oder lockt ihn durch verstellten Ruf auf Abwege. Ein andermal verstört er den Bauern das Vieh, oder er kauert beim Abenddämmern wie das böse Gewissen in einer hohlen Weide, schneidet Fratzen und rollt die Augen so fürchterlich, daß die Weiber entsetzt von ihrem Reisig weglaufen.‘

Frau Gemma lachte. ‚Merkwürdiger Waldmensch!‘

‚Nicht der einzige dieser Art,‘ wollte der Verwalter weiter erzählen. ‚Da ist zum Beispiel der alte Etzel —‘ Aber die Herrin war mittlerweile schon die Steinstufen hinangeschritten.

Alles zeigte sich im besten Stand. Der blanke, geschmeidige Verwalter, der saubergepflasterte Hof, die freundliche, von Winden und Astarten umkleidete Terrasse verhießen angenehmen Aufenthalt. Slatok unternahm als guter Hauswirt schon im Verlauf der nächsten Stunde mit Wenzel einen Gang durch Stall und Scheuer. Während er sein Auge mit frohem Behagen über die glatten Hengste und Rinder schweifen ließ, durchstreifte Frau Gemma mit der alten Schaffnerin Maja die kleine Flucht von Sälen, Gemächern und Kammern. Von dem aufziehenden Gewölk gelblich gedämpft fiel das Tageslicht durch die Verglasungen auf alte, trefflich erhaltene Teppiche oder wohlgeölte Dielen. Der neue kleine Herrensaal war sogar ein Kabinettstück intimster Baukunst. Die Brünner Holzschneider, aus deren

geübten Händen die eichenen Postamente, die verschiedenfarbige Wandtäfelung und geschnitzten Balkenköpfe hervorgegangen waren, die Olmützer Kupferschmiede, die den zierlich vergitterten Kaminbau hergerichtet hatten, brauchten sich ihres Werkes nicht zu schämen.

Zuletzt schloß die plaudernde Maja am Ende eines in den Turm leitenden Ganges ein brüchiges Türlein auf, das, wie sie der Herrin gewichtig bedeutete, zu den gräflichen Ahnen führte. Frau Gemma blickte in einen schmalen, getünchten Raum, der in seiner bunten Unordnung eher einer Rumpelkammer als einem Ahnensälchen glich. Rüstungen, Waffen aller Art, reichgestickte, aber von der Sonne entfärbte Mäntel und Wämmser, Sättel und Zaumzeug waren in malerischer Gruppierung zu schauen und hätten einem Künstler das Motiv zu einem Stillleben liefern können, für das die wilde Vorzeit den blutigen Hintergrund abgab. Längs der Wände aber hing eine Reihe von staubüberzogenen, zum Teil sehr gedunkelten Gemälden, die Männer und Frauen in längstvergangenen Trachten darstellten. Zwei oder drei der bartlosen, zumeist schönen und kühnen Mannesgesichter wiesen die stattliche Slatoknase in besonders charakteristischer Prägung auf. Was aber Frau Gemmas Auge sogleich beim Eintreten anzog, das war ein als letztes in der Bilderreihe hängendes, offenbar weit jüngeres Porträt, bei dessen Anblick ein leiser Ruf der Überraschung ihren Lippen entfuhr. In dem braunen, vom Wurm vielfach zerstochenen Holzrahmen stand, bis zu den Knieschleifen sichtbar, die Brust von einem zierlich spiegelnden Silberbrünnlein umhüllt, der lebensgroße, etwa vierundzwanzigjährige Stanislaus Slatok in einer koketten, höfischen Kleidung.

Herr Quintus Bogenhard aus Prag machte als bedachtvoller Erzähler hier eine Pause, während welcher seine scharfen Brillengläser nach einem der Fenster blickten. Von dem dunklen, mattgemusterten Brokat der Vorhänge zeichnete sich ein schwaches Schneetreiben ab, das die Fassaden und Giebel der gegenüberliegenden Häuser wie in einen silbrigen Nebel hüllte.

‚Der erste Schnee!‘ flüsterte es im Kreise. Der Astronom lächelte; denn er hatte schon gestern Schnee prophezeit. Eine kurze Weile folgten aller Blicke den weißen, niederwirbelnden Sternchen, durch die gerade ein Sonnenstrahl brach, um dann, wieder dem Kamin zugewandt, die schmächtige Gestalt Franzesco Goldonis wie in einen blutroten Schein getaucht zu sehen. Der landfremde Jüngling schien in unbekannte Fernen zu starren. Vielleicht war es Sehnsucht nach der sonnigen Heimat, was bei dem nordisch winterlichen Anblick in seinen dunklen Augen glühte.

Auch der Erzähler streifte den Neapolitaner mit einem aufmerksamen Blick. Es schien, als müsse er die Farben, deren er zunächst auf seiner

Palette benötigte, von dessen Antlitz ablesen, da er mit verhaltener Stimme in seinem Bericht fortfuhr.

Es war ein Etwas in dem Jugendbildnis des Gemahls, das Frau Gemma sogleich in Verwirrung setzte, ja fast erschreckte: die ungebändigte, dämonische Kraft der Augen. Aus den schöngeschnittenen, bräunlichblassen Zügen, die von den Blitzen des stärker losbrechenden Unwetters seltsam und unheimlich beleuchtet wurden, sprach ein Ausdruck, über den Frau Gemma sich vergebens durch schärferes Hinsehen hinwegzutäuschen suchte. Unendlich fremd deuchte ihr dieses dunkelumlockte, feine Jünglingsantlitz, das, aus einer breiten, französischen Spitzenkrause hervorblickend, gleichwohl in jeder Linie die vertrauten, teuren Züge trug. Mit bangem, zwiespältigem Gefühl betrachtete das plötzlich zu nagendem Zweifel erwachte junge Weib diesen unvermutet und, so deuchte ihr, drohend wie eine dem Schicksal noch unbezahlte Jugendschuld aus der Versenkung der Zeit hervorgetauchten Slatok.

Maja war hinausgehuscht, einen Laden gegen die Wetterseite zu schließen. Die Herrin aber stand noch immer wie in schwerem Traum befangen. Der abenteuerliche Kavalier, der wilde Troubadour von Wien, der bisher nur schemenhaft vor ihre scheue Seele getreten war, hatte in diesem Bilde Blut und Leben gewonnen. Frau Gemma zuckte zusammen, als habe eine unreine Hand nach ihrem Herzen getastet. Der Boden, darauf sie stand, schien zu schwanken; das Blut stieg ihr heiß zu Haupte und bestürmte das Ohr. Plötzlich war ihr, sie reite wieder an des Gatten Seite beim Kaiserfest durch das vielstimmige, brausende Volk, und aus dem Gassenwinkel hervor gelle der schreckliche Ruf des Weibes: ‚Vogelsteller Graf Slatok, Gott zerreiß dir das Herz im Leibe!‘

Aber es war nur langhallender Donner, der über das Haus ging. Sein tiefes Grollen hatte das Geklirr der Sporen verschlungen, das sich die Stiege herauf über den Gang genähert. Darum trat jetzt der Graf unversehens zu der Gattin; sein Konterfei sogleich erkennend rief er erfreut: ‚Wie? Dieses Bild, das jahrelang vermißt ward, befindet sich hier auf Szegin?‘

Zugleich fiel ihm ein, daß seine längst verstorbene Mutter, die ihre letzten Lebenswochen auf der abgelegenen Herrschaft verbracht, dem Gemälde wohl diesen Turmwinkel angewiesen haben mochte. Sie hatte es einst von einem in Prag lebenden alten Spanier anfertigen lassen, der sich mit Stolz Don Diego Fernando de Ramiro nannte und im böhmischen Landwein sein reiches Talent ertränkte. Oft gedachte noch später der Graf des liederlichen Genies und seiner närrisch rabulistischen Redemanier mit Heiterkeit. ‚Recht so, Herr Graf, das Haupt etwas höher und mir strackweg auf die Stirn geschaut, als wolltet Ihr die Gedanken erspähen, die dahinter brüten! —

Ah, meine Gedanken! Beim Pinsel des Zeuxis, wenn aus diesen Sonnenadlern ein melancholisches Nachtgeflügel geworden ist, so trägt nur das Schicksal und der saure Wein die Schuld daran!‘ — Er nahm einen Schluck. — ‚Prächtig, Herr Graf, diese Miene und Stellung! Schade, daß kein rechtes Weibsbild zugegen ist. Ich sagte Euch immer, Herr Graf, Böhmen ist nicht das Feld für Euch! Es gibt keine schönen Weiber im Lande der Bogis-, Jaros-, Brzetis- und Wenzisläuse! Ihr solltet, Ew. Liebden, über die Pyrenäen reiten und die schwarzäugigen Katzen von Sevilla mit Kastagnetten um Euch tanzen sehen!‘

Aufmerksam sein Jugendporträt musternd, meinte der Graf jetzt zu Frau Gemma gewandt: ‚Nun, diese Überraschung macht ja schier allein die kleine Mühsal der Reise wett! Wie gefällt meiner Herrin der junge Slatok?‘

Da löste sich das schweigende Weib aus dem Bann der gemalten Augen. Die Ermattung der Reise, die bedrückende Wetterschwüle und die Erinnerung an die Wahnsinnsworte der Unglücklichen in Prag mochten bei ihrer zarten Natur zusammengewirkt haben: sie umschlang, sich jäh von dem Bilde wendend, den geliebten Mann mit beiden Armen und brach in ein konvulsivisches Schluchzen aus.

Die stillen, ländlichen Täge auf Sezegin begannen und waren eigentlich nur eine Fortsetzung des Lebens auf Sinecure. Nur daß noch seltener als früher Gäste bei den Gatten Einkehr hielten, und von den Wiener Herren sich keiner jemals nach dem in weiten Wäldern verborgenenen Edelsitz verirrte. Frau Gemma aber vermied es in der Folgezeit, die Bilderkammer zu betreten. Ein kaum merklicher Reif hatte sich auf ihre blühende Stimmung gelegt. Öfter als sonst sah man sie betend in der kleinen Kapelle knien, wo an jedem Sonntag ein Kaplan aus der Nachbarschaft das Meßopfer darbrachte.

Eines Tages geschah es, daß der Graf die Gattin durch Maja nach der Rüstkammer bescheiden ließ. Frau Gemma, die der Bitte nicht ohne einige Überwindung willfahrte, traf Slatok an einem altertümlich geschnitzten Schränkchen stehend, wie er eben eine unmodische, schwarzseidene Tracht vor sich hielt. Aufmerksam wendete er sie nach allen Seiten. Dem Schnitt nach ein Scholarengewand, mochte sie, nach dem phantastischen Aufputz, der reichen Bortierung und dem Spitzenbesatz zu urteilen, vor Zeiten die Schultern eines auf romantische Abenteuer fahrenden Ritters geziert haben.

‚Sieh da, Gemma,‘ sagte der Graf aufgeräumt, ‚ich fand das alte Reisekleid meines Ahnen, des Ritters Zderad, der weiland an einem Mörderpfeil verblutete. So wird berichtet. Betrachte hier die Halskrause! Das Geschoß muß in der Tat die Kehle des Ritters durchbohrt haben.‘

Wirklich war der obere Teil des feinen Gewebes von dunklen Flecken entstellt, die ihren Ursprung in vergossenem Menschenblut haben mochten.

Die Herrin erschauderte. ‚Dein Ahn starb durch Mord, Slatok?‘ fragte sie leise. ‚Hatte er eine schwere Schuld auf sich geladen, die er also mit seinem Blute sühnen mußte?‘

Slatok lachte. ‚Bah — Schuld! Schuldig sind wir alle, seit Eva in den Apfel biß. Ich sage, es war schade um den Ritter Zderad. Denn wie ich neulich in den alten Familienberichten las, war er nicht nur ein Wunder männlicher Schönheit, sondern führte auch in Böhmen und Mähren den besten Speer seiner Zeit. Ein verfluchter Bauer, mit dessen Töchterchen der immer auf Frauendienst Bedachte ein kurzweilig Spiel unterhielt, hat ihm meuchlings aus dem Hinterhalt den Pfeil in die Kehle getrieben. Da man den Entseelten dann zu Sigmonda, seinem Weibe, brachte, da soll diese, wie die Sage erzählt, durch den Anblick seiner blutentstellten, gemordeten Schönheit in Raserei und Geistesnacht verfallen sein.‘

‚Wie?‘ fragte Frau Gemma mit stockendem Atem. ‚Der Ritter war vermählt? Er betrog demnach zwei Menschen zugleich: die Tochter des Bauern und sein Weib?‘

Der Graf drehte und wendete das Reise- und Todesgewand des schönen Zderad noch immer in Händen. Plötzlich schwang er es in einem Anflug von übermütiger Laune um die eigenen schlanken Schultern und stolzierte, selber über den Aufputz lachend, einige Schritte weit durch den Raum.

Einen Moment stand Frau Gemma erblaßt und unwillig. Dann trat sie heftig hinzu, riß dem Gemahl die verblichene Seide vom Leibe und schleuderte sie wie eine ekle Schlangenhaut von sich: ‚Aus meinen Augen, Verrätergewand! Nie mehr sollst du es berühren, Slatok! Sonst, mir ahnet, kostet es uns Liebe und Glück!‘

Als an diesem Abend Frau Gemma dem Grafen den Becher reichte, da sah sie ihm länger als sonst in die Augen. Dann meinte sie: ‚Weise deine Hand und deinen Puls, Slatok! Ich will prüfen, ob ich das Blut Zderads darin klopfen höre.‘

Der Graf leerte lachend den Becher auf einen Zug, küßte sein schönes Weib fest auf den roten Mund und sagte: ‚Sei ruhig, Gemma! Zderad Slatok ist tot. Die Heide hat sein Blut getrunken.‘

Viele fleißige Hände regten sich auf Szegin. Denn längs der Wiesen mußten die duftenden Heumahden gebreitet werden. Im hohen Korn erklang allenthalben die Sichel. Vollbeladen schwankten die Wagen auf der weißen, trockenen Straße daher und rauschten durch das mit Weizen und buntem Mohn bekränzte Hoftor. Dafür waren die Abende um so erquickender. Vom Felde her kam, je nach dem Winde bald stärker, bald verschwebend, Lachen und Gesang der Mägde. Wenn am dunkelklaren Himmel der Mond über den Baumkronen heraufschimmerte und die rot und gelben Blüten der Astarte

silbrig färbte, dann war die Luft voll Grillengetön, und aus den fernen Waldteichen scholl das Konzert der Frösche.

Um diese Zeit zog sich die Herrin in der Abendkühle ein hitziges Fieber zu. Der Graf hatte sofort den Stadtmedikus aus Brünn berufen lassen und saß in schwerer Sorge am Bett seines Weibes. Er war Zeuge, wie die kranke Phantasie unermüdlich den ganzen Kreis von Lebenseindrücken bis in die Tage der fernen Kindheit ablief. Die Gesichter der längstverstorbenen Eltern tauchten Frau Gemma aus einem blassen Nebel auf: der ernste, ritterliche Vater, die Mutter mit dem blonden Haar. Die Lippen der Fiebernden plauderten schalkhaft mit den frommen Frauen im Nonnengärtchen oder vertrauten flüsternd dem Pater Hyazinth eine geheime Seelennot. Es geschah, daß die weit und starr geöffneten Augen den schönen Ritter Zderad blutend auf der Heide liegen sahen, und die Hand der Kranken tastete dann ruhlos, als wollte sie Slatok das Sündergewand von der Schulter reißen.

Endlich erklärte der Arzt, daß alle Gefahr gewichen sei. Aber auch jetzt, da er des teuren Lebens versichert war, saß Slatok zuweilen in düsterem Sinnen. Es schien, als beobachte er, die Augen in sich gekehrt, das Flackern einer andern Fieberflamme, die, an seiner eigenen Seele zehrend, von den Dämonen der Vergangenheit geschürt ward. Sonderbar, die alte, ungezügelte Jugendglut schien sich in der Schwüle des Krankenzimmers von neuem entzündet zu haben; die Stille seines glücklichen Ehelebens legte sich Slatok wie erstickend aufs Herz. Ihn überkam zuweilen die tolle Lust, sich auf seinen Renner zu werfen und ohne Abschied hinaus zu brausen, wie einst wieder der Vorderste in dem lustigen Halali des Lebens.

Dann stand er wohl auf und durchmaß mit vorsichtigen Schritten, um die Schlummernde nicht zu wecken, das verhüllte Gemach. Wenn diese Stille nicht war, die sein Eheglück dumpf machte! Er empfand eine Art grollender Reue, seiner Soldatenlaufbahn nicht treu geblieben zu sein, zugleich auch eine förmliche Sucht nach dem Anblick brennender Dörfer und blutig beleuchteter Reiterschwärme. Wenn doch Schüsse aufkrachten und diese träge, sonnige Stille zerrissen! Feinde links, Feinde rechts, Feinde um und um — das erst war Leben! Köstliches Leben, das man leichtherzig auf des Schwertes Schneide setzte! Leidenschaftliches Leben, das man Stund' um Stunde dem schwarzen Würger Tod abstritt!

Und dann die Tage von Wien mit ihrem Becherdröhnen! Die herrlichen Duelle, die Rosenfeste der Liebe — all der Ersatz, den das Jugendblut nach dem Verzicht auf Waffenruhm und ritterliche Ehren begehrt hatte!

Im Nebenzimmer trat die Amme die Wiege und sang mit sanfter, verhaltener Stimme ein Lied der Fahrenden:

‚Es saß ein Ritter mit seinem Gemahl
In seinem blanken Rittersaal.
Sie war so schön, sie war so treu,
Und jeder Tag war jung und neu.‘

Der Graf stand am Bette still, voll zärtlicher Rührung die Züge seines Weibes belauschend, auf dessen Wangen die Rosen der Genesung blühten. Wie Röte der Scham überglühte es auf einmal dunkel seine Stirn; ihn deuchte, er habe in Gedanken an diesem vertrauenden Schlummer gefrevelt.

Die ersten Herbsttage kamen. Goldener, durchsichtiger Rauch lagerte sich über den fernen Wäldern. Frau Gemma war als nächste Folge der überstandenen Krankheit ein nervöses, leicht schreckhaftes Wesen verblieben. Doch an Schönheit hatte sie nichts eingebüßt, und eine sanfte Schwermut und Müdigkeit, die noch jeder ihrer Bewegung anhafteten, erhöhten nur den Liebreiz der rasch Genesenden.

In der jetzt schon zeitiger einbrechenden Abenddämmerung wandelte Frau Gemma gern durch den ausgedehnten Schloßgarten, wo eine Zeile dunkler Eiben breite Schatten aufs Gras warf und rosiges Licht unter den vollen Zweigen der Fruchtbäume spielte. Sie scherzte und koste mit dem kleinen Ludowiko, den die ernste Amme neben ihr hertrug, bis es allmählich dunkler ward und drüben zwischen dem Herlitzengebüsch die Zinne eines kleinen Ruinengemäuers in brennendem Farbenton zu erglühen begann. Die Herrin vermied es, jene Stelle des Gartens zu betreten. Wie ihr die kleine Krasopani — das gelbhaarige Zöfchen, das sie aus der Zahl der Mägde sich zu ihrem besonderen Dienst erkoren — zuweilen vorgeplaudert, war jenes verfallene Steinwerk der Überrest einer uralten Grabkapelle. Unter den nun bloßliegenden, eingesunkenen Grüften sollte, von Disteln und Wegebreit umwuchert, auch Zderad Slatoks Grab sich befinden. Es sei — so erzählte Krasopani — das mittelste in der Reihe, mit einer schweren Basaltplatte und einem großen steinernen Zierrat bedeckt, der wohl ein entzweigebrochenes Herz darstellen solle. An einer verborgenen Stelle des Steines aber habe vor Zeiten ein des Schreibens kundiger Fürwitz — wahrscheinlich ein abenteuernder Scholar — mit seinem Dolch ein Sprüchlein eingekritzelt:

‚Hie ruhet Zderad Slatok,
den magedin satt bekannt,
der vampir von Scegine
ward er mit clagen genannt.‘

Bald erfreute sich die Herrin neugefesteter Gesundheit. Die Abende gestalteten sich für ihren schlicht-weiblichen Sinn abwechselnd genug. Wenn sie den kleinen Ludowiko mit mütterlicher Sorgsamkeit für die Nacht eingebettet, dann saß sie nach vollbrachter Mahlzeit gern mit dem Gatten beim Schachbrett. Oft auch nahm sie die Lieder der stauffischen Minnesänger

aus ihrer Mädchenruhe und vertiefte sich darein. Oder sie bat Slatok, daß er ihr aus den Chroniken, deren die Schloßbibliothek einige barg, vorlese. Wenn es wie Blutgeruch tartarischer Schlachtfelder aus dem alten Pergament aufstieg, oder irgend ein grausig stürmendes Schicksal der Vorzeit zu kurzem Leben erweckt ward, dann glühten Slatoks Augen wie vom Feuer eines reichlich genossenen Weines. Der Graf liebte die zarten Fabeln nicht; den Abenteurer aber, der in einem spanischen Ritter- und Schelmenroman sein Roß an die Klostermauer herandrängte und heiße Worte mit der unglücklichen Nonne wechselte, verkörperte er durch Miene und Geberde vortrefflich.

Bei derartigem Anlaß geschah es zuweilen, daß Frau Gemma die Hand auf ihr Herz preßte, als fühle sie dort von seinem Redefeuer einen sengenden Schmerz. Dann stand sie hastig auf, als sei ihr schwül im Gemache, legte die Stickerei fort und hieß den kühlen Mägdesaal mit Kerzen erhellen und Spinnräder bringen. Dort saß sie nun gleich der phäakischen Königstochter in ihrer Schönheit und blühenden Jugendkraft. Um sie geschart wie Gespielinnen saßen die starken, blonden und braunen Mägde. Dann ward gesponnen und heimlich geplaudert durch die halbe Spätsommernacht, während das Sternelicht immer tiefer auf den Grund der Waldteiche blickte.

Am hurtigsten unter den Mägden aber spann die kleine Krasopani, das Zöfchen, das eigentlich Eva hieß, im Scherze aber nach der alten mährischen Venus genannt ward; denn der alte Heidenspuk hatte es ihr angetan. Bei der Feinheit und Zierlichkeit ihres Körpers und der blonden Schwere ihres Haares ähnelte sie selber einem wohlbesteckten Spinnrädchen. Keine unter den Mägden war so zarten, scheuen und rätselhaften Wesens, keine hatte ein so unruhvolles, überquellendes Herz und so wunderliche Gedanken und Gesichte. Die Wimpern Krasopanis waren so lang und schwer, daß es immer schien, als ob sie schlafe oder träume. Aber nur bei Tage; wenn die Nacht mit ihren Ahnungen und Schatten auf die Seele des Mädchens drückte, dann gewann ihr schwacher Körper Leben und Feuer. Kurz nach jedem Neumond, wenn der erste heimliche Sichelschimmer aufs Schloßdach fiel, da erhob sich die Kleine allnächtlich als Schlafwandlerin von ihrem Lager, stieg barfüßig in den Garten hinab und verschwand im Dämmer der Bäume. Das wußten alle.

‚Der schöne Zderad hat's ihr angetan,‘ raunten die Knechte und Mägde. ‚Sie hat die Nacht wieder mit ihm zwischen den Büschen im Mondlicht getanzt.‘

Die kleine Krasopani war es zumeist, die an den Spinnabenden den alten Alesch zum Saal hereinführte, einen hochstämmigen, blinden Greis, der die Harfe zu schlagen und zu singen verstand von den Taten und Ereignissen der Vorzeit, von Tagen verwichener Not oder Üppigkeit, von Schelmenwerk und altmährischem Heldentum.

Unbeweglich saß der Alte am toten Herd mit weiten, toten Augen, und nickte nur zuweilen mit dem Kopfe, daß die Ohrringe unter den weißen Locken erzitterten. Dann standen auf einen Wink der Herrin die sausenden Räder still. Alesch nahm die Harfe zwischen die hageren Kniee, richtete die Augen nach der Saaldecke und sang, indem er die Saiten rührte:

‚Im Frührot glühte die Felsenwand,
Da gellte Kriegsruf durch Slawenland.
„Leb wohl, du Weib, mir in Liebe geweiht!
Dein König zieht in gewaltigen Streit."
Im Spätrot glühte die Felsenwand,
Da klagten die Weiber in Slawenland.
Auf schwarzer Bahr, mit gebrochnem Blick,
So brachten die Mannen den König zurück.
Um Mitternacht an der Felsenwand
Anflohte zum Himmel ein düstrer Brand;
Da gossen die Priester der Königin Blut,
Zum Opfer geweiht, in die gierige Glut.
In Asche sank des Königs Leib;
Die Flammen verschlangen sein blühend Weib.
„Schwebt auf zum Gefilde, fahrt wohl, fahrt wohl!"
So brauſt' es im nächtlichen Kreise hohl.'

Die Mägde rückten enger zusammen und flüsterten. Alesch aber hub von neuem an und sang von Brzetislaw, dem jungen, schwarzäugigen Fürstensohn, und seiner Liebe zu Sanna, der mährischen Judith.

Brzetislaw aber war der Sohn Jaroslaws aus dem Geschlechte der Premysliden und warb um Sanna, die schöne, herzbestrickende Tochter Fobeschs von Horka. Ihre Haut blühte weiß und rot wie Pfirsichsträucher am Berghang; ihre Augen waren wie Fischschuppen so graublau und glänzend, das Haar wie Sommerkorn, wenn es gerade reif ist. Schon als unmündiges Mägdlein war sie der großmächtigen Gottesmutter im Kloster Hradisch angelobt worden. Brzetislaw aber entfloh mit ihr in die Steppe zu dem Tartarenhäuptling Peta. Der bewirtete beide drei Tage lang; wenn er aber den Becher an die Lippen setzte, dann schielte er unter den Wimpern hervor nach Sanna. Die spähte mit ihren Fischaugen neugierig im Zelt umher und sah ein Schwert in blausammtener Scheide ruhen. ‚Meine Beute,' sagte Peta stolz, ‚da ich an der Wolga den Scharenführer Iwan erschlug.'

Da lugte Sanna nach einem scharlachroten Roßschweif, der lustig im Abendwind wehte. Und Peta sagte: ‚Einen Großwessir sah ich damit prahlend durch die mazedonische Steppe reiten. Da fuhr ich wie ein Wirbel daher und hieb ihm das Haupt vom Rumpfe. Die Heide hallte von meinem Gelächter.'

Sanna wies die weißen Zähne. Und ihr unruhiges Auge schweifte abermals und haftete auf einem köstlichen Ring an Petas Finger. Da

fuhr ein Leuchten aus seinen finsteren Augen. ‚Den Reifen nahm ich meinem toten Weibe, da schon die Flammen um ihren weißen Leib leckten. Nun soll er dich schmücken, Sanna!‘

Da ward es klar, daß der Tartarenfürst die Treulose für sein Lager begehrte. Und siehe, sie wich den heißen Blicken des Mächtigen nicht aus. Brzetislaw ward zur selben Stunde in Ketten geschlagen. Er lag die lange Nacht im Grase und stierte mit dumpfem Gehirn zum Steppenhimmel empor.

Das empörte Blut aber gab ihm Kraft. Er zerbrach die Fesseln wie ein toller Stier und schlich mit der Waffe eines erwürgten Wächters vor Petas Zelt. Da sah er Sanna im Mondlicht vor sich stehen. Ihr Antlitz war kalt, schön und blaß wie die Himmelsampel selber, da sie ruhig sagte: ‚Küsse mich, Brzetislaw, mein Geliebter, denn wie ich hier stehe, bin ich so rein wie ehevor!‘

Seine Augen funkelten. ‚Warum stelltest du dich willig?‘

‚Sieh hier meine List!‘

Nun schlug sie die Felle zurück, und Brzetislaw sah den Häuptling ausgestreckt liegen. Sein Haupt war erbleicht zurückgesunken; der schwarze, dünne Tartarenbart spielte, von der Nachtluft bewegt, um einen Dolch, der bis ans Heft in der Brust des Toten wurzelte.

Die Kerzen schrumpften still in den Leuchtern nieder; tiefe Schatten ballten sich unter dem schweren Gebälk der Saaldecke. Die Mägde aber rückten immer dichter zusammen, von heimlichen Schauern bewegt, und reichten unter dem Tisch einander die Hände. Nur die kleine Krasopani atmete aus tiefer, sicherer Brust; ihre Seele feierte Feste bei den seltenen Abenteuern. Da nun gar der Höllenfürst selber in einem Schwefeldampf durch den Saal fuhr, rieb sich das Zöfchen vergnügt die Hände und zupfte den Leibhaftigen an seinem flammenden Mantel.

Einmal — nur einmal — sang Alesch vor der Herrin die Untreue und den Tod Zderads. Da hörte man nicht atmen im Saal; wie Steinbilder saßen die Mägde. Denn es war die Zeit der Hundsgestirnnächte, da, wie die Sage wußte, der Vampir von Sczegin drunten aus seiner Gruft aufstieg und wie ehedem im Leben auf Abenteuer schlich.

Der Sang hatte diesen Inhalt:

Einst ritt Zderad in seinem dunklen Reisegewand zu dem alten Havlik hinaus, der jenseits des Waldes in der Bienenheide wohnte. Zderad zürnte dem Greis und wollte ihn strafen für eine kecke, hochfahrende Rede. Denn Havlik hatte sich vermessen, daß Slobatka, seine schwarzäugige Tochter, schöner sei als des Ritters Weib, Sigmonda. Da aber Zderad vor das Heidehaus kam, war Havlik ausgegangen, und Slobatka trat dem Ritter entgegen. Da erschrak dieser, weil er sah, daß der Alte nicht gelogen habe.

‚Wer bist du, Herr?‘

‚Ein fahrender Kaufmann, du schönes Kind! Da ich müde bin, so will ich hier ruhen.‘

‚Binde dein Roß an und setze dich her!‘

Da brachte sie Brot, Honig und Milch in hölzernen Schalen und saß ihm gegenüber, das Haupt in den Händen. So sonnte sich jedes in der Schönheit des andern.

‚Horch, was singt da?‘ fragte der Ritter und schlug seine Locken zurück.

‚Der Regenpfeifer singt. Weißt du, wie? Ich hör' es genau: Die Heide brennt, aber die Wolke wird löschen.‘

Sie sahen einander an und dann auf die Heide hinaus. Es war wie eine Bangigkeit zwischen ihnen. Aus den dunklen Kiefern am Rande der Heide kam es wie rote, schwelende Flämmlein; die zuckten und züngelten. Denn die Sonne war im Sinken. Wie ein Feuerschiff ging sie nieder zwischen brennenden Wäldern und Wolkeninseln; der Rauch der Nacht stieg auf und umhüllte die Heide. Allmählich begannen die Mondstrahlen wie Silberdelphine durch das schwüle Luftmeer zu gleiten. In den Büschen sang die Heidenachtigall: ‚O Wundernacht, — o Wundernacht —!‘ Der Wind aber erhob sich feucht von Westen; er seufzte im hohen Grase: ‚Havlik, grauer Havlik, wo verweilst du dich?‘

Um Mitternacht kam Havlik, mit einem Rehbock beladen, heim. ‚War jemand hier? Ich sah es durch die Büsche gleiten.‘

‚Ein fahrender Kaufmann. Ihn hungerte und dürstete.‘

‚Was trug er für Gewand?‘

‚Von schwarzer Seide.‘

‚Dann weiß ich, was ihn sättigte. Sieh diesen Pfeil, Slobatka! Er soll deinen Buhlen, den Ritter Zderad, treffen!‘

‚Weh, Vater, weh mir verratenem Kinde! Er versprach mir des Priesters Wort, Vater!‘

‚Sieh diesen Pfeil, Slobatka! Bei der Seele deiner Mutter, die ich in Ehren freite: Er wird den Ritter Zderad treffen!‘

Der graue Havlik schrie es.

In ihrer Kammer auf Sczegin saß die starke, blasse Sigmonda und sprach: ‚Wo bleibt Zderad, mein Gemahl? Ich sah ihn bluten im Traum.‘

Da polterten die Knechte die Stiege hinan, stießen die Kammertür auf und legten den Ritter mit durchbohrter Kehle vor das Lager der Frau. Sigmonda stieß einen Schrei aus, so schrill, daß er im Walde die Vögel weckte. Dann lachte sie laut, kränzte ihr schönes, fahles Haar mit Blumen, hob den schlanken Leichnam auf ihre starken Arme und tanzte damit im Gemach, indem sie sang:

‚Er schlummert süß; mein Trauter schläft,
Gewiegt in meinen Armen.‘

Da stierte sie mit großen Augen. An dem befiederten Geschoß schwebte ein blutiges Pergamentlein, das die Aufschrift trug:

‚Mit Honigworten betörtest du mich,
Du Schelmenritter! — Nun lieb ich dich.
Du Schönster, vor Sehnen sterb' ich schier
Nach deinen Küssen! Drum send' ich dir
Diesen Fluch als Totengeleite.
Slobatka, die Tochter der Heide.‘

Da schüttelte sich das starke Weib vor Grausen und ließ den Leichnam fallen wie eine Kröte.

Alesch hatte geendet; es war grabesstill im Saale. Bleich und streng saß die Herrin mit vorgeneigtem Haupt, wie in sich versunken. Dann fuhr sie auf: ‚Die Sage ist häßlich und sündhaft. Ich verbiete, daß derlei vor meinen Ohren je wiederholt werde. Was die Mär berichtet, ist unmöglich.‘

‚Unmöglich?‘ ließ sich eine heisere Stimme hinterm Herd hervor vernehmen. ‚Herrin, Ihr irrt! — Bei Gott, Ihr irrt!‘

Niemand sah den Sprecher, dessen Worte in der Wand oder im Rauchfang zu verhallen schienen, und als Waczeslawa, die Beherzteste unter den Mägden, sich zögernden Fußes in den rußgeschwärzten Winkel wagte, da war die Herdbank leer. Die dunkle Barbara und Krasopani aber wechselten einen Blick, und letztere flüsterte: ‚Saß nicht eben noch Rosto, der Köhler, dort?‘

‚Still!‘ befahl die Herrin. ‚Ein Narr war es gewiß.‘ Ihre Hand bebte am Spinnrad, als sie, zu den Mägden gewendet, fortfuhr: ‚Es ist mir zu Ohren gekommen, ihr törichten Kinder, daß ihr nachts in Unruhe und Furcht lebt vor einer Spukgestalt eurer müssigen Phantasie! Wenn der Vampir von Sczegin, wie ihr einen Toten nennt, den euer Mund lieber nicht nennen sollte, wirklich als solcher gelebt hat, wie er in Sang und Sage geschildert wird, dann könnet ihr gewiß sein, daß sein Fleisch und Blut, der Rache des lebendigen Gottes überliefert, im Grabe gefesselt liegt und nimmer aufstehend tugendhafte Menschen zu schrecken vermag.‘

So harten Klang hatte die Stimme der Herrin noch niemals gezeigt wie bei diesen strafenden Worten, und die Mägde dämpften fortan ihr Geplauder zu unhörbarem Flüsterton, wenn es den im Grabe friedlosen Toten zum Gegenstand hatte. Die kleine Krasopani aber schmollte an jenem Abend mit der ungläubigen Herrin, und auch der blinde Alesch war in seiner Sängerwürde empfindlich verletzt und verweigerte ein weiteres Lied.

(Fortsetzung folgt.)

Die russischen Hochschulen und die politischen Wirren in Rußland.

Von

Heinrich Löwe.

Seit Jahren fesseln die Vorgänge auf den russischen Hochschulen die Aufmerksamkeit der gebildeten Gesellschaft Europas, ja der Welt. Man ist es gewohnt, fast jedes Ereignis im inneren politischen Leben Rußlands mit der größeren oder geringeren Ruhe in Beziehung zu bringen, die auf den russischen Universitäten herrscht. Die Hochschulen gelten bis zu einem gewissen Grade als politische Barometer der sarmatischen Tiefebene. Und dennoch, wie schlecht ist man in Europa über diese Vorgänge unterrichtet! Eine Ausnahme bildet vielleicht England und seine Staatsmänner. Während man hier mit dem Scharfblick des Adlers den russischen Dingen folgte, weiß der ‚sichere Bürger', der selbstbewußte Bildungsphilister des Kontinents über die Stürme im heutigen Rußland nicht mehr, als ihm die trivialen Phrasen der liberalen Tagespresse oder der unerbittliche Groll sozialistischer Politiker zu eröffnen im Stande sind. Man begreift nicht, weshalb denn nun Rußland noch zögere: Die Wohltaten einer parlamentarischen Verfassung, ein freies, womöglich das allgemeine geheime Wahlrecht würden mit einem Schlage alles Unheil beseitigen und ein Volk beglücken, welches ja nur an der Autokratie und Bureaukratie kranke.

Dieser schablonenhaften Darstellung begegnen wir seit langem besonders häufig in der deutschen Presse. Seitdem Deutschland Industriestaat geworden ist und seine Zukunft auf dem Wasser sucht, hat sich die öffentliche Meinung im Reiche den slavischen Dingen fast ganz abgewandt. Die Pfade, welche unsere Ahnen einst unter dem Banner Heinrichs des Löwen beschritten, ihre stolze Kolonistenarbeit und Machtentfaltung im Osten sind fast vergessen. Der heutige Deutsche ist als tüchtiger Händler überall zu finden. Als unerwarteter und lästiger Konkurrent für Einheimische und Fremde will er vor allem handeln und einen, sei es auch bescheidenen, Gewinn erzielen. Sein Handel folgt nicht der Flagge, sondern hofft vor allem auf Verträge, auf Duldung, vor allem seitens seines furchtbarsten Konkurrenten und Gegners, des stolzen Angelsachsen. Schutzlos schwimmen gewaltige Schätze des deutschen Nationalvermögens auf dem Wasser, und der Gewinn der Gegenwart birgt

heillose Gefahren für die Zukunft. Mögen sich noch so oft Gelehrte und sonstige ‚gereifte Geister' an den Gerechtigkeitssinn der Angelsachsen wenden, noch so sehr die Segnungen friedlicher Arbeit und humanen Wetteifers preisen, Albion wird den Eindringling dort nicht gelten lassen, wo es nicht nur zu handeln, sondern zu herrschen seit der Väter Zeit gewohnt ist. Der Tag, an welchem England wirkliche Gefahren von der deutschen Konkurrenz spürt, wird alle Phrasen von der Verwandschaft des Blutes, der Gemeinsamkeit der Kultur über den Haufen werfen. In diesen Stunden der Gefahr braucht der Deutsche einen weiten Gesichtskreis. Das heutige Geschlecht ist nicht zur Freude und zum Genuß berufen, sondern zum Wachen und Sorgen. Die uralte Grundlage deutschen Lebens und Wachstums lag im Osten; das sollen wir nimmer vergessen und gründlich Bescheid wissen von allem, was dort vorgeht. Denn welches auch das Schicksal der slavischen Rassen sein mag, wir müssen es kennen bis in seine intimsten Einzelheiten. Vor allem steht Rußland heute wiederum vor schweren Entscheidungen. Es ist das heillose Geschick des russischen Volkes, daß es sich in seinem eigenen Kulturleben niemals hat festigen können, nie die geistige Regsamkeit und Kraft gehabt hat, fremdes tief in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Die Kirche von Byzanz ist als russisches Nationalinstitut genau dieselbe alte, müde, bureaukratische Einrichtung geblieben, die an den Ufern des Bosporus dem Ansturm der Türken unterlag. Nichts wurde erneuert, nichts mit dem frischen Genius eines jüngeren Stammes belebt. Die ersten Formen eines staatlichen Baues schufen aus dem sarmatischen Chaos die Normannen, die Tartaren gaben dem Moskauer Zartum seinen Kern, seine Autorität, seine Staatsräson. Seit Peter dem Großen entstand unter deutschem Einfluß ein kraftvolles Heerwesen, eine geordnete Bureaukratie. Indessen keine dieser fremden Strömungen ist mit dem russischen Wesen verschmolzen. Militarismus und Bureaukratie gelten als lästiger Fremdkörper, als ‚eigentümliches byzantinisch-deutsches Konglomerat' im Leben des Volkes und jahrhundertelange Übung und Gewohnheit, große äußere Erfolge haben hierin nichts zu ändern vermocht. Gleich einem unterjochten Sklaven sehnt sich der russische Geist nach Befreiung von den Fesseln einer fremden Kultur. Die Negation dieser ausländischen Einflüsse, die mystische Hoffnung auf das Erwachen des eigenen Genius, der doch irgend einmal sich rühren müsse, bildet die Eigenart des sog. ‚echten russischen Mannes'. Weil vom russischen Geiste die politische Geschichte des Staates und sein Fortschritt nicht viel erkennen lassen, so setzt man auf ihn nur geringe Hoffnung. Weit mehr entsprechen dem mystischen Glauben an die Nation die Anfänge und Ziele der Kirche. Daher jener kirchlich-religiöse Zug, ohne welchen ein russisches Nationalgefühl undenkbar ist; daher aber auch jener gänzliche Zusammenbruch aller Ideale im russischen Nihilismus, sobald einmal der einzige sittliche Stützpunkt — die Kirche, verlassen wurde.

Um die heutige Lage der russischen Volksbildung, des Schulwesens und den Einfluß der Hochschulen recht zu würdigen, müssen wir uns vergegen-

wärtigen, daß auch hier so gut wie nichts aus dem russischen Wesen selbst hervorgegangen ist. Auch die russische Universität ist ein durchaus exotisches Gewächs auf russischem Boden, welches auch heute noch nach vielen Wandlungen seinen dem Lande fremden Charakter bewahrt hat. Die älteste Gründung dieser Art ist die Universität zu Moskau, welche im Jahre 1755 von der Tochter Peters des Großen, der Kaiserin Elisabeth, ins Leben gerufen wurde. Sowohl juristisch als auch kulturell handelte es sich um eine Veranstaltung der Staatsregierung, welche mit Hilfe westeuropäischer Intelligenz und einiger unter europäischem Einfluß erzogener Staatsmänner der mißtrauisch und verlegen dreinschauenden Bevölkerung vorgeführt wurde. Es war dieses kein glänzender Beginn, und das zum großen Teil aus Ausländern zusammengesetzte Professorenkollegium hatte kaum Gelegenheit, eine weit angelegte wissenschaftliche Lehrtätigkeit zu entfalten. Immerhin fehlte es nicht an jungen Leuten aus den besseren Gesellschaftskreisen, die sich dieser neuen Bildungsstätte näherten und die väterliche Fürsorge der Regierung über sich ergehen ließen. Die Moskauer Universität ist längere Zeit hindurch die einzige Hochschule Rußlands gewesen und gewann weder auf den Gang der Staatsverwaltung noch auf den Fortschritt der Volksbildung einen nennenswerten Einfluß. Auch die später von der Kaiserin Katharina I. in Petersburg gegründete Akademie der Wissenschaften blieb eine ausländische Institution auf russischem Boden. Die chauvinistischen Versuche Lomonossows, sie im nationalen Geiste auszugestalten, erwiesen sich als so wenig erfolgreich, daß noch nach hundert Jahren eine sog. deutsche Partei hervorragender Balten und Ausländer die gesamte produktive Arbeit der Akademie besorgte und leitete.

Einen kräftigen Anstoß zu weiterem Fortschritt erhielt das russische Hochschulwesen abermals durch die Regierung. Es war die Periode jener großen Reformen der gesamten Verwaltungsmaschine, welche unter Alexander I. sein größter Staatsmann Speranski inaugurierte. Bei seinen radikalen Umgestaltungen stieß Speranski vielfach auf schwere Hemmnisse dank der völlig unzureichenden Vorbildung der Beamten oder derjenigen Leute, welche den Staatsdienst suchten. Eine höhere Bildung oder verfeinerte Zivilisation nach französischem Muster gab es damals nur in den Kreisen der höchsten Aristokratie. In den übrigen Bevölkerungsklassen gehörte ein geistig geschulter, mit europäischer Gesittung vertrauter Mann zu den seltensten Ausnahmen. Um diesem Übel abzuhelfen, sah Speranski sich veranlaßt, besondere Prüfungen für Staatsbeamte einzuführen, die einen gewissen Beleg für eine bescheidene geistige Entwickelung und Beweglichkeit bieten konnten. Dieses Bestreben, vor allem den Beamtenstand in seinen unteren und mittleren Rangstufen zu heben, veranlaßte ihn, mit Energie das Hochschulwesen zu fördern. So sind die Universitäten in Petersburg, Kasan und Charkow entstanden, denen sich unter der Regierung Nikolaus I. die Kiewer Hochschule anschloß.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, weshalb Rußland seine Volksbildung von oben herab mit der Gründung von Universitäten und Akademien

in Angriff nahm, ohne eine breitere Grundlage für die Erziehung der unteren Volksschichten zu schaffen. Die Antwort ist einfach. Der von außen her bureaukratisch organisierte Staat bedurfte eines geschulten Beamtentums. Das Volk selbst zeigte gar keinen Drang nach intensiver Bildung. Der leibeigene Bauer war kein Staatsbürger im vollen Sinne des Wortes, der Staat griff in sein Leben unmittelbar nicht ein; er stand unter der Herrschaft seines im allgemeinen wenig bildungsbedürftigen Gutsherrn und unter dem Einfluß einer rohen Dorfgeistlichkeit. Beide Faktoren hatten weder Sinn noch ein Interesse an der geistigen Erweckung und Entwickelung des Muschik. Ebenso wenig war das Städtewesen ein Herd intellektuellen Fortschrittes. Eine nennenswerte Industrie gab es nicht, und der russische Kaufmann jener Tage stand dem Handelsverkehr Europas fremd und hilflos gegenüber. Die Beziehungen des Landes mit dem Westen vermittelten nach wie vor Ausländer.

Seit Alexander I. hört die passive Haltung des Staates zur Hochschulbildung, welche die ersten Jahre des Bestehens der Moskauer Universität kennzeichnet, auf. Mit Nachdruck fordert die Regierung, daß auf den Universitäten auch ordnungsmäßig etwas gelehrt werde. Zahlreiche und wichtige Vorrechte werden den Zöglingen dieser Anstalten nach beendetem Kursus gewährt. Der Staat bedurfte ihrer. Die Lehrkräfte bezog man auch jetzt noch zum großen Teil aus Deutschland, andererseits aber sorgte die Regierung für die Ausbildung junger Russen zum akademischen Lehrberuf in Westeuropa. So gelang es in verhältnismäßig kurzer Zeit, die wichtigsten Lehrstühle zu besetzen. Es gab unter diesen ersten Pionieren russischer Hochschulkultur tüchtige wissenschaftliche Kräfte. Indessen der vorherrschende Charakter des russischen Professors unter Alexander I. und Kaiser Nikolaus war derjenige eines Bureaukraten mit allen Fehlern und Vorzügen des russischen Beamtenstandes in jenen Tagen. Man rühmt die Pünktlichkeit im Dienst, die Vorlesungen begannen zeitig und schloßen spät im Semester. Die Jugend wurde mit Wohlwollen und Strenge behandelt. Aber damit verband sich bei den Professoren ein Geist absoluter Unterwürfigkeit unter den Willen, ja die Launen der Vorgesetzten, ein oft würdeloser Drang nach äußern Auszeichnungen, Rang und Orden; ja Bestechlichkeit namentlich bei den staatlichen Prüfungen gehörte keineswegs zu den Ausnahmen. Wenn die innere Verfassung der Hochschulen nach deutschem Muster auch eine verhältnißmäßig freie war, so wollte das bei der stark beschränkten Konkurrenz nicht viel sagen. Im Grunde fühlte sich doch jeder Vertreter eines akademischen Lehrstuhls als Beamter der Regierung, deren Zwecken er vor allem dienstbar zu sein suchte.

Auch die Studenten jener Tage sind fügsame Schüler gewesen. In der Regel waren es Söhne mittelmäßig begüterter Landedelleute oder Beamter mit sehr beschränkter Vorbildung. Die Vertreter des höheren oder reicheren Adels begannen ihre Laufbahn meist in den Regimentern der Garde oder auf Grund häuslicher Erziehung und zahlreicher einflußreicher Verbindungen in den Petersburger Zentralbehörden. Der russische Student der

ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts fühlte noch etwas von der alten Pflicht des Edelmannes, dem Staate zu dienen. Seine Universitätsjahre bildeten gewissermaßen die erste Stufe auf der Leiter dieses Dienstes. Ohne Murren fügte er sich allen an ihn ergangenen Vorschriften; so wollte es die von den Vätern ererbte Sitte und die Regierung seiner Majestät, von der er seine spätere Versorgung und sein weiteres Fortkommen erwartete. Dieses halbdienstliche Verhältnis zur Universität prägte dem russischen Studenten den Stempel einer gewissen Disziplin auf, welche sein stürmischer und lebensfroher Altersgenosse in Deutschland zu jener Zeit nicht kannte. Der deutsche Bursch fühlte sich als Bürger und freier Sohn seiner alma mater. Trotz staatlichen Schutzes und staatlicher Einmischung hatte die Universitas litterarum noch manches von ihrem ursprünglichen Charakter einer freien Vereinigung bewahrt, in welcher auch der jüngere akademische Bürger ein Wort mitreden wollte.

Den Höhepunkt ihrer Abhängigkeit von der Regierung erreichten die russischen Universitäten während der strengen Beamtenherrschaft zur Zeit des Kaisers Nikolaus. Es wurde allgemein anerkannter Grundsatz, daß die Hochschulen nur Staatsdiener heranzubilden hätten. Der Regierung sollte es frei stehen, ihren Bedarf an Ärzten, Lehrern, Justiz- und Administrativbeamten nach freiem Ermessen zu bestimmen und das Maximum aller Aspiranten festzustellen, welche zum Universitätsunterricht zuzulassen seien. Die Zahl der Studenten auf jeder Universität und Fakultät war fest normiert und durfte unter keinen Umständen überschritten werden. Vorträge über schädliche oder dem Staate entbehrliche Disziplinen wie z. B. die Philosophie wurden untersagt; es schickte sich nicht, daß Beamte des Staates durch ihre Lehrtätigkeit seinen Bestand unterwühlten.

Nikolaus I. starb, und sein Sohn Alexander II. führte die russische Gesellschaft auf neue Bahnen. Welche Wirkung äußerten seine Reformen auf das Leben der Hochschulen? Zunächst erfuhr der Charakter des schnell fluktuierenden studentischen Elements eine gründliche Umgestaltung. Die Söhne des kleinen Landadels und Beamtenstandes nahmen nicht mehr allein teil an den Segnungen der akademischen Bildung. Die sozialen Umwälzungen waren tief und umfassend. Der leibeigene Bauer wurde frei, und die orthodoxen Geistlichen hörten auf, Glieder einer eng beschränkten Kaste zu sein; man stellte es ihnen frei, ihren Kindern jede Bildung zu gewähren; jeder Beruf stand ihnen offen. In den Städten machte sich nach Einführung der Selbstverwaltung ein Bedürfnis nach sozial und sittlich geschulten Kräften geltend, und der gänzlich unwissende Kaufmann und Kleinbürger begann die Mängel seiner Bildung und Kultur zu empfinden. Alles drängte zur Aufklärung, zum Licht. Und nun rächten sich mit furchtbarer Schwere alle früheren Unterlassungssünden auf dem Gebiete der Volks- und Mittelschulbildung. Kaum wird man hierfür jemand Bestimmten beschuldigen können. Die Regierung förderte die Kultur unermüdlich in den höheren führenden Kreisen, die Pflege einer weit angelegten Volksbildung betrachtete sie nicht als ihre Obliegenheit, da die Be-

herrschung der Bauern dem Adel zukam und die Geistlichkeit auf diesem Gebiet gar keine Forderungen stellte. Aber der Jahrhunderte währende Schlaf des russischen Volkes, seine versteinerte Stabilität und Unbeweglichkeit harmonierte schlecht mit jener nervösen Unruhe, welche sich unter dem Einfluß von Alexanders Reformen eines kleinen Teiles jener schwerfälligen Masse bemächtigte. Wir stehen vor der Wiege der sog. russischen Intelligenz.

Zunächst war es wieder die Regierung, nicht irgend welche Volks- oder Gesellschaftsschichten, welche diesen neuen Strömungen Rechnung trug. Mit fieberhafter Hast wurden vor allem Gymnasien und Mittelschulen gegründet; galt es doch für weitere Schichten der Bevölkerung eine Brücke zu bauen, welche ihnen den Zutritt zu den Hochschulen ermöglichte. Denn Bildung und Universität waren damals noch synonyme Begriffe. Von wenigen Gymnasien der geistlichen Schulen und Seminarien abgesehen gab es im russischen Staate keine Lichtquellen, und wie sollte man den Sprung vom Analphabeten bis zu jener höchsten Fundgrube aller Kultur ermöglichen? Es ist erstaunlich, was der russische Staat an Schulengründung in jenen ersten Jahren der Regierung Alexanders II. geleistet hat. Aber die Menge entsprach durchaus nicht der Qualität. Es fehlte an allem. Weder gab es geeignete Leiter guter Mittelschulen, noch hinreichend vorbereitete Lehrkräfte. Die klassische Bildung stand auch früher in Rußland nicht hoch. Die vom Grafen Uwarow unter der Regierung des Kaisers Nikolaus gegründeten Vorbereitungsschulen für die Universität entsprachen im besten Falle dem Typus eines deutschen Realgymnasiums. Man trieb in ihm etwas Latein, Griechisch nur wenig und fakultativ, und den Anforderungen dieser nicht zahlreichen Lehranstalten genügten die auf russischen Universitäten und geistlichen Seminarien vorgebildeten Lehrkräfte. Wo es die Mittel erlaubten, zog man auch ausländische Pädagogen heran. Jetzt aber hieß es ganze Legionen von Schulmännern aus dem Boden stampfen, und diesen aus dem Nichts hervorgegangenen Kräften fiel die schwere Aufgabe zu, nicht nur in den bereits bestehenden Schulen den Unterricht auf eine breitere Basis zu stellen, sondern in großer Zahl neue Anstalten zu gründen und zu organisieren. Der große Bedarf an Lehrern der alten Sprachen mußte zum guten Teil durch Ausländer gedeckt werden. Unter dem damals herrschenden slavophilen Einfluß verfiel man auf die unglückliche Idee, in Massen tschechische Philologen zu verschreiben. Diese zum Teil in den mangelhaften österreichischen Schulen der vormärzlichen Zeit geschulten Vertreter einer minderwertigen Kultur verstanden trotz ihrer slavischen Abstammung die russische Sprache ebensowenig wie etwa Deutsche oder Franzosen. Ihr nachtragender, hartköpfiger Charakter war der leichtlebigen, flüchtigen russischen Jugend in hohem Grade unsympathisch. Diese Tschechen sind mit ihrem erfolglosen Unterricht recht eigentlich die Totengräber der klassischen Bildung in Rußland geworden.

Einem gebildeten Europäer dürfte es nicht leicht sein, sich ein Bild von denjenigen Verwirrungen zu machen, welche alsbald in diesen Pflanzstätten

der klassischen Vorbildung entstanden. Weder wußte man, was gelehrt werden sollte, noch wie. Von irgend welcher pädagogischen Initiative oder Selbständigkeit konnte schon um deswillen keine Rede sein, weil die Lehrer dieser Schulen ihren Zöglingen aus der Fülle eigenen Wissens oder eigener Erfahrung kaum etwas mitzuteilen hatten. Was dem Lehrer fehlte, mußte das Buch oder die Dressur ersetzen, und es begann nun in den russischen Mittelschulen jenes stumpfsinnige Auswendiglernen, welches als ein rechtes Verdummungssystem ganze Generationen von Jünglingen geistig und körperlich zugrunde gerichtet hat. In den alten Sprachen kam man nie über die Grenzen trostlosen Wiederholens grammatischer Regeln hinaus. Was wußten auch jene in Eile, gleichviel woher zusammengerafften Pädagogen vom hellenischen und römischen Geist, was von der Wiederbelebung der antiken Kultur durch die Renaissance? Über den Geschichtsunterricht wachte eine fürsorgliche Zensur und genehmigte bloß Leitfaden, die in den Händen ungebildeter und unwissender Lehrer kein Unheil anrichten konnten. Nur die mathematischen Fächer trieb man mit einem gewissen Erfolge; der allem Formalen, äußerlich Geordneten zugeneigte Verstand des Russen fand gerade an der elementaren Mathematik ein gewisses Interesse. Damit aber diesen neuen Anstalten wenigstens der Schein des Lebens nicht fehle, sorgte eine Fülle detailliertester Vorschriften über das Betragen und die Arbeit der Lehrer und Schüler dafür, daß die Zeit mechanisch ausgefüllt werde. Zahllose Jahres- und Versetzungsprüfungen sollten den Schein von Kenntnissen hervorrufen, wo ein frei entwickeltes geistiges Leben mangelte. Es wäre auch hier sehr unbillig, ausschließlich die Regierung für diese Mißstände verantwortlich zu machen. Soweit ihre Mittel reichten, hat sie sich bemüht, all jenen Elementen dienstbar zu sein, welche die Qualifikation zum Eintritt in die Hochschulen suchten.

Im Gegensatz zur Epoche des Kaisers Nikolaus wollte Alexander II. nicht nur Beamte erziehen, nicht nur für die Bedürfnisse der Regierung Sorge tragen, sondern die gesamte Nation heben und bilden. Der Tiefstand der breiteren russischen Volksschichten war nicht von der Regierung allein verschuldet, und es ist ein schweres Unrecht, welches die russische Gesellschaft begeht, indem sie für ihre Jahrhunderte währende geistige Untätigkeit und Armut den Staat und seine Organe verantwortlich macht. Denn schließlich fanden gerade die fähigsten und tätigsten Elemente aus allen Schichten des Volkes von jeher in der Bureaukratie Aufnahme; sie ist lange der einzige Führer russischen Kulturlebens gewesen. Sogar die bedeutendsten Dichter und Künstler, wie Puschkin, Lermontow u. a., bekleideten wie Tschin militärische Chargen.

Das russische Theater ist vom Staat auf streng bureaukratischer Grundlage geschaffen und könnte auch heute noch schwerlich diese Stütze für seinen Bestand entbehren. Man mag über die russischen Mittelschulen denken, wie man will, so viel ist sicher, ein besseres Institut war die russische Gesellschaft jener Tage außerstande zu schaffen; sie sind mit ihrer inneren Leere, dem Streben nach äußerem Schein, ihrer mechanischen Befriedigung formaler Be-

dürfnisse ein rechtes Spiegelbild der Bewegung, welche die maßgebenden Bevölkerungsschichten Rußlands während der sechziger und siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts beherrschte. Denn keineswegs Drang nach Kenntnissen und wahrer Bildung führte diesen Schulen jene Massen von Lernenden zu, welche die ohnehin kümmerlichen Leistungen nur noch mehr herabdrückten. Der Besuch und die Absolvierung der Universitäts- und Gymnasialkurse gewährte große politische Vorzüge und materielle Vorteile. Sie befreiten den Bauern, den Kleinbürger und Sprossen des geistlichen Standes von öffentlichen Lasten und Verbindlichkeiten, der Rekrutenpflicht und Körperstrafe; sie eröffneten bei der nunmehr beginnenden demokratisch-liberalen Aera Männern der tiefsten sozialen Schichten den Zutritt zu den höchsten Staatsämtern. Es ist eine buntscheckige Gesellschaft, welche durch die weit geöffnete Pforte der neuen Mittelschule ihren Weg in die Universitäten nimmt. Söhne halbwilder Muschiks sitzen neben den Kindern armer bäurischer Dorfgeistlichen, kleiner Krämer und Handwerker. Daneben stellt der nach Aufhebung der Leibeigenschaft mehr und mehr herabgekommene Adel sein früheres Kontingent in die Hochschulen. Es sind dieses aber nicht mehr gut genährte und gepflegte Kinder schlichter Landedelleute, die, zu Hause in der Furcht Gottes und des Zaren erzogen, sich willig in die Zucht der kaiserlichen Anstalt fügten, weil ihr Besuch gewissermaßen allerhöchster Dienst war. Unglückliche Deplazierte treten an ihre Stelle, Jünglinge, deren Eltern stumpf und verbittert über den wirtschaftlichen Ruin grübelten, welcher für den weniger begüterten Adel die Aufhebung der Leibeigenschaft bedeutete. Es ist dieses recht eigentlich die Zeit, während welcher der russische Landadel seine ihm durch Peter den Großen und dessen Nachfolger mühsam anerzogene Loyalität und Disziplin wieder einbüßte, die inneren Grundlagen seiner Organisation verlor. Der Bauernsohn, der Student aus den niederen Volksschichten fand nicht gleich seinem westeuropäischen Kommilitonen eine festgefügte akademische Gesellschaft vor, eine kraftvolle Vereinigung mit ausgeprägten sittlichen und geistigen Überlieferungen, denen sich jeder Neuling, wes Geistes Kind er auch sei, unbedingt zu fügen hat.

Die bisherige russische Studentenschaft war an Zahl und Tradition zu schwach, um die wild herandrängende Masse von Neulingen auch nur annähernd zu kultivieren. Sie wurde, sofern sie nicht selbst in diesem Chaos unterging, zerdrückt und verdrängt. Ohne jede Erziehung und wahre Schulbildung, ausgestattet mit jenen dürftigen, völlig mechanischen Kenntnissen, welche im sog. Reifezeugnis vorgesehen waren, drangen jetzt hunderte, ja tausende von Jünglingen in die wenigen vorhandenen Hochschulen, die für ein solches elementares Gewaltereignis in keiner Weise vorbereitet waren. Es kommt hinzu, daß gerade die solideren, gefestigteren Schichten des russischen Volkes an dieser Bewegung einen verhältnismäßig nur geringen Anteil nahmen. Nicht geistige Gaben und sittliche Kräfte waren hier maßgebend, sondern meist jene vagen Hoffnungen, jene haltlose Unruhe, welche sich in Zeiten der Gärung nicht immer der besten Teile des Volkes bemächtigen.

Der rüstige, wohlhabende Bauer baute nach wie vor seine Scholle; es kam ihm gar nicht in den Sinn, seinem Sohne eine höhere Bildung zu gewähren. Da es an Volksschulen gebrach, fehlte der ruhigen, bäuerlichen Bevölkerung jede Anregung zu intellektueller Betätigung. Der wohlhabende Kaufmann begegnete den Hochschulen mit Mißtrauen. Alte, fromme Sitte ließ ihn von diesen ausländischen Schöpfungen nichts Gutes erwarten; die Laufbahn seiner Söhne sicherte er am besten, wenn er sie zeitig an seinen Beruf gewöhnte und ihnen reiche Mittel zur Fortsetzung begonnener Unternehmungen hinterließ. Der reiche Adel und die höhere Beamtenwelt hatte sich bereits früher von den Universitäten ferngehalten. Nach wie vor sandten sie ihre Söhne in die glänzenden Regimenter der kaiserlichen Garde oder in spezielle, mit Vorrechten ausgestattete Schulen wie das Pagenkorps, das kaiserliche Lyzeum und die kaiserliche Rechtsschule zu Petersburg; hier schien die standesgemäße Erziehung und spätere Laufbahn der goldenen Jugend am besten gesichert.

Bei dem gänzlichen Mangel eines kraftvollen Mittelstandes in Rußland waren es zumeist die proletarischen, beweglichen Massen, welche von Stadt und Land den Zutritt zu den Universitäten suchten. Im ganzen eine misera plebs, die dank der liberalen Zuwendung von einzelnen Gönnern, mit Hilfe zahlreicher kleiner Stipendien und karger Nebenverdienste sich irgendwie durch das Gymnasium durchgeschlagen hatte, um nun auf der Universität etwas freier zu atmen. In den ersten Jahren nach den großen Reformen Alexanders II. machte sich die materielle Notlage der Studentenschaft übrigens noch wenig bemerkbar. Fast alle Universitäten befinden sich in den größten und reichsten Städten Rußlands. Es gab leichten und guten Verdienst durch Kanzleiarbeiten und Unterricht in Nachhilfestunden, welchen die Studenten fast konkurrenzlos betrieben. Die akademische Jugend genoß noch aus früheren Zeiten ein gewisses gesellschaftliches Ansehen; es ist daher leicht verständlich, wenn die Kehrseiten dieser gewaltsamen Umwälzungen in den sechziger Jahren noch wenig hervortreten. Alles befand sich in gehobener Stimmung; man erwartete von den Reformen einen großen, sittlichen und wirtschaftlichen Aufschwung, und es hat den Anschein, als habe das russische Studentenleben jener Tage eines gewissen poetischen Reizes nicht entbehrt, als habe sich damals auch über die unglückliche russische Jugend jener Geist harmlosen Frohsinns und frischer Sorglosigkeit ergossen, der den unvergänglichen Wert der akademischen Jahre in den Ländern der alteuropäischen Kultur ausmacht.

Auch an der russischen Professur sind jene Umwälzungen nicht spurlos vorübergegangen. Nach den Niederlagen und Enttäuschungen des Krimkrieges und Pariser Friedens ging jedes Vertrauen in das bureaukratische Regiment des Kaisers Nikolaus verloren. Die Regierung, hieß es, dürfe sich nicht mehr als alleinige Vertreterin des russischen Gemeinwesens aufspielen. Im Volke selbst schlummerten ungeheure Kräfte, die, erweckt und richtig geleitet, nicht nur Rußlands Ruhm bis an die Sterne heben, sondern auch die ganze alte und neue Welt mit ungeahnter Kraft durchströmen würden. Weit davon

Postankunft im Städtchen.

Aquarell von Paul Hey.

Hoke Land

entfernt, nach all den Niederlagen und Demütigungen einen festen Stützpunkt im Anschluß an Westeuropa und seine Kultur zu suchen, wandte sich die russische Intelligenz und ihre führenden Geister vom ‚verfaulten Westen' ab und erwarteten mit Andacht die neuen Schätze, welche der nunmehr befreite Genius des Muschik ihr zutragen würde. Wieder einmal sucht der ‚echte russische Mann' nach seiner Eigenart, wiederum taucht die Frage auf, worin sie denn bestehe, und wiederum erhält man die alte, oft gehörte Antwort: Zunächst in der Negation alles Fremden. Die positive Seite, das Ideal, sollte im Volke selbst liegen, in seiner orthodoxen Kirche und absoluten Unterordnung unter den Willen des Zaren. Da aber niemand am Vorhandensein dieser Dinge zweifeln konnte, das Volk bestand und sich mehrte, die Kirche niemand antastete, und die Selbstherrlichkeit des Zaren funktionierte, so war es unmöglich, in diesem Programm ein erstrebenswertes, d. h. vorläufig noch unverwirklichtes Ideal zu finden. In Kraft blieb also nur die negative Seite, d. h. die gründliche Beseitigung alles Fremden aus dem russischen Leben. Es hat freilich dieser chauvinistisch-nationalen Richtung nie ganz an Gegnern gefehlt, aber gerade an den Universitäten haben zu jener Zeit die sog. Nestler oder Sopodnini keinen entscheidenden Einfluß gehabt. In der Moskauschen Universität vor allem fanden die altrussisch Nationalen und die Slawophilen eine feste Hochburg. Später auch vom Staate unterstützt haben sie in den siebenziger und achtziger Jahren dem russischen Gelehrtentum jene dumpfe Selbstzufriedenheit aufgeprägt, welche die Isolierung der russischen Wissenschaft von Westeuropa und ihre Unfruchtbarkeit zur Folge hatte. Alle Führer der russisch-nationalen Richtung gehörten entweder dem Moskauer Lehrkörper an, wie Pogodin, Kotnow, Leontjew, Schewerów, Beljägew u. a. m., oder standen zu ihm, zum Teil sogar als Ehrenmitglieder der Universität, in naher Beziehung wie die Aksakows, Somorin, die Chomjakows, Kirejew usw. Was wollte dagegen der Einfluß Gronowskis bedeuten? Dieser geistreiche und gebildete Populatisator hatte zwar seine feurigen Anhänger, aber der russischen Volksseele sind seine warmherzigen Vorträge über Europas Kultur und Größe fremd geblieben.

Mit diesem Kultus des kernrussischen Muschik und seines noch verborgenen Ingeniums ging Hand in Hand eine offen zur Schau getragene Verehrung desjenigen Teils der akademischen Jugend, die sich ‚unter unsäglichen Leiden' den Weg zum Licht bahnte. Schien doch gerade dieses den niederen Volksschichten entwachsene Proletariat die gewaltigen Erwartungen, welche man auf den Muschik setzte, zu bestätigen. Die Jugend liebt Schmeichelei und äußere Erfolge; sie hat einen feinen Sinn für alles, was gefällt. Der russische Student fand sich außerordentlich schnell in die populäre Rolle eines Vertreters der bäurischen und proletarischen Massen. Recht merkwürdige Gestalten füllten die Höfe der Universitäten und ihre Hörsäle. Die Reform Alexanders II. hatte die studierende Jugend ihres früheren halbbureaukratischen Charakters entkleidet; die Uniform, der Degen verschwanden, an ihre Stelle trat das Hemd des russischen Bauern, Juchtenstiefel, Kleider von zweifelhafter Sauber-

keit, die eher auf physische Arbeit und auf längeres Verweilen in schmutzigen Werkstuben schließen ließen als auf ein Leben in reinlichen Wohnungen gebildeter Häuser. Aber lag nicht gerade in der schlichten Tracht des Arbeitsmannes etwas Weihevolles, ein Beweis, daß ihr Träger dem Volke angehörte, jenen glücklichen Massen, welche die Verderbnis europäischer Verweichlichung und Entsittlichung noch nicht gekostet hatten, die noch nicht herabgewürdigt waren zu Sklaven des Westens, und in denen noch einmal der ‚wahre russische Geist' erwachen konnte? Armut, niedrige Kultur, grobe Sitten galten fortan als wertvolle Empfehlung des akademischen Bürgers. Es kam vor, daß auf Doktorpromotionen junger Gelehrter der Vater, ein bärtiger Droschkenkutscher, die besondere Teilnahme des Professorenkollegiums auf sich lenkte und mit Rührung begrüßt wurde. Dieser Kultus des Volkes, des ‚echten russischen Mannes' stieg bis zur höchsten Stufe unter der Regierung Alexanders III., er bildete gewissermaßen den Grundzug jener Epoche. Die nationale Tendenz des russischen Gelehrtentums erhielt damit eine neue, wertvolle Stütze, die westeuropäische Opposition wurde völlig verdrängt. Zugleich kam die orthodoxe Kirche als wichtigste Institution des Volkes zu entsprechender Geltung. Unermeßliche Kulturschätze sollte diese stille, liebevolle Rechtgläubigkeit umfassen, und wohl all denen, die sich ganz und gar in ihren Schutz begaben. Man kann leicht ermessen, wie nachteilig jene theokratisch-reaktionäre Richtung auf den Fortschritt jedes Geisteslebens wirken mußte. Fasten, Messehören und andere geistliche Übungen nahmen einen großen Teil der Kraft und Zeit aller Staatsbeamten und der Gelehrten in Anspruch. Man muß es dem Takt, der Zurückhaltung und wohl auch dem Indifferentismus der orthodoxen Geistlichkeit zuschreiben, wenn in jener Zeit die russischen Universitäten etwa nach Art der spanischen nicht gänzlich dem klerikalen Geiste unterlagen; bei den Männern der Wissenschaft allein hätte diese Richtung schwerlich siegreichen Widerstand gefunden, die Mehrzahl glich einer Schar geistiger Hirten, die sich als Schafe betrachteten.

Immerhin weckte der äußere Triumph des Nationalismus alsbald eine zunächst vorsichtige, später immer kühnere Opposition seitens zahlreicher partikularistischer Bestrebungen. Alexander III. hatte namentlich in den westlichen Grenzländern, im Kaukasus und Zentralasien eine schroffe Russifizierungspolitik ins Leben gerufen. Diese Versuche mußten, da sie fast ausschließlich in den Händen von Beamten lagen und keineswegs von einer kolonisierenden Volksmasse unterstützt wurden, notwendig fehlschlagen. Der großrussische Bauer konnte unmöglich mit der kulturell und namentlich landwirtschaftlich höher stehenden Bevölkerung Polens, Kleinrußlands, der baltischen Provinzen, ja des Kaukasus konkurrieren. Er suchte die jungfräulichen Gefilde Sibiriens und des fernen Ostens auf, wo das Klima zwar ungünstiger, dafür aber Land genug vorhanden war, um den altgewohnten Raubbau fortzusetzen. Als einzige Vertreter des nationalen Reichsgedankens erschienen in den westlichen Grenzländern die orthodoxe Geistlichkeit, elende Schulen und die Routine unwissen-

der Beamter. Mit diesen Mitteln ließ sich der älteren und solideren Kultur des Westgebietes nicht beikommen, und auch im Kaukasus erhob sich die hartnäckige und systematische Opposition der Armenier. Unendlichen Schaden erlitt der russische Staatsgedanke durch diese ohnmächtigen, zugleich aber überaus lästigen Russifizierungsversuche. In den Augen der nicht russischen Völker bewies die herrschende Rasse damit nur ihren bösen Willen und ihre Unfähigkeit. Selbst die Kleinrussen regten sich; an den Universitäten Kiew und Charkow traten mehr und mehr Sonderbestrebungen zutage. Alles aber überragte an Haß und Verbitterung das Judentum, welches unter dem streng nationalen Regiment Alexanders III. besonders schwere Prüfungen durchlebte. Diese buntscheckige Masse sandte auf alle Universitäten zahlreiche Vertreter. Immer häufiger erschienen unter der akademischen Jugend die wild dreinschauenden Söhne der kaukasischen Berge, Polen, die hartnäckig an ihren Überlieferungen festhielten, und rührige Juden. Sie alle verständigten sich in ihrem Groll bald mit den schwachen, zersprengten Resten der westeuropäischen Partei. Aber auch diese sogen. Sopodniki hatten sich im Laufe der Zeit sehr verändert. Sie waren, wenn man sich so ausdrücken darf, verwildert. Die erbärmlichen Mittelschulen hatten ihr Werk getan, ihre Früchte traten bereits in den beiden Jahrzenten von 1870—1890 voll zutage. Dieser Jugend fehlte jede Spur einer guten Erziehung und allgemeinen Bildung. Ein Verhängnis der Slaven ist es zudem, daß sie, ohne jemals eigene politische Doktrinen zu schaffen, sich mit Fanatismus demjenigen zuwenden, was die Auswüchse des politischen Lebens der europäischen Völker zeitigen. So hat sich der radikale Sozialismus als diejenige Theorie erwiesen, welche die weiteste Verbreitung gerade unter der slavischen Intelligenz gefunden hat. Zwar bewahrte auch der moderne Sopodnik einen gewissen äußern Respekt vor der europäischen Kultur und Wissenschaft, indessen die Zucht und Ordnung des europäischen Staates ist ihm im Grunde ein Greuel. In Europa selbst fühlt er sich nicht mehr wohl, der steigende Wohlstand und Luxus, die Verfeinerung der Sitten, welche dort allmählich durch alle Stände geht, sind ihm nicht recht geheuer. Er selbst mit seinem proletarischen Äußern, seiner schlechten Erziehung und ungeschickten Haltung findet in der guten Gesellschaft Europas nicht mehr dasjenige Entgegenkommen, auf welches er Anspruch erhebt. Seine kümmerliche Schulbildung entzieht ihm jedes Verständnis für das in Europa historisch Gewordene; so ist es verständlich, daß er sich mehr und mehr zu jener kleinbürgerlich griesgrämigen Gesellschaft hingezogen fühlt, die in den Politikern Bebel, Kautsky u. a. ihre typischsten Vertreter hat, zu jenen Volksbeglückern, die jede geschichtliche Entwicklung unserer Kultur als einen großen Irrtum und Mißgriff ignorieren.

Auch für den Vertreter der russischen Intelligenz ist diese Vergangenheit, von der er nichts weiß und versteht, wertloses Gerümpel. So trennt im allgemeinen auch den fortschrittlichen Teil des russischen Gelehrtentums von seinen westeuropäischen Standesgenossen eine tiefe Kluft, die sich ent-

schieden erweitert und das Wachstum der Wissenschaft in Rußland sicher nicht weniger gefährdet als die nationale Beschränktheit der Slawophilen. Überdies sind die Gegensätze zwischen diesen beiden russischen Parteirichtungen in letzter Zeit sehr abgeschwächt. Ihre früheren Vertreter waren Leute von verfeinerter Bildung. Sie stammten noch aus jener Periode der äußeren Zucht und Ordnung, als der russische Adel noch eine leitende Stellung behauptete und dank seiner besseren häuslichen Erziehung vertraut war mit Europas Idealen und Bestrebungen. Sowohl Slawophilen als auch Nestler kannten ihre Gegner und Freunde in Westeuropa; was sie bekämpften und liebten war ihnen dem Wesen nach vertraut. Auf dieser Höhe standen ihre Epigonen nicht mehr; sie schöpften ihre Gegensätze nicht aus dem tieferen Born europäischer Gesittung, sondern bekämpften und vertraten, was sie im Grunde beide nicht kannten. Daraus erklärt sich, daß auch ihre Streitigkeiten mehr und mehr den Charakter eines beiderseitigen Mißverständnisses annahmen und allmählich aus Mangel an Nahrung verstummten. Dagegen machten sich jetzt andere Reibungen geltend. Alexander III. hatte im Jahre 1884 das liberale Universitätsstatut seines Vaters aufgehoben und den Hochschulen eine neue Verfassung verliehen, welche die Selbstverwaltung durch die Versammlung aller Professoren beseitigte und die Administration einem Senat übergab, der aus den Dekanen der Fakultäten unter dem Vorsitz eines vom Minister ernannten Rektors bestand. Dieses neue Statut wurde zu einem Zankapfel der gelehrten Kollegien. Die an sich nicht sehr wichtige Frage der inneren Universitätsverwaltung wuchs zu einem politischen Prinzip aus. Wer gegen das Statut des Jahres 1884 war, galt als Fortschrittler; wer sich dagegen, gleichviel aus welchen Gründen, mit ihm zufrieden gab, machte sich reaktionärer Gesinnung verdächtig. Die wachsende Isolierung der russischen Professorenverbände zog weitere verhängnisvolle Folgen nach sich. Kein Land vermag auf die Dauer eine solche kulturelle Vereinsamung zu ertragen, am wenigsten aber Rußland. Die russischen Universitäten sind nicht aus der geistigen Kraft des Volkes selbst hervorgewachsen; ein Produkt der westeuropäischen Wissenschaft konnten sie auch nur durch den engsten Kontakt mit ihrer Stammutter erhalten bleiben. Rußland hat die großen Epochen der europäischen Zivilisation nicht mit durchlebt. Die Zeiten, da die gesamte Gelehrtenwelt des Westens unter der Herrschaft der katholischen Kirche und lateinischen Sprache als eine große Familie ohne nationale Gegensätze das Geistesleben förderte, fanden Rußland als barbarischen Staat außerhalb der europäischen Gesittung. Die gewaltige Bewegung der Renaissance mit ihrem regen Austausch aller Geistesschätze unter den Völkern des Westens hat das Reich des Zaren nicht berührt. Die erste Universität entstand hier erst dann, als in Westeuropa die Wissenschaft und ihre Pflege sich nach Nationen zu trennen, die lateinische Weltsprache aller Gelehrten einer babylonischen Sprachenverwirrung zu weichen begann. Lomanossow, einer der ersten Gelehrten Rußlands, war zugleich einer der ersten russischen Chauvinisten. Kaum nach seiner Lehrzeit aus Europa

zurückgekehrt, beginnt er bereits den offenen Kampf gegen seine ausländischen Lehrer und gegen die wenigen Vertreter europäischer Wissenschaft, welche damals in Rußland wirkten, weil sie angeblich sich zu breit machten und den russischen Volksgeist gefährdeten. Der noch unter Alexander I. eifrig geförderte Zuzug europäischer Lehrkräfte hörte allmählich auf, und man überlege sich, was es heißen will, wenn jetzt ein Volk von über 100 Millionen auf dasjenige angewiesen ist, was neun schwach besetzte Universitäten bei geringem Austausch an gelehrten Kräften produzieren. Mächtige Kulturstaaten, wie England und Amerika, bedienen sich noch heute in weiten Grenzen ausländischer Lehrer auf ihren Hochschulen. Die Universitäten Deutschlands, Österreichs, der Schweiz stehen unter einander in der engsten Beziehung, ergänzen gegenseitig ihre Lehrkörper und fördern mit gemeinsamen Mitteln allgemeine wissenschaftliche Ziele und Interessen.

Auch hier hat die Regierung die in der Isolierung Rußlands liegende Gefahr früher erkannt als die Professorenkollegien und die öffentliche Meinung. Selbst während der streng nationalistischen Regierung Alexanders III. begründete sie an den größten deutschen Universitäten in Berlin und Leipzig Institute, die dazu bestimmt waren, den russischen Bildungsanstalten immer neuen, in Europa geschulten Zuzug zu schaffen. Viel zu früh hat man diese Versuche eingestellt, hauptsächlich infolge des passiven Widerstandes, welchen gerade die russischen Professoren jenen Bestrebungen entgegensetzten; es hieß, die Gründung solcher Studienkreise im Auslande sei ein Attentat auf die Würde des russischen Gelehrtentums, eine Gefahr für die Selbständigkeit der russischen Wissenschaft. Es kann unter solchen Umständen niemanden wundern, wenn die Zahl der gelehrten Kräfte in Rußland in entschiedener Abnahme begriffen ist. Zahlreiche Lehrstühle sind unbesetzt oder werden von Leuten eingenommen, denen die hierzu erforderliche gesetzliche Qualifikation (die beiden gelehrten Grade des Magisters und Doktors) fehlt. Junger Nachwuchs tritt spärlich hinzu, da die schlechte Schulbildung keine rechte Freude an selbständiger Geistesarbeit, am Streben und Forschen aufkommen läßt, und die Zukunft verspricht hierin keine Besserung.

Während dieser Vorgänge innerhalb des Professorenkollegiums ist die Proletarisierung der Studenten im steten Fortschreiten begriffen. Immer niedriger sinkt das Bildungsniveau derjenigen Elemente, welche den Hochschulen zustreben. Die banausische, gegen tiefere historische Bildung gerichtete Bewegung in Europa hat, wie alles Neue und scheinbar Demokratische, auch nach Rußland hinübergegriffen. In den Ländern der alten europäischen Kultur stießen diese modernen Tendenzen auf eine festgefügte Schultradition. Das dilettantische Gerede im Publikum und in der Presse konnte dort nicht stand halten vor der Erfahrung und Sachkenntnis gebildeter, ihrem Berufe ergebener Pädagogen. Übereilte Reformen wurden durch eine weise Praxis vielfach auf ein bescheidenes Maß zurückgedrängt, und im allgemeinen geht die schwierige und verantwortungsvolle Erziehung der Jugend in den Mittelschulen nach wie

vor ihren geordneten Weg. Dagegen hat die Bewegung gegen den Klassizismus einen Lehrplan geschaffen, der die alten Sprachen nahezu verdrängte, ohne den Unterricht durch entsprechende Werte zu ergänzen.

Man braucht jenen kümmerlichen Grammatikschulen, die den antiken Geist zu pflegen vorgaben, keine Träne nachzuweinen; indessen liegt die Frage doch nahe, in welcher Weise die durch Einschränkung des Unterrichts in den klassischen Sprachen gewonnene Zeit nutzbringend verbraucht wird. Nach dem Surrogat aber sucht man erst. Die einen verlangen vielseitige naturwissenschaftliche Studien, andere Pflege der Muttersprache; von vielen werden elementare Rechtsstudien empfohlen, weil sie den Sinn für ein geordnetes Staatswesen stärken, oder Heimatskunde, welche den patriotischen Sinn wecken soll. So treibt die jetzt völlig zerstörte russische Mittelschule als hilfloses Wrack auf den Wogen einer ungebildeten, politisch erregten öffentlichen Meinung.

Seit den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts hat sich auch die materielle Lage der russischen Studenten sehr verschlechtert. Immer schwieriger wurde es bei der wachsenden Konkurrenz in allen Erwerbszweigen, sein Leben in der Universitätsstadt zu fristen, und die Armut der überwiegenden Mehrzahl machte sich in erschreckender Weise geltend. Tiefes Mitleid erweckt die Lage dieser Jugend. Meist hat sie ihren Eltern nicht viel mehr zu verdanken als die nackte Existenz. Zahllos sind die Fälle, in welchen die frühere Generation nicht nur zur Erziehung der Kinder nichts beitrug, sondern der Sohn noch während seiner Studienzeit seine Eltern oder jüngeren Geschwister zu erhalten gezwungen ist. Mißmut, Armut und Elend, Verbitterung, physische und sittliche Verkommenheit sind dieser Jugend ein alltäglicher Anblick. Kaum ein Lichtstrahl fällt in ihre gequälte Existenz. Weder die weitherzige Hilfe des Staates noch wohltätiger Privatpersonen vermag diesem Übel zu steuern, weil neue Spenden stets neue Bedürftige anlocken. Jede Stiftung oder Schenkung ermutigt wieder einen ganzen Kreis hungernder Proletarier, ihr Heil im sog. Studium zu suchen. Kein Land der Welt verfügt über so bedeutende Summen zur Unterstützung der akademischen Jugend wie Rußland; die Kapitalien, deren Zinsen diesem Zwecke dienen, belaufen sich auf viele Millionen, aber bei der Masse Bedürftiger sind die auf den einzelnen entfallenden Summen nicht groß. Student sein bedeutet für viele dieser Stipendienempfänger eine kümmerliche, gänzlich pflichtenfreie Stellung einnehmen in der Hoffnung, nach Erlangung des Universitätsdiploms seine Lage vielleicht später etwas zu verbessern. Für die Mehrzahl ist daher dieses ‚akademische Studium' eine Zeit körperlichen und geistigen Niederganges, ein stetes dumpfes Ringen mit kleinlichen Sorgen und jämmerlicher Not. Wer sie gesehen hat, diese verkommenen Gestalten mit dem Ausdruck stumpfer Gedrücktheit oder gehäßiger Verbitterung auf den oft lange vor der Zeit gealterten und verwelkten Zügen, dem muß es bange werden um die kulturellen Aufgaben und humanen Zwecke, denen diese ‚Intelligenz' einstmals zu dienen bestimmt ist.

Um ein vollständiges Bild von jener eigenartigen Geistesentwicklung zu gewinnen, die sich jetzt auf den russischen Hochschulen vollzieht, muß auch der Einfluß berücksichtigt werden, welcher von den technischen Lehranstalten ausging. Noch während der Regierung Alexanders III. wandte man der sog. realen Bildung größere Aufmerksamkeit zu. Es sprach sich auch darin eine gewisse Reaktion gegen den gänzlich fehlgeschlagenen Klassizismus aus; nach der in Rußland üblichen mechanischen Auffassung suchte man die Schuld für viele Enttäuschungen und Mißerfolge nicht bei den Menschen und ihrer Unfähigkeit, sondern in den Lehrplänen mit der äußeren Einrichtung der Schulen. Das große Wort von der sog. ‚professionellen' Bildung wurde erfunden, mit einem Schlage sollte sie Rußland zu einem zweiten Amerika machen und die unermeßlichen, bisher noch kaum geahnten technischen Fähigkeiten des Volkes erwecken. In jedem russischen Muschik stecke etwas vom Erfinder, und beweise nicht seine schnelle Fassungsgabe, seine Flucht vor dem Ackerbau, die Neigung zum Wandern zur Genüge, daß er nach einem neuen Spielraum für industrielle Betätigung suche? Wie bisher üblich, so fing man auch jetzt die Reform alsbald von oben an. Vor allem sollten in möglichst kurzer Zeit technische Hochschulen geschaffen werden. An die Gründung entsprechender Mittelschulen mit einem kürzeren Kursus für die nächstliegenden Ziele — die Ausbildung tüchtiger Meister und Praktiker — dachte man zunächst kaum. Diese neuen Hochschulen, die ihre Existenz zu einem großen Teil der Energie des Ministers Witte verdankten, bildeten in allem und jedem ein Seitenstück der Universitäten, nur mit dem Unterschiede, daß der allgemeine Bildungsgrad ihrer Zöglinge und zum Teil auch ihrer Lehrer um ein Erhebliches niedriger stand als die entsprechenden Kreise in den Universitäten. In der einseitigen Betonung der technischen Ausbildung, in der Vernachlässigung der historisch-humanistischen Bildung liegt eine Gefahr nicht nur für den allseitigen Kulturfortschritt, sondern ganz besonders auch für den Staat als Ausdruck einer geschichtlich entwickelten Zivilisation. Gerade die technischen Hochschulen sollten besonderes Gewicht darauf legen, daß ihre Zöglinge tief und gründlich Bescheid wissen in allem, was das Menschenherz im Laufe der Jahrhunderte hat höher schlagen lassen, wovon sich der Menschengeist aus der Materie des Erdenlebens aufrichtete, um mit kühnem Aufschwung das Wesen aller Dinge zu ergründen und nach der Wahrheit zu ringen. Der strenge, konsequente Lehrplan aller technischen Schulen wird leicht die Lücken in der naturwissenschaftlichen oder mathematischen Vorbildung der Studierenden beseitigen; er wird aber nicht im Stande sein, eine banausisch beschränkte Geistesrichtung in einem idealen Sinne zu ändern, jenen groben Sensualismus, der so leicht aus historischer oder philosophischer Unbildung entspringt, zu bekämpfen. Die einseitige technische Erziehung muß ein Geschlecht groß ziehen, für welches das Leben und die Weltkultur mit dem heutigen Tage beginnt, welches keine Achtung hat vor dem Ringen und Streben der Väter und daher entweder in stumpfem Materialismus verkümmern oder stets zu verwegenen, politischen

Experimenten bereit sein wird. Man kann sagen, daß diese Voraussetzungen in Rußland bereits in vollem Maße eingetroffen sind. Die polytechnischen Schulen, namentlich in Petersburg, Kiew und Charkow, sind ununterbrochen der Herd wildester Exzesse und politischer Umtriebe gewesen. Es gab keine noch so abstrakte, radikale Idee, die in den ungeschulten Köpfen dieser unwissenden Jugend nicht Beifall gefunden hätte, ja, die Neigung, utopische Pläne mit Gewalt durchzuführen, hat gerade unter den Zöglingen der technischen Hochschulen den meisten Boden gefunden.

Dieser Zustand wissenschaftlicher Anämie, tiefer Unwissenheit und fortschreitender Proletarisierung wurde während der Regierung Alexanders III. noch leidlich verdeckt durch eine Reihe strenger polizeilicher Maßnahmen. Die unsaubere und verwahrloste Erscheinung der Musensöhne verdeckte eine kleidsame Uniform. In den Räumen der Universitäten selbst wachte ein zahlreiches und gut besoldetes Korps von Inspektoren und Pedellen über die äußere Ordnung, und Verstöße gegen die ministeriellen Vorschriften wurden in schnellem, summarischem Verfahren geahndet. Auch auf die Professoren suchte man einzuwirken im Sinne gewissenhafter Erfüllung ihrer Lehrpflichten, die während der liberalen Ära unter Alexander II. stark vernachlässigt waren. Es hatten sich hier manche sehr eigentümliche Bräuche ausgebildet; wo es irgend anging, gab der akademische Lehrer beim Beginn seiner Tätigkeit, oft noch als junger Dozent, einen möglichst kurz und elementar gefaßten Leitfaden seiner Vorlesungen heraus. Den Inhalt dieser oft sehr unwissenschaftlich und völlig unselbständig abgefaßten Hefte lernte der Student vor dem Examen in kürzester Frist auswendig und war dann sicher, die beste Note zu erlangen. Die Professoren enthob diese Einrichtung von jeder verantwortlichen Arbeit in den Hörsälen. Niemand verlangte von ihnen den Vortrag eines abgeschlossenen Ganzen, das in den approbierten Heften ja hinreichend dargestellt war. Bei dem völligen Mangel an einer ernsthaften, wissenschaftlichen Konkurrenz in Rußland fand der oben geschilderte Brauch zur Zufriedenheit sowohl der Studenten als auch der akademischen Lehrer die weiteste Verbreitung. Sofern in den Hörsälen nicht spezielle, auf den Geschmack der Menge zugespitzte Fragen Erörterung fanden, wurden sie überhaupt nicht besucht.

Trotzdem die Reformversuche Alexanders III. diese Mißbräuche zu bekämpfen suchten, konnten sie dennoch einen bleibenden Erfolg nicht haben, allzu störend griffen sie in bequeme Gewohnheiten der akademischen Kreise ein; ihre Vorzüge wurden meist nicht richtig erkannt, und um so schwerer empfand man die polizeilichen Beschränkungen. Immer kühner trat die Opposition zutage, und bald erwies es sich, daß die Regierung selbst nicht mehr über die erforderliche Kraft verfügte, um jeden Widerstand zu brechen und die unerläßlichen Verbesserungen in einem unparteilichen Sinne zu leiten. Immer klarer trat es zu Tage, daß die russische Bureaukratie selbst ein Opfer jener Zersetzung im russischen Unterrichtswesen geworden war.

(Schluß folgt.)

Adalbert Stifters Lebens- und Kunstideal.

Von

Wilhelm Kosch.

Der 23. Oktober 1905 ist Adalbert Stifters hundertster Geburtstag. Nicht eine kleine Gemeinde altväterischer Bücherliebhaber, nicht eine vereinzelte Landschaft, nicht ein besonderes Geschlecht feiert ihn, sondern im gesamten deutschen Volke hat er seine Verehrer, junge und alte, Männer und Frauen, diesseits und jenseits des Ozeans. Keine bestimmte Partei kann Stifter als den ihrigen ausgeben. Allen gilt sein Lebenswerk, und so ehren alle sein Gedächtnis.

Oft genug bedeutet die Jahrhundertfeier eines ausgezeichneten Namens dessen eigentlichen Sterbetag, das Grenzende seiner Wirksamkeit. Künstlich hervorgerufen erlischt die Flamme der Begeisterung dann am gleichen Tage. In den tönenden Redensarten unechter Volksteilnahme verhallt die Stimme des beschworenen Geistes. Das Echo, das Stifters Name an seinem Festtag wachruft, klingt ganz anders. Nicht einen Toten, einen Lebendigen feiern wir. In der Blüte seiner Jugend, in der Fülle seiner Kraft steht der Hundertjährige vor uns, wahrhaft, lebenspendend und groß.

Das Geheimnis dieser unvergänglichen Jugend liegt im Wesen seiner Werke verborgen. Das Lebens- und Kunstideal fließt bei Stifter in ein einziges zusammen. Daß die tiefste Schönheit und das höchste Leben, daß Glauben und Wissen in ihren letzten Endzielen, in den Wurzeln ihrer Erscheinungsformen eines und dasselbe seien, ist Stifters feste, innerste, heiligste Überzeugung. Für ihn gibt es keinen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen sinnenfälliger und übersinnlicher Welt. Sein Charakter schwankt nicht über haltlosen Abgründen unbefriedigender philosophischer Systeme. Seine religiöse, seine katholische Weltanschauung ist ihm nicht angeboren, nicht anerzogen; er hat sie innerlich erlebt.

‚Die Kirche,‘ so sagt er in einem seiner pädagogischen Aufsätze, ‚gibt dem Menschen das heilige Gut der Religion, das Beste, was die Erde hat, oder eigentlich den Himmel, der auf die Erde gekommen ist. Aus Religion folgt Tugend von selber und alle Wege, die zu Ordnung und Recht führen. Daher ist ein religiöses Gemüt nicht nur das Heil des einzelnen, sondern es führt auch zum Wohle aller.‘ Diese christliche Lebensauffassung atmen Stifters sämtliche Schriften. Keine unästhetische Tendenz beherrscht sie. Niemals ein moralisierender Prediger, immer aber ein Künstler, tritt uns Stifter entgegen.

Jede Individualität, auch der Dichter bringt eine Weltanschauung zum Ausdruck; alle seine Werke werden demnach einen bestimmten Charakter verraten, der diesen besonderen Ansichten entspricht. Aber nicht darin, daß

er sie besitzt, sondern in der Fähigkeit, wie er sie künstlerisch zur Geltung bringt, beruht seine Bedeutung. Stifters katholischer Idealismus mag die Teilnahme vieler gleichgestimmter Herzen erwecken, seine literarische Geltung berührt er nicht. Ein edler Mensch braucht darum noch kein Dichter zu sein. Stifter ist beides, und in jeder Hinsicht so groß, daß sich an ihm die eigenen Worte erfüllen, wonach Religion und Kunst auf der höchsten Stufe in eins zusammenfallen.

Stifters Ästhetik ist weder das unfertige Werk einer flüchtigen Stimmung, noch die doktrinäre Frucht einer papierenen Denkerarbeit, sie ist vielmehr das Ergebnis eines jahrzehntelangen, bis an den Tod fortgesetzten, niemals abgeschlossenen Ringens um die Schönheit.

Ausgehend von den romantischen Kunstidealen Tiecks, Hoffmanns und vor allen Jean Pauls, dessen ‚Vorschule der Ästhetik' er eifrig studiert, wendet er sich später immer deutlicher Goethe zu, um schließlich in einer harmonischen Vereinigung der Grundelemente altklassischer und mittelalterlicher Blütezeiten den letzten und tiefsten Rückhalt für seine eigensten Ansichten über die Kunst zu finden. Stifter ist jederzeit Historiker. Nur ein lückenloses genetisches Vordringen in die Tiefe und in die Vergangenheit vermag seinen Geist zu befriedigen.

In ausführlicher Weise ergreift Stifter zum erstenmal das Wort zu einer ästhetischen Auseinandersetzung, als er 1852 die ‚Bunten Steine' veröffentlicht. Aus der Weltgeschichte und aus seinem eigenen Leben ist ihm klar geworden, daß alle gewaltigen Schöpfungen und Veränderungen auf unscheinbare, geringfügige, oft verborgene Ursachen zurückzuführen, daß daher diese der eigentlichen Beachtung des Forschers und Künstlers wert seien, daß sich mit einem Wort das scheinbar Große als klein, das scheinbar Kleine aber groß offenbare. Diese Grundsätze, die Stifter bis ins einzelne verfolgt, hat in Deutschland vor ihm so deutlich und für die Allgemeinheit bestimmt niemand ausgesprochen. Merkwürdig ist nur, daß auch der Präraffaelit John Ruskin, den Stifter nicht kennt, einige Jahre vorher dieselbe Anschauung in England vorbereitet hat. So darf Stifters Vorrede zu den ‚Bunten Steinen' nicht als vereinzelte Kundgebung eines ästhetischen Sonderlings gelten, wie es nach Hebbels heftiger Gegnerschaft erscheinen könnte, sondern muß als großzügiges Programm einer neuen, über mehrere Völker sich erstreckenden künstlerischen Bewegung aufgefaßt werden.

In einer Reihe kleinerer Aufsätze verfolgt Stifter die weiten Ausblicke, die uns jene Vorrede eröffnet hat. Immer behält er den engen und steten Zusammenhang zwischen Leben und Kunst fest im Auge.

Als das wichtigste Merkmal des Kulturzustandes der Völker betrachtet er ihre jeweilige Kunst. ‚Sie war und ist überall die Darstellung des Göttlichen im Gewande des Reizes. Wir heißen das Göttliche, insofern es sinnlich wahrnehmbar ist, auch das Schöne. Was anderes darstellt als das Göttliche, mag allerlei sein, nur Kunst ist es nicht. Darum trägt alle Kunst, bewußt oder unbewußt, den Schimmer ihrer Religionen, so assyrische Kunst,

ägyptische Kunst, indische Kunst, griechische Kunst, christliche Kunst. In allen ihren Zweigen, selbst in der Darstellung der Landschaft kann man dies behaupten. Je höher die Menschen in ihrer Vorstellung über Gott und göttliche Dinge gelangen, desto höher steigt die Kunst. Wird sie dagegen ihres religiösen Grundcharakters entkleidet, so verfällt sie und mit ihr das Volk, das dann immer mehr das Rohstoffliche verherrlicht, immer sinnlicher wird.'

Stifter kennt kein extremes Schlagwort. Den bloßen Idealismus nennt er mit Jean Paul unsichtbaren Dunst oder Narrheit, den bloßen Realismus verwirft er als grobe Last. ‚Wie weit die sachliche Wirklichkeit in einem Kunstwerk zu geben ist,' schreibt er einmal seinem Freunde Sigmund Freiherrn von Handel, ‚hat die Wissenschaft noch nicht ermittelt. Ganz darf sie gar nicht gegeben werden, sonst entstünde ein mathematischer Satz und kein sinnlich hervorspringendes Kunstwerk.' Ganz dürfe sie aber auch nicht fehlen. Die Sachlichkeit müsse im ganzen liegen. Jeder wahre Künstler versucht, allem gerecht zu werden. ‚Das hohe gesunde Ideal wird gleich mit der rechten gesunden Gestalt geboren.' Ohne Wissen, absichtslos bringt ein solcher Künstler das Göttliche, wie es sich in seiner Seele spiegelt, in sein Werk. Aber auch derjenige, der ein Kunstwerk genießt, muß ein eigenes Göttliches in sich tragen, dann wird er eher Mängel der Arbeit übersehen als bei der vollendetsten Arbeit den Mangel des Ideals oder das Dasein seines Gegenteils. Der Stoff eines Kunstwerks, an sich nicht gleichgültig, verliert an Bedeutung, wenn die Ausführung schwach wird, und ist schließlich bei schlechter Ausführung gänzlich ohne Wert. Niemals darf das rein Stoffliche die Oberhand gewinnen. Der sinnenfällige Reiz ist nur ein Diener der Schönheit und darf nur als solcher in einem Kunstwerk seine Geltung haben.

Auch dem Theater wendet Stifter seine Aufmerksamkeit zu. Er tritt gegen die einseitige Verherrlichung der Geschlechtsliebe in die Schranken; Eltern-, Gatten- oder Kindesliebe, Freundschaft, Stammes- oder Vaterlandstreue hält er für ebenso groß, so daß sie auf der Bühne mehr Geltung gewinnen sollten. Das mißratene sogenannte Volksstück, das in gewissem Sinne unsere Operette angebahnt hat, verurteilt er mit aller Schärfe. ‚Um Einnahmen zu machen, wird das, was am stärksten aufregen oder reizen kann, geboten; es wird von vielen gesucht, und Theater und Besucher verschlimmern sich wechselseitig.' Und darum vermag auch Stifter keinen besseren Ausdruck für seine innerste Gesinnung über die moderne Bühne zu finden als den Mahnruf: ‚Bessert eure Theater oder schließt sie alle!'

Stifter bekämpft die Neigung der Schauspielkunst zum Virtuosentum, zum Materialismus, dem Darstellen der äußern Wirklichkeit, worin es mancher bis zum Widerlegen bringt. ‚Das Sittengesetz, durch den Reiz der Kunst zur Anschauung gebracht, ist der Kern der Kunst, wie es als Gutes das Wesen der Religion, als Wahres das der Wissenschaft ist.' Vom Schauspieler verlangt er eine höhere Erkenntnis der im Sittengesetz liegenden Würde und Hoheit des menschlichen Wesens als von den Zuschauern. Wenn der

Schauspieler die Darstellung verinnerlicht, vergeistigt, wird sich auch der Anteil Realismus, der unbedingt nötig ist, leicht einstellen. Sie wird künstlerisch wahrer werden, als wenn sie bloß äußerlich wirklich wäre.

Stifters Aufsätze zur bildenden Kunst im besonderen füllen einen ganzen Band (XIV.) der kritischen Ausgabe seiner Werke, die von der rührigen ‚Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen' eben besorgt wird. Vor allem berücksichtigt Stifter die kirchlichen Baudenkmale. Die eigentlich religiöse Malerei schätzt er am höchsten. Nach ihr wertet er die Historienmalerei und die Darstellung der Landschaft, der er selbst in zahlreichen Gemälden und Zeichnungen gehuldigt hat.

Alle Engherzigkeit ist Stifter in der Seele verhaßt. Trotz seiner innigen Religiosität oder eigentlich gerade deshalb fühlt er sich berufen, verständnislose Kunsturteile, die mit einer scheinbar christlichen Marke versehen gläubige Leser zu beeinflussen suchen, auf das entschiedenste abzuweisen. In Erbitterung über einen derartigen Aufsatz aus der ‚Allgemeinen Zeitung', der keine andere Kunst gelten ließ als die christliche, katholische (nur das sei würdig, jedes andere Genremalerei), schreibt er an Sigmund Freiherrn von Handel drastisch genug: ‚Die Nägel könnten einem blau werden und die Haare ausfallen, und das Verdammteste ist, daß der Laie, ja selbst der Künstler beirrt wird und werden muß.'

Stifters Ansichten über die Dichtkunst sind vor allem in seinem Aufsatz über ‚Die Poesie und ihre Wirkungen' und in seinen Briefen niedergelegt, die in der dreibändigen Ausgabe von Johannes Aprent leicht, wenn auch nur mit großer Vorsicht, gebraucht werden können.

Nach Stifter ist die Dichtkunst der Gipfel der Kunst, eine erhabene Macht. ‚Ihr Wirkungskreis ist das ganze menschliche Geschlecht, ihre Handhabung setzt den freiesten und größten Geist voraus, ihre Empfängnis eine gewisse Bildung des Verstandes und ein tiefes reines Herz, und ihr goldner Faden geht durch alle Zustände der menschlichen Geschichte.' Stifter kennt das Schöne nur als allgemein gültigen Begriff, als das Sittengesetz in seiner Entfaltung und durch sinnliche Mittel wahrnehmbar. In diesem Sinne erweist sich das Drama von der Antike bis auf Shakespeare wirksam, dem er von neueren Dramatikern keinen an die Seite zu setzen vermag. Die Leidenschaft an sich ist unsittlich, ihre alleinige Darstellung darum zu verwerfen. Das Sittliche wird nicht immer und überall als Grundlage des Schönen anerkannt, weil der Mensch mit seinem freien Willen oft seinen schlechten Begierden nachgibt, fehlerhaft ist und, wenn dieser fehlerhafte Zustand dauernd wird, dem Laster anheimfällt. Von dem Lasterhaften aber entfernt sich die Muse. In die Poesie bringt so die Phrase und dann die Haltlosigkeit. ‚Die reine, klare, einfältige Kunst hört auf, die ruhige Schönheit verschwindet. Man fängt mit dem Scheine an, und weil man mit dem Scheine das Wesen zu beweisen glaubt, so sucht man den Schein recht zu stärken, um den Beweis zu stärken, und bringt die Überladung; so wie die Wahrheit stets einfach ist,

die Lüge aber übertreibt.' Stifter meint, daß nur kleine Geister einer Zeitströmung entgegenkommen und so Modedarstellungen liefern, die lächerlich, ja verächtlich werden, wenn die Zustände oder Bestrebungen vorüber sind, denen sie ihr Dasein verdanken. Heinses ‚Ardinghello' und Friedrich Schlegels ‚Lucinde' sind ihm Beispiele dafür. Der wahre Künstler spiegelt nur die großen und ewigen Empfindungen der Menschheit wieder. Darum wird er von allen Zeiten verstanden und veraltet nie. Wohl haben seine Werke die Farbe seiner Zeit und seines Volkes, aber nur naiv und unbewußt trägt er diese Farbe bei. Nicht Sitte und Tugend will er predigen, sondern er wirkt nur durch das, was er ist. Stifter findet da die goldenen Worte, die recht verstanden jeder Kritiker und jeder Schriftsteller beherzigen sollte: ‚Der echte Künstler hat nie Tendenzen außer die, ein Schönes hervorzubringen.' ‚Das höchste Schöne,' sagt er weiter, ‚ist die Welt. Wenn der Mensch schafft, so ahmt er Stücke derselben nach, und weil das nächste er selber ist, so sind es menschliche Leiden und Freuden, es sind menschliche Gefühle und Zustände, die er in das Naturganze verflicht.'

Der Dichter muß die Welt umfassen, in der Vergangenheit ebenso gut zu Hause sein wie in der Gegenwart, alle Geister verstehen können und die Erfahrungen aller Zeiten sich zunutze machen. Wenn er dagegen nur seinen eigenen Gefühlen lauscht, so wird er, von der Phantasie verführt, Ungetüme, aber keine Wahrheiten zu uns reden lassen. Darum preist Stifter die Alten so sehr, weil sie, ehe sie dichteten, Krieger, Staatsmänner, Geschäftsleute waren und so Erfahrungen in dem kleineren Kreise ihres Lebens und ihrer Geschichte sammelten. Unerbittlich streng, wie er an sich die höchsten Anforderungen stellt, verlangt er diese Gründlichkeit und Universalität auch von den übrigen Dichtern. Nach Stifter ist Genie, und nur dieses kann tief und unermeßlich sein, nicht etwas Wildes, Phantastisches, Ungeduldiges, nicht Wahnsinn oder sonst eine unnatürliche Abirrung, sondern bei vorwiegender Schöpferkraft das Blühen aller geistigen Kräfte, die größte Gesundheit.

Die Wirkungen der Kunst sind unendlich. Sie bezweckt dasselbe wie die Religion als ihre irdische Schwester, die innere Beseligung des Menschen. In die Tiefe und in die Weite, auf den einzelnen und auf die Allgemeinheit erstreckt sich ihr hinreißender Einfluß. Die dichterische Glut der Rede hat darum Massenbewegungen erzeugen können. Und so glaubt sich Stifter zu den Worten berechtigt: ‚Ein einziger Dichter, der sein Volk durchgängig zu entzünden vermochte, hat es oft in einem Stück mehr gehoben als jahrelange Belehrungen und vortreffliche Gesetze.' Als ein solcher Dichter erscheint ihm unter den Deutschen Goethe.

Besonders in den letzten Jahren seines Lebens, gerade in denjenigen, da sein persönlicher Katholizismus in seinem Herzen immer stärker Wurzel faßt, fühlt sich Stifter zu Goethe hingezogen. Wie er in der Kirche den umfassendsten Ausdruck der Religion erblickt, so erscheint ihm Goethe als das Universalgenie der Dichtkunst. Und an Gustav Heckenast, seinen befreundeten

Verleger, schreibt er, als die Kriegsstürme des Jahres 1866 seinem patriotischen Herzens wehetun: ‚Ich lese täglich einige Blätter aus Goethes italienischer Reise. Die Ruhe und Größe und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieses Namens ist meiner Seele ein erhebenderer Trost als alles, was in mich hineingeredet werden könnte.‘ Daß man Goethe als unsittlichen Dichter zu bezeichnen wage, weist er mit Entrüstung zurück. ‚Haben denn diese Leute‘, meint er einmal mit Bezug auf die Angreifer Goethes zu seinem Freunde Johannes Aprent, ‚nur eine Ahnung von dem unergründlichen Geheimnis einer echten Menschennatur? Weil sie Zwerge sind, schreien sie, jener sei ein Ungeheuer. Weil sie keinen Maßstab für seine Sittlichkeit haben, nennen sie ihn unsittlich.‘

Stifter ist ein katholischer Dichter, aber den Begriff katholische Literaturgeschichte kennt er nicht. Insoweit die Weltanschauung eine Persönlichkeit bestimmt und ausmacht, kommt sie in Betracht, nicht aber dort, wo es sich um keine Glaubenssachen, sondern um die Wissenschaft handelt, die nicht diese, sondern das Kunstschöne in seinen Erscheinungen zu besprechen hat. Als Luise von Eichendorff, die edle, ausgezeichnete Schwester des Dichters, dessen Literaturgeschichte an Stifter mit der Bitte um sein Urteil sendet, erhält sie von ihm zur Antwort: ‚Ich mag unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur einer; ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesamten Menschheit fassen; vielleicht heißt er das katholisch; dann habe ich von katholisch nicht den rechten Begriff.‘

In dem Ausbau seiner Ästhetik erweist sich die Folgerichtigkeit von Stifters Denken. Leben ohne Kunst ist ihm ein innerer, ein unmöglicher Widerspruch. Wie die Kunst das Leben des einzelnen und der Gesamtheit durchdringen, erfüllen und veredeln muß, so darf umgekehrt das Leben auf die Kunst nur einen befreienden, erhebenden Einfluß ausüben. Wo es einengt, niederdrückt, ins gemeine herabzieht, ist es kein rechtes Leben mehr, kann der rechte Künstler nicht gedeihen. Nur an der Freiheit, in der selbst gewählten Entwicklung entfalten sich die Kräfte des Individuums und des verinnerlichten Menschen, der als Künstler die Welt beglückt. Ohne Rücksicht auf andere darf dieser nur der Stimme des eigenen Herzens gehorchen. ‚Der wahre Künstler,‘ heißt es im ‚Nachsommer‘, ‚macht sein Werk, wie die Blume blüht; sie blüht, wenn sie auch in der Wüste ist und nie ein Auge auf sie fällt. Der wahre Künstler stellt sich die Frage gar nicht, ob sein Werk verstanden werden wird oder nicht. Ihm ist klar und schön vor Augen, was er bildet; wie sollte er meinen, daß reine, unbeschädigte Augen es nicht sehen? Und sollte der Künstler das wirklich Schöne nicht für die Geweihten schön halten? Woher käme sonst die Erscheinung, daß einer ein herrliches Werk macht, das seine Mitwelt nicht ergreift? Er wundert sich, weil er eines anderen Glaubens war. Es sind dies die größten, welche ihrem Volke vorangehen und auf einer Höhe der Gefühle und Gedanken stehen, zu der sie ihre Welt erst durch ihre Werke führen müssen. Nach Jahrzehnten denkt und fühlt

man wie jene Künstler, und man begreift nicht, wie sie konnten nicht verstanden werden. Aber man hat durch diese Künstler erst so denken und fühlen gelernt.'

Ein Ewigkeitskünstler des Lebens und der Tat ist Adalbert Stifter. Die ästhetische Entwicklung der deutschen Kultur hat er so sehr beeinflußt, daß es selbst die Forschung nicht genau feststellen kann. Stifters praktische Betätigung als Schulmann, Stifters pädagogische Schriften bringen seinen Namen über die Grenzen seiner engeren Heimat Österreich. Seine Gemälde werden erst, wenn sie einmal aus Privathänden in den Besitz der Öffentlichkeit gelangt sind, dartun, daß ihr Schöpfer auch für die bildende Kunst nicht ohne Bedeutung sei. Seine Naturschilderungen, seine feinen Beobachtungen des menschlichen Seelenlebens haben die Wissenschaft befruchtet. Alles aber wird von seinem Ruhm als Dichter übertroffen. Stets hat Stifter den heißen Wunsch gehabt, durch seine Dichtungen gute und wahre Menschen zu bilden. Die Erfüllung seiner Sehnsucht liegt an uns allein.

Vor Mitternacht.

Mein' Seel', 's geht auf die Mitternacht:
Kein Laub tut einen Atemzug,
Der goldne Hirte hütet sacht,
Und manchmal streicht ein Eulenflug.

Sind alle Lichter ausgetan —
Wer wacht, der ist im Finstern froh;
Der Kater steckt zwei grüne an
Und leucht' damit ins Scheunenstroh.

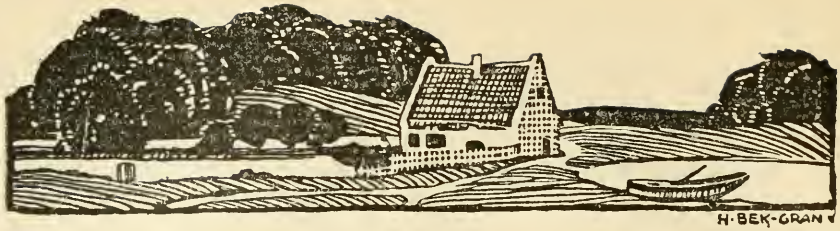
Und wär's, daß einem Leid geschah,
Hätt' er ein Lämplein wohl im Haus.
Die Brunnen fallen dort und da
Und schenken feines Silber aus.

Die Nacht hat Perlen für und für
Von ihrem Glanz ins Feld gerollt.
Geht früh der Bauer aus der Tür:
Die Sonne wandelt's ihm zu Gold.

Das macht, weil er mit hü und hott
Die Pflugschar zwang in harter Fron;
Nun sorgt und sagt der liebe Gott:
Schlaf nur, ich tu das Meine schon! —

Es rückt so gen die Zwölfe hin . . .
Bricht einst mein letzter Tag heran,
So möcht ich, wenn ich müde bin,
Daß er's zu mir auch sagen kann.

Max Geißler.



Im Banne der Berufung.

Von

Leo Balet.

I.

‚Bücken, Anna!‘

Mit einem derben Ruck am Ruder drehte Chef den Bug des Kutters in den Wind, der den Klüver nun lustig voll stehen ließ und das Schiff langsam zum Drehen brachte. Das große Segel klapperte anfangs unsicher hin und her, schoß dann voll, und während der Klüver herübergelegt und die Schot an einer hölzernen Klampe festgemacht wurde, begann das Boot von neuem mit köstlichen Schwankungen durch das sonnige Wasser zu stoßen.

‚Fein geht's, was?‘ fragte er, während er, die Hand über die Augen gelegt, auf das Segel starrte, um zu sehen, ob er nicht etwa noch ein wenig härter am Winde segeln könne.

‚Na . . . und ob!‘

Sie saß da und blickte ihn schweigend an, gleich als schiene es ihr seltsam, daß er sich so gar nicht verändert hatte in den drei Monaten, da sie ihn nicht gesehen. Noch immer derselbe. Nur daß er manchmal so weit, weit weg sein konnte mit seinen Gedanken. Das war früher niemals so gewesen. . . Es war das erstemal, daß sie mit ihm allein war. Gott sei Dank hatten Marie und Jan keine Lust gehabt mitzukommen. Nach einer Weile sagte sie: ‚Du bist diesmal noch gar nicht gesegelt, nicht wahr?‘

‚Aber nein, ich bin ja erst seit drei Tagen zu Hause.‘

‚Ach ja, richtig!‘

‚Und hast du's fleißig getrieben diesen Sommer?‘

‚Nein, nur ganz selten, mit Jan und Marie. Es macht mir gar keinen Spaß, mit Jan mitzugehen.‘

‚So, das werde ich meinem Herrn Bruder aber mal erzählen.‘

‚Das weiß er längst, ich habe es ihm schon selbst gesagt,‘ antwortete sie, gleich als sei das die natürlichste Sache von der Welt.

‚Also mit mir macht es dir wohl Spaß?‘

Sie errötete. ‚Dummer Kerl,‘ sagte sie lachend; und sie faßte mit beiden Händen eines der Taue und schlug ihn damit unbarmherzig auf die Kniee. ‚Dummer Kerl, dummer Kerl, du!‘

Er konnte sich nur mit einer Hand wehren.

‚So hör doch auf! . . . Anna, . . . Anna, . . . ich lasse dich Schiffbruch leiden, hörst du wohl?‘

Und sie lachten beide, während er Grimassen schnitt, als habe es ihm furchtbar weh getan.

Der Wind war stärker geworden.

Von weit, weit her fuhr immerfort eine heftige Flage über das schwarzaufgewühlte Wasser, fiel schwerfällig in die sonnenweißen Segel und legte das kleine Boot weit über. Allein es richtete sich wieder auf, verspritzte die kleinen Wogen, die in langen Reihen heranrollten und rastlos am Bug emporklatschten, zu Schaum und schwebte ruhig wie ein einsamer weißer Vogel über die weite Fläche, schräg gegen den Wind.

In der gewaltigen Natur um ihn her begann Chefs Selbstbewußtsein zu erwachen. Es trat etwas Kräftiges, fast Brutales in seine Haltung. Mit seiner weißen Hand umklammerte er die auf- und niederschockende Ruderpinne, die andere hatte er in die Hosentasche gesteckt; den frischen Kopf trug er hoch aufgerichtet, und sein Haar war voller Wind und voller Sonne. Ein stolzer Wagemut lachte aus seinen schwarzen Augen, während er die hochaufragende Begrenzung seiner kleinen Wasserwelt überblickte: Schilf und wieder Schilf; hier und dort ein kleiner Bauernhof — wie Spielzeug —, ein emporragender kleiner Kirchturm zwischen ein wenig Grün und überall Mühlen, da, gerade dicht vor ihm, eine und ein Endchen weiter und dort drüben auch wieder. Aber das hatte noch zu sehr das Bedrückende einer Panoramaleinwand; es mußte alles noch viel, viel weiter sein. O, noch viel mehr Raum und noch viel mehr Weite mußte man um sich fühlen, eine Unendlichkeit von Raum und Weite über sich, neben sich und überall.

Anna, ihm gegenüber, war auch still geworden. Ein paar losgewehte Haarlocken hingen ihr über das bleiche Gesicht. Matt saß sie auf der Bank, den Kopf in die eine Hand gestützt, und unablässig irrten ihre Augen über das hüpfende Wasser und die grüne Ferne, als ob sie dort hinter dem Schilf etwas sähen, etwas Herzerfreuendes, etwas Ruhevolles.

Ein paar aufgeschreckte Entchen schnatterten am Boot entlang, flatterten eine Weile hinter einander her und plumpsten dann wieder ins Wasser. Aus ihrem träumerischen Schauen wach gerüttelt, blickten sie beide in dieselbe Richtung.

‚Siehst du sie noch?‘

‚Ich nicht. Und du?‘

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

Und dann er, ganz unvermittelt: ‚Setz' dich, bitte, mal einen Augenblick hierher, damit ich mir meine Pfeife anstecken kann!'

Sie erhob sich sofort, setzte sich neben ihn und übernahm das Ruder. Ein seltsames Empfinden durchzuckte sie, als sie die Wärme seiner Hand dort noch fühlte.

‚Kindchen, Kindchen, was träumst du doch?... Wir werden gleich quer zum Wind liegen,... so,' und dabei lenkte er das Boot wieder in den Kurs.

‚Ein bißchen zerstreut gewesen,' sagte sie entschuldigend; ‚steck du dir nur ruhig deine Pfeife an, ich werde jetzt besser aufpassen! Gerade auf die Mühle zu, nicht wahr?' — Sie wies mit leichtem Kopfnicken in die Richtung.

‚Jawohl, stimmt.'

Aber immer wieder mußte sie flüchtig zu ihm herüberschauen, wie er da saß und an seiner Pfeife zog, die er fest zwischen den Zähnen hielt, während das eine Streichholz nach dem andern auswehte. Ja, wenn sie solchen Bruder hätte... oder... o Gott, wie wunderbar würde das sein! Aber war es denn wirklich so ganz unmöglich? Konnte das nicht recht gut so sein? Chef hatte sich niemals um ein Mädchen gekümmert, nur um sie. Sein Examen hatte er jetzt bestanden, in drei Jahren würde er Anwalt sein... Und ihre Glückesgedanken schwankten weiter als rings die kleinen Wogen, die lustig den Kutter umtanzten, sich wiegten und über einander wegschossen und ihr trunkenes Sonnenliedchen über die ganze weite Fläche hinausjubelten.

Sie waren jetzt bis dicht an die Wassermühle gekommen, die sich mit ihren dunklen Flügeln von dem leuchtenden Himmel seltsam abhob.

‚Soll ich's mal übernehmen? Dann machen wir erst noch einen kleinen Umweg und legen dann einen Augenblick dort zwischen dem Schilf an.'

‚Gut.'

Sie stand auf und setzte sich wieder ihm gegenüber.

‚Sorgst du für den Klüver, Anna?... Nein,... jetzt noch nicht.'

‚Ja, ich weiß schon, ich mache ihn nur einstweilen los.'

Sie waren jetzt beinahe am Ufer.

‚Nun aber vorwärts!' und mit diesen Worten legte er die Ruderpinne in Lee und der Kutter machte eine schöne Wendung. Der Klüver wurde festgemacht, und stattlich glitten sie weiter.

‚Du, Chef, wie gefällt dir eigentlich Margot van der Werf?'

‚Was?... Wie kommst du nun darauf mit einemmal?'

‚Ach, ich meine nur so!... Findest du sie nett?'

‚Ja, sie hat ein hübsches Gesichtchen.'

‚Ach nein, das meine ich nicht; das weißt du recht gut, aber... ob du sie nett findest?'

‚Ach so, jetzt verstehe ich dich!‘ Und dann sich plötzlich erinnernd: ‚Sie ist eine Freundin von dir, nicht wahr, und von meiner Schwester? Ja gewiß, ich finde sie ganz reizend.‘

‚Ach was, du sollst mich nicht necken! . . . Ich finde auch gar nichts an ihr.‘

‚Na, um die Wahrheit zu sagen, ich auch nicht. Sie hat etwas sehr Unsympathisches an sich, so etwas Gelehrtenhaftes, ich weiß nicht recht. Sie ist nicht natürlich.‘

‚Aber sie kokettiert stark mit dir . . . Was? Das hast du nicht gemerkt? Na, aber sag mal, du hältst dich wohl selbst zum besten. . . Laß dich nicht auslachen!‘ . . .

‚Nein, wahrhaftig nicht. Es ist mir übrigens verdammt gleichgültig.‘

‚Was du nicht sagst. Dann mußt du morgen abend mal gut aufpassen. Sie kommt doch auch?‘

‚Ich denke wohl.‘

‚Aber,‘ . . . und als fiele ihr plötzlich etwas ein, blickte sie ihn mit ihren großen blauen Augen unverwandt an: ‚Jeanne ist doch wohl nach deinem Geschmack, nicht wahr?‘

‚Hahaha, das ist wirklich nicht übel,‘ sagte er neckend; ‚ich brauche dir doch wahrhaftig keine Generalbeichte abzulegen.‘

‚Ach, sag mir's doch!‘ bat sie; . . . ‚warum willst du mir das nun nicht sagen? . . Ich finde es einfach kindisch von dir . . .‘

‚Welche Jeanne meinst du denn?‘

‚Jeanne Berg natürlich.‘

‚Jeanne,‘ begann er, während er wichtig ein paar Züge aus seiner Pfeife tat, ‚Jeanne kenne ich nicht. Sie geht nicht aus sich heraus. Man weiß nie, wie man mit ihr dran ist.‘

Sie schaute ihn nochmals prüfend an, ob er das auch wohl wirklich so meine, und dann plötzlich:

‚Siehst du wohl, darüber habe ich mich nun schon mit deiner Schwester gezankt; die behauptete das Gegenteil.‘

Und während sie ihre beiden Hände um ihr hochgezogenes Knie legte, lachte sie vergnügt und schaute in den Himmel, als habe dessen geheimnisvolles Blau ihr all seine verborgenen Herrlichkeiten offenbart.

‚Ich fühle mich hier doch so glücklich,‘ sagte sie vor sich hin.

Chef begriff sie nicht und lächelte über ihre saloppe Haltung, die ihrem schlanken, weißen Figürchen etwas Reizvoll-Unschuldiges verlieh. Sie war wirklich noch sehr naiv. Sie konnte manchmal noch ein echtes Kind sein. Und sein Fühlen verinnigte sich zu einer warmen Intimität. Aber so wie eine graue Hand oft plötzlich etwas Zartes zerreißt, überfiel ihn jäh der

Gedanke, ob er sich diesem Gefühl jetzt noch hingeben dürfe. O Gott, wie starr würde dann sein Leben sein! . . . Unsinn, das war ja gar nicht nötig! . .

Langsam und andächtig machte er die Schot los, um alsbald beidrehen und dann schnurstracks in das Schilf hineinfahren zu können.

‚Anna, nimm du den Klüver nur einstweilen weg!‘

‚Wie?‘ . . .

‚Ich bitte dich, du möchtest den Klüver einstweilen wegnehmen.‘

Zur Seite blickend, meinte sie verwundert: ‚Sind wir denn schon da?‘

Einen Augenblick später schnurrte die Leine über den Block, und der dreieckige Fetzen sank langsam in den ausladenden Bug des Kutters.

‚Fein gemacht, was? Nicht der kleinste Tropfen drauf. Und nun gleich ein Reff ins Segel, gelt? Oder lieber ganz herunter?‘

‚Ja, das ist eigentlich noch bequemer,‘ antwortete Chef zerstreut, ‚und dann auch noch die Schwerter.‘ . . .

‚Ja, richtig.‘

Die Schwerter waren jetzt hoch gezogen und ragten stolz über dem Rumpf des Bootes auf. Da stand sie jetzt, hielt das Tau des Großsegels, das noch mit einem Schlage fest saß, in ihrer kleinen Hand und wartete auf einen Wink von ihm.

Der Kutter, der jetzt gerade gegen den Wind ging, erstieg wie ein trotziger Schwan das grüne Wehr aufstrebenden Schilfes; die hohen Stengel wurden mitleidslos geknickt, und rauschend fuhr das kleine Boot darüber hin, immer langsamer und langsamer, bis es endlich fest lag.

‚So, wenn wir jetzt tot frieren, dann frieren wir eben tot,‘ sagte Anna lachend, nachdem das Segel klar gemacht war. Sie setzte sich neben ihn auf die kleine Steuerbank und blickte ihn herausfordernd an: ‚Ja, ich sitze hier besser als dort, und wenn es dir nicht paßt, wenn es dir vielleicht zu eng ist, dann setz du dich nur auf meinen Platz,‘ und während sie ihn empfindlich ins Ohr kniff: ‚Hörst du wohl, Kerlchen?‘

‚Au, au, du Scheusal!‘

‚Was sagst du da, Scheusal? Zurücknehmen, rasch zurücknehmen, verstanden?‘ Und sie bearbeitete sein Ohr noch kräftiger mit ihren schlanken Fingern.

‚Was soll ich zurücknehmen? . . Au, . . . du tust mir weh!‘ . .

‚Und das fragst du noch?‘

‚Du bist . . . au . . . kein Scheusal!‘ Und sein heißes Ohr mit der Hand betastend: ‚Wenn du jetzt noch mal so unausstehlich bist, dann werde ich dich, weiß Gott, kielholen. Dann schmeiße ich dich einfach über Bord.‘

Er holte aus dem Schränkchen unter der Bank eine kleine Tasche hervor, drückte das Schloß auf und packte eine Flasche und zwei Gläser aus, die sorgfältig in eine Serviette gerollt waren.

‚Zur Strafe bekommst du keinen Mosel.‘

Aber seitwärts schielend streckt sie ganz unerwartet die Hand aus und ergreift ein Glas, und zwar so wild, daß das andere zu Boden fällt und zerbricht. Dann leichthin: ‚So, ich habe schon ein Glas,‘ und indem sie auf die Scherben zeigt: ‚Und das hast du getan, das ist deine Schuld.‘

‚Das ist aber noch schöner!‘

‚Natürlich, dann hättest du nur nichts sagen sollen.‘

Um sein Lachen zu verbergen und sich böse stellen zu können, begann er, tief vornübergeneigt, die Scherben aufzulesen und sie ins Wasser zu werfen.

‚Komm, wir wollen die Sache wegtrinken!‘ Sie stellte ihr Glas mit einem schalkhaften Lächeln vor ihn hin und wartete geduldig, bis es sich langsam mit goldgelbem Wein füllte.

‚A vous l'honneur,‘ und sie überreichte ihm das Glas wie eine goldene Blume, die sie mit ihren schlanken Fingern zierlich und elegant an dem feinen Stengel festhielt.

‚Und woraus wirst du denn trinken, Anna?‘

‚Trink du nur ruhig, das wirst du schon sehen!‘ Darauf nahm sie das leere Glas wieder in Empfang, ließ es vollgießen, suchte erst die Stelle, an der er getrunken hatte, blinzelte ihm zu, während sie es gerade dort an ihre Kußlippen setzte, und ließ den Wein langsam durch ihre Kehle fließen.

‚So, jetzt bist du wieder dran,‘ sagte sie. ‚Aber für dich werde ich es erst ausspülen.‘

‚Nein, das ist aber wirklich empörend, ... einfach abscheulich von dir!‘ ...

Ihr klares Lachen erscholl weithin über das Wasser. ‚Na, meinetwegen denn.‘

‚Ja, wenn ich nicht mit dir verwandt wäre ...‘

‚Das bist du ja gar nicht,‘ antwortete sie hastig. ‚Nein, mein Lieber, das bist du durchaus nicht!‘

‚Doch.‘

‚Bewahre.‘

‚Doch.‘

‚Denkt ja gar nicht dran. Muß ich es dir denn schon wieder vorrechnen?‘

‚Ist meine Mama deine Tante und mein Papa dein Onkel oder nicht?‘ fragte er bestimmt.

‚Ach was, damit kommst du mir jedesmal wieder!‘

‚Ja oder nein?‘

‚Ja, aber nur angeheiratet.‘

‚Ganz egal, angeheiratet oder nicht angeheiratet. Sie sind dein Onkel und deine Tante, und damit ist's aus. Und ich bin dein Vetter.‘

‚Nein, aber Chef, hör jetzt doch mal gut zu! Mein erster Papa ... und meine Mama waren doch gar nicht mit dir verwandt. Und ob dann später hundertmal meine Mama mit einem Onkel von dir ...‘

‚Ihr Frauen wollt doch immer recht haben. Aber wie es auch sein mag, mir ist es ganz egal.‘

‚Mir nicht,‘ sagte sie, sich plötzlich verratend.

‚... Mir ist es ganz egal, wie die Sache zusammenhängt; aber ich habe dich von Kindheit an als meine Cousine oder besser noch als meine halbe Schwester angesehen, und davon gehe ich auf meine alten Tage jetzt nicht mehr ab.‘

‚Alte Tage!‘ spottete sie. ‚Einundzwanzig! Zwei Jahr älter als ich!‘

Chef war plötzlich still geworden. Er hörte nur noch halb auf ihre Neckereien; von Zeit zu Zeit lächelte er flüchtig, wenn sie irgend etwas Komisches sagte, ohne sie recht zu verstehen und eigentlich nur, um ihr Freude zu machen und seine Zerstreutheit zu verbergen. Seine Zukunftspläne standen mit feindlicher Neuheit vor ihm. Er fühlte sich beunruhigt. Warum? ja warum denn nur? Er wollte jetzt nicht daran denken, nein, jetzt nicht. Und um diese bangen Grübeleien zu verscheuchen, wandte er den Blick zu Anna hinüber, und scheinbar ganz in ihre Plaudereien vertieft, beträumte er sie unbewußt: wie in den schönen, blauen Augen und in den hochgewölbten Brauen solch allerliebste Unschuld glühte, wie der schmale Mund lächelte in herzlicher Vertraulichkeit, wie das ganze, leicht zur Seite geneigte Köpfchen ihn bat, ihn anflehte um ein wenig Liebe, ein ganz klein wenig Liebe nur. Dann wieder lauschte er dem einschmeichelnden Klang ihrer Stimme, welche ruhig die angstvolle Weise begleitete, die Weise, die der Wind durch das Schilf sang, und das unruhige Plätschern des Wassers, das unaufhaltsam gegen den Kutter klatschte. Er saß da und starrte sie an, als sähe er sie zum letztenmal, als würde er alsbald für immer von seinem ‚Schwesterchen‘ getrennt werden ...

‚Du, Chef,‘ begann sie plötzlich, während sie ihn mit dem Arm anstieß, ‚sag mal, warum bist du denn mit einemmal so ernst geworden? Woran denkst du doch?‘

Und plötzlich von heftigem Verlangen nach einer großen, warmen Vertraulichkeit übermannt, hatte er angefangen zu sprechen, ... von seinen Plänen zu sprechen. Er habe das alles schon so lange mit sich herumgetragen, und sein Beichtvater auf Rolduc habe ihm allmählich alle Schwierigkeiten ausgeredet und ihm endlich gesagt, daß er es tun müsse. Ja, und das fühle er denn auch wohl; aber manchmal, und auch jetzt wieder, könne er einen so entsetzlichen Widerwillen dagegen empfinden. Sollte das der Kampf sein, den, wie man ihm gesagt, in seinem Beruf ein jeder zu kämpfen hatte?

‚Aber was für Pläne sind das denn?‘ fragte sie ängstlich. ‚Was willst du doch in Gottes Namen?‘

‚Priester werden.‘ Plötzlich war es heraus.

Er hatte nicht gesehen, — weil er es nicht vermutete, — was für eine Wirkung diese Worte auf sie ausgeübt. Sie war totenblaß geworden. Sie zitterte, und gleich als dächte sie laut, flüsterte sie:

‚Priester werden! . . . Aber dann darfst du ja nicht heiraten!‘

‚Ach, das ist das Wenigste, davor fürchte ich mich nicht!‘

Diese langsamen Worte vernichteten sie gänzlich . . .

— — — — — — — — — — — —

‚Warum weinst du, Anna?‘

‚Weil du . . . weil du Kummer hast.‘

Er begriff sie noch immer nicht. — Ebensowenig wie sich selber.

— — — — — — — — — — — —

Das Wasser klatschte noch stets gegen die Bootseite, und noch stets fuhr der Wind wild durch das Schilf. Traurig und einsam ragte der Mast aus dieser Verlassenheit empor mit seinem langen weißen Wimpel, der sich unruhig kräuselte und zitternd in eine unbekannte Ferne am weiten Himmel wies. Ein Angelus-Glöcklein begann ganz leise sein metallenes Läuten hinauszuschwingen . . . Dann war es wieder still, und man hörte nichts mehr als das klatschende Plätschern des heranspülenden Wassers und das Pfeifen des Windes durch den Schilf.

Anna saß da, über den Rand des Bootes geneigt, und sie sah die Tränen, die sie geräuschlos und ohne Schluchzen ausweinte, eine nach der andern ins Wasser fallen; ein kleiner Kreis und dann nichts mehr. Ihre Hand hatte gedankenlos ein Schilfrohr zerdrückt, und die totgebrochenen Stücke schwammen hier und dort umher, für eine kurze Weile noch, für einen Tag, vielleicht für zwei, um dann zu vergehen wie alles übrige. Auch sie war zu Tode verwundet. Anfangs versuchte sie sich selbst noch einzureden, daß nichts daraus werden konnte, daß er nur für sie da sein werde, da sein müsse; . . . dann aber begriff sie, wie kindisch all diese Erwägungen doch eigentlich waren.

Es hatte ihm weh getan, daß Anna so bestürzt war. Wahrlich, er hatte es nicht vermutet, daß sie so sehr an ihm hing, daß sie sich seinen Zustand des Zweifelns und Grübelns so sehr zu Herzen nahm. Es war ja eigentlich sehr übertrieben von ihr. Aber ach, sie war nun einmal ein wenig nervös und empfindsam! Sie würde schon wieder anderen Sinnes werden, wenn er jetzt nur so rasch wie möglich den Knoten zerhieb.

‚Du, Anna,‘ sagte er, aus seinen Träumereien erwachend, und klopfte ihr auf die Schulter. ‚Beunruhige du dich nur nicht meinetwegen, ich

will schon damit fertig werden! Ich werde mich ganz an meinen Beichtvater halten und heute abend zu Hause darüber sprechen; dann ist gleich alles im reinen. Es ist eigentlich lauter Unsinn von mir; denn wenn du mich fragen würdest, warum ich oft solchen Abscheu davor empfinde, dann müßte ich dir ehrlich antworten, daß ich keine Ahnung habe. Ich habe mich schon ganz dumm darüber gedacht, aber wahrhaftig, mir fällt nichts ein.'

‚Komm, wir wollen die Flasche austrinken und dann heimgehen!' sagte sie leichthin.

Er schenkte das Glas voll und reichte es ihr. ‚Auf meine Zukunft, da, trink es ganz aus! In einem Zuge!'

‚Ja, auf deine Zukunft.'

Zitternd hatte sie das Glas angenommen und, den Blick noch verschwommen durch Tränen, zwang sie sich, den Wein hinunter zu gießen.

Als die Flasche leer war, packte er sie beim Halse und schleuderte sie kraftvoll über das Wasser. Sie plumpste hinein, lief halb voll, richtete sich taumelnd wieder auf und tanzte dann, den Hals über den Wasserspiegel gestreckt, auf den Wogen umher.

‚Wir hätten sie verkorken müssen und einen Zettel hineinlegen: „Le bonheur" gestrandet am 10. September 1904. Wir vergehen.' Er schien die bittere Ironie ihres Scherzes nicht zu empfinden.

‚So, jetzt wollen wir nur wieder unter Segel gehen, meinst du nicht auch? Sonst wird es so spät.'

Mit einem Riemen schob er das Fahrzeug aus dem Schilf heraus. Die beiden Segel wurden wieder aufgehißt, und von einer kräftigen Brise getrieben, flogen sie heimwärts durch das Abendlicht.

Sie sprachen nicht mehr viel. Chef überlegte, wie er es seinem Vater mitteilen würde, was nun unabänderlich bei ihm feststand. Papa würde anfangs sehr erstaunt sein, weil er nicht anders dachte, als daß Chef sich nach den großen Ferien als Student der Jura immatrikulieren lassen würde. Aber schließlich würde es ihm doch wohl sehr recht sein, und seiner ‚gottesfürchtigen' Mutter, wie er sie scherzend nannte, nicht zum wenigsten.

Und währenddessen saß Anna in der weichen Umhüllung des späten Lichtes und starrte ihn mit ihren traurigen Augen an, ob er sie denn gar nicht liebe, und ob er sie denn niemals geliebt habe, so innig wie sie ihn? Hatte sie sich das denn stets nur eingebildet? Und sie gedachte noch einmal all der glücklichen Jahre, die sie gemeinsam verlebt, und ihrer Gespräche und ihrer Korrespondenzen. Hatte er sie auch damals nicht geliebt? Nichts für sie empfunden? O Gott, was für eine Enttäuschung! Daß sie sich jetzt seinem Glücke opfern mußte, o das tat nichts; aber daß er nie, niemals erfahren würde, was sie eigentlich geopfert hatte! ... Dieser Gedanke

zuckte grollend durch ihre ruhige Ergebenheit. O, sie wollte ihm alles sagen von ihrer Liebe, von ihrer großen, leidenschaftlichen Liebe, und dann wollte sie ihm auch sagen, daß er sein Zukunftsglück, das ihn lockte, erhaschen müsse, und sei es auch auf Kosten ihres eigenen Glückes, wenn er dann nur von Zeit zu Zeit ein einziges Mal mit ein wenig Mitleid an sie und ihre schöne Liebe zurückdenken wolle . . .

‚Du, Anna, hättest du das jemals von mir gedacht?‘

‚Nein, nie, keinen Augenblick.‘

‚Aber ich habe dir doch darüber geschrieben vor ein paar Monaten; . . . entsinnst du dich nicht mehr?‘

‚Ja, . . . ja, ... aber damals habe ich darüber gelacht, weil ich glaubte, es sei ein Scherz von dir, und du wolltest mich nur necken . . .‘

Chef fühlte, wie ihre Augen ein trauriges Mitleid über ihn ausstrahlten. Er begann zu vermuten, daß da etwas sein müsse, wovon er nichts wußte. In der Dunkelheit ihrer Gefühle suchte er nach einem Licht, das seine Ungewißheit erhellen könnte. . . Warum doch war sie so? Ja, warum? . . . Sie necken, hatte sie gesagt? . . . Sie necken? . . . Sein Denken verirrte sich mehr und mehr.

‚Anna,‘ begann er dann wieder, ‚ist es dir nicht recht, wenn ich Theologie studiere?‘

‚Nein.‘ Sie erschrak selbst über diese schroffe Antwort und fühlte wie ihr das Blut wild zum Herzen strömte.

‚Aber warum denn nur?‘

Jetzt mußte es heraus. Sie fühlte einen unwiderstehlichen Drang, ihm um den Hals zu fallen und unter heißen Tränen und Küssen das Geständnis zu stammeln: ‚Weil du mir dann nicht mehr gehörst.‘ . . . Aber plötzlich kam ein kalter Zweifel erstarrend über sie: er liebte sie ja nicht. . . O Gott, wie entsetzlich! . . . Nein, jetzt hatte sie nicht mehr den Mut. . . Sie konnte es nicht tun. Unmöglich.

‚Weil . . . weil,‘ stammelte sie endlich, . . . ‚weil ich fürchte, daß du nicht glücklich sein wirst.‘ Ihre vor Schrecken bleich gewordenen Wangen erröteten ob dieser Lüge.

‚Nicht glücklich?‘ wiederholte Chef nachdenklich, ‚nicht glücklich? . . . Ich, . . . ich meinte gerade, daß ich sonst nicht glücklich sein würde . . .‘

Wie einen Dolchstoß empfand sie die absolute Gewißheit, daß sie ihm nichts sei . . . O, wenn sie doch tot wäre! . . .

Chef glaubte sie jetzt verstanden zu haben. Es war von ihr nichts anderes gewesen als eine sorgsame Liebe, und er fand sich furchtbar dumm, daß er das nicht schon viel früher begriffen hatte. Er kannte sie doch schon so lange . . . Und es ward freudig in ihm, nun, da er wußte, daß sie

ihn so sehr lieb hatte, mehr noch als seine eigene Mutter. Er fühlte nun, wie er stark sein würde angesichts jener wie dunkle Wolken dahertreibenden Zukunft, nun, da er ihre Liebe an seiner Seite wußte. Und er wollte sie auch allzeit wie sein kleines Schwesterchen lieb behalten . . .

Langsam ward der Kutter vom Winde durch einen breiten Graben gestaut, an dessen Ufern Wasserlilien zwischen großen Blättern schliefen. Und ganz am Ende, fast verborgen noch, stand in der grünen Beschirmung uralter Buchen und Platanen ein einfaches Landhaus, vornehm durch seine ruhigen, fast starren Linien. Das andere, welches Anna mit ihrem Vater bewohnte, konnte man noch nicht sehen, das lag noch weiter hinauf.

Jetzt waren sie da. Anna half ihm noch das Fahrzeug abtakeln, und als sie damit fertig waren, streckte sie ihre Hand aus und sagte verlegen: ‚Nun?' . . .

Chef hielt ihre Finger warm zwischen den seinen und fragte sie, ob sie nicht noch einen Augenblick mit nach Hause gehen wolle, oder ob er sie denn heim begleiten dürfe; aber den Blick zu Boden geschlagen, verneinte sie kopfschüttelnd, und nach einem letzten, warmen Händedruck gab er sie frei. Still gingen sie auseinander . . . Und er blickte ihr nach, wie sie ihr Taschentuch zum Vorschein holte, und wie sie in gebückter Haltung langsam vorwärts über die kleine Brücke schritt, welche die beiden Gärten verband.

II.

Es begann schon tief zu dunkeln unter dem grünen Laubwerk, das hoch über den breiten Windungen der Fußwege von starken Stämmen getragen wurde

Eine schwere Hitze atmete einem lau über das Gesicht. In der Ferne hörte man das eintönige Quaken von Fröschen und zwischendurch hin und wieder das Aufplumpsen eines ganz alten, der, von der Wärme gesättigt, faul auf einem Wasserblatte lag. Eine Holztaube flog aus dem Wipfel einer umwachsenen Buche auf, als sie vorüberkam.

Aber sie hörte diese abendlichen Geräusche nicht, so ganz gab sie sich dem dumpfen Gefühl ihres Unglücks hin, das lähmend über sie kam. Die Arme hingen ihr schlaff am Körper herab, und gedankenleer schritt sie über die Blätter und Zweige dahin, die der letzte Sturm geknickt hatte. Ob sie sich nicht irgend eine Entschuldigung ausdenken konnte, um nicht zu Tisch zu gehen? Sie aß doch nichts, und es war ihr entsetzlich, während einer ganzen Stunde ihrem Vater gegenüber sitzen und sein Geplauder anhören zu müssen. Sie würde so gern allein sein. Sie hatte doch niemanden, mit dem sie sich wirklich einmal aussprechen konnte. Dann nur lieber ganz allein. Aber sie war viel zu unlustig, um einen Entschluß zu fassen.

Die Haustür stand halb offen und Mina sagte ihr schon im Flur, daß der Herr bereits bei Tische sitze.

Ohne zu antworten, warf sie ihren Hut auf den Schirmständer, stieß die Tür auf und ging hinein.

Mitten in einem geschmacklosen Durcheinander von allerhand Sachen, die er auf den verschiedensten Auktionen gekauft hatte, saß Herr van Hoogstraten an dem gedeckten Tisch; sein kahler Kopf, der im Schein des Gaslichtes glänzte, ragte über die Lehne seines Fauteuils hinaus. Seine fleischigen Arme lagen plump neben seinem Teller, und, die Augen halb zugekniffen, musterte er ein Stilleben, das ihm gegenüber an der Wand hing und das stets von neuem sein Entzücken erregte.

‚So, bist du da?‘ Und dann, sobald ihm Anna gegenüber saß: ‚Im Namen des Vaters . . .‘ und sein dicker Mund murmelte das Gebet unhörbar zu Ende, während er seine plumpen, fleischigen Finger gegeneinander preßte und seine dunkelbraunen Augen noch stets voller Bewunderung waren über das Bild . . . ‚Und des heiligen Geistes. Amen.‘ Er entfaltete seine Serviette, band sie sich über den Bauch und begann die Suppe auszuteilen.

‚Ich danke,‘ sagte Anna, während sie nervös ein Stückchen Brot zwischen den Fingern zerbröckelte.

‚Gott, wie ist das nur möglich, solche gute Suppe!‘ . . . Und ohne sich um sie zu kümmern, nur mit seiner eigenen wohlgenährten Behaglichkeit beschäftigt, begann er den einen Löffel nach dem andern leer zu schlürfen und bediente sich nochmals und schlürfte stets weiter, während er von Zeit zu Zeit laut schmatzte und sich mit der Zunge die Mundwinkel ableckte, die durch das Fehlen der meisten Zähne stets mit einer dünnen Flüssigkeit befeuchtet waren. Als er fertig war und geklingelt hatte, damit man abserviere, merkte er erst, daß Anna sehr bleich war und rote Augen hatte.

‚Fühlst du dich nicht wohl?‘ fragte er halbwegs interessiert.

‚O doch!‘

Und dann nicht weiter über sie nachdenkend fuhr er sogleich fort: ‚Ich bin in der letzten Zeit doch so gesund wie nie zuvor. Ich schlafe gut und wache beinahe nie mehr auf; . . . ja doch, heute nacht zufällig wohl, aber das war, glaube ich, nach einem schweren Traum, ja, ja, jetzt entsinne ich mich wieder, aber sonst schlafe ich ruhig weiter bis zum Morgen. Ja, ja, Kind, das erreicht man eben nur dann, wenn man sich seinen Körper gut konserviert hat! Und in der letzten Zeit brauche ich auch nie mehr etwas einzunehmen, . . . du weißt schon, und das Essen schmeckt mir ausgezeichnet . . . Was gibt's denn heute, Mina? . . . Filet, o wundervoll! . . . Filet mit . . .‘ Und er hob flüchtig den Deckel einer Schüssel ab, die Mina auf den Tisch gestellt hatte. Sein ganzes Gesicht strahlte in einem

Ausdruck kleinbürgerlicher Überraschung; seine Augen waren unter den hochgezogenen Brauen weit geöffnet, und mit gespitzten Lippen sagte er strahlend: ‚Ah, Erbsen! . . . Filet mit Erbsen, . . . famos!‘ . . .

Durch den Anblick seiner Lieblingsspeise, die seine gierigen Augen schon im vorhinein beleckten, in eine angenehme Stimmung versetzt, begann er während des Fleischschneidens zu erzählen, daß er heute nachmittag Herrn Smit getroffen habe, der jetzt Mitglied der zweiten Kammer sei, und mit dem er sich früher sehr gut gestanden, und daß Smit ihm wie etwas ganz Selbstverständliches das Versprechen gegeben habe, seinen guten alten Freund aufzusuchen, wenn es ihm nur einigermaßen möglich sei, sich auf ein Stündchen frei zu machen.

Und während des Essens, zwischen langsamen Bissen, die er jedesmal mit einem großen Schluck Wein hinunterspülte, erzählte er prahlerische Geschichten von dem vornehmen Umgang, den er, als er noch nicht in Geschäften steckte, früher in seiner Geburtsstadt gehabt habe. Doktor so und so und Freiherrn von so und so habe er ganz genau gekannt. Und nachdem er einen Augenblick still gewesen war, um mit der Spitze seines Messers einen Tropfen Sauce von seinem Rock abzukratzen, begann sein nummelnder Mund sogleich wieder eine andere Geschichte, die sie schon hundertmal gehört hatte, und die er nur deshalb stets von neuem erzählte, um zu beweisen, was für ein vornehmer Mensch er doch war.

Anna hatte zum Schein ein Stückchen Fleisch, ein paar Kartoffeln und ein wenig Sauce auf ihren Teller genommen; aber sie aß nicht. Ihr Kummer hatte sich allmählich, nachdem sie in ihrem Vater keine Spur von Herzlichkeit, keinen Schatten von Mitleid gefunden hatte, zu einer fast krankhaften Reizbarkeit zugespitzt. Sie haßte den Mann, der ihr da gegenüber saß, diesen weibischen Kerl mit dem frauenhaft glatten Gesicht und dem weichlichen Mund. Sie haßte Chef auch, sie haßte alle Menschen. Es gab nicht einen einzigen, der sich auch nur im allergeringsten etwas aus ihr machte; und von dem fast dämonischen Verlangen getrieben, ihn zu verletzen und ihm weh zu tun, fiel sie ihm scharf ins Wort, eine sprühende Gereiztheit in den Augen, eine rauhe Heiserkeit in der Stimme.

‚Papa, hör doch, bitte, endlich mal auf mit deinem Geschwätz! Ich habe das alles jetzt schon so und so oft gehört. Ich weiß schon ganz genau, daß du aus einer sehr vornehmen Krämerfamilie stammst, daß du eine außerordentlich vornehme Erziehung genossen und daß du stets mit vornehmen Menschen verkehrt hast. Es fängt jetzt an, mich furchtbar zu langweilen.‘

‚Was?‘ und sein Gesicht begann zu glühen und langsam rot zu werden; ‚was? . . . was?‘ und er wurde noch röter; ‚was?‘ . . . Seine Augen irrten wild umher; . . . ‚was?‘ . . . Und dann mit einem derben

Faustschlag auf den Tisch: ‚Aber das ist ja unerhört,‘ und jedes Wort mit einem neuen Faustschlag begleitend: ‚Das ist ganz einfach unerhört; . . . das dulde ich nicht in meinem Hause, verstehst du wohl? Ich dulde das nicht.‘

Anna hatte es gelassen mit angesehen, wie sich seine Wut immer höher und höher hinaufgeschraubt hatte, um endlich schäumend loszubersten. Mit heimlichem Genuß beobachtete sie seinen schief zugekniffenen Mund, den herausfordernd lauernden Blick seiner Augen, das krampfhafte Zittern seiner Fäuste. Sie lachte über dieses ‚Wütchen‘. O Gott, was für ein komischer Anblick war es doch, wenn dies alte Männchen aus seinem stumpfsinnigen Genießen aufgerüttelt wurde! Sie hatte sich wundervoll gerächt, jauchzte es in ihr, wundervoll, wundervoll! Ja, und sie wollte ihn noch empfindlicher quälen, wo sie nur konnte, wollte von neuem ganz, ganz langsam hineinschneiden in seine stumpfe Empfindlichkeit. Rächen wollte sie sich, Rache nehmen an ihm, an Chef, an allen Menschen. Sie verfluchte Alles und Alle mit ihrem starren, glühenden Haß.

Hochaufgerichtet auf ihrem Stuhle sitzend, wartete sie, bis er noch etwas sagen würde; aber er hatte scheinbar nicht den Mut, es mit ihr aufzunehmen. Haha! . . .

Plötzlich sprang er wütend auf, stieß seinen Teller zurück, so daß er klirrend gegen die Weinflasche flog, schleuderte seine Serviette in eine Ecke und rannte hinaus. In der Tür wandte er sich noch einmal um und rief mit hoch erhobener Faust:

‚Schlechtes Kind, du, . . . ist das deine Dankbarkeit . . . für alles, was ich für dich und deine Mutter getan habe?‘. . . Und dann mit Tränen in den Augen: ‚Habe ich dafür mein halbes Leben lang gearbeitet, . . . um jetzt deine Beleidigungen fressen zu müssen? . . . Ich danke dir, hörst du wohl? . . . Ich will das nicht, . . . ich setze dich noch lieber auf die Straße; . . . meinetwegen kann Chef morgen um dich anhalten.‘ Und als er sah, daß sich bei diesen Worten ein Schatten über ihre herausfordernde Frechheit breitete, fügte er falsch hinzu: ‚Aber Chef wird wohl klüger sein . . . und gerade so tun, als ob er von deiner ganzen Freierei nichts merkt‘ . . .

Das hatte sie nicht erwartet. Mit einem Ruck fuhr sie auf. Aber bevor sie Worte gefunden hatte, um sie ihm ins Gesicht zu schleudern, war er schon fort. Ihre wutentbrannten Augen suchten ihn noch, . . . aber er war weg. Und da fühlte sie plötzlich das Niederschmetternde ihrer Machtlosigkeit, fühlte, wie sie gebunden und angekettet war, wie sie nichts tun konnte gegen seine Folterungen, nichts, gar nichts. O Gott, o Gott, mußte sie sich denn wirklich immer und immer nur quälen lassen? Und in ihrer wahnsinnigen Wut hätte sie sich am liebsten wie ein verwundetes Tier auf dem Boden herumgewälzt und ihren Schmerz hinausgeschrieen.

Sie wußte nicht mehr, was sie tat. Sie stand da, regungslos an die Wand gelehnt, steif wie eine Leiche. Die trockengebrannten Augen hielt sie starr auf den Boden geheftet. Nicht die geringste Bewegung; nur das unregelmäßige Zittern ihrer Nasenflügel, das Ausstoßen des heißen Atems aus ihrer beengten Brust und das krampfhafte Zucken ihrer Finger, mit denen sie die Lehne ihres Stuhles steif umklammert hielt . . .

— — — — — — — — — — — —

So fand sie Mina, die es endlich gewagt hatte, hereinzukommen; schluchzend hielt sie einen Zipfel ihrer Schürze vor den Mund gepreßt. Sie hatte gehört, daß der Herr wieder zornig gewesen war, und dann begann sie in ihrer Küche stets auch gleich zu weinen und ein Ave Maria nach dem andern zu beten.

Zum Schein begann sie etwas auf dem Tisch zu ordnen, während sie Anna immer und immer wieder mit ihren traurigen Augen befragte.

Dann begann sie endlich flüsternd: ‚Fräulein, . . . aaach, . . . Fräulein Anna, der Herr meint das alles doch gar nicht so böse,‘ und sich dicht neben sie stellend: ‚Der Herr hängt wirklich sehr an Ihnen . . .‘

Durch Annas geschlossene Augenlider stahlen sich Tränen. An ihr hängen! . . .

‚Sie müssen sich darüber nicht so aufregen,‘ tröstete sie wieder; . . . ‚der Herr kann ja manchmal sehr wütend werden, . . . das ist wahr, . . . aber er ist doch auch immer bald wieder gut; . . . bitte, Fräulein, weinen Sie jetzt nicht mehr, . . . bitte, bitte!‘ . . .

Ohne aufzublicken, ging Anna hinauf in ihr Zimmer und verschloß die Tür sorgfältig hinter sich.

Eine kühle Dunkelheit hatte dort die Wände in tiefes Schwarz getaucht; nur die Fenster waren noch ein wenig sichtbar unter den letzten matten Lichtstrahlen eines langsam zur Nacht hinüberschwebenden Abends. Tastend suchte sie einen Sessel. Sie schob ihn ans Fenster — angstvoll knarrten die kleinen Rollen durch die Stille — und sank todmüde darauf nieder.

Was war doch gleich mit ihr geschehen? Sie schloß die Augen, um sich noch einmal alles ins Gedächtnis zurückzurufen, und dann trat der verflossene Tag, und alles, was sie erlitten hatte, mit einer häßlichen, grellen Deutlichkeit vor ihr geistiges Auge. Sie empfand ein zitterndes Mitleid mit sich selber, als sei sie eine andere, die sie sich vorstellte wie ein göttlich-schönes Mädchen mit glutvollen Augen, in denen sich eine erträumte Zukunft spiegelte, eine Zukunft, die nun plötzlich, nachdem all ihre Erwartungen vernichtet, tot und zerbrochen war. Denn wozu lebte sie jetzt noch? Ihr Leben war zwecklos geworden wie das einer abgerissenen Blüte, nur noch dazu da, um still und vergessen zu sterben . . .

Aber es brachte sie dennoch in Aufruhr, besonders jetzt, nachdem ihr Stiefvater sie damit geneckt hatte. Ihr weiblicher Stolz war wild dadurch aufgepeitscht. Nein, sie mußte Chef trotz alledem überwinden, sie wollte ihn blenden durch den strahlenden Glanz ihrer Reize und ihrer Anmut, sie wollte ihn wieder zu sich ziehen durch all die Verlockungen einer raffinierten Verführungskunst. Er sollte sie lieben, trotzdem sie ihn aus tiefster Seele haßte. — Sie fühlte nicht, daß dieser Haß die höchste Äußerung ihrer Liebe war.

Plötzlich stand sie auf und zündete das Gas an, eine Flamme, dann noch eine und auch die dritte. Scheu blinzelnd blickte sie sich im Zimmer um, ob sie auch nirgends etwas sähe oder höre, und dachte dann beruhigt einen Augenblick nach, die Augen niedergeschlagen, die Fingerspitzen auf den Tisch gestützt . . . Ja . . . Und dann schlug sie die Portiere zurück, trat in ihr Schlafzimmer, steckte auch dort das Gas an und auch noch die beiden Armleuchter an ihrem Toilettentisch. Und nachdem sie noch für alle Sicherheit die Tür verriegelt hatte, setzte sie sich vor ihre Toilette, ein geheimnisvolles Lächeln auf den Lippen.

Die Arme auf den kalten Marmor gestützt, betrachtete sie sich ernsthaft und prüfend. Sie war doch wirklich hübsch, sehr hübsch sogar, besonders ihre Augen, in die sie alles hineinzulegen vermochte; die feinsten Nuancen ihrer Empfindung wußte sie durch diese schönen Augen zum Ausdruck zu bringen, und wie eine Schauspielerin ließ sie nun das bläuliche Licht in schmachtendem Flehen matter erscheinen, um dann gleich darauf die schmelzenden Blicke zu einer koketten Verliebtheit zu versinnlichen; jetzt verlieh sie ihnen einen demütigen, traurigen Ausdruck, dann wieder schienen sie ein helles Lachen voll toller Lebensfreude und dämonischem Übermut auszustoßen; jetzt funkelten sie voller Verachtung, und dann wieder leuchtete aus ihnen Haß, der verbissene Haß einer Göttin . . .

Auch ihr Mund sei schön, fand sie, schön in seiner sammetenen Weichheit, mit der sinnlich geschweiften Linie ihrer lachenden Lippen. Und sie konnte es nicht lassen, sich zu dem Spiegel herabzubeugen und sich selbst auf den Mund zu küssen.

Dann begann sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, mit ihren bebenden Fingern die Kämme und Nadeln aus ihrem Haar zu lösen und die blonde Üppigkeit ihrer seidenweichen Locken über Schultern und Brust herabzuschütteln. Mit der einen Hand raffte sie es oben am Kopf und begann es kräftig auszubürsten; darauf kämmte sie alles nach vorne, scheitelte es in der Mitte, und es dann über den Ohren aufnehmend, drehte sie es zu einem Knoten, den sie mit ein paar Nadeln befestigte. Sie wandte und drehte den Kopf nach allen Richtungen, um zu sehen, ob es ihr auch

stände. Nein, nicht besonders. Sie machte den Knoten wieder los, flocht das Haar, legte es doppelt um den Kopf und zog ein Sammetband durch. O Gott, nein, das noch viel weniger! Das war viel zu streng, fast wie ein griechischer Kopf. Sie wollte morgen abend flotter aussehen, ein wenig wild und pikant wie eine Pariserin. Und von neuem löste sie ihr Haar geduldig und zog einen schrägen Scheitel, und während sie es an der einen Seite mit weichen Fingern wegstrich, ließ sie es an der andern in einer kühnen Locke über ihre Stirn fallen und band den Knoten in zwei Rollen mit einer Schleife hinauf.

Jetzt saß es wundervoll. Wie war es nur möglich, daß sie nicht früher darauf gekommen war, es so zu tragen! Es stand ihr unvergleichlich gut. Mit einem Handspiegel betrachtete sie sich erst von hinten und dann von der Seite. Einen Augenblick blieb sie in ruhigem Nachdenken vor dem Spiegel sitzen und freute sich schon im voraus über den Sieg, den sie ahnend vorempfand.

Einen Augenblick nur; dann stand sie wieder auf, holte ihr neues Empire-Reformkleid, das sie noch gar nicht getragen hatte, aus dem Schrank und breitete es sorgfältig auf ihrem Bett aus, dessen Vorhänge sie zurückgeschlagen hatte. Sie begann sich zu entkleiden; aber bevor sie weiter Toilette machte, setzte sie sich nochmals vor ihren Ankleidespiegel, um die Mattheit ihres zarten Teints durch eine dünne Schicht Poudre de Riz zu verfeinern. Ach ja, das könnte sie doch auch mal probieren, was sie in dem Roman von ... von ... von Paul Bourget — ‚La ducheſſe bleue‘ war es gewesen — gelesen hatte. Aber wo war doch gleich ihr Malkasten? Sie fand ihn endlich in ihrem Wohnzimmer, ganz unten im Schrank und total vergessen. Und dann drückte sie ein wenig gelben Ocker aus einer Tube und aus einer andern ein wenig Sepia und aus einer dritten ein wenig Gummigutt, und während sie immer und immer wieder in den Spiegel schaute, mischte sie diese drei Farben sehr sorgfältig und verdünnte sie mit Wasser; dann nahm sie endlich einen feinen Pinsel und fuhr sich damit über die Augenbrauen, indem sie deren blonde Färbung ein ganz klein wenig hob und die fein-auslaufende Linie fast unmerklich durchzog.

Sie war entzückt über den unerwarteten Effekt. Der Bogen über ihren Augenhöhlen, die jetzt tiefer zu liegen schienen, und die weiche Wölbung ihrer Stirne kamen dadurch viel mehr zur Geltung. Es lag etwas entzückend Gewagtes über ihrem Feenköpfchen, etwas, das einen unwillkürlich daran denken ließ: ‚C'est une reine ou une fille.‘

Endlich stand sie auf, nahm ihr Reformkleid behutsam vom Bett und kleidete sich an. Sie befestigte noch ein paar Brillanten, die sie achtlos hier und dort hinsteckte, und dann war sie fertig.

DIE HEIMKEHR.

So wollte sie morgen abend an Maries Geburtstag plötzlich hereinrauschen. Das sollte ihre Rache am Leben sein. Wie ein betäubendes Parfüm stieg ihr dieser Gedanke zu Kopf. Sie erbebte vor seligem Genuß.

Dann trug sie ihren Toilettenspiegel in ihr Wohnzimmer, stellte ihn vor das Sofa, und indem sie ein paar Schritte zurücktrat, begann sie ein Entree-de-Salon zu studieren.

Indem sie den rechten Arm schlaff am Körper herabhängen ließ, raffte sie mit der leicht gekrümmten Linken graziös die Schleppe; so schritt sie majestätisch hinein, und über dem häßlichen Dunkel ihrer Absichten lag wie eine Vergoldung ein glückliches Lächeln gebreitet. Denn sie wußte wohl, daß sie etwas Häßliches tat, etwas Teuflisches, aber sie wollte eine Teufelin sein.

Und dann, einmal eingetreten, breitete sie mit einer eleganten Handbewegung ihre Schleppe hinter sich aus und ging königlichen Schrittes in ihrem Zimmer umher, als sähe sie auf den leeren Stühlen Herrn und Frau Cecile sitzen, und Marie und Jan, und Chef dort neben dem Sopha. Dann setzte sie sich dem Spiegel gerade gegenüber. Nein, so saß sie nicht gut. Und sie stand wieder auf und versuchte es wieder und wieder, bis sie endlich zufrieden war. Wenn sie nun morgen abend, dachte sie bei sich, ihr Kleid *so* raffen und sich *so* hinsetzen und *diese* Haltung annehmen würde, dann *mußte* Chef, wenn er dort saß, durch ihr Kleid hindurch die geschmeidigen Linien ihres Mädchenkörpers erraten. Sie legte ihre Hände in den Schoß, um es noch stärker zu prononcieren.

Lange Zeit studierte sie jede einzige ihrer Bewegungen und dachte sich aus, was sie tun und wie sie lachen müsse, damit das leuchtende Weiß ihrer Zähne sichtbar ward, und was sie sagen wolle, bis plötzlich ganz unerwartet und sehr vorsichtig an die Tür geklopft wurde.

‚Wer ist da?‘ Sie fuhr erschreckt zusammen.

‚Ich; darf ich mal reinkommen?‘

‚Nein.‘

Einen Augenblick war es still.

‚Hören Sie mal ...!‘

‚Ja?‘

‚Wissen Sie, daß es schon elf Uhr durch ist?‘

Sie erschrak, faßte sich aber sofort wieder und log:

‚Gewiß weiß ich das.‘

‚Der Herr läßt fragen, ob Sie nicht herunterkommen möchten, um noch ein Butterbrot zu essen. Der Herr hat schon eine halbe Stunde gewartet. ... Der Herr ist gar nicht mehr böse; ... es tut dem Herrn entschieden schon selbst leid.‘ ...

Das war ihr vollkommen gleichgültig. ‚Sagen Sie nur, ich sei schon zu Bett gegangen!‘ ...

‚Wollen Sie denn nichts mehr haben?‘

‚Nein.‘

‚Soll ich Ihnen ein Butterbrot heraufbringen?‘

‚Nein.‘

‚Oder vielleicht ein Gläschen Milch?‘

‚Nein, nichts.‘

Und sie hörte, wie Mina noch einen Augenblick stehen blieb und dann langsam die Treppe hinunterschlürfte.

Da war ihr plötzlich zumute wie einem Kinde, das mitten aus seiner lebendigen Puppenwelt weggeholt wird, und das traurig ist, weil man ihm die schöne Illusion zerstört. Sie spielte gerade so reizend; aber gleichzeitig empfand sie auch die quälende Beschämung eines Kindes, das anfängt, sich selbst lächerlich zu finden, sobald andere es bei seiner selbst ausgedachten und vor sich selber gespielten Rolle ertappen. Die quälende Erinnerung an das, was heute geschehen, verscheuchte die sorglose Heiterkeit, die sie soeben empfunden hatte bei dem Gedanken an die Genugtuung, welche sie ihrem geschändeten Selbstbewußtsein verschaffen wollte. Aber ob sie wohl morgen den Mut dazu haben würde? Wenn sie, bevor sie hinging, mal erst ein paar tüchtige Gläser Portwein tränke? Ja, das würde schon helfen....

Und indem sie von neuem begann, sich allerhand unsinnige Vorstellungen zu machen von dem, was Chef sagen und was sie dann darauf antworten würde, brachte sie mittlerweile ihr Zimmer wieder in Ordnung, damit Mina am nächsten Tage nichts merke von dem, was sie heute getan, entkleidete sich, legte alles wieder an Ort und Stelle, drehte das Licht aus und ging zu Bett.

Sie hatte kein Abendgebet gesprochen. Das war das erstemal, dachte sie bei sich. Sollte sie nicht lieber dreimal das Ave Maria beten? Nein, sie wollte nicht. Unruhig schlief sie endlich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Akademiſche Freiheit.

Von

G. Freiherrn v. Hertling.

Vor ein paar Jahren fand eine größere Anzahl deutſcher Univerſitätslehrer ſich veranlaßt, in feierlichen Kundgebungen ſich zur vorausſetzungsloſen Wiſſenſchaft zu bekennen. Von den vielen, die ihnen Beifall klatſchten, werden nur ſehr wenige imſtande geweſen ſein, über den eigentlichen Sinn und die Herkunft jenes Schlagworts Rechenſchaft zu geben. Seine richtige Stelle hat es in dem Gedankengange der deutſchen idealiſtiſchen Spekulation, welche in Hegel ihren Höhepunkt erreichte. Hier träumte man von einer andersgearteten, höheren, einer abſoluten Wiſſenſchaft, welche nicht die vielbeſchäftigte Dienerin der Erfahrung mit ihren mannigfaltigen und wechſelnden Darbietungen wäre, ſondern vom reinen Denken durch eigene Tätigkeit, durch immanente Selbſtentwickelung, aus ſich erzeugt würde. Und für dieſe vermeintliche Wiſſenſchaft lautete die erſte Forderung, daß das Denken völlig vorausſetzungslos beginnen, von nichts außer ſich ſelbſt abhängen, daß es eben nichts als Denken ſein ſolle. Der Traum dauerte nicht lange. Die zurückgewieſene Erfahrung verlangte gebieteriſch ihr Recht, und, wie üblich, rief das eine Extreme das andere hervor; nun galt, und ſeitdem gilt in weiten Kreiſen die entgegengeſetzte Loſung, daß Wiſſenſchaft nur ſoweit reiche, als Erfahrung reicht.

Aber was iſt Erfahrung? Das, was ich ſelbſt erfahre, das, was jeder einzelne wirklich erlebte? Dann würde es ſchlimm um die Wiſſenſchaft ſtehen, ihr Umfang würde in ſehr enge Grenzen zuſammenſchrumpfen. Alſo die Summe der Erlebniſſe aller einzelnen und aller Geſchlechter der Menſchen von Anbeginn an? Somit auch alle Selbſttäuſchung, aller Irrtum, aller Aberglaube? Wenn das ſicherlich nicht die Meinung iſt, ſo muß es ein Mittel geben, die eigene und die fremde Erfahrung zu kontrollieren, Kriterien, um das Richtige vom Unrichtigen zu unterſcheiden, Methoden, um aus der Fülle von Eindrücken, Vermutungen, Überlieferungen, Einfällen die erkannten Tatſachen herauszuſchälen. Das weitere Verfolgen dieſes Gedankens aber führt am letzten Ende zu der Einſicht, daß die Wiſſenſchaft nicht vorausſetzungslos, daß ſie im Gegenteile, ſowohl was die Organiſation des erkennenden Subjekts, den Menſchengeiſt, als was die Beſchaffenheit und den Zuſammenhang der gegenſtändlichen Welt betrifft, an ganz beſtimmte Vorausſetzungen gebunden iſt.

Im Namen der Wissenschaft also hätte Einspruch gegen das Wort von der voraussetzungslosen Wissenschaft erhoben werden müssen. Aber so war es ja auch gar nicht gemeint, und jedermann verstand, was gemeint war. Erkenntnistheoretische Erwägungen lagen völlig abseits. Das nicht eben glücklich gewählte Schlagwort sollte besagen, daß es für die Forschung keinerlei Schranken geben dürfe, nichts, was nicht in Zweifel gezogen werden müsse, bis es seine Zuverlässigkeit vor dem Forum der Wissenschaft erwiesen hätte. Und auch so war es nur die verallgemeinernde Formel für das, was als treibendes Motiv zugrunde lag: es sollten hinfürder nicht mehr Katholiken auf akademische Lehrstühle berufen werden mit dem Auftrage, ihr Lehramt im Sinn und Geiste ihres an kirchliche Dogmen gebundenen Glaubens zu verwalten. Darüber wurde eine Zeit lang sehr eifrig hin- und hergeredet, und dann war die Sache zu Ende. Einen weiteren Erfolg hatte sie nicht, weder für die wissenschaftliche Erkenntnis noch für die Praxis der Unterrichtsverwaltungen.

Neuerdings ist ein anderes Schlagwort in Aufnahme gekommen. Diesmal sind es nicht die zum Lehren, sondern die zum Lernen Berufenen, welche sich darum scharen. Seit Monaten ereifern sich Studierende nicht nur der Universitäten, sondern ebenso, wenn nicht mehr, Studierende von technischen Hochschulen und Tierarzneischulen über die Gefährdung der akademischen Freiheit. Und mit der Offenheit, welche der Jugend so wohl ansteht, sagen sie auch gerade heraus, was sie meinen. Im Namen der akademischen Freiheit verlangen sie die Beseitigung der katholischen Studentenkorporationen.

Über den schließlichen Ausgang braucht man sich auch hier keine ernsthaften Sorgen zu machen. Dazu ist die ganze Sache doch — zu unsinnig. Aber zu Nutz und Frommen derer, die sie mitmachen, der jungen Leute, denen gegenüber man gerne alle mögliche Nachsicht wird walten lassen, ihrer weit weniger entschuldbaren Hintermänner und des lauten Chores liberaler Zeitungen empfiehlt es sich, auch dieses Schlagwort etwas näher auf Sinn und Herkunft zu untersuchen.

Was verstehen die Deklaranten in Hannover und Charlottenburg, in Göttingen und Jena unter der akademischen Freiheit, in deren Namen sie gegen die Existenz von konfessionellen Studentenkorporationen protestieren und beflissen sind, die Mitglieder derselben von den studentischen Ausschüssen fernzuhalten? Denken sie an jene Freiheit, die mit dem korporativen Charakter der mittelalterlichen Universitäten zusammenhing und in der eigenen Gerichtsbarkeit ihre Krönung hatte? Freiheit bedeutet alsdann soviel wie Privileg, wie ausschließendes Sonderrecht, und zu allen Zeiten haben autonome Korporationen hiervon den Gebrauch gemacht, daß sie die Zunftschranken enger zogen und abwehrten oder hinausdrängten, was den eigenen Mitgliedern Konkurrenz machte oder aus irgend welchen Gründen mißliebig war. So wollten seiner Zeit die Pariser Universitätslehrer den Angehörigen der großen Mendikantenorden keine Lehrstühle eingeräumt wissen. Die Geschichte ist freilich darüber hinweggegangen, der Ruhm der Hochschule knüpft sich vor allem an

die Namen der Lehrer aus dem Dominikaner- und Franziskanerorden. Unsere heutigen Universitäten aber haben mit den mittelalterlichen Korporationen nichts mehr zu tun. Sie sind Staatsanstalten, von den Regierungen aus Mitteln der Gesamtheit im Interesse aller Staatsbürger eingerichtet und unterhalten, zum Zwecke der selbständigen wissenschaftlichen Forschung und zum Zwecke der Vorbereitung für diejenigen beruflichen Tätigkeiten, an deren sachgemäßer Ausübung der Staat ein direktes oder indirektes Interesse hat. Die alten Privilegien sind verschwunden, die akademische Gerichtsbarkeit ist aufgehoben; die Immatrikulation entzieht den Studierenden nicht den Bestimmungen des allgemeinen Rechts; die Kompetenz der akademischen Behörden erstreckt sich nur noch auf gewisse Disziplinarvergehen. Außerdem aber — was geht die akademische Freiheit in diesem Sinne die technischen Hochschulen an? Sie sind verhältnismäßig jungen Datums, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entstanden und von Anfang an reine Staatsanstalten für bestimmte praktische Aufgaben. Ihre Jünger haben schlechterdings kein Recht, den in der Erinnerung fortlebenden Schatten der alten akademischen Freiheit zu beschwören, mit dem sie kein Faden geschichtlicher Überlieferung verbindet.

So wird man wohl darunter verstehen sollen, was der Neuzeit angehört: die Lehr- und Lernfreiheit! Halle gilt als die erste deutsche Universität, an der sie zugelassen war. Christian Thomasius und N. H. Gundling haben sie in begeisterten Worten gefeiert.* Aber ihren vollen Inhalt gewann die akademische Freiheit in diesem Sinne doch erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, seitdem die Universitäten nicht mehr bloß als Lehranstalten, sondern daneben und ganz besonders als Stätten wissenschaftlicher Forschung angesehen werden. Denn die Wissenschaft als solche ist frei; das liegt in ihrer Natur und braucht nicht erst durch einen Paragraphen der Verfassungsurkunde bestätigt zu werden. Welchen Weg der Forscher zur Bereicherung des Wissensgebietes einschlagen, welcher Mittel er sich zur Lösung eines Problems bedienen will, zu welchem Ergebnis mühevolle selbstlose Arbeit ihn hinführen wird, das läßt sich durch staatliche Reglements nicht vorschreiben und nicht erzwingen. Diese Freiheit besagt daher auch nicht einmal etwas, was den Universitäten ausschließlich eigen wäre. Sie ist nichts als eine besondere Seite der geistigen Freiheit, die ein jeder hat, der sie haben und gebrauchen will. Aber der Forscher, der sich in dieser Geistesfreiheit bewegt, weil sie das ebenso unentbehrliche als selbstverständliche Lebenselement wirklicher Wissenschaft ist, wird davon nicht lassen, wenn er zugleich als Lehrer vor die studierende Jugend hintritt. Niemand verlangt von ihm, daß er den ganzen Inhalt seines Lehrvortrags und jeden einzelnen Bestandteil desselben durch eigene, aus den Quellen geschöpfte Forschung *gefunden* habe — wer käme damit ans Ende? —, wohl aber erwarten wir, daß er nichts vortragen werde, was er sich nicht

* Vgl. *Akademische Freiheit* von Professor Dr. *Ewald Horn*. Die Broschüre enthält wertvolles Material aus älterer und neuerer Zeit, welches ich dankbar benutzt habe, und verbindet damit sehr treffende Bemerkungen.

durch wissenschaftliche Arbeit angeeignet hat. Als Forscher kennt er und handhabt er die Methode, welche zum Wissen führt; darum ist er auch imstande zu beurteilen, welchen Grad von Zuverlässigkeit die Ergebnisse fremder Forschertätigkeit zu beanspruchen haben. Kann er auch nur in beschränktem Umfange Entdecker und Begründer sein, Kritiker ist er immer; als selbständiger Denker soll er sich überall erweisen. Demgemäß hat Helmholtz in seiner Berliner Rektoratsrede vom Jahre 1877 die Achtung vor der freien selbständigen Überzeugung als dasjenige bezeichnet, was die ganze Organisation unserer Universitäten durchdringe.[1]) Eines aber ist damit notwendig verbunden, worauf schon Thomasius hingewiesen hat, wenn er sagt:[2]) ‚Brauche dich der Freiheit, wenn du deine Meinung geben mußt, und laß dich weder Furcht noch unrechte Gewalt davon abhalten! Aber lasse diese Freiheit auch andern, die mit dir Glieder an einem Körper sein! ... Lehre die Wahrheit frei und ungescheut und widerlege die Irrtümer zwar kräftiglich, aber bescheiden und ohne Bitterkeit! Erzürne dich nicht, daß andere nach ihrer Erkenntnis etwa auf eben dem Katheder dasjenige lehren, was du für irrig hältst; denn sie tun nichts anderes, als was du tust, und werden unterschiedene Meinungen unter den Gelehrten bleiben, vielleicht solange die Welt stehet. ... Also mußt du diese Freiheit auch anderen lassen.‘

Ich will nicht untersuchen, ob man innerhalb der Universitäten in alter und neuer Zeit dieser Mahnung immerdar eingedenk geblieben ist, ob nicht Cliquenwesen, Schultyrannei oder gar Konkurrenzneid der vollen Entfaltung dieser Freiheit hinderlich gewesen sind. Lieber will ich mich dankbar der Zeiten erinnern, da es mir als Privatdozenten in Bonn trotz Kulturkampfstimmung und Kulturkampfgesetzgebung unverwehrt blieb, in meinen Vorlesungen über Rechtsphilosophie die von allen Dächern gepredigte Theorie vom omnipotenten Staat wissenschaftlich zu bekämpfen.

Der Lehrfreiheit der Professoren entspricht die Lernfreiheit der Studierenden. Im Gegensatze zu dem in Frankreich und England herkömmlichen Systeme gelten sie bei uns ‚als selbstverantwortliche junge Männer, die aus eigenem Triebe die Wissenschaft suchen, und denen man es demzufolge frei überläßt, ihren Studienplan sich einzurichten, wie sie wollen‘.[3]) Selbstverständlich gilt auch hier, daß jeder die Freiheit im Studium und in der Gestaltung seines Lebens, die er für sich in Anspruch nimmt, auch allen übrigen verstatten muß. Wo wäre also der Punkt zu finden, von dem aus den katholischen Korporationen im Namen der akademischen Freiheit die Existenzberechtigung füglich abgesprochen werden könnte?

Ich habe selbst vor mehr als vierzig Jahren einer solchen angehört. Ihrem Stifter, der den idealen Tendenzen seiner Jugend in einem Leben der Selbstaufopferung und Entsagung bis zum Ende treu geblieben ist, hatte der Gedanke vorgeschwebt, daß dem Mißbrauch der akademischen Freiheit der richtige Gebrauch entgegengestellt werden müsse, und er meinte weiter, daß hiezu die

1) Horn S. 94. 2) Ebenda S. 19. 3) Ebenda S. 94.

Vereinigung Gleichgesinnter in der Form einer studentischen Verbindung das geeignete Mittel sei. Und da er selbst die katholische Religion, in der er geboren war, mit ganzem Herzen umfaßt hielt, so gab es für ihn gar keinen Zweifel darüber, daß er die Gleichgesinnten unter den Konfessionsverwandten zu suchen habe. Ich wüßte nicht, welche begründete Einwendung sich einem solchen Beginnen und der dafür maßgebenden Erwägung entgegenstellen ließe. Oder sollte die Unterscheidung eines richtigen und eines unrichtigen Gebrauchs der akademischen Freiheit schon einen Verstoß gegen diese letztere einschließen? Ist jede Freiheit gleichbedeutend mit völliger Schrankenlosigkeit?

Der freie Mensch *kann* alles Mögliche tun, er *soll* das Gute tun. Die Anerkennung seiner Freiheit bedeutet für ihn nicht die Loslösung vom Sittengesetz; ihre höchste Betätigung besteht vielmehr darin, daß er das Sittengesetz, welches er als das Gesetz seiner Natur erkennt und anerkennt, ohne Zwang und Bevormundung, aus eigener Wahl erfüllt. Auch der Sinn der akademischen Freiheit kann nicht sein, daß, wer sie genießt, sich von allen moralischen Schranken losmachen müsse, sondern nur der, daß diese für ihn nichts Fremdes und Äußerliches mehr sind, sondern er sich ihnen als selbstgesetzten unterwirft.

Wer das leugnet, der meint nicht die libertas, sondern die licentia academica, die verpönte ‚Burschenfreiheit', jenes ‚Produkt von Duldung und Anmaßung', welches in der Zeit nach der Reformation aufkam und sich ‚im Pennalismus des 17. Jahrhunderts ein Denkmal seiner Zuchtlosigkeit gesetzt hat'. ‚Bei jedem Rektoratswechsel wurden die Gesetze verlesen und ihre Befolgung vergeblich eingeschärft. Man erkennt aus ihren Paragraphen, welchen Sünden die akademische Lizenz frönte. Da werden mit Strafen bedroht: Trunkenheit und Unzucht, Karten- und Würfelspiel, tätliche und wörtliche Beleidigung des Rektors und der Professoren, auffallende Kleidung und Waffentragen, Selbstrache und Duelle, Tumulte bei Tag und Nacht, Fenstereinwerfen und Laternenumstürzen, leichtsinniges Schuldenmachen und böswilliges Schuldigbleiben usw.'[1]) Befördert wurde *diese* akademische Freiheit durch die Kleinstaaterei, die Konkurrenz, welche sich die vielen kleinen Landesuniversitäten machten, wobei das fiskalische Interesse mit einer strengen Handhabung der Disziplin in Konflikt kam, durch den Eigennutz der Bürger, die von den Studenten lebten, und durch die häufig recht unwürdige Haltung der Professoren, welche, schlecht besoldet, ihre Einkünfte als Hauswirte der Studenten oder durch die für dieselben abgehaltenen Privatvorlesungen zu erhöhen bestrebt waren. Denn ‚die ultima ratio der in ihrer Freiheit gekränkten Studenten war der Exodus, und gewöhnlich gab die Universität nach'.[2])

Damit ist es ja nun in der Neuzeit viel besser geworden. Für die Romantik dieses gesetzlosen Burschentums hat die Gegenwart kein rechtes Verständnis mehr. In seiner Rektoratsrede von 1811 sprach Fichte abschätzig von ‚jener bekannten Menschenart, die sich für Studierende ausgeben und als

1) Horn S. 6. 2) Ebenda S. 7.

privilegierter Stand gelten wollen, der zu allem berechtigt sei, was Gesetz und Sitte verbieten, die sich für das auserwählte Volk Gottes ansehen und die Universitäten nur dazu bestimmt glauben, diese Ansicht fortzupflanzen'.[1]) Aber die Erinnerung spukt noch nach und läßt gelegentlich unschöne Anachronismen zutage treten. Als ein solcher erscheint die studentische Feier in Jena am 17. Februar 1904.[2]) Früher war es der Jude, den der ‚freie Bursche' hänselte und prellte; hier verhöhnte er in geschmackloser Maskerade nicht bloß die Mitglieder der dortigen katholischen Studentenverbindung, sondern die Gebräuche der katholischen Kirche. Konnte man deutlicher bekunden, daß es nicht die Begeisterung für die Reinerhaltung der akademischen Freiheit, sondern ganz etwas anderes war, woraus der Bewegung die treibende Kraft kam?

Die Verteidiger der Jenenser Demonstranten wissen freilich Rat. Ist es ja doch ihre Meinung, daß der Katholizismus als solcher im Widerspruch stehe mit der akademischen Freiheit. So werden sie für mildernde Umstände plädieren und erklären: sei auch die Form keine glückliche gewesen, so müsse man doch um des richtigen Grundgedankens willen mit den Veranstaltern jenes Spektakelstückes Nachsicht üben. Und hier liegt eben der Punkt, wo die Aktion gegen die katholischen Korporationen ihre Verwandtschaft mit der früher im Interesse der ‚voraussetzungslosen Wissenschaft' unternommenen verrät.

Der Gegensatz zwischen Katholizismus und moderner naturalistischer Weltanschauung läßt sich nicht verwischen und nicht überbrücken. Der Katholik glaubt an eine göttliche Offenbarung und damit an einen persönlichen Gott; er glaubt an die Vollendung dieser Offenbarung durch den Gottmenschen Jesus Christus und die irrtumslose Bewahrung derselben in der Kirche. Der Naturalismus will von dem allem nichts wissen. Im besten Falle verweist er einen letzten Rest von Gottesglauben und unklaren christlicher Reminiszenzen an das Bedürfnis des religiösen Gemüts, welches bei den verschiedenen Menschen sich in verschiedenem Grade geltend mache. Die Wissenschaft aber soll damit nichts zu tun haben. Wird daraus die Folgerung hergeleitet, daß die Theologie als Glaubenslehre von den Universitäten als Stätten reiner Wissenschaft auszuschließen sei, so ist dies zwar einseitig, weil die Universitäten zugleich Lehranstalten sind, aber folgerichtig. Die weitere Forderung dagegen, daß gläubigen Katholiken der Zugang zu den Lehrstühlen verwehrt und den studentischen Korporationen, welche das religiöse Prinzip zum vereinigenden Bande machen, die Existenzberechtigung abgesprochen werden müsse, ist nicht mehr von der Logik, sondern — von der Abneigung diktiert.

Es ist nicht wahr, daß der Katholizismus mit dem Wesen der akademischen Freiheit in Widerspruch stehe. Dieselbe besagt, daß niemand zur

1) Horn S. 40 Anm.

2) Näheres hierüber in der Schrift: ‚Mehr Licht!' Zur Verständigung im Kampfe gegen die konfessionellen Studentenkorporationen. Von einem deutschen Studenten. Mit einer Einleitung von Dr. H. Cardauns. Köln, J. P. Bachem. S. 21 f.

Vertretung einer religiösen oder sonstigen Lehre angehalten werden kann, die nicht seiner eigenen ehrlichen Überzeugung entspricht; sie verwehrt ihm nicht, eine religiöse Überzeugung zu haben. Sie verlangt erst recht nicht, daß, wer als Lernender in die Hallen der Wissenschaft eintreten will, den Glauben seiner Kindheit und die Überlieferungen des Elternhauses draußen lassen müsse.[1]) Wohl aber gibt sie ihm Gelegenheit, das Ererbte selbsttätig zu erwerben, damit er es besitze.

Gegen jene mißbräuchliche Auslegung, welche zudem in der Geschichte der Universitäten keine Stütze hat, muß nachdrücklichst Verwahrung eingelegt werden, nicht bloß in Worten, sondern vor allem durch die Tat, durch eifrige Beteiligung am wissenschaftlichen Leben der Gegenwart, durch Hochhaltung und Pflege aller geistigen Güter der Nation. Hier haben die katholischen Korporationen eine große Aufgabe zu erfüllen. Was die Gegner gegen ihre Existenzberechtigung vorbringen, ist hinfällig, auch die Klage über die ‚Absonderung'. Mit jeder Vereinigung ist Absonderung untrennbar verbunden. Das Nebeneinanderbestehen verschiedener Konfessionen in Deutschland ist eine Tatsache, die sich nicht ändern läßt. Wir Katholiken sind nun einmal da, und wenn wir unser religiöses Bekenntnis zur Grundlage unserer gesamten Lebensführung machen, so ist das nichts anderes als unser gutes Recht. Es ist ebenso das gute Recht der katholischen Studenten, sich mit ihren Religionsverwandten enger zusammenzuschließen, und das Bedürfnis hiezu wird solange vorhanden sein, als die Gefahr besteht, in den Kreisen Andersdenkender nicht nur kein Verständnis für das zu finden, was dem gläubigen Katholiken heilig ist, sondern oft genug auf schlecht verhehlte Mißachtung zu stoßen. Aber die Existenzberechtigung der katholischen Studentenkorporationen besteht nur solange, als sie am Ideal festhalten. Das muß von unserer Seite immer wieder eingeschärft werden, gerade weil diese Korporationen in ihren verschiedenen Ausgestaltungen einen so unerwartet großen Umfang gewonnen haben. Mögen sie jederzeit der Worte eingedenk sein, welche ihnen kürzlich H. Cardauns geliehen hat:[2]) ‚Wir katholische Korporationen sind etwas ganz anderes als Kneipgesellschaften mit konfessioneller Etikette; wie mit dem religiösen Prinzip ist es uns heiliger Ernst mit seinen sittlichen Konsequenzen, mit der wissenschaftlichen Betätigung, mit dem Ehrgeiz, hinter anderen Korporationen nicht zurückzustehen in der Zahl der aus unseren Reihen hervorgehenden Männer, die in den akademischen Berufen wie auf dem Felde der Industrie und Technik, in der Staatsverwaltung wie im Parlament hervorragendes leisten. Nicht Äußerlichkeiten sichern uns den Respekt, ... nur der Geist kann uns lebendig erhalten.'

1) Ein Mitarbeiter der ‚Köln. Ztg.' ging noch weiter, wenn er das gleiche von dem Glauben an die Tatsache der Offenbarung behauptet (vgl. ‚Mehr Licht', Vorrede S. 6). Er schließt sonach auch die gläubigen Protestanten aus.

2) ‚Mehr Licht', Vorrede S. 6 f.

Tauler und der Einsiedler.

Von

Fritz Lienhard.

Der Dominikaner Dr. Johannes Tauler, berühmter Kanzelredner zu Straßburg, steht an seinem Pult und liest. Die Lampe beleuchtet sein hageres Gesicht; es ist spät in der Nacht. Der Einsiedler tritt ein, weißbärtig und würdigen Ansehens, und bleibt hochaufgerichtet im Schatten an der Tür stehen.

* * *

Tauler: Wer bist du? — Man darf mich zwar zu jeder Stunde Tages und der Nacht besuchen, — aber wie du da hereintrittst, lautlos, unfern von Mitternacht... Ich sollte fragen: Suchest du meinen Rat? Doch dein Alter und Aussehen verbieten mir solche Frage. So will ich also fragen: Hast du mir etwas zu bringen, mein Bruder?

Der Einsiedler: Ich habe dir ein Wort zu sagen, Bruder Tauler!

Tauler: In wessen Namen?

Der Einsiedler: Der Geist gebietet mir.

Tauler: Wer bist du, würdiger Greis?

Der Einsiedler: Du siehst es: ein Mensch. Nichts weiter.

Tauler: Was ist dein Amt und Beruf?

Der Einsiedler: Ich habe nicht Amt noch Beruf.

Tauler: Was ist alsdann dein Tun und Lassen?

Der Einsiedler: Ich lebe bei den Gewächsen des Waldes, und ich lebe wie die Gewächse. Ich gehe nicht unter den Menschen einher mit Forderungen, wie du es tust, mein Bruder! Ich atme und lebe und werde sterben wie die Birken, unter denen meine Hütte steht.

Tauler: So bist du ein Klausner und Einsiedler, wenn ich dein Gewand recht deute?

Der Einsiedler: Ich trage dies Gewand, damit mich die Menschen meiner Einsamkeit überlassen. Ich baue meinen kargen Acker, lese wenige Bücher und schreibe dies und das auf Pergament. Denn manches rauscht durch den Wald, was mir des Aufschreibens wert scheint.

Tauler: Seltsam.... Und laß dich ein Letztes fragen: Befolgst du die Regeln eines Ordens?

Der Einsiedler: Ich tue das. Denn man soll kein Ärgernis geben. Doch hab' ich erkannt, daß kein Büßergewand die Seele ändert. Manche meiner ehemaligen Gefährten jagten die Triebe mit Geißelschlägen ins Innere zurück. Oder ihre Geißel war ihnen ein Aderlaß: in Blutstropfen fiel etliche Bosheit zur Erde, aber auch viele Kraft. Der Mensch ist dann geschwächten Leibes, und seine Schwäche nennt er Tugend. Darum habe ich mich auch von den Büßern zurückgezogen.

Tauler: Du greifst an die Säulen unsres Baues, Fremdling! Willst du edle Zucht und Strenge wider den unbändigen Leib mürrisch verwerfen, weil du selbst vielleicht auf solchem Wege Reinheit nicht errungen hast?

Der Einsiedler: Wer erringt Reinheit, dem Gott sie nicht schenkt? — Ihr hochmütigen Schwächlinge, die ihr nicht die Kraft habt, euch beschenken zu lassen! Denn sich beschenken zu lassen von Gott, erfordert Kraft; wisse das! Und einfachen Herzens sein ist das Schwerste — und will eurer Theologie und Philosophie zu allerletzt in den Kopf. Darum könnt ihr nicht beten, denn ihr könnt nicht danken. Wer aber weiß, daß er sein Reinstes nicht sich selbst verdankt, sondern vielmehr der Gnade, dessen Leben ist ein Dankgebet, dessen Angesicht ist ein Leuchten, dessen Worte sind Wohltat. Und wem er die Hand gibt, der empfindet eine Kraft von Gott... Und so sage ich dir, ich habe dir ein Wort zu bringen, Bruder Tauler! Das Wort, das du lernen mußt, heißt stillesein.

Tauler: O, wie du in mein Herz schaust, lieber Greis! Ich verzehre mich im rastlosen Dienste des Herrn. Ich schwinge die Geißel über mich und andere. Ich steige aus den Fiebern des Fastens und Denkens zur Kanzel empor und schleudre Glut in diese starrköpfige Menge. Aber muß ich denn nicht? Ist es denn nicht mein Amt und Beruf und göttliche Sendung? Ist nicht das Wort mein Werkzeug und Waffe?

Der Einsiedler: Du redest zu viel vom Sonntag, Tauler, aber du bist nicht Sonntag! Du nicht und nicht dies ganze pestgepeinigte, in heillosen Hader verstrickte Zeitalter. Du jagst deinen Geist ins Sonnenlicht empor, du fiebernder Rosselenker, — aber du bist nicht oben! Aus deinen rauschenden Worten hör' ich ein heimlich Weinen. Und der Geist zeigt dich mir, wie du hernach erschöpft in deiner Zelle liegst. Darum trachte, daß dein Alltag genau so sei wie dein Sonntag; dämpfe den Glockenschall des Sonntags, mache straffer den Alltag! Siehe, so nähern sich beide, so begegnen sie einander und fließen herrlich zusammen! Denn dem Erleuchteten ist jeder Tag Sonntag und Werktag zugleich; und es bedarf nicht der Kanzel, um von Gott zu zeugen; denn jeder Ort ist heilig, wo ein dankend Herz laut oder insgeheim vom Ewigen Zeugnis ablegt.

Tauler: O Greis, Greis, wie du meines Herzens Qual und Sehnsucht deutest! ... Aber Lasten von Arbeit erdrücken mich. Widerstände dieser garstigen Herzen verstatten mir keine Freudigkeit!

Der Einsiedler: Schilt nicht, mein lieber Bruder! Du sollst die Lasten abwerfen, — denn eins ist not! Und du sollst dies müde, irrende Volk nicht schelten! Halt' ihnen gut und groß die Hand hin, — und wer da kommt, den führe mit sanfter Hand zu den Höhen! Nicht im Sturmwind offenbarte sich Gott dem Elias, sondern im stillgewaltig wehenden Hauch unwiderstehlicher Liebe. Du hast deine Natur noch nicht gefunden, mein Freund! Mann der Kanzel, werde ein Mann der Stille! So wird eine innige Kraft von dir ausgehen, die dies kranke Jahrhundert mit Segen durchleuchtet.... Und nun lebe wohl! Ich wohne in den Wäldern des Münstertales in einer Hütte; die Menschen nennen mich Nikolaus von Basel.... Mein Bruder, über ein Jahr wird eine schwere Anfechtung über dich kommen! Ich erwarte dich dann zu einer langen Stille in meinen Wäldern. Gott erleuchte dich! — Lebe wohl!

* * *

Als Johannes Tauler nach zweijähriger Stille zum ersten Male wieder predigte, ging eine so innige Kraft von seinen Worten aus, daß Leute ohnmächtig wurden. Er predigte über Matth. 25, 6: ‚Siehe, der Bräutigam kommt! Heraus, ihm entgegen!'

Heilige Wälder.

Wie ihr in Sonnenpracht mich überschauert,
Heilige Wälder, wie ich euch liebe!
In euren ewigen, brausenden Frieden
Strömt meine Unrast, mündet mein Sehnen.
Fühle ich noch meine dämmernde Schwere?
Ach, ich schwinge, ein Blatt, im Geäst!

Wie ich euch liebe, heilige Wälder!
Mit barmherzigen, sorgenden Armen
Wiegtet ihr meine zitternden Schmerzen,
Mit versöhnenden, gütigen Stimmen
Hülltet ihr meine Klagen ein.

Da ich in Dunst und Dunkel mich sehnte,
Da ich verlassen war, liebtet ihr mich.

Philipp Witkop.

Das Experiment in der Psychologie.

Von

Max Ettlinger.

Jede Wissenschaft geht von Erfahrungen aus und erstrebt deren Verständnis. Dabei verhält es sich in der Wissenschaft genau wie im Leben: Je mehr man erfahren hat, desto mehr lernt man auch verstehen, desto tiefer und richtiger begreifen. Darum also dieses unersättliche Verlangen nach immer neuen Erfahrungen, darum dieser Hunger und Durst des Forschers nach immer weiteren Tatsachen. Er verlangt sie nicht um ihrer selbst willen wie irgend ein Sammler, dem das Zusammenscharren zur Manie geworden ist. Er häuft sie nicht aufeinander als totes Inventar, sondern sofern er seines Berufes würdig ist, werden sie lebendig unter seinem Blick und zeugen von ihrem tiefsten Wesen, von ihrer Notwendigkeit, ihren Gesetzen.

Die Fülle der Tatsachen ist unendlich groß. Wollte der Forscher es dem Zufall überlassen, bis ihm die rechten, aufschlußreichsten vor Augen kommen, er müßte lange warten. Darum schafft er sich die Erfahrungen, deren er am notwendigsten bedarf, selbst; er ruft sie künstlich hervor, er experimentiert. Und noch aus einem andern Grunde tut er dies; sicheres Verständnis fließt nur aus gesicherter Erfahrung. Was aber der Alltag oder der Zufall beut, von dem weiß man gemeinhin nicht, woher es kam, noch wohin es geht. Wenn aber ein Tatbestand unter unseren Händen geworden ist, wenn wir alle Bedingungen kennen, denen er sein Dasein verdankt, wenn wir ihn variieren und in seiner ganzen Inhaltsfülle ausschöpfen können wie ein musikalisches Thema am Klavier, dann freilich redet er zu uns eine ganz andere Sprache; dann verstehen wir, indem wir lauschen.

Der Experimentator spielt nicht mit den Tatsachen wie ein Kind, das die Puppe zerreißt und nur Kleie findet. Ehe er die natürliche Ordnung der Dinge verändert, bildet er sich bereits eine Ahnung von dem, was er sucht, eine Theorie. Und weil ihm diese als eigentliches Ziel vorschwebt, darum folgt er einer bestimmten Versuchsordnung, einer Methode.

Dem methodischen Experiment danken die Naturwissenschaften ihren herrlichen Aufschwung seit dem 16. Jahrhundert. Was damals der skeptische Bacon nur mit großen Worten unbestimmt ‚instaurierte', das haben mathematische Köpfe, gläubige Theoretiker wie Kepler, Galilei und Newton zur Tat gemacht, sicher geführt durch den großen Gedanken, daß Gott alle Bewegung geordnet

hat nach Maß und Zahl. Diese Idee hatte Kepler im Lauf der Gestirne bestätigt gefunden; von ihr erfüllt sonderte Galilei aus dem Durcheinander irdischer Bewegungen künstlich deren einfachste Formen, verglich sie und maß sie und fand die Fallgesetze. Er war der erste eigentliche Experimentator.

Im Mikrokosmus der menschlichen Seele ziehen keine Gestirne klar und leuchtend auf ewig gleichen Bahnen. Noch weniger kann man wie an der Fallmaschine irgend einen einfachen Vorgang ganz allein für sich herausgreifen und ihn beliebig oft unter willkürlich geänderten Bedingungen wiederholen. Erst spät und auf Umwegen fand das Experiment auch in die psychologische Forschung Eingang, und das Gebiet seiner Anwendung blieb ein beschränktes.

Wie am Anfang der experimentellen Naturwissenschaft die Entdeckung des Fallgesetzes, so steht am Beginn der experimentellen Psychologie die Ermittlung des psychophysischen Grundgesetzes, welches nach seinen Findern meist das Weber-Fechnersche Gesetz genannt wird. Es besagt in Kürze, daß bei der allmählichen Intensitätssteigerung eines physiologischen Reizes die Stärke der zugehörigen Sinnesempfindung zwar stetig, aber nicht in gleichem Maße wächst; sondern im großen und ganzen verhalten sich die beiderseitigen Zunahmen derart, daß die Reizstärke in einem geometrischen Verhältnis fortschreiten muß (also z. B. von 5 auf 25 [$= 5 \times 5$], auf 125 [$= 5 \times 5 \times 5$], auf 625 [$= 5 \times 5 \times 5 \times 5$] ꝛc.), wenn die Empfindungsintensität in einer arithmetischen Reihe (von 2 auf 3 [$= 2 + 1$], auf 4 [$= 2 + 1 + 1$], auf 5 [$= 2 + 1 + 1 + 1$] ꝛc.) wachsen soll. Nun kann man natürlich die subjektiven Empfindungsstärken, z. B. die Lautheitsstufen eines Tones oder die Helligkeitsstufen einer Lichtempfindung nicht unmittelbar messen, wohl aber indirekt durch die Zahl der eben merklichen Lautheits- und Helligkeitssteigerungen, welche zwischen gegebenen Intensitätsgraden möglich sind. Wenn z. B. in einem Saal fünf Kerzen brennen, so wird wohl schon bei Anzündung einer einzigen weiteren jeder sagen, es sei eben merklich heller geworden. Wenn aber bereits zwanzig Kerzen brennen, wird die Anzündung ebenfalls einer einzigen weiteren gar nicht bemerkt, obgleich doch der physische Zuwachs gerade so groß ist; sondern nun muß man schon vier weitere Kerzen in Brand setzen, wenn ein Unterschied bemerkt werden soll. Bereits 2000 Jahre vor Entdeckung des psychophysischen Gesetzes wurden von den Astronomen die Sterne nach ihren subjektiven Helligkeitsdifferenzen in solche erster, zweiter, dritter uff. bis sechster Größe eingeteilt, wobei man die Abstände zwischen den einzelnen Klassen subjektiv gleich groß wählte, während erst in unseren Tagen die photometrische Bestimmung der Leuchtkraft die entsprechenden physikalischen Abstände ermitteln ließ, die keineswegs unter sich gleich groß sind.

Aus jener alten Einteilung der Astronomen ersieht man, daß das Messen subjektiver Intensitätsunterschiede keineswegs erst eine von den modernen Psychophysikern neuerfundene Praktik ist, sondern diese haben die Meßmethoden nur feiner ausgebildet und zu der eben kurz angedeuteten Methode der ‚eben-

merklichen Unterschiede' noch drei weitere analoge (der übermerklichen Unterschiede, der mittleren Fehler und der richtigen und falschen Fälle) hinzugefügt.

Es war nötig, auf wenigstens eine der psychophysischen Meßmethoden etwas näher einzugehen, um darzutun, wie es möglich ist, psychische Größen zu messen. Noch Kant hat nämlich die Meßbarkeit psychischer Größen bestritten und aus diesem wie anderen Gründen die Psychologie von der Rangstufe einer exakten Wissenschaft ausgeschlossen. Nun muß man allerdings zugeben, daß die im Weber-Fechnerschen und anderen psychophysischen Gesetzen formulierten, aus einer Unzahl von Experimenten erschlossenen Gesetze keine rein psychologischen Erkenntnisse ausdrücken, sondern sie geben durchweg nur eine nähere Bestimmung der Abhängigkeitsverhältnisse zwischen physischen und seelischen Vorgängen. Man müßte aber schon sehr kurzsichtig sein, um bestreiten zu wollen, daß aus der näheren Erkenntnis der körperlich-seelischen Beziehungen auch auf die Natur der seelischen Vorgänge selbst eine Fülle von Licht gegossen wird. Es sei hier nur an einige bekanntere Dinge erinnert:

Eine ganze Reihe ästhetischer Grundprobleme, die Fragen der Ton- und Farbenharmonie, der Wohlgefälligkeit bestimmter geometrischer Formen und Größenverhältnisse (goldener Schnitt), auch der Zeitverhältnisse (Rhythmus) danken erst der psychophysischen Experimentalprüfung eine zulängliche Erklärung oder doch beginnende Aufhellung. Gerade Fechner, der Durchbildner des psychophysischen Grundgesetzes, war es auch, der zuerst die Forderung einer induktiven Ästhetik aufgestellt und in ihren Anfängen verwirklicht hat.

Freilich hat er bei diesem Beginnen die exakte Messung psychischer Größen nicht alleweg durchführen können. Aber auch wo diese auf keine Weise möglich ist, bestehen ja noch Mittel und Wege, um die Ergebnisse experimenteller Untersuchung klar zu umschreiben und vielfach auch in Zahlen auszudrücken. Das gilt namentlich für die große Gruppe der Reaktionsversuche, bei denen man die Reaktionszeiten mißt. Die einfachste Form eines Reaktionsversuchs besteht darin, daß einer Versuchsperson aufgetragen wird, beim Eintritt einer bestimmten Sinneswahrnehmung, z. B. beim ersten Beginn der Sonnenfinsternis, ein Zeichen zu geben, etwa auf den Kontaktknopf einer elektrischen Leitung zu drücken, vermittels deren der betreffende Moment dann an einem Zeitmeßapparat genau aufgezeichnet wird. Bereits aus so einfachen Versuchen lassen sich eine Reihe psychologischer Gesetzmäßigkeiten erschließen. Auch dabei kann auf eine praktische Erfahrung der Astronomen verwiesen werden. Diese Forscher müssen solche zeitliche Registriertätigkeit, wie sie in unserem obigen groben Beispiel von der Sonnenfinsternis verdeutlicht wurde, in verfeinerter Art sehr häufig ausüben. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß bei der Beobachtung eines und desselben Phänomens durch zwei verschiedene Beobachter sich geringe Unterschiede der Zeitbestimmung ergeben, die man zahlenmäßig in der sogen. ‚persönlichen Gleichung' angeben kann. Auch die Reaktionen eines und desselben Individuums bleiben sich nicht stetig gleich, sondern zeigen kleine Unterschiede, z. B. je nach dem Übungs-

bezw. Ermüdungsstadium der Versuchsperson, je nach der Sinnesqualität der Weckreize (Schall-, Gesichts- oder Tastreize), besonders aber auch je nach den rein psychischen Vorbedingungen, z. B. je nachdem der betreffende Reiz erwartet wurde oder überraschend kam, je nachdem die Aufmerksamkeit konzentriert oder durch Nebenreize geteilt war u. dgl. mehr.

Noch ergiebiger als die einfachen sind die zusammengesetzten Reaktionsversuche. Da handelt es sich z. B. darum, je nach der Reizqualität zwischen zwei verschiedenen Reaktionen zu wählen, etwa bei grünem Licht mit der linken, bei rotem mit der rechten Hand zu reagieren; oder aber es wird wie bei den ‚Assoziationsreaktionen' verlangt, daß nach Zuruf oder optischer Vorführung irgend eines Wortes die möglichst rasche Angabe eines zugehörigen erfolge. Man ruft z. B. ‚Sturm' und erhält etwa die Antwort ‚Wind', ruft ‚Pflicht', hört ‚Recht' usf. Führt man nun solche Experimente — deren genauer ausgebildete Methode hier nicht geschildert werden kann — in hinreichend großer Zahl aus, so ergibt sich eine Fülle von interessanten Einblicken in die allgemeinen Gesetze und individuellen Unterschiede unseres Vorstellungsverlaufs. So hat z. B. Wreschner, der in den letzten Jahren 20000 Versuche solcher Art systematisch durchführte, interessante Einsichten in die Verschiedenheiten des Vorstellungsgangs bei Männern und Frauen, bei Kindern und Erwachsenen, bei Gebildeten und Ungebildeten gewonnen.

Bereits bei diesen höheren Gattungen der Reaktionsversuche wird sich der untersuchende Psychologe nicht mehr damit begnügen, das äußere Verhalten der Versuchspersonen zu beobachten, insbesondere die Reaktionszeit zu messen und daraus seine Schlüsse zu ziehen, sondern er wird die Versuchsperson auch nachträglich über ihre seelischen Erlebnisse und Eindrücke geschickt ausfragen, kurzum aus der Selbstbeobachtung der Versuchspersonen möglichst reichen Aufschluß ziehen. Je mehr ein Experiment auf Ergründung der höheren psychischen Vorgänge abzielt, desto mehr gewinnt die Selbstbeobachtung gegenüber dem äußeren physikalischen Hilfsapparat an Wichtigkeit. Und das hat ganz natürliche Gründe. Während man einfache Sinnesempfindungen unmittelbar durch die entsprechenden Reize hervorrufen und variieren kann, ist dies bei Vorstellungsassoziationen, sinnlichen Gefühlen und gar bei Urteilen oder Willensakten nicht mehr der Fall. Diese kann man nur bis zu gewissem Umfang in die psychophysische Reihe einschalten, — wie wir dies eben bei den zusammengesetzten Reaktionsversuchen sahen, — und auf diese Weise die bezügliche Selbstbeobachtung bestimmter fixieren und konzentrieren, als es ohne das möglich wäre. Wundt, der hervorragendste Weiterbildner der psychologischen Experimentalmethoden (über die man in seinen dreibändigen ‚Grundzügen der physiologischen Psychologie'* vieles Nähere findet), geht so weit, daß er sagt, ohne Experiment sei eine exakte Beobachtung seelischer Vorgänge ausgeschlossen; die Selbstbeobachtung im wissenschaftlichen Sinn werde durch die experimentellen Hilfsmittel überhaupt erst möglich. Das ist nun eine offenbare Übertreibung.

* 5. Aufl. Leipzig 1902—1903, bei W. Engelmann.

und Wundt widerlegt sich am besten selbst, indem er den ganzen Aufbau seiner ‚Völkerpsychologie'* ohne experimentelle Hilfsmittel vollzieht und auch innerhalb seiner ‚physiologischen Psychologie' oft genug zugesteht, daß nur die elementaren Regionen des betreffenden Gebietes experimenteller Untersuchung zugänglich sind. So heißt es z. B. bezüglich der Erinnerungsvorstellungen, daß es sich bei ihrer experimentellen Untersuchung ‚nur um die allgemeinsten und zugleich einfachsten Verhältnisse des formalen Vorstellungsverlaufs handeln kann, und zweitens kann dieser nur in seinem Verhältnis zu den direkten, durch äußere Reize erregten Vorstellungen, deren Reproduktion er ist, Gegenstand der Untersuchung sein'.

In diese einerseits so anspruchsvollen, andrerseits wieder so einschränkenden Sätze Wundts über psychologisches Experiment und Selbstbeobachtung spielt offenbar ein Begriff der zahlenmäßigen ‚Exaktheit' hinein, der eigentlich nur auf physikalischem Gebiete sachgemäß und durchführbar ist und bei folgerichtiger Anwendung psychologisches Experiment und psychologische Erkenntnis ganz in die Schranken der Psychophysik im engsten Sinne bannen würde. Der psychologische Experimentator hat aber keinen Anlaß, sich diese aus der geschichtlichen Entwicklung begreifliche Engherzigkeit gefallen zu lassen, ebensowenig wie etwa ein biologischer Experimentator dies täte. Die Exaktheit einer jeden wissenschaftlichen Untersuchungsmethode beruht ja nicht in erster Linie auf ihrer zahlenmäßigen Genauigkeit, sondern vielmehr auf der Angemessenheit an ihren Gegenstand.

Tatsächlich sind denn auch bereits eine ganze Reihe psychologischer Experimentalverfahren ausgebildet worden, bei denen die Mitwirkung physikalischer Apparate und psychophysischer Messungen gar nicht oder doch nur ganz nebensächlich in Betracht kommt. Als Typus seien hier die in ästhetischer Beziehung so fruchtbaren Lippsschen Untersuchungen über geometrisch-optische Täuschungen und die pädagogisch so wertvollen Ebbinghausschen und Müllerschen Gedächtnisversuche angeführt. Bei letzteren z. B. muß die Versuchsperson eine Reihe von sinnlosen oder auch sinnvollen Silben in den mannigfachsten Abänderungen auswendig lernen und aus der Zeit, die sie dazu braucht, aus der Zahl der notwendigen Wiederholungen, aus der Art und den Hilfen der Einprägung, aus den Verhältnissen des Behaltens und Vergessens lassen sich wieder eine ganze Reihe von gesetzmäßigen Beziehungen aufhellen und von theoretischen Schlüssen ziehen.

Die bisher angeführten Proben psychologischer Experimentalmethoden, zu denen namentlich noch die erst unzureichend ausgebildeten Ausdrucksmethoden hinzuzufügen wären, tun wohl trotz ihrer Unvollständigkeit bereits genügend dar, daß eine vielfältige Möglichkeit zu künstlicher Ablaufsregelung und Variation seelischer Vorgänge besteht. Eine der wesentlichsten Schranken für das psychologische Experiment liegt in den ethischen Rücksichten, welche man

* Bisher die zwei Teile des ersten Bandes, Leipzig 1900. 2. Aufl. 1904, bei Engelmann.

der seelischen Konstitution der Versuchspersonen schuldig ist. Aus diesem Grund kann z. B. ein so ausgezeichnetes Hilfsmittel, wie es die hypnotische Suggestion darbietet, nur in sehr beschränktem Umfang ausgenützt werden. Einen gewissen Ersatz für diese und andere Selbstbeschränkung des Forschers bietet jene große Zahl von oft sehr grausamen psychologischen Experimenten, welche die Natur selbst anstellt. Im Gebiet der Sinnesempfindungen fließen z. B. aus den Beobachtungen an Fehlsinnigen (Blinden, Farbenblinden, Taubstummen, Taubstummblinden), im Gebiet der höheren Seelentätigkeiten aus den Beobachtungen an Geistesschwachen, Geisteskranken, Gehirnverletzten vielfältige, vergleichsmäßige Erkenntnisse über den Wirkungsbereich gerade jener sinnlichen oder geistigen Fähigkeiten, deren der betreffende Unglückliche beraubt ist. Und wenn es gar gelingt, solche Fähigkeiten nachträglich einzuschalten, z. B. einen Blindgeborenen zu operieren oder einen Taubstummblinden trotz aller Hindernisse zu erziehen, so kann dann die betreffende Person ihren wissenschaftlichen Helfern durch den Bericht ihrer eigenartigen seelischen Erfahrungen höchst förderlichen Dank abstatten.

Eine besonders strenge Zurückhaltung muß sich der Experimentator — nicht der rein beobachtende Psychologe — trotz vielfach lockender Probleme im Gebiete der Kinderpsychologie auferlegen. Aber in Einzelfragen namentlich pädagogisch-didaktischer Art ist auch hier bereits die experimentelle Methode fruchtbar geworden. Ganz besonders frei ist die Bahn ihrer Anwendung im Gebiete der vielfach unterschätzten Tierpsychologie. Sie bietet namentlich den Vorteil, daß hier unbedenklich umfassende und grundlegende Veränderungen der seelischen Lebensbedingungen vorgenommen werden können. So darf man die Tiere z. B. völlig den elterlichen Einflüssen entziehen, sie ganz isolieren oder ungewohnten Lebensbedingungen unterwerfen und genießt dabei den Vorteil, daß man es mit psychisch einfacher und primitiver organisierten Versuchsobjekten zu tun hat. In der Ausbildung tierpsychologischer Methoden sind übrigens amerikanische und englische Forscher den sonst führenden deutschen vorangeeilt.*

Neben den Vorzügen und wachsenden, vorerst noch nicht abzusehenden Erfolgen und Aussichten der psychologischen Experimentalforschung dürfen auch die bereits hervorgehobenen Grenzen und mancherlei Abirrungen nicht ganz verschwiegen werden. Sind doch gerade diese letzteren vielfach daran schuld, daß die experimentelle Psychologie mit ungerechten Vorurteilen zu kämpfen hat und sich noch heute mancherorts der Errichtung notwendiger Laboratorien bedauerliche Hindernisse in den Weg stellen. Die Gründe der Vorurteile liegen manchmal darin, daß sich auch die Verfechter des spiritistischen Humbugs

* Die Hinweise auf die Experimente von Thorndike, Morgan u. a., welche ich in meinen ‚Untersuchungen über die Bedeutung der Deszendenztheorie für die Psychologie' (Köln 1903) gab und in einem Gießener Kongreßvortrag für das besondere Problem der Nachahmung fruktifizierte (vgl. den Kongreßbericht Leipzig 1904, S. 87—90), haben nun auch den hervorragendsten Tierpsychologen Deutschlands, P. Wasmann, zu vielfältiger Berücksichtigung veranlaßt, und aus der jüngsterschienenen dritten Auflage seiner Schrift ‚Instinkt und Intelligenz im Tierreich' (Freiburg 1905, bei Herder) ist ein zum guten Teil neues Werk geworden.

als ‚wissenschaftliche Psychologen' bezeichnen dürfen, mehr noch in der vielfach versuchten Ausdeutung und Ausbeutung psychologischer Forschungsergebnisse nach dem Sinne einer materialistischen oder ‚monistischen' Philosophie. Wer aus letzterem Umstand der Psychologie einen besonderen Vorwurf macht, vergißt, daß solche Tendenzen einer allgemeinen Zeitrichtung entspringen und wohl auf jedem Wissensgebiet ihre sonderbaren Blüten treiben. Wer wegen der vielfach auftretenden Ablehnung metaphysischer Grundbegriffe ganz allgemein die neuere ‚Psychologie ohne Seele' perhorresziert, der vergißt, daß Klarheit über die allgemeinsten Grundbegriffe überhaupt nicht zu den Vorzügen zeitgenössischen Wissensbetriebs gehört. Ebenso wie viele Chemiker und Physiker über den Begriff der Kraft, des Atoms u. dgl. sich vorsichtig ausschweigen, ebenso wie dies viele Biologen betreffs der im Organismus liegenden Grundprobleme tun, so halten es auch zahlreiche Psychologen für ‚unwissenschaftlich', von einer Seele zu sprechen, verlieren sich ganz in Einzelforschungen und diskutieren höchstens ganz spezielle Spezialtheorien. Das ist eine natürliche Folge der im übrigen so fruchtbringenden Spezialisierung des Wissensbetriebs und andrerseits der mangelhaften oder höchst einseitigen philosophischen Vorbildung.

Aber solche Übelstände rächen sich auf die Dauer von selbst. Auch die spezialisierteste Experimentierwut muß sich schließlich wieder auf leitende Ideen besinnen; sonst wäre sie, wie zu Anfang gezeigt wurde, nur eine zwar vielgeschäftige, aber ziellose Spielerei. Ein gewiß unverdächtiger Zeuge, Jodl, wirft der ausgedehnten experimentellen Tätigkeit vor, daß ‚deren Ergebnisse noch in einem gewissen Mißverhältnisse zu dem Maße der aufgewendeten Arbeit stehen',* und wenn man diesen Vorwurf im einzelnen nachprüft, so scheint uns seine Berechtigung besonders an zwei Punkten einzuleuchten: Erstlich wird oft vergessen, daß die experimentelle Forschung immer nur einen Teil aus der unendlichen Fülle der psychischen Lebenserscheinungen herausgreift. Man kommt schließlich gar dazu, verbreitete Tatbestände zu leugnen, weil man ihnen experimentell nicht beikommen kann; dazu neigen z. B. viele Experimentatoren bezüglich der ‚mittelbaren Assoziationen'.** Eine andere Gefahr liegt darin, daß man der experimentellen Forschung Leistungen zutraut, denen sie überhaupt nicht gewachsen ist. So glaubte z. B. Wundt jeder der Gefühlsrichtungen ein besonderes Pulssymptom beiordnen und vermittels dieses physiologischen Symptoms komplexe Gefühlsverläufe mit Sicherheit analysieren zu können. Nun hat aber neuestens Martius nachgewiesen, daß eine einfache Funktion zwischen Lust-Unlustgefühlen und Pulssymptomen gar nicht vorhanden ist. Also brechen alle von Wundt auf diese Beziehung gestützten Analysen in sich zusammen, und die geringgeschätzte reine Selbstbeobachtung tritt bei der Gefühlsanalyse wieder in ihr volles Recht.***

* Lehrbuch der Psychologie. 2. Auflage. Stuttgart 1903, S. 27.

** Vgl. Cordes, Philos. Studien, Bd. XVII, S. 77 ff.

*** Damit entfällt auch der diesbezügliche Vorwurf, welchen Wundt (Physiol. Psychologie Bd. III, S. 163) gegen meine Schilderung des Gefühlsverlaufs beim Rhythmus erhoben hat.

Tatsächlich haben denn auch solche allgemeine und spezielle Mißstände in der experimentellen Psychologie (wie in anderen Spezialwissenschaften) bereits zum Beginn einer philosophischen Selbstbesinnung geführt. Ich habe schon früher einmal in ‚Hochland'* auf das starke Anwachsen theoretischer und allgemeinphilosophischer Überlegungen in der neuesten Auflage von Wundts Hauptwerk hingewiesen und dargelegt, daß seine Überlegungen eine vielfältige Übereinstimmung mit dem aristotelischen Seelenbegriff bekunden. Dieser Strömung begegnet eine andre, welche, im Boden der aristotelisch-scholastischen Philosophie wurzelnd, zu einer rückhaltlosen Wertschätzung der experimentellen Psychologie gelangt ist und ebenso bereitwillig aus deren Ergebnissen lernt, als sie hinwiederum durch leitende Ideen zu befruchten sucht. Ich habe hier die Löwener, im fortschrittlichen Sinn des Wortes neuscholastische Schule im Auge. An der dortigen katholischen Universität besteht seit Jahren ein Laboratorium für experimentelle Psychologie, welches Thiéry, ein Schüler Wundts, leitet. Der Geist, in welchem dort gearbeitet wird, ist von dem Haupt der Löwener Schule, Mercier, im Vorwort seiner ‚Psychologie'** also formuliert worden:

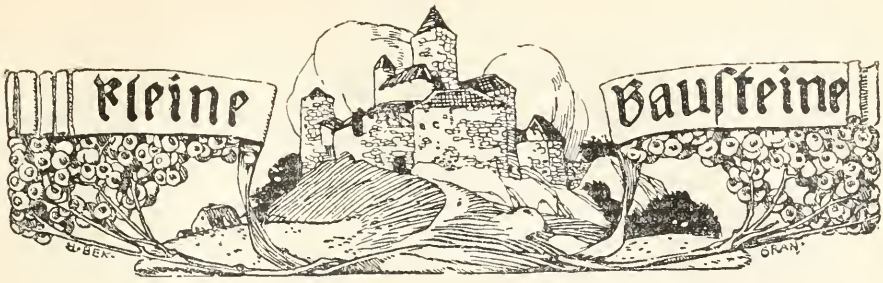
‚Die empiristische Philosophie von zahlreichen modernen Psychologen häuft eine Menge von Einzeltatsachen auf ohne leitende Idee und ohne Begriff von dem Ganzen ... Einzig die scholastische Seelenlehre besitzt neben einem festen und systematisierten Lehrgerüst einen hinreichend weiten Rahmen, um die wachsenden Ergebnisse der Erfahrungswissenschaften aufzunehmen und einzuordnen. Soll damit etwa gesagt sein, daß die scholastische Seelenlehre einen fertiggestellten Wissensbau darstellt, vor dem unser Geist in unfruchtbarer Betrachtung Halt machen müßte? Offenbar ist dem nicht so. Die Psychologie ist eine lebendige Wissenschaft ... Das Zurückdämmen der Entwicklung verursacht bei einem lebendigen Wesen nur verhängnisvolle Unregelmäßigkeiten und Monstrositäten. Der beste Dienst, welcher den allgemeinen Aufstellungen der scholastischen Seelenlehre erwiesen werden kann, besteht in ihrer Verknüpfung mit den gesicherten Ergebnissen der ... Biologie ..., in der möglichst vereinfachten Auffassung der psychischen Tatbestände ..., im Studium der vergleichenden Psychologie, ... schließlich darin, daß man seine Stelle mitten in der Bewegung einnimmt, welche aus den psychologischen Untersuchungen der deutschen experimentellen Schule hervorgegangen ist.'

Wird an der experimentellen Psychologie im Sinne derartiger leitender Ideen fortgearbeitet, dann wird sie für die Erweiterung und Vertiefung unsrer Erkenntnis noch vieles leisten.

---

* Jahrgang II, Bd. 1, S. 113.

** 7. Aufl., 2 Bde. Löwen 1905; erscheint bald deutsch von Habrich.



Hans Pfitzner.

Im Oktober 1901 veranlaßte mich ein Zusammentreffen zufälliger Umstände, trotz meines altmodischen musikalischen Geschmackes einmal ein Konzert der Münchener ‚Gesellschaft für moderne Tonkunst' zu besuchen. Auf dem Programm standen ausschließlich Tondichtungen eines mir noch gänzlich unbekannten Komponisten, Hans Pfitzner: viele Lieder und eine Cellosonate. Meine Erwartungen waren auf Grund früherer Konzerterfahrungen die denkbar pessimistischsten. Wahrscheinlich, so dachte ich mir, ist's wieder einer, der Wagner überwagnert oder sonstwie jenseits von Wohlklang und Verständlichkeit die Ohren martert. Aber es kam ganz anders. Noch heute zählt jener Abend zu meinen liebsten Erinnerungen, und da es sich heute ungeahntermaßen so fügt, daß ich der musikalischen Beilage ‚Hochlands', einem Liede eben dieses Hans Pfitzner, einige Begleitworte mitgeben darf, weiß ich sie nicht besser einzuleiten als mit den aus gänzlich frischem musikalischem Eindruck hervorgegangenen Worten, die ich damals ohne jede schriftstellerische Absicht auf mein Programm kritzelte:

‚Dieses Programm will ich ausnahmsweise aufheben; denn das Konzert war für mich ein Ereignis. Eine so schlichte herzliche Musik in unserem nervenzerrenden Zeitalter, welche Erquickung! Einen Komponisten zu finden, der meinem lieben Eichendorff so gerecht werden kann, welche Freude! Und dabei eine vornehme Beherrschung der Formen, eine ursprüngliche Erfindungsgabe namentlich in melodischer und harmonischer Hinsicht, vor der man sich kritiklos beugen darf. Und der das alles kann (Pfitzner saß selbst am Klavier), ist ein unbeholfenes, gebücktes Männlein; bleich und, wie es scheint, durch manche trübe Erfahrung gegen publicus abgestumpft. Aber seine eigenen Herzenslaute bringen ihn in echtes Feuer, und sein Gesicht glüht, und die Arme entwickeln eine ungeahnte Kraft. Freilich, technisch gelingt hie und da etwas daneben, das passierte sogar dem trefflichen Kiefer (dem Cellisten); aber wie anders war der beiden Vortrag der unvergänglichen Sonate, als wenn zwei gedrillte Virtuosen zusammen „arbeiten"! Sistermans, obgleich indisponiert, sang auch nicht übel, aber er war doch etwas von der Süßlichkeit der meisten Sänger angekränkelt. Aber in Pfitzners Herz da ist alles gesund, tüchtig und liebenswert.'

Dieser erste Eindruck hat sich bei jedem späteren Hören Pfitznerscher Tondichtungen in allem Wesentlichen bestätigt, obschon ich mich mit seinem musikdramatischen Stil, der ganz naturgemäß von dem späteren Wagners vieles

gelernt hat, ebendeshalb noch nicht restlos zu befreunden vermochte. Aber auch hier ist der Abstand von der landesüblichen Epigonenkunst ein himmelweiter. Mit der Technik der Modernen freilich, zumal mit ihrer Entwickelung der Harmonie und Instrumentierung, hat Pfitzner überall, auch in seinen Liedern und kammermusikalischen Werken, mindestens gleichen Schritt gehalten. Nur marschiert er nirgends unmittelbar neben ihnen auf der breiten Landstraße, sondern hält sich auch hierin ein Stück abseits auf höherem Niveau, gleichsam auf einem schöneren Waldweg am Bergeshang. Ein so hervorragender Theoretiker wie Riemann urteilt über die Technik Pfitzners in einem Brief, welchen er dem persönlich noch unbekannten Künstler schrieb:*

‚Ihre Freiheit und Kühnheit der Harmoniebehandlung ist erstaunlich, aber erweckt keine Spur von Mißbehagen, da sie von einem starken Gefühl strenger Logik getragen wird, so daß ich die Überzeugung hege, daß Sie einer der berufensten Nachfolger Richard Wagners sind.‘

Aber alles technische kommt bei Pfitzner durchaus erst in zweiter Linie. Was ihn über alle Grenzen des ‚modernen‘ Geschmacks hinaushebt, was ihn schließlich geradezu ‚unmodern‘ macht, das ist die rückhaltlose Wahrheit und gefühlsinnige Tiefe seiner Seelensprache. Man wird ihn gewiß einmal zu jenen Klassikern der Romantik zählen, deren Reihe von Weber und Schubert über Marschner, Schumann, Franz, Hugo Wolf geradewegs zu ihm führt.

Der romantische Grundcharakter Pfitznerscher Kunst, den man mit Worten nicht näher beschreiben kann, äußert sich auch deutlich in der Wahl seiner Texte. Bereits auf dem Konservatorium schrieb er die Musik zu Ibsens ‚Fest auf Solhaug‘, einem Werk aus der viel zu wenig beachteten romantischen Jugendperiode des nordischen Dramatikers. Bereits mit 24 Jahren (1893) beendete er sein erstes großes Musikdrama, den ‚Armen Heinrich‘, dessen Text ein gleichgestimmter Freund, James Grun, nach der bekannten legendenartigen Erzählung Hartmanns von der Aue gestaltete. Abgesehen von der geschickten dramatischen Konzentration ist auch die christliche Grundidee des Stoffes durch Abstreifung von manchem äußerlich Grausigen und durch Umwandlung des Arztes in einen seelenheilkundigen Mönch wesentlich vertieft und damit für Pfitzners Musik, die wie alle hohe Kunst dem Religiösen innerlich verwandt ist, die rechte Folie geschaffen. Nicht mit der Ehe von Heinrich und Agnes endet das Ganze. Das opfermutige Mädchen ist die Heilige, die den Sündenkranken zum Erlöser zurückführt. Der Chor der Mönche, der bereits die letzten schweren Entscheidungsstunden mit dem Dies irae und Recordare, Jesu pie (musikalisch wundervoll) begleitet, klingt nach vollendeter Wundertat aus: ‚Gelobt sei Jesus Christus.‘

Wenn man nach einem Vergleiche sucht, so drängt sich unmittelbar der Schluß von Goethes Faust auf, dem auch das Motto von Gruns Dichtung

---

* Dieses und anderes ist der trefflichen Broschüre ‚Hans Pfitzner‘ von Paul Nikolaus Cossmann (München 1904 bei G. Müller) entnommen.

‚Komm, hebe dich zu höheren Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach‘

entnommen ist und die Schumannsche Komposition dazu. Wer diese kennt, weiß, was es sagen will, daß Pfitzners Werk den Vergleich nicht scheuen muß. Es ist ein christliches Kunstwerk, das eigentlich für unsere Alltagsbühnen viel zu gut ist, und das darum auch bisher von der Mehrheit des üblichen Theaterpublikums gar nicht begriffen werden konnte. Eher noch ist dieses bei einigem guten Willen (an dem fehlt's allerdings oft!) bei Pfitzners zweitem Musikdrama ‚Die Rose vom Liebesgarten‘ möglich, deren von Grun frei erfundener Stoff vielen aus Hans Thoma's Bild ‚Der Liebesgarten‘ andeutungsweise bekannt sein wird. Um dieses Werk entspann sich aus Anlaß der Münchener Aufführung ein Streit,* der allein schon zeigt, wie lebhaft diese bedeutende Schöpfung auch widerstrebende Geister beschäftigt.

Erscheint dieses Widerstreben noch bis zu einem gewissen Grade verständlich, so ist es geradezu unbegreiflich gegenüber Pfitzners Liedern, wenigstens bei gesundfühlenden Menschen. Wer immer für Eichendorffs reine, selige Gefühlswelt ein offenes Herz hat, dem wird sich auch Pfitzner ins Herz singen. Es ist für dessen seelische Art durchaus bezeichnend, daß er seine Texte mit so großer Vorliebe gerade bei diesem Romantiker wählt und ferners, welche Gattungen er dort bevorzugt.

‚Wenn die Wipfel über mir schwanken,
Das klingt die ganze Nacht.
Das sind im Herzen die Gedanken
Die singen, wenn niemand wacht.‘

Aus Waldesnacht und Waldeseinsamkeit heben sich sehnende Gedanken zur Liebsten, zu kühnen Rittertaten, zu Gott dem Herrn. (‚Der Gärtner‘, ‚Zum Abschied meiner Tochter‘, ‚Im Herbst‘, ‚Der Kühne‘, ‚Abschied‘ u. a.) Zu diesen ernsten Sehnsuchtsklängen, die sich im ‚Zorn‘ auch einmal zum Ingrimm über das ‚neue Geschlecht von Zwergen‘ aufbäumen, gesellt sich eine scheinbar ganz fremde Gattung, der kichernde Humor des Rokokoflirtes ‚Sonst‘, der fröhliche Zitherklang im ‚Boten‘. Nur wer innerlich gegen das Ernsteste gewappnet ist, bewahrt sich dieses Kinderlachen. Auch wo sonst Pfitzner seine Texte wählt, bei Heine, Lingg, Heyse, Leander, Liliencron, Dehmel, hält er die gleichen reinen und echten Grundstimmungen fest. Ein besonders liebreizendes, zartes Gebilde ist ‚Friede‘ nach einem Text von Grun:

‚Morgenwölkchen, leichte, weben
Märchenhaft um Herz und Sinn.
Komm', Geliebte, laß uns schweben
Nach dem Paradiese hin!‘

Die grandiose Schilderungskunst, die sich in der Vertonung von Eichendorffs grausigem ‚Nachtwanderer‘ zeigt, entfaltet sich vollends in zwei Balladen

* Vgl. Rudolf Louis: ‚Die Rose vom Liebesgarten‘, eine Streitschrift. München 1904, bei Seyfried und Komp.

für männliche Singstimme mit Orchester: ‚Herr Oluf' (von Herder) und ‚Die Heinzelmännchen' (von Kopisch), wie sie ja auch bereits in den Musikdramen an geeigneter Stelle (‚Dietrichs Erzählung' aus dem ‚Armen Heinrich') außerordentliches leistet. Ginge es mit rechten Dingen zu, so müßten viele von Pfitzners Liedern längst zum festen Bestand der Konzertprogramme gehören. Aber muß man erst sagen, daß es vielfach nicht mit rechten Dingen zugeht, daß Virtuosenmätzchen, äußerer Effekt und mancherlei persönliche Beziehungen oft weit ausschlaggebender sind als die künstlerische Bedeutung.

Um so notwendiger war es, daß für Pfitzner, der in seiner Weltunklugheit gar nichts für ‚Reklame' und ‚Beziehungen' tat und darum ein wahres Martyrium der Zurücksetzung durchlebte, schließlich ein Kreis von Einsichtigen nachdrücklich eintrat. Am meisten ist dieses seiner Kammermusik zugute gekommen. Die bereits eingangs erwähnte Cellosonate gehört durch Kiefers meisterhaften Vortrag zu Pfitzners bekanntesten Werken; hat doch auch der Altmeister dieses Instruments, Bernhard Cossmann, von ihr gesagt, daß sie ‚die schönste seit den Klassikern geschriebene Violoncellsonate' sei. Das schwierige Klaviertrio hat Eugen d'Albert sehr hoch eingeschätzt, und Frederik Lamond hat ihm zu hinreißendem Konzerterfolg verholfen. Das Streichquartett ist alsbald von den Böhmen, dem Wiener Roséquartett und dem Münchener Streichquartett in ihr Programm aufgenommen worden. Solche Tatsachen — und manche ähnlichen — sprechen deutlicher für den Wert von Pfitzners Werken als alle den Stimmungsgehalt notdürftig umschreibenden Redensarten. Mögen unsre Hinweise ihr Teil dazu beitragen, daß recht viele Musikfreunde sich praktisch mit Pfitzners Werken vertraut machen, und daß sie, soweit dies nicht möglich ist, wenigstens dafür eintreten, daß man sie zu hören bekommt. Dann werden sich die Urteile der anspruchsvollsten Sachverständigen und der unbefangen empfänglichen Liebhaber in seltener Harmonie zusammenfinden, in jenem Einklang, wie ihn eben nur das wahrhaft Große bewirkt.

Dr. H. Merker.

Die Sillon-Bewegung in Frankreich.

Der Plan Leos XIII., durch den Anschluß des französischen Katholizismus an die Republik eine Erneuerung seines politischen wie religiösen Einflusses in die Wege zu leiten, hat mit einem Fehlschlagen der päpstlichen Politik geendet. Befangen in monarchischen Vorurteilen und ohne klaren Blick für die Bedürfnisse einer neuen Zeit, haben die Männer der konservativ-katholischen Richtung dem ‚ralliement' ihren ganzen, den Klerus und das kirchlich gesinnte Volk beherrschenden Einfluß entgegengestellt. Die Vorurteile gegen die Absichten des Papstes haben sich als unausrottbar und die alte Generation als unbelehrbar erwiesen. Die Folgen seiner Kurzsichtigkeit sieht das katholische Frankreich heute greifbar deutlich vor Augen.

Der Kulturkampf wird indessen für Frankreich die Erlösung bringen — früher oder später. Schon heute stehen die Aussichten für die Zukunft

nicht gerade schlimm und wohl die bedeutendsten Hoffnungen erweckt die ‚Action des jeunes', deren Arbeiten hier gedacht werden soll. Die Absichten Leos XIII. haben bei der jungen Generation Frankreichs Verständnis gefunden. Mitten im Kampf der Parteien organisierten sich, anfangs klein und unbeachtet, Gruppen junger Franzosen christlich-demokratischer Gesinnung. Sie gaben ihrer Vereinigung den Namen ‚Le Sillon' — ‚Die Furche' — und sind heute in Frankreich von den Monarchisten verschrien als Sozialisten und Demagogen, von den Blockmännern als gefährliche reaktionäre Heuchler. In den Spalten der radikalen ‚Aurore' konnte man am 3. Januar 1903 folgende bemerkenswerte Auslassung lesen: ‚Es offenbart sich unter unserer heutigen Jugend eine Strömung, die viel beachtenswerter und viel ernster zu nehmen ist als der gewöhnliche monarchische Dilettantismus. Diese Strömung ist die katholische Demagogie, der christliche Pseudosozialismus, der momentan das quartier latin vergiftet. Der junge Führer dieser Demokraten der Kirche ist Mark Sangnier-Lachaud . . ., dessen lächelnde, jesuitische Beredsamkeit in den Reunionen einen großen Einfluß ausübt. Es gibt nichts Gefährlicheres als das Unbestimmte und Zweideutige. Deswegen droht die Gruppe des „Sillon" mit ihren ungewissen Tendenzen, ihrer verführerischen Rhetorik am meisten das von der unabhängigen Jugend unternommene Werk wissenschaftlicher Bildung und sozialer Erziehung zu korrumpieren.'

Die Furcht des Feindes verschafft Anerkennung. Was ist also der Sillon?

Vor ungefähr zwanzig Jahren begründeten zwei Schüler des Kollegs zu Stanislas ein kleines Journal mit dem Titel ‚Dieu et Patrie'. Der eine von ihnen nannte sich Mark Sangnier, der heutige bekannte Leiter des Sillon. Lange Jahre hindurch arbeiteten die jungen Leute für ihre Ideen im engen Rahmen einer Schülervereinigung des Polytechnikums. Endlich, im Oktober 1899, veröffentlichte Sangnier, nachdem er zuvor die Anfänge seiner Organisationen lebenskräftig ausgestaltet hatte, in der Quinzaine eine Arbeit über die soziale Erziehung des Volkes, die als eine Art Manifest erschien. Seit dieser Zeit arbeitet der Sillon an seinem Ziele, der Wiedergewinnung des französischen Volkes. Die Organisation seiner Studienzirkel verbreitete sich rasch zunächst über Paris und dann über die Provinzen. Am 6. Juli 1900 vereinigte der erste Vierteljahrkongreß des Pariser Sillon neunzehn Studienzirkel. Der apostolische Nuntius schloß persönlich die Sitzungen. Im November des gleichen Jahres zählte man 21, beim dritten Kongreß 27 Zirkel. Heute besitzt Paris 60—70 Zirkel, in denen je zehn bis zwanzig junge Leute zur aktiven Arbeit der Verteidigung und Propaganda herangebildet werden.

In den Provinzen entfalteten sich die schlummernden Kräfte des französischen Katholizismus noch rascher. Auf Sangniers Initiative vereinigten sich am 23. Februar 1902 sämtliche Zirkel zum ersten Nationalkongreß in Paris. Der zweite Nationalkongreß am 15. Februar 1903 zu Tours brachte für Mark Sangnier die formellste Bestätigung seiner Ziele durch die kirchliche Autorität. Schon am 17. Dezember 1902 hatte ein Schreiben des Kardinals

Rampolla mitgeteilt, daß ‚le but et les tendances du ‚Sillon' ont hautement plu à S. S. Léon XIII.' Die Eröffnung des Kongresses brachte dem Sillon die Approbation aller Kardinäle Frankreichs und einer großen Anzahl Bischöfe. Auf dem fünften Nationalkongreß 26. Februar 1905 waren insgesamt tausend Studienzirkel durch ungefähr 1500 Sillonisten vertreten. Sie dürften die Vertreter von 15—20000 organisierten jungen Leuten gewesen sein.

Die Zentral-Revue der Bewegung ‚Le Sillon' erscheint heute monatlich zweimal in Faszikeln von ungefähr vierzig Seiten und dürfte nunmehr fünftausend Abonnenten zählen. Entsprechend der föderalistischen Organisation und der in religiöser wie politischer Hinsicht gänzlich verschiedenen Lage der einzelnen Provinzen Frankreichs besitzt die Bewegung noch elf Provinzialorgane. Es wird nach französischer Gewohnheit in diesen Blättern zwar ein wenig theoretisiert, aber durchweg stehen die einzelnen Arbeiten sehr hoch, und gerade die Beurteilung der politischen und religiösen Lage auch anderer Länder trifft immer das Richtige.

Mit der numerischen Entwickelung hielt die Entfaltung der Aktionsmethode gleichen Schritt. Neben der Zentrale und den Studienzirkeln entstanden die Instituts populaires, Salles de travail, Reunions publiques, spontane, durchaus nicht der Theorie entwachsene Entwickelungen zur intellektuellen und sozialen Hebung des Volkes. Alle diese Veranstaltungen repräsentieren eine eigenartige Gesamtorganisation. Sie entspricht ganz dem Bestreben, ‚die Seele des Volkes wiederzugewinnen, deren wahre Interessen verraten sind von Intriganten, die im Solde einer Propaganda des Hasses stehen'. Diesem Zwecke dienen in erster Linie die Studienzirkel. Der Studienzirkel ist die Urzelle der Sillonbewegung gewesen und bildet auch heute noch dessen belebende Kraft. In Gruppen von je zehn bis zwanzig Mann sammelt sich die Elite und Intelligenz des niederen Volkes zur intensiven Vorbereitung auf die Propaganda in den Kreisen des Volkes selbst. Auf eine große Anzahl von Mitgliedern legt man im Gegensatz zur Association catholique de la jeunesse française kein Gewicht; man will, wie schon gesagt, nur eine Elite heranbilden, welche die schlimmen Einflüsse der radikalen Massenpresse möglichst unschädlich machen und die Volksmassen jenem gefährlichen politischen und noch mehr religiösen Indifferentismus entreißen soll, der die heutige Gewaltherrschaft des Radikalismus ermöglicht hat.

Während die Salles de travail den Mitgliedern das zum Studium der in den Zirkeln behandelten Fragen nötige Material bieten (Bibliotheken, schriftliche und mündliche Auskünfte), bilden die Instituts populaires die Erweiterung, die Ausstrahlung der Studienzirkel, deren Arbeit hier zur Aufklärung der Menge fruchtbar gemacht wird. Die I. P. stehen in ständigem Kontakt mit den Gegnern, die man grundsätzlich auch ihren Standpunkt entwickeln läßt. Vorbildlich für alle andern ist das I. P. vom fünften Pariser Arrondissement geworden, das jeden Abend geöffnet ist und den Teilnehmern neben der Behandlung wissenschaftlicher, literarischer und sozialer Themata auch musikalische und dramatische Aufführungen bietet. Dem Bildungs- und

Erholungsbedürfnis der Arbeiterwelt kommt man damit auf sehr geschickte Weise entgegen.* Die öffentlichen Versammlungen, reunions publiques, bilden die nach außen am meisten zutage tretende Seite der Wirksamkeit des Sillon und repräsentieren zugleich glänzende Erfolge in allen größeren Städten Frankreichs.

Der Franzose arbeitet gerne in grauer Theorie. Hat er sich einmal einen ihm unwiderleglich scheinenden Ideenkreis zurechtgelegt, dann glaubt er damit schon auch die übrige Welt umgestaltet zu haben. Auch die Sillonleute haben ihre Theorien und deren vielleicht sogar etwas zuviel; indes vergessen sie die Praxis durchaus nicht. Von Anfang an hat Sangnier die Notwendigkeit einer katholischen, d. h. christlichen, Gegenaktion in der bisher vom Sozialismus beherrschten französischen Gewerkschaftsbewegung betont.** Erfolge in dieser Hinsicht hat der Sillon errungen in Moulins, Nantes und Tours und besonders in Marseille, wo die Mitwirkung der Studienzirkel die Gründung von zwölf nichtsozialistischen Gewerkvereinen ermöglichte. Auch an die Einrichtung von Konsumgenossenschaften ist man mehrerenorts geschritten. Für die Zukunft läßt die praktische Arbeit der jungen Franzosen jedenfalls noch viel erhoffen.

Vorläufig liegt jedoch die Bedeutsamkeit der Sillonbewegung weniger in ihrer wenn auch noch so weitverzweigten und erfolgreichen praktischen Tätigkeit als in dem in ihr zutage tretenden Erwachen des christlich-demokratischen Gedankens. Wir leben im Zeitalter der Demokratie, der politischen Herrschaft der Masse. Alle Politik ist Milieukunst, und deshalb wäre es die Pflicht des französischen Katholizismus gewesen, sich im demokratischen Milieu Frankreichs zurechtzufinden. Das Zeitverständnis seiner Führer reichte leider nicht soweit. Sangnier hat deshalb sofort eine Änderung der Taktik proklamiert. ‚Wir müssen unsere Zeit nehmen, wie sie ist, mit ihren Vorzügen und Schwächen, ihr dienen mit dem größtmöglichen Verständnis für ihre Interessen, mit allen unseren Fähigkeiten und unserer ganzen Energie.‘ Verständnis der Zeiterfordernisse war es, wie schon bemerkt, vor allem gewesen, was der französischen Katholikenbewegung seit Jahrzehnten gemangelt hatte. Man hat die Seele des Volkes vernachlässigt. Das niedere Volk, die Masse ist entchristlicht, und die Masse, die vom Jakobinertum irregeführte und verhetzte Masse ist es, die heute in Frankreich die Politik macht. Die Männer des alten Regimes erwarteten das Heil von außen, das sie in ihrer eigenen Kraft und in der eigenen Arbeit hätten suchen sollen, und während sie bestrebt waren, das Volk zu royalisieren oder zu imperialisieren, bereiteten sie dem Feinde den Boden,

* Die am meisten zur Behandlung verlangten Themata sind: 1. Der Sozialismus, 2. die Lohn- und Gewerkschaftsfrage, 3. die Revolution, 4. die Inquisition; also meistens religiös-historische und soziale Abhandlungen.

** Der Sillon ist prinzipiell für eine Gewerkschaftsbewegung auf christlicher, d. h. interkonfessioneller Grundlage. In der Praxis wird es natürlich bei dem verschwindenden Bruchteil positiv gläubiger Nichtkatholiken bei rein katholischen Gewerkvereinen bleiben müssen.

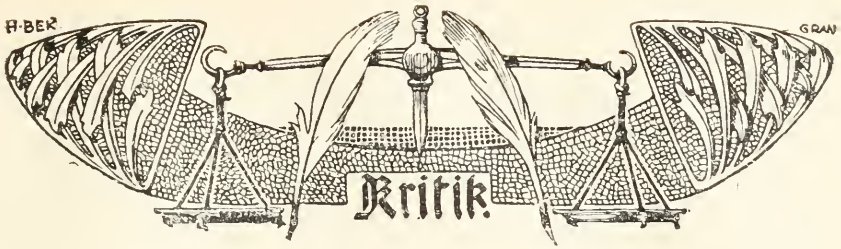
der es heute gänzlich zu ‚laicisieren' sucht. Es ist tief bedauerlich, daß auch die Action libérale populaire des Herrn Piou, deren anfängliche Tätigkeit auf republikanischer Grundlage Erfolg versprach, durch das Überhandnehmen royalistischer Elemente ihre Kraft und ihr Ansehen beim Volke eingebüßt hat. Die Action libérale populaire ist jetzt, wie Abbé Naudet bemerkt, weder liberal, noch populär, noch überhaupt eine Aktion. Das große Verdienst der Sillonbewegung wird darin bestehen, den demokratisch-republikanischen Gedanken auf katholischer Grundlage zum ersten Male in Fluß gebracht zu haben. Katholik und Republikaner werden fortan keine sich gegenseitig ausschließenden Begriffe mehr sein. Es ist eine für die französischen Verhältnisse sehr bezeichnende Tatsache, daß in der Sillonrevue immer wieder gegen den Vorwurf des versteckten Monarchismus Stellung genommen werden muß. So tief hat sich die von konservativer Seite beliebte Identifizierung von Monarchie und Kirche und damit das Mißtrauen gegen jede katholisch-soziale Aktion ins Volksbewußtsein eingefressen. Mit diesem Unfug räumt der Sillon jetzt gründlich auf.

Eine ausschließliche Defensivstellung gegen die Maßnahmen der jetzigen Regierungsmänner nimmt der Sillon nicht ein. Was nützt es jetzt, zu manifestieren und zu protestieren? Man kann den Strom an der Mündung doch nicht zurückdämmen. Sangnier hat ganz richtig gesehen, wenn er erklärt, daß jede katholische Aktion eine soziale Aktion sein muß, die ganz von vorn mit der Aufklärung und Organisation der Volksmasse beginnt. Man kann in Frankreich keine religionsfreundliche Parlamentspartei innerhalb vierundzwanzig Stunden ins Leben rufen; die Gesetzgebung kann nur der Schlußstein der ganzen Arbeit sein, die vielleicht noch die Zeit eines Menschenalters erfordern wird. Die Dinge liegen in Frankreich eben ganz anders wie in Deutschland, wo man beim Beginn des Kampfes ein kirchlich gesinntes Volk nur unter die Waffen zu rufen brauchte.

Unabhängig vom direkten Einfluß der kirchlichen Autorität hat der Sillon die wertvolle Einsicht besessen, seine politisch-sozialen Tendenzen nie mit kirchlichen Reformplänen zu verquicken. Welche Gefahr in einem derartigen Vorgehen liegen kann, zeigt das Schicksal Romolo Murris und der belgischen Christlich-Demokraten, die ohne kirchliche Extravaganzen ein belebendes Element in den katholischen Parteien ihrer Länder hätten bilden können.

Das 20. Jahrhundert wird die Katholiken aller Länder und besonders Frankreichs zwingen, mit der Wirklichkeit zu rechnen und sich nicht ewig mehr hypnotisieren zu lassen von entschwundenen Erinnerungen. Ehemals, im alten Rom, mußten die Redner von der Höhe der Rostra sich ausschließlich dem Standorte der Aristokratie zuwenden. Es kam jedoch ein Tag, der mit dem alten Brauch aufräumte, und die Volksredner sprachen nur mehr zur Plebs, weil sie dort mit ihren Ideen durchdringen mußten, und weil bei der ‚Plebs' die Macht der Zukunft lag. Das ist der Gang der Weltgeschichte gewesen vor Jahrtausenden, und heute ist er es in der gleichen Weise.

Martin Walzer.



Allerlei Briefe.

Kommende Generationen werden vermutlich aus unserer Zeit keine so wertvollen und charakteristischen Briefwechsel erhalten, wie wir sie aus dem vorigen Jahrhundert besitzen und ihnen als Schatz in zahlreichen neuen und schönen Ausgaben überliefern. Noch betrachten wir Briefe als unerläßlichen Bestandteil eindringender Biographien, schließen aus ihnen auf Wesen und Sinnesart der Schreiber und nehmen ohne weiteres an, jeder bedeutende Mann müsse auch geistvolle Briefe geschrieben haben. Ob das heute noch zutrifft? Man schreibt sich im Telegrammstil oder auf Ansichtspostkarten, und höchstens noch alleinstehende Frauen nehmen sich die Zeit, in Briefen Charakter, Ansichten, Urteile und Empfindungen zu zeigen. Die Männer schreiben nächstens alle denselben leichten, trockenen oder witzelnden, selten tiefer charakteristischen Ton und versparen sich ihre besseren Gedanken auf mündliche Aussprache oder für die Bücher, die sie verfassen. Ich fürchte fast, auch späterhin wird man von dem Briefschatz zehren müssen, den wir schon besitzen, und von dem im folgenden ein kleiner Strauß frisch gepflückter Erscheinungen gebunden sei.

Im Schillerjahr Schiller voran! Zunächst eine kluge und sinnvolle Auswahl aus den sieben Bänden Schillerbriefe, besorgt von dem Schillerkenner Professor Kühnemann und zu erstaunlich billigem Preise von der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung* herausgegeben. Die Einleitungen zu den zwei Bänden sind vortrefflich, aber relativ etwas lang; wer von Schiller und seiner Zeit nichts weiß, kann die Briefe doch nicht verstehen. Intime Bekanntschaft und Vertrautheit mit den Werken unserer Unsterblichen muß jeder biographischen Kenntnis vorangehen, das wird heute häufig vergessen. Leider kann man das nicht als selbstverständlich voraussetzen, und die Einleitungen hätten eines energischeren Hinweises auf Schillers Werke bedurft. Hoffentlich greift niemand zu den Briefen, der jene nicht kennt; nur wer so großes geschaffen, darf auch so, wie es Schiller tut, über sich und andere urteilen und schreiben.

Köstlich aber bleibt immer, wie er dies tut. Bei sich selbst: Dieses richtige Maß von Selbsteinschätzung und diese klare Erkenntnis seiner Ziele, dieser feste Wille, sie zu erreichen! Schon am 28. August 1787 z. B. an Ferdinand Huber. Über die anderen: Die schlagende realistische (!) Erkenntnis ihres innersten Wesens und der trockene Humor, den viele nicht bei dem ‚Idealisten' Schiller suchen werden. Vollends seinen berühmten Freundschaftsbund mit Goethe kann nur voll würdigen, wer die scharfen Urteile und bitteren Eindrücke kennt, die sich in den ersten Weimarer Briefen von 1789 an Gottfried Körner und Karoline von Beulwitz spiegeln. Es ist wohl in der Geistesgeschichte unerhört, daß sich zwei

* Hamburg-Großborstel.

bedeutende Menschen zuerst derartig abstießen, so stark unsympathisch waren und das auch aussprachen, um sich fünf Jahre später zu zehnjährigem Zusammenwirken, Denken und Fühlen zu finden. Für den Durchschnittsmenschen hätte der zehnte Teil jenes ersten Mißbehagens genügt, um sich Zeitlebens nicht mehr auf der Straße zu grüßen! Nicht an das Negative sollte man sich bei diesem Schauspiel hängen, nicht Goethe durch Schillers Brille kleiner sehen, nicht Schiller herabsetzen, weil ihn anfänglich das Unsympathische an Goethe so erregte. (I. S. 161: Mir ist er dadurch verhaßt!) Nein, bewundern und staunend verehren, daß diese Menschen es fertig brachten, so mit sich und ihren (von einem höheren Standpunkt aus immer kleinen) Antipathien zu *ringen*, daß aus greller Dissonanz eine reiche und beglückende Harmonie wurde! Immer siegt in diesen Menschen, auch in geringerem Grade den anderen Weimaranern, das Bedeutende, Größere, Geistige, in dem sie sich schließlich finden und die Schlacken der Persönlichkeit überwinden. Vergleicht man mit jenen 89er Briefen den unvergleichlichen vom 23. August 1794 (Schillers Analyse von Goethes Wesen), so möchte man ausrufen: Schiller *und* Goethe als Erzieher; nämlich zu gegenseitigem Verständnis und Würdigung der verschiedenen Geister unter einander.

Ganz ähnliches auf ganz anderem Gebiete zeigt die intime Geschichte der Befreiungskriege; wie sich diese jetzt alle ‚berühmten', aber wenig in ihrer Eigenart gekannten Blücher, Gneisenau, York, Scharnhorst usw. hassen, herabsetzen, beleidigen — und *dennoch* alle zusammen Napoleon schlagen und das Vaterland befreien. Die gemeinsame Liebe zu diesem ist das einigende Band, das große Ziel, die zwingende Fessel, die die Halsstarrigen und Eifersüchtigen an einen Wagen zwingt. Bei Goethe und Schiller ist Liebe zur Kunst und das gemeinsame Ziel einer ästhetischen Kultur *frei gewählt* und Wille und Bekämpfung des hindernden Äußerlichen daher um so höher anzuschlagen. In dieser knappen Briefauswahl treten diese beinahe dramatischen Entwicklungen noch schärfer hervor als in den umfangreichen Sammlungen.

Eine spezielle Episode aus Schillers Leben beleuchtet: Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen.* Dieser Prinz Friedrich Christian war ein wahrer deutscher Mäcen; und das will viel sagen. Die Kunst, einem Künstler zu helfen, ist selten und schwer. Freilich, das Geld herzugeben scheint einfach; und doch besteht die ‚Gönnerschaft' meist nur in schönen Worten und sehr selten in bar, was doch dem Künstler viel mehr nützt. Dann die geistige Feinheit, die derbe Geldgabe dem empfindlichen Stolz des Beschenkten annehmbar zu machen, die große geistige Freiheit, daran nun auch gar keine, nicht einmal eine verschleierte, *Bedingung* zu knüpfen, den Genius gar nicht, auch nicht indirekt, beeinflussen zu wollen, die Unbefangenheit und Selbständigkeit, als Fürst den ehemaligen Revolutionsdichter zu unterstützen (was der Herausgeber S. 165 ff. trefflich heraushebt), — wahrlich, dieser Augustenburger dachte groß; ‚in ihm war hohe Achtung vor geistiger Arbeit lebendig,' und sie führte ihn sogar dazu, in die eigene Tasche zu greifen: ein wahrer Mäcen. Sein Name verdient, mit dem Schillers auf einem Titelblatt vereint zu stehen.

Für Schillers Persönlichkeit bringen diese Briefe weniger, — von der vornehmen, von falschem Stolz so freien Art abgesehen, mit der der Dichter das fürstliche Geschenk ruhig auch *annahm*, — umsomehr dagegen für seine Ästhetik.

* Herausgeg. von Hans Schulz. Eugen Diederichs, Jena 1905.

Damit treten sie aus dem Rahmen der übrigen heraus; es sind keine natürlichen, sondern gearbeitete Kunstbriefe, mehr eine Ergänzung zu Schillers Werken als zu seiner Biographie. Im ganzen sind alle Schiller-Briefe typisch für eine Schreibart, die ich im Eingang als wohl für immer verklungen bezeichnete.

Der Schreiber gibt darin mehr, als heute jemand dem Briefpapier anvertraut; solchen Gedankeninhalt verschwendet niemand mehr an seine Freunde, sondern er behält es für sich oder läßt es irgendwie drucken. Freilich laufen dabei die harmlosen Natürlichkeiten des Alltags mit unter, und es ist gerade enorm charakteristisch für die hohe Geisteskultur dieser Epoche, wie unvermittelt, selbstverständlich, gleich einfach empfunden die höchsten Gedanken neben den Banalitäten stehen. Es bedurfte keines Aufschwungs zu jenen; sie waren gewohnte tägliche Kost, und der ganze Mensch in Größe und Schwäche gibt sich aus und stellt tiefes und seichtes nebeneinander, wie es eben in seinem wirklichen Leben wechseln muß. Heute trennen wir meist beides, verarbeiten die Gedanken zu speziellen Produkten und werfen sie nicht wie ein reicher Verschwender unbekümmert auch unbedeutenden Korrespondenten (z. B. Huber) hin. Arbeitsteilung auch hier.

Wie sich das vorbereitet, sieht man deutlich an den Briefen eines anderen Großen jener Epoche: an Beethovens Briefen.* Die Einleitungen** in dieser Ausgabe sind vortrefflich und bringen nichts Unnötiges; dem Menschen Beethoven sucht ja ohnehin nur nahezutreten, wer seine Schöpfungen liebt, und die Melodien und Themen klingen als reiche Obertöne mit, wenn man Worte des tönenden Schöpfers liest.

Während nun Mozarts (und später noch Mendelssohns) Briefe im Sinne der Schillerschen reiche Ausbeute an Gedanken über Musik bieten, fehlen diese hier fast völlig. Sie wären für Beethoven eine Anstrengung, eine literarische Leistung gewesen; — hätte er sich dazu gezwungen, er hätte es sicher nicht in Briefen getan. Aber er, wie keiner, huldigte in der Tat dem Goethewort: Bilde, Künstler, rede nicht! Das Hohe und Erhabene, das bei ihm ebenso selbstverständlich neben dem Kleinlichgewöhnlichen einherging wie bei Schiller die Gedanken, war eben nur Musik. Und Musik läßt sich nicht in Briefe schreiben. So überwiegt in diesen das Tägliche, der ‚Kampf mit dem Objekt', den Beethoven wie wenige durchgekämpft. Ihn künden diese Blätter; alles andere war der Tonwelt reserviert. Wem diese verschlossen ist, der bekommt aus den Briefen höchstens eine Ahnung, daß er es mit einem bedeutenden Manne zu tun hat; Geistesblitze zeigen, daß er tief philosophische, begeisternde oder liebeswarme Briefe hätte schreiben können, ja ein paar solche geschrieben hat; aber im ganzen empfängt der Leser nur ergänzende Striche zu einem Bilde, das schon in ihm leben muß — vom Hören der Symphonien oder dem Spielen der Sonaten und Quartette her. Also nur ein Werk für Beethovenverehrer; ihm weitere zu gewinnen, ungeeignet. Doch dafür haben seine Töne reichlich gesorgt.

Ein dritter Typus von Briefen endlich tritt uns aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts entgegen in den Briefen von Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett.*** Das ist nun ganz etwas für literarische Feinschmecker: eine Ästhetenliebe in Briefen von der ersten Bekanntschaft bis zur Hochzeit. Seltsam

* In Auswahl herausgeg. von Storck. Bücher der Weisheit und Schönheit. Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.

** Recht unnötig und nichtssagend erscheint dagegen der neuerdings stark überschätzte ‚Buchschmuck'. Die Beziehung zu den Abschnitten ist öfter beinahe unverständlich.

*** Deutsch von F. Paul Greve. Berlin, S. Fischer 1905.

berührt hier (ganz im Gegensatz zu den Schillerbriefen) der Mangel jeder orientierenden Einführung. Wenn damit angedeutet werden soll, die Briefe seien lediglich als documents humains aufzufassen, als Seelenanalyse zweier Liebenden, dann hat es eine gewisse Berechtigung. Oder meint der Übersetzer, seine beiden Helden seien so schlechthin berühmt, daß jedes Wort über sie unnötig sei? Man erfährt nicht einmal, was aus dem Lieblingshunde Elizabeths, Flush genannt, geworden ist, nachdem man doch so viel über ihn hat lesen müssen.

Hier nun hat der naive Briefstil — denn auch Schillers Briefe sind in ihrer Art ganz natürliche Ergüsse — umgeschlagen in ein bewußtes Spielen mit Gedanken, Gestalten von Worten zu Symbolen, beinahe kokettierendes Bespiegeln der kleinsten wie der größten Empfindungen; eine ganz seltsame Art, sich einander zu geben, deren nur ästhetisch verfeinerte Menschen fähig sind, die aber schwerlich dem ästhetischen Kulturideal Goethes und Schillers entspricht. Die beiden Korrespondenten sind sich in dieser schwer beschreiblichen, vielleicht auch speziell englisch gefärbten, Spitzfindigkeit des Worte- und Gedankendrehens und -wendens so auffallend ähnlich, daß man oft kaum erraten kann, wer schreibt, Browning oder Elizabeth. Wollte man raten, man dächte oft an die Korrespondenz zweier Frauen. Um einen Begriff dieses Stils zu geben, nur einige lose Sätze: ‚Du deutest das an. Oder du deutest es scheinbar an, . . . aber es sieht in dem Brief so aus, oder sah heute morgen so aus.‘ So geht es seitenlang fort; unendlich wie die gegenseitige Beweihräucherung dieses liebenden Dichterpaares. Man darf kurz vorher nicht Schiller oder Goethe gelesen haben, sonst wird einem übel. Ob bei noch einigermaßen kräftig und gesund empfindenden Menschen mit der Veröffentlichung dieses intimen (und als solchen unangreifbaren) Briefwechsels Sympathie erweckt wird, scheint zweifelhaft; ästhetische Dekadenten werden vor Wonne rasen. Ellen Key erklärt bereits, an diesen Briefen, ‚wären sie verbrannt worden, hätte die Menschheit mehr verloren, als wenn die ganze Bank von England zu Asche geworden wäre.‘ Das Gleichnis hinkt stark; die Menschheit im allgemeinen hat gar kein Interesse an der Bank von England und ihren Schätzen. Ich persönlich habe zweifellos weit mehr von der Lektüre irgend eines guten Buches für mich zu erwarten als jemals von den Geldern jener Bank. Was aber gemeint ist, dieses überschwengliche, nur schief ausgedrückte Lob, gilt hoffentlich noch nicht für die ganze Menschheit, sondern nur für die ‚Gemeinde‘ Ellen Keys.

Hier steht nicht mehr wie bei Schiller kleines heiter ruhig neben großem, sondern dem kleinen soll großes abgerungen und abgequält werden; beide Briefschreiber sind hochgebildete, sehr geistreiche Leute, die das keinen Augenblick, selbst in ihrer Liebe nicht, vergessen. Wir stehen an einer Grenze, wo sich wahres von allzu wahrem scheidet. Ich möchte sagen, die Briefe sind ehrlich und echt gemeint — und doch kein echter Spiegel der wahren Seelenzustände der Schreibenden. Dazu sind sie viel zu bewußt; eine Dosis Naivität muß in allem sein, das als echtes document humain gelten soll. So wollen sich die beiden zweifellos einander erscheinen, wie sie sich da geben; aber ob sie so waren, das fängt man bald an zu zweifeln. Sie analysieren sich eins für das andere; ihr gutes Recht, wenn ihnen das so gefiel. Aber für den unbeteiligten Leser nur ein psychologisch wie ästhetisch interessantes, raffiniertes Problem gegenseitiger Selbstinszenierung, kein Roman, wie die Vorrede verspricht.

Ein einziger Brief Schillers an seine Lotte als Kontrast, — und man empfindet sofort das eben mühsam in Worte Gezwängte; — wie frische Bergluft

A. Botticelli pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Verleumdung.

weht es einen an und glänzt wie rote Mädchenwangen; und Schiller gilt nicht als Genius des Naiven. Hier werden auf blassen Untergrund künstlich und raffiniert Farben aufgetragen; z. B. um mit einem Zitat zu schließen (S. 291): ‚Wie du mir schreibst! Gibt es Worte, um auf solche Worte zu antworten? Wenn ich sie gelesen habe, schließe ich die Augen wie verwirrt und denke blind... oder denke gar nicht; — einige Empfindungen gehen tiefer, als Gedanken rühren.... (Die Psychologie würde sagen: Alle Empfindungen.) Gebe Gott, daß du mich niemals siehst, — denn dann werden wir beide glücklich sein!'...

Man lese diesen ganzen Brief weiter, um das vorstehende Urteil nicht allzu ungerecht zu finden. Es sollte mehr charakterisieren, als tadeln; denn dazu liegt bei solchen Intimitäten kein Anlaß vor. Wohl aber kann die Bestätigung gefolgert werden, daß unsere Zeit nicht mehr geeignet ist, interessante Briefwechsel hervorzubringen; auf solches Raffinement zweier Liebenden mußte der Telegrammstil folgen mit innerer Notwendigkeit. Vielleicht entwickelt sich daraus einmal ein ganz neuer, der bedeutendes in knappen Worten sagt und unbedeutendes ganz beiseite läßt; in Erwartung dieses Kommenden bleiben die Briefe aus unserer großen poetischen Zeit auch heute noch unerreichte Muster, wie große Gedanken in natürlicher, ungezwungener Weise neben und mit dem Alltäglichkleinen dieser Welt derselben Feder entfließen können.

Dr. O. Thürmann.

Sprüche.

O keiner straft die Sünde so hart,
Als der, für den sie begangen ward.

Willst du dir knechten den Edelmut,
Sieh, daß er dir etwas zuleide tut.

In der Erinnerung Herbstesduft, dem zarten,
Sind ein paar welkgepreßte Blütentrümmer
Oft mehr dem Herzen, als ein ganzer Garten
Mit aller Blumenpracht im Frühlingsschimmer.

Ganz ohne Sorgen und Ungemach
Gibt es kein Heil in Leben und Lieben;
Soll die Wolke erquicken den Bach,
Muß sie den friedlichen Spiegel trüben.

Nachjubelst du laut dem argen Stein,
Wie du ihn sicher geworfen hast;
Still legt ihn Gott zu deiner Last
Ins Reisebündel dir hinein.

Hans Nordeck.

Fundamentale Bildung.

Trotz aller Bestrebungen unserer Zeit, Bildung zu verbreiten und Bildung zu erleichtern, wird doch die Klage immer lauter, daß die Bildungshöhe der selbst durch die höheren Schulen gegangenen Kreise geringer, das Bildungsideal selber niedriger werde.

Fürst Bismarck hat einmal alle Geistesarbeit, soweit sie nicht unmittelbar der Gütererzeugung diene, unproduktiv genannt. Das entsprach ganz seinem realpolitischen Sinne. Aber er gab mit dieser geringschätzigen Auffassung doch nur dem herrschenden Zeitgeist Sprache und Ausdruck. Diese Auffassung hat sich inzwischen noch stärker Bahn gebrochen und beherrscht heute vielfach unausgesprochen und oft sogar unbewußt unseren ganzen Lehr- und Lernbetrieb. Die rasche Entwicklung der technischen Hochschulen und ähnlicher Institute ist ja gewiß durch die Entwicklung des modernen Lebens und seiner Industrien bedingt. Es wird niemand einfallen, sie geringschätzen oder bekämpfen zu wollen, weil sie nur einseitig praktische Wissenschaft treiben und einem höheren Bildungsideal daher nicht genügen können. Bedenklich ist nur, daß sich mit dieser Entwicklung auch eine Wandlung nicht nur im Urteil der großen Masse über den Begriff der akademischen Bildung vollzieht, sondern daß jene nur praktisch gebildeten Akademiker selber sich in dem Besitz einer vollwertigen Bildung wähnen und beginnen, mit einer bismarckischen Geringschätzung auf die Pflege ‚unproduktiver' Wissenschaften herabzusehen. Der kürzlich von solchen Studenten unternommene unreife Versuch, in einer öffentlichen, prinzipiellen Frage die Führerschaft an sich zu reißen, hat ja glücklicherweise wieder vielen über die Lage die Augen geöffnet. Man beginnt einzusehen, daß wir auf diesem Wege einer Halbbildung zusteuern, die unter Umständen schlimmer sein kann als keine, und man fühlt das Bedürfnis, Gegengewichte zu schaffen gegen eine Anschauung, die Geistesarbeit nur schätzt, insofern sie dem technischen Fortschritt und dem materiellen Gewinn unmittelbar dient. Gerade die großen Freiheiten, deren sich der moderne Mensch in einem freien Staatswesen erfreut, bedingen eine Ausbildung des geistigen Vermögens und einer auch die Vergangenheit überschauenden Urteilskraft, die immer seltener werden und nicht durch praktische Kenntnisse ersetzt werden können. Nur eine Bildung, die auf philosophischen und historischen Erkenntnissen und Einsichten beruht und das Leben nicht allein aus dem engen Gesichtswinkel der Gegenwart betrachtet, wird dem modernen Menschen auf die Dauer ermög-

lichen, das Erbe einer reichen Kultur auszunützen und würdig zu erhalten. Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in demjenigen Lande, wo vielleicht mehr als sonstwo die Interessen der unmittelbarsten Gegenwart alles beherrschen, daß gerade in Amerika der Ruf nach vertiefter Bildung am lautesten erschallt, und es ist noch weniger Zufall, daß gerade ein Bischof Spalding als Vertreter einer so idealen Lebensmacht, wie es der Katholizismus ist, ihm den schärfsten und akzentuiertesten Ausdruck gibt:

‚Medizin, Jurisprudenz und Theologie sind, wenn sie nur der Praxis halber studiert werden, keine freien Studien; sie schränken eher den geistigen Horizont ein, unterjochen den Geist unter das, worin er tätig ist, wenn ihn nicht vorher die Philosophie geschmeidig gemacht hat . . . Der richtige Student beschäftigt sich mit den großen Problemen der Philosophie als dem höchsten Mittel aller Kultur. Keine andere Disziplin verleiht dem Geiste solche Reife, bringt die Seele so zur Selbsterkenntnis . . . Ohne Philosophie haben selbst die Gelehrten nur eine Art enzyklopädischer Unwissenheit; denn da, wo kein Ganzes ist, ist alles Chaos.

Was immer für einen Endzweck wir der Universität anweisen, ob wir sie mit Newmann freies Wissen nennen oder mit Virchow allgemeine wissenschaftliche und moralische Kultur, zusammen mit der Beherrschung eines besonderen Zweiges, was also immer der Endzweck sei, eine wahre, lebende Philosophie ist erstes und wesentliches Mittel, ihn zu erreichen. Ohne Philosophie gibt es keine Universität. Sie ist es, welche die tiefen, unendlichen Fundamente religiösen Glaubens legt; sie ist es, die auf die absolute Notwendigkeit moralischer Kultur und moralischen Lebens hinweist; sie zeigt uns, wie jedes Talent entwickelt und jede Empfänglichkeit befriedigt werden kann; sie weist jedem wissenschaftlichen Fortschritt einen Platz an und lehrt uns Männer mit außerordentlicher Begabung zu begrüßen, was immer ihr Beruf oder ihre Arbeit sei. Verstehen wir nicht unsere größten Männer willkommen zu heißen, sie zu ermutigen und zu befähigen, ihre Talente zu entfalten, dann sind wir barbarisch oder dekadent ... Im Lichte und unter Führung von Geistern mit ausgeprägter Individualität, mit außerordentlicher Einsicht und Kraft muß die langsame Menge ihren Weg zu höheren Dingen finden, oder sie wird sich überhaupt nicht aufrichten.

Ob die Universitäten schließlich fähig sind, ihre Freiheit unter einem sozialdemokratischen System zu erhalten oder nicht, das ist ein Problem. Je verwickelter die Zivilisation wird, desto mehr nimmt die Unterdrückung und die Tyrannei zu. Ist der Menge Gelegenheit zur Entartung geboten, dann kennt ihre Eifersucht und ihr Haß gegen die Überlegenheit keine Grenzen mehr.

Sparta und das republikanische Rom wurden dadurch stark, daß sie Philosophie, Kunst und Literatur den Forderungen rein praktischer und bürgerlicher Erziehung opferten. Das scheint auch die Tendenz der Sozialdemokratie zu sein. Es ist eine falsche, rückschrittliche Tendenz. Der individuelle Mensch existiert nicht für Institutionen, sie existieren für ihn; die praktische Seite des Lebens ist nur insoweit schätzbar, als sie dem Geistigen dient. Wie der Besitz einer Welt keinen Segen dem bringen könnte, der in sich verächtlich, so könnte er auch keiner Nation Wert und Auszeichnung verleihen, deren Bürger unwissend, gemein und feil sind. Das ist die Lehre Christi, und diese Lehre ist es, die eine Verbindung des Christentums mit der Philosophie unvermeidlich

machte, gerade wie die Doktrin von der Verbrüderung des menschlichen Geschlechts zu gleichen Rechten für alle und so zur Herrschaft des Volkes geführt hat. Wenn die Welt recht regiert wird, wird sie nicht regiert durch die Menge, sondern durch die Weisesten und Besten. Das Genie, der Held, der Heilige können allerdings nicht durch die Schulen, in die sie gegangen, erklärt werden; allein eine wahre Schule ist nichtsdestoweniger unser wirksamstes Mittel, wahre Menschen zu bilden. Autodidakten sind ärmliche Didakten. Je höher und heiliger die Sache, desto höher und heiliger sollten die Führer sein.' (Spalding.)

Möchte das letztere auch bei uns nur immer zutreffen! Dann wären wir gegen solche Einseitigkeiten gesichert, die das alte Bildungsideal mit Phrasen bekämpfen wie diese: es befördere kein Können und mache daher für das praktische Leben untauglich. Gegen diese der Halbbildung entstammende Ansicht wandte sich Professor Dr. Adolf Harnack (‚Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit', Weidmann, Berlin) mit dem sehr richtigen Gedanken:

‚Je mehr man in das Leben eindringt, desto sicherer erkennt man, daß alles wirkliche „Können" auf geistigem Gebiet von dem Reichtum der Erfahrung und der Vielseitigkeit des Geistes, sowie von der Kunst des Verstehens abhängt. Die Praxis des Könnens stellt sich im gegebenen Fall schnell und sicher ein, wenn nur jene Bedingung des Könnens, die wahrhaft auch eine Kunst ist, vorhanden ist.'

Die Anforderungen, die man heute vielfach an die Schule stellt, sind übrigens übertrieben. Sie kann nicht alles leisten, um den Menschen für das Leben und einen Beruf darin tüchtig zu machen. Das aber kann und soll sie lehren, wie man arbeitet und warum man arbeitet. Wer von der Schule mit einer guten Arbeitsmethode ausgerüstet ins Leben tritt, hat mehr, als wer zerstückelte Kenntnisse ohne Methode mit ins Leben nimmt. Mit jener kann er weiterarbeiten; diese aber nützen ihm wenig zu seiner Fortbildung, denn, so bemerkt Harnack gewiß in Übereinstimmung mit den hervorragendsten Schulmännern, ‚dem Privatfleiß muß manches Wichtige überlassen werden, und der Gesichtspunkt der Vorbereitung für bestimmte Berufe darf auch in unserer modernen Zeit auf der Schule nicht übergreifen über den Gesichtspunkt einer fundamentalen Bildung.' M.

‚Durch das Leben zum Glauben.'

Wenn man, wie das jetzt viel geschieht, von einer rückläufigen Bewegung der antireligiösen und antichristlichen Strömung redet, so muß man sich sorgfältig hüten, diese tatsächlich vorhandene Erscheinung mit einer direkten Stärkung des kirchlichen Bewußtseins zu verwechseln. Aber trotzdem muß es schon als ein Gewinn für die religiösen Interessen, die wir in Christus verkörpert sehen, betrachtet werden, wenn die Person Jesu — wie zahllose Publikationen der letzten Jahre beweisen — in unserer als so materiell verschrieenen Zeit in dem Mittelpunkt der Erörterungen mancher Kreise steht, die es weit ablehnen würden, mit dem kirchlichen Christentum etwas gemein zu haben. Es ist aber eben nur die Persönlichkeit des großen Nazareners,

an der jene — oft wohl nur unbewußt — religiös gestimmten Geister nicht vorbeikommen, nicht das Lehrsystem, welches uns die Kirche als die Quintessenz seiner Offenbarung bietet. Besteht nun keine Hoffnung, daß man von der Person Jesu auch zu seiner Lehre gelange? Oder dürfen wir da wenigstens eine Brücke ahnen?

Der von dem deutsch-amerikanischen Professoren-Austausch bekannte protestantische Theologe Francis G. Peabody von der Harvard-Universität in Cambridge ist dieser Frage in einem nach mancher Hinsicht ansprechenden Schriftchen ‚Der Charakter Jesu Christi' (Gießen 1905) in einer Weise näher getreten, die kennen zu lernen jedem ernstgestimmten modernen Menschen wertvoll sein muß, — wie denn diesem amerikanischen Moralprofessor in der Tat ‚die seltene Fähigkeit eignet, gerade die hartangestrengten Arbeitsmenschen unserer Tage auf die Ewigkeitswerte in Christi Person und Lehre hinzuweisen', womit übrigens, zum Überfluß aber vorsichtshalber zu bemerken, keineswegs alle seine Sätze unterschrieben sein sollen. Die folgenden Gedanken entstammen jenem Essay:

‚Der hervorragendste Zug des zeitgenössischen, christlichen Denkens ist das neu erwachte Interesse des Volkes an dem Charakter Jesu Christi. Niemals kümmerten sich die gewöhnlichen Leute weniger um die metaphysische oder kirchliche Seite des Christentums. Millionen geschäftiger Männer und Frauen betrachten die Errichtung von Systemen und den Kampf um Glaubenssätze, die einst anscheinend der Mittelpunkt des Interesses waren, wenn nicht als Verhöhnung jetziger Probleme, doch jedenfalls als das bloße Echo veralteter Streitfragen . . . Angesichts dieser theologischen Übersättigung kehrt jedoch der Geist unserer Zeit mit neuem Interesse zurück zu der Betrachtung des Charakters Jesu Christi . . . Jesu folgen, selbst wenn man ihn nicht versteht, den Willen erfüllen, selbst wenn man die Lehre nicht gelernt hat — das sind die Anzeichen des neuen Gehorsams.'

Peabody weist dann hin auf den betrübenden Antagonismus der sozialistischen Agitatoren gegen das ‚organisierte Christentum', das von ihnen nur als ‚Bollwerk des kapitalistischen Systems' betrachtet wird.

‚Allein diese maßlose Feindseligkeit gegen Prediger und Kirchen wird großenteils zur Ehrfurcht umgestimmt angesichts des Charakters Jesu Christi . . . Mögen sie alle verwirrenden Verbindungen mit dem organisierten Christentum ablehnen, es scheint ihnen dennoch, als wäre in dem Zimmermann von Nazareth, dem Freunde der Armen, dem Opfer der herrschenden Klasse, das Ideal der Menschheit verkörpert.'

Dabei hebt der Verfasser gegenüber dieser Loslösung des sittlichen Beispiels Jesu von dem religiösen Hintergrunde mit Recht hervor:

‚Jesus war nicht in erster Linie ein Lehrer der Ethik, sondern ein Offenbarer Gottes. Seine Ethik wurzelt in seiner Religion. Hinter seiner Lehre stand sein Glaube. Die christliche Theologie aller Zeiten irrte nicht in der Annahme, daß sie sich am direktesten mit dem Hauptproblem der Evangelien beschäftigte, wenn sie versuchte, durch sein Leben in das Geheimnis des göttlichen Lebens einzudringen. Allein,' so fährt Peabody fort, ‚die Jetztzeit nähert sich Jesu am besten, wenn sie den Merkzeichen seines ethischen Charakters folgt.

Hier in erster Stelle bezeugt sich der Geist unserer Zeit. Vielleicht gelangten wir zu einer vollkommeneren und schöneren Übersicht der Evangelien, wenn wir zuerst das Feld der Theologie durchschritten; aber von der Temperatur der Jetztzeit zur Methode metaphysischer Deutung übergehen, hieße zum mindesten einen weiten Umweg machen . . . Die Bestätigung christlicher Ethik aus den Lehrsätzen christlicher Theologie herleiten, hieße das ordnungsmäßige Verfahren umkehren, in dem der induktive Geist geschult ist, und deshalb sind die früheren Textbücher christlicher Ethik von den meisten Gelehrten aus der Reihe der „lebenden" Bücher entfernt und in die unbenutzten Fächer geschoben, die ihre „tote" Literatur enthalten. Der ethische Instinkt unserer Zeit wendet sich unwiderruflich von dem System zu der Person, von der christlichen Ethik zu der Ethik Christi.'

Diese Forderung ‚zurück zu Jesus' findet Peabody auch begründet in dem Weg, ‚den ursprünglich die verfolgten, die tatsächlich Jesu Worten lauschten,' da dieser ein Lehrer sei, ‚der anscheinend nicht in erster Linie theologisch oder metaphysisch, sondern persönlich und ethisch sein will':

‚Es war der Charakter Jesu, der zuerst die Menschen zum Gehorsam führte. Er war ein Mensch, der in erster Linie persönliche Treue forderte . . . Hingezogen zu der Persönlichkeit, eingenommen von dem Charakter, den Jesus repräsentierte, wurden die ersten Jünger durch den Gehorsam zur Erkenntnis, durch das Leben zum Glauben geführt.'

‚Dasselbe kann heutzutage geschehen. Jenseits dieses ersten Eindrucks von dem Charakter Jesu liegen zweifellos weitere Strahlen des Ewigen, die zu offenbaren seine Mission war; aber der Weg zu diesen Höhen der Unterscheidung mag für die Jetztzeit wie für die ersten Jünger durch die Erkenntnis seiner ethischen Autorität hindurchführen. Indem wir den Willen tun, können wir zur Erkenntnis der Lehre kommen. Kehren wir also zur Betrachtung von Jesu Charakter zurück, so wird dadurch nicht, wie einige meinen, eine dauernde Reaktion gegenüber dem theologischen Interesse oder eine dauernde Stellvertretung der Ethik für die Religion bedingt. Im Gegenteil, sie mag die natürliche Folge christlicher Überzeugung zeigen. Aus der neuen Schätzung der moralischen Führerschaft Jesu kann eine neue Ära theologischen Vertrauens hervorgehen. Eine Bewegung, die in der Zuneigung zu einem Charakter wurzelt, kann in reicheren, philosophischen Unterscheidungen und weiteren, religiösen Anschauungen endigen.'

Einzelnen der vorstehenden Sätze die erforderliche Korrektur zuteil werden zu lassen, liegt außerhalb unseres Zweckes. Worauf es hier ankam, ist, den Ansatz der Linie jener Richtung zu zeigen, in welcher der neue Jesu-Persönlichkeits-Kult für das positive Christentum fruchtbar werden könnte. Jedenfalls bestätigt die Anschauung Peabodys wieder einmal die Ansicht derjenigen, welche dem Christentum des Mittelalters eine intellektualistische, dem der Neuzeit eine voluntaristische Physiognomie vindizieren. Und in diesem Punkte berührt sich merkwürdigerweise der protestantische amerikanische Theologe mit seinem katholischen Landsmanne, dem geistvollen Bischof Spalding.

J. M–r.

Zeitgeschichte.

Vom Straßburger Katholikentag zu berichten ist nicht Aufgabe einer Monatsschrift. Nur die auszeichnenden Ideen, die sich von der Veranstaltung gleichsam mit fast selbständiger Bedeutung lostrennen lassen und das geistige Bild des deutschen Katholizismus einerseits schärfer markieren, andererseits auch in der Richtung einer zeitgemäßen Entwicklung korrigieren, müssen hier festgehalten werden.

Da ist zunächst die Wahl der Versammlungsredner. Sie bedeutete — das ist von Blättern jeder nationalen Richtung verstanden und gewürdigt worden — ein Werk nationaler Ausgleichung von Gegensätzen, die seit der Wiederangliederung von Elsaß-Lothringen an den Reichsorganismus sich im Lauf der Jahre zwar gemildert, aber niemals versöhnt hatten. Gerade der katholische Volksteil und an seiner Spitze der Klerus waren so stark im Banne insbesondere der religiösen Kultur des kirchlich gebliebenen Frankreich, daß ihnen die Anpassung an die äußerlich nicht gleich gearteten germanischen Verhältnisse, auch in bezug auf die engeren Beziehungen von Staat und Kirche nicht leicht fallen konnte. Da hat nun das neueste antikirchliche und antireligiöse Regime in Frankreich lösend gewirkt. Sah sich die ältere Generation ohnehin schon durch die veränderte Denk- und Gefühlsweise der jüngeren und jüngsten in die Enge getrieben, die kirchenpolitischen Zustände im Westen öffneten ihr endgültig die Augen. Trotzdem war von der schweigenden Resignation bis zum aktiven Aufmarsch unter neuen Fahnen noch ein großer Schritt, und daher der Beschluß, den Erfolg des deutschen Katholikentages von der Teilnahme einer so gearteten Bevölkerung abhängig zu machen, immerhin ein Wagnis. Der religiöse Gedanke, der mehr und mehr bei diesen Tagungen in den Vordergrund tritt, hat sich jedoch siegreich erwiesen. Mit geradezu großartig wirkender Einmütigkeit ist die Tagung vor sich gegangen.

Wer diese Versammlungen aus den letzten zehn Jahren vergleichend betrachtet, muß gestehen, daß die oft laut gewordenen Befürchtungen, sie möchten an innerer Unfruchtbarkeit der Gedanken und Anregungen und an der Einförmigkeit des äußeren Bildes zugrunde gehen, sich nicht bestätigen. Diese zweifellos vorhanden gewesene Gefahr hat sich in demselben Maße verringert, als die vorbereitenden Instanzen sich von der Überzeugung durchdringen ließen, daß die Katholikentage nicht nur Paradeveranstaltungen sein dürften, sondern geradezu Erziehungskurse sein müßten für die Masse des katholischen Volkes, dazu bestimmt, neben der Befestigung tatkräftiger christlicher Gesinnungen die

mannigfachen Hindernisse auszuräumen, die in Form von falschen Auffassungen, Vorurteilen, Einseitigkeiten, unberechtigtem Mißtrauen eine zielbewußte Arbeit der berufenen Führer auf den verschiedensten Gebieten erschweren und zum Teil unmöglich machen. In dieser Hinsicht haben diesmal fünf Redner bedeutsame Aufgaben glänzend gelöst. Der Befestigung christlicher, kirchlichkatholischer Gesinnung diente in hervorragender Weise die von großen Ideen und starkem Gefühlston beherrschte Rede Professor Ehrhardts; der Aufklärung, der Zurechtweisung, dem Aufräumen mit unzeitgemäßen Vorstellungen hatten sich die Redner Meyenberg, de Witt, Mausbach und Auracher unterzogen. Wer nicht weiß, wie Kunst und Wissenschaft in weiten katholischen Kreisen bis in den Klerus hinein, wenn nicht verachtet, so doch, um mich milde auszudrücken, nur *platonisch* geliebt werden, und wie meist der arme Student, der sich nicht zufällig dem theologischen Studium zuwandte, unter der Geringschätzung der Profanwissenschaft seitens seiner Gönner zu leiden hat, der kann die Tragweite der Rede Meyenbergs gar nicht schätzen. Aber auch in anderer Hinsicht wird sie bahnbrechend, aufklärend wirken. Gedanken tauchten in Wendungen auf, für deren Aussprache in fast ganz den gleichen Worten vor wenigen Jahren noch manchem weitblickenden katholischen Denker mit Verfolgung durch Mißtrauen und Verketzerung gelohnt wurde. Nun, eine jede große Idee hat noch ihre Märtyrer gehabt; aber aus den Erfahrungen der Vergangenheit sollten doch wohl *die* wenigstens etwas lernen, welche die Verantwortung für die Leitung der öffentlichen Meinung haben. — Nicht minder bedeutsam als Gegenaktion gegen zum Teil latente Stimmungen war die Toleranzrede de Witts und in engeren Grenzen die Rede des Kapuzinerprovinzials Auracher über die Frauenfrage. Sie können in gewissem Sinn als Grenzsteine einer Entwicklung angesehen werden, nicht zwar in bezug auf die Fragen an sich, die längst, was die Feststellungen der Redner anlangt, keine Fragen mehr sind, wohl aber hinsichtlich der Herbeiführung eines vernünftigen Urteils der breiten Massen einschließlich einer subalternen Führerschaft. Möchten die Katholikentagungen sich doch immer mehr zu solchen Veranstaltungen religiös-kulturlicher und kirchenpolitischer Volkserziehung auswachsen, es würde bald ein reiches Blühen und Gedeihen auf den Feldern des religiösen, staatsbürglichen, intellektuellen, künstlerischen und sozialwirtschaftlichen Lebens der Lohn sein.

Die Forderungen, unsere Katholikentage zur Austragung von geistigen und parteilichen Gegensätzen, zur Klärung der Ideen im Feuer der Kontroverse, zur öffentlichen Diskussion problematischer Zustände und Meinungen zu benutzen, werden wohl niemals eingelöst werden. Man wird das allein aus dem Wesen dieser Zusammenkünfte verstehen und braucht deshalb nicht einmal die Scheu der offiziell kirchlichen Kreise dafür ins Feld zu führen, eine nicht schon im voraus approbierte Meinung zu Wort kommen zu lassen. Nichtsdestoweniger sollte einer Reorganisation der vorberatenden Ausschußsitzungen näher getreten werden. Gewisse Streitigkeiten, die durch Unterdrückung von unbrauchbaren oder unliebsamen Anträgen entstehen, könnten durch eine straffer organisierte Arbeit in den Ausschüssen leicht vermieden werden. Jeder Ausschuß müßte übrigens eine gewisse Anzahl von Mitgliedern aufweisen, die vielleicht in einer ersten geschlossenen Generalversammlung durch Akklamation gewählt würden, und die die Pflicht übernähmen, *anwesend* zu sein. Nur dürfte die Wahl nicht vor der Akklamation so endgültig feststehen, wie das bei dem diesmaligen Präsidium der Fall war, dessen Mitglieder als solche im Bilde schon verkauft wurden, als die ‚Wähler' soeben die

Versammlung verließen! Könnte man sich dann noch zu einer Erweiterung der Kompetenz der mit freier Diskussion auf parlamentarischer Grundlage arbeitenden Ausschüsse verstehen, so hätten wir in den Katholikentagen eine ganz einzigartige Organisation, der gegenüber vielleicht auch die Eigenbrödler im Lager, deren Zahl gar nicht zu unterschätzen ist, ihre Beschwerden endgültig begraben könnten.

M.

Der Zusammenbruch des Liberalismus als politische Partei, wie ihn die Wahlen zum bayerischen Landtag neuerdings wieder aller Welt vor Augen geführt haben, ist wiederholt Gegenstand der Untersuchung gewesen. Auch wer dem politischen Getriebe ferne steht und der Entwicklung als Historiker sine ira et studio zuschaut, wird sich getrieben fühlen, nach den Gründen dieser bedeutsamen Erscheinung zu suchen. Auf einen derselben ist schon immer hingewiesen worden. Der Liberalismus mußte seine werbende Kraft in dem Maße einbüßen, als seine Ideen in der Gesetzgebung und den Einrichtungen der Staaten tatsächlich Eingang fanden. Für Deutschland kann man seinen Höhepunkt in den Erlaß der Gewerbeordnung vom Jahr 1869 setzen. Der Niedergang beginnt, zunächst nur langsam, schon mit dem Ende der siebziger Jahre. Seitdem hat so ziemlich jede größere Wahlkampagne ein Fortschreiten des Verfalls erkennen lassen. Daß hierbei der religiöse Gedanke in durchschlagender Weise eingewirkt habe, wie man hie und da zu glauben scheint, ist eine Täuschung. Gewiß war der Liberalismus von Anbeginn an antikirchlich; er war vielfach antichristlich, antireligiös. Daran aber ist er nicht gestorben. Denn außerhalb Bayerns ist überall die durch und durch antichristliche und religionsfeindliche Sozialdemokratie als seine Erbin auf dem Plan erschienen, und in Bayern haben bekanntlich diesmal Zentrumswähler und Sozialdemokraten Schulter an Schulter gegen die liberale Partei gekämpft, um ihr die vernichtende Niederlage beizubringen. Der entscheidende Grund liegt vielmehr in der wachsenden Demokratisierung der Gesellschaft. Der Liberalismus hat dieselbe begonnen, als er den Kampf gegen die privilegierten Stände und die alte Gliederung der Gesellschaft aufnahm; aber er dachte nicht daran, damit bis ans Ende zu gehen. Sein Ziel war die Vorherrschaft des gebildeten und erwerbenden Bürgertums. Als die Vertreterin von Besitz und Bildung hat sich die liberale Partei mit Vorliebe bezeichnet. Der Kampf gegen den Liberalismus setzt das Werk, das dieser begonnen, nur weiter fort. Er bedeutet das Vordringen der großen Masse gegen die sozial Höherstehenden. Von da schöpft er seine werbende Kraft, welche weit über die organisierte Sozialdemokratie hinausreicht. Scharfsichtige, politisch denkende Historiker, wie Alexis de Tocqueville, haben diesen Gang der Dinge schon vor mehr als einem halben Jahrhundert vorausgesehen. Ob er ein allewegs erfreulicher sein wird, kann erst die Zukunft entscheiden. Tocqueville dachte an den wachsenden Einfluß, den das Geld als der allein übrig bleibende Faktor der Differenzierung in einer atomisierten Gesellschaft ausüben müsse. Ein andrer Gedanke liegt vielleicht noch näher. Um sich die Majorität der Wähler zu sichern, werden die politischen Parteien sich genötigt sehen, in ihren Programmen und ihrer parlamentarischen Tätigkeit immer mehr nicht nur den rechtmäßigen Ansprüchen, sondern auch den Wünschen und Instinkten der großen Masse Rechnung zu tragen. Der Wettbewerb auf diesem Gebiete aber muß naturnotwendig die Rücksicht auf die geistigen Interessen zurückdrängen, deren Förderung jederzeit nur die Sache einer Minderheit gewesen ist.

D.

Wilhelm Oncken, der jüngst verstorbene Gießener Historiker, wurde

weiteren Kreisen namentlich durch seine Herausgabe der ‚Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen' bekannt, die sich von 1877—1892 in mehr als vierzig starken, reichillustrierten Bänden hinzog und von ihm mit großer Umsicht geleitet wurde. Seine eigenen Beiträge zu dem Sammelwerk: ‚Das Zeitalter Friedrichs des Großen', ‚Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreichs und der Befreiungskriege', schließlich ‚Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm', haben freilich unter der Hast der Arbeit gelitten und geben zu einseitig Kriegs- und Kabinettsgeschichte; diese aber in flotter und fesselnder Darstellung und durch zahlreiche gutgewählte Dokumente illustriert. Am störendsten tritt in dem letztgenannten Werk der extrem kulturkämpferische Standpunkt Onckens hervor. Kapitelüberschriften wie ‚Das Hausrecht Deutschlands und die erobernde Weltkirche' oder ‚Der Waffenstillstand mit Rom' (= Ende des Kulturkampfes) sollte man doch in einem auf alle Leserkreise berechneten Geschichtswerk kaum für möglich halten. Diese kirchenpolitischen Abschnitte werden wohl einmal in späterer Zeit den Kulturhistorikern zu ganz absonderlichen Betrachtungen Anlaß geben über die nahe Verwandtschaft, welche zwischen manchen Stellen populärwissenschaftlicher Darstellungen und den Leitartikeln politischer Tagesblätter im ‚Zeitalter der Voraussetzungslosigkeit' bestanden hat; z. B. wenn Oncken (Band I Seite 102) redet von der ‚teils gebietenden (!), teils drohenden (!!) Machtstellung, welche heute (= 1890) Rom in Deutschland einnimmt, die römische Weltkirche mitten im nationalen Staat des paritätischen Deutschland, insbesondere in der Vormacht desselben, in Preußen', und wenn er diese Machtstellung zurückführt auf den ‚Einfluß des römisch-katholischen Laientums in den Parlamenten'.

Je weniger Anlaß zu tendenziösen Ausfällen der Stoff bietet, desto besser vermag ihm Oncken gerecht zu werden. Unter seinen früheren Werken löst sich das über ‚Österreich und Preußen im Befreiungskriege' sogar geradezu in eine Quellenstudie von philologischer Genauigkeit auf. Ursprünglich war nämlich Oncken Altphilologe und schrieb seine ersten Werke über die Niedergangszeit Athens. Dann erst kam er durch die Anregung Ludwig Häusers, dessen Vorlesungen über die französische Revolution und über die Reformation er herausgab, zum Studium der neueren Zeit. Gerade die Beschäftigung mit so disparaten Gebieten der Weltgeschichte gab Oncken eine besondere Befähigung zur Herausgabe des großen Sammelwerkes, seiner verdienstlichsten Leistung.

Dr. S.

Rechtswissenschaft.

Ein Konflikt zwischen Wissenschaft und Rechtsprechung. Zu den fundamentalsten Fragen des Strafrechts gehört die Frage: Unter welchen, in der Person des Täters liegenden Voraussetzungen ist eine Handlung als schuldhaft anzusehen? Eine Handlung, welche sämtliche Merkmale eines im Gesetz näher bestimmten Deliktes enthält, wird in der Regel erst durch die Beziehung des Willens zu der Tat strafbar: Die Handlung muß aus dem Willen hervorgegangen sein, sie muß ‚vorsätzlich' begangen sein. Wie aber, wenn der Täter das Gesetz nicht gekannt oder sich über seinen Inhalt im Irrtum befunden hat? Soll er dann straflos ausgehen? Man sollte meinen, das positive Recht oder jedenfalls die Wissenschaft könne darüber keinen Zweifel lassen. Kohlrausch belehrt uns in einer interessanten Schrift,* daß Rechtsprechung und Wissenschaft in dieser wichtigen Frage durchaus uneins sind. Das Gesetz selbst kennt eine Reihe von Delikten, in deren gesetzlichen Tatbestand das Wort ‚rechtswidrig' ausdrücklich aufgenommen ist. Diese Technik des Gesetzes scheint der Auffassung Raum zu geben, daß zwei Klassen von Delikten

* Kohlrausch, Irrtum und Schuldbegriff im Strafrecht I. Teil 1903. Berlin, J. Guttentag

zu unterscheiden seien: die eine, bei der vorsätzliches Handeln zur Strafbarkeit genügt, die andere, bei der zu dem Vorsatz noch das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit hinzukommen muß. Diese Auffassung wird in der Tat von namhaften Gelehrten vertreten. Kohlrausch zeigt in seiner Schrift S. 77 ff., daß die Rechtsprechung des Reichsgerichts in dieser Frage einen eigentümlichen Widerspruch enthält. Während der höchste Gerichtshof wiederholt den Grundsatz ausgesprochen hat, daß das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit dann, aber auch nur dann zur Strafbarkeit gehöre, wo das Gesetz das Merkmal der Rechtswidrigkeit ausdrücklich in den Tatbestand aufgenommen habe, führt eine nähere Betrachtung des Inhalts dieser Entscheidungen zu einem ganz andern Resultat. Wie Kohlrausch im einzelnen nachweist, läßt sich aus der Judikatur des Reichsgerichts mit Sicherheit der Grundsatz ableiten: Die Fälle, in denen das Gesetz das Merkmal der Rechtswidrigkeit in den Tatbestand des Gesetzes aufgenommen hat, sind genau so zu behandeln wie die Fälle, in denen dies Merkmal fehlt. Bei beiden Klassen von Delikten ist der Irrtum des Täters über das Gesetz in gewissem Umfange erheblich; irrt nämlich der Täter über einen Satz des Zivilrechts, so kommt ihm dieser Irrtum zugute; dagegen fällt ein Irrtum über das Strafrecht nicht ins Gewicht. Kohlrausch weist nun nach, — und darin dürfte der Hauptwert seiner Schrift liegen, — daß diese Unterscheidung von zivilrechtlichem und strafrechtlichem Irrtum zu unhaltbaren und widerspruchsvollen Ergebnissen führt. Aus der großen Zahl der von Kohlrausch herangezogenen Entscheidungen, die in ihrer geschickten Gruppierung die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes beleuchten, mögen einzelne als besonders bemerkenswert hervorgehoben werden. Es hatte jemand auf dem Felde einen Dachs gefangen. Wegen unberechtigter Jagdausübung angeklagt wendet er ein, er habe nicht gewußt, daß der Dachs ein jagdbares Tier sei. Das Reichsgericht erachtet die in erster Instanz erfolgte Freisprechung für gerechtfertigt, weil die Frage, auf welche wilde Tiere sich das Jagdrecht erstreckt, dem Zivilrecht angehöre. ‚Irrt der Handelnde in dieser Hinsicht, so befindet er sich nicht in einem das Strafrecht betreffenden, sondern in einem Irrtum über Grundsätze des bürgerlichen Rechts, welcher dem tatsächlichen gleichsteht.‘ In scharfem Gegensatz zu dieser Entscheidung steht eine andere, die den Begriff ‚Kaufmann‘ zu einem strafrechtlichen stempelt. Hier war der Angeklagte, nachdem er in Konkurs geraten, auf Grund des § 210 K.-O. (alter Fassung) wegen Unterlassung der Buchführung und Bilanzziehung zur Verantwortung gezogen. Sein Einwand, er habe nicht gewußt, daß er Kaufmann sei, er habe sein Geschäft für ein Hökergeschäft gehalten, wird vom Reichsgericht mit der Begründung verworfen: Ein Irrtum des Angeklagten darüber, ob er Kaufmann sei, sei ein solcher über ‚die rechtliche Unterordnung seiner Tätigkeit unter den Rechtsbegriff eines Kaufmanns und der darin geregelten Verpflichtung zur Führung von Handelsbüchern und hiernach (!) über Sinn und Umfang der rechtlichen Bestimmungen des § 210 K.-O.‘. Den Irrtum über die rechtlichen Grenzen der Selbsthilfe hält das Reichsgericht als dem Zivilrecht angehörig für erheblich; der Irrtum über die Grenzen der Notwehr soll dem Täter nicht zugute kommen; denn hier handle es sich um einen Satz des Strafrechts. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat die Notwehr im § 227 geregelt, und zwar übereinstimmend mit § 53 des Strafgesetzbuchs. Irrt nun, fragt Kohlrausch mit Recht, der Täter künftig über einen Satz des Zivilrechts oder des Strafrechts? Wer die große Zahl der Entscheidungen, die Kohlrausch, unter bestimmten Gesichtspunkten geordnet, zusammengestellt hat, sorgfältig prüft, wird

sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die gedachte Unterscheidung in der Tat vollkommen undurchführbar ist. Das Ergebnis seiner Erörterungen faßt Kohlrausch in zwei Sätzen zusammen: Voraussetzung der Schuldzurechnung ist nicht die Kenntnis des Täters von dem ‚Verbotensein' seiner Handlung; andererseits genügt auch nicht, daß er das ‚sinnlich Wahrnehmbare' in seiner Tat gekannt hat; er muß sie in der Beleuchtung irgend einer menschlichen Bewertung erblickt haben.

Welches ist nun aber der entscheidende Gesichtspunkt, unter dem der Täter seine Tat gesehen haben muß, wenn er dem Strafrichter verfallen soll? Kohlrausch gibt die Antwort in dem hier besprochenen ersten Teile seiner Schrift nicht; er will sie in dem zweiten noch vorzulegenden Teile geben. Die Lösung, die er für richtig hält, deutet er in dem Satze an: ‚Es gilt, von der strafbaren auf die strafwürdige Handlung zurückzugehen, alle diejenigen Elemente aufzusuchen, an welche der Gesetzgeber seine Strafdrohung erst anknüpft. Sie und nur sie muß der Täter gekannt haben.' Auf den näheren Ausbau dieser Lehre kann man gespannt sein. Man sollte meinen, das Bewußtsein der Strafwürdigkeit einer Handlung bedeutet materiell kaum etwas andres als das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit. Jedenfalls wäre die Klippe, die der Handhabung der Strafrechtspflege im Falle der praktischen Durchführung dieser Theorie drohte, nicht weniger gefährlich als die, woran die Forderung des Bewußtseins der Rechtswidrigkeit bisher gescheitert ist: Die Strafrechtspflege wäre lahmgelegt, wenn die Verurteilung des Täters stets von dem Nachweise abhinge, daß der Täter ‚die Elemente, an die der Gesetzgeber seine Strafdrohung erst anknüpft, gekannt habe'.

Dr. J. Schwering.

Naturwissenschaft.

Neuere Forschungen über Nebelflecke. Die Ausbildung der photographischen und namentlich der spektrographischen Methoden in den letzten Jahrzehnten ist besonders auch unserer Kenntnis von den Nebelflecken zugute gekommen, jenen merkwürdigen Gebilden am Fixsternhimmel, in denen schon vor 150 Jahren Immanuel Kant die eigentliche Werkstätte der Natur erschaute, worin Welten aus vorhandenem Stoffe gebildet werden. Mehr und mehr erkannte man, daß es zwei Arten von diesen Gebilden gibt; die einen stehen vielleicht in unbegreiflichen Fernen nicht nur von der Sonne und Erde, sondern auch von dem ganzen, engeren Weltsystem, das der Milchstraßengürtel umschließt; die anderen, im Gegensatze zu jenen über weite Felder der Himmelswölbung verstreut, gehören diesem System selbst an, zeigen eine deutliche Beziehung auf das vielverschlungene Geäst der Milchstraße und auf die Sterne, die in derselben Richtung mit ihnen stehen. Sie sind zweifellos wirkliche, unauflösbare Nebelmassen, nicht etwa bloß für unsere optischen Mittel untrennbare Anhäufungen von Sternen; das Spektrum besteht aus einzelnen hellen Linien, von denen wir mehrere auf das bekannte Element Wasserstoff zurückführen können.

Seit den Arbeiten der beiden Herschel hatte man sich gewöhnt, in der Nebelwelt wie im Gebiete der Fixsterne überhaupt das Nacheinander nur durch das Nebeneinander wahrzunehmen. Sehen wir eine große Anzahl verschiedener Nebel, so bleiben nach Abrechnung dessen, was auf die Perspektive und die Entfernung kommt, noch Unterschiede übrig, die es mit einiger Sicherheit ermöglichen, eine Entwicklungsreihe für diese Gebilde aufzustellen. Die Entwicklung verläuft so langsam, daß, so glaubte man lange Zeit, ein Menschenalter, ja die ganze Menschheitsgeschichte nicht hinreicht, Änderungen erkennbar zu

machen. Dieser Standpunkt wird sich für die größten, d. h. im allgemeinen die uns nächsten, Nebel vielleicht nicht aufrechthalten lassen. So sind z. B. schon bemerkenswerte Ansätze gemacht worden, um die Achsendrehung der Nebelflecke auf einem Umwege zu erkennen. Die Spektrallinien einer uns näher kommenden Lichtquelle verschieben sich nach Violblau, die einer abrückenden nach Rot hin. Man hat dieses sog. Dopplersche Prinzip schon in der Jugendzeit der Spektralanalyse mit Erfolg auf die helleren und später auf immer schwächere Fixsterne angewandt; es stellten sich überall fortschreitende Bewegungen heraus, außerdem aber auch seit etwa fünfzehn Jahren Umlaufsbewegungen, die uns eine neue Art von Doppelsternen, die spektroskopischen Sternpaare, kennen lehrten. Wendet man dasselbe Prinzip auf eine ausgedehnte Nebelmasse an, bei der man eine Rotation voraussetzt, so lehrt es, daß an der einen Seite alle Linien nach Rot, an der andern alle nach Viol verschoben sein müssen; es ist nur die Frage, ob wir bei der jedenfalls sehr geringen Schnelligkeit dieser Drehung die Verschiebungen der Linien auf der photographischen Platte noch werden messen können. Diese Frage darf für einen großen Nebel vielleicht schon bejaht werden. Damit wäre dann die wirkliche Bewegung festgestellt, und zwar aus wenigen in kurzer Zeit gewonnenen Aufnahmen, während man ohne spektrale Zerlegung tatsächlich wohl der Beobachtung und Aufnahme während mehrerer Jahrzehnte bedürfte.

Die Aufnahme der entfernteren Nebel mit einem Reflektor von sehr großer Brennweite, der für möglichst genaue Abbildung Sicherheit bietet, hat schon vor einigen Jahren gezeigt, daß die Spiralform, die früher als besonders merkwürdiges Phänomen in Einzelfällen hervorgehoben wurde, tatsächlich die allgemein herrschende ist, von der alle andern beobachteten Gestalten nur Variationen darstellen, deren Hauptgrund die wechselnde Perspektive ist. Photographiert man andrerseits große Himmelsgebiete mit den hierfür geeigneten Linsen von weiter Öffnung, aber relativ kleiner Brennweite, so gewinnt man besonders von der Verteilung der uns näher liegenden, unsrem eigenen Weltsystem angehörenden Nebelmassen ein anschauliches Bild. Zahlreiche, den Nebelbeobachtern der älteren Zeit entgangene Flecke sind auf diese Weise entdeckt worden. Besonders merkwürdig ist aber die Beziehung zwischen Nebeln und sternarmen Gebieten, auf die Max Wolf in Heidelberg seit mehreren Jahren hingewiesen hat. Bekannt ist, daß dem Beobachter des südlichen Sternhimmels in der Nähe sehr heller Milchstraßengebiete auffallend sternarme, geradezu schwarz erscheinende und den Eindruck von Löchern hervorrufende Flächenstücke begegnen, die sogenannten Kohlensäcke; weniger bekannt, obgleich bei uns sichtbar, sind ähnliche Löcher in der nördlichen Milchstraße, z. B. in der Kassiopeia, die auf den schönen Zeichnungen von Heis (im Atlas coelestis novus, Coloniae 1872) und Easton (Paris 1893) recht gut hervortreten. Auch sie liegen in der Nähe gerade der hellsten Gebiete. Genau dasselbe zeigen nun die zuletzt erwähnten Nebelaufnahmen; so das Bild eines Gebietes im Schwan, das Wolf (im Ergänzungshefte der Monthly Notices of the Royal Astronom. Society von 1904) veröffentlichte. Man sieht hier ein großes Himmelsfeld mit helleren und schwächeren Sternen besetzt, und zwar im Osten und Norden ziemlich gleichmäßig. Das westliche Drittel wird besonders in seinem nördlichen Teil von einem großen Nebel ausgefüllt, und deutlich scheidet sich dessen Gebiet von der Gegend gleichmäßiger Besetzung durch eine breite nordsüdliche Zone mit etwas schwächerer Besetzung. Noch merkwürdiger ist aber das folgende. Ein kleiner, glänzender Nebel steht weit entfernt von der Hauptmasse bereits in

der östlichen Hälfte. Umgeben wird er von einem schwarzen Ringe, dessen Breite ungefähr dem Durchmesser des hellen Fleckens entspricht. Dieser schwarze Ring wird eben durch das auffallende Fehlen schwacher Sterne hervorgerufen. Und nun geht die ‚Sternwüste' von der nordwestlichen Seite des Ringes aus noch viel weiter in westnordwestlicher Richtung, und zwar als ein etwas schmäleres, langes, auffallend schwarzes, also sternarmes Band, welches, die vorhin erwähnte nordsüdliche Zone kreuzend bis in den großen Hauptnebel eindringt, indem es hier in Gestalt einer Abschwächung der Nebelmasse noch gut zu erkennen ist.

Den Eindruck dieses Bildes gibt Wolf damit wieder, daß er sagt, es komme dem Beschauer vor, als habe sich der kleine glänzende Nebel von der großen kosmischen Wolke abgetrennt, und als habe er oder die Entwicklung, als deren Ergebnis er am Himmel steht, den langen schwarzen Kanal durch das sternreiche Milchstraßenfeld gezogen. Allerdings könne man die Sache auch so erklären, daß dem Nebel auf seinem nach Osten gerichteten Wege eine dunkle Masse gefolgt sei, die uns den Anblick der schwächsten Sterne entziehe. Jedenfalls sei der Stern von einem schwarzen Ringe umgeben, der das Ende einer langgezogenen Sternwüste darstelle.

Eine andere (im Juniheft derselben Zeitschrift von 1903 mitgeteilte) Wolfsche Aufnahme betrifft den großen Nebel im Sternbilde des Fuhrmanns. Hier fesselt besonders die Erscheinung, daß sich von dem Hintergrunde einer größeren Nebelwolke fünf, zum Teil schon früher festgestellte, sehr helle Nebelflecke abheben, deren Gesamtheit die bekannte, auch den Hyaden zugrunde liegende Figur des V bildet. Auch diese gewaltige Ansammlung kosmischen Stoffes liegt in der Nähe mehrerer Sternwüsten.

Was den Stoff angeht, aus dem solche Nebelmassen des Himmels bestehen, so zeigen die Spektrogramme hauptsächlich die Linien des Wasserstoffs, dann zwei den Nebeln speziell angehörige, die gewöhnlich mit N_1 und N_2 bezeichnet werden, sowie noch einzelne andere. Bei dem großen Nebel im Orion hat besonders J. Hartmann in Potsdam mit Glück die Trennung der einzelnen Lichtarten in der photographischen Aufnahme versucht. Er benützte hierbei nicht den gewöhnlichen Spektrographen, sondern das weit lichtstärkere Objektiv-Prisma. Es wurde ein Cornusches Prisma mit 60° als brechendem Winkel vor einem Quarz-Objektiv (zum Zwecke verminderten Absorptionsverlustes) von 40 mm Öffnung und 320 mm Brennweite angebracht. Diese neue Anordnung ergab z. B. auf einer Aufnahme von 150 Minuten nicht weniger als 15 Linien des Nebelspektrums bei dem Nebel Generalkatalog Nr. 4373, während der Spalt-Spektrograph am Refraktor von 80 cm Öffnung immer nur vier Linien ergeben hatte. Auf den mit dem kleinen neuen Apparat erhaltenen Platten stellt 1 mm mehr als zehn Bogenminuten dar. Dennoch lassen die von Professor Hartmann (im Astrophysical Journal vom Juni 1905) mitgeteilten vergrößerten Bilder eine Menge von Einzelheiten erkennen.

Will man nun bestimmte Lichtarten auf die Platte wirken lassen, so muß man bei der geschilderten Anordnung die übrigen durch absorbierende Filter unschädlich machen. Das erste Filter dieser Art stellte Hartmann dar, indem er eine unbenutzte photographische Platte fixierte und für einige Minuten in konzentrierte Pikrinsäure tauchte. Die Schicht nahm dann eine intensiv gelbe Färbung an, und sie absorbierte nun alle kurzen Wellenlängen von 4800 $\mu\mu$ an, übermittelte jedoch recht gut die Wasserstofflinie H_β und die Nebellinie N_1 und N_2. Das zweite Filter wird hergestellt, indem man eine Platte in die Lösung von schwefelsaurem Chinin taucht und die

Schicht in Verbindung mit Kobaltglas benutzt. Diese Zusammenstellung läßt nur Wellenlängen zwischen 3880 und 3740 $\mu\mu$ durch und verschluckt alle andern. Taucht man endlich eine Gelatineplatte in die Lösung von Nitroso-Dimethyl-Anilin, so erhält man ein Filter, das Rot, Gelb und Grün durchläßt; dann folgt Absorption von 5050 bis 4000 $\mu\mu$, nun wieder Durchlässigkeit, namentlich auch für die Lichtart 3727 $\mu\mu$, die dem Nebel im Orion ganz besonders zuzukommen scheint; die Durchlässigkeit für N_1 und N_2 ist gering, und sie kann durch geeignete Auswahl der Platten gänzlich wirkungslos gemacht werden.

Die mitgeteilten Aufnahmen sind monochromatisch, und es zeigt nun vorzüglich die mit dem Nitroso-Filter während 120 Minuten am Abend des 25. Januar 1905 erhaltene überraschend viele Einzelheiten bei sehr großer Ausdehnung des Nebelgebildes im ganzen. Insbesondere fesselt das zarte Gefüge im südlichen und westlichen Teile. Die andere, mit dem Pikrin-Filter gemachte Aufnahme zeigt den Nebel lange nicht so groß; es fällt außerdem auf, daß ein abgetrenntes Stück im Süden der Hauptmasse auf dieser Platte kaum mehr zu erkennen ist. Das Bild ist am 26. Februar 1905 gleichfalls in zwei Stunden erhalten worden.

Die Spektrallinie H_β gehört, wie gesagt, dem Wasserstoff an, N_1 und N_2 irgend einem zweiten Gase, und aus den Intensitätsverhältnissen schließt Hartmann, daß die Linie 3727, die im Orionnebel eine so hervorragende Stellung einnimmt, noch auf ein drittes Gas zurückzuführen ist. In der Nähe der Linie liegt eine der Sauerstofflinien; doch ist die Übereinstimmung wohl nicht hinreichend genau, um den Schluß auf die Zusammensetzung der Hauptmasse des Nebels aus diesem Gase zu rechtfertigen. Mit Nachdruck betont Hartmann, daß, wenn es sich später einmal um die Feststellung wirklicher Gestaltsänderungen handeln sollte, nur Photographien vergleichbar seien, die mit möglichst übereinstimmenden Instrumenten und mit denselben Filtern erhalten sind. Zur Vergleichung habe dann der Stereokomparator zu dienen.

Professor Dr. J. Plaßmann.

Literatur.

Literarische Ausblicke. Seitdem Gervinus im Jahre 1840 seine monumentale ‚Geschichte der deutschen Dichtung' mit jener ingrimmigen Widmung an Dahlmann im vierten Bande und mit dem gleich pessimistischen Ausblick am Schluß des fünften Bandes abschloß, ist die Frage über die Zukunft unserer Dichtung nicht mehr zur Ruhe gekommen. Daß sie überhaupt auftauchen, daß sie sich durch mehr als zwei Menschenalter lebendig erhalten konnte, beweist im Grunde, ein wie geringes Genüge uns die Dichtung gewährt, wie wenig sie vor allem im Einklang steht mit den Anforderungen, die edle Geister auch heute noch, und heute vielleicht mehr als je, an sie stellen, nachdem doch in Erfüllung gegangen ist, was nach Gervinus ihr allein zu fehlen schien, da er grollte: ‚Unsere schöne Literatur ist ein stagnierender Sumpf geworden, von so giftigen Bestandteilen erfüllt, daß man Orkane von außen hineinwünschen muß.' Nun, was jener polternde Liberalismus der vierziger Jahre begehrte, daß der Deutsche sich im Wettkampf des Lebens ein anderes Ziel als die Kunst stecken solle, daß er das Feld der Dichtung brach legen und eine praktische, eine politische Natur werden solle, es ist, wenngleich nicht nach den Rezepten jener Doktrinäre, wenigstens insofern geschehen, als das alte Staatswesen in heftigen Erschütterungen unterging und einem einigen und starken Deutschland Platz machte. Die ‚großen Geschicke', die Gervinus dem Vaterlande wünschte, sind eingetreten, und ‚das ruhesüchtige Volk, dem das Leben des Buches

und der Schrift das einzige geistige Leben und das geistige Leben das einzige wertvolle Leben ist', hat sich zu einem praktischen, handelstüchtigen und politisch stark bewußten Volke ausgebildet; aber sein geistiges Leben ist dadurch nicht ursprünglicher und tiefer, sein Dichten und Sagen nicht frischer, nicht gesünder geworden. Und so ruht denn auch heute noch der Blick all derer, denen gleichwie Gervinus ‚Sinn und Liebe für Kunst und Dichtung mit der ganzen Existenz verwachsen ist', noch immer sorgenvoll in der Zukunft, um so sorgenvoller, als das Wort von dem ‚stagnierenden Sumpf' in dem Maße wahrer wurde, als wir in die jüngste Gegenwart fortschritten. Dennoch haben wir so kraftvolle, vom reichsten Wissen getragene Auseinandersetzungen mit der Gegenwartsdichtung nicht wieder erlebt seit Gervinus. Unsere Literarhistoriker sind zum Teil infolge der Verschiebung, die unsere ganze wissenschaftliche Methode oder vielmehr unsere diese Methode bedingende wissenschaftliche Weltanschauung erfahren hat, temperamentlose, in philologischer Kleinarbeit vergrabene Männer geworden, denen das machtvolle Ethos eines Gervinus verloren ging. Ihr kühl wissenschaftliches Verhältnis zu dem Ablauf unseres Geisteslebens, insofern sie eine Beschäftigung mit der lebendigen Dichtung überhaupt des echten Wissenschaftlers noch würdig halten, bringt es mit sich, daß ihr Interesse und ihr Tätigkeitsdrang in demselben Augenblick erlöschen, da ihnen eine Erscheinung ursächlich greifbar geworden ist. Bei solcher Kraftlosigkeit in unserer Literaturgeschichtschreibung kann es nicht wundernehmen, daß wir zukunftheischende Ausblicke heute nirgends weniger finden als gerade bei ihr. Allerdings begünstigt der gegenwärtige Stand unserer Literaturforschung nicht das Streben nach einer organischen Darstellung unter ausgreifenden synthetischen Gesichtspunkten: noch harrt ja eine große Menge der schwierigsten Probleme ihrer Lösung. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß gerade unsere Zeit ein starkes Bedürfnis empfindet nach einer Literaturbetrachtung, die über die bloße Erklärung von Tatsachen oder über schöngeistige Einschätzung hinausgreift auf die sozialen, nationalen und ethischen Wirkungen dieser Literatur im Volksleben und so auf diese Weise Antriebe schafft, aller Entartung kräftigen Widerstand entgegenzusetzen.

Da ist es denn eine Freude, zu gewahren, daß dieser große Zug doch nicht ganz auch in der Gegenwart fehlt, und daß er sich just in einem Buch findet, das, ohne den Anspruch zu erheben, eine Geschichte der neuesten Literatur zu sein, doch eine wirkungsvollere Auseinandersetzung mit ihren führenden Erscheinungen ist als manche dickleibige Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Ich meine Ant. E. Schönbachs vor kurzem in siebenter, stark erweiterter Auflage erschienenes Buch ‚Über Lesen und Bildung' (Graz 1905). Es ist bis jetzt in ungefähr 14,000 Exemplaren verbreitet, und es besteht kein Zweifel, daß es dies neben seinen gediegenen praktischen Überblicken und Ratschlägen vor allem dem hohen und freien Standpunkt verdankt, den sein Verfasser sich von Anfang an einzunehmen bemühte, und den er auch festhielt in einer Anzahl von neuen Zusätzen, besonders aber in einem neuen Kapitel ‚Ausblicke', das uns hier vornehmlich beschäftigen soll. Schönbach ist kein Beschöniger unserer Gegenwartskultur; die Kritik, die er in den Einleitungskapiteln den ‚Zuständen der Gegenwart' in bezug auf Bildung widmet, ergibt ‚ein ziemlich trübes Bild', so daß er selber meint, daß ‚ein starker Glaube an die Zukunft nötig sei, um für die Zukunft zu arbeiten'. Aber gerade dieser Glaube fehlt ihm nicht und gibt seinem Buche, so pessimistisch manche Urteile auch gefärbt erscheinen, doch einen frischen, belebenden

Zug. Gern und mit Respekt folgt man ihm auch dann, wenn die Urteile ungewöhnlich sind und gegen liebgewordene Meinungen verstoßen, da mehr als die einzelne Begründung, die Schönbach solchen Urteilen gibt, die Sicherheit beunruhigt, mit der er aus einer staunenswerten Vielseitigkeit der Gesichtspunkte und der Belesenheit in den meisten Fällen das Richtige trifft. Vor allem versteht er wie wenige deutsche Literarhistoriker, Vergangenheit und Gegenwart in fruchtbarste Verbindung zu bringen und die Probleme hier und dort wechselseitig zu erhellen; denn in seinen Augen genügt für den Literarhistoriker, ‚der die Gegenwart erkennen und richtig begreifen will, nur die Vergleichung des gesamten zugänglichen Materials'. Doch dürfe bei einer derartigen Arbeit nicht vergessen werden, daß eine solche Entwicklung nicht nach Art einer Kette an gesetzmäßige Kontinuität gebunden sei. Auf dieser Einsicht beruhen denn auch seine Einwände gegen Lamprechts, des Historikers, geschichtsphilosophische Konstruktionen, sowie seine Bedenken gegen die mechanischen Einteilungsversuche von Scherer und Ottokar Lorenz.

Indem er uns durch derartige Um- und Rückblicke die Einschätzung des Gegenwärtigen erleichtert, verfehlt er nicht, daran zu erinnern, daß derartige Rückblicke in der Regel nicht allzugut gegen ein Übermaß von Einschätzung des Eigenen Schutz gewähren, ja findet die Überschätzung geradezu als ein auszeichnendes Merkmal an unserer Gegenwartsliteratur. ‚An jeder Straßenecke stoßen wir heute mit einem Schiller oder Goethe zusammen, und die seltsam ausgestatteten Bändchen, in denen die neuesten Verse uns entgegentreten, wollen nicht bloß das Jüngste, sondern auch das Beste umfassen, das unsere Lyrik seit Jahrhunderten brachte.' Dennoch fragt er, ob in der deutschen Literatur der Gegenwart, auch bei Erweiterung der üblichen Grenzen, nicht ‚jene Genien ersten Ranges' zu finden seien, die für einen Abschnitt von historischer Bedeutung nicht zu entbehren sind. Und er antwortet — ‚nicht ohne Bedacht, aber auch ohne Schwanken': Nein. — Lassen wir jedoch die ‚Gegenwart' sich von uns aus bis zu Goethes Tod erstrecken, ‚so hat es während dieses Zeitraumes bei uns überhaupt nur zwei Begabungen ersten Ranges gegeben: Gottfried Keller und Ludwig Anzengruber.' Ja, selbst wenn wir den Blick weiter richteten auf die moderne Weltliteratur, so sei auch hier kein solcher überragender Genius zu finden. Vielleicht käme Tolstoi dieser Höhe noch am nächsten; doch habe er sich von der Kunst zur Lehrhaftigkeit, von der Poesie zur Religion gewandt, betreibe das unergiebige Gewerbe des Weltverbesserers und offenbare bei dieser Hantierung Züge eines ursprünglichen Barbarismus in seinem Wesen, die seine Erzählungen sonst den Menschen verschwiegen hätten.

Nicht minder gering scheint ihm die Zahl derjenigen Werke, die, heute in großem Ansehen stehend, dauernde Geltung und Einfluß für die Zukunft haben. Ja, er findet, daß gerade das, was wir uns angewöhnt haben, als einen besonderen Vorzug des modernen poetischen Schaffens anzusehen, das starke Heraustreiben des Wirklichen, Eindruck und Verständnis strenger an die unmittelbare Gegenwart binde und diese Dichtung von der Sympathie der Nachfahren absperre. Sehr einleuchtend wird gerade hier die Erfahrung an denjenigen Werken des deutschen Klassizismus angerufen, die, je mehr sie mit der Besonderheit ihrer Zeitumstände gesättigt sind, und je weniger sie sich durch bedeutenderen Anteil an der allgemeinen Bildung über diese Abhängigkeit und Bedingtheit erhoben haben, uns heute um so ferner stehen. Dieser Gedanke ist so richtig, daß er verdiente, einmal an einer Reihe von Beispielen in ganz konkreter Weise unseren Künstlern und Dichtern in das von

Künstler-Unsterblichkeitsgedanken erfüllte Bewußtsein gehämmert zu werden. Zu den Schäden unserer Gegenwartsdichtung übergehend, ist Schönbach geneigt, das Entarten in der modernen Poesie, das wir als ‚Neurasthenie' beschönigen, mit Lipps näher zu bestimmen ‚als eine krankhafte Unverbundenheit der Vorstellungen, die nicht mehr normal verkettet ablaufen, nicht mehr zielbewußt zusammengefaßt werden, weil es der Persönlichkeit, dem Individuum an Kraft mangelt, sie zu beherrschen'. Von dieser psychologischen Betrachtung kehrt er zu den äußeren Schäden zurück und findet da treffliche Worte, die geschäftsmäßig und ununterbrochen betriebene Produktion sowie die Kritik zu charakterisieren, indem er bezüglich der letzteren treffend bemerkt, ‚wie die Interessen von Schriftstellern und Verlegern und deren Zeitschriften mit denen einer sachlichen Kritik zusammenstoßen, und wie schwer es heutzutage schon bei uns wird, mit objektiven, rückhaltslosen Besprechungen neuer Belletristik an gehöriger Stelle zum Wort zu gelangen'. In knappen aber sicheren Zügen wird des Einflusses gedacht, den die Frau in Dichtung sowohl als Konsumentin wie Produzentin ausübt. In bezug auf die Stoffe: Verkleinlichung einerseits, Bevorzugung der Geschlechtsbeziehungen andererseits; in bezug auf die Technik: das Erzählen in erster Person und das Briefwesen. Die Überschätzung der Persönlichkeit entspringt der allgemeinen Nervosität. ‚Der einzelne Mensch wird für sich selbst besonders wichtig, sobald er krank ist, noch mehr, wenn er dauernd kränklich wird.' Diese Kränklichkeit wird aber meist zu Unrecht der Überbürdung mit Arbeit zugeschrieben; der moderne Mensch bricht unter der ihm zugemuteten Arbeit vielmehr sehr häufig nur deshalb zusammen, weil er vor der Arbeit und während ihrer durch die Fülle des Lebensgenusses übermüdet und erschöpft worden ist. Und was schließlich der Genußsucht nicht erliegt, das ruiniert ein meist roh betriebener Sport, der von der Aristokratie auf das Bürgertum abfärbt, die Gesellschaft verdemokratisiert, Ton und Umgangsformen vergröbert und die Finessen des High life in Roheit verwandelt.

So endet das Bild ziemlich trübe; aber ‚wer in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts den Zustand der deutschen Literatur mit historischem Auge überschaute, dem muß der Ausblick ebensowenig hoffnungsvoll vorgekommen sein wie die Gegenwart einem objektiven Beobachter'. So gewinnt der Optimismus doch wieder die Oberhand. Auch unserer Dichtung wird gewiß noch eine frische Zukunft erblühen. Große Umwälzungen stehen uns ja zweifellos in bezug auf die literarische Stoffwelt bevor. Aus der Entwicklung in Amerika schließt der gewiegte Kenner der amerikanischen Literatur, daß auch ‚eine menschliche Gesellschaft unter dem Zepter der Technik und der Naturwissenschaften statt des klassischen Humanismus doch niemals der Kunst, niemals der Poesie zu entraten' vermöge. Dennoch wird die Mahnung nicht gespart, daß wir uns an der Historie für den Drang der Gegenwart erziehen. Vor allem aber müssen wir wieder dahin arbeiten, den geistigen Gehalt unseres Lebens, wie die Literatur ihn umschließt, zu mehren und seine Schätzung zu erhöhen. ‚Darum auch: was immer der einzelne halten mag von Religion, es ist ein Verlust der Gesamtheit, des geistigen Bestandes, daß die religiöse Empfindung im Schwinden begriffen ist.... Laßt sie uns hüten! Möge sie uns so spät verloren gehen, als es irgend sein kann.' — ‚Unsere Literatur muß einbüßen, was ein Merkmal der Greisenhaftigkeit ist, nicht der Überfülle jugendlicher Stärke, nämlich die übermäßige Ausdehnung und Geltung der rein sexuellen Interessen; diese senile Lüsternheit bedarf dringend des Ein-

dämmens. Und da scheint es kein besseres Gegenmittel für gesunde Menschen zu geben als ein stärkeres Anspannen zur Arbeit.' —

So klingt das Ganze in einen stählenden Preis der Arbeit aus, jener Arbeit, die anhebt am Montag, die sich frischen Mutes durch die Woche kämpft, und der der schließende Sonntag als ein hohes Fest erblühe. Nur den Sonntag nicht vorweg nehmen!

Das ist in großen Linien der Ideengang in dem ‚Ausblick' eines unserer kenntnisreichsten Literarhistoriker. Mag man im einzelnen anderer Meinung sein, — darauf kommt es hier nicht an, — im ganzen wird man nur zustimmen können und wünschen, daß mehr als in der Literaturgeschichtschreibung der letzten Jahre auch der Gelehrte künftig wieder den Mut einer persönlich gefärbten Meinung habe, damit auch das Leben seine Impulse empfange aus der Arbeit, die da geleistet wird auf den lautlosen Forschergängen der Wissenschaft. Denn wenn nur das lebt, was wirkt, und es nach Herder vor allem darauf ankommt, daß bei allem, was auch geschehe, Wirkung sei, so kann auch die literarhistorische Wissenschaft sich das Interesse weiterer Kreise nur dadurch erhalten, daß sie uns als wirkend entgegentrete.

M.

Heinrich Bulthaupt †. ‚So verwandelt sich denn die Freude, einen Dichter zum Dolmetsch des Dichters bestellt zu sehen, nur zu oft in Mißbehagen. Otto Ludwig war eben zu sehr Dichter, um allseitig gerecht sein zu können, zu sehr Persönlichkeit, um den entgegenstehenden Pol seines eigenen (wie Shakespeares) Schaffens, Schiller, verstehen zu können,' also Bulthaupt in der Einleitung zum zweiten Bande seiner ‚Dramaturgie des Schauspiels'. — ‚Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte! Was gilt die Wette? . . . ich werde es zuverlässig besser machen — und doch lange kein Corneille sein — und doch lange noch kein Meisterstück gemacht haben.' So Lessing im letzten Stück seiner Hamburgischen Dramaturgie. Diese beiden Sätze sollen nicht etwa einen Vergleich einleiten zwischen dem großen ersten Dramaturgen Lessing und dem jüngst verstorbenen Dramaturgen Bulthaupt; vielmehr beleuchten sie eigentümlich das Verhältnis des Dramaturgen zum Dichter in derselben Persönlichkeit, erklären im tiefsten Grunde den Zwiespalt zwischen Kunstfühlen und Kunstschaffen Bulthaupts, den großen Erfolg des ästhetischen Kritikers, den Mißerfolg des Dichters.

Das äußere Leben Bulthaupts verlief ruhig, fast ganz seinen literarischen Arbeiten gewidmet. Geboren ist er 26. Oktober 1849 in Bremen. Seine juristische Laufbahn verließ er bald, um bis an sein Ende das Amt eines Stadtbibliothekars in seiner Vaterstadt zu begleiten. Jahrelang unternahm er Tourneen durch Deutschland, wo seine Vorträge reichsten Beifall fanden.

Wie sehr Bulthaupt als feinfühliger, sicherer Ästhet und Theaterkritiker einem Bedürfnis entgegenkam, das seit Lessing nie mehr wirklich befriedigt worden war, das zeigt die erhebliche Zahl von Auflagen seiner ‚Dramaturgie des Schauspiels', die allmählich von den Klassikern bis zur Neuzeit auf vier Bände heranwuchs, ebenso seine naturgemäß in geringerer Anzahl verbreitete, auch später entstandene ‚Dramaturgie der Oper'.

Wie Lessing, obgleich er sich ängstlich hütet und windet, mit Aristoteles nicht in Widerspruch zu kommen, seine Gesetze von Fall zu Fall aus der Wirklichkeit ableitet, wie überhaupt der praktische Ästhetiker nicht abstrakte Philosopheme in einem Wolkenkuckucksheim ausdenkt, so glaubte auch Bulthaupt, die künstlerischen Gesetze müßten auf dem Wege der Induktion gefunden worden. ‚Gewiß gibt es große und unumstößliche Gesetze für das Drama wie für jedes andere Werk

der Kunst. Aber solche, die einer Kunstgattung bei allen Völkern übereinstimmend zukommen, sind außerordentlich gering; denn Volksgeist und Persönlichkeit spielen mit ihnen und umhüllen sie wie das blühende Fleisch das Skelett. . . . Da diese Gesetze aber nur auf dem Wege der Erfahrung gefunden werden können, so werden sie auch durch die Erfahrung erst den Gültigkeitsstempel erlangen, einleuchten und überzeugen.'

Aus dieser Ansicht über höhere Kunstgesetze und reinere Kunstformen heraus führte Bulthaupt einen beständigen Kampf gegen den nunmehr überwundenen Naturalismus der Bühne. ‚Die Wirklichkeit gibt dem Dichter immer nur das Rohmaterial. Das schmilzt er um in den Flammen seiner Phantasie; das zwingt er kraft seines Meisterrechts in die charakteristischen und schönen Formen seiner Kunst.' ‚Wenn wir das Leben kopieren wollen, wie es ist, müssen wir es noch einmal bilden; — zum Kunstwerk wird es dem schöpferischen Geiste erst, der aus der Fülle der Erscheinungen das Wesentliche wählt und zu einem neuen Ganzen verbindet, das gleichberechtigt, ein selbstständiger Organismus, neben die Gebilde der Natur tritt.' Das waren Bulthaupts Grund- und Leitsätze, welche er bei seinem Spüren nach dem Kern der Kunst in den vielgestalteten Hüllen der Klassiker und Modernen befolgte.

So sehr nun Bulthaupt sich selbst über die Kunst anderer klar war, so fein er nach- und weiterempfinden konnte, so hatte er doch wenig Glück in seinem eigenen Kunstschaffen. So sehr sein selbständiges ästhetisches Urteil der Hochflut des Naturalismus gegenüber standhielt, seine zwar vielerorts und wiederholt aufgeführten Dramen haben nicht bloß deshalb keinen Anklang gefunden, weil sie in die Zeit gerieten, in der ‚Naturalismus' Trumpf war. Und damit komme ich wieder auf die beiden ersten Sätze. Er war allseitige Persönlichkeit im Gegensatz zu Ludwig und verstand es deshalb auch, entgegenstehende Pole kritisch und ästhetisch zu vereinigen; er konnte Wert und Unwert der Dichtungen scheiden, wie Lessing den Corneille zu verbessern verspricht, und doch kein Meisterwerk schaffen. Es ist merkwürdig, aber psychologisch teilweise erklärlich: Ein guter Dramaturg wird kein wirklich gutes Drama hervorbringen, ein Drama, das von einer künstlerischen Individualität zeugt. Sein Geist hat zu viel Kunstverstand, um naiv dichten zu können. Bulthaupt war sich seines Wollens bewußt, ‚moderne' Dramen in gutem Sinne zu bieten. Wie richtig urteilt er: ‚Jede künstlerische Schöpfung hat sich selbst das Zeugnis auszustellen, und wirkt sie nicht durch sich mit der Kraft des Lebens und der Schönheit der Kunst, dann hilft dem Dichter die Darstellung der künstlerischen oder unkünstlerischen „Absichten", die er etwa mit ihr verfolgt hat, gar nichts.' Aber der Dichter soll überhaupt keine ‚Absichten' verfolgen, auch keine künstlerischen in dem Sinn, daß er das Kunstwerk konstruiert. Bulthaupt verstand wie kaum einer, an dem künstlerischen Quell zu trinken, aber selber einen ursprünglichen Quell sprudeln zu lassen, war ihm nicht gegeben.

K. Weiß.

Theater.

Fritz Lienhards neue dramatische Dichtung ‚Wieland der Schmied' erfuhr im Laufe dieses Sommers ihre Uraufführung auf dem Harzer Bergtheater und fand vielen Beifall. Sie fesselt eben so sehr durch den Rhythmus und die Kraft des Wortes, wie durch die gedankliche, persönlich bedeutungsvolle Umformung des alten Mythus. Über die visionäre Entstehungsweise macht der Dichter in der Einleitung zur Buchausgabe (Greiner und Pfeiffer, Stuttgart 1905) wertvolle Mitteilungen.

‚In einer späten Winternacht ging ich in meinem Arbeitszimmer noch ein-

mal zwischen all dem Papier auf und ab, ziellos, der Pflicht des Zubettegehens bewußt und doch nicht recht dazu gewillt. Auf einigen hochgestapelten Büchern lag die Eddaübersetzung von Hugo Gering. Ich schlug sie aufs Geratewohl auf, wie ich wohl jedes andere Buch aufgeschlagen hätte, und traf das Lied von Wölund. Ich stand, wurde gepackt vom Stoff und las stehend die mir natürlich längst bekannte Erzählung, halb Mythe, halb Sage, mit wachsendem Staunen zu Ende. Welch eine Künstlertragödie! Und welch ein Künstlersieg! Aus dem Schmerz schmiedet dieser Künstler goldne Schwingen!'

Was eine der großen künstlerischen Wirkungen der altnordischen Eddalieder ausmacht, dieses Durchscheinen höherer Sphären durch ihre nächsten Geschehnisse, das hat Lienhard in ganz moderner und ganz energischer Weise ans Licht gehoben. Er hat das Wielandlied von Innen erlebt. Meisterhaft ist diese Enthüllung der herben, knappen Völundharkvidha und vortrefflich der szenische Zusammenhang der Handlung. Die Charaktere sind breit entfaltet und wirkungsvoll zu einander geordnet. Die Dichtung gewährt dem alten Lied gegenüber jene seltene Freude des Wiedererkennens, die die Erinnerung und die Gegenwart nur unterscheidet, um sie zu vereinigen.

Das künstlerische Motiv der Wielandsage bedurfte nur der Umsetzung in die dramatische Form. Wieland ist der Fürst der kunstfertigen Elben, ist der kunstreichste Schmied, der, durch die Gewalttat des feindlichen Königs Nidhod im Schmerz geläutert, von bloßer, sinnenfälliger Kunstfertigkeit zum schöpferisch über sich selbst hinausgehenden Schaffen sich erhebt. Tote Schätze häufte er auf, goldne Ringe reihte er am Baste und schuf Blätter seines Waldes, wo er hauste, tot im Golde nach. Ahnungsvoll nach höherem strebend steht er schon zu Anfang seinen beiden Brüdern gegenüber. Da fangen die drei die baden den Walküren, die ‚göttlichen Mädchen', indem sie ihnen die abgelegten Flügelgewänder wegnehmen. Seine Brüder mißhandeln das Licht vom Himmel; Wieland bringt die Odinstochter Allwiß Erleuchtung in sein dunkles Ahnen. Er fühlt sich als Odins Sohn, lernt Liebe und Vertrauen. Das Eintreten des Seelisch-Geistigen in die Sinnenwelt sichert die menschheitliche, beginnt die seelische Entwicklung. Die Sage kennt nur die Gewalt der Leidenschaft. Unglück bricht über Wieland herein. Allwiß verläßt ihn. Nidhod überfällt ihn und schneidet ihm die Sehnen der Füße durch. Er rächt sich am Leben der Königssöhne und der Unschuld der Königstochter Bodwild. Lienhard setzt über die Rache die seelische Gewalt der Sittlichkeit. Dieser Wieland, der auf zum Lichte strebt, rächt sich nicht. Er leidet und zieht aus dem Leiden seine höchste Kraft. Er hört Wanderer Odins Stimme und Zeichen. Allwiß, sein Weib, die Walküre, hat ihm Odins Geist der stolzen Freiheit und Güte gekündet; Alrune, die Waldfrau, offenbart ihn ihm in seinem Jammer. Denn ‚Wanderer kommt im Gewande der Wonne, Wanderer kommt im Gewande der Schmach'. Und die größte Versuchung wird zum Sieg geistigen Heldentums. Eine Feder vom Flügelgewand der entflogenen Gattin findet Nidhods Knabe, als er in die Zaubertruhe gelockt Wielands Rache preisgegeben ist; das erschüttert zum letzten und siegenden Male in Walvaters Geist des Ringenden Herz. ‚Wandrer! — O Wandrer, geh aus meiner Hütte fort! Ich bin dein unwert. Allwiß! Alrune! Nidhod! Segen, Segen, — ich segne euch alle! Ihr alle kommt ja zu mir und bringt mir Segen. Ja, ja, ich schmiede mir Flügel. Freilich kann ich Flügel schmieden, Knabe! Ans Werk! Ans Werk! Ich hab ein Werk. Heraus, was an Erz in meiner Höhle ist und an Kunst in meinem Haupt! Knaben, schleppt das dort her! „Auf, Wieland, fliege mir nach!" Ich will, Allwiß! Und mißlingt

es, Allwiß, und fall ich zerschmettert, — so fang mich auf, wie du Helden auffängst! Aber nicht gemein sein, — nicht Wurm sein! Schmieden!'

Und während sich das erbärmliche Geschlecht der Staubwesen im Haß vernichtet, schwingt Wieland, nicht mehr der Zwerg, sondern der Held, auf den Schwingen seiner Kunst sich zum Himmel auf, wohin der Neider nicht mehr reicht, zurücklassend dem überlebenden, jungen Menschengeschlecht die Hoffnung gleicher Geisteshimmelfahrt und den leisen Jubel seines im Wald verschwindenden Wichtelchores:

,Wir haben geschaffen,
Wir haben gehämmert.
Wir haben geschmiedet
Den heiligen Schmerz.'

Ein Werk so reicher, hoher Gedanken, eines so starkgläubigen Bekenntnisses der Erhöhung dessen, was erschaffen ist, im einzelnen und im Volke, ist verwandt der kräftigen Landschaft, in der es zur Darstellung kam. Die Einrichtung des Bergtheaters bei Thale im Harz ist eine unübertreffliche Leistung seines Gründers Ernst Wachler. Gegen den Abend, wenn das Wetter es erlaubt, harrt eine stark volkstümliche Schar des Spiels, von amphitheatralischen Plätzen über die natürliche Bühne in das unermeßliche Schachbrett der Ebene sich versinnend, wo die Türme von Halberstadt und Magdeburg in alte Zeiten deutscher Art deuten. Dunkle Waldkuppen, von phantastischen Felsformen unterbrochen, begrenzen seitab die freie, erhebende Schaustätte, und der hohe Himmel ist dem Ganzen Dach. Auf der einen Seite der Bühne steht Nidhods Königshalle, auf der andern liegt unter Busch und Wald Wielands Berghöhle, dazwischen eine waldige Gruppe. Die Regie nimmt den hohen Felsen hinzu, der neben dem Zuschauerraum gelegen durch die Bäume schimmert, und ist ihrer Wirkung sicher, wenn eine mächtige Feuerlohe von hier Wielands Flug weithin verkündet. Die Witterung kann tückisch sein, und männiglich schirmt sich, so gut er kann; aber sie kann auch bei Sonnenuntergang mit den Stimmen der Luft überraschend sinnige Augenblicke schaffen. Alles Technische jedenfalls besteht hier am Hexentanzplatz die Probe in einer Weise, wie sie niemand erwarten kann, und wo eine geistige Wirkung damit zusammengeht wie in Lienhards ‚Wieland der Schmied', offenbart sich in der Tat das so ganz zeitfremde und eben darum zeitnotwendige Naturfestspiel als einer der ernsthaftesten Versuche zur Regeneration der zeitgenössischen Bühne.

J. O.

Kunst.

Darf der Maler erzählen? Zu den schlimmsten Ketzereien im Sinne der modernen Nur-Maler-Ästhetik gehört die Behauptung, daß der Maler erzählen dürfe. Ein jedes Malerwerk, das auch nur im geringsten den Anschein erweckt, als habe der Künstler darin neben rein malerischen Zwecken auch noch inhaltliche, ideelle oder gar stoffliche verfolgt, wird von allen auf diese Ästhetik eingeschworenen Kritikern ohne weiteres als ‚literarisch' in die kunstgeschichtliche Rumpelkammer geworfen. Sogar das breite Publikum fängt schon an, mit solchen Kriterien bewaffnet, unsere Gemäldeausstellungen zu durchschreiten, in denen jedoch fortgesetzt viele Gemälde für die Tatsache zeugen, daß sich der Trieb, auch durch das Dargestellte dem Beschauer etwas zu sagen, bei fast unzähligen Malern als unausrottbar erweist.

Vor wenigen Tagen erst hörte ich zwei Besucher des Münchener Glaspalastes vor einem rechterdings mit der ersten Medaille ausgezeichneten Gemälde der ungarischen Abteilung mit einem ‚Schwamm drüber' verächtlich tun, weil, wie der eine bemerkte, ‚der Kerl ja mir etwas erzählen will.' Das Bild stellt eine virtuos gemalte Abschiedsszene auf dem Einsteigeperron eines Bahnhofes dar.

Da fragt sich denn schließlich auch der Verächter des ausgesprochenen Anekdotenbildes mit Besorgnis, ob hier nicht ein bedingt richtiger Gedanke einer über alle Ziele hinausschießenden Farbenästhetik durch die Erhebung zu unbedingter Geltung eine geradezu verheerende Wirkung ausübt auf ein unbefangenes Verhältnis vieler Zeitgenossen zur bildenden Kunst. Seltsam berührt es vor allem, wenn nun noch gar solche Kritiker, die angeblich für die Ausbildung unserer Kunst zur Volkskunst im Gegensatz zu einer ‚Kunst für Künstler' sich erwärmen, mit dem kritischen Schlagwort ‚literarisch' nur so um sich werfen. Denn eine Volkskunst setzt immer Wirkungen voraus, die von bekannten Lebenstatsachen, von Verhältnissen ausgehen, die das Gemüt des Menschen zu berühren fähig sind, setzt also Stoffe voraus, die auch dann noch in dem menschlichen Gemüt sich mit ihrem Gefühlswert geltend machen, wenn sie aus aller zeitlichen Bedingtheit und Zufälligkeit durch die künstlerische Erhebung in das Reich der ästhetischen Freiheit losgelöst sind. Unsere modernste Ästhetik à la Liebermann-Schule und Maier-Graefe hat vollständig vergessen, was Goethe (in ‚Der Sammler und die Seinigen') als Grundtatsache und Ausgangspunkt aller lebendigen Kunstphilosophie und Kunstpraxis hinstellt, wenn er sagt: ‚Und doch gibt es einen allgemeinen Punkt, in welchem die Wirkungen aller Kunst, redender sowohl als bildender, sich sammeln, aus welchem alle ihre Gesetze ausfließen: ‚das menschliche Gemüt.' — Nun ist die Frage: Kann allein durch glückliche Gruppierung von Farbenwerten bei einem mich sonst völlig gleichgültig berührenden Stoff eine ästhetische Wirkung auf mich ausgeübt werden, die zugleich ein seelisches Moment in sich schließt, also durch das Behagen einer sinnlichen Harmonie bis zum Seelischen vordringt? Ich glaube ja, mit der starken Einschränkung jedoch, daß solche Wirkung niemals tief und nachhaltig ist und auch nur dann eintreten wird, wenn bereits eine besondere physisch-psychische Disposition ihrer Auslösung entgegenkommt. Nur ästhetisch ganz verfeinerte Naturen — am meisten also die Künstler selber — werden einer solchen scheinbar inhaltslosen Kunst gegenüber noch ein Genüge empfinden.

Eine Volkskunst — auch im edelsten Sinne des Wortes — bedarf kräftigerer Anreize. Diese brauchen deshalb nicht rein stofflich zu sein, ja, sie dürfen nicht einmal in erster Linie die Neugier, das Interesse des Beschauers für das Tatsächliche, noch auch seinen Verstand ansprechen, sondern haben vor allem das Gemüt, die seelische Stimmung des Beschauers zum Zielpunkte zu nehmen. Wie aber wäre das möglich, ohne an den Tatsachensinn des Menschen zu appellieren, ohne eine Begebenheit oder einen Zustand im Bilde vorzuführen, in denen selber wieder seelische Beziehungen oder Bewegungen zur Erscheinung gelangen? In solchem Sinne aber ist jeder bildende Künstler auch ein Erzähler, sei es nun, daß er einen Vorgang oder Zustand am Abschluß seiner Bewegung oder im Augenblick seiner wirkungsvollsten Erscheinung, also nur gleichsam die Pointe des Ganzen wiedergibt, sei es, daß er dies Ganze gleichsam in Teile zerlegt und in einem kunstvollen Nebeneinander nicht bloß eine einzige, sondern mehrere seelische Beziehungen zum Ausdruck bringt, die sich in der Phantasie des Beschauers zu bewegter Handlung umsetzen.

Es gab ja in der neueren Kunst eine Zeit, und ihre Wirkungen reichen von den sechziger Jahren bis in die Gegenwart, da neben dem kostümprunkenden Historienbild das Genrebild als das Hauptfeld malerischer Kunststücke galt. Dieser Richtung, die in Knaus und Vautier geniale Vertreter hat, theoretisch das Wort zu reden, liegt mir fern. In der Übersättigung von ihren gemalten Novellen ging man jedoch zu weit, als man das

Dogma proklamierte, der Maler dürfe überhaupt nicht erzählen, das Genrebild sei echter Kunst unwürdig. Eine Wirkung hiervon war, daß unserer modernen Malerei der Humor verloren ging, insofern nicht bereits eine humorfremde Stimmung die Ablehnung des Malererzählers bewirkt hat. Aber was ursprünglich ist, läßt sich nicht fortdekretieren. Und so ist auch der Malererzähler wieder erstanden, aber unter einem neuen Titel.

Zwar umfaßt der neue Begriff des Malerpoeten mehr als der des Malererzählers. Aber er deutet auch gleichzeitig an, welche höhere Stufe dieser erklommen hat. Die Fabulierlust ist nicht verschwunden; sie hat eine andere, eine höhere Richtung eingeschlagen. Was die Schwind und Steinle im Märchenbild, die Bürkel und Spitzweg im humoristischen Volksbild begonnen, wird heute nur mit noch stärkerer Betonung der malerischen Aufgaben wieder aufgenommen und erfreut sich selbst bei kunstverständigen Liebhabern um so größerer Schätzung, als wir durch die impressionistische Nüchternheit der naturalistischen Epoche nach ausdrucksvoller, beziehungsreicher, gemütswarmer Kunst geradezu hungrig geworden sind.

Vom Standpunkt jener einseitigen Malerästhetik müßten übrigens Schwind, Feuerbach, Böcklin, Uhde und viele andere, die sich allgemeiner höchster Wertschätzung erfreuen, von dem gleichen Urteil betroffen werden; denn in dem oben dargelegten Sinn erzählen sie in vielen ihrer Gemälde mit soviel Phantasie und seelenvoller Wärme, daß kein Beschauer, und sei sein künstlerischer Blick auch noch so wenig geschult für malerische und zeichnerische Feinheiten, unberührt vorüber schreitet. Die Formel, der Maler dürfe nicht erzählen, ist daher in ihrer Allgemeinheit falsch und nachteilig für unsere Kunstentwicklung. Erzählen ist Künstler- und Dichterwerk, nur sollen sie auch künstlerisch erzählen; ein jeder mit den Mitteln seiner Kunst und mit solcher Wärme und Ergriffenheit des Herzens, daß ihre Gestalten lebendig, ihre Schöpfungen beredt werden. Der Stoff, der Vorgang wird dann gleichgültig, er erscheint nur noch als Träger der Empfindung, als ein Mittel der Aussprache des Künstler- und Dichterherzens. Leider haben viele Maler, die im tiefsten Grund nur Illustratoren waren, gerade durch den Inhalt ihrer Bilder, durch das Anekdotische, kurzweg den Stoff, ihre Erfolge gesucht und auch gefunden. Was sie boten, war Halbkunst. Hüten wir uns, unveräußerlichen Rechten des wahren Künstlers zu nahe zu treten, indem wir ihren Mißbrauch ächten!

M.

Die IX. internationale Kunstausstellung 1905 im Glaspalast zu München bietet nicht weniger als 2258 Kunstwerke dem Genuß, der vergleichenden Beurteilung und zum großen Teil auch der Kauflust seiner Besucher dar. Zwar wurde in den letzten Jahren mehr als bisher in unsern Kunstausstellungen vernünftigerweise die Reichhaltigkeit der Güte geopfert. Dennoch sind die Anforderungen an den Beschauer und Beurteiler noch so übermäßig, daß wohl nur jeweils eine ganz kleine Zahl von fleißigen Besuchern einen Vorteil für ihre ästhetische Befriedigung und die Förderung ihres künstlerischen Urteils daraus zu ziehen vermag. Auch der Kritiker befindet sich in einer üblen Lage, deren Nachteile in nicht geringem Maße die ausstellende Künstlerschaft mit zu tragen hat. Im allgemeinen weiß man ja, welchen Wert die meisten solcher kritischen Berichte haben, nämlich gar keinen oder höchstens den, daß den Lesern häufiger wiederkehrende Künstlernamen geläufig werden und später vielleicht einmal sich mit konkreten Begriffen verbinden, wenn sie dem einen oder andern Werk ruhig betrachtend sich nähern können. Auch die Künstler mögen in den meisten Fällen

nur Reklamedienste darin erblicken. Man kennt ja die Geringschätzung, mit der sie solche Berichte meist lesen, davon sprechen. Und der vernünftige Kritiker, der mit seiner Arbeitsleistung meist nur einer bestehenden, ihn selber oft verdrießlich machenden Einrichtung dient, ist darob nicht einmal sehr böse. Würde er sich doch auch zehnmal lieber der geistig zwar viel größeren, aber dafür auch befriedigenderen Arbeit unterziehen, eine einzelne Künstlerpersönlichkeit zu begreifen und anderen begreiflich zu machen, als in einem solchen Vielerlei sichtend Prädikate auszuteilen, bei deren jedem er selber doch am deutlichsten das Gefühl hat, daß es, geschweige die Sache zu erschöpfen, sie nicht einmal nach ihrer Hauptseite hinreichend kennzeichnet. Aus diesem Gesichtspunkt verzichte ich von vornherein, hier zur Orientierung mehr zu geben als einige wiederholt nachgeprüfte Eindrücke, die, von allem Nebensächlichen gereinigt, die Grundlage für ein möglichst allgemeines Urteil abgeben können.

Betreten wir die in schönen Renaissanceformen frei und groß wirkende, von plastischen Bildwerken belebte Mittelhalle, so liegen in gleicher Teilung links die Säle mit einheimischer Kunst, rechts die Räume, worin das Ausland wohnt. Schon ein flüchtiger Blick besagt, daß das letztere keine Kraftprobe anstrebte. Die Säle bieten jedenfalls keinerlei Überraschungen. Selbst Frankreich hat seine ersten Meister kaum oder nur mit Kleinigkeiten aufgeboten. Immerhin gibt seine Ausstellung, wenn auch auf niederem Niveau, ein Bild der französischen Malkunst, das jedoch bei weitem nicht dem übergroßen Ansehen entspricht, in dem diese bei uns steht. Ziemlich belanglos ist Spanien, und Italien ist nicht mit starken Leistungen vertreten. England hat einige Proben seiner Porträtkunst gestellt; Schweden ist offiziell-langweilig, und Dänemark nicht eigenartig, wenn schon gefällig. Holland hat eine hübsche mittlere Kunsthöhe; Belgien, von Laermans abgesehen, kaum mehr; Ungarn ist durch seine lauten Farben und auffälligen Stoffe nicht gerade angenehm gekennzeichnet; die Schweiz wirkt mehr interessant als tief; Österreich gibt feinste Proben einer Geschmackskunst für Künstler im Hagenbund, Konventionelles in der Wiener Künstlergenossenschaft, nichts Vollständiges und nichts Hervorragendes in der Sezession. Böhmen zeigt Ansätze zur Selbständigkeit in Auffassung, Stoffen und Farben; ebenso Polen, aber in geringerem Grade. Es ist kein Zweifel, daß diese Situation im rechten Flügel der Ausstellung dem linken zugut kommt. Die deutsche Kunst schneidet, von welchem Standpunkt man sie immer ins Auge fasse, gut ab; denn sie macht, obwohl auch hier kein letztes Aufgebot zustand kam, einen vorwiegend frischen und doch ruhigen Eindruck. Die süddeutschen Gruppen herrschen ohne charakteristische Sonderung. In der Luitpoldgruppe sind viele starke und eigenartige Talente, die natürlich auf nichts weniger als ein gemeinsames künstlerisches Programm eingeschworen sind. Man wird sich im Gegenteil oft fragen, warum dieser und jener Künstler wohl dieser und jener Gruppe angehört, da er doch ebensogut auch in den Rahmen einer anderen hineinpaßte. So sind eigentlich die Schranken, wie sie früher praktisch und theoretisch z. B. die Sezession von der Künstlergenossenschaft trennten, so vollständig gefallen, daß die Aufrechterhaltung der äußeren Gruppierungen nur organisatorische und persönliche Gründe haben kann. Am meisten Eigenart als Gruppe verriet die Scholle, jene Künstlervereinigung, die sich für den ersten Blick durch die großen Formate ihrer Bilder auszeichnet, dann technisch durch den breiten Farbenauftrag sich empfiehlt und koloristisch und zeichnerisch durch die Einfachheit ihrer Mittel angenehm auffällt. Den Namen hat sie sich gegeben, nicht um damit ihre Mitglieder auf den

Charakter einer heimatlichen Bodenständigkeit festzulegen, sondern um zu bekunden, daß ein jeder frei nach seiner Individualität schaffe, seine eigene Scholle bebaue. Und in der Tat könnten die Gegensätze darin nicht größer sein, als sie z. B. in Leo Putz und Erler-Samaden zum Ausdruck kommen. Hier eine verträumte, fast unsinnliche Naturliebe, die sich auch in Vortrag und Farbe anspruchslos gibt, dort eine nüsternblähende, frische Sinnlichkeit mit derbpikanten, oft erotisch-phantastischen Stoffen und einem Kolorit, dessen zarte Harmonie in seltsamem Gegensatz steht zu der breiten, saftigen Art des Farbenauftrags.

An seelischen Eindrücken haben die Schollenkünstler nichts zu geben, aber die dekorative Kunst kann durch sie noch schätzbare Impulse erfahren. In der Luitpoldgruppe herrscht die Landschaft in teilweise ganz eminenten Leistungen, von denen einige den Hochlandlesern in guten Nachbildungen vorzuführen in Aussicht genommen ist. Hier vorläufig nur einige Namen wie Küstner, Urban, Hoch, Baer, Völker, Bracht. Mit diesen und vielen andern Künstlern werden wir uns im Laufe des Jahrgangs noch bekannt machen. — Die Sezession hat wohl verhältnismäßig die meisten Persönlichkeiten, darunter ganz hervorragende Könner wie Landenberger, Jank, Speyer, Kaiser, Stuck, dessen Kunstschaffen aber geistig immer mehr verkümmert und sich bedenklich der Sensationswirkung nähert, nur noch groß im Dekorativen. Deutschlands größter Tiermaler Heinrich Zügel soll demnächst besonders hier gewürdigt werden. Bei Samberger, dem Charakteristiker unter unsern Porträtmalern, ist das schon geschehen. Die neuen Bildnisse sind von derselben sprühenden, geistvollen Auffassung wie früher, diesmal bei dem Porträt von Uebers noch höchst wirksam unterstützt durch die Farbe. Das exotische oder besser das exzentrische und unfruchtbar phantastische Element vertritt Hierl-Deronco mit zwei großen ‚Schinken', die in unangenehmer Weise an jene Jahre erinnern, da die Seltsamkeit des Stoffes und der Farben über die innere Nichtigkeit des Dargebotenen hinwegtäuschen sollten. — Um zum Schluß noch ein Wort über das Religiöse zu sagen, das auf dieser Ausstellung unter den Malerwerken (die Plastik wird demnächst hier retrospektiv behandelt werden) zu sehen war, so können eigentlich nur zwei Bilder: ‚An Fra Angelico' und ‚Aus dem Leben des heiligen Franziskus' von Fritz Kunst im Ernst genannt werden; von allen andern Bildern (es sind ihrer höchstens zehn bis zwölf) begreift man nicht, daß sie überhaupt Aufnahme finden konnten. In den Kreisen der christlichen Künstler ist man leicht geneigt, dem Publikum hierfür die Schuld zu geben, das keine religiösen Bilder mehr kaufe. Ich bezweifle aber, ob das so ganz der Fall ist, und bin der Überzeugung, daß nicht nur das Angebot durch die Nachfrage bestimmt, sondern auch die Nachfrage durch ein wertvolles Angebot gereizt und ermuntert wird. Das wäre künftig doch zu bedenken.

M. K.

Musik.

„Der Vogt auf Mühlstein"; Oper in drei Akten. Text nach Heinrich Hansjakob. Musik von Cyrill Kistler. — Rascher als die früheren Werke des hochbedeutenden bayerischen Musikdramatikers hat die vorstehend genannte Oper Verbreitung und Anerkennung beim Publikum gefunden. Richard Wagner hat einmal gesagt, wenn man ihm eine neue Oper zur Beurteilung vorlege, so greife er in erster Linie nach dem Textbuch, denn daran sehe man am schnellsten, ob der Komponist überhaupt Sinn und Fähigkeit für das Musikdrama habe. Wenden wir diese Methode auf das in Rede stehende Werk an, so kann es gar nicht zweifelhaft erscheinen, daß die glückliche Stoffwahl einen großen Anteil an

dem bisherigen Erfolg der Oper hat. Für den modernen, auf den Schultern Wagners stehenden Musikdramatiker ist eine der schwersten, aber wichtigsten Aufgaben die, dem überwältigend großen Vorbild gegenüber möglichste Selbständigkeit zu bewahren. Eine geeignete Stoffwahl kann diese Aufgabe sehr erleichtern; namentlich soll diese Stoffwahl ein Gebiet beschreiten, welches von der Sphäre der Wagnerschen Operndichtungen möglichst verschieden ist. Es war ein verhängnisvoller Irrtum, wenn die modernen Musikdramatiker glaubten, durch heldenhafte Erlösungsdramen mit möglichst viel Stabreimen und recht tief philosophischem Gehalt könnten sie die Erfolge des Bayreuther Meisters auch ihrerseits erringen. Dadurch kam bei ihren Werken zu der technisch-musikalischen Abhängigkeit vom Vorbild auch noch die dichterische und prägte so diesen Schöpfungen den unheilvollen Stempel des Epigonenhaften unauslöschlich auf. Durch Bebauen eines neuen Stoffgebietes in der musikdramatischen Dichtung dagegen kann am ehesten ein wirkliches Weiterschreiten des nachwagnerschen Musikdramas erzielt werden; alle Versuche dieser Art, zu denen auch die vorliegende Kistlersche Oper gehört, sind daher von vorne herein mit besonderem Interesse zu begrüßen.

Eine einfache schwarzwälder Dorfgeschichte bildet den Inhalt des ‚Vogt auf Mühlstein'. Die Fabel des Stückes ist ungemein einfach, fast zu einfach für ein dreiaktiges Drama. Die dramatische Dichtung lehnt sich an eine Novelle von Hansjakob an, und es zeigt sich hier wieder, daß derartige dramatisierte Erzählungen stets ihre Mängel haben. Bei einer Novelle kommt es eben auf eine lebhafte, interessante Handlung nicht so sehr an; feine Milieuschilderung und sorgfältig-gefällige Behandlung des Details ist hier häufig die Hauptsache. Das Drama dagegen stellt gerade die entgegengesetzte Forderung: Hier ist eine lebhaft packende Handlung oberstes Lebensprinzip, demgegenüber alles andere in den Hintergrund tritt. Der Handlung des ‚Vogt auf Mühlstein' mangelt es eben an Originalität, und auf jeden Fall ist die Ausdehnung auf drei Akte für den einfachen Stoff zu viel. Auch die Charakterzeichnung der einzelnen Personen hätte etwas mehr psychologisch vertieft werden sollen. Läßt indes die dichterische Ausführung im einzelnen auch manches zu wünschen übrig, so muß doch abermals betont werden, daß die Stoffwahl im allgemeinen eine sehr glückliche und dem Erfolg der Oper günstige genannt werden muß, wie auch der theatralisch geschickte Szenenbau des Stückes hohe Anerkennung verdient. Dabei bietet die Dichtung auch in den Szenen der Kirchweih- und Hochzeitsfeier, in den Zwiegesängen der Liebenden u. a. der Musik reiche Gelegenheit, auf ihrem eigensten Felde tätig zu sein.

Die Kistlersche Musik verrät in jedem Takt das Bestreben, einfach und leicht verständlich zu sein, wie denn der Komponist auch beabsichtigte, mit dem vorliegenden Werk eine sogen. ‚Volksoper' zu schaffen. Nun hat es freilich mit ‚modernen Volksopern' so seine eigene Bewandtnis; denn die moderne Musik ist ihrem ganzen komplizierten Organismus und Wesen nach dem Charakter des Volkstümlichen abhold und ferne stehend. Doch muß man es Kistler zugestehen, daß er, soweit das überhaupt möglich ist, die beiden heterogenen Forderungen, ‚modern' und ‚volkstümlich' zugleich zu komponieren, mit Geschick zu erfüllen verstand. Der musikalische Stil, der daraus entstanden ist, paßt im übrigen auch trefflich zu dem schlichten Milieu der Dichtung. Am bemerkenswertesten in dieser Hinsicht ist die einfache und sangliche Behandlung der Singstimmen, nicht nur in den lyrischen Partien, sondern auch bei den dramatisch bewegteren Stellen. Das ist ja ein Punkt, bei dem es in den meisten modernen

Partituren hapert. Freilich ist dabei nicht zu verkennen, daß Kistler in seinem Bestreben, recht leicht faßlich und melodisch zu schreiben, manchmal auf abschüssige Bahn geraten ist; er ‚neßlert' hie und da! Zwar zum Glück so selten, daß der Kunstwert des gesamten Werkes dadurch keine Einbuße erleidet, allein, da das ein Erbfehler aller volkstümlich musikalischen Bestrebungen ist, wird der Komponist bei späteren Werken davor mit besonderer Vorsicht sich zu hüten haben.

Musikalisch am höchsten dürfte der zweite Akt stehen. Die kurze Orchestereinleitung steigert sich zu wirklich leidenschaftlicher Größe. Die einleitenden Worte der Lene ‚Wie wunderbar des Herbstes Duft durch all' die Auen zieht' gehören freilich z. B. zu den soeben gerügten ‚Neßleriaden', allein der weitere Verlauf des Aktes mit dem tiefempfundenen Gebet (e dur) und der daran sich anschließenden feurigen Liebesszene birgt eine Fülle tiefempfundener Musik; das Liebesmotiv namentlich gehört zu den schönsten Tongedanken der Partitur. In wirksamem Gegensatz dazu steht die Szene, in der der Vogt Ulrich als Bräutigam vorführt, mit ihrer stürmisch leidenschaftlichen Tonsprache, und endlich die Schlußszene Lenes mit der gesteigerten Wiederholung des Gebets. Von liebenswürdiger Melodik sind die Lieder des Hans und der Lene, namentlich das erste, ‚Ich ging in Vaters Gärtelein', in dem Kistler gezeigt hat, wie man volkstümlich melodisch schreiben kann, ohne die Vornehmheit des Ausdrucks darüber zu vernachlässigen. Ungemein frisch erfunden sind auch die Volksszenen im ersten und dritten Akt, wobei mit der Kirchweihrauferei für kurze Zeit auch der Humor zu seinem Rechte kommt. Eine ziemlich unglückliche Figur ist der Hochzeitslader Veit, dessen Weinlied im ersten Akt gerade noch erträglich ist, dessen Hochzeitssprüchlein im dritten Akt dagegen von erschreckender Trockenheit der musikalischen Erfindung ist. Wenn nicht alles täuscht, so hat da der Komponist selbst nur mit wenig Lust und Liebe gearbeitet; couragierte Striche werden bei einer Aufführung hier der Wirkung nur förderlich sein. Auch mit dem Ulrich hat der Komponist im allgemeinen wenig anzufangen gewußt; wie seine Stellung in der Dichtung ungenau und schattenhaft charakterisiert ist, so redet er auch in der Musik eine musikdramatische Allerweltssprache ohne markanten Ausdruck. Prächtig ist dagegen die musikalische Zeichnung des stolzen Vogts gelungen, den die Musik in weit weniger unsympathischem Lichte erscheinen läßt als die Dichtung, indem auch die milderen Regungen des rauhen, stolzen Mannes mehr zur Geltung kommen. Die musikalische Darstellung der Schlußkatastrophe ist erschütternd, namentlich ist die kurze Chorstelle ‚Gott, er preßt den Hals ihr zu! Weh! Laß sie doch!' von mächtiger Wirkung. (Vorbild war hier wohl der ‚Barrabasruf' aus der Bachschen Matthäuspassion.) Der Schlußchor ‚So hast du endlich heimgefunden' dürfte dagegen abschwächend wirken und fiele bei der Aufführung am besten weg. — Was die allgemeine musikalische Faktur der Oper anlangt, so ist eine maßvolle moderne Polyphonie durchweg festgehalten; direkt leitmotivisch ist die Musik nicht, aber verschiedene Themen ziehen sich durch die ganze Oper hin und kehren an markanten Stellen wieder. Die Orchesterbesetzung ist laut Angabe des Klavierauszugs in maßvollen Grenzen gehalten; zum Beethovenschen Sinfonieorchester tritt noch Baßtuba und Harfe hinzu. Im großen und ganzen ist der Eindruck, den die Oper macht, der eines bedeutenden und erfreulichen Kunstwerks, dem weite Verbreitung und allgemeine Anteilnahme zu wünschen ist.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen.

Sandro Botticelli ist in der Mitte des 19. Jahrhunderts von London her für die moderne Welt entdeckt worden. Seitdem gehört er zu den Lieblingen all derer, die auch in der Welt des Malers die Poesie mehr lieben als die Wirklichkeit. Denn die Kunst war ihm ein erhabener Schönheitstraum, eine Insel der Seligen, eine schmerzlich süße Wonne des Geistes, eine Befreierin von der Erdenschwere der Sinne. Wer kennt nicht seine Madonnenbilder und vor allem jenes Magnifikat, dessen übersinnliche, zarte Schönheit bis heute von keinem Rivalen übertroffen wurde. Aber leider hat der Durchschnittsliebhaber auch selten mehr von ihm gesehen. Und doch liegt Botticellis Welt nicht in dem Begriff des Madonnenmalers beschlossen. Denn lebte, wie Emil Schaeffer in seiner tiefempfundenen Botticelli-Studie (in ‚Die Kunst', herausgeg. von R. Muther, 16. Band) sagt, auch vom Mönch wie vom Troubadour etwas in seiner Seele, glich er auch in seinen religiösen Bildern einem lyrischen Asketen, so wuchs doch der Lyriker mit den Jahren zum Pathetiker. Seine Welt wird weiter, die Ausdrucksmittel reicher, stärker, und als gar Savonarolas brennende Worte seine zarte Seele getroffen, da erwachte die Inbrunst in ihm, und seine Bilder wurden religiöse Entzückungen.

Obwohl sein Ausbildungsgang nicht anders war als der der meisten Maler des Quattrocento, so überragte er doch die meisten durch gelehrte Neigungen, die er einerseits im Studium der antiken Schriftsteller, andererseits durch eine eifrige Lektüre von Dantes Dichtungen und Schriften befriedigte. Aber sein Kunstschaffen büßte durch diese Beschäftigung nichts von seiner Unmittelbarkeit und Frische ein. Denn was immer er schuf, und geschah es auch für die Wünsche anderer, er ließ sich von seiner Aufgabe so durchdringen, daß sie ihm, ehe er daranging, ein Erlebnis geworden. Das macht, daß selbst Bilder, deren Inhalt für die Zeitgenossen eine ganz bestimmte Bedeutung hatten, die also im schlimmen Sinne Allegorien sein sollten, dennoch weit darüber hinauswuchsen bis in die Höhen symbolischer Deutung. Auch wer nichts mehr von den ursprünglichen Absichten, die der Schöpfung zugrunde lagen, wüßte, stünde nicht teilnahmlos vor ihnen. Da ist z. B. eines der am wenigsten gekannten Bilder Botticellis und eines seiner schönsten zugleich, die Pallas. Sie war lange verschollen und hängt heute in den Wohnräumen des Palazzo Pitti in Florenz. Das Bild ist von einer seltsamen Schönheit. Botticelli malte es für die Mediceer, die in dieser antikisierenden Allegorie ihren Sieg über die Pazzi ausgedrückt sahen. Was hätte ein geringerer Künstler aus einem solchen Auftrag gemacht! Botticelli hielt sein Werk von allem Zufälligen fast gänzlich frei. Die einzige direkte Anspielung sind die drei ineinander geschlungenen Ringe, die sich auf dem Kleide der Pallas wiederholen; denn sie sind dem Wappenzeichen Lorenzos entnommen. Wer ohne jegliche Voraussetzung zum erstenmal vor dies Bild tritt, wird zunächst den Eindruck des Seltsamen haben. Ist er für Farben- und Linienschönheit empfänglich, so ergreift ihn schon bald die edle Färbung und der reine Fluß der Linien. Faßt er sodann die Bewegungen der beiden Gestalten ins Auge, so gewahrt er durch sie eine Empfindung ausgedrückt,

die auf einen tieferen Vorgang schließen läßt, als er rein äußerlich mit den Worten umschrieben wird, daß ein Weib einen Zentauren am Haar faßt. Vielleicht bemüht er sich überhaupt nicht um eine weitere Deutung, weil sie ihm für den Genuß des Bildes nicht belangreich erscheint. Und in der Tat kann die rein ästhetische Betrachtung auch ganz beruhigt hier Halt machen. Ich habe lange Zeit hindurch so meine Freude an dieser köstlichen Schöpfung gehabt, welche gestaltet, was niemals ist und niemals war und dennoch, besonders in der Hauptfigur, tief und warm zu unserm inneren und äußeren Schönheitssinn spricht. Aber wie ja gerade das die besten Kunstschöpfungen sind, die nicht auf den ersten Blick alles sagen, deren Inhalt und selbst deren Gefühlswert sich dem Beschauer nur allmählich erschließt, so wird dem Beharrlichen sich auch jenes geheimnisvolle Dunkel des Symbolischen lichten, von dem das Gemälde voll ist. Eine herrliche Frauenerscheinung tritt aus einer schönen, lichtdurchströmten Landschaft an einen Zentauren heran, der an einer wuchtig geschichteten Felswand nur widerwillig Halt macht. Zottige Wildheit, zerrüttende Kraft, maßlose Kampflust sind seine auszeichnenden Eigenschaften. Die Olympierin hingegen stellt die vollendete Schönheit dar. Ruhe und Gleichmaß durchfließen ihre Gestalt. Die Hellebarde trägt sie nicht als Wehr und Waffe; sie ist nur Symbol einer Macht, die sie betätigt, indem sie erscheint. Nur leicht greift ihre Rechte in das wirre Haupthaar des die ungebändigte Natur- und Menschenkraft versinnlichenden Tiermenschen, und schon durchbebt Empfindung dessen Glieder, schon weicht die Wildheit, schon wendet er den Kopf unterwürfig ihr zu. Wie drückt die gefühlvolle Bewegung des erhobenen linken Arms und das Spiel der Finger die innere Bezwingung aus! Nur in dem tierischen Teil widerstrebt noch ungeordnet die Kraft. So ist das Ganze ein Preis der Schönheit und ihrer sieghaften Macht. Wo sie erscheint, bändigt sie die Leidenschaft, verjagt sie die Roheit, mildert sie die Sitten, adelt sie Natur zur Kunst. Ist das nicht ein künstlerisches Glaubensbekenntnis, würdig eines Botticelli? Jeder echte Idealismus aber bekennt sich notwendig zu diesem Glauben. Und so möge dieser neue Jahrgang denn im Zeichen dieser Idee und dieser symbolischen Einkleidung eröffnet werden.

Unser zweites Bild von Botticelli — wie viele unserer Leser haben diese ‚Verleumdung‘ wohl schon einmal gesehen? — gehört jener Epoche seines Erdenwallens an, da sich in ihm die große Wandlung vollzog, die Savonarola für ganz Florenz heraufführte. Die stoffliche Anregung gab eine Beschreibung eines gleichnamigen Bildes von Apelles, die Lucian in den ‚Dialogen‘ gibt mit den Worten: ‚Es zeigt jenes Bild einen Mann mit sehr großen Ohren, zu dessen Seiten zwei Frauen standen, deren eine man „Unwissenheit“, die andere „Argwohn“ nannte. Dann kam die „Verleumdung“; dies war ein Weib, prächtig von Ansehen, doch zeigte ihr Antlitz allzuviel Verschlagenheit; ihre Rechte hielt eine brennende Fackel, mit der Linken schleppte sie an den Haaren einen Jüngling herbei, der seine Hände zum Himmel emporstreckte. Dann war ein bleicher Mann da, häßlich, schmutzbedeckt, von schaurigem Ansehen . . . Dieser führte die „Verleumdung“, und man nannte ihn den „Neid“. Zwei andere Frauen versehen die Verleumdung mit Schmuck; „List“ und „Täuschung“ waren ihre Namen. Ihnen folgte die „Reue“, eine Frau im Trauergewande, die sich selbst zerfleischt. Endlich kam ein Mädchen, zag und schüchtern, die „Wahrheit“.‘ Botticelli hat sich also genau an diese Beschreibung gehalten. Vasari preist das Gemälde in hohen Tönen. Die Gruppe rechts gehört zum Herrlichsten, was Botticelli geschaffen. Das ganze

Bild ist von stürmischer Bewegung erfüllt. Und doch welche Anmut der Linien bei allem Pathos der Gesinnung!

Paul Hey ist in der Geschichte der zeitgenössischen Malerei eine ganz eigenartige und — sagen wir es gleich — eine durchaus erfreuliche Erscheinung. Wer kennt nicht die köstlichen Steindrucke, die der graphische Verlag von Hubert Köhler in München zu dem geringen Preise von 50 Pfennig verbreitet, und von denen so köstliche Blätter wie ‚Der Einsiedler', ‚Die Waldschenke', ‚Heilige Nacht', ‚Spaziergang im Mai' u. v. a. Frohsinn und trauliche Schönheit ausstrahlen. Das ist Kunst, die nicht nur dem Gebildeten Bewunderung abnötigt, sondern auch dem schlichten Mann Sinn und Herz erwärmt. Wir haben viele große Kunst in den letzten Jahrzehnten genossen: Menzel, Böcklin, Uhde, Segantini. Welch eine Fülle gewaltiger Eindrücke steigt mit diesen Namen auf! Ein jeder eine Welt für sich, und alle zusammen — dennoch keine ganze Welt. Denn es fehlt ihnen ein Element, so notwendig der Menschenseele wie Sonne der Ackerflur und Blumenhalde, es fehlt ihnen der Frohsinn, die lachende Herzlichkeit, die rotbackige Kinderfreude. Und wie könnte gerade das deutsche Gemüt ihrer entraten! Ludwig Richter gehört nicht nur zufällig zu seinen Lieblingen, und wenn sein kleines Feld heute auch nur wenig Bebauer findet, brach liegt es nicht, und ein ‚überwundener Standpunkt' wird diese Kleinwelt der Poesie sowenig als wie das Volkslied. Und so ist sie denn auch unter uns wieder aufgestanden, und Paul Hey heißt ihr sinnigster und geschicktester Interpret. Wir geben hier zwei Bilder von ihm, die bis jetzt nirgends erschienen sind. Der Vierfarbendruck nach einer Aquarellskizze gewährt einen anheimelnden Blick in eine Welt, in der Hey vor allem heimisch ist. Die Abendpost ist soeben durch die holprigen Straßen des Städtchens gelärmt. Sie bringt einen froh erwarteten Besuch, die alte Großmutter. Mit wehmütigem Scheideblick ruht die Sonne noch auf den Giebeln, die sich im Rund des Mauerbogens verlieren. Zu der geöffneten Haustüre bricht sie verklärend heraus. Feiertägliche Zufriedenheit strömt aus dem Bilde.

Mit dem fünfteiligen Gemälde ‚Der arme Heinrich' kommen wir in die Nähe Schwinds und Steinles, zum mindesten was die Stoffwelt anlangt. Man wundert sich fast, daß sie sich den Stoff entgehen ließen. Paul Hey behandelt ihn in seiner Art reizend. Die Legende ist bekannt. Der Künstler zerlegt den Hergang in fünf Szenen von fast dramatischem Aufbau. Mit einem schwermütigen Adagio — musikalisch ausgedrückt — setzt es ein, wächst dann nach der Mitte bis zu leidenschaftlich-schmerzlicher Höhe und verklingt in einem süßen Allegro. Wie ein Hohelied der Liebe zieht das alles an uns vorüber: Amor vincit omnia lesen wir auf dem Spruchband der Mitte, das eine singende Kinderreihe hält. Und wie singt doch Hartmann von der Aue:

So hatte sie ihr ganz Gemüte
In seiner reinen Kindesgüte
An ihren lieben Herrn gewandt,
Daß man sie nirgend anders fand
Als wie zu seinen Füßen.
Er lebte mit der Süßen;
Denn ihre Liebe ließ ihn nie,
Und herzlich liebte er auch sie.

Ja, daß er sein Gemahl sie hieß.
Die gute Maid, gar selten ließ
Sie ihren teuren Herrn allein:
Er deuchte ihr gesund und rein.
Wie sehr sie auch gewonnen schon,
Den er ihr gab, der kind'sche Lohn,
Doch trieb zu lieben allermeist
Sie Gottes Gab', ein süßer Geist.

Und als das Wunderbare geschieht, daß seine Liebe, die doch nur kalte Eigenliebe gewesen, sich an der Opferliebe des Mädchens zu reiner Flamme läutert,

so daß er den Preis ausschlägt, den sie für sein irdisch Glück zu zahlen bereit ist, da wird auch das Höchste, das nie Erhoffte Ereignis:

Er, der prüfen nur gewollt
Aus seiner Gnade dieses Paar,
Das nun versucht wie Hiob war,
Der demutvoll sein Leiden trug,
Versucht geworden schwer genug,
Nun zeigte er, der heil'ge Christ,
Wie lieb ihm das Erbarmen ist,
Und schied die Treuen beide
Von allem ihrem Leide
Und machte ihn von dieser Stund'
Wieder rein und ganz gesund. —

In hellen, leuchtenden Farben strahlt daher das letzte Bild, die Heimkehr Der Blick in die schöne Frühlingslandschaft mit den biederen Menschen darin, die gekommen sind, das Wiedersehen mit den alten Eltern zu feiern, ist ein Stück deutscher Landschaftspoesie.

Das schöne Gemälde, im Original beinahe drei Meter lang, wurde vom Künstler zum Schmuck eines Privatraumes ausgeführt und befindet sich im Besitz der Familie Stephan Schilgen in Emsdetten, Westfalen.

Offene Briefe.

H. von K. in Hochhausen. — Möchten doch alle Dichter solche Leser haben! Das nenne ich ein frisches Wort, frisch ausgesprochen, was Sie da über den Schluß von ‚Jesse und Maria' (Septemberheft von Hochland) sagen, — und das alles sollte doch so selbstverständlich sein. — Eine Gegenäußerung möchten Sie hören, — doch hoffentlich nicht, weil Sie doch so ein bißchen fürchten für das Recht Ihrer eigenen? — Lassen Sie mich einfach Ihre Worte hier wiederholen; — was Sie über den Schluß sagen, kann sich sehen lassen und findet gewiß vielseitige freudige Zustimmung ... ‚Also der Schluß! ... Ich höre im Geiste einige fromme Seelen: „Aber nein! Ich hab' gedacht, der Jesse würd' katholisch." Und andere gute Seelen: „Der Schluß gefällt mir aber auch ganz und gar nicht! Das hätt' sie jetzt auch machen können, daß der Jesse begnadigt wird! So was ist ja gräßlich. Nein, der Schluß ist nicht schön." — Also der Schluß ist „nicht erbaulich"; er ist nicht „gefällig liebenswürdig"! „Gott sei Dank" sagt meine Seele. — Ich war sehr gespannt auf den Schluß. Er sollte mir den Beweis bringen, ob Handel-Mazzetti mehr sei als eine Schriftstellerin mit scharfem Blick, Geist und Phantasie, ob eine freie Künstlerseele in ihr wohne, die höher steht als ihre Leser. Denn am Schluß standen zwei Klippen; die eine heißt Erbauung um jeden Preis, die andere gutmütige, unfreie Gefälligkeit. Die bloße Schriftstellerin wäre hier gescheitert und in Geschmacklosigkeit und innere Unwahrheit gefallen. Was hätte man davon gehabt, wenn die Verfasserin in katholisch tendenziöser Absicht den Sieg des Katholizismus über den Protestantismus hätte schildern wollen? — Jesse, — katholisch! — Man kann der Uhr ein neues Räderwerk, aber dem Menschen keine neue Seele einsetzen! Jesse, — begnadigt! — Mir wäre, als müßten letzterer, seine Gegnerin und alle miteinander zur Verfasserin gehen, schön danken und sagen: „Nein, Sie sind aber doch zu liebenswürdig." So aber las ich den Schluß nicht mit dem seelenruhigen Bewußtsein, Handel-Mazzetti wird ihn schon begnadigen! Nein, ich fühlte: Hier ist die Verfasserin „machtlos". Der Schluß ist unabhängig von ihrem eigenen Willen. Er geht naturnotwendig aus dem Zusammenwirken der Charaktere und der äußeren Umstände hervor, und darum erschüttert und packt er. Handel-Mazzetti geht nicht darauf aus, zu gefallen; sie stellt ihre Feder nicht in den Dienst einer bestimmten Partei; sie dient der künstlerischen Wahrheit, darum steht sie über der großen Masse! — Sie zeigt uns das, was sie geschaut hat mit ihren tiefen Künsteraugen.'

Herrn H. S. in M. — Freundlichen Dank für den Hinweis. In dem Artikel über den Übersetzungskünstler Wilh. Storck † (September-Heft S. 770) ist in der Tat des ‚Buchs der Lieder aus der Minnezeit' keine Erwähnung geschehen. Das Büchlein (in neuer Ausgabe bei Heinrich Schönnigh in Münster i. W. erschienen) ist aber so köstlich, daß alle Freunde Storcks und noch mehr alle Freunde echter Poesie auf diese kleine Sammlung nachträglich noch verwiesen seien.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Speyer pinx. Mezzotinto Bruckmann

Hoch Land

Abschied

Dritter Jahrgang. November 1905. 2. Heft.

Der Treubecher.

Eine Kamingeschichte.

Von

Karl Linzen.

(Fortsetzung.)

Das Glück auf Szegin war noch immer ungetrübt, als die zweite Woche des September herannahte. Die großen Eichenwälder, die sich um die Herrschaft auf Stunden hindehnten, begannen sich leise zu färben. Frau Gemma genoß die süße Schwermut des Frühherbstes auf langen Ritten. Wie vormals an der Moldau, so tummelte sie auch auf Szegin fast täglich ihr Roß, einen kleinen, feurigen Ungarschimmel mit langwehendem Schweif und Mähnenhaar, ein Geschenk, das der galante Banus von Kroatien der Gattin seines ehemaligen Schwertgenossen übermacht hatte.

Den Grafen hielten jetzt häufig unaufschiebbare Geschäfte im Hause zurück. Es wollte Frau Gemma freilich bedünken, als ob Slatok nicht selten eine nutzlose oder gewaltsame Geschäftigkeit betreibe, wenn er die jungen Rosse an der Leine herumjagte, die Koppel abrichtete oder sonst unter den Knechten allerlei lautes Wesen anstellte. Dann flackerten oft seine Augen, die Stimme klang lärmvoll und heftig, und der alte Jagor lief ins Haus und raunte der Schaffnerin zu: ‚Gott behüte uns! Der schlimme Geist ist wieder in den gnädigen Herrn gefahren.‘

War dann Frau Gemma gegenwärtig, so zeigte sich das Wesen des Grafen sogleich wie gewandelt; es schien, als ob ihre stille, heitere Nähe ihn besänftige. Nur wich eine seltsame Unruhe des Blutes an solchen Tagen nicht von ihm. Mit großen, räumigen Schritten durchmaß er die Breite des Wohnsaals, um dann plötzlich in der Wanderung innezuhalten und mit witternden Blicken durchs Fenster in irgend eine Ferne zu spähen.

Die Herrin von Sczegin verfolgte dieses Beginnen mit liebevoll besorgtem, scharfem Auge. Wie dunkles Wasser überflutete eine rätselhafte Traurigkeit oft ihre Seele. Sie schloß sich ein und weinte zum erstenmal aus Herzensgrund seit ihren Mädchenjahren.

Eines Tages hatte Frau Gemma sich mit Jagor, der sie auf dem Ritt begleitete, im wilden Tannenforst verirrt. Um die Verlegenheit voll zu machen, war ihrem Schimmel der Sattelgurt gerissen. Es dämmerte schon stark, als Jagor die Herrin auf einen kleinen Feuerschein aufmerksam machte, der jenseits eines Teppichs von hohen, dürren Gräsern und buntblühendem Kraut durch die Nadelzweige brach. Zugleich erscholl munteres Knabenlachen und das Getön einer Pfeife. ‚Wenn ich nicht irre, so muß hier Rosto, der Köhler, hausen,‘ meinte Jagor. ‚Gott sei gelobt! Der wird uns auf den rechten Weg weisen.‘

‚Oder gar noch tiefer in den Waldeswirrwarr verleiten, Jagor? Man sagte mir, dieser Rosto sei ein Schalk und Leuteverstörer.‘

‚Zu seiner und seiner Buben Kurzweil, Herrin, nicht aus Bosheit! Die Menschen zwar gehen ihm mit Furcht aus dem Wege; doch soll er im Grunde seiner schwarzen Köhlerseele ein braver Kerl sein. Auch hat er das schädliche Koboldwesen erst angenommen, seit die hochgestrengen Brünner Herren ihn vor elf Jahren unter dem Verdacht des Gattenmordes aufs Rad zu spannen beliebten. Man hatte nämlich Rostos Weib an ihrem eigenen Haar erdrosselt in der Hütte aufgefunden, den Köhler aber drüben in Fürst Bogislaws Revier, wo er auf dem Felsen des Sottafalles saß, die Beine in die Tiefe baumeln ließ und unter hellem Gelächter den Kopf in die stürzende Flut streckte. Da man ihn auf dem Marktplatz zu Brünn an die Bahre der Gemordeten führte, da sollen, wie die kleine Krasopani mir erzählt hat, die dunklen Würgflecke an dem weißen Halse des Weibes sich plötzlich brennendrot gefärbt haben. Mag sein; aber erweislich war gegen Rosto nichts. Er hat sich auf dem Rade wacker die Knochen ausrenken lassen und keine Miene verzogen — seinen unmündigen Buben zuliebe, wie es heißt; ferner haben die Herren Schöppen wohl erwogen, daß in jener Zeit, da man sich um Fürst Bogislaws verwaistes Erbe stritt, sich viel fremdes Gesindel, dem eine schlimme Tat wohl zuzutrauen war, in den Sczeginer Wäldern umtrieb.‘

Vor der Köhlerhütte leckten muntere Flammen um einen Kessel. Daran saß Rosto mit übergeschlagenen Beinen, an einem wunderlichen Pfeifenspiel schnitzend. Eben hob er, den Klang zu prüfen, das Blasinstrument an seine Lippen, mit dem verrußten Gesichte, den vorquellenden Augen und dem Bocksbart einem alten Faun vergleichbar, der seinen drei jungen Faunen, die um ihn lustige Purzelbäume schlagen, auf einer gestohlenen Panspfeife aufspielt.

‚Holla!‘ rief Jagor mit einer Stimme, die das Blasen, den Bubenlärm und das Gebell eines zottigen Hundes übertönte. Der Köhler, einen Morgenstern aufraffend, schnellte empor und spähte scharf den Ankömmlingen entgegen. Da er der Herrin gewahr ward, lief ein seltsames Zucken über sein Antlitz. Das schönfließende Reitgewand, der federbortierte Hut und das reiche, blonde Haar schienen es ihm anzutun. ‚Ihr verirrtet Euch, Herrin?‘ stammelte er mit seltsam singender Stimme, während seine Buben sich mit aufgerissenen Mäulern um ihn stellten. ‚Seht, wie die Buben staunen! Der Anblick von Frauenhaar deucht ihnen fremd und wunderbar. Seit Lucia, mein Weib, tot ist —. Ruzzo, Bonislaw, Beowulf, was steht ihr und gafft? Geht, tummelt euch!‘

Er ließ den Morgenstern durch die Luft sausen, und die drei Buben sprangen jauchzend danach. Ruzzo, der älteste, aber entfernte sich auf einen Wink sogleich wieder vom Spiel und huschte dem alten Jagor, der abseits mit dem zerrissenen Sattelgurt beschäftigt war, helfend zur Hand.

Der Name Lucia hatte Frau Gemmas Neugier und Mitgefühl erregt. Erzähle mir von deinem Weibe, Rosto!‘

Wieder ging und stärker als vorher der zuckende Schein über des Köhlers Gesicht. ‚Was soll ich sagen, Herrin? Das raunen noch immer die alten Tannen hier, daß sie lieblich und voll Wonnen gewesen wie der junge Tag.‘

Frau Gemma mußte lächeln. ‚Wirklich — so schön war sie?‘

‚Das schönste der Weiber, Herrin! Und so üppig und satt in ihrer Schönheit, als ich hungrig bin in meiner hageren Ungestalt.‘ Rosto starrte einen Moment; dann schob er Frau Gemma einen Sessel, aus roher Weide geflochten, zu. Jedes Wort auf seiner Zunge war wie lodernde Flamme, da er sich dicht zu der Sitzenden neigte: ‚Herrin, Euch könnt' ich vertrauen, was ich durch all die Jahre verschwieg! Wisset, es kam ein Tag, den ich seit lange gefürchtet; da glomm der sündige Durst in Lucias Augen auf. Wir saßen am Lindenhang, eine Stunde von hier, und freuten uns der spielenden Sommerlüfte; mein Weib war schwach und leidend in jenen Tagen. Da kamen Reiter unter den blühenden Bäumen dahergeschwärmt, Brünner Knaben, Söhne des Reichtums, der Lust und der Freude. Die Spangen ihrer Mäntel blitzten; es nickten die Köpfe der zierlichen Pferde, und auf den vergoldeten Degenkörben brach sich der schwüle Mittagsglanz.‘

Der Köhler schwieg, und Frau Gemma bemerkte: ‚Sie sah das Rosto? Was schadete es ihr?‘

Da lachte der Verwachsene leise auf. Es war ein unheimliches Lachen und klang wie Hohn. ‚Ihr habt recht, Herrin! Der Schaden ward dadurch nicht größer, als er ohnehin schon war. Es mag ihr im Blut gelegen haben; denn sie war von geheimnisvoller Herkunft. — Tags darauf wollten sie zu Brünn ein großes Fest feiern, das die Fürsten und Herren sich gaben. Als ich früh in meiner Hütte erwachte, war Lucia fort. Herrin, ich suchte sie! Mit Schmeichelnamen rief ich mich heiser im Wald. Ich Tor! Das Echo spottete meiner. So verbrachte ich den Tag — die Nacht, und beim Morgendämmern trat ich aus meiner Hütte. Da kauerte Lucia durchnäßt und zitternd auf der Schwelle. ‚Wo wareſt du?‘ Sie las die stumme Frage in meinem Blick und sah mich an wie im Traume. ‚Ich suchte Glanz,‘ hauchte sie, ‚Licht.‘ Dann schrie sie: ‚Glanz! Licht! Ich verschmachte!‘ Sie war schon im Fieber; am nächsten Tage gab sie Beowulf, meinem jüngsten Wildling, das Leben. ‚Rosto, Rosto,‘ flüsterte sie jede Nacht, ‚sahest du das Fest? O, welch ein Glanz! Die Mäntel der Ritter und die Priestergewänder, der Weihrauch und die Freude! — Geh, deine Hand ist so schwarz, Rosto!‘

‚Die Törin!‘ schalt Frau Gemma beklommen, da der Köhler schwieg. — ‚Und dann?‘

‚Herrin, sie starb!‘ sagte Rosto mit irrendem Blick, während er einen der Brände, der durch sein Flackern die übrige Glut verstörte, herauszog und heftig unter seine Füße trat. Jetzt warf er einen Blick in den Kessel und lockte die Buben: ‚Heissa, ihr jungen Wölfe, der Brei wallt und zieht Blasen! Die Löffel herbei! — Der da, Herrin,‘ — er wies auf seinen Jüngsten, einen lieblichen Blondkopf, — ‚der Beowulf hat auch so dürstende Augen! Das schafft mir Gedanken. Wenn die Mittagsschwüle unter den Tannen flimmert, dann liegt er oft und blinzt zum Himmel und fängt allerlei Abenteuer, die wie grüngoldene Fliegen in der Luft schillern. Herrin, ich will's nicht auf meine Seligkeit nehmen, daß er kein Schurke wird!‘ Er hob den Beowulf an seinen schwarzen Lederschurz und küßte ihn. Auch die Herrin strich dem Kleinen, dessen scheue, dunkle Augen ihr eine seltsame Empfindung einflößten, liebkosend über die Wange.

Als Jagor endlich das Pferd frischgesattelt vorführte, war es mittlerweile dunkel geworden. Rosto hatte einen mächtigen Kienspan entzündet und geleitete mit eigentümlich wackelndem Schritt die Verirrten auf vielverzweigten Waldpfaden, bis Jagor wieder des Weges sicher war. Mit kurzem Gruß verschwand er zwischen den Bäumen, durch die eben das erste, blasse Licht des Nachtgestirns erschimmerte. Als aber die Herrin nach einer kleinen Weile

wie von einem heimlichen Grausen gedrängt sich umschaute, da sah sie in dem undeutlichen Schein die dunkle, verzwergte Köhlergestalt noch unbeweglich stehen. Eine Bangigkeit umfing ihre Seele, so daß sie das Fell des Schimmels mit den Sporen ritzte und in halber Zeit Sczegin erreichte.

Aus dem sanften Morgenschlummer des nächsten Tages ward sie durch eine laute, befehlende Stimme geschreckt. Der Graf hielt Hofgericht unter der Linde, an deren verwittertem Stamme Schwert und Wage, die Zeichen der Gerechtigkeit, befestigt waren. Mit einem faltigen Überwurf angetan, stand Slatok in herrischer Haltung vor den ausgebreiteten Pergamenten, während ein Knecht in bunter Bütteltracht ihm Handreichungen tat. Die Parteien trugen nach der Reihe ihre Rechtshändel vor. Soeben waren an den steinernen Tisch zwei Juden herangetreten, die um ein Wechslergeschäft mit einander haderten. Der eine, ein erschreckend dürrer, schmieriger Galizier, berief sich auf das Zeugnis des Fasanenvogts Etzel, in dessen Behausung der arglistige Handel vor sich gegangen sei, und schloß mit einem Hassesblick: ‚Löb Mandelstamm, bei den Gebeinen meiner Väter, du bist ein Erzschelm und Betrüger!‘

Der also Geschmähte, ein untersetzter, fleischiger Mann in schlesischer Judentracht, gab seinem zugleich melancholischen und schlauen Gesicht den Anschein einer schmerzlichen Bewegtheit. ‚Hör' meine Bitte, Tatirek Schei,‘ sprach er lispelnd, ‚bewahr' dir ein sanftes Geblüt und laß uns verhandeln wie Brüder! Gab ich dir nicht gutes Geld, vollwichtige Dukaten von weichem, rotem Gold? Unbeschnittener noch als Etzel, der Ungläubige, auf dessen Lügenzeugnis du dich gottloserweise berufst!‘

Der Galizier spie aus. ‚Löb Mandelstamm,‘ schrie er heftig, ‚du selber Unbeschnittener, du Blatternarbe am Leibe des erwählten Volkes!‘

Der Sanftmütige erbleichte unter seinem dichten, kohlschwarzen Bart. Aber schon blitzte eine satanische Schelmerei aus seinen braunen Augen: ‚Still, Tatirekchen,‘ säuselte er, ‚du armes, mißwachsenes Reis eines faulen Stammes! Bist du nicht der Sohn des Ehebrechers Aruch, den das frommgläubige Volk zu Lemberg gesteinigt hat? Und deine Mutter, war sie nicht die böse Esther, die mit ihrem langen Haar am Bielitzer Galgen hängen blieb? Darum, Tatirekchen, hältst du mit Etzel, dem Rotmantel, Freundschaft, denn Esther gebar dich, vom Rade gleitend, in des Henkers Hände! Ein Rotmantel tat ihr Hebammendienste, und die Steckenknechte gaben dir Daumschrauben zum Spielen.‘

Diese würdig und salbungsvoll gesprochene Rede erregte dem Grafen und umstehenden Volk eine gewaltige Heiterkeit. Tatirek Schei aber, vor Wut ächzend, öffnete die Hände wie Vogelkrallen und wäre dem Gegner an den Hals gefahren, wenn nicht der Büttel ihm den Weg verstellt hätte.

Dem Grafen aber schoß die tolle Laune durch den Kopf, daß es ergötzlich sei, die beiden Geschäftsfreunde den Rechtshandel mit der Kraft und dem Feuer ihrer Leiber austragen zu lassen, und schon wollte er befehlen, einen Kreis um die Juden zu schließen, als er aufschauend an einem Fenster des Schlosses das Antlitz seines Weibes gewahrte, wie es erschreckt und empört auf die Szene niederblickte. Sofort ertönte des Gerichtsherrn Stimme: ‚Wir brauchen Etzels Zeugnis nicht. Der Fall ist klar, und ich verkünde den Spruch: Löb Mandelstamm ist schuldig, drei Dukaten, um deren Wert er sich listig bereichert hat, an Schei zurückzuzahlen. — Und ihr, Bauern, was ist eure Klage?‘

‚Herr, wir begehren Ersatz von Etzel, dem Fasanenvogt, der unser Vieh meuchelt, wenn es am Waldrand vorbeizieht!‘

‚So verklagt ihn bei seinem Herrn!‘

‚Der Fürst ist tot! Fürst Bogislaw ist tot!‘ riefen die Bauern im Chor.

‚Und seine Erben?‘

‚Der alte Etzel selber ist Erbe.‘

‚Und ihr seine Narren! Hört, mit diesem Gesetzlosen befaßt sich mein Gericht nicht. Du, Hanfried, wenn du auf einen Wolf träfest, der dir dein Lamm erwürgt, was tätest du?‘

‚Ich schlüg’ ihn tot, Herr!‘

‚Und du, Welen, wenn einer deine Hütte brennte?‘

‚Ich schlüg’ ihn tot, Herr!‘

‚Ich sehe, eure Einsicht ist vortrefflich, ihr Hasenherzen! — Hebt euch fort!‘

Die Fünf aber blieben stehen und sahen einander an. Erst als der Büttel rief: ‚Fort, fort, ihr Taugenichtse! Den bösen Nachbar sollet ihr selber zum Galgen richten,‘ da bekreuzten sie sich und drückten sich scheu vom Hofe.

An diesem Tage empfand Frau Gemma zum ersten Male, daß es eine fremde, wilde Welt war, in die sie aus dem Klosterfrieden hinausgetreten, und an der Brust des Gatten, der all dieses Ungefüge so leicht und sicher meisterte, wollte sie in heimlicher Befangenheit und Scheu erschauern.

Wieder war sie ohne den Gemahl ausgeritten und lenkte ihr Roß den steilen Saumpfad eines bewaldeten Berges hinan. Der alte Jagor folgte, nachlässig im Sattel hängend, auf geringe Entfernung. Da schwirrte zur Seite eine Kette Feldhühner auf. Ihren Flug verfolgend überstreifte die Herrin mit einem Blick das weite, walderfüllte Tal, das unter ihr im Herbstgolde lag. Ein blasses, kaum sichtbares Rauchgekräusel, das über dem verblauenden Horizont emporstieg, erregte ihre Aufmerksamkeit. ‚Wer wohnt dort, Jagor?‘ fragte sie.

Der ergraute Diener beschattete sein Gesicht. ‚Hm, Rostos Meiler ist es nicht; der raucht jenseits.‘ — Dann schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn: ‚Wo hab' ich meine alten Gedanken? Das ist Etzels Herd.‘

Der Rauchstreif hatte sich immer tiefer gefärbt und stand jetzt wie ein breites, violettes Fähnlein in der stechenden Sonne.

‚Etzel? Ich hörte den Namen schon. Wer ist das?‘

‚Der Fasanenvogt des Fürsten Bogislaw, gnädige Frau! Obwohl es bald zwanzig Jahre her sind, daß dieser tapfere Herr in Ungarn unter den Türkensäbeln fiel, läßt der Alte doch nicht von seinem Amt und hütet die paar Dutzend Fasanen, die noch zwischen den Bäumen flattern, grausam vor den Pfeilen wildernder Bauern.‘

‚Somit hegt er das Wild für sich selber?‘

‚Nein, noch immer für seinen Fürsten, an dessen Tod der Starrkopf nicht glauben will. Den Verwandten Bogislaws hat er den Krieg erklärt, und seitdem einige erblüsterne Hände, die sich nach dem schönen Waldbesitz ausstreckten, der Reihe nach unter rätselhaften Umständen erstarrt sind, fällt es keinem der Herren mehr bei, sich der Nachfolge des verstorbenen Fürsten zu versichern. Man sagt, der alte Etzel verstehe das Giftbrauen besser als eine Waldhexe, und jeder Pfeil, den er auf seine Armbrust lege, sei zuvor in den tötlichen Saft getaucht.‘

‚Der Ruchlose! Haßt er die Menschen so?‘

‚Ich glaube wohl. Seine Tochter, ein jungverwitwetes Weib, war einst sein Augapfel. Da lärmten trunkene Bauern durch den Wald, sahen sie auf dem Felsen sitzen und schleuderten sie bei den Haaren in die wilde Sotta hinunter. Ihr Kind, das sie an der Brust gehalten, blieb an einem Gesträuch hängen und ward gerettet. Herrin, der alte Etzel soll an jenem Tage ein Tiergebrüll ausgestoßen haben, das die Knechte beim Sensendengeln auf Sczegin vernahmen!‘

Frau Gemma schwieg eine Weile und zernagte ihre Lippe. Dann fragte sie: ‚Sahest du jemals den Alten, Jagor?‘

Der erfahrene Diener nickte. ‚Es mag an die dreizehn Jahre her sein, da befand ich mich mit der betagten gnädigen Frau Gräfin, die Gott selig haben möge, ein paar Sommermonate hindurch auf Sczegin. Eines Nachts klopfte es an mein Fenster. Da ich öffnete, sah ich draußen im Sturm und Regen einen hageren, bärtigen Mann stehen, der ein heftig schreiendes, kleines Menschenwesen unter seinem roten Mantel trug. ‚Gebt Wasser und einen Tropfen Wein,‘ bat er, ‚ich will es bezahlen!‘ Ich geleitete den Alten an die Ofenbank herein und half ihm das Kind verbinden, dessen goldrote Löckchen einige Blutstropfen zeigten. Das unheimlich schweigsame Wesen des Gastes verschloß mir den Mund; aber andern Tages

erfuhr ich, daß der Fasanenvogt Etzel und sein Enkeltöchterchen Tatjana meine nächtlichen Gäste gewesen seien. Auf einem späten Heimweg begriffen, war der Alte von streifenden Bauern aufgespürt und mit Knütteln und Steinwürfen verfolgt worden. Denn da sie sich, schlimmen Zauber fürchtend, in die Nähe seiner Waldbehausung nicht wagen, sind die Bauern stets bedacht, den Fasanenvogt, wo immer sie ihn außerhalb treffen, durch Überzahl zu vergewaltigen.

‚Was ist aus der kleinen Tatjana geworden?‘

‚Weiß ich nicht, Herrin!‘ versetzte Jagor, dem eine Altersklause plötzlich Schweigen aufzuerlegen schien. Er hatte vor acht Jahren ein blühendes Enkelkind durch die Pest verloren. Auch die Herrin schwieg. Einmal, da sie beim Zurückreiten über ein Stück hoher Heide trabten, hielt sie ihren Schimmel an und blickte scharf nach dem leichtverschleierten Wald und dem noch immer aufsteigenden Rauchgewölk hinüber, das sich jetzt im Schein der Abendsonne wie ein weiter, dunkelroter Henkermantel mit ausgezacktem Kragen entfaltete. Es war, als wolle die Herrin jenes harte, fremde Menschenschicksal bis auf den Grund durchdringen, das sich dort in den schattigen Waldlauben nach einem unerbittlichen Gesetz zu erfüllen schien.

Über das spätere Ergehen Tatjanas wußte ein anderer auf Sczegin genauer Bescheid als Jagor. Der Zufall wollte, daß zu derselben Stunde, da die Herrin und der Diener über die Berghalde ritten, Slatok mit dem Verwalter auf einer Bodenkammer von Sczegin nach alten Matrikeln und Rechtsbriefen stöberte und, zur Dachluke hinausspähend, den gleichen Rauch über der Waldschneise aufquellen sah. Auf seine Frage nach der Ursache dieser Erscheinung erhielt der Graf zunächst eine ähnliche Auskunft wie Frau Gemma; nur daß Wenzel, an Jahren jünger und der Verhältnisse, wie sie derzeit lagen, besser kundig als der Kutscher, den Schwerpunkt seiner Erzählung in die Gegenwart legte und mit einem versteckten Blinzeln seiner geschlitzten Augen hinzufügte: ‚Der gefährliche Schwachkopf hegt übrigens zwischen seinen Fasanen auch einen ganz prächtigen goldroten mit verdammt schönen Augen. Doch bekommt man leider dieses Prachtexemplar fast nie zu Gesichte; denn die Art ist scheuer wie die Wildtauben. Wäre der Ort nicht allzu weltverloren und mit dem alten Etzel etwas besser zu spassen, dann würde sich, verdammt, wohl schon manch ein Jäger eingefunden haben, den nach solcher Beute gelüstete.‘

Wenzel begleitete diese Worte mit einem Lachen, welches zeigte, daß er selber seinen Witz zu würdigen verstand. Doch Slatoks Miene blieb unbewegt, während er sich über die verstaubten Pergamente beugte. Nach einer Weile fügte der Verwalter seinem Bericht hinzu: ‚Schade um den schönen, großen Wald, darin die Bauern den reichen Wildbestand plündern.

Der ganze Holzstrich, durch den die Sotta rauscht, müßte, um die Herrschaft abzurunden, Sczegin einverleibt werden, und Ew. Gnaden, der Herr Graf, würden sich eitel wundern, wie dort die prächtigen Felsechos den Hörnerschall vervierfachen.'

Auch jetzt schwieg Slatok. Ein altes, blaues Siegel von wunderlichem Gepräge schien seine Aufmerksamkeit in weit höherem Maß als Wenzels Geplauder zu fesseln.

Es traf sich einige Tage später, daß Frau Gemma unpaß war und das Lager hüten mußte, während der Graf allein mit der Armbrust nach einer Gegend ausritt, wo nach Wenzels Mitteilung die Birkhahnbalz im verflossenen Frühjahr eine besonders lebhafte gewesen. Es war ein wunderklarer, goldgesättigter Septembertag, der Himmel voll weißer, flockender Cirruswölkchen, die ein frischer Wind aus unbekannten Fernen herblies. Blankes Herbstgespinnst wehte um den gefalteten Überwurf des Schloßherrn und hängte sich wie feiner Schleier an sein sammtenes Barett, das mit zierlichen Spangen und einer auf den Rücken niederwallenden, lichtblauen Straußenfeder geschmückt war. Der Graf bot eine treffliche Erscheinung, wie er, in ein spielendes Sinnen verloren, durch den heiteren Buchenwald hinritt, dessen Stille durch das träumerische Laubrieseln noch erhöht ward. Eben wollte er eine Waldlichtung durchqueren, als der flinkausschreitende Rappe mit geblähten Nüstern den Kopf zurückwarf. Eine Fähe war dicht unter seinen Hufen vorübergehuscht und beschrieb jetzt, den rotbuschigen Schweif nachziehend, in dem hohen, dürren Riedgras eine lange Wellenfurche. Mehr zum Spiel als im Ernst ließ der Graf einen Pfeil auf seine Armbrust gleiten und schoß ihn der flüchtigen Füchsin nach. Aber ein stärkerer Wind, der im gleichen Augenblick durch die Baumkronen rauschte, trieb das befiederte Rohr seitab, so daß es in einen alten, moosüberwachsenen Buchenstamm fuhr und zitternd darin haften blieb.

Da trat aus dem Schatten des Baumes ein Mann hervor. Er war von hochgewachsener, sehniger, aber gebeugter Gestalt. Über dem hirschledernen Jagdkoller trug er einen arg zerschlissenen blutroten Mantel nach Art eines Henkergewandes, mit ausgezacktem Kragen. Gram, Einsamkeit und wilde Leidenschaften schienen ihre unverwischbare Schrift in das bärtige Antlitz gegraben zu haben.

‚Wer seid Ihr?' schrie der Alte, den ihm Unbekannten mit schwarzfunkelnden Augen messend. Dann reckte er sich, den Mantel zurückschlagend, an dem Buchenstamm empor, riß den Pfeil heraus und rief in drohendem Tone: ‚Wer hat Euch erlaubt, hier auf fürstlichem Gebiet zu schießen? Ich bin als Vogt über diesen Wald gesetzt, und selbst mein Herr und Kaiser müßte mich fragen, wenn er hier jagen wollte. Merkt Euch das, Reiter!'

Damit wirbelte das Geschoß des Grafen in einem Bogen durch die Luft, und der rote Mantel entschwand seitlich hinter einer dichten Wand von Haselbüschen.

Slatok konnte es nicht unterlassen, dem zornmütigen Alten eine spöttische, hochfahrende Lache nachzuschicken. ‚Warte, du Narr,‘ rief er, ‚des Herrn Bogislaw Wald gefällt mir! Wenn ich in der Tat hier schon meine Grenze überritt, dann scheint es dringend nötig, Sczegin demnächst zu erweitern. Zunächst aber will ich sehen, was für Wunder dieses Dickicht birgt, das du so sorglich hütest.‘

So verfolgte der Graf unbeirrt seinen Pfad in der eingeschlagenen Richtung weiter und merkte, je tiefer er zwischen die Stämme hineindrang, daß er die sicheren Wegzeichen, die ihm Wenzel zur Auffindung des Birkhahnschlupfes gegeben, längst verloren habe. Schließlich machte er vor einer mächtigen Doppelbuche Halt, die auf dem einen Zwillingsstamm ein freundliches, grünes Laubdach trug, während der Wipfel des anderen wie ein dunkles, blutfarbenes Zelt ausgespannt war. Hier strahlte der Weg in verschiedene kleinere aus, und es war, als wiesen die leichtgeschwungenen lichteren Äste auf einen Pfad, der nach Sczegin zurückführte; die düsterbelaubten aber, von wilderem, knorrigem Wuchs, wühlten sich wie drohende Arme tief in das Laubgewirr des Fasanenwaldes hinein. Von einem unmerklichen Zügelruck seines Herrn geleitet, bog der Rappe in die letztere Richtung.

Slatok fühlte trotz der herbstlichen Frische seine Sinne plötzlich wie von einem schweren Blütenduft umnebelt. In seinen Gliedern lag es wie Blei; er achtete kaum des grasbewachsenen Weges, der, von hundert Sonnenstreifen überquert, wie ein langer, goldberingter Finger nach der Gegend hindeutete, wo vor etlichen Tagen der Rauch emporgestiegen war.

Da vernahm er ein leises Donnern, das, je weiter er vorwärts drang, anschwoll. Die rauschende Sotta stürzte aus gewaltiger Höhe vom Felsen nieder in ein tief ausgewaschenes Steinloch, daraus ihre Wasser, wie von unterirdischen Flammen gekocht, schäumend und brodelnd wieder emporsprangen. Wie mit glatten, graufunkelnden Schlangenbäuchen glitt es ohn' Ende zwischen den spitzen Graten nieder und zerschellte brüllend im Grunde. In einem breiten Riß der Flutmassen aber, hoch über dem Wipfelmeer des Waldes, sah man in der steilen Felswand wie das schwarze Auge eines Riesen eine Höhle sich öffnen, von tausend Tropfen wie von Tränen übersprüht und von der Herbstsonne, die gelassen niederspielte, mit der feurigen Braue eines Farbenbogens überspannt. Von einem bunten, geheimnisvollen Leben schien die Höhle erfüllt, und als Slatok, der mit nickender Feder unten auf seinem unruhigen Rappen hielt, eine Weile unverwandt emporgestarrt hatte, da wollt' ihn bedeuchen, er sehe die Abenteuergestalten seiner

schönen, wilden Jugend dort oben in leuchtenden Regengewändern den Reigen tanzen.

‚Ein Fasan wäre nicht schlechter als ein Birkhuhn, und die Goldfasane sind selten,‘ dachte er mit einem verschleierten Lächeln, während ein immer stärkeres Flackern in sein Auge stieg. Er sah einen Häher, der eine gewürgte Wildtaube in den Fängen trug, über den Wasserzauber hinschießen und kniff die Lider mit jenem Ausdruck zusammen, der einst zu Wien besagt hatte: ‚Becher und Dirnen her! Heut wollen wir lustig sein.‘ Plötzlich gab er unter heiserem Auflachen seinem Rappen die Sporen und galoppierte rasch einen Hohlweg entlang, der von dichtem Zwergeichengestrüpp überrauscht war.

Als das herbstlich frühe Abendrot die Dachfirste und Schornsteine von Szegin umglühte, da stand Frau Gemma, die sich vom Lager erhoben, am Fenster und spähte, den Becher in der Hand, nach dem Gatten in das dämmernde Land hinaus. Die Nacht war mondlos und still. Aber die Kassiopeia, der große Bär und der Nordstern glänzten in reiner Pracht aus dem tiefen Himmel und streuten Silberpunkte in den laubumdunkelten Spiegel des Schloßteiches. Vom Turme schlug es zwölf.

Aus dem ersten, fieberhaften Schlummer, der sie wider Willen überkommen hatte, fuhr die junge Frau gequält empor. Der Träumenden war gewesen, als strecke sie zwischen auseinandergebogenen Weiden ihren Leib über einen reißenden Strom. Well' auf Welle entglitt ohne Klang und Laut; rings war kalte, stumme Ewigkeit. Da war es, als tauch' es aus dem stillfließenden Wasser empor wie goldrotes Lockenhaar, als griff' es herauf mit weißen, feuchten Nixenarmen und zöge ein Menschenhaupt zu sich hinunter. Das hatte Slatoks silbrigen Scheitel.

‚Slatok, mein Slatok!‘ fuhr die Schlafende auf. Traumverwirrt und schreckhaft, mit weitgeöffneten Augen, fand sie sich aufrecht im Bette.

Dicht vor ihr stand der Gerufene. Seine Jagdkleider, das Barett und die blaue Feder waren vom Nachttau durchnäßt. Beim matten Schein der Kerze, welche die Kemenate erhellte, irrte ein unsicheres, wildes Lächeln über seine Lippen, da er mit schmeichelnder Stimme fragte: ‚Was ist dir Liebste? Was schreckt meine Gemma so?‘

‚Du vergaßest den Abendtrunk,‘ stammelte die Herrin, die heiße, schmerzende Stirn mit der Hand pressend.

Es schien, der Traumgott habe in dieser schönen, stillen Herbstnacht sich die Fieberkranke zum Opfer erkoren. Kaum war wiederum der Schlummer über ihre Lieder gekommen und hatte erst halb das Bild des seltsam lächelnden Gatten von ihrer Seele verwischt, da deuchte der Herrin, sie erhebe sich vom Lager und husche im Nachtgewand hinüber nach dem

Wohnsaal. Mit dem Becher, der ihr willig vom Sims herab entgegenglitt, kehrte sie zurück an das Bett des Gatten, der plötzlich in den Ritter Zderad verwandelt schien. Sie selber aber fühlte sich auf einmal als die blasse Sigmonda, die sein Haupt aus den Kissen emporrichtete und ihn bat, zu trinken. Da er aber mit hohnvoll geschlossener Lippe den Nachtwein verweigerte, warf sie sich flehentlich und wie verzweifelt am Bettpfosten nieder und schluchzte, als hänge daran die letzte, einzige Rettung: ‚Trinke, — ich beschwöre dich, trinke, Zderad Slatok!‘

Aber während er noch immer nicht trank, da war plötzlich das ganze Schlafgemach erfüllt von den summenden, spinnenden Mägden, die dicht beieinandergeschart saßen. Und die kleine Krasopani mit den schweren, verträumten Augen führte den blinden Alesch herein, der immer die weißen, toten Sterne nach der Lagerstatt gerichtet hielt. Plötzlich hob er die tönende Harfe, schüttelte sie und schrie mit gellender Stimme: ‚Dort — dort liegt der Vampir von Sczegin!‘

Auseinander stob der Mägdeschwarm; stöhnend im Traum lag die Herrin, und durch das schwache Zwielicht der Frühe lächelte der junge Höfling, dessen Porträt in der Ahnenkammer hing, wie Hohn: ‚Was ist dir, Liebste? Was schreckt meine Gemma so?‘

Als die Herrin am nächsten Morgen vor dem Spiegel ihre Haarfülle ordnete, da bemerkte sie auf ihren Wangen noch die Spuren des im Schlummer vergossenen Tränenstromes. Ein dumpfer, beklemmender Druck lag auf ihrem Herzen, der erst allmählich wich, während sie mit dem heiter gesprächigen Grafen den Morgenimbiß teilte.

Slatoks wirtschaftliche und geschäftliche Interessen erfuhren in der Folgezeit noch eine beträchtliche Vermehrung, da es nun immer häufiger geschah, daß er wichtiger und unaufschiebbarer Besprechungen und Kontraktabschlüsse halber zu den benachbarten Gutsherren oder nach Brünn verreiten mußte. Eine Reihe von Prozessen, die meist Grenzstreitigkeiten und alte, aus dem Staube der Bodenkammern hervorgewühlte Rechte zum Gegenstand hatten, waren in Fluß gebracht worden, wobei der Geschäftseifrige es sich nicht nehmen ließ, die gelehrten Gutachten entfernt wohnender Doktoren in eigener Person einzuholen, während auf Sczegin die Knechte tagelang das Schloßarchiv nach dem einen oder andern vermoderten Pergament durchstöbern mußten. So geschah es denn, daß der Graf jetzt zuweilen eine halbe Woche hindurch seinem Hause fern blieb, und so unvermutet wie seine Abreise war stets seine Wiederkehr, die sich an keinen Lauf des Tages- oder Nachtgestirnes band.

‚Morgen, morgen, liebes Kind!‘ wehrte er freundlich entschieden ab, so oft Frau Gemma ihn auf einem seiner Ritte begleiten wollte. ‚Heut

muß mein Rappe flinker ausgreifen, als deinem weißen Zärtling aus der Honigheide lieb wäre.‘

Dann begnügte sich die Herrin, wiederum mit Jagor allein in den Wald zu reiten. Am nächsten Tage aber vertröstete der Graf: ‚Morgen morgen, liebes Kind! Heut muß mein Rappe fliegen.‘

Eines Tages, da ihr die einsamen Stunden sich dehnten, gewahrte Frau Gemma, in den offenen Lauben eines Hinterbaues wandelnd, ein aufgeregtes Wesen unter den Knechten und Mägden. Starke Arme waren geschäftig, eine schwere Steinplatte nach der Stelle hinzuwälzen, wo Zderads Slatoks Grab gelegen war.

‚Was hat das zu bedeuten, Jagor?‘ rief die Herrin den Alten an der eben kopfschüttelnd ins Haus treten wollte.

‚Gnädige Frau,‘ erwiderte der Diener, ‚man erlebt Wunderliches auf seine grauen Tage! Die kleine Krasopani, die Schlafwandlerin, ist letzte Nacht auf einem ihrer Umgänge im Garten dem Vampir begegnet, wie er geduckt an der Mauer hinschlich. Deutlich hat sie ihn an seinem schwarzseidenen Reisehabit erkannt. Sie will es auf ihre Seligkeit nehmen, daß nicht bloß sein friedloser Geist, sondern er selber in Fleisch und Blut vor ihr entwichen sei. Zwei andere Dirnen, Barbara und Waczeslawa, haben vor zwei Nächten, derweil sie sich noch spät an ihrem Kammerfenster verplauderten, ebenfalls die Erscheinung beobachtet. Darum ist man jetzt eifrig daran, eine zweite Steinplatte auf das Grab Zderads zu wälzen, damit dadurch dem unruhigen Toten inskünftig der Austritt verwehrt sei.‘

‚Krasopani soll sofort zu mir kommen! — Hirnlose Narren!‘ schalt Frau Gemma heftig. Aber ihr Antlitz war um einen Schein bleicher geworden, und die schöne, weiße Hand, die sie auf die Brüstung der Laube stemmte, zitterte heftig.

Den heimkehrenden Grafen sah sie am Abend mit einem Blick an, der auf dem Grund seiner Seele forschte. Es lag auf einmal wie ein dunkles, entsetzliches Geheimnis zwischen ihnen, demgegenüber das oft Stürmische und Heftige seiner Liebkosungen nicht mehr hinreichend ins Gewicht fiel. Häufig, wenn der Abend sich niedersenkte, und die junge Frau wie eine Verlassene neben der Wiege saß, dann suchte ihr Auge plötzlich mit einem stummen, heißen Flehen den geliebten Mann. Der aber schritt unruhig im Gemach auf und nieder. Sein Blick war der des gefangenen Marders, wenn die Nacht kommt, da er auf Raub zu schleichen gewohnt ist.

Immer tiefer und beängstigender empfand Frau Gemma die Kluft. Ihr war, als fühle sie langsam, unentrinnbar Sigmondas Verhängnis ans eigene Herz kriechen. Schließlich ward sie schlaflos. In langen, mondweißen Nächten faltete das junge Weib die Hände über der Brust und härmte sich.

Aber sie litt stolz und still; kein forschendes Wort, kein Laut des Vorwurfes kam über ihre Lippen. Zuweilen stand sie, wenn Stund' um Stunde verrann und sie lange genug dem Kreischen der Windfahne gelauscht hatte, ohne Laut auf, um nach dem Kinde zu schauen oder sich, mit Leuchter und Schlüsselbund von Gemach zu Gemach schreitend, müde zu wandeln. Da geschah es in einer besonders hellen Nacht, daß die Ruhlose nach langem Irrgang plötzlich im Turm vor der Bilderkammer stand und in traumhaftem Entschluß den Schlüssel ins rostige Schloß stieß. Ein kalter Hauch schlug ihr entgegen und machte die Kerzen erlöschen. Wie fiebertrunken starrte sie in die fließende Mondhelle. Zwischen den alten Purpurdecken und Schabracken, darin sich die Zugluft fing, lächelte der Höfling mit den Dämonaugen, der junge Stanislaus Slatok, höhnisch auf das unglückliche Weib hernieder.

Da klirrte der Zinnleuchter auf die Diele. Wie zur Abwehr streckte die Nachwandelnde die Hand gegen das Phantom aus: ‚Du — du mit der Spitzenkrause!' kam es heiser von ihren Lippen. ‚Warum steigest du aus deinem Rahmen und wandelst wieder in Fleisch und Blut? Gehörest du nicht zu den Gewesenen, du arger, junger Sünder? Was tat ich dir, daß du mich ängstigest und mir mein Glück vergiftest?'

Dabei faßte sie, das Bild mit feindlichen Blicken durchbohrend, einen breiten Flammberg, der vor Zeiten blutigen Dienst getan, schwang ihn, ihrer Sinne nicht mächtig, über ihr Haupt und traf damit zerschmetternd Don Diegos Werk, das es in Stücken polternd von der Wand brach. Dann glitt sie, während ihr Atem von Leidenschaft flog, nach dem Wandschränkchen, allwo sie des Ahnen Reisegewand verwahrt wußte. ‚Ins Feuer mit euch, ihr Fetzen der Verführung und Sünde!'

Da verstummte sie und ward so bleich wie vor ihr die lichtbeschienene Wand. Der Haken, daran die zierliche Seide gehangen, war leer. Wie ein Blitzstrahl durchleuchtete es das Hirn der Frau: Jene Spukgestalt, die während der jüngsten Nächte durch den Garten schlich, war der Graf selber, der, einer Einflüsterung seines Dämons folgend, das Gewand des ruhlosen Ahnen um die Schulter schlug, wenn ihn die Lust nach verbotenen Abenteuern auf nächtliche Wege trieb.

Schütternd fiel die Tür ins Schloß, und wieder begann die endlose Wanderung. Da hörte die Rastlose, wie der Graf sich im Traum auf seinem Lager wälzte, und ein leises Flüstern zwang plötzlich ihr Ohr an seine Lippen.

Tatjana!

Wie der schwüle, süße Hauch einer fremden Blume erfüllte auf einmal der Name das Schlafgemach. Er wehte und knisterte aus den Gardinen, die der Nachtwind hochblies; er dämmerte und regte sich drohend in jedem Winkel.

Tatjana! Tatjana!

Slatok mußte in Geschäften nach Wien verreiten. Eilends brach er mit den Reisigen vom Hofe auf, nachdem er beim Abschied zuvor seinem Weibe wie prüfend und zögernd die Hand gereicht, dann die schweigend Widerstrebende heftig in seine Arme gepreßt. Zu irgendwelcher Aussprache kam es nicht.

Die Zeit spann goldene Seide. Ein Tag folgte leuchtend dem andern; auf seinen sanftesten Harfen spielte der Wind. Frau Gemma wandelte wie betäubt durchs Haus. Eine ungeheure Stille hatte sich auf ihr Herz gelegt; nur nachts, wenn sie schlaflos, tränenlos ins Dunkel starrte, dann hörte sie es zuweilen wie Eulenfittige ihr Lager umrauschen.

Die Reisigen trafen eines Morgens aus der Hauptstadt wieder ein und brachten der Herrin Kunde, daß der Graf am übernächsten Tage im Geleite einiger alten Freunde heimkehren werde, die er zur Teilnahme an einem Jagdzug eingeladen. Küche und Keller sollten inzwischen aufs beste bestellt werden.

So lautete die Botschaft. Unter den Dienstleuten aber war bald ein Raunen, es werde nunmehr wieder lustige Tage auf Sczegin geben, denn der Graf gedenke die reichgesegnete Ernte mit einer sinnvollen Feier zu beschließen. Er sei in den wenigen Tagen seines Wiener Aufenthaltes gar fröhlich aufgetaut und habe alle frühere Freundschaft, insbesondere auch mit Baron Olivier, wieder erneuert. Dieser erfinderische Herr nun habe gelegentlich eines Bankettes, das dem Grafen zu Ehren gegeben worden, den Einfall gehabt, in der ländlichen Einsamkeit Sczegins ein Maskenfest zu veranstalten, und so sei schon jetzt eine glänzende Kavalkade von Damen und Rittern mit großem Troß unterwegs.

Frau Gemma empfing die Botschaft unter hartem Lächeln. Sie befahl, Sczegin mit Kränzen und buntem Laubgewinde zu schmücken, unter den Linden am Teich Zelte zu errichten, den Boden für die Tanzenden zu glätten und alle Anstalten für den Empfang von edlen Gästen in Eile zu treffen. Weiter beschied sie den bekümmert dreinschauenden Jagor zu sich, mit dem sie langer, geheimer Zwiesprache pflog. Sie legte ihm dar, daß sie noch zu selber Stunde nach Brünn aufzubrechen gedenke, um dort in einem Kloster andächtigen Übungen zu obliegen, bis das Fest vorüber sei, und die Gäste Sczegin wieder verlassen hätten. Jagors bewährter Treue vertraue sie die Sorge um das Kind; auch solle er dem Grafen bei seiner Heimkehr ihren Gruß und Willkomm übermitteln. Jedes Geleite lehnte sie ab und ließ sich nur die verschiedenen Waldwege von dem Alten aufs genaueste bescheiden.

Wenig später trat sie in einem dunklen Reitkleid auf die Terrasse hinaus und stieg zu Rosse, nachdem sie zuvor, wie sie zu tun pflegte, um

etwaigen Durst an einem Quell stillen zu können, den Treubecher hatte in die Satteltasche gleiten lassen.

‚Nun greif aus, mein Schimmel!‘ flüsterte sie. ‚Die Ahnung sättigt mich nicht; mich unseliges Weib drängt es, zu schauen und zu wissen.‘

Wiehernd knirschte das mutige Tier ins Gebiß und jagte mit wehendem Schweif über die gemähten Wiesen dem Walde zu. Sorgsam zwischen den verschiedenen Pfaden wählend durchquerte die Herrin bald dieselbe hellbesonnte Lichtung, auf der Slatok jüngst, der Fähe nachschießend, sich den Zorn des Fasanenvogts zugezogen hatte. Das Laubrieseln ging heut stärker, die Baumkronen leuchteten in weit satteren Farben als damals über dem Haupte des verträumt lächelnden Abenteurers. Auf dem grasbewachsenen Waldweg aber ruhten noch dieselben flimmernden Sonnenstreifen, die das flüchtige Tier wie goldene Brücklein zierlich übersprang. Dann donnerte der Sottafall zur Rechten, der felsige Hohlweg öffnete sich, und endlich kam hoher, luftig durchrauschter Eichenwald. Ein vom Alter geschwärztes Ziegeldach tauchte zwischen den Stämmen hervor.

Tiefe Stille lag über der einsamen Siedelung. Die Herrin erblickte ein kleines, nach einer verschollenen Bauart gemauertes Haus, von einer Holzgallerie umgeben, deren verwittertes Brettwerk vom Alter metallisch glänzte. Auf dem kleinen Dachturm drehte sich eine ehemals vergoldete Wetterfahne, die einen fliegenden Fasan darstellte. Die Sonnenseite der Gallerie war mit Wein bedeckt, aus dessen Laub die sattreifen Trauben dunkel hervorquollen. In einem ganz von Sonne überwobenen, umgitterten Wiesengärtchen zur Rechten graste eine gravitätische Ziege mit zwei zarten, jungen Rehen. Bedachtvoll bewegte sich das bärtige Tier am Zaun entlang, indem es zuweilen stehen blieb und wie im Übermut vergangener Jugendtage seine geschweiften Hörner an den ausgehöhlten, gelben Kürbissen versuchte, womit die Lattenköpfe gekrönt waren.

Da kam ein Wachtelhündchen aus dem Hause gesprungen; hinter ihm folgte ein Mädchen von mittelgroßem, noch schmächtigem Wuchs. Zwei starke Zöpfe, die das feingeformte Haupt umwanden, hatten den goldroten Glanz der noch nicht völlig reifen Kastanie. Sie trug ein irdenes Schüsselchen voll Brot und Milch und schritt so in wiegender Anmut nach dem Gattertürchen, durch dessen Spalten die Ricken schon zutraulich die dunklen Näschen steckten.

Als die Waldbewohnerin die Tiere gesättigt hatte, wandte sie sich mit derselben Stille und Zierlichkeit wieder dem Hause zu und setzte den Fuß unter eine Laube, deren wilder, herbstlicher Weinbehang das kristallklare Wasser eines tiefen Weihers mit seinem Purpur färbte. Auf einem rohgezimmerten Tisch lagen späte Blumen und mannigfach bunte Halme und

Gräser durcheinander. Daraus nahm sie mit feinen Fingern und begann alsbald voll kindlichen Bedachtes einen Kranz zu winden.

Die Herrin, zwischen den Stämmen hervorspähend, verwandte kein Auge von dem lieblichen Bilde. Ein verzehrendes Weh hatte beim ersten Anblick des blutjungen, reizvollen Geschöpfes ihr Herz durchzuckt. Nun glitt sie mit einem Seufzer aus dem Sattel und trat geräuschlos zu dem Mädchen, das eben das zarte Geflecht aufs eigene Haar drückte und ihr Spiegelbild im Wasser lächelnd betrachtete. ‚Du bist schön, Kind!‘ sprach sie, und eine Bitterkeit lag in ihrer Stimme. ‚Sag an, für wen studierest du diese Verführungskunst?‘

Die Waldbewohnerin war zusammengezuckt. Ein Zittern überlief beim Anblick der fremden, adeligen Gestalt, die unvermutet wie eine überirdische Erscheinung vor ihr in dem Sonnenzauber stand, den jungen Leib. Unwillkürlich bogen sich ihre Knie, und mit einem Ausdruck unsagbaren Erstaunens flüsterten die erbleichten Lippen: ‚Wer bist du, hohe Frau? Bist du die gebenedeite Himmelskönigin? O, dann bitte für ihn!‘

Die Sonne schmiedete um Frau Gemmas Scheitel ein schimmerndes Diadem. Streng und zürnend den Blick auf die Gebannte gerichtet, befahl sie: ‚Steh auf, Tatjana! Ich sehe, du bist so geschmeidig wie dein Name. So dir dein Seelenheil lieb ist, sage mir: Wer ist es, für den du bittest?‘

Da faßte die Scheue nach dem hangenden Gürtel der Herrin, hauchte einen Kuß darauf, und während ein liebliches Rot ihre Wangen überzog, sagte sie schüchtern nach Mädchenweise: ‚Ach, wüßt' ich es selbst! Zürne nicht, Erhabene! Ich sprach von meinem Bräutigam.‘ Ein Leuchten brach bei dem Wort aus ihren dunklen, schönen Sternen.

‚Katze!‘ stöhnte die Herrin, von dem Liebesblick verwundet, und ihre Brust hob sich mühsam. Die Augen dieses Geschöpfes waren die erwachten, wissenden Augen eines Weibes!

‚Was reitet dein Bräutigam für ein Pferd?‘

‚Einen Rappen.‘

‚Und wie ist sein Haar?‘

‚O — wie Silber! Gelockt und glänzend! Aber Bart und Brauen schwarz — und die Augen wie leuchtende Wetternacht! Seht, Herrin, so!‘

Und die dunklen Sterne der plötzlich Redseligen weiteten sich und glühten und lachten.

‚Und küßte er dich oft, dein — Herr Bräutigam?‘

Wie schneidender Hohn klang die Frage.

Tatjana lachte verschämt. ‚Ach, Herrin —!‘

‚Freilich,‘ flüsterte sie dann, sich vertraulich zu der Dame neigend. ‚Dort unter dem Baumdach saßen wir oft.‘

In der Rasenmitte stand, ihren schwarzen, zackigen Schatten in die sonnige Breite werfend, eine Königslinde von gewaltigem Wuchs.

Nun erhielt die Herrin einen ängstlich forschenden Blick. ‚Aber wirst du uns nicht verraten, edle Frau? Wer bist du, daß du nach meinem Geheimnis späheſt? Der Großvater darf noch um nichts wissen, ehvor die Weihnacht über dem Walde funkelt. Also hat mein Bräutigam befohlen. O, der kann befehlen! Mich deucht, er muß ein fremder, verwunschener Fürstensohn sein.‘

‚Es muß wohl so sein, sein Herz ist verwunschen,‘ versetzte die Herrin düster. Dann kam es wie Empörung von ihren Lippen: ‚Dein Großvater! Wo ist der Pflichtvergessene?‘

‚Im Walde, edle Frau!‘ beeilte sich das Mädchen. ‚Dort muß er beständig weilen, seit Fürst Bogislaw nicht mehr heimkehrte. Dort lauert und horcht er, wo ein diebischer Bauer durchs Gebüsch rauscht; dem jagt er den Pfeil durch die Kehle.‘

‚Er schießt auf die Bauern?‘ lachte heiser die Herrin. ‚Weiß er kein besser Ziel für seinen Pfeil als eines Knechtes Kehle, der hirnlose Schütze? Ist das Herz eines eidbrüchigen Verräters schwerer zu treffen als das eines hungernden Diebes? — Haha! Dacht' ich mir doch, daß er ein armseliger Narr, ein alter Täuberich sei, dieser furchtbare Etzel! Ein sanftes Kaninchen, das feige entschlüpft, wenn ihm der Marder in den Bau guckt!‘

Tatjana war erblaßt zurückgewichen. Da erlosch das Feuer in den Augen der Herrin, und sie brütete über einem Gedanken. ‚Sprich, wann kommt er wieder, dein Herzliebster?‘

‚Heut noch, sobald der Abend sich rötet.‘

‚Wohl,‘ — Frau Gemma hatte die Satteltasche geöffnet und ließ den Treubecher in der Sonne spielen, — ‚so nimm dies von mir als Brautgabe, Mädchen, und wisse: An dem Silber hängt ein Zauber, der deinem Bräutigam zugute kommen soll! Gib wohl acht und tue, wie ich dir sage! Wenn er vom Rosse steigt, so wird er durstig sein vom langen Ritt. Dann fülle geschwind, noch eh' er dich küßt, den Becher mit Wein und kredenze mit den Worten: „Trink Treue, mein Slatok!“‘

Tatjana stieß einen Ruf des Entzückens aus. Da bemerkte die Herrin, wie eine der Weinranken, die vom Dach niederhingen, ins Schwanken kam. Ein kahles, bärtiges Greisenhaupt ward sichtbar, und zwei wutdrohende Augen glühten wie Lichter durch das farbige Laub.

Nur einen Moment. Aber Frau Gemma lachte hart und schrill auf. Ein greller Gedanke hatte ihr Hirn durchkreuzt. Sie wußte ihre Rache wohlbehütet und sicher wie einen Schatz in den Händen des Giftmischers!

Flink griff der Schimmel aus; aber Frau Gemma rief ihm gellend zu, daß er wie ein Windspiel unter dem fallenden Blätterregen hinjagte.

Der unnatürlich schwüle Herbsthimmel hatte sich umdüstert. Gewölk war aufgezogen, und eine schneidende Luft pfiff den Hohlweg entlang.

Nach einer halben Stunde zügelte die Herrin den keuchenden Renner. Sie war in die Irre geritten und in weitem Bogen wieder an den Hohlweg gelangt. Immer schattiger ward der Wald; nur ein fahles, gelbliches Leuchten wie von fernen Blitzen spielte zuweilen zwischen den Laubkronen. Wie eine schwer und schrecklich Träumende faßte sich das unglückliche Weib an die Stirn. Das war das Glück von dieser Welt? Das die Gattentreue, die man am Altare schwur, die holde Minne, davon Herr Walter sang?

Abermals hielt sie ihren Schimmel an, der ängstlich vorwärts strebte, und lachte, — lachte so schrill zwischen die grauen Stämme hinein, daß allerlei Gevögel erschreckt aufflatterte. Sie fühlte sich empört für ihr ganzes Geschlecht. Keine Mischung von Sanftheit war mehr in ihrem Blute. ‚Meineidiger Schurke!‘ schrie sie in die bedrückende Gewitterstille. ‚Mörder meines Glückes, Räuber, der du mich aus dem Frieden Gottes gerissen hast! Ha, jetzt erkenn' ich dich! Du — du bist der Vampir von Sezegin!‘

Und es kam über sie, daß diese Pest von der Erde zu vertilgen ein gottgefällig Werk sei. Sie glitt vom Rosse, warf sich auf die Knie nieder und dankte Gott im Wahnwitz ihrer Rache, daß er ihr zur rechten Stunde den Giftmischer als Verbündeten geschickt.

‚Vater, — Mutter!‘ rief sie. Da fiel ihr bei, daß die Trauten längst in ihren Gräbern moderten, und sie erschauerte vor Einsamkeit. Sich des Lehrers ihrer Jugend, des graubärtigen Kapuziners, erinnernd flüsterte sie mit starrem, tränenlosem Auge: ‚Gedenke mein, wenn ich gestorben bin, Pater Hyazinth! Sterben, — ach, sterben!‘

Ein Blitz fuhr über die Bäume, dem ein mächtiger Donnerschlag folgte. Das schütternde Krachen ging in ein dumpfes Brausen über, und das Brausen dauerte fort. Da besann sich die Unglückliche, daß es die wilde Sotta war, die dort vom Felsen stürmte, und sie taumelte mit schleppendem Gewand und gelösten Haaren vorwärts, — den Wassern, — den gierigen Wassern zu.

‚Gedenke mein, wenn ich gestorben bin!‘ wiederholte sie murmelnd und starrte mit totem Auge in den furchtbaren Brodel. Mählich klomm ihr Fuß, und sie gewann keuchend den Felsen. Da sah sie Rosto, den Köhler, vor der Höhle sitzen. Er ließ die mißgestalteten Beine über der Tiefe spielen und freute sich, während er sein langes, triefendes Haar in den Sturm schüttelte, mit nackter Brust des gewaltigen Wassersturzes. ‚Rosto,‘ redete sie hart, ‚sag an, warum erschlugest du sie?‘

‚Mein Weib? Um ihrer Augen willen!‘

‚Sie hatte noch nicht gesündigt. Mich aber, Rosto, verriet der Gatte!‘

‚Fluch ihm! Er wird den Giftbecher trinken.‘

‚Das weißt du, Mörder?‘ fragte sie und blitzte ihn feindlich an.

Da lachte Rosto: ‚Freilich, Herrin, ich lauschte! Den Argwohn und das Lauschen lernt' ich in meines Weibes Tagen. Dein Mann, Herrin, ist ein arger Sünder! Jeder Baum im Wald erzählt von seinem Liebesgirren.‘

‚Du wußtest und schwiegest?‘

‚Ich ernähre drei Buben, Herrin! Die Geheimnisse der Mächtigen aber bergen den Tod.‘

Beide lehnten jetzt Haupt bei Haupt am Felsen und sahen zu, wie der Wald sich im Sturme bog, und die Blitze gleich feurigen Schlangen aus den geöffneten Wolken züngelten. Da rief Rosto: ‚Seht dort, Herrin, seht!‘

Eine seltsam verworrene Kavalkade war auf der gegenüberliegenden Berghalde erschienen. Damen und Herren, von mächtigen Rüden umringt, stoben auf wildschnaubenden Pferden über das Gefild. Ihre Mäntel und wallenden Federn flogen im Gewitterwind. Allen voraus zügelte seinen schwarzen Renner Graf Stanislaus Slatok. Sein emporgewandtes Haupt prüfte die Wolke, die eben dunkeldrohend über der Höhe schwebte. Da zuckte ein blendender Strahl nieder und schlug, wie es schien, mitten zwischen den reitenden Schwarm. Feuer spie die Halde; zwischen Staub und gelblichem Schwefelrauch schien es sich wie zuckende Leiber von Menschen und Rossen zu wälzen.

‚Sieh, Herrin, der Himmel selbst hat ihn zerschmettert!‘ jubelte Rosto. Das Weib auf der Felswarte aber faßte eine grausende Angst. ‚Slatok! Slatok!‘ schrie sie über den Wald. ‚Vater meines Kindes!‘ Sie wollte den steilen Pfad hinunterschwanken, aber Rosto hielt sie am Kleid. ‚Sieh, Herrin, er lebt, er kommt dahergesprengt! Sieh, er eilt zu dem Fest seiner Sünde!‘ Frau Gemma aber erhob abermals ihre Stimme: ‚Slatok, Slatok, wohin rasest du? Halt ein, trink nicht, — in dem Becher ist der Tod!‘ Sie stieß Rosto zurück; aber der umklammerte sie jetzt mit seinen Köhlertatzen. ‚Hier bleibe, Herrin!‘ hohnlachte er, während sein Gesicht sich plötzlich zu einer Fratze verzerrte. — ‚Laß mich, Ungeheuer!‘ Sie rang mit ihm. Ihr gelöstes blondes Haar überflatterte sein Haupt; der Glanz aber schien ihn selig und trunken zu machen. ‚Lucia!‘ lallte er. Da wich unter seinen Füßen ein Stück vom Felsen; er wankte, tat einen Schrei und stürzte kopfüber in die brausende Tiefe.

Hier schwieg Herr Quintus Bogenhard, der Erzähler, und es war, als ob er dem stärkeren Atmen in der Runde lausche, das zwischen dem leisen Brausen der Kaminflamme vernehmbar war. Leopold ging wieder mit der Kanne herum und neigte sein Ohr zu dem Hausherrn, der einige

geflüsterte Anordnungen erteilte. Die junge Blonde aber hielt ihre hübschen Augen ein wenig ängstlich auf den Professor geheftet, gleich als wolle sie einen guten Ausgang für die arme Mitschwester erflehen.

Der Alte nippte jetzt von seinem Becher. Dann hüllte er sich, einen Blick auf das Schneerieseln draußen werfend, fester in sein Gewand.

Tatjana hatte den Becher in der blanken Flut gespült, aus deren Tiefe ein beruhigter Abendhimmel spiegelte. ‚Trink Treue, mein Slatok!‘ flüsterte sie und stellte das Gefäß, mit einem dunklen Traubenblut gefüllt, auf das rauchgeschwärzte Sims über dem Herd. Da sie sah, daß die Flamme am Erlöschen war, schürzte sie ihr Gewand und enteilte, dürre Reiser zu sammeln, in den Wald.

Hinter ihr aber schob sich die Tür auf, und durch den Dämmer des kleinen Raumes tauchte ein roter Mantel daher. Eine hagere Hand — wie eine Totenhand — nahm den Becher vom Sims und entleerte darein mit leisem Klang den Inhalt eines Kristalles.

Wieder schwieg Herr Bogenhard, oder seine Stimme selber war so leise geworden, daß man sie nicht mehr vernahm. Jetzt richtete er sich auf und fuhr mit stärkerem Klang in seinem Bericht fort.

Aus der geplanten Maskerade war nichts geworden. All die Damen und Herren, die an jenem Abend, von dem unschädlichen Blitzschlag noch etwas verstört, aber sonst munter und guter Dinge auf dem Edelsitz eingetroffen waren, hatten sich am nächsten Mittag schon schweigend und gedrückt wieder beurlaubt. Der Graf ging bleich umher, und oben, flüsterten die Diener, liege eine Sterbende. Man schüttelte die Köpfe; man erriet dunkel einen Zusammenhang; aber fest stand nur, daß Graf Slatok nach eingebrochener Nacht, sein besinnungsloses Weib in den Armen, mit verhängtem Zügel auf den Hof galoppiert war und nach einem der Knechte, der, vom Schreck gelähmt, ihm nicht flink genug zur Hand ging, sein Pistol abgefeuert hatte, und daß die Herrin seither nicht wieder erwacht war

Ein fahrender Arzt schlich durch die Gemächer von Sczegin, ein alter, sturmzerzauster Gesell mit klugen, kalt durchdringenden Augen; einer jener zahlreich auf den Heerstraßen schweifenden scholastici vagantes, denen Schicksal und innewohnende Unrast das Glück des eigenen Herdes versagte. Stunden- und nächtelang saß er in einem halbdunklen Winkel des Krankenzimmers, den wilden Melodien lauschend, die das Fieber auf dem armen Hirn der Herrin spielte.

Slatok kam und ging; es trieb ihn treppauf, treppab in ruhlosem Grübeln. Zuweilen fuhr er zusammen. Dann gellte ihm eine Stimme —

die seines Weibes — ins Ohr: ‚Trink nicht, mein Slatok! In dem Becher ist der Tod!‘ und seine Hand zuckte, als schleudere sie ein Gefäß hoch in die Luft. Er sah es über sich blinken; er sah es im Weiher gurgeln und verschwinden. Er fühlte, daß er dieses todkranke Weib liebe, — wahnsinniger liebe denn je, — das er auf seinen Armen durch die sausende Nacht getragen; und daß dieses Weib ihm verloren sei — für immer verloren — so oder so.

Auch der Arzt grübelte. Er war ein Spintisierer und liebte es, wenn der Nachtwind draußen ans Fenster klopfte, sich die Schicksale der Menschen zurechtzulegen und verborgener Schuld nachzuspüren. Dieses Rätsel hier war ihm ein Spiel. An dem Tage, da er nach Sczegin gekommen, war er im Wald auf einen alten Mann gestoßen, der über dem ausgestreckten Körper eines Mädchens kniete. Ihr reiches Haar lag triefend im Grase. Ohne zu fragen, hatte er mit der Hand nach dem naheblitzenden Weiher gedeutet, und der Alte hatte stumpf genickt. Wie aber der Fahrende sich über die Leblose geneigt, um an ihrem Herzen zu lauschen, da war der Greis aufgesprungen und hatte mit rauhem Griff seinen Arm umspannt: ‚Ha, du bist ein Arzt? Weck sie mir zum Leben!‘

‚Alter Mann, die Seele ist aus diesem Körper geflohen!‘

Die Augen des andern glühten wie im Wahnsinn auf. ‚Hund, was sagst du? Das sagst du mir? Sie sei tot? Siehst du nicht, wie sie lächelt, — wie ein Hauch ihre Lippen bewegt? Ein Kind so jung, ein Engel so süß, so liebreich und hold könnte sterben, sagst du? Sprich, daß sie lebt, Schuft! Sonst bist du selber des Todes!‘

‚Sei ruhig, alter Mann!‘ sagte der Fahrende, vorsichtig einen Dolch unter seinem Mantel hervorlockernd. ‚Wenn dein Kind lebt, so wird es erwachen.‘

Der Unsinnige warf sich über die Leiche: ‚Das lügst du abermals! Mein Kind wird nie erwachen, — niemals, — heute nicht und morgen nicht und nie! — Sieh her, welche Welt von Süßigkeit hier tot ist! Ach, Tatjana, du Schlanke, Licht meiner Augen, Wonne meiner Einsamkeit!‘

Dann erhob er sich ruhig. Seine Stimme klang, wie wenn nasse Erde langsam auf einen Sarg fällt: ‚Sie ist tot. Ich weiß es. Es gibt keine Hoffnung, kein Erwachen.‘ Er trat dicht auf den Arzt zu und neigte seinen wilden Bart an dessen Antlitz: ‚Jenseits des Waldes sitzt er, der reiche Graf, der sein Weib belog und mein Kind betrog! Alles ist sein, was er wünschen kann: Ehren und Gold und Macht, Weib und Sohn! Aber er mußte seine unersättliche Hand nach meinem Glücke ausstrecken. Denn es wohnt die verfluchte Gier in den Seelen aller Slatoks; — Vampire sind sie, die den Weibern das Herzblut austrinken! Ich aber will sie vertilgen von der Erde!‘

Er raffte seinen roten Mantel vom Boden auf und schüttelte die Hand empor: ‚Austilgen, — austilgen! Der Kaiser wird mir kein Recht geben, und Vogt und Schöppen zu Brünn werden mir Hohn lachen, weil er ein Graf ist und Macht hat! Aber ich vollbringe die Rache, — ich allein! Das schwöre ich mit dieser verdorrten Hand! Austilgen will ich das ruchlose Geschlecht von der Erde, und seine Schlösser sollen zum Himmel brennen!‘

Der Fahrende war, von einem Grauen erfaßt, in die Büsche gewichen. Aber noch weit hatte ihn das heisere Geschrei des Alten durch die Wildnis verfolgt.

Nun saß er am Bette der Gräfin und sann diesem Schicksal nach. Im Geiste sah er das wundersüße, bleiche Antlitz Tatjanas neben dem Haupte der Kranken ruhen. Die eine schon tot — und diese?

Er beugte sich lauschend über das Lager der Herrin. ‚Christus sei gelobt! Sie wird leben!‘

Die kraftlose Novembersonne spielte ins Gemach. Sie malte an die braunen Simse einen kranken, blassen Schein. Dann fiel strömender Regen. Ein grauer, müder Leichenzug von Nebeln schlich längs der Wälder hin. Die Landschaft schien gealtert und zusammengeschrumpft, alles Leben, alle Freude gestorben.

Die kranke Herrin war erwacht und hatte nach ihrem Knaben verlangt. Sie sah ihn lange an mit großen, vom Fieber brennenden Augen; dann küßte sie ihn ohne Tränen.

Aber dem Kleinen, der zuerst jauchzend die Ärmchen über das Bett gestreckt hatte, erschien diese Mutter fremd. Ängstlich schmiegte er sich an die Wärterin. Das Tote, das Starre, das bittere Lächeln in dem Antlitz des Weibes war es, das ihn schreckte.

Der Fahrende hatte Urlaub geheischt und war reich beschenkt vom Schlosse geschieden. Den Leib der Herrin wußte er gesundet; die Seele befahl er Gott, unter dessen Schutze er wandern ging.

Täglich trat nun der Graf ans Bett, meist wenn es dämmerig war, und die kleine Krasopani die Kerzen noch nicht entzündet hatte. Er sprach zu seinem blassen, müden Weibe mit der weichen, klangvollen Stimme, von der er wußte, daß ihr noch kein Frauenherz widerstanden. Er scherzte und flüsterte und ließ sich auf ein Knie nieder wie einst als minnender Ritter, jeder Zoll ein stolzer Schuldbewußter.

So blieb es auch, während draußen die Wälder und Fluren sich weiß färbten vom Schnee, und Szegin langsam einwinterte. Da blühte das junge Weib auf und ward schöner als je. Ihre Augen gewannen eine süße Schwermut und Tiefe, die Wangen röteten sich, das Haar ward noch üppiger, und um die freie, edle Stirn schwebte es wie die Schatten holder

Gedanken. Nie sprach sie ein lautes oder heftiges Wort, sondern fast immer im Tone sanfter Klage, der wie Flüstern klang. Mit Staunen und scheuer Neugier gewahrten die Mägde das veränderte Wesen, und jede schätzte es für besonderen Gewinn, wenn sie eine kurze Weile in der Herrin Nähe verweilen durfte.

Dem Grafen aber schienen sich die Tage des ersten Minnefeuers in dieser Zeit zu erneuern. Nie hatte er fester im Bann des weiblichen Reizes gelegen als jetzt, da Frau Gemma seine Liebkosungen mit einem gelassenen Lächeln hinnahm, das ihn mehr bezauberte, als anklagte. Die Glut der Krankheit schien jede deutliche Erinnerung an das, was geschehen war, in ihrem Herzen verzehrt zu haben. Nur zuweilen, wenn der Graf neben ihr saß oder sie eben verlassen wollte, da war es, als rühre ein plötzliches Erschauern ihren Körper. Halb besorgt, halb im Scherz erklärte Slatok dies für die letzte Nachwirkung des überstandenen Fiebers, und sie nahm den Trost, wie es schien, heiter und willig hin.

Aber die tiefe Wandlung ihrer ganzen Natur konnte je länger je weniger verborgen bleiben. Halbe Tage und selbst manche frostige Nachtstunde verbrachte die Herrin drunten in der Kapelle. Sie liebte es, eine Ampel oder geweihte Kerzen neben der Wiege des kleinen Ludowiko zu entzünden und, jede Regung seines kindlichen Schlummers belauschend, mit Inbrunst zu beten. Zuweilen geschah dies in halber Verzückung, zuweilen mit wehem, tränenüberströmtem Antlitz, wobei sie die Hände rang wie eine Verzweifelte. Die reine, stille Flamme, die dereinst die frommen Benediktinerinnen in der Jungfrau genährt hatten, die aber dann verblaßt war vor der roten Weltglut, hatte wieder Kraft und Macht, wie es schien, gewonnen und verbreitete in der umdunkelten Seele des Weibes nun eine unirdische Helle, darin jede weltliche Regung sich als verwegen und sündhaft darstellen mußte. Des Grafen liebendes Ungestüm hatte allen Anlaß, auf den Himmel selber eifersüchtig zu werden und drohend anzuschwellen gegen das nach seiner Meinung überfromme Wesen der Frau, deren stille Gelassenheit ihm unerträglich war. Ob sie denn eine Nonne oder die weltliche Herrin auf Sezegin sei? Dann lachte sie leise und ließ sich küssen, und er versprach ihr wohl einen goldenen Heiligenschein zu ihrem Namenstag. So verhüllten sie absichtsvoll mit einem Scherz die bange Schwere ihrer Gedanken und wollten es nicht merken, daß ihre Ehe zwei Seelen hatte.

In den frischen, klaren Wintertagen ritt Slatok wie vormals häufig auf die Jagd. Aber den Fasanenwald vermied er. Frau Gemma, die das Haus hütete, hörte oft das ungeduldige Wiehern ihres Zelters aus dem Stalle heraufdringen. Seit jenem schrecklichen Ritt hatte sie das edle Tier nicht wieder bestiegen. Dafür bereitete sie sich in frommer Sammlung für

das Fest vor, und als das Weihnachtsglöckchen über Sczegin erscholl, da saß sie hochaufgerichtet im Feierkleide zwischen den geputzten Mägden; der alte Alesch mußte die Harfe zu einer frommen Weise rühren, und jedes leichtfertige Gespräch war verbannt.

So vergingen die Wintermonde. Die vierzig Tage der Fasten strichen wie stille, graue Vögel über den verschneiten Hof; dann führte das wärmere Wehen der Frühlingswinde die ersten Schwalben ins Land. Eines Tages äußerte Slatok den Wunsch, für den kommenden Sommer womöglich einen neuen Aufenthalt zu wählen, und Frau Gemma entschied sich für Sinecure. Sczegin war dem Grafen innerlich längst verleidet. Der verwöhnte Liebling des Glückes konnte dem Ort, wo sich zum ersten Male sein Schicksalsstern so bedrohlich umdunkelt hatte, diese Ungastlichkeit nicht verzeihen. Auch rechnete er darauf, daß es eine Stätte in der Welt gebe, wo sein Liebeslächeln wieder bezwingende Macht über das Herz des Weibes gewinnen und der feindliche Schatten Tatjanas, in die Ferne gerückt, als ein hohles Nebelbild zerfließen werde.

So sah schon der nächste Mai die Gatten wieder an den Türmen und Kuppeln der tausendjährigen Moldaustadt vorüberreiten. Eines Abends näherte sich der reisige Zug langsam dem Stammschlosse, das noch hinter Hügeln verborgen lag. Der Graf und Frau Gemma, die aus Anlaß der Reise zum erstenmal wieder ihren Schimmel ritt, waren dem Gefolge um ein Stück vorausgesprengt. Je weiter sie in vertraute Landschaft gelangten, desto ungeduldiger drängten die Pferde, die den Geruch der alten Ställe wittern mochten, vorwärts.

‚Gemach!‘ sagte endlich Slatok, seinen Renner und damit auch das folgsamere Tier der Herrin zum Schritt zwingend. Plötzlich bog er sich im Sattel zu ihr hinüber. Seine Hand auf ihren Arm legend sagte er: ‚Gemma, mein liebes Weib, laß mit dir reden! Sczegin und die Vergangenheit ließen wir hinter uns; beides sei für uns tot! Ein neues Glück beginne nun von der Stunde an, da wir in das Tor meiner Väter einreiten!‘

Sie zögerte mit der Antwort. Aber als sie ihm darauf ihr Antlitz zuwandte, da sah er, daß in ihre schönen Augen ein hartes Licht getreten war.

‚Schwöre nichts, Slatok,‘ erwiderte sie herb, ‚schwöre auch nicht bei deinen Vätern! Von ihnen her trugest du dein und mein Schicksal in den Adern. Zderads Schatten ist über dir; sein Blut erwies sich als stärker denn du. Nun erhoff' ich kein Glück mehr auf Erden. — Eins aber laß mich wissen, Slatok! Wie bezahltest du, was du jenem Mädchen schuldetest?‘

Der Graf biß sich auf die Lippen, und man sah, daß er eine Verwünschung zwischen den Zähnen zerbrach. ‚Sie ist tot —.‘

‚Tot?‘ Die Herrin zog den Zügel an; ein schwärmerischer Ausdruck legte sich auf ihre edlen, starren Züge, da sie wie im Traum wiederholte: ‚Tot, tot! Tatjana tot! — Ah, nun erinnre ich mich, daß ich es längst gewußt! Oft hört' ich eine Stimme dumpf aus jenem Wasser dringen, darin der Becher versunken liegt. — Tatjana, ich nenne dich Schwester! Du bautest wie ich goldene Türme auf dem Fels des Vertrauens und ertrugest es nicht, daß die Lüge in der Welt ist! — Slatok, nun graut mir vor dir!‘

‚Gemma —!‘

‚Still, Slatok, hier sitzt es mir über dem Herzen, — das Grauen! Seit Monden schon. Ich habe gewacht durch endlose Nächte und dacht' es mir von der Seele zu beten. Aber nun will mich dünken, der Himmel habe sein Wohlgefallen an meinem Grauen.‘

Eben tauchte der breite Spiegel des Stromes in der Ferne auf, und der alte, schöne Edelsitz mit den verwitterten Trutztürmen lag vor den Reitern im vergoldenden Abendrot. Die Parkbäume erschimmerten, schon von leiser Dämmerung umhaucht, in lichtem Blütenglanze.

Da scholl es durch die Stille. Zur Linken zog ein Trupp Klosterschüler am Saum eines Birkengehölzes über den Anger daher. Sie sangen das Lob Mariä, der Maienkönigin, mit jubelnden Stimmen. Die weißen Chormäntel der Knaben flatterten im frischen Frühlingswehen, und ein Dutzend junger, blanker Augen wandte sich, ohne daß der Gesang stockte, in unbefangener Neugier dem gräflichen Reiterpaar zu. Dann nahmen die schlanken Stämme die Pilgrime auf.

Langsam aber folgte, wie in tiefe Gedanken versunken, auf seinem Maultier ein bärtiger Mönch. Er mußte steinalt sein, denn er schwankte gebrechlich im Sattel, und die Kutte schlotterte wie um ein Totengerippe.

Da rief Frau Gemma mit freudedurchzitterter Stimme: ‚Pater Hyazinth! Gelobt sei Gott, daß ich Euch wiederschaue!‘

Der Mönch stutzte und richtete zwei halberloschene Augen fragend nach der Straße herüber. Da aber die edle Frau jetzt ihr Tier antrieb und langsam über den Anger auf ihn zugetrabt kam, da schien er seine vormalige Schülerin zu erkennen und bewegte, in die geröteten Wolken aufblickend, die Lippen zu einem leisen Dankgebet.

Von seltsam stürmenden Empfindungen beseelt war der Graf allein auf der Straße zurückgeblieben. Jetzt wendete er mit halb zweifelnder, halb entschlossener Gebärde seinen Rappen und sprengte zu dem soeben über dem Hügelkamm auftauchenden Gefolge zurück. Er gab Jagor Weisung, der Herrin zu harren und sie sicher nach dem Schlosse zu geleiten, während er selbst mit dem übrigen Troß einen Seitenpfad einschlug, der sie in kurzer Zeit vor das eiserne Tor von Sinecure brachte.

Über dem Birkenhain wob die Abendsonne. Sie tauchte das zarte, winddurchzitterte Laub der Bäumlein in einen rosigen Schimmer und ließ feine Rinnsale wie von Blut und Feuer an den weißen Stämmen niederträufen. Eine Amsel schlug überlaut und schwieg plötzlich.

Der Kapuziner war von seinem Maultier gestiegen. In dem Lichte stehend erschien seine wankende Gestalt noch größer, gebeugter und hagerer. Er streckte beide abgezehrte Hände der Schülerin entgegen und begann mit schwacher Stimme: ‚Das ist die Wonnestunde meiner letzten Tage, daß ich dich, geliebtes Kind, noch einmal mit Augen schaue! Nun sage geschwind: Wie steht es um dein Glück?‘

Niedergekniet barg die Herrin schweigend ihr blondes Haupt in seine Greisenhände. ‚Mein Vater,‘ flüsterte sie, ‚ich liebe ihn nicht mehr! Mir grauet vor ihm. Seine Nähe ist mir Hölle.‘

‚Du sagst, was ich schon weiß,‘ erwiderte traurig der Mönch, aber mit einem bestimmten Klang der Stimme. ‚Armes Kind, lerntest du nun, wie Haß und Liebe verlodern gleich hitzigem Feuer? Nur die eine Liebe ist dauernd und stark: die harte Liebe, die man will! Wolle lieben, Gemma! Bette dein Herz in den harten, sichern Grund der Pflicht! Bis in den Tod zu lieben schwurest du in diese meine welken Hände, und meine Zunge wird es vor Gott bezeugen müssen, daß du den wilden, sündigen Slatok zu lieben gelobt hast ohne Einschränkung und Bedingung — bis in den Tod!‘

‚Dann kommt nach Sinecure, Pater Hyazinth, und lehret mich Eure harte Liebe!‘

‚Ich komme.‘

So schieden Mönch und Schülerin.

Aber weniger als einen Monat später sangen die Kapuziner von Prag in dumpfem Chor das ‚De profundis‘ über der eingehüllten Leiche des Paters. Die Gräfin auf Sinecure trauerte dem Verstorbenen mit einer Heftigkeit nach, die für Slatok etwas Rätselhaftes und zugleich Furchtbares hatte. Er, der als zurückgezogener Schloßherr sein schönes, mit jedem Tage sonderlicher werdendes Weib in eifersüchtiger Zärtlichkeit wie einen umlauerten Schatz behütete, sah sich mit ohnmächtigem Zorn und Schmerz immer mehr aus dessen Gedankenkreise verdrängt. Eine mystisch ausschweifende, grüblerische Schwärmerei gewann nunmehr völlig über das zerrüttete Frauenwesen die Oberhand, ihr Inneres mit dem schwanken, flackernden Kerzenlicht einer kranken Frommseligkeit erfüllend, die weit entfernt war von der kräftigen religiösen Glut ihrer Mädchenjahre. In einer Anwandlung von Wahn überantwortete sie die einst so hochgehaltenen Lieder und Reimwerke der staufischen Minnesänger, die sie bis dahin gar liebend behütet, als sündhaft dem verzehrenden Feuer. Da die Flamme um das letzte der Pergament-

blätter schwelte, und das starrblickende Auge der Herrin just auf die in Asche verglimmenden Worte Herrn Walters fiel: ‚Nehmt, Frau, diesen Kranz!‘, da lachte die Einsame mit einem harten, schrillen Klang auf und fuhr mit der Hand hastig nach der Stirne, als müsse sie ein unsichtbares Blumengewinde herabreißen, das als letzter Rest sündiger Weltlust dort prangte. Ihre täglichen Ritte galten fortan den benachbarten Klöstern. Sie brachte den Äbtissinnen Geschenke, plauderte vertraut mit den frommen Schwestern und kannte bald jeden Fliederbusch in den geweihten Gärten. Der kleine Ludowiko aber — das war ihr Flehen zum Himmel — sollte, vor der sengenden, irdischen Glut bewahrt, dereinst ein Geschorener werden oder ein gewaltiger Abt oder Kirchenfürst, falls der Seelenflug ihn zu solcher Höhe trug. Während sie diesen der Erfüllung noch so fernen Wunsch wie einen prunkenden Kirchenteppich im Geiste mit immer neuen, satteren Farben durchwob, zerschnitt ihr das Schicksal jäh und grausam den Hauptfaden. Eines Tages kam die Wärterin, die mit dem Knäblein im Park von Sinecure lustwandelt war, verstört ins Schloß gestürzt. Auf ihren Armen lag entseelt das Kind, dem ein tückisch aus dem Gebüsch hervorgeschnellter Pfeil die schuldlose Kehle durchbohrt hatte.

Der Graf durchkeuchte mit seinen Knechten das Land nach dem geheimnisvollen Mörder. Eine planlose, vergebliche Hatz. Als er eines Abends spät in dumpfem Brüten heimkehrte, da wankte ihm, in Nonnentracht schreitend, ein umnachtetes Weib entgegen. Der Leuchter in ihrer Hand war vom Sturmwind verloschen; aus dem Dunkel aber hob sich scharf und geisterhaft ein verzerrtes Antlitz, das mit zerbrochener Stimme sagte: ‚Weh uns Sündern! Verflucht sind wir von Anbeginn! Slatok, die Rache des Herrn ist über uns! Komm, laß uns beten!‘

Als der Graf sein ohnmächtiges Weib auf den Armen die Stiege hinantrug, da gewahrte er, daß ihre starre Hand den Griff einer Geißel umspannt hielt, und dunkles Blut von ihrer nackten Schulter rieselte.

‚Das Menschenherz ist aus einem gar subtilen Stoffe,‘ schaltete hier Herr Vogenhard ein, ‚und im Hinblick auf Zahl und Arten von Wandelungen, deren es fähig ist, kann man es wohl unergründbar nennen. Das Leben spottet einer jeden Formel. Die Wirklichkeit übertrifft vielleicht die kühnste und schöpferischeste Phantasie, und die Dämonen, die ein Menschenschicksal ins Rollen zu bringen vermögen, hat nach Wesen und Wirkung noch kein irdischer Denker zu registrieren vermocht.‘

(Fortsetzung folgt.)

René Bazin.

Von

Joseph Hengesbach.

I.

Groß wird die Zahl deutscher Leser nicht sein, die René Bazin, den in seinem Vaterlande mit Auszeichnung genannten Schriftsteller, mehr als dem Namen nach kennen. Darin soll kein Vorwurf liegen. Zwar sind einige seiner Romane in unsere Sprache übertragen worden; aber wer will all die guten, tüchtigen Bücher, selbst nur die im Inlande erzeugten, nach Inhalt, Anlage und Formgebung würdigen? Zwar ist auch der Verfasser unlängst in die französische Akademie aufgenommen worden; aber man kann selbst dann noch für einen leidlich gebildeten und strebsamen Zeitgenossen gelten, wenn man es verabsäumen müßte, sich um die vierzig Unsterblichen in Paris zu kümmern; ich beeile mich zu verbessern: für einen gebildeten und strebsamen Nichtfranzosen. Und doch, wenn R. Bazin den meisten von uns ein Unbekannter ist, so liegt die Schuld nicht an ihm; die folgende Studie soll es beweisen.

Vielleicht ist es mir entgangen, daß im laufenden oder vergangenen Jahre die eine oder andere illustrierte Wochenschrift landläufigen Schlages das Bild unseres Akademikers veröffentlicht hat. Wenn es dort in der Tat neben preisgekrönten Lawntennisspielern und erstklassigen Autofahrern seinen bescheidenen Platz gefunden hat, so möchte ich wünschen, es stellte den Mann so dar, wie er mir in Wirklichkeit erschienen ist: mit dem klaren und klugen Auge, das den denkenden Beobachter verrät, mit den scharfgeschnittenen und ausdrucksfähigen Zügen, die von geistiger Arbeit zeugen, mit der sonnigen Freundlichkeit im Antlitz, in der sich seine Herzensgüte widerspiegelt. Die Spuren von Sorgen um des Daseins gemeine Notdurft oder von Stürmen der Leidenschaft wird man nicht darin entdecken. Und doch ist dieser Schriftsteller ein Lebenskämpfer von früh an gewesen, einer von der seltenen Sorte, die suchend und versuchend, um sich und in sich schauend, kritisch wägend und praktisch gestaltend, darnach trachten, ihrem Ideale Wesen und Wirklichkeitsform zu geben. Von seinem rüstigen Streben legt schon, freilich ein Maßstab äußerlicher Natur, die Summe seiner Werke Zeugnis ab: neben mehreren Sammlungen von Novellen und Skizzen, einer Biographie, einigen kritischen

Aufsätzen und verschiedenen Reisebeschreibungen hat Bazin elf Romane geschrieben. Eine ansehnliche Leistung bei einem Manne, der aus dem Dienst der Muse keinen Beruf macht, sondern nur die Stunden dafür verwenden kann, die sein Amt ihm frei läßt: er ist Professor für Strafrecht an der katholischen (freien) Universität in Angers, und zwar, wie seine Hörer versichern, kein untüchtiger Hochschullehrer.

Zwischen Stéphanette, der Erzählung, mit der Bazin 1884 seine Laufbahn begann, und Donatienne, dem vorläufig letzten seiner Romane, liegen zwei Jahrzehnte. Das ist ein verhältnismäßig langer Zeitraum, nicht zu kurz für den Tätigen, der ihn nützen will oder genützt hat, und gewiß lang genug, um das Talent zur Entfaltung und Reife zu bringen. Manche Grundzüge in dem künstlerischen Schaffen des fertigen Mannes offenbaren sich uns schon in jenem Jugendwerke des Werdenden. Nach eigenem Geständnisse hat er nicht nötig gehabt, dafür den ganzen Stoff frei zu erfinden. Damit wird sein Verdienst nicht geschmälert, uns als guter Erzähler in Spannung versetzt zu haben, in jene echte Spannung, die, wie beim Drama, so auch bei der erzählenden Dichtung in dem tiefen, andauernden Interesse für den Helden des Stückes wurzelt, hier in dem für die Trägerin des Titelnamens, die, als vermeintliche Tochter eines Althändlers, eines im blutbefleckten Rufe des Revolutionärs stehenden und menschenscheuen Mannes, aufgewachsen, den Nachweis ihrer vornehmen Geburt erhält und im Hause ihres adeligen Oheims nicht ohne Prüfung und Leid ihr Lebensglück findet. Die Handlung verlegt der Verfasser auf einen ihm lang vertrauten Schauplatz: in seine Vaterstadt Angers mit ihren altertümlichen, spitzgiebeligen Häusern, in die im stillen, baumbestandenen Flachlande gelegene Provinzstadt. Aus der Schilderung des Milieus, in das keine anderen als die Personen der Geschichte gepaßt hätten, aus manchen kleinen, stimmungsvollen Naturbildern mögen scharfsichtige Leser auf den künftigen Meister geschlossen haben. Fehlt dem Erzähler noch der Blick, tief ins Herz seiner Menschen hineinzusehen, so entschädigt er uns durch die frische Natürlichkeit seiner Fabulierkunst; die gesunde Kraft im Empfinden der beiden Schützlinge des alten Marquis verbindet sich mit einer durch Sitte und Herkommen geförderten starken Selbstbeherrschung. So bietet der Jugendliche — wohl absichtslos, aber gerade darum in der besten Ausführung — eine prächtige Geschichte für die Jugend, für junge, gern in die Ferne der Vergangenheit schweifende Leser. In Donatienne haben wir eine Gabe von ungleich vollerem Gehalte bekommen. Das ist kein Buch für die Jugend, auch nicht für die reifere. Wer, am Anfange des Weges stehend, des Lebens ruhelose und unbarmherzige, sinnenlockende und herzbetörende Mächte aus anderer Schuld und Weh noch nicht mitempfindend kennen gelernt hat, auch noch nicht, zu seinem Glücke, ihnen selbst erlegen ist, der versteht die Donatienne nicht, das junge, unerfahrene Weib des armen bretonischen Häuslers, das, um den Ihrigen aus der Not zu helfen, als Amme nach Paris geht, dort tief und tiefer sinkt, ein Opfer der äußeren Umstände und der eigenen schlimmen Be-

gierde, während der Mann, aus seinem kleinen Besitztum vertrieben, als Gelegenheitsarbeiter und mit einer Landstreicherin hausend, ein elendes Dasein führt; noch weniger wird der junge, ahnungslose Leser den übermächtigen Zwang begreifen, unter dem die unglückliche Frau dann, als der Familiensinn und die Mutterliebe in ihr wiedererwachen, trotz aller moralischen Hemmnisse den Heimweg zu den Ihrigen und zu ihrer Pflicht antritt. Die Energie, mit der Bazin sich in Donatienne an die Stelle seiner Personen setzt, ihr Leben folgerichtig erlebend, die psychologische Sicherheit, mit der er aus den ersten Anlässen in mehr oder minder langer Entwicklungsreihe ihre Wünsche und Entschlüsse, ihr Tun und Lassen ableitet, den künstlerischen Ernst, mit dem er, unter Verzicht auf alles Beiwerk, allein durch den Gang der Handlung und die Charakterzeichnung uns sittlich erhebt — alle diese Vorzüge konnten wir bei dem Verfasser der Stéphanette noch nicht voraussetzen. Der Weg, den er in zwanzig Jahren gegangen ist, führt nicht bequem durch das stille und ebene Tal; er geht den Berg hinauf, an steilen Hängen empor und über Matten, wo Höhenluft weht. Je höher der Wanderer steigt, um so mannigfaltiger wird die bunte Welt zu seinen Füßen, um so weiter die Fernsicht, die sich ihm nach allen Seiten eröffnet, um so herzlicher sein Gefallen an der Umgebung, um so reger sein Drang, ihr jegliche Schönheit abzulauschen. Wünscht der geneigte Leser die Probe auf meine Worte zu machen, so möge er die ohne Jahreszahl gedruckten Romane, unbekümmert um die chronologische Folge, vornehmen und sich dann die Frage beantworten, ob Ma Tante Giron nach Madame Corentine geschrieben sein kann, oder die andere, welcher der beiden Romane die größere Kunstreife und Lebenserfahrung voraussetzt, Les Noëllet oder La Terre qui meurt. Von Stéphanette an bedeutet jedes Werk dem vorhergehenden gegenüber die höhere Stufe, einen aufsteigenden Fortschritt in der Erkenntnis der verschiedenen Menschenart und der gesellschaftlichen Probleme, in künstlerischer Gestaltung und Darstellung. Gewachsen ist er, aber kein anderer geworden; den strengen Grundsätzen ist er treu geblieben, denen der Künstler, nach oben blickend und eingedenk seines sozialen Berufes, nachlebt. In einem Briefe an den Schreiber dieser Zeilen hat er sie knapp dargelegt: ‚Ich glaube, daß die Kunst eine der Veredlung gewidmete Aufgabe hat, daß sie, wie jede vernünftige Tätigkeit, von dem Sittengesetze bestimmt wird, und daß diejenigen sich besonders schwer an ihren Brüdern vergehen, welche durch ihre Bücher die Seelen zu Boden ziehen, Hoffen und Streben in ihnen ertöten und die Menschen über die Bedeutung des Lebens täuschen. Mir würde es kindisch vorkommen, wollte man das Schlechte verdecken. Aber ich finde es verwerflich, ihm Vorschub zu leisten, zu seiner Verbreitung beizutragen dadurch, daß man es als liebenswert hinstellt und es für das Gute ausgibt. Gut und schlecht verstehe ich in dem Sinne, den der ewige Dekalog diesen Worten beilegt. Diese Gedanken sind, wie Sie sehen, ganz einfach christliche Gedanken.‘ Wie viele Schriftsteller des heutigen Frankreich, die der Renaissance chrétienne eingeschlossen, dürfen gleich Bazin von sich

behaupten, daß ihre Arbeit jederzeit darauf gerichtet und darnach angetan war, diese ebenso schlichten als bedeutenden Forderungen zu erfüllen, ja, wie viele auch nur, insbesondere derer, die für müßige Menschen und leere Stunden den Zeitvertreib liefern, dürfen von sich sagen, daß sie frei von Schuld der soeben erwähnten Art sind!

Der religiös gestimmte Schriftsteller fühlt sich nicht versucht, die selbstherrlichen Übermenschen jenseits des kategorischen Imperativs oder den schillernden Sumpf des rücksichtslos genießenden Mammonismus zu studieren; ihm ist die Ehe eine gottgewollte und unlösbare Gemeinschaft, eine Schule gegenseitiger Anpassung und Läuterung (Madame Corentine); dem Pierre Noëllet oder François Lumineau, die es zur Stadt zieht wie die Wespen zur trügerischen Süßigkeit, stellt er mit innerer Parteinahme die Mélie Rainette und Marie-Rose gegenüber, die stark und treu und genügsam das vierte Gebot erfüllen; im Geistlichen sieht er nicht den weltverneinenden Eiferer, nicht den arglistigen Tartüffe, auch nicht den unwissenden Dorfdespoten, sondern den uneigennützigen Berater der Seinen, der, alles Menschliche begreifend, in der Seelensorge um andere aufgeht; die kirchlichen Bräuche, mag es sich um das Ostergeläute auf dem Odilienberge oder um den Bittgang (un pardon) im bretonischen Küstenlande handeln, entstammen nach seiner Auffassung einem tiefen Bedürfnisse des Christen, des Menschen, der mit der Natur in ihrem jährlichen Kreislaufe eng verbunden lebt, und dessen ahnender Geist sich doch über sie zu erheben bemüht ist. Diesen religiösen Grundton dürfen wir bei R. Bazin als ein Erbteil seiner Heimat ansehen. Wie bei den Tatmenschen ist es auch bei den Dichtern und Künstlern erlaubt, ja notwendig, aus äußeren Erlebnissen die anregenden und zwingenden Gründe für ihr Wirken darzutun, sie selbst als das Produkt von Rasse, Umgebung und Zeitgeist nachzuweisen; die neueren Geographen, meint Bazin einmal (En Province), haben recht, wenn sie die Gemütsart der Menschen und die Farbe nicht nur der Augen, sondern auch des Geistes in Zusammenhang bringen mit der Rasse, aus der sie hervorgegangen, mit dem Boden, den sie bewohnen, und der Luft, die sie einatmen. R. Bazin ist nach Geburt und Abstammung ein Sohn des Anjou; Ende des Jahres 1853 ist er in Angers geboren; Kindheit und Jugend hat er in der Nähe von Segré verbracht, im Norden der genannten Provinz, wo sie an die Bretagne stößt, in einfachen und festgeordneten Verhältnissen, in der Stille des Landes, die nicht durch das Parteigetriebe oder den Klassenkampf gestört wurde, unter einem milden Himmel und in einer fruchtbaren Gegend; er ist aufgewachsen unter Menschen, denen Gottesfurcht und Treue jederzeit hoch galten, und denen seit Joachim du Bellay die ‚douceur angevine' nachgerühmt wird. In seinen zwei ersten Erzählungen hat er diese reichgesegnete Landschaft zum Schauplatz gewählt, in Stéphanette, wie schon gesagt, Angers und seine Umgebung, in Ma Tante Giron das Craonais, ‚das nicht mehr die Bretagne und noch nicht die Vendée ist;' und in diesem Rahmen erscheinen Menschen von schlichter Frömmigkeit und einem durch keine natur-

Karl Küstner pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Altwasser im Iartal.

wissenschaftlichen Kenntnisse getrübten Aberglauben, naiv und gutmütig. Die Handlung spielt allerdings in beiden Werken zur Zeit der letzten Bourbonen, in dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts; aber von damals bis zu den Kinderjahren des Erzählers haben Land und Leute keine so großen Veränderungen durchgemacht wie von der letztgenannten Zeit bis heute. Der Heimat verdankt Bazin bedeutende Seiten seiner literarischen Persönlichkeit: die Klarheit seines Wesens, ohne Laune und Pose, die natürliche Milde seines Urteils über die Menschen, die Teilnahme an den Freuden und Nöten der kleinen Leute, die leicht übersehen oder schnell vergessen werden; ganz besonders ist in der Knabenzeit sein Naturgefühl geweckt und entwickelt worden. Lieber durchstreifte er Wald und Flur, Pflanzen und Getier beobachtend, als daß er zwischen den vier Schulwänden Latein trieb und sich in Lhomonds De viris illustribus vertiefte. ‚Das Land,' sagte er selbst von sich, ‚habe ich in früher Jugend kennen gelernt, in dem Alter, wo die Kleinen, die Ochsentreiber werden wollen, allmählich zum Stachel greifen, den Mähern das Essen bringen und am Abend, wenn still die Schatten sinken, so stolz heimkehren, rittlings auf der alten weißen Stute sitzend, die sie zu wiegen scheint. Ich glaube, daß die, welche es nicht mit den Augen des Zehn- oder Zwölfjährigen gesehen haben, ihm nie mit meiner Liebe zugetan sein werden.'

In der Tat, wer früh den Geheimnissen der Natur nachgeforscht, wer schon als Knabe ihre mannigfaltigen Erscheinungsformen und Lebewesen offenen Sinns beobachtet, wer sie da liebgewonnen hat mit ihrem unerschöpflichen Reichtume und in ihrer unwandelbaren Schönheit, der wird als Mann ihr die Treue bewahren. Ihr Bild trägt er fleckenrein in sich; der echte Sohn des Gebirges oder der Küste erlebt auch zwischen den engen Straßenzeilen der Stadt den Glanz des Frühlingsmorgens oder den Zauber der Juninacht, und über den Lärm der nahen Straße weg lauscht er den fernen Stimmen des Waldes oder Meeres. Ihm ist die Natur innig vertraut und stets nahe; in ihrer Gesetzmäßigkeit erblickt er kein Wunder, und ihre Gaben genießt er als die unparteiisch all ihren Kindern zugedachten. So steht nicht der Stadtmensch zu ihr, der innerhalb der Stadtmauern geboren und aufgewachsen ist; müde trägt er in die Natur seine gequälte Stimmung hinein und verlangt von ihr Trost nach Enttäuschungen und Heilung der überreizten Nerven; fern von ihr aber denkt er an sie, wie derjenige an die Gesundheit denkt, der sie verloren oder nie besessen hat. In der erzählenden Dichtung aller Zeiten ist der Natur ein breiter Raum vorbehalten, mag sie in Gegensatz zur überfeinerten Geisteskultur oder zum unfrohen Büßertum gesetzt werden, mag sie dem Menschlichen nur zum Hintergrund oder Gleichnis dienen. Den alten Epikern des Morgen- wie des Abendlandes, die ihre Hirten und Fischer als bogenkundige Jäger und seefahrende Krieger zu Abenteuer und Großtaten ausziehen ließen, fiel es nicht schwer, in ihrer Sprachgemeinschaft Verständnis und Beifall zu finden; das Wunderbare und Naturwidrige legten die Hörer dem Mythos zur Last, der das Übersinnliche in das Gewand der menschlichen Erfahrung kleidete.

Der heutige Erzähler soll die Wirklichkeit treu darstellen; immer geneigt und bemüht, für die dichterische Wahrheit die Unterlage im realen Sein zu suchen, verlangen die Leser vom Gegenwartsromane, daß er den Schauplatz mit geographischer Zuverlässigkeit abgrenze und Natur und Menschen damit in Übereinstimmung bringe. Es ist die Sonne Homers, die auch uns lächelt; gewiß. Aber anders leuchtet sie dem Spahi am Senegal, in dem sie die Kraft, auch die moralische, ausdörrt; anders dem Teufelskerl von Tartarin, dem sie seine Provence vergoldet und vergrößert; anders den Männern und Frauen Theodor Storms, die sinnend am Meeresufer sitzen, wehrlos gegen die traumhafte Sehnsucht, die sie angesichts der unermeßlichen sonnigen Ferne befällt. In den Romanen R. Bazins bilden die Naturschilderungen die Füllung für den örtlichen Rahmen, für diesen Rahmen die einzig mögliche. Von den Zügen, die die Natur an jedem Schauplatze trägt, mag der eine oder andere auch sonstwo zu finden sein; in ihrer Gesamtheit jedoch wiederholen sie sich nicht. Diese treue Wiedergabe der Natur verdankt Bazin nicht, wie unser Schiller, einer innerlich schauenden und das Gesamtbild erfassenden genialen Kraft, sondern sorgfältiger Beobachtung und freundlichem Ein- und Mitleben. Den Grundstock seines Reichtums als Dichter der französischen Landschaft legte er in jungen Jahren; doch hat er auch später noch, zu längerem oder kürzerem Aufenthalte, auf dem Lande gewohnt, hat auch Wanderungen in der französischen Provinz und Reisen in südlichen Grenzländern gemacht. Nach seiner eigenen Mitteilung (En Province, Vorwort) war es Halévy, dem Verfasser des Abbé Constantin, nicht gelungen, für Bazins Tante Giron einen Preis bei der französischen Akademie durchzusetzen; er empfahl den jungen Schriftsteller dann ohne dessen Wissen dem Leiter des Journal des Débats; so eingeführt trat Bazin als Mitarbeiter in ein enges und dauerndes Verhältnis zu dieser angesehenen Zeitung, für die er Schilderungen aus dem Westen Frankreichs und Reisebeschreibungen lieferte. Die kleine Geschichte ist lehrreich genug, aber ein Zeugnis für den literarischen Wert der genannten Beiträge liegt nicht darin. Das Bedürfnis eines Tageblattes fällt nicht mit der Aufgabe der Literatur im engeren Sinne schlechthin zusammen. Der gebildete Zeitungsleser schätzt Reiseberichte um so höher, je zuverlässiger sie in wissenschaftlicher Hinsicht sind, je mehr sie seine Fachkenntnisse bereichern, je nützlicher sie sich durch ihre Angaben erweisen; dem grübelnden Loti, der die stillen Wege des Orients dahinzieht, oder Bourget, der mit psychologischer Sonde in das Yankeetum eindringt, ihnen und ihresgleichen folgt nur ein kleiner Teil des Publikums. Solange diese Art von Schriftstellerei ein Doppelgesicht zeigt, ist es überflüssige Mühe, zu untersuchen, ob darin die Franzosen den anderen Nationen ebenbürtig sind, und ob Bazin einen Vergleich mit seinen Vorgängern aushält. Den einen unter den französischen Reisenden und Pilgern war die fremde, weite Welt eine Sphinx, an die sie Frage um Frage richteten, ohne eine Lösung der bangen Zweifel zu vernehmen; andere, chronikenkundige, forschten in einer Landschaft nach den Spuren der Geschichte, und wieder andere suchten

im bunten Völkergetriebe nach allgemeinen Wahrheiten. Nicht so Bazin; mit dem Auge des Malers zieht er scharf den Umriß, mißt er den Gesichtswinkel und prüft die treffende Farbe; er stellt gern einen Zug aus dem Volksleben als Genrebildchen heraus und besitzt einen Blick für soziale Gegensätze. Haben seine Reiseschilderungen auch kein unbestrittenes Anrecht darauf, als schöne Literatur behandelt und verzeichnet zu werden, so sind sie doch wichtig als Vorstudien und Einzelstudien für das Lebenswerk seiner Romane, nicht anders und nicht weniger, als es die vorbereitenden Studien für den Künstler mit der Palette sind. Auf den mit Sicherheit entworfenen Hintergrund der Loirelandschaft oder des Marais (En Province) zeichnete er die Geschichte der Henriette Madiot oder das Schicksal der Familie Lumineau ein; die italienische Reise des Fabien Mouillard (Une Tache d'encre) hat er vermutlich nach dem Leben dargestellt und nicht aus Büchern geschöpft. Wenn ihm Faguet die Fähigkeit nachrühmt, sich zu akklimatisieren, so ist das sehr witzig ausgeführt, aber doch nur halbrichtig.

* * *

Die Welt unseres Dichters ist, geographisch gemessen, nicht allzu groß; sie liegt, von einer Ausnahme abgesehen, in den Grenzen des nordwestlichen Frankreich; es ist die bretonische Küste (Lannion) mit den normännischen Inseln gegenüber, jene rauhe Küste mit ihrer wetterharten Bevölkerung, die das Meer in seiner Furchtbarkeit fürchtet und es doch nicht missen mag, von der ein jeder stolz auf seinen Kirchturm ist und die insgesamt eifersüchtig von den ‚gallos' abrückt; es ist Nantes, die durch Fabriken und Werkstätten belebte Stadt an dem Loirefluſſe, der wie eine reizbare Frau seine Launen hat; es ist das Marais mit seinen Kanälen und den Jollen darauf, mit den sumpfigen Niederungen, wo die Wildente und der Kiebitz gejagt werden; es ist weiter landeinwärts die Gegend von Beaupréau und nördlich der Loire das Craonais und Anjou; es ist noch weiter im Innern das alte Bourges, die stille Provinzstadt, wo die Bürger nicht träge und doch auch nicht nervös, nicht ganz rückständig und doch auch nicht recht modern sind; es ist endlich auch die große Hauptstadt, die bald die Rolle der Nebenkarte spielt (Ma Tante Giron), bald das Gegenstück zum Lande abgibt (les Noëllet und Donatienne) und einmal auch (Une Tache d'encre) den eigentlichen Schauplatz bildet, das Paris der geistreichen Salons und der die öffentliche Meinung prägenden Zeitungsstuben, das Paris der Zuchtlosigkeit und der geistigen Arbeit. Seinen Kreis, den horazischen angulus arridens, hat Bazin nur einmal verlassen: in den Oberlés, und darüber haben sich seine wahren Freunde nicht zu freuen. Man hat Bazins dichterische Art ‚provincialisme' genannt und, wenn man darunter Heimatkunst versteht, auch nicht unrichtig so genannt; das wollte die Romantik mit ‚couleur locale' bezeichnen, und etwas ähnliches dachte sich schon das 17. Jahrhundert bei dem Worte ‚mœurs'; indessen hat der Begriff nicht lediglich seine Bezeichnung zu den verschiedenen Zeiten gewechselt,

in ähnlicher Weise, wie es Modesache wurde, die Gigerl oder die Lebemänner oder die Freidenker umzunennen, sondern er ist schärfer gefaßt worden, hat an Tiefe und edlem Sinne gewonnen. Wenn aber in provincialisme eine Vorliebe Bazins für das Land liegen soll, eine Beschränkung auf Gutshöfe und bäuerliche Charaktere, wenn es, kurz gesagt, ‚Dorfdichtung' bedeuten soll, dann ist es für seine Tätigkeit nicht ausreichend; denn seine Romane fallen nur zum kleineren Teile unter diesen Begriff, nämlich die vier: Ma Tante Giron, les Noëllet, La Terre qui meurt, Donatienne.

In dem erstgenannten will der Baron Jacques de Lucé, der Gutsnachbar des alten Fräuleins d'Houllins, mit dem er auf gespanntem Fuße steht, der Nichte dieser Dame Marthe de Seigny endlich sein Herz offenbaren, als die Tante stirbt und das junge Mädchen als eine sehr reiche Erbin hinterläßt; er fürchtet, mißverstanden und abgewiesen zu werden, und ist schon im Begriffe auszuwandern, als ihn des Erzählers Tante Giron über Marthas Gefühle aufklärt und die beiden zusammenführt. Anders löst sich die Schwierigkeit für den Bauern Gerbellière, dessen Tochter Annette ins Kloster eintreten möchte, während der Vater, der schon seinen einzigen Sohn für die Missionen hergegeben hat, sie an den Maulwurfsfänger Sosthène Luneau verheiraten will; im Fieberwahn verläßt sie nachts das Haus und ertrinkt im nahen Flusse. Die beiden Handlungen sind nur lose mit einander verknüpft durch die Frau Giron, die kluge, aber gern Vorsehung spielende, energische, aber etwas eigenmächtige Witwe eines Gutspächters, die bei dem Adeligen wie bei dem Bauern raten und helfen darf.

Auf die gute alte Zeit, der die Tante Giron angehört, greift die Geschichte der Noëllets ein- oder das anderemal zurück; es ist wie ein Blick auf graue, dunstige Ferne; die Noëllets selbst aber stehen in klarer Gegenwartnähe. Der Freigutbesitzer Julien Noëllet schickt seinen Ältesten auf das benachbarte Gymnasium, um später aus ihm einen Geistlichen zu machen; aber am Ende der Schulzeit erklärt dieser, daß er keinen Beruf dafür habe. Es kommt zum Bruche zwischen Pierre und seinem Vater; der verstoßene Sohn nimmt in Paris den Lebenskampf als Schriftsteller auf. Aber kaum hat er sich einen bescheidenen Platz erobert, da raubt ihm die Verlobung der Madeleine Laubriet, der Tochter des neben seinem Elternhause wohnenden Schloßherrn, mit ihrem Vetter allen Halt; sie war seine Liebe und der Leitstern bei seinem Streben. Er würde in der Großstadt verkommen, wenn ihn nicht der inzwischen umgestimmte Vater nach Hause zurückholte. Bald darauf findet er durch einen unglücklichen Sturz seinen Tod. Das ist eine alte Geschichte, und neu ist nur daran, daß sie just dem armen Pierre Noëllet passiert. Was würde aus ihm geworden sein, wenn er nicht ein jähes Ende gefunden? Hätte der wohlmeinende Pfarrer Heurtebise Recht behalten, der früher seinem Vater erklärte, daß die, welche in den Büchern gelebt haben, für den Pflug verdorben seien, oder die hochmütige Madeleine, die behauptet, Pierre sei immer ein Bauer gewesen und werde nie etwas anderes sein? Für

sie gewiß; aber auch in den Augen anderer? Derlei Fragen könnte sich ein phantasiebegabter Leser vorlegen, allein der Roman setzt ihn nicht instand, darauf eine begründete Antwort zu geben. Pierre ist versöhnt mit seinem Vater gestorben, aber der Gegensatz in der Lebensauffassung der beiden Männer ist nicht ausgeglichen; noch höher ist die Scheidewand zwischen dem Aristokraten des platten Landes und dem Freibauern, so hoch wie ein Bergrücken zwischen zwei Flüssen, die sich nie vereinigen, noch in dasselbe Meer münden werden. Suchen wir nach keiner These in diesem Romane; damit würden wir, selbst wenn sich eine herausschälen ließe, dem Verfasser nicht minder unrecht tun als mit der Annahme, er habe uns den Lebenslauf des Pierre Noëllet erzählen wollen, so wie es George Eliot für Adam Bede oder Gustav Frenßen für Jörn Uhl getan haben. Der Roman, der sich les Noëllet betitelt, vereinigt die Glieder dieser Familie mit ihren Freunden und Nachbarn, mit Gesinde und Taglöhnern, mit dem Notar und Pfarrherrn zu einem gruppenreichen Ausschnitt aus dem Landleben, zu einem Gemälde voll gedrängten und bewegten Lebens, in dessen Vordergrunde der abtrünnige Pierre steht. Noch fehlt es aber an einer Grundidee, zu der alle Teile des Romans in Beziehung gesetzt wären, an einem Menschheitsproblem, aus dem seine Form einheitlich hervorsprösse.

In La Terre qui meurt hat Bazin ein solches Problem gefunden, es ist die große, drohende, Lösung heischende Agrarfrage, die ‚Landflucht' (wie der Titel geschickt verdeutscht ist). Dem Pächter Toussaint Lumineau wird es blutsauer, das Gut seiner Familie zu erhalten und den nötigen Unterhalt zum Leben zu gewinnen. Durch einen Unfall ist der älteste Sohn zum Krüppel geworden; den zweiten hat die Kaserne verdorben. Er zieht in die Stadt, um Rottenarbeiter an der Eisenbahn zu werden, und nimmt seine älteste Schwester mit, die ein Café eröffnet; dem dritten, der aus der afrikanischen Garnison heimkehrt, wird das Elternhaus zu einsam; er will Landwirt bleiben, jedoch den Boden bebauen, wo er mehr einträgt; darum schifft er sich nach einem überseeischen Lande ein. Aber Toussaint verzagt nicht, auch dann noch nicht, als seinem Gutsherrn, der seit Jahren die Heimat gemieden hat, der Hausrat versteigert wird; wenn die Herren von dannen gehen, die Erde bleibt, tröstet er sich. Seine jüngste Tochter hält bei ihm aus; jetzt endlich heißt er ihre Herzenswahl gut. In dem jungen, unverdorbenen Paare, der Marie-Rose und ihrem Jean Nesmy, der vordem Knecht in der Fromentière gewesen, wird das bodenständige Geschlecht dort weiterblühen; das ist das freundliche Abendrot im Leben des wackern Toussaint. Auffällig gleicht er in seiner geduldigen Hoffnung am Schlusse des Buches dem Julien Noëllet, der gleich ihm die Söhne, allerdings für immer, verloren hat und am Tochtermanne seine Stütze und seinen Erben gewinnt. In Gemütsanlage und Berufseigenschaften sind die beiden Landwirte einander nahe verwandt, nur hat der Schriftsteller sie vor verschiedene Aufgaben gestellt; nicht in der Charakterschilderung, sondern in der Handlung beruht der große Abstand zwischen den zwei zuletzt genannten Romanen.

In Donatienne ist die Handlung, die der Leser bereits oben kennen gelernt hat, sehr einfach, aber keineswegs alltäglich, ist aus den zufälligen Zeitumständen und dem örtlichen Milieu, soweit es einem Künstler möglich, in die Höhe reiner Menschlichkeit gehoben, und darum übt sie ihre Wirkung auf jedermann, und sie wird ihre Wirkung behalten. Mit gläubigem Staunen sehen die Zweifler, daß sich in der tiefen Einsamkeit und scheinbaren Eintönigkeit des weiten Flachlandes Lebens- und Herzenskämpfe von erschütternder Tragik abspielen, daß es dort Menschen von unerforschter Art und stiller Größe gibt, und daß es viel interessanter sein kann, die Seele einer bretonischen Kätnerfrau als die eines politischen Strebers oder einer großstädtischen Halbweltlerin zu studieren.

Mit den Romanen La Terre qui meurt und Donatienne, in denen der Zusammenhang zwischen Stadt und Land dichterisch ausgeprägt ist, ein Zusammenhang, der mehr und mehr die ländlichen Verhältnisse und die Landbewohner selbst umgestalten wird, in denen überdies leibhaftige Landleute dargestellt sind, hat René Bazin seine Vorgänger weit hinter sich gelassen. Von Dorfgeschichten kann vor George Sand in Frankreich kaum geredet werden; das 18. Jahrhundert hatte auf der Bühne den ehedem verspotteten Dörfler wieder zu Ehren bringen wollen; aber die Bauern des Lesage oder Marivaux glichen denen der Wirklichkeit in demselben Maße, wie die tragischen Helden im Zeitalter Ludwigs XIV. den Kriegern Roms oder Griechenlands. Kulturmüde flüchtete sich Jean-Jacques in die Arme der Natur und träumte sich zurück in den seligen Urzustand, in das Paradies ohne Disteln und Dornen, das ohne Karst und Sense und schwielige Fäuste auskam. Nicht umsonst hatte George Sand ihren Rousseau gelesen; während der deutsche Auerbach Bauern und Bäuerinnen zeichnete, über die die angeblich Porträtierten sich lustig machten, sah die Schloßherrin von Nohant Dinge und Menschen daheim zwar durch das schönfärbende und vergrößernde Augenglas des Idealismus, immerhin jedoch die wirklichen Menschen des Berry. Besser wurde auch Balzac, der Vater der realistischen Schule, nicht mit dem Teile seiner Aufgabe fertig, der das Landleben behandelt; einseitig befaßt er sich nur mit dessen abstoßender Seite, und angesichts der Wälder und Fluren hat er, wie ein französischer Literaturhistoriker richtig meint, die Empfindungen eines Handlungsreisenden. Ebensowenig liegt im Naturalismus die wahre Rückkehr zur Natur; so viel sich Zola mit seiner anatomischen Zergliederung und mit seiner reichlichen Beobachtung weiß, hat er in La Terre seiner Theorie zu Ansehen verholfen? Hat er in ein paar Monaten die Bauern studieren können, die undurchdringlichsten Naturen, wenn sie sich beobachtet wissen; hat er das Räderwerk ihres Innern so bald bloßzulegen vermocht? Einen häßlichen Zug hat der Pessimist an den andern gereiht, als gäbe es unter diesen Leuten keine mehr, an denen noch ihres Schöpfers gütige Hand zu erkennen wäre. Unwahr ist schon der Grundgedanke, als wäre Habgier der alles überwuchernde und erstickende Trieb des Landvolkes. Ist nicht vielmehr diese angebliche Habsucht eine übertriebene Sorge und Mühe um das

tägliche Brot, ein Sorgen und Mühen für die Angehörigen und Erben? Es fehlt ihnen doch nicht an einem Zuge, der in das Bild von Geizhälsen nicht paßt. Wagen diese Menschen nicht ihre Ruhe, ihr Fortkommen, ja, mitunter ihre ganze Existenz, wenn sie die Saat der Erde anvertrauen, fast so, wie der Spieler seinen Einsatz wagt? Und wenn selbst der Bauer in der Beauce, den Zola studiert hat, der Darstellung dieses Naturalisten entspräche, gibt es keine anderen, keine besseren französischen Bauern, in der Normandie, in Anjou oder im Süden?

Es ist schon angedeutet worden, daß der größere Teil von Bazins Romanen wenig oder nichts mit dem Landleben zu schaffen hat. Unter ihnen steht Une Tache d'encre ihm am allerfernsten. Dieser Ich-Roman erzählt in Tagebuchform, wie ein Tintenfleck ganz artig die Bekanntschaft zwischen Fabien Mouillard, dem jungen Rechtskandidaten, und der hübschen Jeanne Charnot vermittelt. Fabien hat in der Nationalbibliothek Charnot, dem gelehrten Mitgliede des Instituts, seine Feder ins Buch fallen lassen, und die üblichen Folgen dieser Ungeschicklichkeit verlangen einen Entschuldigungsbesuch. Jeanne wird Fabiens Ideal, aber nicht so bald seine Braut. Erst gibt es Hindernisse zu überwinden, Hindernisse auf ihrer Seite: sie verlobt sich mit einem Unwürdigen, der entlarvt werden muß; — Hindernisse auf der seinigen: er ist mit seinem Onkel zerfallen, weil er dessen Anwaltspraxis in Bourges nicht übernehmen will. Das wünscht zwar auch Jeanne, die echte Pariserin, nicht; aber ihr Vater besteht auf der Versöhnung zwischen Neffen und Onkel, einer Bedingung, die Fabien glücklich erfüllt. Diesem Romane hat die Akademie den Preis zuerkannt, den sie Ma Tante Giron versagt hatte. Welche Gründe die erlauchte Körperschaft bei ihrem Beschlusse geleitet haben, kann ich nicht sagen; es wäre verständlich, wenn sie beeinflußt worden wäre durch den Umstand, daß in diesem Buche ihre Welt, die der forschenden Gelehrten und emsigen Sammler, das Paris der Kunstausstellungen und wissenschaftlichen Prüfungen, die Hauptstadt mit ihrem regen Fortschritte und tonangebenden Geschmacke dargestellt ist, getreu und sorgfältig dargestellt. Ich als Deutscher freue mich der Auszeichnung, die dem Werke geworden ist, weil es dem Humor zu seinem Rechte verhilft. Das ist freilich nicht der germanische Humor, für den die französische Sprache selbst das Wort hat entleihen müssen; es ist nicht der Shakespearesche Humor, der mit der Narrenpritsche die Philister zu Paaren treibt oder mit dem Tiefsinn des Weisen zu der menschlichen Torheit und Unzulänglichkeit lächelt; es ist auch nicht der Humor eines Fritz Reuter, der, aus dem Herzen sprudelnd, selbst den Griesgram zum Lachen zwingt; auch das romanische Gegenstück ist es nicht, jener esprit gaulois mit seiner Lust an satirischen Übertreibungen und unerwarteten Einfällen, am geistreichen Wortspiel und witzsprühenden Dialog, an verschrobenen Originalen und heiklen Situationen. Aber eine fröhliche Stimmung durchzieht das Buch; die Heiterkeit taucht das Ganze in ein helles Licht, das durch einige dunkle Schatten noch an Wirkung gewinnt; wir lachen über die unschuldigen Schrullen einiger seiner Personen,

doch nicht boshaft oder überlegen; die übermütige Laune, mit der uns der Verfasser angesteckt hat, verläßt uns auch dann nicht, wenn die Lage für seinen Helden einmal ungemütlich wird.

Der Tache d'encre ließ Bazin zunächst die Sarcelle bleue* folgen. Zwanzig Jahre lang hat Herr Maldonne, der eifrige Ornithologe, sich umsonst bemüht, einer blauen Knäkente für seine wertvolle Sammlung habhaft zu werden; Claude Reval erlegt eine; allerlei Jagdungemach, das er dabei zu ertragen hat, nimmt er gern hin. Ihm ist es nicht um die Naturwissenschaft, sondern um die Hand der Therese Maldonne zu tun. Als er ihrem Vater die kostbare Beute überreicht, kommt die Eifersucht Robert de Kérédols mit beleidigender Brutalität zum Ausbruche. Der ehemalige Offizier hat all die Jahre mit der jüngeren Stiefschwester und ihrem Manne zusammengewohnt und Therese, das einzige Kind dieser Ehe, aufwachsen sehen, ohne sich über seine Gefühle für sie Rechenschaft abzulegen. Nach Claudes Besuch kann und will er nicht länger bleiben, er muß aus wahrer Liebe dem Egoismus der Liebe entsagen. Einige Zeit darauf kommt von ihm aus Afrika als Ersatz und Sühne eine blaue Knäkente. Man wird einräumen, daß diese Handlung an sich erheblich bedeutender ist als diejenige in der Tache d'encre, daß sie in ihrem Kerne ein Seelenproblem birgt, das ewig jung bleibt, das schon Molière kannte, und das auch künftige Dichter zu lösen haben werden, weil im Leben alles wieder von vorne anfängt. Aber trotzdem ist der Eindruck, den der Roman hinterläßt, weniger erfreulich und nachhaltig als bei dem vorhin genannten. Vielleicht ist das nicht so sehr die Schuld des Schriftstellers als die meinige; ich frage mich, wie würde etwa Bourget diese psychologische Aufgabe angefaßt haben oder, um einen Deutschen zu nennen, wie etwa Keller. Und die Antwort auf diesen Einwurf stört meinen Genuß an der Leistung. Was der Handlung abgeht, ersetzt, so weit das möglich ist, die Darstellung des Lebens in der Provinz; das Familienidyll im Schlosse der Pépinières an den Ufern der Loire, die Szenen in Haus und Hinterhof und auf den Straßen der benachbarten kleinen Stadt, die grünen Weiten der waldigen Umgebung sind mit den milden Farben des Aquarellmalers wiedergegeben.

Mit der Klageweise vom Scheiden und Meiden schließt die Sarcelle bleue, mit derselben Weise fängt der nächste Roman, Madame Corentine an, um mehr und mehr in eine bewegte, lebendige und zuletzt gar in eine heitere überzugehen. Madama Corentine, geborene Guen, geschiedene L'Héréec, die als Inhaberin eines Ladengeschäftes auf Jersey zu Wohlstand gelangt ist, weilt in der Nähe von Lannion (Bretagne) zu Besuch bei ihrem Vater und ihrer jüngeren verheirateten Schwester. Verschiedene Vorgänge nötigen sie zur Selbsteinkehr und Sinnesänderung, sie will sich mit ihrem Manne aussöhnen; aber die Mutter Guillaume L'Héréecs, die ihr mit Unrecht alle Schuld an des Sohnes Leid und Vermögensverfall beimißt, tritt abwehrend dazwischen.

* Eine deutsche Ausgabe dieses Romans erscheint nächstens im Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung Kempten-München.

Was Madame Corentine mißlingt, bringt ihr Töchterchen Simone fertig, dem sie auf Anraten des alten Guen für einige Zeit bei Guillaume und seiner Mutter zu wohnen erlaubt. Die alte Frau Jobic L'Héréec verläßt schließlich des Sohnes Fabrik zu Lannion, um wieder ihren Wohnsitz im benachbarten Tréguier zu nehmen. Wir fragen uns sogleich: Warum tut sie das erst jetzt? Hat die alte Frau eingesehen, daß sie mit ihrer Herrschsucht an dem Zerwürfnis zwischen Sohn und Schwiegertochter die größte Schuld trug? Oder sorgt sie sich um ihr Enkelkind, als müßte es außerhalb Lannions um Heimat und Jugend trauern? Vielleicht hat sie an all dieses gedacht, aber bestimmend für ihren Entschluß ist der Umstand geworden, daß Corentine nicht mehr wie ehedem mittellos ist, sondern mit ihrem Vermögen Guillaume beispringen wird. Auch bei der eigenen Mutter hat nicht das Schicksal Simones den Umschwung bewirkt. Bald nachdem Madame Corentine bei ihrem Vater eingetroffen ist, erhält der alte Guen die Nachricht, daß das Schiff seines Schwiegersohnes, des Mannes seiner jüngeren Tochter, auf der Fahrt untergegangen sei. Diese gebiert einen Knaben. Corentine, die Ehegeschiedene, wird von den teilnehmenden Nachbarn und Bekannten gemieden; selbst die Frauen, welche für die junge Wöchnerin eine neuntägige Andacht beten wollen, fordern sie nicht mit dazu auf. Ihr alter Vater, der zwar nie an ihr gezweifelt hat, dauert sie; seine älteste Tochter ist geschieden, die jüngere Witwe. Noch tiefer wirkt auf sie die Betrachtung des neugeborenen Kindes ein; sie sitzt an seinem Bettchen und hält stumme Zwiesprache mit ihm, eine eindringliche, sanft überredende Zwiesprache; und der Entschluß, der in dieser stillen Stunde in ihr reift, wird unwiderruflich, als die Mitteilung eintrifft, daß Sullian Lageat gerettet ist, als Corentine von der tiefen Liebe der Schwester zu ihm ergriffen und gerührt wird. Die Beweggründe für Corentinens Wandlung sind geschickt gesteigert; der stärkste aber wäre die Rücksicht auf ihr eigenes Kind gewesen, das, von den unversöhnten Eltern umstritten oder vernachlässigt, keine Jugend haben könnte, weil es keine Kindheit gehabt hat, und zeitlebens einen Zwiespalt in seinem Gemüte zu tragen hätte.

Es wäre gewagt, das Werk als Thesenroman anzusprechen; zweifellos ist es in das Kapitel von der Ehescheidung einzureihen, für das ich im 1. Jahrgange dieser Zeitschrift (S. 347 ff.) einen kleinen Beitrag geliefert habe. Der Verfasser hat sich für die katholische Lehre von der Trennung entschieden, die sich zum Teil mit der bürgerlichen Scheidung vereinigen läßt. Freilich nur zum Teil! Was wäre die Folge für alle Beteiligten gewesen, insbesondere für Simone, wenn Mutter oder Vater oder beide sich wieder verheiratet hätten? Bei unseren westlichen Nachbarn ist diese Möglichkeit erheblich mehr eingeschränkt als anderwärts, eine Tatsache, die im Romane nicht unerklärt bleibt. Wie die französische Literatur eine ‚Schule der Frauen' und eine ‚Schule der Mütter', sogar eine ‚Schule der Greise' kennt, so ließe sich für Madame Corentine der Untertitel ‚Die Schule der Ehegeschiedenen' rechtfertigen. Hätte aber Bazin den großen Streit um die Ehescheidung künstlerisch gestalten wollen, jedem

Für und Wider im Aufbau einen Platz gönnend, dann hätte er gewiß Simones Dasein in den Mittelpunkt gestellt; auch hätte er nicht von dem engen Zusammenhange dieser Frage mit der sozialen absehen können.

Die soziale Frage! Mit ihr beschäftigt sich De toute son âme.* Der Fabrikant Lemarié in Nantes ist reich geworden, sehr reich; wie sollte er nicht, ein so gewandter Geschäftsmann und skrupelloser Lieferant, ein kaltrechnender Arbeitgeber, der über unbequeme Gefühle erhaben ist! In jüngeren Jahren kannte er keine Großmut gegen seine Fabrikmädchen, die ihm ihre Ehre, im Alter kennt er kein Mitleid mit den Invaliden, die ihm ihre Gesundheit geopfert haben. Diesem grausamen Kapitalisten steht trotzig der Proletarier Antoine Madiot gegenüber, gleichgültig gegen Gott und Gebot, frech und haßerfüllt; er haßt alle die Reichen, weil sie reich sind, die Regierenden, weil sie Gehorsam verlangen, selbst seine Halbschwester Henriette, weil sie zufrieden und tugendhaft, bei jedermann beliebt ist. Trotz alledem ist in dieser öden Seele nicht alles verdorrt; sie birgt noch Keime, die frei von Unkraut und offen für Licht und Luft gelegt werden könnten. Aber bis sich dafür der rechte Pfleger findet, ist es zu spät: die bürgerliche Gesellschaft scheidet den an ihrer Ordnung Frevelnden für immer aus. Gibt es keinen Ausgleich zwischen dem freischaltenden Unternehmertum und der unter das Lohngesetz gedrückten Arbeiterschaft, zwischen der Willkür und Überhebung auf der einen Seite und dem Groll und der Begehrlichkeit auf der anderen? Wenn die französische Kritik Bazin vorwirft, auch er wisse keine Lösung für das schwierige Problem, so begeht sie einen kaum erklärlichen Irrtum. Seine Lösung liegt in dem Entschluß der plötzlich zur Witwe gewordenen Frau Lemarié, mit dem Gelde ihres verstorbenen Mannes freigebige Wohltätigkeit zu üben, um seine Härte und Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Sie sucht sich zur Mitarbeiterin an ihrem guten Werke die schöne und kluge Henriette Madiot aus, das uneheliche Kind Lemariés, die, auf die Ehe verzichtend und allem Weltsinn entsagend, für die Kranken, die Enterbten, die Verzweifelnden zum Engel der Barmherzigkeit wird. Bazins Lösung heißt: ‚Gerechtigkeit und christliche Liebe.‘ Wenn dieses Evangelium nicht mehr neu ist, so bleibt es doch eine frohe Botschaft, die Botschaft des Gekreuzigten, dessen Lehre weiser und verläßlicher ist als die Ethik aller systembauenden Philosophen, dessen Lehre anwendbar bleibt auf jedes Jahrhundert, weil ihre eindeutige Wahrheit der Natur des menschlichen Herzens Rechnung trägt.

Denn so lange Haß und Liebe,
Furcht und Gier auf Erden schalten,
Werden sich der Menschheit Lose
Ähnlich oder gleich gestalten.

---

* Dieser Roman ist übersetzt in guter Ausstattung bei J. P. Bachem in Köln erschienen. Von La Terre qui meurt hat die bekannte Kürschnersche Sammlung eine deutsche Wiedergabe veröffentlicht. Eine Übertragung der Oberlés ist bei Naumann, Leipzig, herausgekommen.

Des Dichters Aufgabe ist es, die alte Lehre je und je zu wiederholen und sie neu in die Form zu kleiden, die dem Verständnis und dem Kunstbedürfnis seines Zeitalters entspricht. Durch die lebendigen Szenen aus dem gewerblichen Leben zieht sich die Herzensgeschichte Henriettens; ihre zarte und ergreifende Liebe zu Etienne Loutrel verbindet nicht nur jene Szenen, sie bildet auch die Idee des Stückes. Nach dem eigenen Geständnis Bazins hat ihm als solche die Schwierigkeit vorgeschwebt, mit der die Modistinnen zu kämpfen haben, wenn es sich um die Ehe handelt: ihre Beschäftigung für die Welt des Luxus und des Reichtums erregt Träume von Glück und Glanz, die nie zur Wirklichkeit werden, von denen sich aber die weibliche Sehnsucht nur schwer losreißt, und doch gehören andrerseits diese jungen Mädchen, schutz- und mittellose Arbeiterinnen, zum Volke. Durch das volle, starkbewegte Leben der Fabrikstadt Nantes hindurch, das den tiefen Fluten ihres Stromes gleicht, zeigt uns der Dichter den Klassenkampf der Industrie als Untergrund.

Dieser Kampf bildet nur ein Stück aus der sozialen Not der Zeit; ein gleich großes und düsteres Stück, die Ergänzung zu diesem, breitet Bazin vor uns aus in La Terre qui meurt. Es ist die Landflucht, die Flucht von der heimischen Scholle, die man aufgibt, weil sie die schwere Arbeit und die unablässige Sorge nicht nach Wunsch lohnt, die Flucht in die große Stadt, wo es sich alle Tage wie zur Kirmeß lebt, die Flucht über See in Gegenden, wo man reichlicher und leichter erntet und weniger Abgaben zu entrichten hat. Von überall her dringen die Gedanken einer neuen Zeit, verlockend und verwirrend, in das Bauernhaus ein. Aus der Kaserne bringen die Söhne sie mit heim bei der Entlassung; aus den Städten tragen Zeitungen und Schriften aller Art sie oft genug hinein; der gewinnsüchtige Agent für Arbeitsnachweis verstärkt den werbenden Chor. Zu schwach sind die abmahnenden Stimmen, die von Geduld, von Beharrlichkeit und von Treue reden. Der altangesessene Adel, das Herrengeschlecht, das dem Landvolk ein Beispiel in pflichtbewußter Ausdauer geben müßte, überläßt Haus und Hof den Mietlingen, um draußen, auf Reisen und in Städten, den Ertrag des Stammguts und mehr als das zu verzehren. Ohne Freude am Kleinen, am Eigenen, am Alten verlassen auch die Bauernsöhne wie Fahnenflüchtige den Pachthof und die letzte Ruhestätte ihrer Vorfahren. Aber die Erde, die nährende und kraftspendende, bleibt; sie wechselt nur den Eigentümer, und der neue muß, im Geistigen und Sittlichen ein Erbe der alten ackerbauenden Geschlechter, zum Stammvater der künftigen Reihe werden. Das ist der Kampf zwischen Stadt und Land, zwischen Heimat und Fremde, zwischen alter und neuer Zeit, zwischen Herkommen und Umbildung.

Nach seinem ländlichen Milieu hat dieser Roman schon oben seinen Platz gefunden; aber unter anderen Gesichtspunkten ist er neben De toute son âme zu stellen; nicht nur folgt er diesem zeitlich, — ein nebensächlicher Umstand, — er zeigt auch als Kunstwerk dieselbe Anlage und Ausführung: hier wie dort als breite Rückwand unsere Zeit, vulkanisch erregt, und an ihr als

Edelgewächs sich emporrankend eine Idee. Beide Romane sind im tieferen Sinne des Wortes romans à thèse; unter These darf eben nicht einseitig und ausschließlich ein strittiger oder beweisbarer Satz verstanden werden. Auch Donatienne ist ein Thesenroman; Bazin selbst erzählt uns (in seinem Aufsatze Les Personnages de roman), wie und wo ihm die Idee dazu gekommen sei: das Schicksal der Ammen, die nur mit Kleid und Hemd in Paris anlangen, um bald mit Rüschen und Spitzen angetan zu sein, und die mit dieser gefährlichen Verwandlung in ihre armen Familien Unruhe und Zwist tragen. In diesen drei vollendeten und ausgereiften Werken hat der Schriftsteller uns die erlesene Frucht seiner künstlerischen Selbstzucht zu kosten gegeben; er hat sich selbst gefunden, die Erkenntnis seiner Begabung und ihrer Schranken; er hat nun begonnen, in einem Schachte zu schürfen, der unerschöpfliches Metall birgt: in dem reichen Leben der Gegenwart.

Und doch — mit Bedauern sei es gesagt — liegt der Roman, den er seitdem verfaßt hat, nicht in gleicher Linie mit den drei vorhergenannten; in Les Oberlés ist Bazin von seinem Wege abgeirrt; es ist der Roman der ‚annektierten Seele', wie ihn ein Franzose gekennzeichnet hat, der Seele, die aus dem Bannkreis der deutschen Eroberer sich fort nach Frankreich sehnt. Ob der Schauplatz mit seiner moralischen und geistigen Atmosphäre getreu wiedergegeben ist, das elsässische Dorf und die altdeutschen Kreise im benachbarten Straßburg, wage ich nicht zu entscheiden. Doch ist zu vermuten, daß die landeskundigen Kritiker recht haben, die es bestreiten. Daß der alte Philipp Oberle, der ehemalige Reichstagsabgeordnete, jetzt verfallen und einer zersprungenen Saite gleich, noch auf den Ton des Heldengedichtes gestimmt ist und nach der ersten Geschäftsreise seines Enkels verstohlen fragt: Sollte er schon das Land haben weinen hören? das ist recht merkwürdig; daß er, der rechtlich noch der Besitzer des Hauses ist, dem höchsten Beamten des Bezirks, der seinem Sohne Joseph Oberle als Freiwerber einen Besuch macht, mit unfranzösischer Grobheit die Tür weist, ist furchtbar dumm und noch weniger wahrscheinlich. Daß die Brutalität des Husarenoffiziers Wilhelm von Farnow, der einen betrunkenen Trainsoldaten bei Tage und auf offener Straße ohrfeigt, in einer deutschen Garnison vorkommen kann, wird, allen deutschen ‚Militärromanen' zum Trotz, Bazin selbst bezweifeln. Daß die ‚question', der Nationalitätenstreit, einen großen Ort, eine ganze Gegend in Atem hält, Familien entzweit, alle menschlichen Beziehungen und Entschlüsse beeinflußt, mag dem deutschen Michel weitab von der Grenze sehr ungemütlich vorkommen, gehört aber immerhin in den Bereich des Möglichen; daß man jedoch im Elsaß auch den lieben Gott in diesen rein irdischen Hader hineinzerrt, daß dort ein katholischer Geistlicher betet, wie Bazin seinen Priester auf dem Odilienberge beten läßt, als sei die Blasphemie eines Fanatikers noch Gebet — das kann und wird der Leser so wenig wie ich glauben. Und wie steht es, um von der Milieuschilderung abzusehen, um die Handlung des Romans? Man könnte ihn als eine Tragödie ansehen und empfinden, als eine Familientragödie

großen Stils, wenn die Hauptperson ihr Schicksal ungewollt und unverdient träfe, wenn das Stück in unbefangenen Lesern wirklich Mitleid und Furcht auszulösen imstande wäre. Aber für diesen Jean Oberlé, der, von den Eltern seiner Geliebten mit Kälte behandelt, weil sie ihn für unentschlossen und lau in seinen nationalen Neigungen halten, einen Entschluß faßt und ausführt, auf den ein junger Mann von feuriger Tatkraft und opfermutiger Treue für die Erwählte niemals verfallen dürfte, nämlich am ersten Tage seines Militärjahres zu desertieren und die Heimat für immer aufzugeben, der dadurch, was er voraussehen konnte und verhüten mußte, das Glück seiner Schwester, der Verlobten eines deutschen Offiziers, vernichtet, für diesen Schwächling sollen wir uns erwärmen, mit ihm hoffen und bangen? Vor dem 1. Oktober hätte er den Schnellzug Straßburg—Paris benutzen und unverfolgt in sein gelobtes Land fahren können; ohne genügend motivierten Zwang verspricht er jedoch seiner Mutter, sich als Einjähriger zu stellen, und dieses Versprechen sieht er, spitzfindig wie einstmals Ducrot, nach eintägigem Dienste als erfüllt an! Ein unreifer Gesell wie er sollte ernst genommen werden, wenn er in der Abendgesellschaft des Straßburger Geheimrats den Deutschen Freiheitsgefühl und Persönlichkeitsbewußtsein abspricht, um den Protestlern beipflichten zu können? Anstatt unsere Teilnahme, unsere Bewunderung, unsere Liebe zu gewinnen, wie es der Verfasser dem vornehmsten Träger seiner Idee wünschen muß, fordert diese Gestalt unsere Kritik, unseren Widerspruch, ja, unseren Spott heraus. Und sie nicht allein. Den Roman werden unbestechliche literarische Richter nicht unter Bazins gute Leistungen, überhaupt nicht unter Werke von Dauerwert zählen; er kann nur auf den Beifall derjenigen Leser rechnen, die an seiner aufdringlichen Tendenz — dazu wird hier die Idee — Gefallen finden. Hat Bazin ihn für diesen kleinen Kreis geschrieben? Das ist nach seinem ehrlichen Streben nicht anzunehmen. Nicht bloß in Deutschland, auch für den unparteiischen Denker anderer Länder ist die vielberufene ‚question' gar keine Frage mehr; sie ist es für Leute von geschichtlicher Bildung auch nie gewesen. Mögen die Toten unseres Ruhmesjahres, der terrible année, im Frieden des einen Vaters schlafen!

Eine Gefahr für klösterliche Genossenschaften.

Von

Jul. Bachem.

Durch die unter den Ministerien Waldeck-Rousseau und Combes zustande gekommene Vereinsgesetzgebung sind eine große Zahl von Orden und Kongregationen in Frankreich aufgelöst und außer Landes getrieben worden. Meist haben sich diese Orden und Kongregationen in den Nachbarländern angesiedelt, oder sie sind noch mit der Ansiedelung beschäftigt: in Belgien, in Holland, in England, in Italien und Spanien. Für das Deutsche Reich und die Schweiz bilden Gesetzgebung und Verwaltungspraxis in dieser Beziehung ein Hindernis.

Die Zahl der Orden und Kongregationen war in Frankreich sehr groß, nach Ansicht vieler einsichtigen Katholiken zu groß. Darauf weisen schon die gesuchten, teilweise sonderbaren Namen einzelner klösterlichen Genossenschaften jüngern Datums hin. Außerdem wurde verschiedenen dieser Genossenschaften auch in katholischen Kreisen ein zu weitgehender Geschäfts- und Erwerbssinn vorgeworfen. An unliebsamen Vorgängen, welche diesen Vorwurf erhärteten, hat es nicht gefehlt. Vielfach beanstandet wurde insbesondere auch in katholischen Kreisen die Preßtätigkeit der Assumptionisten, welche auf eine Art Monopolisierung des katholischen Preßwesens hinauslief, indem die von ihnen gegründete und in Paris erscheinende extreme Croix eine Menge Ableger in den Departements trieb, welche nach demselben Schema redigiert wurden und zum guten Teil mit verhindert haben, daß in Frankreich eine selbständige politische Presse der Katholiken ins Leben trat, deren Fehlen sich in der gegenwärtigen Krise als geradezu verhängnisvoll erwiesen hat. Die Samstagsnummer der Croix und der Beilage für die in der Provinz erscheinende Croix in Verbindung mit der Wochenschrift ‚Le Pelérin' wurde lange Zeit in 200000 Exemplaren gedruckt. Unter dem Titel ‚Maison de la Bonne Presse' betrieben die Assumptionisten außerdem eine ausgedehnte Verlagsbuchhandlung. Ihre Druckerei stellte sogar Visitenkarten her, und in einem der Buchhandlung angeschlossenen Laden wurden Photographien, photographische Apparate und Bilder feilgehalten.

In einigen der Länder, in welchen die aus Frankreich vertriebenen Orden sich niedergelassen haben oder sich niederlassen wollen, ist das Kloster-

wesen schon heute sehr entwickelt, teilweise vielleicht überentwickelt wie in Belgien und Holland. Die jetzt eintretende plötzliche Steigerung ist an sich daher nicht gerade unbedenklich. Ein Zuviel an klösterlichen Institutionen hat sich immer unter verschiedenen Gesichtspunkten als eine Gefahr für das Klosterwesen selbst erwiesen.

An diese allgemeine Gefahr denke ich aber hier zunächst nicht, sondern daran, daß unter der Ungunst der Verhältnisse der schon in Frankreich hervorgetretene Geschäfts- und Erwerbsgeist eine Verstärkung erfahren könnte, welche den Angriffen auf das Klosterwesen eine besonders wirksame Waffe liefern müßte. Manche der vertriebenen Klöster sind durch die Ausweisung auch materiell schwer geschädigt; es liegt nahe, daß die Expatriierten in ihrem neuen Wirkungskreise besonders eifrig bemüht sein werden, das Verlorene wieder einzubringen.

Wie zu erwarten war, haben die Gegner des Ordenswesens in den zunächst in Betracht kommenden Ländern alsbald gegen den weiteren Zuzug von Orden und Kongregationen mobil gemacht.

Am wenigsten ist das bisher noch in Holland der Fall gewesen, wohl unter der Einwirkung der frühern politischen Konstellation in den Niederlanden, wo die sogen. Antirevolutionäre und die Katholiken in die Regierung sich teilten. Diese Konstellation wurde aber neuerdings durch den Ausfall der Kammerwahlen schon einigermaßen verschoben und kann sich leicht noch mehr verschieben. Auf die Niederlage der Antirevolutionäre ist zweifellos die Haltung der friesischen Christlichhistorischen, welche in schärferem Gegensatze gegen die Katholiken stehen, nicht ohne Einfluß gewesen.

In Belgien hat einer der Führer der Liberalen, der Genter Geschichtsprofessor Paul Fredericq, in dem ‚Sammelangriff' gegen den ‚Klerikalismus', welchen die verschiedenen Schattierungen des Liberalismus für den nächstjährigen Wahlkampf vorbereiten, sich bereits der Klosterfrage bemächtigt. In einer in Antwerpen abgehaltenen Versammlung gebrauchte er die Wendung: Bald werde es im Lande mehr Klöster als Wirtshäuser geben. Anknüpfend daran führte die Kölnische Zeitung aus: Wer gegenwärtig in Belgien reise, könne sich in der Tat überzeugen, wie die neuen Klöster aus dem Boden emporwüchsen. In den neuen Stadtvierteln Brüssels nach Tervueren zu seien gewaltige Klosterbauten entstanden oder im Entstehen, darunter eines, das trotz der verhältnismäßig billigen Bodenpreise eine Million Franken allein für das Gelände aufwandte. Das sei die Folge der Austreibung der Ordensleute aus Frankreich. In der Frankfurter Zeitung wurden vor kurzem, um die öffentliche Meinung gegen die Klöster einzunehmen, folgende Angaben zusammengestellt: ‚Im Jahre 1846 gab es in Belgien 779 Klöster mit 11 968 Insassen, darunter 1453 Fremde. Im Jahre 1890 zählte man 2221 Klöster mit 37 684 Insassen, darunter 6913 Fremde. Seither ist die Zahl der Klöster noch mehr gewachsen, namentlich durch die Einwanderung aus Frankreich; bis zum Schluß des Jahres 1904 wurden durch Mönche und Nonnen, die infolge des Combesschen Kongregations-

gesetzes Frankreich verließen, zusammen 120 neue Klöster gegründet. Der Reichtum der Klöster an liegenden Gründen samt Inventar ist schon vor Jahren auf über eine Milliarde geschätzt worden; dazu kommen noch die Werte derjenigen Grundstücke, welche die Orden durch Zwischenpersonen und Strohmänner besitzen, sowie die Immobilien. Dazu kommt ferner der Ertrag der Kloster-Industrie. Manche Klöster und die vielfach mit ihnen verknüpften Schulen sind höchst ergiebige Betriebe; es werden darin Handarbeiten in Masse fast kostenlos verfertigt und in Verkaufshäusern abgesetzt. In einem Kloster zu Brügge zum Beispiel sind gegen einen Tagelohn von 20 bis 30 Centimes ungefähr 300 junge Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren als Spitzenmacherinnen beschäftigt, die unter anderem Spitzen im Verkaufswerte von 60 Franken bei einer Breite von 10 cm anfertigen. In anderen Klöstern bekommen die Arbeiterinnen nach dem französischen Muster des „Bon pasteur" gar keinen Lohn. So ist mit der klösterlichen Industrie, die wenig oder gar keine Steuern bezahlt, die Ausbeutung von Kindern, sowie Lohn- und Preisdrückerei verbunden.' Ein Vorstoß gegen das Klosterwesen hätte unter diesen Umständen für Belgien nichts Verwunderliches. Aber auch ohne den neuen Anlaß der Einwanderung französischer Ordensleute müssen die Klöster in Belgien stets darauf gefaßt sein, daß bei einem Wechsel in der Regierung man ihnen Schwierigkeiten mache.

Beachtlicher erscheint ein Vorgang, der aus England gemeldet wurde. Im Unterhause richtete am 8. Mai das konservative Mitglied T. L. Corbett eine Anfrage an die Regierung, ob sie sich eine Ansicht über die von dem obersten Fabrikinspektor berichtete Tatsache gebildet habe, daß 144 000 Frauen und Mädchen in Waschanstalten beschäftigt seien, die von den Gesetzen über Arbeiterschutz nicht betroffen würden, und ob die Regierung in dieser Angelegenheit Schritte zu tun gedenke. Der Minister des Innern, Akers-Douglas, erwiderte, der Bericht sei ihm nicht entgangen. Die Fabrikgesetzgebung treffe indes nur solche Waschanstalten, die im Hinblick auf einen geschäftlichen Gewinn betrieben würden; solche Waschanstalten, die zu wohltätigen oder kirchlichen Anstalten gehörten, seien jedoch ausdrücklich außer den Bereich dieser Gesetzgebung gestellt, und eine Ausdehnung der letzteren auf sie sei nur auf dem Wege der Gesetzgebung möglich. Der Minister hält eine Änderung in diesem Sinne für wünschenswert, ist jedoch nicht in der Lage, sie sofort veranlassen zu können. Er erklärt noch auf eine weitere Anfrage Corbetts, ob man feststellen könne, wie viele Waschanstalten mit Klöstern und wohltätigen Anstalten verbunden seien, die Fabrikinspektion könne vielleicht darüber Auskunft geben. Die Kölnische Zeitung bemerkte dazu: In England beginne man dem Anwachsen der Klöster mit einiger Besorgnis zuzusehen. Corbett und seine Freunde hätten deshalb diesen ersten Schritt im Parlament getan in der Absicht, später erkunden zu lassen, welche vermögensrechtliche Verhältnisse bei den Klöstern beständen, und auf welche Weise sie ihr Vermögen erworben hätten. Die Anregung sei bezeichnend als eine erste öffentliche Äußerung über die heutige

Klosterfrage, nachdem England infolge der französischen Kirchenpolitik ein starkes Kontingent von Mönchen und Nonnen aus den aufgehobenen Anstalten erhalten habe und nun eine rasche Vermehrung der eigenen Klöster, ihres Personals und ihres Besitzes erleben müsse.

In Italien wird die Klosterfrage vorab wohl nicht aufgeworfen werden. Die bei den letzten Kammerwahlen namentlich in den großen norditalienischen Städten erfolgte Unterstützung zahlreicher gemäßigt liberaler Kandidaten durch die Katholiken hat den Regierungsliberalismus in kirchenpolitischer Beziehung entgegenkommender gestimmt. Ein stärkeres selbständiges Hervortreten der Katholiken bei künftigen Wahlen kann aber in dieser Stimmung leicht einen Wandel herbeiführen, ganz abgesehen davon, daß Rückschläge in radikaler Richtung in Italien nie ausgeschlossen sind.

Mit dem Ordenswesen in Spanien befaßte sich jüngst die Nationalzeitung. Die mehr und mehr ins Land strömenden Kongregationen französischen Ursprungs zögen, so führte sie aus, soweit männliche in Frage kommen, einen nicht geringen Teil der ohnehin kärglichen Einnahmequellen des bettelarmen klerikalen Proletariates an sich, das ohne feste Stellung von der Hand in den Mund lebe und fast ausschließlich darauf angewiesen sei, Meßstipendien zu erhaschen. Obwohl weniger oder vielleicht alles eher als bedürftig verschmähten auch die Kongregationen es nicht, auf diese Weise Geld zu verdienen, und da ihnen bei ihren guten Verbindungen mit den kirchlichen Oberbehörden Meßgelder in Hülle und Fülle zuflößen, so ergebe sich daraus für so und so viele mittellose Weltpriester keine allzu erfreuliche Perspektive. So beginne in den Kreisen des niederen spanischen Klerus, besonders der großen Städte, über die wachsende Hochflut französischer Klosterniederlassungen Mißstimmung sich zu regen. Wie dem sei, in dem wirtschaftlich verelendeten Spanien sind Ausbrüche kirchen- und klosterfeindlichen Radikalismus stets im Bereich der Möglichkeit.

Man wird gut tun, an diesen Dingen nicht achtlos vorüberzugehen. Schon früher ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die kirchenpolitische Entwickelung in Frankreich früher oder später eine gewisse Rückwirkung auf die Nachbarländer üben werde. In der Klosterfrage tritt das bereits jetzt zutage, und dürfte es in absehbarer Zeit noch deutlicher zutage treten. Angesichts dessen muß ganz besonders darauf Bedacht genommen werden, alles auszuräumen bezw. fernzuhalten, was den Gegnern des Ordenswesens Handhaben zu Angriffen bieten und was insbesonde Mißstimmung auch in solchen Kreisen erregen kann, welche dem Ordenswesen an sich nicht feindlich gegenüberstehen. In Frankreich hat, wie bemerkt, die geschäftliche Gebahrung nicht vereinzelter Klöster auch unter den ernsten Katholiken vielfach Anstoß erregt; es ist das einer der Gründe, weshalb die Abwehr des kirchenfeindlichen Ansturmes nicht so energisch erfolgt ist, als man hätte erwarten sollen.

An einzelnen Ansätzen zu tadelnswerten Geschäftspraktiken einzelner Klöster jüngeren Datums bezw. Institute, welche den Namen eines Ordensmannes führen, fehlt es auch in Deutschland nicht. Ich beschränke mich

in dieser Beziehung auch hier auf einige Andeutungen aus dem mir am nächsten liegenden Gebiete des Preßwesens und des Druckereigewerbes.

Schon im Jahre 1903 ist davon in der Generalversammlung und dem Vereinsblatt des Augustinusvereins die Rede gewesen. Das Augustinusblatt erwähnt in seiner Nummer vom März 1903 nach der Germania, daß das Canisius-Verlagsinstitut zu München Bücherpakete versendet habe mit der Notiz auf der Postpaketadresse: ‚Bitte, das Paket anzunehmen; in demselben sind Geschenke und Briefe. Bitte, dieselben genau zu lesen.' Zu lesen fand sich dann eine Rechnung und das Ansuchen, die übersendeten Bücher zu verbreiten, ferner ein Zettel mit dem Aufdruck: ‚Wir sind in der glücklichen Lage, allen Frommen, welche sich in ernstem Eifer um die Verbreitung von bischöflich approbierten Büchlein, Heiligenbildern und Devotionalien verdient gemacht haben, — durch hohe geistliche Vermittlung in Rom — vom heiligsten Vater den hohen päpstlichen Segen nebst vollkommenem Sterbeablaß für sich und Anverwandte — bis zum dritten Grad einschließlich — erflehen zu dürfen.... Es genügt, wenn Sie etwa fünfzig bis siebenzig Büchlein oder ebenso viele Bilder . . . oder Devotionalien . . . verbreitet haben.' Wer fünfzig bis siebenzig Büchlein ꝛc. verkauft, dem wird der ‚hohe päpstliche Segen des heiligsten Vaters' erfleht! Das ist, fügte das genannte Vereinsorgan hinzu, ein Unfug. Der päpstliche Segen wird schlankweg wie eine Ware behandelt, mit der man einen geleisteten Dienst bezahlt, — nein, eventuell zu bezahlen gedenkt; man will den Segen ja erst erflehen.

Ein Missionskalender schrieb laut derselben Nummer des Augustinusblattes: ‚Wer eine unserer Zeitschriften und diesen Kalender aus Liebe zum Missionswerk bezieht, und besonders, wer sie verbreitet, ist ein Wohltäter unseres Missionswerkes und ist eingeschlossen in die hl. Messen, die jede Woche für unsere Wohltäter gelesen werden, in das dankbare Gebet der Missionszöglinge, der Missionare der bekehrten Heiden und gewiß auch in die Fürbitte von mehr als hunderttausend Heidenkindern, die vor ihrem Tode getauft wurden und nun ewig im Himmel sich freuen.'

In diesen Fällen wird also, so glossierte das Augustinusblatt, für eine geschäftliche Leistung — Abnahme bezw. Vertrieb eines Druckwerkes — eine besondere Vergütung, bestehend in päpstlichen Segen, Lesung hl. Messen, Fürbitten versprochen. Zu welchem Zugmittel sollen demgegenüber die Buchhändler greifen? Daß diese durch Versand von Druckwerken an Private und Vertrieb derselben durch die letzteren in ihrem Geschäft schwer beeinträchtigt werden müssen, liegt auf der Hand.

Geschädigte katholische Verleger und Buchhändler haben sich denn auch des öfteren bitter über die Konkurrenz beschwert, welche ihnen von klösterlichen Genossenschaften gemacht werde. Ein katholischer Buchhändler, welcher in konfessionell gemischter Gegend (im rheinisch-westfälischen Industriebezirk) unter besonders schwierigen Verhältnissen energisch für die katholischen Interessen im öffentlichen Leben eintritt, schrieb mir noch vor kurzem zu diesem Kapitel: ‚Ich

litt und leide unter dem Privatvertrieb, welchen die Missionsdruckerei Steyl auch hier eingerichtet hat. Ein Privatmann übernimmt den Vertrieb der Stadt Gottes und des Michaelkalenders und erzielt, da es „zum Besten der Mission" geschieht, großen Absatz. Der übrige Kalenderverkauf ist dadurch vollständig abgeschnitten. Früher bezog ich 300 Marienkalender, heuer nur noch 50, trotz Ausdehnung meines Geschäftes; früher vertrieb ich 75 Exemplare des Hausschatzes, heuer nur noch anderthalb Dutzend. Auch der katholische Journalvertrieb wird durch die Stadt Gottes bedeutend geschädigt. Mehrere Verwandte von mir an verschiedenen Orten der Rheinprovinz machen dieselben üblen Erfahrungen. Weiter litt und leide ich unter der Konkurrenz des Pallotinerverlags, welcher hierorts durch eine weibliche Agentin die Familie mit dem „Stern aus Afrika" und, wenn ich nicht irre, auch mit einem Kalender versorgt. Dieselbe fängt die Frauen an der Kirchtüre ab und läßt ihnen keine Ruhe, bis sie bestellt haben. Man sagte mir seinerzeit, — und es ist mir nicht unglaubwürdig, — die Person habe fünfhundert Kalender verkauft oder Nummern des „Stern aus Afrika" abgesetzt. Das mag übertrieben sein, eine große Zahl war es jedenfalls. Ich habe dagegen angekämpft um meiner buchhändlerischen Existenz willen. Es gibt hier noch mehr solche Klosterschriften, welche unter der Hand verbreitet werden und dem Sortimenter die „Brotartikel" wegnehmen. In Sortimenterkreisen herrscht darüber große Erbitterung. Die Folge ist natürlich, daß man sich dem Vertriebe nichtkatholischer Journale, Kalender und dergleichen widmet.' Nach der Versicherung meines Gewährsmannes ist durch private Vorstellungen eine Abhilfe nicht zu erlangen gewesen.

In der Regel wird die nicht einwandfreie Propaganda für ein Unternehmen klösterlicher Anstalten mit dem Hinweis auf den ‚guten Zweck', die ‚gute Sache' betrieben. Das führt mich zu einer kleinen Abschweifung, die aber eng mit dem oben behandelten Gegenstande zusammenhängt.

In einem im Juli dieses Jahres versandten Zirkular verbreitet sich Pastor Adolf Langer zu Trier über Wesen und Zweck der dort bestehenden Paulinusdruckerei, G. m. b. H. Die von dem Abgeordneten Dasbach gegründete und zur Entwickelung gebrachte Paulinusdruckerei sei, so heißt es in dem Zirkular, am 7. November 1902 durch notariellen Akt in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt worden. ‚Der Grund hierzu war die Absicht, dem blühenden Unternehmen eine breitere Basis zu geben und dasselbe der katholischen Sache, für welche es von Dasbach ins Leben gerufen war, auch nach seines Gründers Tode zu erhalten.' Diese ‚Paulinusgesellschaft' sei gebildet mit bischöflicher Genehmigung, sie sei eine gemeinnützige Institution; dem jederzeitigen Bischof von Trier seien durch den Gesellschaftsvertrag weitgehende Befugnisse in Hinsicht der Gesellschaft eingeräumt. Der Gesellschaftsvertrag setze in seinem § 31 fest, daß von dem jährlichen Reingewinn 10 Proz. dem Reservefonds (bis derselbe ein Drittel des Stammkapitals erreicht habe), zuzuführen sei, während die anderen Neunzehntel des Reingewinnes nach Beschluß der Generalversammlung für gute Zwecke zur

Verwendung zu kommen hätten, soweit sie nicht zur Schuldentilgung erforderlich seien. Die von den Gesellschaftern bar bezahlten bezw. eingebrachten Stammanteile würden mit einem durch den § 30 des Gesellschaftsvertrages ein für allemal festgesetzten Zinsfuß verzinst. Im übrigen hätten die acht Gesellschafter an Vorteil für sich an dem Reingewinn nichts. Wörtlich heißt es dann u. a. weiter: ‚Der Reingewinn dient — mit der im § 31 ausgesprochenen, oben bezeichneten Einschränkung — zur Förderung von guten Zwecken. Wenn es einmal gelungen sein wird, die „Paulinus-Druckerei" soweit zu fördern, daß ihr vollständiger Reingewinn zu guten Zwecken verwendet werden kann, so wird dieselbe für unsere katholische Sache eine großartige soziale Anstalt darstellen. Abgesehen von ihrem fortwährenden ideellen Nutzen, welchen sie durch die Herausgabe der Zentrumsorgane: „Trierische Landeszeitung", „St. Johann-Saarbrücker Volkszeitung", „Neunkirchener Zeitung", „Rhein- und Wied-Zeitung", „Paulinus-Blatt" und durch die Verbreitung guter Bücher stiftet, wird sie alsdann auch bedeutende materielle Mittel zu guten Zwecken, und zwar naturgemäß in erster Linie im Bereich der eigenen Diözese, bereit zu stellen vermögen.

Die „Paulinusdruckerei" ist also kein Privatunternehmen, sie ist ein gemeinnütziges Unternehmen. Die „Paulinusdruckerei" muß ferner ihren Satzungen entsprechend als eine Anstalt bezeichnet werden, welche in mannigfacher Hinsicht der bischöflichen Autorität des jedesmaligen Diözesan-Oberhirten des Bistums Trier unterstellt ist. Gegründet, bezw. aus dem Dasbachschen Privatunternehmen in diese Wohltätigkeitsanstalt umgewandelt mit bischöflicher Genehmigung unterliegt die „Paulinusdruckerei" in den wichtigsten Beziehungen gemäß den §§ 11, 29, 44, 46, 47 ihres Gesellschaftsvertrages einem Aufsichtsrecht resp. Genehmigungsrecht des Oberhirten der Diözese Trier, also des Bischofs, bezw. bei Sedisvakanz des Kapitularvikars. (Das wird dann im einzelnen näher ausgeführt.) Zum Direktor dieser Wohltätigkeitsanstalt seitens der Gesellschaft unter Zustimmung des hochwürdigsten Herrn Diözesan-Ordinarius berufen bin ich in der glücklichen Lage, sagen zu können, daß ich meine Kräfte in den Dienst einer Sache gestellt habe, deren Nutzen nicht dem oder jenem Privatmann, nicht den Mitgliedern unserer „Paulinusgesellschaft", sondern dem allgemeinen Wohl zugute kommt. Wenn ich mich für Förderung und Erweiterung der Tätigkeit der „Paulinusdruckerei" bemühe, so bemühe ich mich also nicht für irgend welche Privatpersonen, sondern vielmehr für eine Institution, welche lediglich der guten katholischen Sache dient. Und wer die „Paulinusdruckerei" in ihren geschäftlichen Unternehmungen fördert, der fördert dadurch nicht etwa den Privatnutzen irgend eines Gesellschafters, sondern er fördert den allgemeinen Nutzen, zu dessen Förderung diese Gesellschaft ins Leben gerufen ist. Und andererseits, wer die „Paulinusdruckerei" — vielleicht aus irgend einer persönlichen Abneigung oder irgend einem Privatinteresse — schädigt, der schädigt dadurch nicht im entferntesten das private Wohl irgend eines der Herren Gesellschafter, sondern er schädigt

dadurch lediglich eine Anstalt, deren Gedeihen im eminenten Interesse der guten Sache liegt.'

Man kann ohne weiteres annehmen, daß die Zwecke, welchen die Überschüsse der ‚Paulinusdruckerei' G. m. b. H. zugeführt werden sollen, gute sind; es werden vorwiegend kirchliche Zwecke sein. Aber verkehrt und nicht unbedenklich ist es, hier von ‚dem guten Zweck', ‚der guten katholischen Sache' zu reden. Mir scheint es gar nicht erwünscht, wenn in solchem Maße wie im Trierschen die Zentrumspresse uniformiert wird, wenn in einem Verlage eine ganze Reihe über einen Leisten geschlagener Blätter erscheint; alle Individualität und Eigenart wird dadurch ertötet. Aber ganz abgesehen davon, beeinträchtigt ein solcher monopolistischer Betrieb — die ‚Paulinusdruckerei' G. m. b. H. stellt auch in großem Umfange Drucksachen aller Art her — zahlreiche geschäftliche Existenzen, oder er verhindert wenigstens, daß deren neue emporkommen. Naturgemäß muß ein solcher Geschäftsbetrieb unter Hinweis auf die bischöfliche Autorität in den zunächst in Betracht kommenden Geschäftskreisen viel böses Blut erregen.

Dieser Versuch einer Verkirchlichung des Preßwesens und selbst des Druckereigewerbes mutet auch dem Diözesanbischof eine undankbare und nahezu unmögliche Aufgabe zu. In seiner letzten Konsequenz würde derselbe zur Verwirklichung der in einer Schrift des Domkapitulars Molitor in Speyer in den sechziger Jahren gegebenen Anregung zur ‚Organisation der katholischen Tagespresse' führen. Der Grundgedanke dieser Schrift war: die Kirche selbst müsse der Presse energisch und organisatorisch sich bemächtigen, und ihr Hauptvorschlag: die Bischöfe sollten in jeder Diözese eine Kommission von vier bis fünf Mitgliedern bilden, ‚welche die Angelegenheiten der Presse zu besorgen hat'. Diese bischöfliche Preßkommission sollte nach Molitor sogar die Leitartikel für die katholischen Zeitungen schreiben lassen, dieselben nötigenfalls zuerst beraten und nach vollzogener Redaktion noch revidieren. Glücklicherweise ist die tatsächliche Entwickelung über derartige Utopien zur Tagesordnung übergegangen, und es ist in Deutschland eine selbständige katholische politische Tagespresse, die Zentrumspresse, geschaffen worden, welche den wesentlichsten Anteil an dem Schutze auch der berechtigten kirchlichen Interessen im öffentlichen Leben Deutschlands hatte und ohne bischöfliche Kommission die richtige Stellung zur kirchlichen Autorität ganz von selbst gefunden hat.

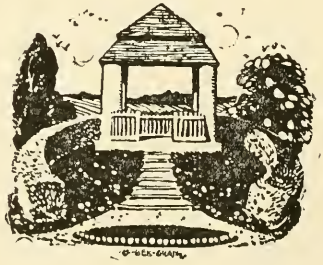
Doch zurück zu den klösterlichen Genossenschaften! Das Zutagetreten von zu weitgehendem Geschäfts- und Erwerbssinn ist hier jederzeit bedenklich, ganz besonders aber in unseren Tagen. Der kirchliche Sinn des katholischen Volkes sorgt schon, ohne daß Mittel wie die bezeichneten angewandt zu werden brauchen, für die Bedürfnisse der Klöster innerhalb der Grenzen des Notwendigen. Es ist eine alte Erfahrung, daß für spezifisch kirchliche oder klösterliche Zwecke von den Katholiken meist reichlich gegeben wird, während für politische und sozialpolitische Zwecke, mögen sie noch so notwendig sein, das Geld viel fester zu sitzen pflegt.

Wenn ich in diesem Zusammenhange von Geschäfts- und Erwerbssinn rede, so denke ich natürlich nicht an die einzelnen Ordensgenossen. Diese wollen nichts *für sich* und können nichts für sich wollen; das ist durch das Gelübde der Armut vollständig ausgeschlossen. Aber für das *Kloster* will man erwerben, um es möglichst reichlich auszustatten. Insbesondere ist man in manchen Klöstern darauf bedacht, die Liegenschaften möglichst rasch hypothekenfrei hinzustellen; man empfindet es gewissermaßen als unwürdig, daß Klostergut mit Hypotheken belastet sei. Nichts ist nun aber gefährlicher als diese Auffassung.

In dem preußischen kirchenpolitischen Konflikte der siebenziger Jahre wurde ein hervorragender katholischer Rechtsanwalt zu einem Gutachten über die Frage aufgefordert: auf welche Weise am besten der Bestand kirchlicher und klösterlicher Institutionen zu sichern, wie dieselben am wirksamsten gegen vermögensrechtliche Eingriffe zu schützen seien. Das Gutachten zog alle in Frage kommenden Rechtsformen in Betracht (Erwerbung von Korporationsrechten, Begründung einer Aktiengesellschaft, einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Übertragung auf Einzelpersonen usw.), kam aber schließlich zu dem Ergebnis, daß es nur ein absolut zuverlässiges Mittel gebe, um derartige Institutionen auf die Dauer zu sichern: Die Beschwerung derselben mit einer ‚*tüchtigen Hypothek*'.

In diesem Ausspruch steckt viel Weisheit, die in den Kreisen, welche es angeht, nicht genug beachtet werden kann. Man soll die Begehrlichkeit der Gegner des Klosterwesens nicht noch besonders reizen. Das galt zu jeder Zeit; die Geschichte hat es bewiesen. Es gilt doppelt für die Gegenwart, wo sich in allen Ländern eine *Blockstimmung* bemerkbar macht, welche nur nach Handhaben sucht, um die Leidenschaften der Masse gegen kirchliche und klösterliche Einrichtungen zu erregen. Da erschien es mir angezeigt, das Wort von der ‚tüchtigen Hypothek' einmal in Erinnerung zu bringen.

Es wird nicht an Leuten fehlen, welche an dieser offenen Aussprache Anstoß nehmen. Ich habe die Überzeugung, der Sache des Ordenswesens damit einen Dienst zu erweisen.



Im Banne der Berufung.

Von

Leo Balet.

III.

Marie hatte nachmittags viel Besuch. Es machte ihr Spaß, sich feiern zu lassen, für einen Tag einmal den Mittelpunkt zu bilden und alle möglichen Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten liebenswürdig entgegenzunehmen.

Chef, der sich erst drinnen tüchtig gelangweilt hatte, war endlich hinaus geflüchtet und saß nun in einem Feldstuhl im Grünen, und zwar so, daß er durch ein paar Blätteröffnungen hindurch alles sehen konnte, was ein- und ausging, ohne selbst gesehen zu werden. Auf seinen Knien lag ein offenes Buch. Zwischen seinen Lippen hing eine Zigarette. Und während er kleine Wolken ausgekosteten Rauches durch die Nase stieß, lag er da, die Augen geschlossen, und lauschte dem lieblichen Flöten einer Drossel, die ganz in seiner Nähe irgendwo umherhüpfte, und dem Zwitschern unzähliger Spatzen und dann wieder dem wütenden Summen einer seinen Kopf unruhig umkreisenden Fliege.

Es war so still dort, so friedlich. All das Harte, Rauhe des lauten Tages schlummerte zu einer weichen Innigkeit hinüber. Das Licht eines wolkenlosen Himmels war so köstlich abgekühlt, wenn es durch das dichte Blättergewirr zu diesem heimlichen Fleckchen irrte, und wenn er die Augen halb öffnete und durch seine Wimpern spähte, dann erschienen sie ihm wie Schmetterlinge, wie lustige, grüne Schmetterlinge, all diese Blätter, die sich, von gedämpftem Licht überflossen, auf den dünnen Ästen wiegten. Und manchmal verglühte das Flügelgrün zu einem durchsichtigen Glanz, dann wieder ward es matt und trübe, jetzt leuchtete es beinahe in hartem Gelb, und dann wieder erschien es düster unter einem schwärzlichen Niederschlag. Das Licht schlang goldenglänzende Ringe und Bändchen um die schwarzen und rotbraunen und grünen Zweige, die tief herabhingen, müde unter der allzu schweren Blätterlast, und am Boden überfloß das Licht mit seinen zartesten Nuancen von bläulichem Weiß und hellem Gelb bis zu dunkelgrüner und rostbrauner Färbung das wirre Moos.

Chef träumte sich, von einem unbestimmten Gefühl des Lebensüberdrusses getragen, allmählich hinweg aus der Wirklichkeit des Tages.

Wie hatte er sich verändert! Und das in wenigen Tagen! So voller Mut war er heimgekehrt, nun, da er vor der Größe jenes neuen Lebens stand, das er sich nicht wie ein Leben voller Genuß, sondern wie ein Leben voller Selbstaufopferung und Selbstverleugnung gedacht hatte, wie ein Leben, dessen qualvolle Last er mit schmerzlicher Freudigkeit auf sich nehmen würde, weil er es für seinen Christus tat.

Er erinnerte sich seiner letzten Jahre auf Rolduc und seiner stets heißeren Liebe zu seinem Gotte, der um der Menschen willen am Kreuze starb. Und dennoch verachteten diese Menschen ihn noch immer, und dennoch fluchten sie ihm unaufhörlich, indem sie ihm für seine Liebe mit ihren Sünden dankten. Aber das kam daher, daß sie ihn nicht kannten, daß sie nicht wußten, wer er war, daß sie seine unendliche Güte, seine unendliche Barmherzigkeit und die unermeßliche Liebe, mit welcher er sie stets geliebt, niemals erfaßt hatten. O, wenn sie das doch nur erst wüßten, wenn er es sie doch nur könnte fühlen lassen! ... Und dann hatte er während einer Kommunion in der heiligen Ekstase einer Liebesumarmung seinem Christus feierlich gelobt, daß er seine Zukunft, seine Talente, sein ganzes Sein und sein ganzes Leben opfern wolle, um ihn den Menschen nahe zu bringen. Denn wenn sie ihn nur erst kannten, o, dann *mußten* sie ihn ja lieben!

Er erinnerte sich der sorgenvollen Zweifel, die in ihm aufgestiegen, und die er späterhin mit seinem Beichtvater besprochen hatte, ob er solch hehren Amtes wohl würdig sei, ob er sich wohl dazu eigne, und ob er wohl die Kraft haben würde, dieses Opfer seiner selbst auf ewig zu bringen. Und dann endlich entsann er sich auch seines letzten unabänderlichen Entschlusses ...

Und jetzt war er so kalt, so gleichgültig, als sei es nur eine Knabenillusion gewesen, in der er eine Zeitlang — jahrelang — gelebt, die aber für ihn unerreichbar war ...

Plötzlich öffnete er die Augen weit, richtete den Blick starr auf *einen* Fleck und hob den Kopf, gleichsam um besser lauschen zu können. Ja, da gingen schon wieder ein paar Menschen. Vorsichtig richtete er sich noch weiter auf, um zu sehen, wer es war. Ach so, Dr. van Waveren mit seiner Frau, die wieder heim gingen. Wer war *denn* jetzt noch alles da?.. Mal nachdenken. Die van der Wervens waren fort, ... also nur noch Jeanne Berg mit ihrer Mutter und einem Schwesterchen; aber die würden auch wohl bald fortgehen, wenigstens waren sie schon eine ganze Zeit geblieben. Jetzt mußten Onkel van Hoogstraten und Anna noch kommen, und dann war diese Feierlichkeit wieder vorüber ... Er lauschte nochmals, ob denn nichts zu hören sei, ... nein, ... legte sich dann wieder bequem

in seinen Stuhl zurück und begann über den vorigen und den heutigen Tag nachzudenken. Gestern abend hatte er nicht den Mut gehabt, irgend etwas zu besprechen. Er würde es im Laufe der Woche schon einmal tun, die Sache eilte ja auch nicht so sehr. Es wäre allerdings wohl eine schöne Gelegenheit gewesen gestern, als Marie und Jan hinaufgegangen waren. Aber, seltsam doch, . . . als er . . .

Da knirschte der Kies unter einem schweren Schritt. Onkel van Hoogstraten und . . . und . . . und Anna nicht? Kam Anna nicht mit? Er erhob sich sofort, klappte seinen Stuhl zu und lief ins Haus; und durch die Küche eilend betrat er den Salon beinahe gleichzeitig mit dem Onkel.

Der fünfundsechzigjährige alte Herr war, steif in seinen Gehrock eingezwängt, gerade im Begriff, Marie aufs feierlichste zu beglückwünschen, . . . und er wünsche ihr . . . und er wünsche ihr auch . . . und dann wünsche er ihr auch noch, . . . und Marie verneigte sich lachend, während ihre kleinen Finger mit warmem Druck von Onkels großen behandschuhten Händen umschlossen wurden. Ja, er wäre sicherlich früher gekommen, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre, aber er habe heute nachmittag Besuch erwartet; Herr Smit, der Mitglied der zweiten Kammer sei, habe ihm so halb und halb versprochen, . . . aber schließlich sei morgen ja wieder ein Tag . . . Darauf gratulierte Onkel ‚Papachen' und ‚Mamachen', und sie möchten doch recht viel Freude an ihrer einzigen Tochter erleben, begrüßte die übrigen Anwesenden und auch die Bergs, welche von dieser Gelegenheit gleich Gebrauch machten, um sich zu verabschieden.

Und Anna? Ach ja, Anna! Die habe furchtbare Kopfschmerzen; er habe ihr geraten, sich nach dem Lunch erst noch ein wenig hinzulegen, dann würde sie heute abend vielleicht wohl wieder frisch sein. Und er erzählte, wie er früher auch stets an Kopfschmerzen gelitten habe; nicht wahr, Cato? Fragend wandte er sich an seine Schwester, Frau Cecile, die neben ihm saß.

Was er trinken wolle? Tja, . . . er möchte am liebsten, . . . tja, . . . einen kleinen Schnaps nehmen. Kuchen? Nein, er danke freundlichst, nein, nein, wirklich nicht, das bekomme ihm aus dem und dem Grunde nicht gut. Eine Zigarre wohl, gerne.

Chef, der sich in eine Ecke des Sophas gesetzt hatte und den Onkel fortwährend fixierte, wagte endlich zu fragen, ob Anna sich am Ende beim Segeln erkältet haben könne. Nein, . . . ach, es seien wirklich bloß Nerven; sie habe sich ein wenig aufgeregt, und wenn sie dann nur erst wieder zur Ruhe käme, sei es gleich wieder besser.

Herr van Hoogstraten begann mit Herrn und Frau Cecile über Leyden zu sprechen, wo der letztere einen Effektenhandel betrieb, und Jan, der schon seit zwei Jahren täglich mit Papa ins Bureau ging, glaubte auch

ein Wörtchen mitreden zu dürfen. Frau Cecile, die für dergleichen Dinge auch nicht das geringste Verständnis hatte, hörte dennoch andächtig zu, während sie ihren hübschen grauen Kopf jetzt dem einen, dann dem andern zuwandte und Jan hin und wieder durch ein verständnisinniges Augenzwinkern zu bedeuten versuchte, daß er nicht das größte Wort führen solle.

Marie, die sich nach dem anstrengenden Nachmittag doch ein wenig ermüdet fühlte, hatte sich neben Chef auf das Sopha gesetzt und ihren Arm vertraulich durch den seinen gesteckt; und ihr dunkles Köpfchen an seine Schulter geschmiegt, begann sie, halb flüsternd, um die andern nicht zu stören:

‚Du, Chef, hast du eigentlich gern Geburtstag? Ich wohl, ich finde es furchtbar nett. Ja, aber du hast ihn in den letzten Jahren auch nie zu Hause gefeiert, das mußt du nicht vergessen. Ja, auf Rolduc, das kann ich wohl verstehen, daß es dir da keinen Spaß machte. Aber findest du das nicht nett, wenn sie nachmittags alle zum Gratulieren kommen? Es sind heute wohl zwanzig Menschen dagewesen, viel mehr als voriges Jahr. Der Doktor hat übrigens noch nach dir gefragt ... Ja, was ich sagen wollte, wo warst du denn plötzlich geblieben? Niemand hatte dich fortgehen sehen.‘

‚Ich war im Garten.‘

‚Im Garten? Wie kamst du denn dazu? Fühltest du dich nicht wohl?‘

‚Doch; aber ich fand es hier drinnen so mordslangweilig, daß ich mich lieber mal aus dem Staube machen wollte.‘

‚So, das ist ja sehr freundlich von dir. Du, sag mal, beabsichtigst du das heute abend etwa auch wieder zu tun?‘

‚Vielleicht wohl. Wenn es mir nicht gefällt, kneife ich aus. Das ist doch klar; das würdest du auch tun, wenn du's nur könntest.‘

‚So, meinst du?‘ ... Und sie ließ ein paar entrüstete ‚hms‘, ‚hms‘ folgen und richtete ihr Köpfchen ärgerlich auf. ‚Aber wenn Anna heute abend kommt und meine beiden andern Freundinnen, dann hast du dich anständig zu benehmen, hörst du wohl?‘

‚So, ... so, ... so,‘ ... sagte Chef lachend.

‚Nein, nein, das ist aber mein voller Ernst,‘ antwortete sie. ‚Du bist so komisch in den letzten Tagen. Ich glaube, daß dir die ganze Welt gleichgültig geworden ist; früher hattest du uns viel lieber.‘

Er gab ihr keine Antwort, sondern folgte gespannt der Unterhaltung der andern, in welcher Annas Name genannt wurde. Der Onkel sprach von seiner Lebensweise und berichtete weitschweifig, wie er in der letzten Zeit seine Tage verbringe. Chef fühlte eine heftige Antipathie gegen diesen unempfindsamen, grobknochigen Mann, und Anna war dazu verdammt, mit einem solchen Menschen zusammen zu leben!

‚Du, Marie, was glaubst du, was mag Anna doch fehlen?‘ fragte er, von dem starken Bedürfnis getrieben, über sie zu sprechen.

‚Ich weiß nicht.‘

‚Leidet sie oft daran?‘

‚Nein, nie. Ich muß dir sagen, daß ich von all dem absolut nichts verstehe. Ich habe sie noch nie so erregt gesehen, wie er behauptet, daß sie gewesen sei. Nur damals, als du dein Examen bestanden hattest und die Depesche kam. Nein, wie sich das Kind damals gefreut hat! Gar nicht zu sagen, wie! Geweint hat sie vor lauter Freude. Aber sonst ist sie immer ganz gleichmäßig, einen Tag wie den andern ... Ich glaube, es wird wohl was anderes dahinter stecken,‘ sagte sie, während sie Chef anstieß und einen vielsagenden Blick auf Onkel Henri richtete.

‚Meinst du?‘ fragte Chef verwirrt; die Röte war ihm noch immer nicht aus den Wangen gewichen.

‚Natürlich! ... Ich würde es auch entsetzlich finden, wenn ich mit solch einem unfreundlichen Tölpel zusammen hausen müßte. Bah, den ganzen Tag denkt der nur an sich. Wie Anna das nur aushält! Ich kann dir sagen, sie hat ein Leben ...! Und dabei wissen wir kaum die Hälfte von allem, weil sie viel zu anständig ist, mit anderen darüber zu sprechen. Aber was man so hört und sieht, ... wenn man zufällig mal da ist, ... na, ich kann dir sagen ... In Gesellschaft ist er ja auf seine Weise ganz nett, ... aber zu Hause! ... Ich habe Anna furchtbar gern; du mußt sie jetzt während der Ferien mal so recht aufheitern. Willst du das tun, Chef?‘

‚Ja, gewiß.‘

‚Und gleich damit anfangen, daß du heute abend nicht etwa wieder wegläufst, wenn sie kommt.‘

‚Wenn Anna kommt, bleibe ich.‘

‚Schön, du bist doch ein guter Kerl. ... Da!‘ ... Und sie drückte ihm einen herzhaften Kuß auf die Stirne, halb noch ins Haar.

‚Darf ich bitten?‘ sagte Frau Cecile zu Onkel van Hoogstraten, der mit vom Wein stark gerötetem Gesicht noch stets eifrig räsonierte. ‚Es ist angerichtet.‘ ‚Nein, das ist aber wirklich zu schade, daß Änuchen nun nicht mit dabei ist,‘ sprach sie dann mit schleppender Stimme halb vor sich hin.

Chef war bei Tisch ziemlich still gewesen und hatte nur gerade so viel gesprochen, daß man ihn nicht auffallend schweigsam finden konnte. Aber mit seinen Gedanken war er nicht da. Die irrten stets wieder fort, als suchten sie etwas, was da sein müsse, das fühlte er mit Bestimmtheit, aber was das war, wußte er nicht. Manchmal, ja, manchmal dämmerte in weiter Ferne ganz flüchtig ein unbestimmtes Etwas vor ihm auf, das in matten Farben erglänzte. Und dann näherte er sich diesem Etwas, immer

mehr, immer mehr. ... Und wenn er es dann ergriffen hatte und es bang an sich drückte und sich damit in eine stille, trauliche Einsamkeit zurückzog, um sich leise darüber zu neigen und sich zu fragen, ob es das nun sei, um was er sich selber so qualvoll gemartert, dann fühlte er sogleich wieder mit banger Gewißheit, daß es das nicht sei, daß es etwas anderes sein müsse. Nein, nein, das war es nicht. Und wieder begann sein Denken trostlos durch den weiten, leeren Raum seines Lebens zu irren. ... Seine Seele war ohne Stimmung wie ein zerbrochenes Saitenspiel. ... Er fühlte sich nicht mehr glücklich. ... Seine Zukunft, die er sich so schön erträumt, ließ ihn kalt. ... Es war kein bewußtes Leben mehr, das er lebte: willenlos ließ er sich von den Verhältnissen treiben. ... Wann er so geworden war? Er wußte es nicht ... Heute war er so ... und gestern? ... Ja, auch gestern schon. ... Und warum war er so? ... Er wußte es nicht. ... Er wußte nichts. ... Was wollte er denn eigentlich? ... Eigentlich ... nichts; ... er langweilte sich, ... alles langweilte ihn. Die hypersolide Art und Weise, in der sein Vater alle möglichen Behauptungen aufstellte, die feierliche Bewunderung, welche seine Mutter für diesen ganz alltäglichen Mann hegte, und ihre devoten Blicke und ihre zaghaften Versuche, auch hin und wieder ein Wörtchen mitzureden. Onkel fand er entsetzlich schwerfällig. Jan war unausstehlich eingebildet, nun, da er allmählich auch begann, ein ‚Herr' zu werden. Und Marie war heute so fad. ... Wenn doch nur ...! Er wagte es sich selber kaum einzugestehen, daß er ganz im stillen hoffte, Anna möge doch recht bald kommen ... Als man sich endlich vom Tisch erhoben hatte, war Chef sofort wieder in seine Sofaecke geflüchtet und wartete.

Da wurde geklingelt; Jeanne de Berg erschien, und gleich darauf Margot van der Werf, beide in hellen Toiletten; die letztere während des Eintretens noch etwas an ihrer Frisur ordnend.

Und wieder wartete er.

Und dann nach einer Weile ward wieder geklingelt. Und Chef lauschte, lauschte, ... und plötzlich wurde die Tür weit aufgerissen, und von dem Dunkel des Korridors hob sich Annas strahlendweiße Erscheinung leuchtend ab, hoheitsvoll, königlich in ihrer wundervollen Sieghaftigkeit. Aber einen Augenblick nur; denn sobald sie ihn sah, schien sie zu schwanken. Sie erblaßte. Über ihre Lider fuhr ein nervöses Zucken. O Gott, nein, sie konnte nicht, sie fühlte es. Ihr Stolz war gebrochen durch ihre Liebe, die sie plötzlich mit einer unbeschreiblichen Seligkeit überwältigte. Nein, nein, sie hatte ihn zu lieb, um ihn zu quälen.

Sich gewaltsam zur Ruhe zwingend ging sie bescheidentlich auf Marie zu und stammelte ein paar beglückwünschende Worte; dann begrüßte sie Onkel und Tante und die andern und endlich ... Chef. Sie vermochte

nichts zu sagen, sie fühlte sich tief schuldig, sie hatte sich in ihren eigenen Augen schändlich entehrt und verdiente es nicht, daß er überhaupt noch zu ihr sprach. Am liebsten hätte sie sich vor ihm auf die Knie geworfen und ihm gestanden, wie sie beabsichtigt habe, ihm ein großes, großes Leid anzutun; und das Gefühl ihrer Schuld hätte sie vor ihm ausschluchzen mögen, bis er sie getröstet und ihr verziehen haben würde. Aber ach, ihr war, als sei kein Verzeihen mehr möglich: so abscheulich war ihre Niedrigkeit, so grenzenlos, daß sie ihr stets, ihr ganzes Leben lang, wie ein flammendroter Vorwurf vor den scheuen Augen brennen würde. Und auch wenn er ihr alles verzeihen würde, so könnte sie es sich selber doch nie, niemals vergessen, daß sie sich an der Heiligkeit ihrer Liebe so undankbar versündigt, daß sie sich nicht gescheut hatte, das Zarte, Reine, das sich zwischen ihrer beider Seelen entsponnen, — denn daß es da gewesen war, das fühlte sie — mit ihren häßlichen, trotzigen Gedanken zu besudeln. Alles war jetzt zerbrochen zwischen ihnen; und würde ihr sonst in der weiten Einsamkeit ihres Lebens wohl noch eine liebe Erinnerung, ein trostvolles Zurückdenken an ihr junges Glück geblieben sein, so hatte sie auch das jetzt selber zerstört.

Man schrieb ihre Niedergeschlagenheit allgemein ihren Kopfschmerzen zu, und Marie fühlte sich, wie sie sie so dastehen sah, plötzlich von innigem Mitleiden zu ihr erfaßt. Sie ging auf sie zu, legte den Arm um ihre Taille und sagte:

‚Es ist zu nett von dir, daß du gekommen bist, Annie! Ich freue mich wirklich so darüber, weißt du das wohl?‘

‚So, wirklich?‘ antwortete Anna gleichgültig; Maries liebe, freundliche Worte taten ihr weh. Sie müßte alles nur wissen! Und rasch verbarg sie ihre geheimsten Gefühle hinter einem Lächeln, das ein falsches Licht über ihre graue Betrübnis breitete.

‚Wie reizend du aussiehst,‘ flüsterte Marie ihr darauf strahlend zu, um ihr eine Freude zu machen. ‚Dein Reformkleid steht dir ausgezeichnet, wirklich famos, und du bist so gut frisiert. Wie hast du dir das nur mit einem Male ausgedacht? Ob das mir auch wohl stehen würde? Hilf mir doch mal dabei, willst du? Du, Anna, weißt du übrigens, wer heute hier gewesen ist?‘ Und dann plötzlich durch Chef gestört, der zu ihnen getreten war: ‚Ach ja, was ich sagen wollte, . . . wenn es hier nicht wie in einem Taubenschlag aus- und eingegangen wäre, würde ich heute nachmittag sicher mal einen Augenblick zu dir gekommen sein; aber du verstehst wohl, es war mir ja einfach unmöglich, fortzugehen. Aber willst du dich nicht setzen? Hier aufs Sofa, neben Chef. Es ist dir doch recht, gelt, Brüderlein? Soll ich dir erst mal eine Tasse Tee geben? Ja? Dann warte nur, bitte, einen Augenblick. . . .‘

Sie ließ Anna mit Chef allein und begann den Tee einzugießen. Jeanne kicherte mit Margot, und Margot begann heimlich zu lachen, beherrschte sich aber rasch wieder und zupfte sich ein kleines Fädchen vom Rock; Anna merkte das alles sehr wohl und kam sich je länger desto lächerlicher vor. Wäre sie doch nur nicht gekommen! ... Und ihr Vater, mit dem sie sich wieder ausgesöhnt hatte, sprach auch so geheimnisvoll mit Herrn und Frau Cecile, und sie glaubte zu bemerken, wie Tante immerfort von der andern Ecke des Zimmers aus zu ihr herüberschaute und dann sofort wieder gleichgültig wegblickte, wenn sie ihren Augen begegnete. Sie fühlte, daß sie sich unmöglich gemacht hatte.

Chef war sich allmählich der innigen Freude ganz bewußt geworden, die langsam seine trübe, niedergedrückte Stimmung verscheuchte, nun, da sie doch gekommen war — ... vielleicht wohl gar um seinetwillen. ...

Und plötzlich empfand er die peinliche Stille, die schwer lastend zwischen ihnen hing, und versuchte ein paar gleichgültige Worte zu sagen; aber es wollte ihm absolut nichts einfallen; sein Denken war durch und durch verworren. Merkwürdig, er hatte das sonst in ihrer Gegenwart niemals empfunden; aber jetzt fühlte er sich unsicher und unbehaglich, so wie früher oft, wenn er als kleiner Junge in einer eleganten Gesellschaft erscheinen mußte. Er fürchtete sich, etwas zu sagen, weil er wohl wußte, daß er es stotternd und unbeholfen herausbringen würde. Und durch seinen Kopf wirbelten die Anfänge von lauter kleinen, kunstvoll konstruierten Sätzen.

‚Es war ... heute ... schönes ... Wetter, ...‘ hörte er endlich sich selbst sagen, während er über seine eigene dumme Banalität errötete.

Sie begriff ihn nicht und antwortete nur leise:

‚Ja, sehr schön.‘

Jetzt mußte er wieder etwas sagen.

Zum Glück kam Marie gerade mit dem Tee:

‚So, mein Schatz, und dies ist für dich, Chef! Nein, die Tasse nicht, die ist ohne Zucker, die zweite, so.‘

Er schob einen kleinen Pfeilertisch herbei und rückte ein wenig näher zu Anna, um ihn auch bequem erreichen zu können. Es war ihm eine wahre Erleichterung, fortwährend in seiner Tasse zu rühren und hin und wieder einen kleinen Schluck zu probieren und dann wieder in dem Tee herumzulöffeln, um ihn abkühlen zu lassen, und währenddessen schaute er sie unaufhörlich an, gleich als sähe er sie zum erstenmal: es fiel ihm erst jetzt auf, wie schön sie war; nur daß wieder derselbe traurige Zug von gestern um ihren Mund lag und etwas wie eine leise Wehmut über ihr lachendes Köpfchen breitete.

Plötzlich kam Jan, der ein wenig mit Margot und Jeanne gescherzt hatte, in einer übermütigen Dandylaune auf Anna zugeschritten, fixierte sie,

die eine Hand in der Hosentasche, den tadellos frisierten Kopf leicht zur Seite geneigt, und das rechte Auge hinter seinem Lorgnon steif zugekniffen, eine Weile scharf und sagte dann mit häßlich-knarrender Stimme:

‚Nun? Und wie geht es meiner schönen Cousine?‘

Anna wurde verlegen, besonders als sie sah, daß auch Jeanne und Margot auf sie zukamen und belustigt über seinen Scherz lachten.

‚Gut,‘ sagte sie schüchtern.

‚Und darf man vielleicht auch wissen, aus welchem Grunde meine schöne Cousine heute an Kopfschmerzen zu leiden geruht hat?‘

Er richtete seine spöttischen Augen durchdringend auf sie, und ihr war es, als wisse er alles. Und sie fühlte sich so matt und so bedrückt, daß sie nicht im Stande war, seine herausfordernden Worte, über die sie wohl hätte weinen können, so weh taten sie ihr, zu parieren. Die anderen jungen Mädchen hatten sicher auf eine jener glänzenden Repliken gerechnet, mit denen sie ihn sonst stets so geschickt zu entwaffnen verstand, und zitterten schon heimlich für den armen Jungen. Sie aber blickte ihn beinahe flehentlich an, als bäte sie um ein wenig, um ein ganz klein wenig Mitleid nur, und antwortete leise mit trauriger Stimme:

‚Wirklich, Jan, ich hatte schlimme Kopfschmerzen.‘

Jan, hocherfreut über seinen Erfolg, brach in ein lautes Gelächter aus, während er sich wohlgefällig mit der flachen Hand über das Kinn strich.

‚Ja, ja, . . . o Gott, ja, das kennen wir, . . . hihi . . .!‘

Er lachte wie ein Gassenbube, der ein wehrloses Kind quält, an dem er endlich einmal seinen jungen Übermut auslassen kann, nicht aus Bösartigkeit, sondern nur von dem starken Gefühl einer frischen, jungen Lebenskraft getrieben.

Chef kochte vor Wut. Er vermochte sich nicht länger zu beherrschen; er hatte im stillen schon nach einer Gehässigkeit gesucht, mit welcher er Jans großtuerischer Frechheit die Spitze bieten könnte, und zischte ihm nun mit beißender Stimme zu, während er jedes seiner Worte scharf betonte:

‚Jan, . . . ich ersuche dich höflichst, . . . dergleichen Scherze für Dr. van Waverens Dienstmädchen zu reservieren! . . .‘

Jan schlich beschämt davon und fragte Marie, gleich als habe er nichts gehört, ganz ruhig, ob sie so gut sein wolle, ihm noch ein wenig Tee einzugießen; hier sei seine Tasse. Aber Chef hatte noch nicht zu Ende gesprochen.

‚Du weißt wohl, . . . die, von der du erst kürzlich eine Ohrfeige bekommen hast; . . . deine Witze sind da wirklich besser angebracht. . . .‘

Ein heftiger Schrecken bemächtigte sich aller. Da kam Anna ihm zu Hilfe. Sie drängte die Tränen, die sie schon in ihrer Kehle fühlte,

gewaltsam zurück und lächelte gezwungen über diesen komischen Jan, der sie immer so ‚ulkig' necken konnte. Einen Augenblick hatten Jeanne und Margot rot und verlegen vor sich hingestarrt; es war ihnen peinlich, daß sich diese Familienszene in ihrer Gegenwart abspielte. Auch fühlten sie in Chefs roher Zurechtweisung eine scharfe Verurteilung ihrer eigenen Unherzlichkeit, und von dem Wunsche beseelt, alles rasch wieder gut zu machen, begannen sie Anna, scheinbar interessiert, nach allerhand Kleinigkeiten zu fragen.

‚Was hast du doch um Gottes und Himmels willen all die letzten Tage getrieben?' fragte Margot halb neckend; ‚wir sehen dich nie mehr. Bist du etwa damit beschäftigt, einen Roman zu schreiben, daß du so zurückgezogen lebst? ... Du, sag mal übrigens, wie hat dir denn „La Duchesse bleue" gefallen? Hast du das Buch schon aus? Wann bekomme ich es zurück? Schön, was? ... Nicht? ... Gott, wie ist das nur möglich! ... Hat dir das Buch auch nicht gefallen, Jeanne? Nicht gelesen? Nun, dann werde ich es dir mal leihen. Ich finde es unbeschreiblich schön. Es ist ja nicht gerade eine Lektüre für die Jugend; aber wenn man das Leben mit seinen großen Leidenschaften schon kennt, so wie wir ...' Lebhaft gestikulierend kramte sie mit schelmischen, vielsagenden Blicken ihre kleinen Weisheiten aus.

Inzwischen hatte sich Jan ganz bescheiden, aber innerlich doch wütend, wieder zu ihnen gesellt und hörte aufmerksam zu. Sein Bruder blickte ihn von Zeit zu Zeit scharf an; er duldete seine Gegenwart jetzt. — Im übrigen aber hörte er nichts von Jeannes üblicher ‚Blaustrümpferei', merkte er nicht, wie Margot, die jetzt dicht neben ihm stand, sich zierte, und wie sie sich krampfhaft bemühte, ihm durch kokettes Lächeln, graziöse Posen und geistreiche Bemerkungen interessant zu erscheinen. Er war ganz von Anna erfüllt.

Nachdenklich verglich er ihre frische Natürlichkeit mit der gekünstelten Ziererei, welche die meisten jungen Mädchen für reizvoll halten. Trotzdem aber hatte er heute und gestern etwas an ihr bemerkt, das ihn befremdete; was es war, das wußte er nicht. Ihr ganzes Wesen war sonst stets so klar, so einfach, so durchsichtig wie Wasser; jetzt aber vermochte er es nicht zu ergründen. ... Ob sie wohl etwas vor ihm verbarg? Ob sie ... wohl ... etwas ... vor ihm ... verbarg? ... dachte er träumerisch.

Aber halt! Er durfte jetzt nicht so ungesellig sein, er war doch schon ganz anders als sonst, und Anna würde am Ende noch Gott weiß was dahinter suchen. Und er machte sich los aus der Unsicherheit, in der er sich traurig gefangen fühlte, und stürzte sich Hals über Kopf mit der ihm eigenen Gewandtheit mitten in die Unterhaltung, weniger um sich zu zerstreuen, als um Anna durch ein paar heitere Worte zu amüsieren.

‚Mademoiselle van der Werf!' begann er.

Georg Schuster-Woldau pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Lesendes Mädchen.

‚Lieber Gott, sind Sie heute aber feierlich!‘ antwortete die also Angeredete kokett, während ihr nichtssagendes Gesichtchen vor Freude erglühte.

‚Na', dann also Gretchen . . .!‘

‚Ja, so sind eben die Menschen, welche die goldene Mittelstraße nicht kennen; erst ein holländischer Herr und im nächsten Augenblick ein Limburger Bauer.‘

Chef entsann sich plötzlich des Gespräches, das er gestern mit Anna während der Segelfahrt über sie geführt; es machte ihm Spaß, es ihr jetzt mal so recht gründlich und ohne Umschweife zu verstehen zu geben, daß ihm an ihrer Flirterei nichts, aber auch nicht das Allergeringste gelegen sei, und eine sentimentale Mädchenstimme nachahmend sagte er pathetisch:

‚Liebe Margot . . .!‘

‚Aaaach, wie außerordentlich liebenswürdig sind Sie! Und was steht Ihnen zu Diensten, wenn ich fragen darf?‘

‚Ich wollte Ihnen noch danken, daß Sie mir zu meinem Examen so freundlich gratuliert haben.‘

Sie errötete bis über die Ohren; denn sie hatte es sorgfältig vor einem jeden verheimlicht, daß sie ihm einen Glückwunsch geschickt hatte.

‚Ach ja, richtig, das hatte ich schon ganz vergessen!‘

Chef kümmerte sich nicht weiter um ihre Verwirrung und wandte sich neckend an Jeanne:

‚Von Ihnen hatte ich übrigens auch, . . . wenn auch nicht einen Brief, so doch wenigstens eine Karte erwartet.‘

‚So?‘

‚Ja, gewiß.‘

‚Ich habe wirklich gar nicht daran gedacht.‘

‚Was sagst du nun dazu, Anna? Daß ein Mensch so sein kann, und noch dazu, wo es sich um den Bruder einer intimen Freundin handelt.‘

‚Es wird wirklich hohe Zeit, daß Sie zur Universität gehen; dort werden Sie vielleicht lernen, Damen gegenüber ein wenig galanter zu sein,‘ warf Jeanne jetzt mit ihrer unerschütterlichen Ruhe dazwischen.

‚Finden Sie das so nötig?‘

‚Ja, sehr sogar.‘

‚Soll ich denn heute abend mal versuchen, sehr galant zu Ihnen zu sein?‘

‚Danke bestens. Versuchen Sie es nur lieber gar nicht, es gelingt Ihnen ja doch nicht!‘

‚Pfui, wie häßlich von Ihnen!‘

‚Was meint ihr?‘ unterbrach sie Marie, ‚die alten Leutchen spielen „Hombre“; wollen wir auch was spielen, oder wollt ihr lieber . . .?‘

‚Nein, nein, nein.‘

‚Ich darf dich wohl bitten, mich zu entschuldigen, nicht wahr?‘ sagte Anna, ‚da ich ja doch nicht sehr lange bleiben kann.‘

‚Natürlich, mein Liebling!‘

Chef hatte nicht den Mut, aus eigenem Antrieb den Vorschlag zu machen, daß er auch lieber nicht am Spiel teilnehmen wolle, da man sonst leicht hätte denken können, daß er ein tête à tête mit Anna suchte. Zum Glück kam Marie ihm zu Hilfe.

‚Du machst dir ja wohl nicht viel aus Kartenspielen, nicht wahr, Chef? Also wenn du dann deiner kleinen Cousine ein wenig Gesellschaft leisten willst, kannst du dich sogar noch nützlich machen. Wir sind gerade zu vieren. Du spielst doch mit, Jan?‘

Die Spieltische wurden hergerichtet, die Spielmarken abgezählt, und alle begannen zu spielen mit Ausnahme von Anna und Chef, denen jetzt so seltsam zu Mute war . . . in ihrem Alleinsein. . . .

IV.

Es ging hoch her.

Herr van Hoogstraten ließ unaufhörlich sein fettes Lachen vernehmen, denn er gewann, während Herr Cecile kurz angebunden und mürrisch war und seine Karten wütend auf den Tisch warf, denn er verlor. Und jedesmal, wenn ein Spiel aus war, schalt er seine Frau, daß sie nicht gut gespielt habe: ‚Nein, Frauchen, du hast wirklich gar keine Ahnung! Wenn du gezählt hättest, wieviel Trümpfe schon heraus waren, und du hättest meine Renonce beachtet . . .‘ Und seine Frau hörte das immer wieder von neuem mit derselben Geduld an; nur daß ihr vor lauter Nervosität und Anspannung eine leichte Röte in die Wangen zu steigen begann.

An dem andern Tischchen ging es noch lauter zu.

Jan spielte falsch. Er sah Margot in die Karten und gab ihr dann durch einen Fußtritt unter dem Tisch zu verstehen, was sie spielen müsse. Und dann spielten sie zusammen mit acht Karos gegen fünf Trümpfe, und zufällig stimmte die Beikarte. Marie und Jeanne trauten der Sache allerdings nicht ganz, wagten aber diesem Spektakelmacher gegenüber nichts zu sagen.

‚Ist das Ihre Visitenkarte, meine Liebe?‘ fragte Jan, als Jeanne ein Coeur-Aß ausspielte. ‚Ich hätte eigentlich wohl Lust dazu. Das Ausspielen bedeutet ja wohl à prendre. Ich kann es gerade mit einem kleinen Trumpf nehmen. Hihihi . . .‘

Und kichernd meinten die beiden jungen Mädchen, daß Jan heute abend furchtbar albern sei . . .

Anna und Chef saßen still-verloren außerhalb dieser behaglichen Geschäftigkeit. Sie hatten zusammen die beiden spielenden Gruppen beo-

bachtet und von Zeit zu Zeit irgend eine nichtssagende Bemerkung gemacht; aber es schien fast, als vermöchten sie einander nicht näher zu kommen. Sie brachten es nicht weiter als zu ein paar banalen Phrasen und schwiegen dann wieder.

In Anna war jetzt allmählich alles zur Ruhe gekommen; sie war froh, daß man sie nicht mehr beachtete, und daß sie jetzt nicht länger die falsche Fröhlichkeit zur Schau zu tragen brauchte, hinter welcher sie ihren Kummer weggeheuchelt hatte. Mutlos saß sie da. Noch immer weinte es in ihr um jene Sünde, die sie an ihrer Liebe begangen, und die sie nie, niemals mehr gut machen konnte; aber jetzt überwältigte sie ihr Kummer nicht mehr mit wilden, heftigen Stößen, sondern stumm und ruhig stand sie dem verhängnisvollen Unvermeidlichen gegenüber ... Es war nichts mehr daran zu ändern ... Sie hatte Chef zwiefach verloren ... Denn sollte er wirklich je wieder aus jener düsteren Einsamkeit, in die sie ihn, immer weiter und weiter von ihr sich entfernend, langsam verschwinden sah, zu ihr zurückkehren, dann würde sie sich doch nie mehr glücklich fühlen können in der Umarmung seiner Liebe; denn immerfort würde es ihr mit qualvoller Gewißheit bewußt bleiben, daß sie seiner unwürdig sei, und daß es eine frevelhafte Lüge sein würde, wenn sie sich ihm gäbe. Sie würde sich seiner Liebe nie mehr ruhig erfreuen können; denn wenn er sie kennen würde, so wie sie sich kannte, dann mußte er sie ja verachten. Er konnte sie nicht mehr lieb haben; wenn er sie umarmte, wenn er sie küßte, würde er nicht sie lieben, sondern ihr früheres Ich, das sich nicht so schmachvoll entweiht hatte.

‚Du, Anna, wie ist es denn jetzt mit deinem Kopf?‘ fragte er da voll mitleidiger Teilnahme.

‚Ach, ... noch immer dasselbe! ...‘

‚Nicht ein klein wenig besser?‘

‚Nein ...‘

‚Glaubst du, daß am Ende unsere Segelpartie von gestern schuld daran sein könnte?‘

‚Vielleicht, ... ich weiß es nicht ... Aber es wird schon wieder vorübergehen ...‘

— — — — — — — — — — — — — — —

Marie, die dem Hombretisch den Rücken zukehrte, hatte sich heimlich eine Zigarette angesteckt und sie auf Jans Aschenbecher gelegt, und während sie, graziös in ihren Stuhl zurückgelehnt, die dreizehn Karten in ihrer schlanken Hand ordnete, begann sie ein paar Töne aus der Lisztschen Rhapsodie zu pfeifen.

‚Marie, aber Mariechen!‘ sagte die Mama ermahnend. ‚Pfui, was fällt dir denn ein!‘

‚Ja, Mama, ... aber ich habe auch solch ulkige Karten! Ich kann alles Mögliche ansagen, ... ich spiele, ... ich spiele, ... na', ich will mal Treff spielen.'

‚Misère avec écart ouverte,' sagte Jan hämisch.

Und Marie behauptete, daß es eigentlich eine schmutzige ‚misère' sei, und daß er es nur täte, um alles in Unordnung zu bringen.

— — — — — — — — — — — — — — —

‚Du, Anna, ich habe noch nicht darüber gesprochen,' sagte Chef dann ganz unvermittelt.

‚Über was?' fragte sie träumerisch.

‚Ach, du weißt schon, ... über meine Pläne;' und er sah nicht, daß sie leicht erzitterte.

‚Ach so!' sagte sie verstehend.

‚Du mußt also noch zu keinem Menschen davon sprechen!'

‚Natürlicht nicht!'

‚Ja, du könntest sonst am Ende ...'

‚Ich? ... Aber nein, ich habe niemanden, mit dem ich sprechen kann.'

‚Wieso denn?'

‚Nein, wahrhaftig nicht, ... ich habe keinen Menschen, der sich etwas aus mir macht,' fügte sie traurig und bitter hinzu.

‚Was sagst du da? ... Und du? ... Hast auch du keinen Menschen gern?'

‚Nein, ... keinen ...'

‚Aber Anna! Und dein Vater?'

‚Das nenne ich nicht gern haben, wenn man für jemanden ein so unbestimmtes Gefühl der Dankbarkeit empfindet und manchmal auch etwas wie Mitleid. Nein, lieb haben, ... was ich lieb haben nenne, ... das ist ganz was anderes.'

‚Und unsere Marie?'

‚Auch kein Liebhaben ... Das ist wieder so eine Art, ... so eine Art von Zuneigung.'

‚Und wie ist es mit mir?'

— — — — — — — — — — — — — — —

Als er sie fragend anblickte, warum sie ihm denn keine Antwort gäbe, sah er, daß ihre Augen voller Tränen standen. ... Plötzlich begriff er. Wie mit einem jähen Ruck ward die Nacht seines Suchens von einem blitzhellen Licht zerrissen, und alles, was er früher in dem Dunkel seines Nichtverstehens zaghaft angefühlt und betastet hatte, das stand jetzt vor ihm, klar und scharf, in dem erschreckend hellen Licht, das so gänzlich unerwartet aufgeleuchtet war. Er wußte es jetzt, er wußte es: sie liebte ihn mit einer

ihr erst jetzt bewußt gewordenen Liebe, sie liebte ihn mit einer endlich zu flammender Leidenschaft aufgeloderten Neigung. . . . Er, er war ihre Liebe, . . . ihre erste junge Liebe. . . .

Und ihm war, als weite sich das Zimmer zu einem hohen, säulengetragenen Tempel, in welchem sich gleichsam ein feierlich-wehmütiger Ernst über die bunten Farben der Möbel breitete, und die Stimmen der Anwesenden zu einem flüsternden Beten sich dämpften; und die Gaskrone hing da wie eine ewige Lampe und beleuchtete voll heimlicher Verehrung sein Geheimnis, sein wunderherrliches Geheimnis, das ihm wie eine strahlende Lichtvision vor den starren Blicken schwebte. Er dachte nicht mehr, er konnte nicht mehr denken, seine Augen vertieften sich in die Tiefe jenes tiefen Lichtes. Seine Seele löste sich von allen anderen Gefühlen, und wie ein kleines Licht, das in einem großen Licht Vernichtung sucht, schwebte sie an den Bahnen entlang, die seine starrblickenden Augen unendlich weit ausspannten, jenem Sonnenzauber entgegen. Und das große Licht läuterte sie zu einer schneeigweißen Klarheit, und dann fühlte sie bebend die göttliche Berührung, dank welcher sie langsam zu einer wunschlosen Ruhe hinstarb . . .

O, er hatte es niemals gekannt, dieses Glück! Es war das erstemal, daß die Reinheit einer betäubenden Liebe sein ganzes Wesen durchflutete, daß solch seliges Genießen ihm die Sinne umfing . . . Er fühlte sich nicht mehr . . . War das nun Liebe? . . . War das nun die höchste vollkommenste Seligkeit?

Er hatte sich plötzlich gewandelt. Ihm erschien jetzt alles anders. Er kannte sie jetzt. Und in einem unteilbaren Augenblick spielte sich das Geschehen des gestrigen Tages mit der Schnelligkeit eines Traumes noch einmal vor seinem geistigen Auge ab. . . . Und er begriff sich selber. Diese selbe Liebe, mit welcher er sie jetzt liebte, und die endlich nun erwacht war, hatte lange schon in ihm geschlummert. Er erkannte in dieser Liebe die unbewußte Triebkraft, die Lenkerin seines Lebens. Daher hatten ihn seine Entschlüsse so unstät hin- und hergeworfen. Daher sein Lebensüberdruß. Daher die grenzenlose Langeweile. Daher das heftige Verlangen nach ihrer Gegenwart. Daher seine jugendliche Verwirrung bei ihrem ersten Begegnen und sein Zorn gegen Jan. Und darum auch hatte er Margot und Jeanne so unzart abgewiesen. Jetzt war ihm alles klar. Er fühlte, wie er jetzt endlich dem Leben gegenüber einen klaren Standpunkt erreicht hatte, von dem aus er alles hellen Blickes überschaute.

Er hatte ihr Händchen gesucht, das schlaff in ihrem Schoß ruhte, es sanft auf das Sofa gelegt, mit seinen bebenden Fingern warm umschlossen und innig gedrückt, um ihr zu beweisen, daß er ihr dankbar sei für das, was sie ihm gab. Und sie hatte das plötzlich gefühlt wie ein Verzeihen ihrer

Sünde, und ihr trübes Erinnern, das wie ein fahler Nebel zurückgeblieben war, würde nun wohl alsbald zergehen vor den Strahlen der jungroten Morgensonne, die über ihrem Mädchendasein aufgegangen war.

Bewußt fühlten sie es jetzt beide, was in ihrer beider Seelen sich abspielte; aber es war etwas so unendlich Zartes und Zerbrechliches, daß sie nicht darüber zu sprechen wagten. Unmöglich war es, dafür Worte zu finden; es schien fast, als seien auch die süßesten Wortklänge noch zu hart und zu rauh für dieses zarte, schöne Gefühl, das in ihnen sich regte wie ein harmonisches Ineinanderfließen ihrer beider Lebensmelodien. Wohl durften sie es still belauschen, aber sagen durften sie es nicht, wollten sie es nicht auf ewig zerstören.

Sie sprachen jetzt von allerhand gleichgültigen Dingen, die, sobald sie sie berührten, in freudigem Glanze erstrahlten.

‚Wie findest du mein neues Kleid, Chef?‘

‚Wonnig!‘

‚Ach was, mit dir kann man doch nie mal was sprechen!‘

‚Aber Kind, ich verstehe doch nichts von euren Moden!‘

‚Nun ja, das weiß ich wohl, ich verstehe auch nichts von euren Sachen. Aber darum kann ich doch wohl sagen, ob mir etwas gefällt.‘

‚Also gut.‘

‚Ja, aber wie gut? ... Sage doch mal was Vernünftiges! ... Steht es mir oder nicht? Oder meinst du vielleicht, daß ich es anders hätte garnieren lassen sollen? ... Gefällt dir nun zum Beispiel mein Kostüm besser als Margots?‘ fragte sie, das Köpfchen leicht zur Seite neigend.

‚Natürlich!‘

Sie lachte sich eine verlegene Röte auf die Wangen und lenkte dann, plötzlich an gestern denkend, das Gespräch rasch auf etwas anderes.

‚Deine Krawatte sitzt schief, Kerlchen!‘

‚Herr Gott und Vater, um was du dich auch nicht alles kümmerst!‘ sagte er auffahrend. ‚Gewiß taugt wieder rein gar nichts an mir.‘

‚Nein, nein, du bist ein guter Kerl. Komm, setz dich jetzt wieder her und fahr doch nicht gleich so auf, es wird dir noch eine Ader im Kopf zerspringen! Dein Hals sitzt ohnedies schon so furchtbar steif in der Manschette, ... sonst übrigens ein hübscher Kragen ...‘

Er tat sein Möglichstes, um ernst zu bleiben und nicht zu lachen.

‚Versuch mal, wie weit du deinen Kopf umdrehen kannst!‘

‚Du, sag mal, halt du dich nur lieber selbst zum Narren!‘

‚Ach, wie kindisch! Du tust mir auch niemals einen Gefallen ... Warum willst du das nun nicht tun?‘

‚Weil ich mich selbst viel zu sehr achte, um mich von solch einem Wicht auslachen zu lassen.‘

‚Apropos, du solltest doch mal versuchen, diese Wandfläche zu vermieten, da könntest du ein schönes Stück Geld herausschlagen! Es würde eine ganz große Annonce draufgehen, eine von Albada zum Beispiel und eine von Solo-Margarine . . .‘

‚Und dann werde ich noch einen kleinen Platz frei halten, um mit fetten Buchstaben darauf drucken zu lassen: Verlangt wird ein anständiges Kindermädchen, um ein einziges Kind zu beschäftigen. Anmeldungen nur erwünscht, wenn gute Zeugnisse vorhanden. Briefe: Haus Kraaienbrink, Brouwensingel, Leyden.‘

‚Das ist recht, ja, die können wir ganz gut gebrauchen, dann kann sie ein wenig mit dir spielen, wenn der kleine Junge mal zu mir zum Besuch kommen darf. Aber dann mußt du auch recht brav sein, hörst du wohl, Cheffie?‘

Margot hatte sich an dem Kartentisch so hingesetzt, daß sie Chef während des Spielens unbemerkt beobachten konnte; ihrem echt weiblichen Scharfblick war es nicht entgangen, welche Veränderung mit den beiden auf dem Sopha vorgegangen war. Anfangs hatte sie geglaubt, Chefs Unfreundlichkeit einer schlechten Laune zuschreiben zu müssen, denn sonst pflegte er gerade zu ihr immer besonders freundlich zu sein. Und nachdem er auch Jan so ungnädig behandelt, hatte sie es sich nicht weiter zu Herzen genommen. Augenscheinlich war er auch zu Anna so unwirsch; aber jetzt war es ihr klar, daß etwas dahinter steckte. An der Art, wie er Anna anblickte, und an seinem ganzen Wesen fiel ihr etwas Besonderes auf, etwas Nervöses, das sie sich nicht recht zu erklären vermochte. Und sie begann immer schlechter zu spielen und warf ihre Karten gedankenlos auf den Tisch. Sie hätte so gerne aufgehört, um zu ihnen zu gehen.

‚Donnerwetter noch mal,‘ brüllte Jan plötzlich, und seine Mutter blickte ihn auch gleich schon strafend an. ‚Ich bitte sehr um Verzeihung für dieses häßliche Wort, meine Damen, aber Margot gibt hier auch in einem fort Renonce in Coeur und nochmal Renonce und nochmal Renonce, und nun bleibe ich hier wahrhaftig mit einer Dame und zwei Kleinen, . . . pardon, ich meine mit einer Coeurdame und zwei kleinen Coeurs, sitzen, die jetzt natürlich nichts mehr wert sind! Aber was ist das denn auch für eine Spielerei!‘

‚Kannst du das denn nicht auf etwas anständigere Weise sagen?‘ meinte Marie in großmütterlichem Ton.

‚O gewiß,‘ und dann, sich höflich vor Margot verneigend: ‚Gnädiges Fräulein spielen genau so wie jemand, der sterblich verliebt ist.‘

‚Ich danke Ihnen bestens,‘ sagte Margot, indem sie sich gleichfalls verneigte. Sie lachte sich über ihre Verlegenheit hinweg und machte dann

den Vorschlag, daß dies verlorene Spiel nur lieber das letzte sein solle; man würde auf die Dauer so stumpf vom Kartenspielen.

Sie hatte als erste ihre Spielmarken gezählt und ausgerechnet, wie viel sie verloren hatte. Und während sie das Geld auf den Tisch legte, stand sie auf und rief Anna schon von weitem zu:

‚Nun und wie ist es mit deinen Kopfschmerzen? Sind wir nicht zu laut gewesen? Der Jan macht auch immer solchen Spektakel. Ich hätte wahrhaftig beinahe selber Kopfschmerzen davon bekommen.‘

‚Ja, wir haben es natürlich wohl gehört,‘ antwortete Anna leichthin, indem sie sich bemühte, einen etwas gequälten Ausdruck in ihre Züge zu legen; denn es würde doch zu lächerlich aussehen, wenn sie nun so mit einem Male ganz besser wäre.

‚Hast du dich nicht gelangweilt, Anna?‘ fragte Marie, nun auch hinzutretend. Es tat ihr leid, daß sie so wenig Notiz von Anna genommen hatte.

‚Ach nein, nicht allzu sehr! So im näheren Verkehr überrascht er ganz angenehm.‘ Sie blinzelte Chef verständnisinnig zu.

So plauderten sie weiter, während Chef zu allen wieder genau so freundlich war wie sonst; ja, sogar Jan gegenüber tat er gerade so, als merke er es nicht, daß sein jüngerer Bruder es ihm noch immer nicht vergessen hatte, was für einen häßlichen Streich er ihm gespielt. Jan war wirklich ärgerlich; er würde es ihn schon fühlen lassen, daß er ihn durchaus nicht als Vormund zu haben wünsche. Was der sich eigentlich wohl einbildete! Ein paar Jahre älter war er nur! . . .

‚Marie,‘ sagte Anna dann endlich, nachdem man noch eine Weile geplaudert hatte, und halb flüsternd fügte sie hinzu:

‚Darf ich jetzt nach Hause gehen? Und nimmst du es mir auch wirklich nicht übel?‘

Und Marie rief ein paar Worte zu dem andern Tisch hinüber, wo die beiden Herren erregt eine Karte nach der anderen auf den Tisch warfen, während Frau Cecile erhitzt und müde dabei saß; sie fürchtete eine Zurechtweisung, denn sie konnte nicht mehr denken; es ging jetzt so schnell, daß dazu keine Zeit mehr war.

‚Onkel, . . . Onkel . . .!‘

Ohne sich umzusehen, antwortete er:

‚Einen Augenblick warten, . . . einen Augenblick, . . . einen Augenblick nur, . . . kritisches Spielchen, . . . noch ein Trumpf, so . . . und noch einer, . . . hurra, . . . gerade die falsche abgeworfen! . . . So, Karo acht, . . . die ist hoch . . .‘

‚Onkel . . .!‘

‚Nun?‘

‚Anna geht einstweilen nach Hause, du bleibst wohl noch ein wenig?‘

‚Ja, ... es ist noch früh, ... also dann gute Nacht, mein Kind,‘ und dabei begann er schon wieder die Karten zusammenzuraffen, um zu mischen und zu geben. Frau Cecile seufzte.

‚Du begleitest Anna wohl, nicht wahr, Chef? Das heißt, eigentlich könnten wir sie doch ganz gut alle zusammen nach Hause bringen?‘ sagte Marie fragend.

‚Nein, das erlaube ich auf keinen Fall,‘ erwiderte Anna schnell, ‚dann wird der Abend so zerrissen,‘ ... in Wirklichkeit aber hatte das einen ganz andern Grund. Ihr Atem ging schnell und unregelmäßig, unruhig und ruckweise, wie von einem keuchenden Verlangen getrieben. Hastig nahm sie Abschied.

Marie fand ihre entschiedene Weigerung und die Unsicherheit, mit welcher sie ausgesprochen wurde, wohl ein wenig befremdend; aber ruhig half sie Anna ihr Cape umlegen und ihren Hut gerade rücken, und dann gingen sie alle zusammen bis an die Haustür, mit Ausnahme von Jeanne, die schon den ganzen Abend über sehr still und einsilbig gewesen war. Man hatte sie kaum gehört.

Chef hatte nachlässig seine Radelmütze aufgesetzt und war dann, die Hände in die Hosentaschen vergraben, pfeifend hinausgegangen; nun blieb er einen Augenblick mit gespreizten Beinen draußen stehen und starrte in den Himmel, gleichsam als denke er an gar nichts anderes.

‚Es fängt schon an, frisch zu werden; na', also auf bald!‘ brummte er, während er neben Anna in die Dunkelheit hinausschlenderte.

Margot folgte den beiden am längsten mit den Blicken. Sie war froh, daß Anna nun endlich fortging; sie hatte sie noch nie so unausstehlich gefunden; all das Kranksein war ja nichts als Anstellerei, nur um sich interessant zu machen! ...

Chef blickte sich nochmals um. Die Tür war geschlossen.

‚Wollen wir noch einen kleinen Umweg machen?‘ fragte er nach einer Weile, so ruhig wie möglich.

‚Die Luft ist wundervoll frisch, ... aber es ist schon so dunkel, und ich kann so schlecht sehen, wenn ich aus dem vollen Licht komme;‘ ... stammelnd brachte sie diese Worte hervor, und sie war froh, daß er nicht sehen konnte, wie rot ihre Wangen waren, die tief in dem Kragen ihres Capes steckten.

‚Oh, oh, oh, oh, ... gib mir dann nur deinen Arm!‘ Er begriff selber nicht, wie er das so gleichgültig hatte sagen können; und dann hatte er seinen Arm unter ihr Cape gewühlt und ihn durch den ihren gesteckt, und sie ließ ihn ruhig gewähren, als er ihre Hand suchte und mit seinen nervösen Fingern die ihren umspannte.

Sie sprachen nicht mehr.

Chef hörte nichts als ihr schweres Keuchen. Er begann absichtlich durch den geöffneten Mund zu atmen, um sie nicht merken zu lassen, daß auch ihm die Brust so beklommen war; wovon, das wußte er nicht, denn die Luft war doch gar nicht kalt ... Und wie zwei glückliche Kinder irrten sie durch das trauliche Dunkel.

Es war eine sammetweiche Nacht. Blaues Mondenlicht schimmerte durch die Baumwipfel wie durch die hohen Fenster einer Kathedrale, und auf den Wegen lagen lauter zerbrochene Figuren und Linien und Arabesken aus sanftem Licht, wirr durcheinander geworfen. Ein dunkler Wind trieb ruhelos wie ein wachender Nachtengel an den Stämmen entlang; man sah ihn nicht, man hörte nur das Schleppen seiner langen Gewänder über die toten, harten Blätter, die leise raschelten, und dann fuhr es durch die Baumkronen wie ein leichter Schrecken.... Aber dann ward es wieder still,... eine Stille voll heiliger Erwartung,... als würde alsbald eine herrliche Wunderblume erblühen,... oder als werde man plötzlich vor einem strahlenden Märchenschloß stehen,... oder als solle ein Stern, den man jetzt nur noch als einen kleinen Lichtfunken in dem dunklen Blau aufblitzen sah, allmählich größer werden und immer größer, um dann plötzlich herabzufallen und sein helles, grünes Licht über alles zu breiten.

Chef fühlte sich je länger desto betäubter von dem Mysterium in der Natur, von Annas wohliger Wärme, die er durch den Ärmel seines Rockes hindurch fühlte, von dem Duft ihres jungen Mädchenkörpers — so, daß er sich nicht länger zu beherrschen vermochte. Er wollte ihr sagen, daß er sie doch so lieb, so unbeschreiblich lieb habe,... und ihr dann einen Kuß geben, seine Lippen nur einmal leidenschaftlich auf ihren Mund pressen.

Aber was würde Anna dazu sagen? dachte er wieder. Ob er es wohl wagen solle?...

Aber nicht hier,... ein wenig weiter hinauf, in dem dichten Gehölz...

Je näher sie kamen, desto mehr zweifelte er daran, ob er wohl den Mut finden würde...

Jetzt waren sie da.

Jetzt mußte er es tun...

Jetzt...

Nein, er wagte es nicht...

Die Gelegenheit war schon wieder vorüber... Da kam eine Lichtung, vom Mondenlicht erhellt. So gelangten sie bis an die kleine Brücke.

Noch eine kurze, dunkle Allee, und dann waren sie zu Hause... Die letzte Gelegenheit... Jetzt mußte es geschehen... Er wollte nicht länger darüber nachdenken,... es ganz einfach plötzlich tun...

Hohl klangen ihre Schritte über die hölzerne Brücke.

Dann eine dichte Reihe Rhododendren, wirr durcheinander gewachsene Sträucher . . .

Wild strömte ihm das Blut durch die Adern . . .

Hier . . .

Aber in demselben Augenblick, da er seinen Kopf schon zu ihr herabneigte, hörte er etwas hinter sich. Er erschrak und sah sich um, . . . ein dürres Blatt wirbelte über den Weg. . . .

Jetzt war es für immer zu spät, denn die Flurlaterne des Hoogstraatenschen Hauses warf ihren roten Schein schon bis zu ihnen herüber.

Anna war traurig und enttäuscht. Sie hatte erwartet, daß er sie . . ., aber vielleicht noch beim Abschiednehmen, . . . sie zögerte, . . . zögerte . . .

Er ließ ihren Arm los und ging ihr voran, um zu klingeln, und als Mina öffnete, reichte er ihr die Hand und konnte nichts anderes sagen als:

‚Adieu, Anna, schlaf recht gut!‘

Auf dem Heimwege dachte er noch einmal über alles nach, über den ganzen verflossenen Tag. Sein Glücksgefühl war geschwunden. Ihm war, als habe er etwas Schlechtes getan . . . (Fortsetzung folgt.)

November.

Sieh', wie in weichen wolkengrauen Tönen
Des Sommers Farbenjubel nun versank!
Es legt sich süß ein schweigendes Versöhnen
Auf Glut und Glanz und Schmerz und Werdedrang.

Ein herber Duft nur steigt aus brauner Scholle —
Darunter hält das Leben tiefe Ruh,
Verschläft die Wartezeit, die friedevolle,
Und träumt und träumt schon neuen Wundern zu. . . .

Lulu v. Strauß-Torney.

Die russischen Hochschulen und die politischen Wirren in Rußland.

Von
Heinrich Löwe.

Als nach dem Krimkriege der strenge Beamtenstaat des Kaisers Nikolaus zusammenbrach, bemächtigte sich der Regierung sehr begreiflicherweise eine gewisse Unsicherheit. Die zentrale Stütze war erschüttert, und man sah sich einer erbitterten Kritik der bisher so folgsamen Gesellschaft preisgegeben. Man sollte, hieß es, fortan Rücksicht nehmen auf die Wünsche der öffentlichen Meinung, nicht mehr ihr Herr, sondern ihr Diener sein. Diese öffentliche Meinung betätigte sich indes in wenig fruchtbarer Weise. Zu lange war das Volk bevormundet worden. Es fühlte keine Verantwortung für sein Geschick.

Nachdem der Stolz, einen großen Militärstaat zu bilden, nach dem Falle von Sewastopol jäh zusammengebrochen war, schien jedes patriotische Gefühl in vielen Kreisen erloschen. Alles sollte die Regierung verschuldet haben; schonungslos verfolgte und verurteilte man sie und suchte ihr, wo es nur anging, Schwierigkeiten zu bereiten. Das Reizen und Ärgern der Regierungsorgane gehörte zum guten Ton und fand insbesondere tiefen Eingang in der neugebildeten Selbstverwaltung — den Landschafts- und städtischen Institutionen. Weil diese neuen Einrichtungen Fehler aufwiesen und namentlich nicht dasjenige Maß politischer Rechte besaßen, welches unpraktische Schwärmer sich gewünscht hatten, so sollten sie überhaupt nur ein trauriges Rudiment darstellen. Lohnte es sich überhaupt, zum Besten einer Provinz oder Stadtkommune zu arbeiten, für gute Wege, Wasserleitungen, Brücken und öffentliche Gesundheitspflege zu sorgen, solange man nicht die Möglichkeit hatte, im Reichsparlament ‚allgemeine Fragen' zu erörtern? Ihre Hauptaufgabe suchte die örtliche Selbstverwaltung nicht in der Fürsorge für die kulturelle und wirtschaftliche Wohlfahrt der einzelnen Bezirke, sondern in der sorgsamen Pflege des oppositionellen Gedankens. Nur hierin, meinte man, liege die Garantie des Fortschrittes, ihm habe jeder echte Landschaftsmann zu dienen und namentlich die Volksbildung in diesem Sinne zu beeinflussen. Hieraus erklärt es sich, daß die Selbstverwaltung ihr Hauptziel in der Bekämpfung des Analphabetentums erblickte. Es galt, den Muschik möglichst schnell und nachhaltig für die Opposition zu gewinnen und ihm namentlich die

Flugschriften und Erzeugnisse der Presse zugänglich zu machen, die das bestehende Regime in seiner ganzen Unhaltbarkeit enthüllten. Die russische Selbstverwaltung wuchs hierdurch allmählich zu einem Schauplatz politischer Agitation aus; die wichtigsten kulturellen Aufgaben überließ man als gleichgültige Dinge einer eigenen Bureaukratie, die sich in den sog. Landschaftsämtern festsetzte und in allen praktischen Fragen den ausschließlichen Einfluß gewann.

So entstand ein ununterbrochener, hartnäckiger Kleinkrieg zwischen den Organen der Staatsregierung und den oppositionellen Landschaftsinstitutionen, die dem unglücklichen Volke viel Unheil verursachten und manche nützliche Kulturarbeit hemmten und vereitelten. In diesem Kampf erwuchs eine besondere Klasse von ‚Opfern der Staatsregierung'. Sie rekrutierte sich aus gemaßregelten und ausgewiesenen Landschaftsbeamten; zu ihnen gesellten sich zahlreiche wegen Unbotmäßigkeit und Teilnahme an Unordnungen aus den Universitätsstädten ausgewiesene Studenten und andere irgendwie mit Recht oder Unrecht bestrafte oder gekränkte Elemente. In diesem Kreise bildeten sich feste Traditionen. Begabte Publizisten und Schriftsteller wie Herzen und Tschernyschewski unterhielten und schürten das heilige Feuer eines unversöhnlichen Hasses gegen den russischen Staat und schließlich, weil man mit besseren Verhältnissen nicht bekannt war, gegen jede staatliche Ordnung überhaupt. Diese erbitterte Feindschaft hat sich in ganzen Familien festgesetzt; schon gibt es Generationen solcher politischer Verschwörer. So z. B. stammt der Mörder des Ministers Sipägin, der Student Balmasetow, von Eltern, die beide wegen politischer Umtriebe in die östlichen Gouvernements des Wolgagebietes verbannt worden waren. Die Zahl dieser über das ganze Reich zerstreuten ‚Unzufriedenen' wuchs noch mehr, als während der letzten Regierungsjahre Alexanders II. sich der Terrorismus breit machte. Die Unfähigkeit des Volkes und der Gesellschaft, sich den wohlgemeinten Reformen dieses Kaisers anzupassen, sie praktisch zu verwerten und auszugestalten, führte zu tiefer Erbitterung gegen die Person des Reformators selbst. Immer wilder wurden die Wünsche und Forderungen, immer gleichgültiger die Stimmung gegen das bereits Errungene. Es kam zum offenen Kampf: die Revolution arbeitete mit Minen, Bomben, Revolvern; mit dem Galgen und Kerker verteidigte sich die Regierung. Die ‚Opfer der Staatswillkür' erhielten neuen und reichlichen Zuwachs.

Gegen diese gewaltig angeschwollene Opposition verfügt aber die Regierung nicht mehr über die früheren Machtmittel. Seit Alexander II. hat die soziale Absonderung des Adels und Beamtentums aufgehört. Die Bildungsanstalten sollten allen Schichten gleichmäßig dienen, die Kultur in möglichst weite Kreise tragen, und das minderwertige Schulwesen hat alles nivelliert. Beamte des Staates wie der Landschaft, Vertreter freier Professionen, der Industrie und des Handels — sie alle haben auf einer Schulbank gesessen, die gleiche schlechte Erziehung genossen, dieselbe politische infizierte Luft geatmet. Nicht nur relativ, sondern auch absolut ist der Bildungsstand der russischen Staatsbeamten gesunken. Unfruchtbare und anspruchsvolle Halb-

bildung hat alle Kreise ergriffen. Schon Bismarck machte in der Petersburger Hofgesellschaft die Beobachtung, daß an Erziehung und Bildung die ältesten Leute aus der Regierungszeit Alexanders I. am höchsten standen, während die Zeitgenossen Alexanders II. sogar von den Dienern des Kaisers Nikolaus an Sachkenntnis und Urteil noch weit überragt wurden. Die Zeit Alexanders III. bedeutet einen weiteren Niedergang. So allein erklärt sich der völlige Zusammenbruch jeder Autorität, welche die Regierung des Kaisers Nikolaus II. kennzeichnet. Bureaukratie und Opposition sind aus einem Stamme erwachsen, haben die gleichen Schicksale in der Jugend geteilt und betrachten die Dinge eigentlich unter demselben Gesichtswinkel. Bei gleicher Unbildung hat die Opposition vor der Bureaukratie indessen einen sittlichen Vorzug voraus; sie ist den Prinzipien der Jugendzeit, der Feindschaft gegen den Staat, treu geblieben, während der Bureaukrat sich durch äußere Vorteile für den Dienst der Tyrannei hat gewinnen lassen. Das Gewissen der Opposition ist frei, dasjenige der Bureaukratie gedrückt, und wo es angeht, sucht sie durch verlegene Zugeständnisse, halbe Maßnahmen und schlaffes Eingreifen den früheren Kameraden zu versöhnen. Freilich fehlt es auch heute noch nicht ganz an Beamten, welche dieser Bewegung unabhängig gegenüber stehen, sei es, weil sie in anderen Kreisen ihre Jugend verbrachten, sei es, weil sie in der Schule und Universität sich dem allgemeinen Treiben fernhielten. Indessen was will diese Minorität bedeuten gegenüber jener Masse von Leuten, die sich nicht unbefangen fühlen in ihrem öffentlichen Dienst, die im Privatleben Abbitte zu tun suchen für dasjenige, was sie als Vertreter der kaiserlichen Regierung notgedrungen gegen die Prinzipien der Opposition haben sündigen müssen. Es liegt auf der Hand, daß eine so geartete Bureaukratie in ernsten, kritischen Zeiten nicht durchdringen kann, daß sie versagen muß, weil ihr jeder Glaube an den Wert und die Notwendigkeit des eigenen Tuns fehlt. Was wird ihr Schicksal sein? Wird sie von der andrängenden Opposition fortgefegt werden wie Spreu vom Winde? Das ist zweifelhaft, denn an Sachkenntnis und allgemeiner Kultur ist ihr die Opposition keineswegs überlegen, bloß unerfahrener ist sie und ohne jede Übung in der Behandlung praktischer Dinge. Wollte man in einem Augenblick den eben funktionierenden Beamtenstand durch Männer aus der sog. unabhängigen Intelligenz ersetzen, man käme aus dem Regen in die Traufe. Wie dem aber auch sein mag, in ihrer Achtung vor dem bewegten akademischen Leben begegnen sich beide Parteien; gern denkt man der Zeit, wo man frei war von jeder Schranke und Rücksicht und sich gänzlich der politischen Schwärmerei ergeben konnte. Die sog. akademischen Traditionen, so unklar und wenig erfreulich sie an sich auch sein mögen, sind allen in gleichem Maße heilig. Ungemessen steigt hierdurch die Autorität der akademischen Jugend, denn sie ist das Maß aller Dinge, in ihr allein, im Gedanken an ihren geistigen und sittlichen Zustand finden sich beide Parteien wieder zusammen; und die Jugend weiß und fühlt das, denn sie allein war die Ruferin im Streit, als unter der Reaktion Alexanders III. alles zurück-

wich, verzagte und schwieg. Sie allein hatte damals gekämpft und freudig gelitten; aber die Jugend als Begriff, denn wer einmal die Universität verlassen hatte, schied damit aus vom Kreise der mutigen Streiter; er fügte sich entweder dem bestehenden Regiment oder grollte in stiller Opposition weiter. Weil die Jugend allein das heilige Feuer wahrt, so hängt Ehre und Achtung, Schmach und Verruf von ihr ab. Ihr Lob wird gesucht, ihr Tadel gefürchtet, und sie hat sich stets als strenge, unerbittliche Richterin erwiesen. Am schwersten lastet diese Gewalt auf denjenigen Vertretern des Staates und der Gesellschaft, die mit ihr in nächster Berührung stehen, — der akademischen Obrigkeit und den Professoren. Von irgend welcher Autorität des Rektors und Verwaltungsrates kann jetzt überhaupt keine Rede mehr sein. Es fehlt jeder Rückhalt von oben her, und der letzte Minister, welcher es versuchte, die Zügel etwas straffer anzuziehen, der unglückliche Bogolepow, mußte sein kühnes Unterfangen mit dem Leben büßen. Die Folge war, daß sein Nachfolger, der Generaladjutant und frühere Kriegsminister Wenowski, einfach die Segel strich und erklärte, sein Ressort nur ‚mit dem Herzen' — serdetschno — leiten zu wollen. Damit hat er zur bereits reichlich entwickelten Schwäche noch den Fluch des Lächerlichen gefügt; jeder Student vom ersten Semester begreift, daß eine Regierung nur mit dem Verstand und Willen, nicht aber mit zärtlichen Gefühlen geführt werden kann. Der Dilettantismus bildet in Rußland ein System; es ist hier Regel, daß niemand seinen Beruf versteht, niemand ihn liebt, und niemand sich mit ihm beschäftigt. Die beiden ‚Gemütsmenschen', welche die verhärtete Jugend durch Liebe und Herzlichkeit wieder auf den rechten Pfad zurückführen wollten — Wenowski und sein Gehilfe Meschtschemirow — hatten sich ihr Lebtag eigentlich wenig mit Philantropie befaßt. Ersterer war als Soldat stets ein harter und brutaler Vorgesetzter gewesen; letzterer verließ sein Amt an der Spitze des russischen Gefängniswesens, um in das Unterrichtsministerium einzutreten. Man sollte meinen, daß die Inspektion und Leitung von Zuchthäusern doch keine sehr geeignete Vorbereitung bildet für einen Reformator gänzlich verfahrener Hochschulen. Der General Wenowski hat sich ebenso wenig behaupten können wie sein Nachfolger, und erst die faktische Schließung der Universitäten durch die Studenten selbst befreite das gequälte Ministerium aus seiner schwierigen Lage. Der jetzige Minister, Generaladjutant Glesow, ist weicher gebettet; er kann sich, wenn er will, den Gedanken an die ärgerlichen Hochschulen ganz aus dem Kopf schlagen.

Weit schwieriger ist die Lage der Professoren. Zwar ist der russische akademische Lehrer auch heute noch in erster Linie Staatsbeamter; indessen der Niedergang des Regierungsprestiges, die gewaltige Erstarkung und Organisation der Opposition hat dahin geführt, daß man mehr und mehr das Ideal der autonomen universitas literarum des Mittelalters in den Vordergrund stellte und sich als Vertreter einer freien Kunst fühlte. Es fehlte in der kurzen Geschichte der russischen Universitäten nicht ganz an Erinnerungen an liberale Zustände. Viermal haben die Hochschulen im Laufe des verflossenen Jahr-

hunderts ihre Statuten gewechselt, und fast jedesmal handelte es sich um die Anordnung wichtiger Prinzipien. Dem im Jahre 1804 verliehenen liberalen Gesetz Alexanders I. folgten die harten bureaukratischen Bestimmungen des Kaisers Nikolaus vom Jahre 1835. Alexander II. übergab die ganze Verwaltung dem Professorenrat mit gewähltem Rektor und Dekane an der Spitze, und Alexander III. verwarf im Jahre 1884 diese Ordnung, um die ganze Verantwortung in die Hände des Kurators, von der Regierung ernannten Rektors und des gleichfalls ernannten Dekanes zu legen. Diese Verfassung besteht nominell noch heute; trotzdem diese Gewalten kaum eine Autorität ausüben, erklärt der russische Professor, unter diesem willkürlichen bureaukratischen Regime nicht arbeiten, seinen Beruf nicht ausüben zu können. Erst wenn ein gewählter Rektor an die Spitze der autonomen Hochschule trete, werde die Wissenschaft blühen und sich zu nie geahnter Höhe aufschwingen.

Die Mehrzahl der Professoren steht jetzt unter dem schrankenlosen Einfluß der Opposition, und die Vernichtung jeder wissenschaftlichen Tätigkeit seit dem Januar 1905 gilt in ihren Augen als eine notwendige Tatsache, als zuverlässiges Mittel, radikale Reformen im Staate herbeizuführen. Im Grunde aber sind sie geschoben und geleitet von der völlig aufgelösten und verwilderten akademischen Jugend, die im politisierenden Gelehrten ein willkommenes Werkzeug ihrer verworrenen Pläne findet. Auch jetzt noch fehlt es den russischen Universitäten nicht ganz an Vertretern der Wissenschaft, die frei von jedem politischen Einfluß ihrem ernsten und wichtigen Berufe voll ergeben sind; aber höhere Gewalt hindert sie, ihrer Sache zu dienen. Diejenigen Studenten, welche vielleicht geneigt wären, zu arbeiten, sind durch den Terrorismus ihrer radikal gesinnten Kameraden eingeschüchtert, und die haltlose Gesellschaft bietet ihnen keine Stütze. Jede kollegiale Solidarität mit der politisierenden Majorität ist zerstört, ja, es gilt bei den Führern der akademischen Politiker für verdienstvoll, die Professoren, welche sich dem verworrenen Treiben fernhalten und sich den studentischen Strömungen nicht unterordnen wollen, bei der Opposition als reaktionäre Streber zu denunzieren. Im allgemeinen aber trägt die russische Professur und ihr Verhalten zur Universitätsjugend während der letzten dreißig bis vierzig Jahre die Hauptschuld daran, daß die Dinge so weit gediehen sind und wir jetzt vor dem Zusammenbruch des akademischen Lebens stehen. Es paßt hieher das Wort Fichtes aus seiner Rektoratsrede: ‚Die Studenten haben an ihren Professoren Schmeichler gefunden und unterwürfige Diener, die die Miene der Abhängigkeit von ihrem Wohlwollen keinen Augenblick ablegen, die ihnen nach dem Munde reden, ihre Thorheiten billigen, jeden ernsthaften Beschluß, der gegen sie gefaßt werden könnte, hintertreiben. Sie machen sich dadurch zu Unterdrückern der akademischen Freiheit, und um Studentenfreunde zu heißen, werden sie Feinde und Widersacher des Studierens selber.‘

Die politische Opposition in Rußland hoffte durch einen Generalstreik, durch Einstellung aller kulturellen Arbeit die Regierung zu großen Zugeständnissen, zu durchgreifenden Reformen zu zwingen. Dank der Indolenz des

öffentlichen Lebens ist dieser Plan nur bei den Hochschulen gelungen, aber auch hier nur, weil der Boden durch jahrelange Unruhen unterminiert war, weil schon im letzten Jahrzehnt kaum ein Semesterkursus ordnungsmäßig beendet wurde, zwischen Lehrern und Studierenden kein wissenschaftliches Band bestand und die Mehrzahl der Studenten bei ihrer ganz unzureichenden Vorbildung selbständig zu arbeiten nicht imstande war. Man liebte nicht sein Fach, nicht seine Arbeit, sondern suchte von jeher durch notdürftige Erfüllung geringer formaler Kenntnisse sich die Rechte zum Staatsdienst zu sichern.

Niemand, der mit den heutigen russischen Zuständen vertraut ist, wird der Regierung den aufrichtigen Willen absprechen, durch geeignete Reformen das öffentliche Leben in ruhige Bahnen zu leiten, aber es bedarf hiezu eines klaren Programmes, guter Sachkenntnis und gebildeter Organe; hierin aber fehlt es, und wie wir gesehen haben, kann auch die Opposition aus ihren Reihen keine Hilfe schaffen; denn was sie bisher zutage gefördert hat, ist verständlich nur als Ausfluß radikaler ideologischer Phantasterei, entbehrt aber jeden Zusammenhang mit den lebendigen Bedürfnissen des Volkes. Auch die Zukunft der russischen Hochschulen ist in Dunkel gehüllt. Wird eine scharfe Reaktion die äußere Ordnung auf ihnen wieder herstellen, die Erneuerung der bisherigen Scheinarbeit wieder ermöglichen? Fichte fordert, daß Universitäten, die unter die Herrschaft der nichtstudierenden Jugend geraten sind, ‚ausgerottet werden, wie ein verpestetes Gewand nur dadurch unschädlich zu machen ist, daß es durch Feuer verzehrt wird.‘ Auch wir sind der Meinung, daß eine Schließung sämtlicher Hochschulen Rußlands der erste Schritt zu wahrer Heilung wäre. Indes die Zerstörung der alten, verrotteten Zustände stellt an den Staat die Forderung von Neuschöpfungen, frei von den heillosen Übelständen der alten Institutionen. Besitzt die heutige russische Bureaukratie die hierzu erforderliche Bildung und die unentbehrlichen Spezialkenntnisse? Kann Rußland bei seiner kulturellen Isolierung sein Mittelschulwesen selbständig reformieren, den Bestand seiner akademischen Lehrer zeitgemäß umgestalten und erneuern? Schwerlich! Und deshalb haben wir zunächst wahrscheinlich halbe Zwangsmaßregeln, Änderung von Paragraphen der Statuten, scheinbare äußerliche Zugeständnisse an oppositionelle Führer zu erwarten, welche die streikmüde Jugend dann wieder auf kurze Zeit in den Hörsälen oder Korridoren der Universität zusammenführen werden, um sie beim geringsten Anlaß wieder zu zersprengen.

Die Barbarisierung der russischen Universitäten hat schwere Folgen in allen Zweigen des Staatslebens nach sich gezogen; von den allgemeinen Strömungen ist auch das Heerwesen ergriffen. Drei Tatsachen werden besonders den deutschen Offizier befremden: 1) Die letzte Spur von Ordnung wich aus dem Unterrichtswesen, nachdem der frühere Kriegsminister, Generaladjutant Wenowski, es übernommen hatte, Disziplin in die Sache zu bringen. 2) Der Generalstreik aller Hochschulen erfolgte unter den Auspizien des früheren Chefs der Generalstabsakademie, Generaladjutanten Glesow, und 3) die militärisch organisierte chirurgische Akademie des Kriegsministeriums war eine der ersten Lehranstalten,

welche den Streik eröffneten und hartnäckig unterstützten. Auch in Rußlands Militärwesen sind in den letzten Jahrzehnten Veränderungen vor sich gegangen.

Die großrussische Rasse ist kein kriegerisches Volk. Ihr gleichmütiger, über alle Maßen duldsamer Charakter ist nicht dazu angetan, herrschsüchtige Pläne mit Gewalt durchzusetzen oder zugefügte Unbill zu rächen; in ihrem Wesen liegt keine Spur jener wilden Energie, welche kriegerische Geschlechter und Nationen selbst auf den höchsten Stufen der Gesittung niemals verleugnen. Der Großrusse ist im allgemeinen keine Kampfesnatur; ein beschauliches, bedürfnisloses Leben ohne Aufregung und Anstrengung entspricht dem Geschmack dieser alten Rasse. Genügsamkeit und gottergebener Fatalismus sind freilich sehr wichtige Eigenschaften eines guten Soldaten, und die ausländischen Organisatoren haben sie später trefflich auszunutzen verstanden; an sich aber machen sie noch keinen Krieger aus, und selbst in den Zeiten des höchsten russischen Schlachtenruhmes hat man an der Armee des Zaren stets ihre zähe Ausdauer, viel weniger schnelle Aktion oder rücksichtsloses Draufgehen bewundert. Eine nationale Kriegsmacht im eigentlichen Sinn besitzt Rußland überhaupt erst dank den gewaltigen Anstrengungen Peters des Großen. In den Kriegen der Moskauschen Großfürsten und Zaren spielten tatarische Truppen, Kosakenhorden und ausländische Söldner eine hervorragende Rolle. Von keinem russischen Kriegshelden, keiner nationalen Waffentat weiß jene Zeit zu berichten. Auch Peter der Große erlitt trotz erdrückender numerischer Übermacht beim Beginn der schwedischen Feldzüge die allerempfindlichsten Niederlagen. Den Wendepunkt bildet die Schlacht bei Poltawa, sie ist gewissermaßen der Geburtstag des russischen Heeres. Unermüdlich arbeiteten seitdem ausländische Instruktoren daran, aus dem unkriegerischen, allen körperlichen Übungen abgeneigten zarischen Dienstadel den Kern eines brauchbaren ritterlichen Offizierkorps zu schaffen. Viel haben diese ‚Edelleute' von ihren hochmütigen Lehrmeistern zu dulden gehabt. Dem deutschen oder schottischen rauhen Kriegsmanne waren die ängstlichen, weichlichen Mutterföhne der russischen Dienstleute kein respektables Material, und ohne den eisernen, grausamen Willen Peters hätten sie dem passiven Widerstande dieser Kanzleimenschen gegenüber auch nicht viel ausrichten können. Die Militarisierung des russischen Adels erfuhr eine wichtige Unterstützung durch die Vereinigung Livlands mit dem russischen Reich. Der baltische Adel, dieser Nachkomme der alten Kreuzritter und kühner Hanseaten, hatte eine wilde und ereignisreiche Geschichte hinter sich. Verstärkt durch nicht minder wetterharte polnische und schwedische Elemente absolvierte er auf den Schlachtfeldern des dreißigjährigen Krieges unter Banér, Forstenson und Wrangel eine furchtbare, blutige Schule. Unter den Augen des ‚Löwen aus Mitternacht' hatte er für die reine Lehre sich mannhaft geschlagen und trotz seiner wilden Zügellosigkeit oft das Lob und die Anerkennung des Glaubenshelden verdient. Der letzte schwedische Heerführer im großen Kriege, der General Wrangel, stammte aus seiner Mitte. Peter der Große und seine Nachfolger wußten dieses Element zu schätzen; bildete es doch eine wertvolle

heimische Unterstützung der zahlreichen ausländischen Lehrmeister, die immer noch herangezogen wurden. Es waren keine sanften Gemütsmenschen, die unter Münnich, Monnstein, Ostermann und Biron die weitere Ausbildung des russischen Heerwesens besorgten. Ihre rücksichtslose Härte, ihre Spießruten und Fuchteln sind noch heute im Volke nicht vergessen, aber sie gaben der Armee gleich zu Anfang eine Fülle tüchtiger Unterführer, ritterliche Schneidigkeit und einen festen Kitt kameradschaftlicher Tradition. Später haben aus ihrer Mitte eine Reihe großer Heerführer und genialer Organisatoren unvergänglichen Ruhm an die russischen Fahnen geheftet. Die Namen Barklay de Tolly, Graf Osten-Sacken, Graf Toll, Admiral Krusenstern, Graf Todleben u. a. m. werden sowenig vergessen wie im österreichischen Dienst ihr Landsmann Gideon von Laudon, den der alte Fritz ‚lieber neben als vor sich hatte'.

Bei zunehmender Verfeinerung der Sitten erreichten die Balten besonderen Einfluß in den militärischen Lehranstalten und ganz besonders im Offizierkorps der Gardetruppen. Es wird erzählt, der General Jermolow habe sich einst scherzweise an den Zaren mit dem Gnadengesuch gewandt, er möchte ihn doch zu einem Deutschen machen, da er erst dann die ihm gebührende Stellung im Heere einnehmen könne. Mit diesen Truppen führte Rußland seine großen Eroberungskriege unter Katharina II., vernichtete Polen, brach die türkische Herrschaft und trieb mit ehernem Tritt Napoleon aus den Grenzen des Zarenreiches, durchzog ganz Europa und kehrte mit Ruhm und Ehren überhäuft zu seinen altgewohnten patriarchalischen Zuständen zurück.

Nur unwillig aber fügte sich Adel und Volk dieser fremden Führerschaft. Stets und überall verlangte man Rückkehr zu den milderen Überlieferungen der wahrhaft russischen Vergangenheit. Die Verschwörung eines Teiles der Gardeoffiziere beim Regierungsantritt Nikolaus I. hatte eine entschieden nationale oppositionelle Färbung. Nach dem Krimkriege begann eine systematische Umgestaltung des Offizierkorps sowie der Armee selbst. Zugleich mit den Universitäten wurden auch die Militärschulen demokratisiert. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die ‚großen Reformen' führten letzteren in Masse ähnliche Elemente zu, wie sie fortan auch die Universitäten bevölkerten. Die Kadettenschulen wurden aufgehoben, und sog. Militärgymnasien sollten die Ausbildung der Jugend auf eine breitere Basis stellen. Im Grunde ging es hier nicht besser zu als in den sog. klassischen Gymnasien. Die Disziplin lockerte sich, ohne daß eine tüchtige Fachbildung erworben wurde. Die Aufhebung der Leibeigenschaft zersprengte und vernichtete zugleich den kleinen Adel, der allmählich zu einer trefflichen Stütze militärischer Traditionen herangebildet war. Wer sonst noch streng soldatisch fühlte, stand diesen übereilten Reformen innerlich fremd gegenüber. Mehr und mehr wich der ritterliche Geist aus dem Offizierkorps; tätliche Beleidigungen der Offiziere unter einander wurden zu einer häufigen Erscheinung; um diesem Übel zu steuern, sah man sich späterhin genötigt, obligatorische Bestimmungen über das Duell der Offiziere zu erlassen und den Zweikampf in gewissen Fällen vorzuschreiben. Diesem innerlich auf-

gelösten Offizierkorps wurde seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die übermenschliche Aufgabe zugemutet, aus dem unkriegerischen russischen Bauern in verkürzter Dienstzeit einen brauchbaren Soldaten zu machen. Schon der Türkenkrieg von 1877 ließ diese Mißverhältnisse deutlich zutage treten. Wie auf vielen anderen Gebieten, so suchte Alexander III. die überstürzten, mißverstandenen und mißbrauchten Reformen seines unglücklichen Vaters zu hemmen. Die zerfahrene und haltlose Gesellschaft sollte versammelt, der schwer zerrüttete Staat wieder gefestigt werden. Hierbei stützte man sich aber nicht auf den Staatsgedanken an sich, sondern wie in der Erziehungsfrage, so auch in der Organisation der Armee unter slavophilem Einfluß auf den Nationalitätsgedanken. Auch hierin ist Rußland unselbständig gewesen. Weil das politisch zerrüttete und zersprengte deutsche Volk dank seinem frisch erwachten Stammesgefühl es zu ungeahnter Macht und Blüte gebracht hatte, so sollte auch im Zarenreich das nationale Empfinden den Staat retten. Das Heer vor allem wurde als orthodox-russische Institution angesehen und sorgfältig alles Fremde ausgemerzt. Uniformierung, Schulung und Geist der Truppen, alles sollte das Urbild der Kraft, den russischen Muschik wiederspiegeln. Der russische Soldat, heißt es, sei etwas vom europäischen Krieger gänzlich verschiedenes. Gottes- und Menschenliebe verklärten sein Wesen. Wahre Humanität gebe es nur im russischen Heere; von Osten her erstrahle der helle Stern echter Liebe, und der verknöcherte und verhärtete Westen müsse dahin gebracht werden, im Jungbrunnen des weiten slavischen Herzens sein göttliches Ebenbild wieder zu finden. Darin liege die große Mission der russischen Rasse. Es versteht sich von selbst, daß eine Armee, die dazu bestimmt ist, das Evangelium der Liebe zu verbreiten, vor allem selbst vom Geiste der Liebe geleitet werden muß. Das Ideal bestand fortan darin, daß der Soldat in kindlicher Hingebung an der Kaserne wie an einem trauten Heim hängen sollte, und in diesem Sinne versuchte man auch die Disziplin im Geiste der Liebe zu beleben. Die national-humane Idee, welche Alexanders III. militärischer Leitstern war, hat einen beredten und temperamentvollen Darsteller in der Person des Generals Dragomirow gefunden; seine Schriften sind viel gelesen und weit verbreitet. Da alles vom nationalen Gedanken und wahrer Kirchlichkeit geleitet wurde, so konnten Vertreter anderer Nationen und Konfessionen, mochten sie soldatisch noch so viel wert sein, in diesem Heere nicht gut gebraucht werden. Die Armee wurde gründlich von allen polnischen und baltischen Elementen gesäubert. Wer blieb, war entweder schon von früheren Generationen her verrusst oder beeilte sich, alles Mißtrauen durch wilden Chauvinismus zu beseitigen. Auch sonst wurde alles Fremde vermieden, sein Wert angezweifelt. Hatte nicht bereits der große Suworow erklärt, die überall siegreichen Russen hätten von anderen Armeen nichts mehr zu lernen, am allerwenigsten beim preußischen Zopf und Korporalstock? Der Geist der Absperrung und mystischen Selbstüberhebung, den wir im Schul- und Universitätsleben beobachteten, er kennzeichnete auch die Armee Alexanders III. Die wiederhergestellten Kadettenkorps sollten in

chauvinistischer Absperrung geleitet, die Geschichte des russischen Ruhmes gelehrt und vor allem durch fleißige Andachtsübungen echte orthodoxe Frömmigkeit gepflegt werden. Diese Wiederbelebung des Heerwesens war in erster Linie das Werk desselben Generaladjutanten Wenowski, der als Minister der Volksaufklärung das russische Schulwesen endgültig zerstörte.

Wir kennen jetzt die Folgen der Absperrung und Selbstgenügsamkeit in der Armee und Marine. Beide haben ihr Examen schlecht bestanden, und wenn man sich in der russischen Gesellschaft auch damit tröstet, daß Verrat und Beamtenunredlichkeit die Katastrophen verschuldeten, so kann für jeden, der das Schul- und Bildungswesen Rußlands kennt, nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß mit Offizieren und Technikern, die ihre Ausbildung in russischen Anstalten erhalten hatten, ein Erfolg nicht zu erzielen ist, so wenig wie die Chinesen trotz vieler Vorzüge mit ihrer nationalen Absperrung eine europäisch geschulte und geleitete Armee besiegen werden. Mag der fatalistische russische Soldat noch so gleichgültig in den Tod gehen, er ist mit seiner Ausbildung ein wehrloser Bauer; mag der russische Offizier noch so gut die Geschichte aller glorreichen Bajonettangriffe der suworowschen Epoche kennen, vom modernen Kriege versteht er nichts. Mag der Ingenieur oder Techniker noch so viel Unterschleife sich zu Schulden kommen lassen, das alles würde zu verschmerzen sein, wenn er eine Brücke, ein Schiff, eine Eisenbahn zu bauen verstände. Aber Unredlichkeit ist ein Luxus, den sich nur sehr kenntnisreiche und beschlagene Techniker gestatten dürfen, nicht aber traurige, unerfahrene Stümper.

Zur selben Zeit, als auf den Feldern der Mandschurei und den Wogen des stillen Ozeans der Beweis geführt wurde, daß der See- und Landkrieg die höchste geistige Vorbildung und Anspannung erfordert, stellten sämtliche russischen Hochschulen ihre Arbeit ein. Vielleicht strömte alles zu den Waffen, um die Ehre der Heimat zu retten; vielleicht fanden die Studierenden keine Lehrer und die Professoren keine Zuhörer, weil alles seine Kräfte dem bedrohten Vaterlande anbot, niemand ruhig in seiner Zelle arbeiten mochte, wo hunderttausende der Brüder einen bitteren Tod starben? Steffens und Körner, die Lützower und andere Freischaren riefen gleichfalls einen Stillstand im Leben der deutschen Hochschulen hervor. Und lockt nicht auch jetzt ein stolzer Siegespreis, schreckt nicht auch die russische Jugend brennende Schande? Heißt es nicht überall, Rußland kämpfe für die europäische Gesittung, die Niederwerfung Japans müsse ihm die Bewunderung, den innigsten Dank aller europäischen Völker zuführen; ohnegleichen werde es dastehen im Rate der Nationen, ein Schirmherr der Christenheit, ein wahrer Friedebringer? Die stolze Arbeit der mazedonischen Phalanx des großen Alexander leuchtet als strahlendes Beispiel vor, gleich ihr könnte das russische Bajonett europäischer Gesittung im fernen Osten eine breite Gasse bahnen. In der Tat erklären die russischen Professoren wie auch die Studenten, zu erregt zu sein, um sich ihrer gewohnten Tätigkeit hinzugeben. Ihnen hat sich die gesamte Intelligenz angeschlossen.

Wem gilt aber diese Aufwallung? Etwa der Niederwerfung des Feindes oder der Furcht vor einem schimpflichen Frieden? Nichts von alledem. Es heißt den Augenblick benutzen, um die verhaßte Autokratie zu stürzen. Jetzt oder nie! Ein Generalstreik alles ‚Gebildeten', Arbeiterunruhen, womöglich Bauernaufstände sollen der bedrängten Regierung eine Scharte abnötigen, eine möglichst radikale Verfassung. Da aber Ingenieure, Apotheker, Zahnärzte, Rechtsanwälte usw. leben wollen und ihre Familien gleichfalls, so hatte in diesen Kreisen die Idee der universellen Arbeitseinstellung nur geringe Aussicht auf Erfolg; es streikten diejenigen, die ohnehin keine regelmäßige Arbeit kannten und vor allem hoffen durften, keine materielle Einbuße zu erdulden, d. h. die akademische Jugend unter wohlwollender Unterstützung eines Teiles ihrer Lehrer. Man erklärte, die Arbeit wieder aufnehmen zu wollen, wenn die Regierung das allgemeine, geheime Wahlrecht einführe und sofort mit Japan Frieden schließe. Der russische Radikale betreibt eifrige Vorstudien in der Geschichte der großen Revolution in Frankreich. Aber welcher Unterschied zwischen diesem historischen Akt und den Zuständen des heutigen Rußland! Der Sturm brach aus, als die Gefahr von außen herantrat: Aux armes citoyens! Contre les traîtres et les rois conjurés. Eine brausende Flutwelle ungeahnter Volkskraft schleuderte den durch Verrat herbeigerufenen Feind aus dem Lande und überströmte ferne, fremde Gebiete im Sturme; patriotischer Mut stürzte den Thron, es fiel das Haupt des Königs und die alte Herrschaft. Anders im heutigen Rußland; hier will die sog. Revolution wie ein schlechter Diener den Herrn in Schmach, Schimpf und Armut stoßen, um ihm gegenüber wilde Saturnalien zu feiern. Mag das bestehende Regiment noch so viel verschuldet haben, aber was der heutige russische Freiheitskämpfer treibt, ist Sklavenpolitik; sie ist nicht aus dem Drange freier Männer geboren, ihre Heimat groß, mächtig und ruhmreich zu sehen. Alles, was die Autokratie bisher erstrebte, sollte dem großrussischen Stamme dienen. In Jahrhunderten beispiellosen Glückes hat Rußland ganze Reiche mit sich vereinigt. Dem großrussischen Zentrum fielen die Reste der Tatarenherrschaft, Polens reiche Gebiete, der herrliche Kaukasus, alles, was Schwedens Macht gesichert hatte, zu. Mit unermüdlicher Fürsorge wurde überall der großrussische Gedanke durchgesetzt, alle Schätze dieser Länder in erster Linie dem rechtgläubigen Moskowiter zur Verfügung gestellt. Der Adel erhielt in den eroberten Provinzen unermeßliche Güter, der Beamte gut besoldete Stellungen; dem Fabrikanten und Kaufmann wurden viele Vorteile gewährt, für ihn Bahnen gebaut, die asiatischen Märkte erobert und eifersüchtig überwacht. Alles, was Polizei, Militär, Verwaltung und Diplomatie tun kann, um die Macht und den Wohlstand des Volkes zu mehren, ist für das Moskowitertum geschehen. Es ist nicht die Schuld der Regierung, wenn dennoch die westlichen und südlichen Grenzländer in leidlicher Kultur und Wohlstand blühen, während die zentral-russischen Städte und Dörfer in Schmutz und Unordnung und Armut verkommen, die Jugend nichts lernen will und die Intelligenz einen schimpflichen Frieden

fordert, um ihre Magna Charta besser durchzusetzen. Und was für eine Magna Charta! Ist überhaupt dasjenige Bildungsniveau vorhanden, welches einen konsequenten konstitutionellen Gedanken zu pflegen und zu verwirklichen vermöchte? Leidlich klar sind eigentlich nur die Forderungen der Sozialisten; sie haben den Vorzug, frei zu sein von historischem Ballast, von der Notwendigkeit, an Bestehendes anzuknüpfen. Im übrigen aber gibt es fast so viel Projekte als Köpfe. Wer schreiben kann, hält sich für befugt, aus den Verfassungen aller Staaten der Welt Auszüge zu machen; nichts wird vergessen, sogar das Wahlrecht der Kantone Appenzell und Luzern, der Republik Haïti und Panama wird studiert. Wiederum will man kopieren, wiederum macht der russische Geist Anleihen bei dem Gedankenkreise fremder Völker. Und in diesem Chaos wüster Forderungen der Sozialisten und Konstitutionalisten, in der wildesten Auflösung aller Ordnung irrt ein Häuflein zersprengter Nationalisten umher und sucht nach den Spuren russischer Eigenart wie Peter Schlemihl nach seinem Schatten. Es müßten mit dem russischen Volkscharakter gerade jetzt gewaltige Wandlungen vor sich gegangen sein, wenn es ihm gelänge, aus eigenster Kraft ein neues, den heutigen komplizierten Kulturverhältnissen entsprechendes Staatswesen zu schaffen. Wird ihm von außen Hilfe werden? Wo sind die Waräger, die man herbeirief, wenn in der sarmatischen Tiefebene sich alle Bande staatlicher Gewalt lockerten? Keiner der vielen fremden Stämme, die sich nach und nach dem Territorium des russischen Staates anschlossen, nimmt eine solche universelle Aufgabe für sich in Anspruch. Finnländer, Polen, Balten, Armenier u. a. m. verfolgen, sofern sie sich mit Politik beschäftigen, meist die Interessen ihrer engeren Heimat; dem großen Rußland wollen sie ihre Ideale und Zwecke nicht aufdrängen. Eine Ausnahme machen die Juden.

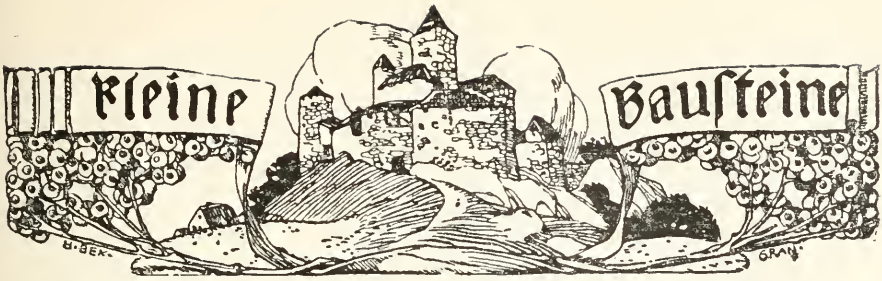
Kaum eine Seite des inneren russischen Kulturlebens kann man berühren, ohne die Judenfrage zu streifen. Durch das sog. Ansiedlungsgesetz auf einen verhältnismäßig engen Raum beschränkt, durch schwere und zahlreiche Ausnahmeregeln im Berufs- und Gewerbsleben gehemmt, von den höheren und mittleren Bildungsanstalten fast ausgeschlossen, hat Israel sich dennoch unter beständigen Anfeindungen kämpfend und ringend zu einer Macht emporgearbeitet, welche für die weitere Entwickelung, ja für die Existenz des Reiches die furchtbarsten Gefahren in sich birgt. Nichts gibt es im alten, heiligen Rußland, im theokratischen Kaiserstaat, was den Juden nicht verächtlich oder hassenswert erschiene. Unerbittlich fordern sie die Vernichtung der bestehenden Zustände; mit ätzender Kritik reißen sie alles herunter, was das Volk der Reußen schätzt und ehrt. Keine Entschuldigung gibt es für alte Mißgriffe, keinen Hinweis auf Lichtpunkte in der Vergangenheit. Mit dem ganzen Haß seiner heißblütigen und gequälten Rasse gedenkt der Jude all der Schmach, welche seine Väter erlitten, seit Jehovas unerforschlicher Ratschluß die willkürliche, aber schwache Polenherrschaft mit dem harten Joch der Zaren vertauschte. Von keiner Last des Staates war der Jude befreit, an den Rechten nahm er kaum teil. Im allgemeinen sollte er als lästiger Ausländer

behandelt werden, aber als ein Ausländer, den man beliebig bedrücken durfte, weil er unter niemandes Schutz stand. Millionen bezogen Polizei und Regierungsbeamte an Bestechungssummen, wo es galt, den Juden gesetzliche oder ungesetzliche Zugeständnisse zu machen. Druck und Beschränkung durch das Gesetz, Ausbeutung durch die Regierungsorgane, Verachtung und Abneigung der christlichen Stämme, das waren die Schranken, innerhalb deren sich das Leben des auserwählten Volkes im russischen Elend abspielte. Und dennoch, wer Gelegenheit hat, etwa in Paris, Berlin oder einer anderen Stadt Europas mit russischen Juden zusammen zu treffen, wird erstaunen über die Liebe und Anhänglichkeit, mit welcher der Jude über Rußland spricht. Gerne nennt er sich einen Russen, beobachtet im Auslande ostentativ russische Gebräuche, sucht mit Vorliebe russische Landsleute auf und spricht gern und lebhaft über russische Dinge. Rußland ist dem Juden die Hölle der Gegenwart, aber das gelobte Land der Zukunft. Denn unermeßlich sind die Hoffnungen Israels, wenn es einmal gelingen sollte, das absolutistische Rußland mit all seinen Traditionen zu vernichten oder zu verwirren. Mit eiserner, zähester Konsequenz arbeitet das Judentum an dieser Zerstörung, und der Erfolg kann nicht ausbleiben, sobald alle Schranken beseitigt sind, welche dem Juden eine Sonderstellung inmitten der Untertanen des Zaren anweisen. Die Vorarbeiten hierzu sind bereits weit gediehen. Die brutale Gewalt, mit der das Judentum im russischen Staate behandelt wurde, ward beschränkt durch den theokratischen Charakter der obersten Gewalt, denn die Rechtgläubigkeit beseitigte alle Unterschiede; wer zur kaiserlichen Kirche gehörte, erhielt damit alle Rechte ohne jede Rücksicht auf seine Herkunft. Die Judenmission, eine der unbesonnensten Unternehmungen, welche sich ein zelotisches Christentum jemals hat zuschulden kommen lassen, fand in Rußland reiche Ernte in ihrer unsittlichsten Form; man prämiierte den Übertritt durch Gewährung ausgedehnter politischer Rechte. So entstand eine zahlreiche Klasse getaufter Juden, die voll Verachtung gegen ihre neue Religion sich dennoch um der äußeren Vorteile willen der Staatskirche anschlossen. Nur in den seltensten Fällen lösten sie sich von ihren Stammesgenossen endgültig ab; innerlich wahrten sie den alten Zusammenhang und nährten Bitterkeit gegen den Staat und das Volk, welche sie nur gegen das schwere Opfer des Glaubenswechsels an der normalen Rechtslage teilnehmen ließen. In den getauften Juden gewann die Regierung keine Freunde; wohl aber bildeten sie eine Vorhut, die mit Energie an der Zersetzung des historischen Rußlands arbeitete. Viele dieser Leute sind zu hohen und höchsten Staatsämtern gelangt, und an der heutigen Unsicherheit und Haltlosigkeit der regierenden Kreise haben auch sie redlich mitgewirkt. Überdies hat der russische Staat durch seine Schulpolitik den Juden gegenüber nicht wenig dazu beigetragen, das Ansehen der jüdischen Intelligenz zu stärken und ihr auserlesene Kräfte zuzuführen. Besondere Vorschriften verfügten, daß nur ein ganz bestimmter, sehr niedriger Prozentsatz von Juden in die mittleren und höheren Lehranstalten aufgenommen werde. Es fanden nach dem Prinzip strengster

Konkurrenz nur diejenigen in den Staatsschulen Aufnahme, welche außerordentliche Vorkenntnisse und Fähigkeiten an den Tag legten. Die Universitäten ließen ihrerseits nur diejenigen Juden zu, welche die Gymnasien mit größter Auszeichnung absolviert hatten. So entstand bald eine feste Tradition, wonach gerade die jüdischen Schüler und Studenten sich überall durch Fleiß, Begabung und Kenntnisse hervortaten. Nimmt man dazu ihre Sprachkenntnis, zähe Ausdauer und bessere materielle Lage, so kann man leicht verstehen, wie jenes Prinzip der Auslese bei Mitschülern, Lehrern und Professoren allmählich die Überzeugung entstehen ließ, es handle sich bei den Juden um eine an geistigen Gaben den Russen bei weitem überlegene Rasse. Der Einfluß der jüdischen Intelligenz ist dank ihrer Qualität, Organisation und überlegenen Bildung ins ungemessene gestiegen. Sie allein weiß, was sie will, ist trefflich organisiert und beeinflußt die gesamte westeuropäische Presse. Fast alles, was hier über russische Dinge geschrieben wird, fließt aus jüdischen Federn oder aus dem jüdischen Gedankenkreise. Gegen sechs Millionen hervorragend organisierter und geführter Juden stehen einer rohen Miliz von fünfzig Millionen Großrussen gegenüber; der Ausgang eines Wettstreites kann nicht zweifelhaft sein. Das Banner des Liberalismus und Parlamentarismus wird Israels Siegeszug vorangetragen, welches auf den Trümmern des historischen Rußlands seine neue Herrschaft errichten will. Schwerlich wird das russische Volk dem komplizierten modernen Staate gewachsen sein; zu wenig hat es zum Ausbau freiheitlicher Ideen und sicherer Rechtsformen beigetragen, und sein lebloser Stoff wird in die fremden Formen kein Wachstum, keine Bewegung bringen. Werden die Juden diese Aufgabe lösen? Ein großer Historiker nannte sie das zersetzende Ferment im Leben der Völker; vielleicht fehlte es Israel bisher an einem freien Spielraum. In Rußland harrt seiner eine Aufgabe, welche des Schweißes der Edeln wert ist; es gilt, Waräger, Tataren und Deutsche zu übertreffen, ein großes, hilfloses Volk auf neue Bahnen zu leiten. Wird Rußland seine Juden segnen oder nach alter Art der russische Bauer periodisch zum Knüppel greifen, um sich wider seine ‚Bedränger' selbst zu schützen? Dann könnte der Fall eintreten, daß Israel sich selbst zu den Fleischtöpfen seiner früheren Rechtlosigkeit zurücksehnt. — —

Zum Schluß noch eine Frage: Was hat Deutschland dem russischen Kulturchaos, der wachsenden Barbarisierung des russischen Volkes gegenüber zu tun? Welche Stellung sollen die deutschen Hochschulen dem Stillstand allen wissenschaftlichen Lebens in Rußland gegenüber einnehmen? Die deutschen Universitäten haben eine alte, schöne Kulturarbeit geleistet. Der Ruhm und Stolz aller Deutschen, sind sie wichtige Pflegstätten europäischer Gesittung; auch Rußland verdankt ihnen wertvolle Schätze. Es ist sehr zweifelhaft, ob die zu erwartenden politischen Umwälzungen den müden und skeptischen russischen Geist zu nie geahntem Aufschwung erwecken werden; im Gegenteil, die Schwierigkeiten werden dank neuer Komplikationen wachsen, und in Massen werden rohe, ungebildete Elemente die deutschen oder französischen Hochschulen

überfluten und dort diejenigen Spezialkenntnisse suchen, die in Rußland niemand mehr mitteilen und erwerben kann. Die unzureichende Vorbildung dieser Elemente, ihre niedrige Kulturstufe und proletarische Zuchtlosigkeit kann unmöglich ohne Einfluß bleiben auf das Leben der deutschen Universitäten und technischen Institute. Trügt uns nicht der Schein, so hat schon jetzt die studierende Jugend der deutschen technischen Hochschulen eine Erregbarkeit und Ungeduld erkennen lassen, welche die vielleicht tiefer gebildete und politisch reifere Universitätsjugend bisher nicht kannte. Wie würde gerade dort der russische Zudrang mit seiner Verachtung aller staatlichen Ordnung, seiner Disziplinlosigkeit im Leben und der Arbeit wirken! Aber noch etwas anderes mahnt das deutsche Unterrichtswesen zur Vorsicht. Deutschland kann unmöglich den alten Ruhm seiner Hochschulen dadurch schmälern oder aufs Spiel setzen, daß es minderwertige Elemente mit dem äußeren Schein deutscher wissenschaftlicher Bildung ausstattet. Auch jetzt soll Deutschland Rußland in seiner Notlage nicht im Stich lassen; aber es soll nach seinem eigenen Programme handeln und die russische Jugend nur in einer solchen Weise schulen, daß es für ihre Ausbildung auch die volle Verantwortung übernehmen kann. Will also ein Russe deutsche Hochschulen beziehen, so hat er zunächst den Nachweis zu erbringen, daß er auf ihnen überhaupt mit Nutzen arbeiten kann. Zu diesem Zweck ist er zunächst einer Prüfung in den wichtigsten, allgemein bildenden Disziplinen zu unterziehen. Er muß ein Examen in der alten Geschichte, Literatur und Kulturgeschichte, im Deutschen und Lateinischen gut bestehen; bei den technischen Hochschulen müßte eine gründliche Prüfung in der Physik und Mathematik hinzutreten. Für diese Examina wäre eine entsprechende Gebühr zugunsten der jeweiligen Prüfungskommission zu erheben. Zum Schluß müßte dann noch jeder Russe den Nachweis führen, daß er für das laufende Semester über die zum Studium erforderlichen Geldmittel verfügt. Wer den hier empfohlenen Anforderungen nicht genügt, ist unverzüglich abzuweisen. Indem die deutschen Hochschulen solche Bedingungen aufstellen, tun sie im Grunde nichts anderes, als was die russische Unterrichtsverwaltung schon von jeher beobachtete. Auf russischen Universitäten konnte niemand als Student immatrikuliert werden, der nicht imstande war, das Reifezeugnis eines russischen Gymnasiums vorzuweisen. Ebenso muß Deutschland die russische Regierung unterstützen, wenn letztere sich bestreben sollte, ihr gänzlich zerrüttetes Professorenkollegium durch in Westeuropa geschulte Elemente zu ergänzen und aufzubessern. Sollte der russische Staat wieder eine Begründung von Professorenseminarien an deutschen Universitäten planen, so müßten die deutschen Regierungen dasselbe Entgegenkommen zeigen wie einstens die preußische und sächsische Unterrichtsverwaltung. Nur so allein werden die deutschen Hochschulen etwas Dauerndes, ihrer Würdiges schaffen und sich den Dank und die Achtung der besten Glieder des russischen Volkes erwerben. Unzivilisierte Leute, welche auf den deutschen Hochschulen irgend welche zufällige Brocken aufschnappten, werden nie imstande sein, den Wert deutscher Wissenschaftlichkeit zu verstehen und ihn im fernen sarmatischen Osten zum Heile der Kultur würdig zu vertreten.



Rudolf von Delbrück.

Einen größeren Gegensatz konnte es nicht geben, als ihn die beiden Männer darboten, welche im Reichstage des norddeutschen Bundes und den ersten Legislaturperioden des deutschen Reichstags in nächster Nähe bei einander am Regierungstische zu sitzen pflegten. An der Ecke rechts Bismarck, die machtvolle impetuose Persönlichkeit in der äußeren Erscheinung verratend, neben ihm Delbrück, klein, eingetrocknet, die verkörperte Sachlichkeit. Der erste Reichskanzler donnerte und blitzte über den Häuptern seiner Gegner, Delbrück ertränkte sie in einem ebenso reichlich als eintönig niedergehenden Regen von Gesetzesparagraphen und statistischen Angaben. Wenn Bismarck im Hause erschien, gab es fast immer einen ‚großen Tag' mit Überraschungen und Sensationen. Delbrück kam niemals, auch in den größten historischen Momenten nicht, von dem kühlen Amtston des Bureaukraten los. Man erinnert sich der Äußerung aus Kaiser Friedrichs Tagebuch: Als Delbrück dem Reichstage die Mitteilung von der Annahme des Kaisertitels durch König Wilhelm machte, habe es den Anschein gehabt, als zöge er die Kaiserkrone aus der Hosentasche. Auch die von beiden Männern hinterlassenen Memoiren stehen in einem bezeichnenden Gegensatz zu einander. Bismarcks Gedanken und Erinnerungen sind in großen Zügen geschrieben; die eingestreuten Details haben nur den Zweck, die Strömungen und Schiebungen in der Politik charakteristisch zu beleuchten. Delbrücks Lebenserinnerungen* reihen Einzelheit an Einzelheit; es wird uns nichts geschenkt, kein Zwischenfall in den endlosen Zollvereinsverhandlungen, keine strittige Tarifposition und auch nichts von den kleinen Begebenheiten des geselligen Lebens. Wenn Schmoller den Verfasser einen Erzähler ersten Ranges genannt hat, so mag das unbestritten bleiben; aber der Stoff, dem die Erzählung gilt, ist vielfach ein recht spröder. In der Hauptsache ist sie eine Geschichte des Zollvereins, aus den ersten Quellen geschöpft, von einem der Meistbeteiligten geschrieben und von hohem Wert für den Historiker, weil darin deutlich wird, in welchem Maße die Triebkräfte im Wirtschaftsleben auf den Gang der politischen Entwickelung in Deutschland eingewirkt haben. Andererseits aber: aus Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

* Lebenserinnerungen von Rudolf von Delbrück 1817—1867. Mit einem Nachtrage aus dem Jahre 1870. Erste und zweite Auflage. 2 Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. 1905.

lernt man den Mann nur ungenügend kennen; sie geben nur eine Seite seines vielgestaltigen Wesens wieder, nur die Art und Weise, wie sich für ihn Personen und Verhältnisse darstellten, und die Methode, mittels deren er sie seinen Zielen zu unterjochen wußte. In den Lebenserinnerungen aber steht der ganze Delbrück leibhaftig vor den Augen des Lesers. So muß er als junger Mann gewesen sein, wie er sich hier schildert, oder vielmehr, er war eigentlich nie jung, wenn er auch längere Zeit mit besonderem Vergnügen Tanzgesellschaften besuchte. Von den ersten Seiten an hat man das Bild des nüchternen, kenntnisreichen, ziel- und selbstbewußten Mannes vor sich. Ein paar besonders markante Züge seien im folgenden herausgehoben.

Delbrücks Vater war protestantischer Theologe, eine Zeit lang Erzieher des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., zuletzt Superintendent und Oberprediger in Zeitz. Aber im Leben des Sohnes spielt die Religion keine Rolle. ‚Ich war religiös erzogen, aber nicht religiös geworden,‘ sagt er von sich (I, 32). Die Konfirmation ließ er über sich ‚ergehen‘; ganz anders als der darauf vorbereitende Unterricht packte ihn ein Jahr später die Lektüre von Goethes Faust (I, 48). Als Student in Halle erlebte er eine kurze Episode religiöser Erwärmung, wozu das Studium der Kirchengeschichte den Anlaß gegeben hatte. An sie erinnerte er sich nach Jahren, als er in aussichtsvoller dienstlicher Stellung und angenehmen geselligen Verhältnissen lebend sich in Stunden stiller Einkehr sagen mußte, daß er ‚arg verweltlicht sei‘. ‚Ich hatte die Zeit nicht vergessen, wo ich in Halle von den Grundlagen des Christentums innerlich ergriffen worden war; aber es fehlte mir die Energie, an diese Zeit wieder anzuknüpfen. Damit war mir jedoch das Bedürfnis nach einer sittlichen Grundlage meines Handelns nicht verloren gegangen, und ich fand diese Grundlage in der Pflicht. Ich verstand darunter nicht, daß ich, was ohnehin nicht anders sein konnte, als Beamter meine Schuldigkeit tat, sondern daß ich dem Staatswesen, in welches ich gestellt war, mich unterordnete, so daß dessen Zwecke die meinigen wurden und meinen Willen bestimmten. In der bewußten Hingabe meiner Persönlichkeit an die im Staate verkörperte Allgemeinheit sah ich meine Pflicht und in der Erfüllung dieser Pflicht die Aufgabe meines Lebens. Sie machte ich zum festen Angelpunkte meines Daseins, und ich gewöhnte mich, alles, was daneben an mich herantrat, als nebensächlich anzusehen.‘ (I, 202.) Das echte Glaubensbekenntnis des preußischen Beamtentums alter Schule! Hier spricht sich die Denkweise aus, welche den Leitern der preußischen Politik ihre Erfolge verbürgte. Die Unterordnung des eigenen Selbst mit allem, was es einschließt, unter die Staatsraison, das ist der kategorische Imperativ, der alle andern Erwägungen niederschlägt. Es gibt kein höheres Gebot als das vom Staatsinteresse diktierte.

Charakteristische Einzelheiten vervollständigen das Bild des Mannes. Delbrücks Vermögensverhältnisse waren bescheiden. Ein Semester, das er in Bonn zubrachte, hatte mit einem Defizit abgeschlossen, welches sich im folgenden Jahre fortsetzte. Dasselbe zu beseitigen, griff er zu einem heroischen Mittel:

‚Ich konnte mich nicht entschließen, an meiner Kleidung zu sparen und auf die Vergnügungen, die Berlin darbot, insbesondere auf den Besuch des Theaters, vollständig zu verzichten. Es blieb mir daher nur übrig, die Ausgaben für die tägliche Nahrung zu beschränken. So hat denn während des ganzen Winters mein Mittagessen in der Regel nur in einer Tasse Bouillon und einem belegten Butterbrot bestanden, welche ich in der Pause zwischen zwei Vorlesungen in der kleinen Frühstücksloge des Universitätsgebäudes nahm, und mein Abendessen in einer Tasse Thee, welche ich mir selbst bereitete, und einem Butterbrot, für dessen Material meine Wirtin sorgte.‘ (I, 65.) Als er großjährig geworden war, wurde ihm aus dem väterlichen Nachlasse der Betrag von 3000 Talern ausgehändigt. Er hatte sich für die Verwaltungskarriere entschieden und war frühzeitig als Hilfsarbeiter ins Finanzministerium berufen worden. Nun genügte es nicht mehr, die Zugehörigkeit zu den höheren Gesellschaftsklassen durch die Kleidung zu markieren. ‚Es schien mir,‘ berichten die Erinnerungen, ‚daß die Förderung meiner amtlichen Laufbahn der jede andere Rücksicht beherrschende Zweck sei, und daß es deshalb richtiger sein werde, in Kreisen zu leben, von welchen ich eine solche Förderung erwarten konnte, als auf die Erhaltung dieses kleinen Kapitals bedacht zu sein. Mein bisheriger Anteil an der von dem Kronprinzen bewilligten, von dem König Friedrich Wilhelm IV. weiter gewährten Unterstützung war mir verblieben, und wenn ich aus den Zinsen und dem Kapital meines Vermögens noch etwa 600 Taler jährlich aufwendete, konnte ich hoffen, die Lebensweise, welche ich mir vorstellte, so lange fortzusetzen, bis ich in den Genuß ausreichender Bezüge aus der Staatskasse getreten sein würde. Nach diesem Gesichtspunkte richtete ich mich ein; ... ich verlegte mein Mittagsmahl in das Restaurant von Meinhardt an der Ecke der Linden und der Charlottenstraße, damals das eleganteste der Stadt. Es pflegten da einige höhere Beamte zu speisen, und ich wurde sehr bald eingeladen, an ihrem Tisch teilzunehmen.‘ (I, 127.)

Aber ein Streber im gewöhnlichen Sinne war er nicht und wurde er nicht. Er wollte mit seinen Gaben und nach seinem besten Wissen in einflußreicher Stellung dem preußischen Staate dienen. Als Hr. von der Heydt im Mai 1862 das Handelsministerium mit dem Finanzministerium vertauschte, sollte Delbrück, der seit Oktober 1859 Direktor in dem ersteren war, sein Nachfolger als Handelsminister werden. Er lehnte ab und blieb dabei stehen trotz der persönlichen Intervention des Königs. Hier die Gründe, die er demselben vortrug: ‚Der Abschluß mit Frankreich‘ — es handelte sich um den französischen Handelsvertrag — ‚ist unsere größte handelspolitische Tat seit Gründung des Zollvereins; ihre glückliche Vollendung ist für die handelspolitische Stellung Preußens in Deutschland und in Europa entscheidend und damit auch für seine politische Stellung von unzweifelhaftem Wert. Meine Beteiligung an den dem Abschluß vorhergegangenen Verhandlungen, meine Fachkenntnisse, meine Erfahrung in Zollvereinsangelegenheiten, meine Bekanntschaft mit den auf der Bühne und hinter der Bühne handelnden Persönlichkeiten

und das persönliche Vertrauen, welches mir auch unsere Gegner schenken, machen mich, wie ich ohne Überhebung sagen kann, zu dem für die glückliche Vollendung geeignetsten Mann. Dazu gehört aber, daß ich die Dinge vollständig in der Hand behalte; ist dies der Fall, so glaube ich den Erfolg verbürgen zu können. Werde ich dagegen Minister, so muß ich einen andern an meine Stelle setzen, — wen, weiß ich nicht, — und die allgemeine Direktion, welche mir verbleiben würde, reichte nicht aus, um eine Garantie für den Erfolg zu übernehmen.' (II, 235.)

Tatsächlich hat der französische Handelsvertrag eine bedeutsame Etappe in dem Kampfe der beiden Großmächte um die Vorherrschaft in Deutschland gebildet. Mit vollem Nachdruck und zäher Energie arbeitete Delbrück auf dem wirtschaftlichen Gebiete dahin, diese Vorherrschaft Preußen zu sichern. Zweimal war Bismarck geneigt, Österreich entgegen zu kommen; er wünschte den Grafen Rechberg, dessen Stellung erschüttert war, im Amte zu halten; er wollte dem neu in dasselbe eingetretenen Grafen von Mensdorff Vertrauen beweisen. Beide Male widersprach Delbrück, und seine Meinung drang durch. Die Schilderung jener Vorgänge wird bei denen, die aus dem Lager der Besiegten noch übrig sind, Empfindungen wachrufen, für welche die neu herangewachsene Generation kein Verständnis mehr hat.

Wie unpopulär war doch damals Preußen, in Hannover ganz ebenso wie in Bayern und Württemberg! Im Norden lehnte das eigene gesteigerte Selbstgefühl sich auf gegen die Machtgelüste des Nachbars; den Süden zogen historische Erinnerungen, konservative Traditionen, Stammessympathien zu Österreich hinüber. Für Großdeutschland begeisterten sich die kirchlich gesinnten Katholiken, in deren Kreisen das Scheinbild vom ‚katholischen Österreich' umging, und nicht minder die württembergischen Demokraten, die von den preußischen Junkern und dem preußischen Militarismus nichts wissen wollten. Aber das Flackern der großdeutschen Begeisterung entzündete kein wirkliches Feuer, und die staatsrechtlichen Deduktionen verhallten vor dem Kanonendonner von Königgrätz.

Die Verfassung des deutschen Bundes hatte den Königreichen und Großherzogtümern eine Stellung gegeben, welcher die eigenen Machtverhältnisse in keiner Weise entsprachen. Hilflos standen sie zwischen den rivalisierenden Großmächten, doppelt hilflos, als in der schleswig-holsteinschen Frage die beiden Gegner für einen kurzen Augenblick Verbündete geworden waren. Österreichs Verhängnis aber war die falsche Einschätzung der realen Potenzen. Vielleicht ist es eben dies, was die unsichere und schwankende Haltung des Grafen Rechberg entlastet, daß er sich keinen Illusionen hingab. Eine konsequente Durchführung der Politik, welche die identischen Noten vom Februar 1862 inspiriert hatte, war nur möglich und konnte nur erfolgreich sein, wenn man sich durch ein überlegenes Heer gedeckt wußte. Was in Österreich fehlte, darüber verfügten die leitenden Stellen in Preußen: einheitliches Wollen, straffe Organisation, entschlossenes Handeln, Vorbereitungen von

langer Hand. Man wußte, was man wollte und was man vermochte, und fragte nicht lange, ob man dürfe.

Als im Frühsommer 1866 die Spannung zwischen den beiden Großmächten einen bedrohlichen Charakter angenommen hatte und die Eventualität einer gewaltsamen Lösung deutliche Gestalt gewann, war Delbrück im Gegensatze zu vielen seiner Freunde für den Krieg. ‚Es wird nicht wundernehmen,‘ berichtet er mit einer selbst an ihm auffallenden Kühle, ‚daß ich, wo ich konnte, für den Krieg eintrat. Seit sechzehn Jahren hatte ich fast ohne Unterbrechung gegen Österreich gekämpft, und wenn ich in dieser langen Zeit etwas gelernt hatte, so war es die Überzeugung, daß für Preußen und Österreich neben einander in Deutschland kein Platz sei, und daß Österreich uns nicht gutwillig Platz machen werde.‘ (II, 370.) Als die Entscheidung durch die Waffen erfolgt und der norddeutsche Bund begründet war, nahm Delbrück an der Beratung der Bundesverfassung hervorragenden Anteil. Durch die Beschlüsse des Reichstags wurde die vorgesehene Stellung des Bundeskanzlers dahin verändert, daß füglich nur der leitende Minister des größten Bundesstaates damit bekleidet werden konnte. Die Leitung der seiner Verantwortung unterstellten Verwaltungsgeschäfte wurde dem Präsidenten des Bundeskanzleramts übertragen; und es war nur selbstverständlich, daß auf diese Stelle Delbrück berufen wurde.

An diesem Punkte schließen die Aufzeichnungen. Daß demselben noch ein weiterer Lebensabschnitt gefolgt ist, ‚voll von Taten, die in der politischen und wirtschaftlichen Gestaltung Deutschlands ihre Spuren zurückgelassen haben,‘ deutet das Schlußwort an. Delbrück war von Anfang an überzeugter Freihändler. In jeder Epoche und auf jeder Stufe seiner amtlichen Tätigkeit war er bemüht, dieser seiner Überzeugung zum Siege zu verhelfen. Nicht nur auf dem Gebiete des Zoll- und Abgabenwesens. Er trat ebenso erfolgreich für die Aufhebung der Zinsbeschränkungen ein und für möglichst vollständige Durchführung der Gewerbefreiheit. Die Gesetze aus der Zeit des norddeutschen Bundes und den ersten Jahren des deutschen Reichs, welche diese Materien regeln, tragen den Stempel seines Geistes. Darum war seine Zeit abgelaufen, als sich ein Wechsel der Anschauungen vollzog, und Fürst Bismarck mit mächtiger Hand der gesamten Wirtschaftspolitik einen neuen Kurs vorzeichnete. Nach seiner Verabschiedung trat er für kurze Zeit in den Reichstag ein. Dort sollte er die Führung der wirtschaftlichen Opposition übernehmen, aber diese Aufgabe ging völlig gegen seine Natur. Er war dazu gemacht, als Mitglied der Regierung den Einfluß zu üben, den ihm in seiner amtlichen Stellung sein staatsmännischer Blick und seine reichen Kenntnisse sicherten. Zum Parlamentarier fehlte ihm so gut wie alles. Als der neue Zolltarif vom Jahre 1879 zur ersten Lesung stand, hielt der Abgeordnete Freiherr von Varnbühler, der zu den Vorberatungen zugezogen war, eine Geist und Leben sprühende Rede, welche jedem, der sie angehört hat, in der Erinnerung geblieben sein wird. Man wußte, daß Delbrück ihm antworten

werde; die Spannung war groß, denn allgemein war man der Überzeugung, daß er auf diesem Gebiete dem Gegner überlegen sei. Ebenso allgemein war die Enttäuschung. Den großen Gesichtspunkten und packenden Ausführungen des Vorredners setzte er in ermüdender Gründlichkeit eine Unsumme von kleinen und kleinsten Details entgegen. Die Schlacht war entschieden, nachdem die ersten Kugeln gewechselt waren. Im Reichstag ist er dann kaum mehr hervorgetreten. Für die weitere Öffentlichkeit wurde er ein toter Mann. Viele Jahre später begrüßte ich ihn in Berlin in einer Gesellschaft, in der ich zufällig mit ihm zusammentraf. ‚Also Sie haben mich nicht vergessen,‘ sagte er in dem wohl bekannten trockenen Ton. Aber es flog doch wie ein wehmütiges Lächeln über das faltige Gesicht. Am 1. Februar 1903 ist er gestorben.

Dr. Georg v. Hertling.

Die Konsequenzen der Auflösung der nordischen Union für die Wehrkraft Skandinaviens.

Zum drittenmal im Laufe der Geschichte erfährt die staatliche Verbindung Norwegens und Schwedens eine Trennung. Der Erfolg der Bestrebungen namhafter Politiker der drei nordischen Reiche, eine Union derselben herbeizuführen, ist damit in unabsehbare Ferne gerückt, und die neu auftretende Nachricht aus Stockholm, daß nunmehr diese Union dort angestrebt werde, bedarf noch der Bestätigung. In einer Epoche, in der die Bildung großer Militär- und Flottenmächte sich im Osten, Süden und Westen der kleinen nordischen Reiche längst vollzog, würde ihr Zusammenschluß für die Wehr gegen außen nächst den bestehenden Schutzverträgen allerdings ein gewisses, wenn auch mäßiges Gegengewicht gegen jene Mächte bilden. Mit der Lostrennung Norwegens von Schweden aber, der kein Vertrag zwischen beiden Ländern zur Abwehr gegen äußere Aggressive folgen dürfte, wird die Wehrkraft der bedeutendsten Machtgruppe des Nordens empfindlich geschwächt.

Zwar ließ sich schon aus der im schwedischen Reichstag eingebrachten Regierungsvorlage, sowie aus den bisherigen Reichstagsverhandlungen und der Haltung König Oskars von Anfang an entnehmen, daß es nicht zu einem Kriege zwischen Schweden und Norwegen kommen werde. Allein beide Länder hatten für die Eventualität eines Krieges gewisse Vorbereitungen getroffen, und zwar hatte Norwegen eine Reihe militärischer Anordnungen veranlaßt, die Schweden mit wenn auch geringen Gegenmaßregeln beantwortete. Zwar fanden außerordentliche Einberufungen nur in Norwegen statt. Dieses behielt einen Teil der zu Übungen einberufenen Landwehrbataillone unter den Fahnen zurück, Schweden hingegen den zur Entlassung kommenden Jahrgang seiner Flottenmannschaft. Die bei Drontheim liegenden norwegischen Dampfer erhielten Befehl, für eventuelle Truppentransporte im Hafen zu bleiben; ferner wurden sechs kleine Kriegsschiffe in jenem Hafen versammelt und einige tausend Mann Truppen, angeblich vier Regimenter, von dort mit der Bahn an die schwedische

Grenze gesandt. Allerdings war es der Zeitpunkt der norwegischen Sommerübungen; allein die meisten Truppenteile erhielten Befehl, diese Übungen an der schwedischen Grenze abzuhalten. Dabei wurden alle von Schweden einführenden Wege und Brücken besetzt und zugleich die Sprengung der letzteren vorbereitet. Zahlreichen Militärpflichtigen wurde befohlen, sich bereit zu halten; die Auswanderungserlaubnis wurde nur schwer erteilt. Bedeutende Munitions- und Proviantvorräte wurden in die Depots gebracht, Bestellungen von Granaten und Stacheldraht im Auslande gemacht und die beschleunigte Lieferung von Gewehrpatronen veranlaßt. Schweden aber sandte ein Geschwader nach Göteborg und Truppen dorthin und an den Wenernsee.

Es kann heute kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß Norwegen seinen Gewaltschritt schon von langer Hand vorbereitete. Die schon vor einigen Jahren erfolgte Anlage der Befestigungen am Tiste-dal-Elf- und Glommenabschnitt bildete das erste deutliche Symptom. Dieselbe erfolgte angeblich gegen eine eventuelle russische Landung südlich Christianias. Da aber die Westmächte nach dem Vertrag von 1853 es übernahmen, die Union gegen Angriffe von außen zu schützen, so konnte Rußland, selbst wenn ihm das Ziel, sich in den Besitz eines der eisfreien Häfen des nördlichen Norwegens zu setzen, vorschwebte, kaum einen Angriff auf Norwegen planen.

Die militärischen Gegenmaßregeln Schwedens bestanden weiterhin nur in der Verlegung der alljährlichen Sommerübungsfahrt der Flotte nach den Westküsten und in der sorgfältigen Beobachtung der Einfallstraßen an der norwegischen Grenze. Die Mobilmachung des dritten Armeekorps wurde allerdings erwartet, und der Reichstag machte den Vorschlag, der Regierung hundert Millionen Kronen zur Verfügung zu stellen; allein beide Maßregeln wurden nicht ausgeführt.

Mochte es nun zum Kriege zwischen beiden Mächten kommen oder nicht, immerhin wird durch das Ausscheiden Norwegens aus der Union beider Reiche die beiderseitige Wehrkraft namentlich Rußland gegenüber umsomehr geschwächt, als für Schweden nicht nur die auf Kriegsstärke etwa 82000 Mann zählende norwegische Armee (Oberst Claes Bratt berechnet ihre mobile Stärke nur auf 70000 Mann, 174 Geschütze und 12 Mitrailleusen), sondern auch die zur Anlage von Kriegshäfen sehr geeigneten, eisfreien Häfen Tromsö und Viktoriahafen ꝛc., sowie die stark befestigten Häfen Drontheim und Christiania nebst der norwegischen Flotte fortan ausscheiden, für Norwegen aber die auf Kriegsstärke 340000 Mann zählende schwedische Armee und die der norwegischen um über das Doppelte überlegene schwedische Flotte.

Allerdings büßt Schweden mit der norwegischen Landarmee insofern nicht viel ein, als nach dem Abkommen von 1885 Norwegen nur mit 37 % seiner Armee Schweden im Kriegsfall zur Heeresfolge verpflichtet war, der größte Teil seines Heeres somit nur im Inlande verwandt werden durfte. Allein seine Schwächung zur See ist deshalb erheblich, als vielfach angenommen wird, daß Rußland mit Beendigung des ostasiatischen Krieges einen besseren,

eisfreien Hafen im nordatlantischen Ozean wie der Alexandrowsks an der Murmanküste des nördlichen Eismeeres, wie z. B. Viktoriahafen oder Tromsö, um so lebhafter erstreben werde, um im europäischen Westen einen gewissen Ausgleich für seine Einbußen zu gewinnen. Überdies nähert sich das russische Gebiet an der Köngämä Elf mit dem See von Kilpis-Järvi bereits auf vier deutsche Meilen dem Lingenfjord sieben deutsche Meilen südöstlich Tromsös, und die schwedisch-norwegische ‚Industriebahn' von Gellivara nach Viktoriahafen am Offoten Fjord mit den ihr anliegenden mächtigen Erzlagern vermöchte ein sehr erwünschtes Objekt für die Begehrlichkeit Rußlands zu werden.

Somit vermag die militärisch-politisch bedeutsame Lostrennung Norwegens von der Union zwar keinen Krieg hervorzurufen, aber sie wird doch gewichtige Erwägungen in den diplomatischen Kreisen nicht nur Schwedens, sondern auch der übrigen Mächte veranlassen, die an den Geschicken des Nordens und an der Aufrechterhaltung der Verträge von 1853 und 1814 beim Kieler Frieden ein Interesse haben, wie sie im englischen Parlament bereits stattfanden.

Da es sich aber um eine friedliche Umwälzung handelte, und geringere politische Interessen auf dem Spiele standen, erschien eine Intervention des Auslandes wie ein bewaffnetes Auftreten Schwedens von Anfang an ziemlich ausgeschlossen, somit auch der Krieg zwischen beiden skandinavischen Mächten. Denn ein Krieg würde beiden außerordentliche Opfer auferlegt, ihren unverkennbaren wirtschaftlichen Aufschwung auf Jahrzehnte gelähmt haben, und die vom Sieger errungenen Vorteile hätten nicht im Verhältnis zu den gebrachten Opfern gestanden. Er wäre in dem gewaltigen, rauhen Gebirgslande Norwegens bei dem nationalen Sinn seiner Bewohner zu einem Volks- und Gebirgskriege geworden, bei dem die für die Verteidigung sehr günstigen geographischen Verhältnisse Norwegens die bedeutende Minderzahl seiner Streiter auszugleichen vermochten.

Norwegen zählt nur $2^1/_4$ Millionen Bewohner, Schweden dagegen 5,2 Millionen, und Schweden verfügt dabei über ein stehendes Heer von 67000 Mann* und eine Kriegsstärke von 340000 Mann, die mit acht Landsturmjahresklassen etwa 519000 Mann erreicht, während Norwegen nur etwa 31000 Mann stehendes Heer hat, die im Kriegsfall durch Landwehr und Landsturm vermehrt eine Kriegsstärke von ungefähr 82000 Mann ergeben. Weniger groß, jedoch immerhin sehr bedeutend ist die Überlegenheit der schwedischen Flotte, die über 11 Panzerturmschiffe, 4 Panzermonitore, 7 Panzerkanonenboote, 5 Torpedokreuzer, 3 Korvetten, 10 Kanonenboote, 2 Torpedobootjäger und 30 Torpedoboote verschiedener Art, in Summa 72 Kriegsschiffe mit 63783 Tonnen Gehalt, etwa 400 Geschützen, sowie über die betreffende Anzahl Hilfsdienstschiffe, 4400 Mann Bemannung und eine Reserve von 32000 Mann der ‚Beväring' verfügt. Dagegen zählt die norwegische Flotte

* Oberst Claes Bratt berechnet dessen mobile Stärke auf 78550 Mann mit 240 Geschützen, jedoch ohne 273000 Reserven und etwa 179000 Mann Landsturm; von anderer, wie es scheint, besser informierter Seite wird dagegen die Stärke des mobilen schwedischen Feldheeres auf 100000 Mann berechnet.

nur 4 weit kleinere Panzerschiffe, 4 Panzermonitore, 11 Kanonenboote, 1 Torpedobootjäger und 13 Torpedofahrzeuge, in Summa 53 Kriegsschiffe mit 29128 Tonnen Gehalt und 230 Geschützen nebst einer Anzahl Hilfsdienstschiffen, 1300 Mann Bemannung und eine Reserve der dienstpflichtigen, schiffahrttreibenden Bevölkerung von 26000 Mann. Die Überlegenheit der schwedischen Landarmee über die norwegische besteht jedoch nicht nur in den Ziffern, sondern auch in der Qualität der Truppen; denn von 63 norwegischen Infanteriebataillons sind nur 21 Linienbataillone; die übrigen 42 aber gehören zu je 21 der Landwehr und dem Landsturm an. Von den 24 Schwadronen aber sind ebenfalls je ein Drittel Landwehr- und Landsturmkavallerie, und ähnlich verhält es sich mit den Feldbatterien. Auch ist die Ausbildungszeit der schwedischen Infanterie, also die der Hauptwaffe, eine erheblich längere als die der norwegischen, während allerdings die Ausbildungszeit der norwegischen Kavallerie und Feldartillerie eine etwas längere ist. Überdies verfügt die schwedische Armee über 21000 vollständig ausgebildete Unteroffiziere und Gemeine, denen nur 1650 im ständigen Dienst befindliche norwegische Korporale und Gemeine gegenüberstehen, sowie über 2000 aktive Offiziere und 700 Reserveoffiziere gegenüber 848 norwegischen aktiven und 168 Reserveoffizieren. Außerdem aber gelten die norwegischen Landwehr- und Landsturmtruppen als minderwertig und die schwedischen Spezialwaffen als besser ausgebildet.

Allein diese militärische und maritime Überlegenheit Schwedens über Norwegen konnte im Kriegsfall immerhin nicht als stark genug gelten, um Schweden den Sieg zu verbürgen. Denn auf seiner zugänglichsten, südöstlichen Landfront hat Norwegen vor der Landeshauptstadt Christiania in neuester Zeit, wie erwähnt, den starken Fluß- und Seeabschnitt der Tiste-dal-Elf bei Frederiksten, Orje und Uskog und weiterhin Kongsvinger stark befestigt und weniger stark den dahinter liegenden Glommenabschnitt. Die Küsten des rauhen Gebirgslandes sind zwar reich an Felsen und Klippen, jedoch in manchen Fjorden zugänglich, die man aber durch Minensperren, die Schärenflottille und Torpedoboote, sowie unter Benutzung der ihnen vorgelagerten Inseln verhältnismäßig leicht verteidigen kann. Hierzu erwartet man in den fachmännischen Kreisen Norwegens eine wirksame Verwendung der Unterseeboote, deren Beschaffung allerdings erst begonnen hat.

Das Innere des Landes ist bei einem Areal von über der Hälfte Deutschlands sehr dünn bevölkert, schwach angebaut und erschwert militärische Operationen ungemein. Eine einzige große zusammenhängende Bahnlinie durchschneidet das Land im Westen von Christiania nach Drontheim, die einen Zweig über Storien nach Schweden entsendet. Die Küsten sind für militärische, sich ins Innere erstreckende Operationen nur in den sicheren, nie zufrierenden Häfen zugänglich. Das Land bedarf daher nur an ihnen und an der wichtigen, der russischen Grenze nahen ‚Industriebahn' der Befestigungen. Seine befestigten Häfen sind vor allem die Landeshauptstadt Christiania mit den am Fjord vorgelagerten Befestigungen, ferner Bergen, Drontheim und Christianssand,

sowie Horten; das sind als Kriegshäfen und Flottenarsenale Norwegens mit den Werften von Carljohannsvoern und ihren sonstigen Hilfsquellen und Vorräten die wichtigsten Orte. Die Befestigungen Drontheims wurden neuerdings sehr bedeutend verstärkt und erweitert, und die Anlage der Christiania auch unmittelbar südlich vorzulagernden hat stattgefunden. Aber daneben gibt es eine Anzahl offener, unbefestigter und zum Teil guter Häfen, so daß es der Aufbietung bedeutender Kräfte bedürfte, sie sämtlich gegen feindlichen Angriff zu verteidigen.

Bei einem Kriege zwischen Schweden und Norwegen würde das letztere in Anbetracht seiner geringen Wehrkraft nicht zur Offensive schreiten können. Schweden aber würde die schwierige Aufgabe zufallen, die starken norwegischen Befestigungen am Tiste-dal-Elf und den Glommenabschnitt und diejenigen Christianias auf der Seeseite, sowie die erwähnten festen Küstenplätze zu überwältigen, um mit der Einnahme der Landeshauptstadt in Christiania den Frieden diktieren zu können. Allein Norwegen vermag den Kampf in seinem gebirgigen Landesinnern auf unabsehbare Zeit fortzusetzen und würde wahrscheinlich bis aufs äußerste für seine Freiheit kämpfen. Somit wären die Aussichten für Schweden, in diesem Kampfe obzusiegen, wenn Heer und Flotte auch manche bedeutende partielle Erfolge zu erringen vermöchten, äußerst geringe. Beide Länder dürften sich daher befriedigt mit der durch das Karlstadter Abkommen geschaffenen Neugestaltung der politischen Lage abfinden.

Wenn nun auch, wie die leitenden Persönlichkeiten Norwegens wollen, dieses fortan vollständige Neutralität bewahren, und sich von allen großpolitischen Kombinationen fernhalten will, und man dort hofft, unter Mitwirkung Schwedens und Dänemarks dem nordischen Reiche die Neutralität zu sichern, so dürfte dies Norwegen nach dem Beispiel der Schweiz und Belgiens doch nicht davon entbinden, für den Fall einer Bedrohung seiner Unabhängigkeit eine angemessene Wehrkraft zur Abwehr derselben zu halten, und zwar um so mehr, da ihm der Schutz der schwedischen Wehrmacht künftig entgeht. Offenbar erschiene Norwegen andernfalls, wenn Rußland nach dem Scheitern seiner ostasiatischen Pläne etwa eine Erweiterung seiner maritimen Stellung gegen den nordatlantischen Ozean hin durch Gewinnung eines eisfreien Hafens der Provinz Tromsö anstrebt, gegen eine derartige Komplikation nicht gesichert. Die Lostrennung dürfte daher Norwegen erheblich gesteigerte Opfer auferlegen. Schon bisher herrschte der Eindruck vor, als wenn seine Rüstungen und Befestigungen zur Verteidigung gegen den Angriff einer Militärmacht wie etwa diejenige Rußlands, ungeachtet seiner von der Natur sehr begünstigten Verteidigungsfähigkeit, unzulänglich und die Finanzen des trotz seines wirtschaftlichen Aufschwungs nicht reichen Landes unverhältnismäßig belastende seien. Dazu kommen noch die gesteigerten Kosten für seine diplomatische Vertretung im Auslande, die durch die bereits erfolgte Abschaffung der Hofämter und Hofchargen wohl kaum aufgewogen werden.

Man darf somit gespannt sein, wie sich die Situation Norwegens und die Beziehungen beider Mächte weiter entwickeln. Wenn man jedoch in

Norwegen glaubt, fortan in der Eifersucht der an der wichtigen maritimen Position Norwegens und seiner Unabhängigkeit interessierten Mächte genügend sicheren Schutz zu finden, so dürfte das Beispiel Belgiens, wo die Befestigungen des Zentralreduits der Landesverteidigung Antwerpens und voraussichtlich später auch das Heer einer völligen Neugestaltung und Verstärkung entgegengehen, beweisen, daß dieser Schutz selbst bei vorhandenen, die Neutralität garantierenden Verträgen als kein ausreichender zu betrachten ist.

Was Deutschland betrifft, so hat dasselbe offenbar Interesse an einem starken Skandinavien. Die Zeiten der Expansion der nordischen Mächte sind vorüber und abgeschlossen. Ein starkes Skandinavien aber vermöchte namentlich die in der wichtigen maritimen Lage der norwegischen Häfen am Golfstrom repräsentierte Position gegen die Begehrlichkeit östlicher oder westlicher weit überlegener Nachbarn besser zu schützen wie ein schwaches.

Rogalla von Bieberstein.

Vergessen lerne!

An M. S.

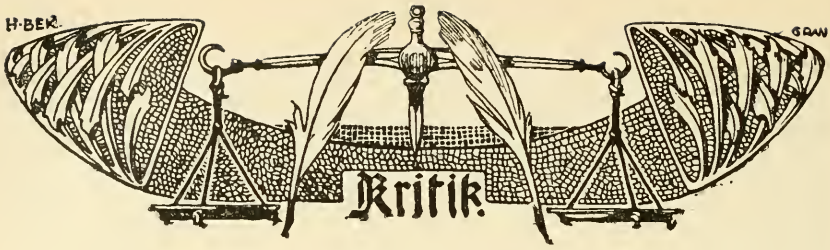
Laß ab vom Weinen denn, laß ab vom Zagen!
Es ruft ja doch kein Jammer heim die Toten;
Nicht lösen sollst du, nein, zerhau'n den Knoten,
Vergessen lerne und dem Schmerz entsagen!

Vergeblich suchst zum Drüben du den Boten,
Von deinem Wehe Meldung dort zu sagen;
Es trägt dahin nicht eine deiner Klagen
Der Quell, der aus dem Auge schießt, dem roten;

Denn ihn verschlingen Lethes mächt'ge Wogen
Und löschen aus sein Salz und seine Gluten.
Und selig sie, die von uns fortgezogen,

Daß sie nicht seh'n, wie unf're Herzen bluten,
Nicht, um des Grabes stille Ruh' betrogen,
Die Seele martern mit des Grames Ruten.

Guido Maria Dreves S. J.



Von der Erziehung zum Leben.

Es hat etwas Bedeutsames und Überraschendes, wenn gleichzeitig in mehreren literarischen Werken ein ausgeprägter Ideenkomplex auftaucht, innere Zusammenhänge sichtbar werden, die mehr auf eine gleichartige Zeitströmung als auf ein zufällig individuelles Nebeneinander zu deuten scheinen. Stünden wir nicht an einem Punkte, wo in vielen Stücken des Lebensbildes Wandlungen im Gange und Kommen sind, so wäre eine solche Erscheinung mit großem Mißtrauen aufzunehmen. Aber wir kommen aus einem homogen gekitteten Kreis, aus der schweren Massivität des Naturalismus, und da ist es fast eine natürliche Notwendigkeit, daß der Umschlag zunächst in den Grundlagen nicht minder energisch, nicht minder einheitlich und übereinstimmend sich gestaltet. Sich wieder über das Leben zu erheben, das ist die gleichzeitig erwachte Sehnsucht gar vieler Geister. Aber wie? Denn alle Wege da hinten sind nicht mehr; der Weg führt im Tal, und Kampf wird es kosten, auf die Höhe zu kommen, in frische, freie, atemwohle Luft, die nicht zehrt, sondern sorglich stärkt.

Ja, das Leben ist auch wieder schön, wenn wir wollen. Wenn wir wollen! Uns seiner Naturkraft mit Vertrauen überlassen und unsere Willenskraft wieder in die Front stellen! Erziehung zum Leben ist Weg und Ziel. Der Naturalismus ließ seine Menschen schwach sein und untergehen; gewaltige Zeiten kannten den Untergang aus Stärke. Wir experimentieren mit dem Leben, das uns indes noch gar sehr bedrückt. Doch es ist ersichtlich, wir wollen, wollen starke Ideale und fangen an, wieder an Erziehung zu glauben.

Das Blut, das in einer Zeit fließt, läuft auch in ihrer Literatur. Nicht unzuverlässig ist hier ihr Puls zu fühlen, zumal wenn wir nicht gleich an die schlechthin großen Dichter herangehen. Aber es gibt einen Grad künstlerischen Talents, der gar nicht rein-ästhetisch ist und darum gerade als Sprachrohr dessen gelten darf, was in Tausenden unausgesprochen drängt. Es darf auch nicht wundernehmen, wenn diesen Künstlern bei guter Gelegenheit der Stoff übermächtig wird und ob seiner Trieb- und Keimgewalt ihrer Formkraft spottet. Zeitwerte an sich künstlerisch zu gestalten ist dem Genie vorbehalten. Von Genies wird heute noch nicht zu reden nötig sein.

Wohl aber von trefflichen Büchern insgesamt, noch unbeschwert von literarischer Vergangenheit, wenigstens was die Romanform angeht. Und daß aktuelle Literatur nur ein Roman sein kann, das braucht, wie die Dinge sind, kaum mehr gesagt zu werden.

Otto Ernst* nimmt mit seinem ‚Asmus Semper' den Erziehungsgedanken ausgesprochen vornweg. Zwischen den ersten, in einem Barbierteller im

* Verlag von L. Staackmann, Leipzig 1905.

Gedächtnis des kleinen Hamburger Zigarrenmachersohnes gebliebenen Vorstellungen und dem Eintritt ins Lehrerseminar liegt die arme, traumfrohe Jugendzeit eines Kindes. Von Handlung ist natürlich keine Rede. Aber man wird sie kaum vermissen, weil Otto Ernst besser Eigenes zu erzählen weiß; weil er ganz schlicht und herzlich, liebevoll die Seele eines Kindes aufschließt, außer der nichts ist als ein Arbeiterquartier, eine altmodige Schule und die Zigarrenmacherstube zu Hause. Und das ist, wird man zugeben, zur Erziehung bitter wenig. Denn der Vater Asmusens lebt zumeist in träumerischen Gedanken, oder er verzieht sein Lieblingskind, und die Mutter erzieht nur im Interesse des Hausregiments. Die Brüder und Freunde bringen manches Stück Welt von draußen ein, Theater und Sozialdemokratie, auch Sorge und Kummer. Nur vergißt du, sagt da Otto Ernst, daß die Seele inneren Reichtum hat, Freude von Natur an der Welt im großen und besonders im kleinen. Und weil das Kleine sich mit dem Großen, das da doch im Hintergrund steht und geht, so kühn mißt und verträgt, und weil Otto Ernst das alles mit gewinnend gemütlicher Ruhe erzählt, liegt über allem ein zarter Humor und darüber eine große, aber fest zusehende Mildigkeit, die das Buch des früheren Lehrers Otto Ernst köstlich macht und mit Recht viele Leser in den Bann seines Stils und seiner Stimmung zieht.

Wenn Asmus Semper auf seine Jugend zurücksieht, muß er Gott danken, daß sie so wohl verlaufen ist. Denn die Fügung hat mehr dazu getan als sein und seiner Leute Wille; sein älterer Bruder ist daran zugrunde gegangen; die Geschichte vom verlorenen Sohn. Etwas Milieu schimmert da durch, gewiß, warum auch nicht? Macht es ja doch das träumerisch tiefe Allvertrauen auf das Leben nicht zuschanden, das dem stillen, versonnenen Asmus noch über den Geist seines Vaters hinaus zu bewußtem Gottvertrauen wird. Es liegt viel Erziehung auch darin, gefährlicherer und doch höherer Art, innerliche Selbstführung.

Härter und systematischer sind die Erziehungsromane, mit denen wir in den Kern unserer These kommen. Sie haben allbereits symbolische Titel und sehr viel geringere poetische Feinheiten, aber einen bedeutenderen charakteristischen Reichtum. Nicht eigentliche Erziehung in dem sozialen Allgemeinsinn des Wortes führen sie mit sich, sondern in deutlicher Note Erziehung zum Leben. Es leuchtet ein, daß wir damit in Kreise der Bildung kommen werden, unter junge Leute, die sich bilden wollen; den Jungen, nicht der Jugend, diese Bücher. Indes künstlerisch ist auch neues gewonnen: neue Schauplätze und Lebenskreise: die eigentlichen Stätten der Bildung, Pädagogium, Universität und die Palästren der kleineren Öffentlichkeit. Eine mäßig enggeschlossene Welt und die Welt des Geistigen mit den Augen des sich ernstlich bildenden, jungen Menschen gesehen, worin Kunst und Wissenschaft noch unabgegrenzte Höhen des Strebens sind und zumeist die Kunst mit feinfühligem Instinkt als das letzte aller Sehnsucht, als die ganze Erfüllung der Existenz gewertet wird. Aber trotzdem kein fester innerer Standpunkt; die Menschen suchen noch, suchen ernstlich und schmerzlich, und ob sie finden die Höhe, die Lebensstärke, ist aus dem Anfang nicht zu ersehen; krank und entmutigt, nur schwach hoffend treffen sie mit uns zusammen. Und sie machen eine erfahrungsmäßige und wohl durchdachte Schule der Erziehung durch.

Das sind zunächst die Romane von Hermann Anders Krüger:* ‚Der Weg im Tal' (1903) und ‚Gottfried Kämpfer, ein herrnhutischer Buben-

* Verlag von Alfred Janssen, Hamburg.

roman, den deutschen Jungen und ihren Schulmeistern gewidmet von einem, der beides war' (1904). Ganz klar ist bei diesen beiden Büchern das innere Verhältnis. Der Roman des Jungen ist später geschrieben als der des jungen Mannes; aber zugleich ist die geistige Linie Krügers aufwärts gegangen; der Bubenroman zeigt bereits in charakteristischer Weise die Verjüngung des Lebensglaubens, um die im ‚Weg im Tal' noch hauptsächlich der Kampf ging, im Kampf mit dem Leben wirksam. Was den bloßen Umriß des Inhalts angeht, so gibt Krüger zugleich eine Darstellung von Lebenskreisen, die rein stofflich neu ist und das Zeichen des Erlebnisses sichtbar führt. Besonders bemerkenswert ist die Behandlung des religiösen Problems, das im ‚Weg im Tal' kaum vorhanden, in ‚Gottfried Kämpfer' zu einer der größeren Linien ausgewachsen ist.

Müde am Geist, enttäuscht im Herzen tritt uns im ‚Weg im Tal' der Doktor Tetzner in der etwas trockenen, stillen Stimmung des ospedale protestante zu Genua gegenüber, menschen- und lebenabgewandt, an der Zukunft verzweifelnd, weil er, ethisch gefestigt, seiner geistigen Vergangenheit keine feste Gestalt zu geben vermocht hatte; in Geschichte, Literatur und Nationalökonomie hat er unter Anerkennung gearbeitet, aber er hat ‚den unseligen Hang so vieler geistig geweckter junger Leute, den Hang zur Zersplitterung', der nicht zu einheitlicher Konzentration und ruhigem Aushalten kommen läßt vor der Fülle des Wollens und Strebens. Krüger kennt diese Psychologie, das Fluten und Ebben der Seele, ihre Verzweiflung und ihre Ekstase. Er kennt auch ihre Arznei, die heilkräftige Macht einer teilnehmenden Seele, die Natur und Erfahrung um sich verbreitet und befruchtend hervorlockt. Es ist eine ältere, feine, herbe und gute Frau, deren Darstellung Krüger recht geglückt ist, diese Frau Strong. ‚Sie hatte den Doktor dazu gebracht, das Visier zu lüften; sie hatte ihm alles das, was sie ihm zu sagen hatte, sagen können, und — das war von höchster Bedeutung — sie hatte den Widerspruchsgeist, als ersten Vorboten neuen Lebensmutes, in ihm wachgerufen.' Und der lebt vom hoffenden Vertrauen, und neugewonnen hat er eine besondere Stärke und Dauer. Tetzner wendet sich also zur Dichtung, zur künstlerischen Gestaltung seiner Erlebnisse in einem Drama und weiterhin einem Roman. Er hat mit ihnen alle Widerwärtigkeiten und doch ein Stück ernsten Erfolg. Nur ihm selber genügt auch diese Leistung nicht. ‚Allüberall Leben genug, um immerhin mittun zu können. Doch nirgends die Gewähr, etwas Bedeutendes zu leisten. Die anscheinend so freigebige Natur war grausam, abgefeimt grausam gegen ihn gewesen, als sie ihn so ausstattete. Scheidemünze war seine Begabung, Nickel und Kleinsilbergeld, — zu einem wirklichen Goldstück reichte sie niemals aus. Es war zum Rasendwerden!' Und doch ist er kein Schwachkopf; er redet über alle seine Arbeitsgebiete mit der vollen Klarheit der Methode und der Aufgabe und mit originellem Urteil und verkörpert durchaus den jungen Mann, auf den man Hoffnungen baut. Er kann dabei nicht stehen bleiben; die Erziehungsarbeit seiner Freundin, das Vorbild ihrer Tochter, seiner Angebeteten, konnten nicht vergeblich bleiben. Wie? ‚Sollte der Hauptfehler nicht überhaupt in seinem Charakter und nicht in seiner Begabung liegen? Tetzner schämte sich selbst, wurde jedoch jetzt nicht melancholisch darüber wie einst im Lande der Zitronen, sondern sah endlich den Tatsachen fest ins Auge, vor allem der Hauptsache, daß es ihm bisher an Ausdauer und Selbstvertrauen gefehlt hatte.' Das ist ein Weg aus dem Tal, statt des stürmischen Fliegeverlangens ein ernster, wirklicher, freilich resigniert schmerzlicher Weg: ‚Was bleibt uns armseligen Menschen als letzter Trost, wenn die Liebe uns verraten,

die Leidenschaft in uns ausgebrannt, wenn jede Hoffnung in uns verloschen ist, wenn auch die süßen Täuschungen der Religion das verwundete, in bitterster Verzweiflung übersketisch gewordene Gemüt nicht mehr zum Frieden bringen können? Nichts als die stumme Größe der uns umgebenden Natur, in der wir uns selber immer wieder bis zur Nichtigkeit klein werden müssen, und die rastlose Arbeit, die alle Gedanken und Zweifel des Tages unerbittlich niederzwingt, die endlich auch der Nächte drohende Schreckgespenster in traumlosem Schlafe verhüllt, die schließlich allein imstande ist, uns wiederum den Zweck und den Wert unserer Existenz zu zeigen?'

Den Klärungsprozeß im einzelnen zu gestalten wäre eine Aufgabe, die leicht die Grenzen der Kunst übersteigt; der Leser muß sich über solche Stellen von jenen Wogen der eigenen Seele hinübertragen lassen, die das Kunstwerk sich zu Hilfe zu rufen Pflicht und allerdings auch Macht hat. Sie ist bei Krüger nie so recht unmittelbar, kurz: Tetzner kommt zum Verzicht auf den Dichter in sich, er beginnt eine neue geschichtswissenschaftliche Karrière in Zielbeschränkung und Ausdauer; als ‚Königsnatur' der Geisteswelt stellt ihn Krüger in die letzte Perspektive.

Ein Vorstoß gegen das Literatengenietum und die Omnipotenz des Intellekts zugunsten der voluntaristischen Grundkräfte ist gerade heute ganz am Platz; denn unzählig sind die Tetzners erster Phase. Es will mehr und mehr scheinen, als ob sich die Einsicht in die Bedeutung der Charakterbildung für die Leistung der Geistesmächtigen durchsetzt. Auch die Pädagogik, die große und die kleine, rührt daran. Es ist ein recht psychologischer Beitrag zum Organismus positiver Geistesentwicklung, wenn diese Lebensweisheit Erlebnis wird; denn sie ist nur die Manifestation der Harmonie unserer Natur. Allen Erziehern müßte sie aufgehen. Sie bedeutet zweifellos heute geradezu Verjüngung. Krüger liefert den Beweis im ‚Gottfried Kämpfer'. Eine Geschichte natürlich, deren literargenetische Zusammenhänge für uns keine Rolle spielen, aber doch erfüllt von der Höhenluft, in die der Weg im Tal am Ende eingelaufen war. Gottfried Kämpfer heißt für den Pädagogen Vertrauen und Mut, Natur und Arbeit.

An Stelle undefinierbaren Buchschmucks wie im ersten Roman hat hier der gemütstiefe Ernst Liebermann sein Feld gefunden. Es ist, als sei Krüger selber jung geworden nach der krausen Trockenheit der Talwanderung. Zur Echtheit des Erlebnisses tritt eine erquickende, schmiegsame Frische hinzu, und wenn er seine Inspiration auch oft nur aus einer Begeisterung der Erinnerung zieht, so folgen wir gern seinem kecken Buben durch die Zeit der charaktervollen Bubenstreiche, der Räuber und Gendarmen, des Markentauschens, des Schulhofes, der Spitznamen und des Pennälerjargons, des Ausreißens und des selbstmörderischen Trotzes, der Schule im heimatlichen Herrenfeld, der ‚Anstalt' und des ‚Pädagogiums' in Girdein bis zum ernsten Primanervalet und dem Entschluß, in Gotteshaag Theologie zu studieren; und auf der komplizierten seelischen Entwicklungslinie durch die Kinderkrankheiten der Seele in die Zustände des Bewußtwerdens, der moralischen Selbständigkeit, des Wetterleuchtens intellektueller Probleme, der ganz persönlichen Erlebnisse in Haß und Liebe. Aber diesmal steht das werdende Wesen nicht auf sich allein; als Glied einer enggeschlossenen, brüdereinigen Gesellschaft, der Herrnhutergemeine, genießt er von einer durch das Alter nur bereicherten Erfahrung. Er lebt unter einer Führung, die ihre höchste Aufgabe darin sieht, sich ihm möglichst bald entziehen zu können, wobei der Erzieher zurücktritt hinter einer wohlberechneten pädagogischen Autonomie der ‚Stuben' und der ‚Kolonnen'.

über Einflüsse falscher Erziehungsgrundsätze behauptet sich im schlesischen Girdein der Glaube, daß ‚Erziehen mehr eine Kunst als eine Wissenschaft ist. Zum Erzieher wird man geboren, nicht erzogen; dennoch gilt es studieren'. Und die Jungen, ‚sie müssen lernen, sich selbst zu bändigen, dazu haben sie ihre eigene charakterliche Kraft und ihr angeborenes Willensvermögen. Da kann man nur anregen, ergänzen, aber man darf nicht schlechthin bilden oder gar umformen wollen. Ein kluger Erzieher wird gerade aus Fehlern langsam Tugenden entwickeln können, indem er das Ehrgefühl weckt, das Gewissen schärft; viel mehr braucht's nicht, aber das braucht's wiederum unermüdlich! Und dann noch eins: nicht nur das Gerechtigkeitsgefühl, sondern auch das Wahrheitsbewußtsein unserer Knaben ist heilig zu halten; es ist ja unser bester Bundesgenosse bei ihrer Erziehung,' so daß die Quintessenz der Pädagogik z. B. des Anstaltsdirektors Bruders Loskiel die Herzensbildung ist. Im näheren lernt Gottfried von seinem Vater: ‚Bist du jetzt nicht dazu da, um dich im allgemeinen zu bilden; das kommt später noch zurecht, und das Leben ist lange. Jetzt ist die Hauptsache, daß du neben der wichtigen Charakter- und Herzensbildung auch eine Schulbildung erhältst, die dir in einer gewissen Summe von positiven Kenntnissen die notwendigen Grundlagen zu einer späteren wissenschaftlichen Bildung gibt. Es kommt im Leben nicht darauf an, von vielem etwas, sondern vielmehr von etwas ein wirklich ganzes Wissen sich anzueignen.'

Gottfrieds Charakter ist fester gezeichnet als Tetzners. Darum und dank der erzieherischen Leitung erkennt er seine Begrenzung und sein Feld. Er steht nicht am Scheidewege Tetzners. Er hat vielmehr einen Freund zur Seite, einen Schwarzwaldsohn, dessen Seele in Träumen und Dichten und einer feierlichen Weltfreude zu Hause ist. Aber er stirbt jung und unberührt von der Wirklichkeitsnot. Krüger grenzt zwei geistige Typen ab und gibt den schöneren preis; Kämpfer fordert das Leben; das ist ganz seine Individualität auch im Künstlerischen. Er kann immerhin charakterisieren, auch wo es ihm um Prinzipien zu tun ist. In dem ausgesprochen norddeutschen und protestantischen Lebenskreise hat er eine starke, herbe, gedämpfte Stimmung betont; leuchtende Farben, voll und ungebunden hinschießendes Gefühl gibt er nicht, aber alles hat tieferen Gehalt. Das Naturleben ist warm empfunden und findet sich zum Leser. Beobachtung und psychologische Schärfe vervollständigen das Bild. Freilich mehr Leben und unmittelbarere Kunstform! Und doch: eine Persönlichkeit, der man die prächtigen Bücher mit dem Herzen dankt, nicht zum wenigsten den ‚Gottfried Kämpfer'.

Wie mächtig für Gottfried die religiöse Frage aus kümmerlichen Anfängen geworden ist, bekundet er in der theologischen Berufswahl. Ernster konnte Krüger die religiöse Frage als Teil der Lebensfrage gerade bei Gottfrieds schwerem und massivem Charakter nicht charakterisieren; wie er sie im einzelnen fein und offen und innerlich angefaßt hat, spricht von tiefer psychologischer und pädagogischer Besonnenheit; auch hier Wachstum und Kampf. Ringsum aber, unaufdringlich wie die Luft, die Glaubens- und Gefühlswelt der herrnhutischen Brüdergemeinde mit ihrem inbrünstigen Allvertrauen auf das Überirdische, mit dem Stimmungsgehalt des Gemeinlebens: das ist ein Roman seltener und schöner Art.

Weiter in die religiöse Frage führt äußerlich der Roman Albrecht Eggebrechts, der noch jüngeren Datums ist und viele Berührungspunkte mit den besprochenen hat. Er heißt: ‚Die Pipelhühner'* und gibt, wiederum ohne

* Verlag von Th. G. Fischer und Co., Berlin.

eigentliche Komposition, die Lebenserziehung eines Studenten, eines protestantischen Theologen, der zum Beginn seines fünften Semesters aus dem nordischen Leipzig in ein süddeutsches Universitätsstädtchen kommt. ‚Würde er hier in dem friedlichen Städtchen und seiner waldreichen Umgebung sich selbst, seine seelische Gesundheit und neue Lebenszuversicht finden? Würde er seine Zweifel innerlich überwinden und zu der ersehnten Klarheit über seinen eigentlichen Lebenslauf, zu der persönlichen Freiheit und Fertigkeit sich hindurchringen, die ihm jene vier in der Großstadt verlebten Semester eher geschwächt als gesichert hatten? Würde hier — er stand jetzt auf der alten steinernen Flußbrücke und sah zu den köstlichen Bogenfenstern, Giebeln und Türmchen der schmucken, im Abendpurpur leuchtenden Universität und ihrer Kirche empor — würde er hier wenigstens eine einzige, zugleich überlegene und wohlwollende Führerpersönlichkeit kennen lernen, die ihm nicht bloß Wissensstoff, Aufklärung und Spezialitätenkram vermittelte, sondern ihm selbst, dem Problem seines eigenartigen Werdens, dem Kampf der aus seiner Natur unaufhaltsam emporsteigenden Gegensätze mit gerechtem, verständnisvollem und womöglich zurechthelfendem Interesse gegenüberstände? Ach, er stand an den Quellen der Weisheit, er trank an den Brüsten der Kultur; man hatte ihm und andern diesen Vorzug oftmals vorgehalten und dagegen das Los der armen, „bildungshungrigen“, vergebens nach Belehrung schmachtenden Arbeiter zu bedenken gegeben! Aber in Wirklichkeit fühlte er sich mitten in diesem Bildungsreichtum unsäglich verlassen, ja zeitweilig so zwiespältig, so innerlich unkultiviert, — weil zwischen phantastischem Idealismus und brutalem Sinnentrieb hin- und hergeworfen, — daß er sich geschämt hätte, es zu bekennen. Nur einem wahrhaft freigesinnten, mit großem, ehrlichem Blick in die Tiefen seines Lebens schauenden Menschen hätte er vielleicht dies Bekenntnis abzulegen gewagt und darin Befreiung gefunden.‘ ‚Mensch, du sollst ein Aufschauender sein!‘ mahnt ihn der gotische Dom. Und in ernstem Vernunftbezwingen will er fortab ‚über den Büchern sitzen, seine Weltanschauung klären und vertiefen, sein Lebensprogramm entwerfen‘; ‚und er ahnte gar nicht, wie oft sein jetziger schwerer Ernst durch eine gar nicht pathetische, vielmehr triviale und doch erheiternde Ironie der Umstände ins Wanken gebracht werden sollte. ... Droben, im Dachstübchen der „Pipelhühner“‘. ... Das sind die beiden alten Jungfern, bei denen er sorglich liebe Wohnung gefunden hat. ‚Viel zu wenig war er ja noch Herr seiner Stimmungen, um in der Richtung so gewichtiger Entschlüsse, wie er sie eben gefaßt hatte, ruhig fortzusteuern. Viel zuviel Unreifes, Steifes und heimlich Verlegenes war noch in den Bemühungen seiner Jugend, Menschen und Dingen gegenüber einen geistigen Stolz zu bewahren, als daß nicht eine unmittelbar sich gebende Natürlichkeit von anderer Seite, selbst wenn sie mit seltsamen Fehlern reichlich vermischt war, heilsam hätte wirken und schließlich zu einer humorvollen Selbstkritik hätte führen sollen.‘ Noch ist er unschuldiger Idealist, aber an dem Punkte, wo die ideale Krisis überwunden werden muß, wenn das erstrebte Lebensideal erreicht, sein Name Georg zum Ideal des Drachentöters werden soll, ‚ein schaffender Mann zu sein und ein Kämpfer‘. Dazu findet er die Ermutiger in lieben, natürlichen und tapferen Menschen und fast mehr in ihren Sonderbarkeiten, — wofür Eggebrecht stets einen sprungbereiten Blick und ein halb sinniges, halb lustiges Kichern bereit hat, — vor denen sich die Selbstkritik in befreienden Humor auflöst. ‚In seinem eigenen Werdegange wird er dann die Lösung seines, gerade *seines* Lebensproblems finden, ganz gewiß aber nicht in Vorträgen und Büchern.‘ Denn ‚wenn Sie sich heutzutage jedem, der im Tone der Männlichkeit und der

pathetischen Überzeugung oder Entrüstung zu reden weiß, anschließen wollten, — wie sollten Sie schließlich die zerstückelten Teilchen Ihres Wesens wieder zu einem Ganzen zusammensetzen können?' Die ganze innere Not des protestantischen Theologen ‚unter der Unwahrheit seiner Stellung' spricht daraus; die positive Religionsübung ist überwunden, und es ist ihre Art, dann nicht unmittelbar ersetzt werden zu können, sondern erst auf dem allgemeinsten und weitesten Umweg durch alle Höhen und Tiefen der Seele. ‚Aber die köstlichen Lebensgüter werden alle nur in der Gefahr errungen,' und das ist auch in diesem Falle das große, allgemein menschliche Lebenserziehungsmoment, dessen auch der Dogmenglaube vernünftigerweise nicht entraten kann. Und daß eigenes Empfinden und Erkennen nicht vom bösen Geiste sei, daß selbst Irrtum nicht den Menschen schände, ist das wahrhaft geistige Gottvertrauen, von dem unser Hirn und Herz weiß. ‚Ein wahres Leben vom eigenen Irrtum her wird den Irrtum schon berichtigen.'

Es gibt Erkenntnisse, die moralische Kraft in sich haben, Erlebnisse, die durch die Gefährlichkeit mutig machen. Georg findet im Vertrauen auf sich und den Geist der Wahrheit in ihm und im Anschluß an gesunde und dabei doch sinnige Naturmenschen den Mut, die seiner Natur entsprechende Berufsänderung zu vollziehen und dem mächtigsten Berufstrieb als dem gottgewollten folgend sich als Dramaturg und Regisseur dem Theater zu widmen. Ein stählend Militärjahr, — auch im ‚Gottfried Kämpfer' spielt die Leibeszucht eine bedeutsame Rolle im Erziehungsplan, — eine junge Liebe tun das ihre; ‚auf jedem Kampfplan, akademischen und militärischen, sind die drolligen Schwestern als rettende Hennen herbeigeeilt, das Küken zu schützen.' Beide Kampfpläne hat Eggebrecht mit einer beachtenswerten Kunst der Beobachtung und Individualisierung, sinniger Liebe für das Kleine ohne Aufgabe der großen Beziehungen, mit Liebe zur Natur und zum Volke, mit religiös gefärbtem Idealismus auf stark protestantischer, doch nicht enger Grundlage, mit aktuellen nationalen Interessen, lustig studentischer Ungeniertheit und sittlich gesundem Ernst in mancherlei Figuren belebt, daß ihnen zuweilen nichts zur Körperlichkeit fehlt; andererseits nimmt gerade in diesem Buche die Theorie und Reflexion breiten Raum ein. Soviel Gemeinsames Eggebrecht und Krüger im Ideellen und Problematischen aus ihrer Zeit und Welt geschöpft haben, so stark scheiden sie sich unter dem Einfluß der deutschen Landschaftseele. Auch unter der Sonne Italiens bleibt Krüger der schwerblütige, in gewissem Sinn humorlose Norddeutsche; Eggebrecht hält nicht weniger von zielbefangener Tätigkeit, aber nach seiner ganzen wärmeren Art hilft er sich mehr noch durch glückliche Natürlichkeiten und milden Humor.

Als einem Bekenntnisbuch darf schließlich hier auch von Otto von der Pfordtens Roman: ‚Das offene Fenster'* die Rede sein. Zugleich kommen wir damit auf den Versuch, die von jedem Kunstwerk geforderte Geschlossenheit mit der besonderen ideellen Absicht zu versöhnen. Von einer Lösung, also von einem künstlerischen Organismus, darf auch hier nicht gesprochen werden; eher hebt das schärfere formale Gefühl, das sich aus dem Ganzen offenbart, alles ihm Unverwachsene gröber hervor. Hier haben wir eine Handlung, sehen die Reihe der Entwicklung zentripetal bewegt, nicht nur die Elemente, sondern auch ihr Gefüge konkret geformt; und all das mit großem Kunstverstand und der Erfahrung des bewährten Dramatikers. Der Ideenkreis strebt nicht nach Ausfüllung der Zeit; so liegt die religiöse Frage außer dem Gesichtsfeld dieser Menschen. Aber auch

* Verlag von Winter, Heidelberg.

von der Pfordten ist in hohem Sinne Idealist, Willens- und Naturgläubiger und das in einer Einheit. Diese Einheit soll die Einseitigkeit überwinden: die Einseitigkeit nämlich, mit der das Buch naturgemäße Lebens- und Heilweise predigt. Denn es ergibt sich, daß Abkehr von der Natur *seelischer* Schaden ist, und daß wahr bleibt: Mens sana in corpore sano, und daß sowohl Individuum wie soziale Gemeinschaft, Ehe, Familie dieser Wahrheit unterstehen. Betrachtet man diese Komposition der Idee, man wird ebenso viel Freude wie Bewunderung dabei haben und eine Summe von Lebenserfahrung finden, die ungewöhnlich reich und geordnet ist und sich ausspricht. Aber im einzelnen bleibt vieles ungeformt und stofflich spröde. Von der Pfordten ist mehr Architektoniker als Plastiker; er ist mehr großzügig als anziehend, wohl aber durchaus fesselnd.

Stephan Winkler ist ein junger Mediziner aus der Münchener Gesellschaft, zwei fertige Voraussetzungen, wie sie eine *Handlung* braucht, eine Entwicklungschronik verschmäht. Er bringt mit aller Trockenheit seines Naturells ein Landmädchen als Schwiegertochter ins Haus der Familie Oberregierungsrat Winkler, das als Krankenpflegerin durch seine herbe Naturfrische sein schwerschlagendes, etwas nüchternes Herz erobert hatte. Alsdann beginnt er — unerhört! — seine Praxis auf dem Land, in einer derben Bergsnatur. Das junge Paar fühlt sich glücklich, Kreszenz in ihrer starken Natur genährt, Stephan dumpf unerfahren. Mählich macht er die kritischen Erfahrungen des Arztes, erlebt er den Zwiespalt zwischen seiner Aufgabe und ihrer Begrenzung, zwischen Medizin und Natur. In dem gleichen Maße verliert die Natürlichkeit seiner Frau für ihn Reiz und Anziehungskraft, als er im Trotz des wenig denkenden Instinktmenschen den Konflikt durch Parteilichkeit zur gefährdeten Seite hin zu bannen glaubt. Familienintrigue findet Angriffsfläche in den Rissen des gelockerten Baues, mit der Übersiedelung in die Stadt hat sich der medizinische Konflikt in soziale Gestalt geworfen; der Gegensatz ist ja ein ideeller. Die Eheleute kommen auseinander. Aber an diesem Punkt, wo praktisch und theoretisch so viele den Punkt oder das Fragezeichen setzen, glaubt auch v. d. Pfordten an die Barmherzigkeit und Unzerstörbarkeit der Natur, an natürliche Heilkräfte, an gegebene Mächte, aber an Mächte, die jeder im Erleben erproben kann. ‚Ich vertrau halt auf die Kraft der Natur, wenn man sie nicht stört und nur ein wenig nachhilft.‘ Der Schluß des Romans ist recht seelenvoll, wie manche Teile der Mitte gewaltig. Offen bleiben die Fenster der Seele und Stube; das Lebensideal erfährt seine Einschätzung vom Charakter aus, der im Kampfe die Begrenzung allen Lebens nicht bloß erkannt, nein, erlebt hat. Über aller Zeit Not und Hoffnung siegt die Erfahrung.

Joseph Muth.

Die religiöse Bewegung in Frankreich.

Bereits das erfreuliche Bild von der jugendkräftigen ‚Sillonbewegung', welches im vorigen Hochlandheft (S. 86 ff.) entrollt wurde, konnte dartun, daß es um den katholischen Glauben in Frankreich nicht ganz so hoffnungslos bestellt ist, als man nach vielen Berichten der Tagespresse wohl fürchten könnte. Nun erhebt auch der bekannte protestantische Franziskusbiograph Sabatier in einem Artikel der ‚Contemporary Review' (Augustheft 1905) über ‚The Evolution of Religion in France' gegen die Zeitungsblätter den Vorwurf, daß sie vielfach eine falsche Vorstellung von der religiösen Entwickelung in Frankreich geben, weil sie ihr Augenmerk allzu einseitig auf die praktischen, politischen, wirtschaftlichen Faktoren richten.

‚Aber es gibt noch andere Dinge im Leben der Völker, nur ist von ihnen außerordentlich schwierig zu berichten.'

Allerdings ist das Bild, welches Sabatier selbst entrollt, eher in seinem protestantischen als in unserem katholischen Sinne uneingeschränkt erfreulich; denn er glaubt, kurz gesagt, dartun zu können, daß zwar die kirchliche Ordnung und Autorität zugrunde gehen muß, daß aber religiöses Innenleben und religiöse Sehnsucht trotzdem im Steigen seien, ja daß vielfach gerade die Bekämpfung der Kirche aus religiösen Motiven entspringe. Wir aber schöpfen aus seiner schwerlich ganz tendenzfreien Darstellung trotzdem bessere Hoffnungen für die Kirche; insbesondere weil unter den vornehmsten Repräsentanten der religiösen Neubelebung eine ganze Reihe von katholischen Geistlichen namhaft gemacht werden. Nach rühmender Würdigung der wissenschaftlichen Bestrebungen von Loisy, Houtin, Vacandard, Laberthonnière, Blondel hebt Sabatier besonders auch das Buch von Abbé Klein über Nordamerika ‚Au Pays de la Vie Intense' (Paris 1905) und das darin entworfene Bild von Bischof Spalding hervor.*

‚Dieses (Spaldings Bild) gleicht wunderbar einer Anzahl von französischen Priestern.'

Die Ideen, welche Kardinal Newman vor vierzig Jahren ausgesät hat, seien überall aufgegangen. Wenn dieses beides zutrifft, wenn die französischen Katholiken geistige Führer vom Charakter Spaldings finden, und wenn sie von Ideen im Sinne Newmans neubelebt sind, dann ist uns um eine

* Vgl. Dr. H. Merkers Skizze über Bischof Spalding in unserem Oktoberheft 1904.

fernere Zukunft nicht bange. Denn noch stets sind die herrschenden Anschauungen in den Völkern von den oberen Geistesschichten in die unteren gedrungen und nicht umgekehrt. Für die nächste Gestaltung der staats- und kirchenpolitischen Verhältnisse mag freilich in unseren Tagen die brutale Mehrheit ausschlaggebend sein, dem inneren Gang der Kulturentwickelung aber wird stets die geistige Schaffens- und Widerstandskraft von einzelnen die Richtung weisen. Aus Sabatiers Darstellung ergibt sich klar und deutlich, daß die Träger der katholischen Ideen von ihrer Unüberwindlichkeit nach wie vor durchdrungen sind. Darum schließen sie sich in einer entchristlichten Geisteswelt nicht länger ängstlich von den feindlichen Strömungen ab. Ihre Haltung ist nicht länger ‚diejenige von Leuten, die vor allem auf ihrem Platz bleiben wollen', sondern in ihnen lebt ‚die Kraft von gläubigen Männern, die nichts fürchten'. Man redet nicht vage von einer Vereinigung der Religion mit dem neuen Zeitgeist, sondern man setzt sich mit ihm tatkräftig auseinander. Man steht gegenüber jedem Angriff ohne Ausflüchte Rede und Antwort. Auf dem letzten Nationalkongreß des ‚Sillon' z. B. hatte jedermann Zutritt, und selbst ein Anarchist konnte ohne Störung seine Theorien entwickeln. So ist nicht das Verhalten von Männern, die hoffnungslos geschlagen sind, freilich auch nicht von solchen, die widerspruchslos herrschen, wohl aber derjenigen, die wieder zu erobern gewillt sind.

Ganz entsprechend äußert sich auch Louis de Cardonel im ‚Mercure de France' (vom 15. September) gelegentlich einer Besprechung von Goyaus ‚L'Allemagne religieuse':

‚So ungewiß und dunkel die Zukunft erscheinen mag, wir wollen nicht zu sehr klagen. Unter der Herrschaft des Konkordats herrschte bei uns ein Zustand des Stillstands und der Dumpfheit; nach Kündigung des Konkordats werden wir kräftig in den Kampf eintreten, mag es auch nur sein, um mit Ehren zu unterliegen; aber auf solche Art unterliegen, das heißt künftige Siege verdienen und vorbereiten. An Stelle eines Beamtenklerus, der von einem bureaukratischen Episkopat geleitet wird, werden wir Priester der Arbeit (prêtres d'action) haben, die von apostolischen Bischöfen geleitet werden. . . . Die Aufgabe, welche morgen dem Eifer der Priester gestellt sein wird, erscheint nicht leicht. Es wird sich um nichts weniger handeln, als unserem Land die Seele wieder zu geben, die ihm frevelhafte Sekten und ein Zeitalter fast beständiger Revolutionen genommen haben. Anarchie der Ideen herrscht überall, und wilde Kämpfe bereiten sich vor. Die Kirche allein ist imstande, in einer näheren oder ferneren Zukunft wieder Ordnung in das Chaos zu bringen.'

Oft genug hat man schon den französischen Katholiken zugerufen, sie sollen in politischen Dingen von uns lernen. Ob nicht der Geist, der aus obigen Worten spricht, auch für uns in mancher Beziehung vorbildlich sein könnte? Im höheren Kulturleben der deutschen Gesamtheit ist der Einfluß des katholischen Geistes noch beklagenswert gering, viel geringer als in Frankreich. Wir müssen es an vielen Stellen erst noch so weit bringen, daß man unsere

ehrliche Überzeugung achtet, daß man unsere Bestrebungen und Leistungen auch nur der Kenntnisnahme würdigt. Nachdem man uns im politischen Kulturkampf nicht überwinden konnte, hofft man in dem geistigen obzusiegen und führt ihn mit wachsendem Eifer. Demgegenüber ist eine stetige Anspannung aller unserer geistigen Kräfte, eine unermüdliche Betätigung auf allen Gebieten kulturellen Fortschritts dringend vonnöten. Nur dann kann verhindert werden, daß auch bei uns einmal ein solcher Geist in die breiten Schichten des katholischen Volkes heruntersickert wie in Frankreich. Die Mittel, welche diese Gefahr verhüten können, sind in einer herrlichen Rede Bischof Spaldings über ‚Erziehung und religiöse Zukunft' genannt:

‚Wenn die Katholiken sich der Hoffnung hingeben, ihren übernatürlichen Glauben in ein Zeitalter der Zivilisation und Kultur wirksam und erfolgreich einzuführen, dann dürfen sie die Hauptmittel, durch die der Geist stark, geschmeidig und erleuchtet wird, nicht vernachlässigen. Unsere fähigen Männer, seien sie Priester oder Laien, müssen ermutigt werden, die Talente, die ihnen der Schöpfer anvertraut hat, gut anzuwenden. . . . Wenn wir uns isolieren und aus dem uns umgebenden höchsten intellektuellen und moralischen Leben der Welt heraustreten, werden wir in eine verhängnisvolle Lage der Inferiorität kommen und die Macht verlieren, gehört und verstanden zu werden. . . . In der Religion offenbart sich die erobernde Macht des Geistes am besten!'

r.

Flagellantismus des Wortes.

Julius Hart, der ‚Religionsstifter' von ehedem, dessen ‚Neue Gemeinschaft' — eine Art klösterlichen Zusammenlebens von Gleichgesinnten — nach kurzem Bestand auseinandergelaufen ist, führt in einer Besprechung der Wedekindschen ‚Hidalla' (vgl. Hochland II, 2, 122) einen Derwischtanz des sich selbst berauschenden Wortes auf. Dieses sich am Wort-Berauschen war schon immer die Gefahr dieser heillos im Wort verstrickten, mit dem Wort jonglierenden Eiertänzer. Ihnen sind buddhistische und christlich-mystische Vorstellungen vom All-Einen in einen völlig begrifflosen Pantheismus zusammengeflossen, mit dem sie nun spielen und sich dabei als die Freien, die absolut Freien empfinden.

Es wäre vielleicht nicht der Mühe wert, diese Erscheinung hier auch nur kurz zu registrieren, stellte sich in ihr nicht ein Stück Zeitseele dar. Nur wer den Glauben verloren hat an die Verbindlichkeit gewisser sittlicher Gesetze für alle Menschen, — ich meine jenen Glauben, der nicht nur ein Fürwahrhalten, eine rein verstandesmäßige Beipflichtung ist, sondern Lebensglauben, mit dem die eigene Sicherheit meines Wirkens steht und fällt, — nur der kann einer Erscheinung wie Frank Wedekind so gegenüberstehen wie Julius Hart. Viele mögen ja geneigt sein, dies einfach ‚wissenschaftlich' zu nennen. Denn die Wissenschaft duldet keine ethischen Ab- oder Zuneigungen; sie ist als Abstraktum in ihrer ewig gleichen Ruhe der Untersuchung, Feststellung und Zusammenstellung amoralisch.

Wer also von ihrem Geiste ganz durchdrungen wäre, könnte demgemäß auch dem Leben gegenüber nicht anders handeln; auch er müßte auf alles

Wirken etwa im Dienste eines Ideals, das in diesem Sinne nur Vorurteil heißen kann, verzichten. Die Persönlichkeit ist im tiefsten Grund bei einer völlig amoralischen Passivität angelangt, nur noch fähig, eine Erscheinung nach ihrer Eigenart und Differenziertheit zu erkennen und begrifflich einzuordnen, nicht aber mehr sie als feindlichen Gegensatz zu einer eigenen Welt zu empfinden und demgemäß mit dem Pathos einer persönlich tiefwurzelnden eigenen sittlichen Überzeugung zu bekämpfen. Während viele Zeitgenossen diesem Indifferentismus des sittlichen Wirkens infolge von Lebensanschauungen verfallen sind, machen ihn andere mit, weil sie glauben, dieses ‚alles verstehen' gehöre zum guten Ton. Ist doch das Gegenteil unzählige Male als Banausentum und Philisterhaftigkeit verspottet worden! Bei den Harts ist wohl von beidem ein bißchen der Grund ihrer immer verwaschener werdenden kritischen Tätigkeit, die ehedem, d. h. bevor sie dem Journalismus gänzlich anheimgefallen waren, ein durchaus charaktervolleres Gepräge zeigte. So hatte Julius Hart gegen denselben Wedekind, den er jetzt so furchtbar ernst und wichtig nimmt, früher einmal, da Wedekind noch auf dem ‚Brettl' ‚zotete', — einige kräftige Worte gefunden, die Wedekind auch gar nicht so unrichtig verstanden hat. Aber für ‚so dumm' will er heute nicht mehr gelten. Und flugs erklärt er:

‚Frank Wedekind hat einmal, einen Satz von mir herausreißend und seinen Sinn völlig umkehrend (?), es so dargestellt, als wenn ich ihn als Moralschänder für aussätzig erklärt hätte. Nein, so dumm einfach liegt für mich die Sache wirklich nicht. So oberflächlich seh' ich diese zerklüftete und zerrissene Erdseele Wedekinds denn doch nicht an.'

Und er findet sogar, daß er ihn *liebe* — in seinem alter ego nämlich, den ‚gezeichneten Menschen und Schönheitspropheten Karl mit dem Tierhöcker'. Ja, er entrüstet sich gegen das Publikum, das eine Komödie wie den ‚Marquis von Keith' an sich habe vorübergehen lassen, ohne zu ahnen, was sich überhaupt auf der Bühne zutrug, und antwortet auf die Frage: Sind wir seitdem Frank Wedekind näher gekommen? wie mit tiefem Bedauern: Nein, keineswegs! Und wie um diesen Schaden für die deutsche Volksseele sofort gut zu machen, wirft sich der ehemalige Religionsstifter zum Propheten dieses neuesten ‚Religionsstifters' auf und verkündet mit korybantischem Gestammel:

‚Ein Werk des Schreckens und Entsetzens! Erschüttert in Mark und Bein sah ich auf dieses Theaterschauspiel, das kein Theater mehr war, wo jede Bühne aufhörte und nur die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten stierte. Ein Flagellant warf Kleid auf Kleid ab und entblößte sich bis auf die Scham; eine dämonische Seele rang und schrie, prostituierte sich und warf sich als Gott auf und stammelte unter Geißelhieben, daß allein Prostitution Gottesdienst ist, Gottesdienst nur Prostitution sein kann. Eine grausame Wahrheit, intuitiv aus verschleiertstem Bewußtsein hervorgeholt, völlig blind gegen die andere Wahrheit. Eine Religion betete, eine Prostitution zotete auf der Bühne. Wo soll das Publikum sein, das Karl Hetmann-Wedekind mitfühlt und begreift, welches ein Ohr besitzt für den tragischen Schrei der menschlichen Seele, der am Dienstag abend durch das Kleine Theater gellte? Wo sind die für alles offenen Seelen, die auch den Adamiten

mitzuerleben vermögen und den „Possenreißer" erkennen, daß er wirklich und wahrhaftig ein Prophet und ein Heiliger ist, und daß seine Prostitution tatsächlich eine Religionshandlung bedeutet? Es war herzzerschneidend am Dienstag, zu sehen, wie ein völlig welt- und menschenfremder Geist, einer, der im tiefsten Innern alle Brücken mit der Wirklichkeit abgebrochen hat, zu Menschen redete, die nicht anders als wie Blöcke und Steine auf ihn reagieren können, die um seines „Immoralismus" willen wider ihn eifern oder um seines Immoralismus willen ihm schmunzelnd zuhören. Diese Seelen- und Sinnenlosigkeit, dieser vollkommene Gefühls- und Verständnismangel, der dem Dichter entgegengebracht wird, das ist gerade der Gegenstand, Sinn und die Verzweiflung seiner Tragödien; das ist die Saite, auf der er immer wieder spielt.'

Und so ist es denn abermals das Publikum, das hier angeklagt wird! Gefühls- und Verständnismangel habe es dem Dichter entgegengebracht, als einen Possenreißer habe es ihn behandelt! Herzzerschneidend, dieser Stumpfsinn des Publikums! Denn hat Frank Wedekind nicht ‚der Menschheit seine Dienste angeboten'? Hat er ihr nicht die Augen darüber öffnen wollen, daß ‚Keuschheit die größte Sünde' sei, daß das Laster der Jungfräulichkeit aus der Menschheit verschwinden müsse, kurz, daß es am besten wäre, ihm die Erziehung der ganzen deutschen weiblichen Jugend (worüber er auch ein durchaus ernst gemeintes Buch geschrieben hat!) in die Hand zu geben? Und für all das nichts als Verkennung und Undank! Herzzerschneidend, ruft Julius Hart; aber kann er im Ernst uns übel nehmen, wenn wir bei allem Mitleid für den Menschen Wedekind doch von Tragik hier ebenso wenig empfinden können als z. B. über einen Jack, den Bauchaufschlitzer, oder einen Dippold, wenn sie uns beteuern würden, wir haben der Menschheit unsere Dienste angeboten, aber sie haben ‚Nieder mit den Verbrechern!' geschrien?

‚Wedekind ist ein Kulturmensch (kurz zuvor sagte Hart: „Hier ist alles gerade nur Natur!"), der gezeichnete und schuldlose (!) Träger der Schuld dieser Kultur.'

Als ein Sühner, ein Erlöser förmlich erscheint er nun gar diesem Kritiker am Schluß eines Dithyrambus, bei dem er sich, um ein Wort Zolas zu gebrauchen, am Speichel seiner eigenen Worte bis zu sinnlosem Gestammel berauscht hat. — Und so ist diese ganze Kritik nur ein mit Worten flagellantisch sich aufpeitschendes Gebahren, dem ‚absolute Wurschtigkeit' und höchste Blasiertheit zugrunde liegt. Hier ist auch der springende Punkt der Ähnlichkeit zwischen solcher Kritik und der völlig blasierten und sittlich verlotterten ‚Dichtung' eines Wedekind, der zur Zeit in Berlin von der Bühne ins Volk wirkt, gewiß höchst beglückt, in einem Mitarbeiter des ‚Tag' in dieser Weise seinen Interpreten und Propheten gefunden zu haben.

M.

Zeitgeschichte.

Die 25. Generalversammlung der Görresgesellschaft hat in den ersten Oktobertagen zu München stattgefunden. Sie führte jedem Teilnehmer, der sich von Illusionismus und Skeptizismus freihält, vor Augen, daß aus dem einträchtigen Zusammenschluß so vieler katholischer Gelehrten bereits eine höchst ansehnliche Summe wissenschaftlicher Arbeit erwächst, sowohl in gemeinsamen Sammelwerken als in unterstützten Leistungen einzelner. Sie ließ aber auch in ihrem Verlauf — und das erfüllte uns wenigstens mit noch höherer Freude — deutlich erkennen, daß man sich in den maßgebenden Kreisen bewußt bleibt, den größeren Teil der Arbeit noch vor sich zu haben. Am klarsten trat dies in der Programmrede des Vorsitzenden Frhrn. v. Hertling zutage. Da man sich über den Verlauf der Einzelverhandlungen aus der Tagespresse leicht unterrichten kann, sollen hier nur einige der leitenden Gedanken hervorgehoben werden, die der genannte Gelehrte in seinen geistvollen und wohlpointierten Ausführungen über Leistungen und Aufgaben der Görresgesellschaft aussprach.

Die Ruhmestitel der Görresgesellschaft liegen bisher ganz vorzugsweise im Gebiete zweier Wissenszweige, des historischen und rechts- und sozialwissenschaftlichen. Ausgezeichnete Veröffentlichungen und Einrichtungen geben davon Kunde: Das historische Jahrbuch mit seinen Ergänzungsheften, das historische Institut zu Rom nebst den Quellen und Forschungen auf der einen, das erst jüngst in ‚Hochland' ausführlich gewürdigte Staatslexikon auf der anderen Seite. Diesen Leistungen hat die philosophische Sektion noch nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen. Das philosophische Jahrbuch blieb bis jetzt nach Umfang, Inhalt und Verbreitung in bescheidenen Grenzen und bedarf dringend des weiteren Ausbaus, der diesmal von verschiedenen Seiten angeregt wurde. Am meisten zu tun bleibt noch in der von Anfang an geplanten naturwissenschaftlichen Sektion: nämlich nicht weniger denn alles. Erst auf einer einzigen von 25 Generalversammlungen hat diese Sektion getagt, und Freiherr von Hertling fürchtet, daß die nicht gar so geringe Zahl katholisch gesinnter Naturforscher vorerst von der Görresgesellschaft zu keinem gemeinsamen Unternehmen zusammengeführt werden könne. Diese Resignation ist sicherlich erst aus mancherlei vergeblichen Bemühungen entsprungen. Trotzdem vermögen wir uns in solchen Verzicht nicht zu finden und meinen, er sei unvereinbar mit dem allgemeinen Leitgedanken der Rede: Nicht stehen bleiben! und besonders auch mit den anderweitig so sehr betonten besonderen Erfordernissen der Gegenwart und Zukunft. Wahrscheinlich kommen diese Zeilen gar manchem Naturwissenschaftler zu

Gesicht, der bisher von den Werbungen der Sektionsvorbereiter nicht erreicht wurde oder ihnen keine Folge leistete. Möge jeder von diesen Lesern sich, soweit irgend angängig, schon heute zum Besuch des nächstjährigen Görrestages und möglichst tätiger Mitarbeit entschließen! In kaum einem anderen Wunsch dürften alle Mitglieder der Gesellschaft ohne Unterschied der Fakultät so einig sein als in dem nach endgültiger, dauernder Konstitution einer naturwissenschaftlichen Sektion.

Warum sollte gerade hierin nicht wenigstens der erste Schritt möglich sein, da man auf allen anderen Gebieten bereits die weiteren Schritte tut oder zu tun sich anschickt: so in der philosophischen, rechts- und sozialwissenschaftlichen und namentlich freilich wieder in der historischen Sektion, der sich sogar eine neue althistorische, bezw. orientalistische angliedern soll? Von einer allzu stark vorwiegenden Neigung der katholischen Gelehrten, sich mit Fragen der Vergangenheit zu beschäftigen, sprachen abmahnend sowohl Frhr. v. Hertling als Justizrat Bachem. Das Hauptgegengewicht gegen diese Tendenz bildeten bisher die besonderen Aufgaben des Staatslexikons. Wird einmal das philosophische Jahrbuch weiter ausgebaut, so wird sicher auch dies den besonderen Aufgaben der Gegenwart zugute kommen, während eine andere freilich auch sehr ideale Anregung (Kodifikation aller Manuskripte der mittelalterlichen Philosophie) wieder eine ganze Reihe von Kräften auf wesentlich historische Aufgaben hinlenken würde. Nichts aber wäre so sehr geeignet, diesen historischen Übertendenzen entgegenzuwirken, als gerade die deshalb abermals zu wünschende Errichtung einer naturwissenschaftlichen Sektion.

In den allgemeinen Gedanken einer vermehrten wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Problemen der Gegenwart hat auch Professor v. Hertling seine bedeutungsvolle Rede ausklingen lassen: ‚Wir sind Erben einer großen Vergangenheit; aber die Gegenwart respektiert nicht, was war, sondern was ist. Auch an uns richtet sie die gesteigerten Anforderungen. Darum gilt es, mit unserm Erbe zu wuchern; es gilt, die von den früheren Geschlechtern übernommenen Schätze auszumünzen in den Formen, die dem heutigen Verkehr geläufig sind. Das Vertrauen in die Überlegenheit der Prinzipien, das erhebende Bewußtsein jener Kontinuität sollen uns nicht träge machen, Konservatismus darf nicht in Schlendrian ausarten; nur mit Anspannung aller Kräfte, nur unter Aneignung aller modernen Kulturgüter können wir Katholiken in der modernen Welt erfolgreich unsere Stellung behaupten.‘

Dr. M. E.

Naturwissenschaft.

Gregor Mendels Pflanzenbastardierungen, deren hohe Bedeutung für die theoretische Biologie, insbesondere für die Vererbungslehre, wir bereits früher einmal in ‚Hochland‘ würdigten (vgl. ‚Ein Augustinermönch als Klassiker der modernen Naturwissenschaft‘, Februarheft 1905), sind neuestens durch eine Veröffentlichung der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften noch näher und ausführlicher bekannt geworden. In den Abhandlungen der mathematisch-physikalischen Klasse, Bd. XXIX Nr. 3,* hat nämlich der Botaniker Correns die Briefe Mendels an Karl Nägeli herausgegeben, und in diesen findet man ausführlicheren Bericht über des bescheidenen Mönches weittragende Erkenntnisse, als er in seinen wenigen gedruckten Abhandlungen bekannt gab. Er hat zunächst mit weitaus mehr Pflanzenarten experimentiert, als man bisher annahm; nicht nur mit sechsen, sondern mit mindestens neunzehn. ‚Das, was Mendel veröffentlicht hat,‘ sagt Correns, ‚steht zu dem, was er gearbeitet hat, in gar keinem Verhältnis.‘

* Auch separat bei Teubner, Leipzig. Einzelpreis Mk. 3.—.

Die hohe theoretische Bedeutung der Mendelschen Untersuchungen liegt namentlich darin, daß sich auf Grund derselben bereits im Keimplasma der Fortpflanzungszellen getrennte und beliebig verschiebbare Anlagen für die später am entwickelten Organismus auftretenden Charaktere nachweisen lassen, und daß ferner diese Keimanlagen durchaus nicht unmittelbar wieder zutage treten müssen, sondern eine und mehrere Generationen gleichsam unsichtbar überdauern und nur bei einem bestimmten, zahlenmäßig feststehenden Bruchteil der Nachkommenschaft wieder zum Vorschein kommen. Nägeli, obzwar einer der hervorragendsten Biologen, hat Mendels Einsichten nicht nach ihrer vollen Bedeutung eingeschätzt; denn sein Interesse war damals allzusehr auf das Artbildungsproblem konzentriert. Wohl aber hat Mendel selbst eine weit tiefere Einsicht in die theoretische Wichtigkeit seiner Feststellungen besessen, als man bisher mit Sicherheit annehmen konnte. Gegenüber Nägelis Annahme, die gefundenen Regeln seien nur als empirische zu verstehen, erklärt Mendel, mit vollem Bewußtsein ‚den rationalen Weg betreten' zu haben, und ein andermal, man habe es hier ‚offenbar nur mit einzelnen Erscheinungen zu tun, die der Ausfluß eines höheren allgemeinen Gesetzes sind' . . . ‚Darwin und Virchow haben auf den hohen Grad von Selbständigkeit hingewiesen, welche einzelnen Charakteren und ganzen Charaktergruppen an Tieren und Pflanzen zukommt; einen wichtigen Beleg für die Richtigkeit dieser Ansicht liefert unstreitig das Verhalten der Pflanzenbastarde.' Bildet schon die in diesem Satz sich findende einschlägige Zusammenstellung von Tieren und Pflanzen eine Bestätigung unserer früheren Vermutung, daß Mendel bei seinen (nicht beschriebenen) Bienenbastardierungen an eine Bestätigung seines Spaltungsgesetzes auch im Tierreich dachte, so wird unsere Vermutung noch weiter durch die Tatsache bestärkt, daß er gerade auch die Bienenuntersuchungen bis zum letzten möglichen Moment fortsetzte. Denn auch in der Schlußnummer des ganzen Briefwechsels schreibt er noch: ‚Ich fühle mich wahrhaft unglücklich, daß ich meine Pflanzen und Bienen so gänzlich vernachlässigen muß.'

Auch in anderen theoretischen Fragen als denen des Mendelschen Gesetzes hat er den Vergleich mit den tierischen Verhältnissen im Auge behalten und bezüglich des ungünstigen Einflusses, den schlechte Lebensverhältnisse auf die Fortpflanzungsfähigkeit üben, einen Unterschied zwischen Tieren und Pflanzen konstatieren zu müssen geglaubt, dahingehend, daß bei den Tieren der männliche, bei den Pflanzen der weibliche Anteil zuerst notleidet.

Aus Darwins großem Werk über ‚Das Variieren von Tieren und Pflanzen in der Domestikation' griff Mendel die auch von Naudin aufgestellte Behauptung heraus, daß zur Befruchtung eines Ovulums ein einziges Pollenkorn nicht ausreiche, und erwies deren Unrichtigkeit durch zahlreiche Experimente, welche Erkenntnis erst neuerdings wieder Correns durch mehrjährige Beobachtungen bestätigt hat.

Noch in manchem anderen Punkte ist Mendel der theoretischen Einsicht seiner Zeit um Jahrzehnte vorausgeeilt, so in dem erst neuestens von Bateson wieder aufgenommenen Versuch, auch die Verhältnisse der Geschlechtsbildung in den Kreis der Vererbungserscheinungen einzubeziehen.

Die seltsame Tatsache, daß Mendels Untersuchungen über 30 Jahre (von 1865 bezw. 1869 bis 1900) fast völliger Vergessenheit anheimfallen konnten, erklärt sich auf eine eigenartige Weise. Die Schuld trägt — das österreichische Religionsfondsgesetz vom Jahre 1872. Durch dieses war nämlich Mendel als Abt des Brünner Augustinerstifts genötigt, den Kampf für sein Kloster mit der Regierung

aufzunehmen, ‚den er mit der größten Zähigkeit durchführte.‘ Auf seine wissenschaftliche, ihm nach mancher einfließenden Bemerkung so sehr ans Herz gewachsene Betätigung mußte er unter diesen Umständen ganz verzichten und ebenso auf die volle Berichterstattung über das bisher Erreichte.

Über Mendels Persönlichkeit geben die streng sachlich gehaltenen Briefe wenig Aufschluß. Nur so viel kann man daraus entnehmen, daß sich das Verhältnis zwischen dem Brünner Augustiner und dem berühmten Münchener Professor schließlich trotz des Mangels einer persönlichen Zusammenkunft zu einem freundschaftlichen entwickelte. Das geht aus den Anreden, dem Besorgtsein bei beiderseitigen Krankheiten und namentlich auch daraus hervor, daß Nägeli einem Brief seine Photographie beilegte. Wenn Nägeli auch nicht die ganze Bedeutung seines Korrespondenten erkannte, so mochte doch wohl dessen erstaunliche Emsigkeit und Sorgfalt und die fast unbewußt verratene Liebe zu den erwählten Untersuchungen und Problemen ihn mit solcher herzlichen Hochachtung vor dem fernen Fachgenossen erfüllen. Auch ein einzelner humoristischer Zug soll zum Schluß nicht verschwiegen sein: Mendel beklagt einmal, daß er sich nicht mehr sonderlich zu botanischen Exkursionen eigne, ‚da mich der Himmel mit einem Übergewicht gesegnet hat, welches sich bei weiteren Fußpartien, namentlich aber auch beim Bergsteigen, infolge der allgemeinen Gravitation sehr fühlbar macht.‘ Bei dem steigenden Interesse, das sich in den letzten Jahren naturgemäß auch Mendels Persönlichkeit zuzuwenden beginnt, wäre es recht sehr zu wünschen, daß die biographischen Daten, die sein Neffe, Stadtarzt Dr. Schindler, bisher nur einem engeren Kreise zugänglich machte, auch der Allgemeinheit mitgeteilt würden, und daß namentlich auch alle wissenschaftlichen Aufzeichnungen Mendels, die sich noch im Brünner Augustinerkloster befinden, von fachmännischen Augen geprüft würden.

Dr. Max Ettlinger.

Literatur.

Literarisches aus dem Elsaß. Bis Mitte der neunziger Jahre war das deutsche Elsaß als literarisches Produktionsland so ziemlich terra incognita; die Namen Wimpfeling, Goethe oder Madame d'Oberkirch und Erckmann-Chatrian weckten im Beobachter von draußen, der etwas in der Geschichte bewandert war, die wehmütigsten Erinnerungen. Das Grenzland hatte eben unter seinem politischen Schicksal schwer zu leiden. Ein großer Teil der geistigen Elite kehrte der eroberten Provinz den Rücken; und was da blieb und wuchs, vermochte sich dem nachteiligen Einfluß der nimmer aufhörenden politischen Händel nicht zu entziehen. Von irgend einer literarischen ‚Bewegung‘ läßt sich in den siebziger und achtziger Jahren nur vergleichsweise sprechen. Die reichsdeutsche, in der auch einzelne Deutsch-Elsässer standen, glaubte unter dem Schutze der neuen Regierung das Bestehende und unmittelbar Vorhergegangene einfach ignorieren zu können; für sie hatte eine französische Kultur nie bestanden; sie operierte mit allerhand Archaismen aus dem deutschen Mittelalter und scheiterte, weil hierfür kein Boden vorhanden war, an der allgemeinen Gleichgültigkeit. Ihre Produktionen zeichneten sich durch tüchtige Gesinnung aus, wogen aber sonst nicht schwer; Ausnahmen, wie Frau Alberta von Puttkamer, bestätigen die Regel. Die französische Bewegung war schon durch die Sprache und die veränderten Verhältnisse auf kleinere Kreise beschränkt und verzog sich vollends ins Mutterland, welches ja bis in unsere Tage wohl den größten Teil der elsässischen Bourgeoisie mit Literatur versorgt. Aus der reichsdeutschen Bewegung heraus entwickelte sich die im ‚Alsabund‘ organisierte deutsch-

elsässische, eng verknüpft mit dem Namen Christian Schmitts, eines ehemaligen elsässischen Volksschullehrers. 1893 ins Leben gerufen und publizistisch vertreten durch sein Vereinsorgan, die ‚Erwinia', pflegte und imitierte der ‚Alsabund' das Klassische und Nachklassische, ganz unbekümmert um die literarischen Kämpfe im Reich, und wirkte mit etlichen hundert Mitgliedern im stillen, bis er endlich in Fritz Lienhards Gefolgschaft gegen eine mittlerweile erstarkte ‚national-elsässische' Bewegung öffentlich Front machte, die auf der Dialektbühne des ‚Elsässischen Theaters' ihre Triumphe feierte.

Fritz Lienhard, obwohl voller Liebe für seine elsässische Heimat, die er dadurch zeigen wollte, daß er ihre große Vergangenheit zum Vorwurf seiner Dichtung nahm, wurde im Elsaß zunächst, wie der ‚Alsabund', als ein fremdes Element empfunden. Was er bekämpfte, kannte man hier noch nicht, und das, wofür er kämpfte, ging über die landläufigen Begriffe hinaus, vielfach auch der Kritik, wie aus den Besprechungen seines dramatischen Erstlings (‚Till Eulenspiegel') Mitte der Neunzig zu ersehen ist. Das Künstlerische in ihm konnte, wo die Vorbildung fehlte, nicht aufgenommen werden. Das betont Pädagogische, das Großdeutsche wurde ärgerlich abgelehnt. Vielleicht wäre es anders gekommen, vielleicht hätte der Dichter auf irgend eine Masse Einfluß gewonnen, — denn seine Ziele gingen ja ins Volk, — wenn er Viktor Hugo näher gestanden oder auch nur ein Sittenstück nach Pariser Muster geschrieben hätte.

Was Lienhard und dem ‚Alsabund' versagt blieb, die Macht über die Masse, gelang nun vollauf dem ‚Elsässischen Theater'. Dieses rechnete eben mit dem Gegebenen, mit der naiven Freude am Theaterspiel, wie mit dem Gefallen am derben Witz und an der gröbern Satire, worauf förmlich spekuliert wurde. Die Eröffnung dieses Theaters war die Sensation von 1898. Nur wer es miterlebte, weiß, wie da Publikum und Presse aufjubelten, daß wieder einmal ‚Leben in die Bude' kam! Wie um das Bodenständige des Unternehmens zu betonen, ließ man Emil Erckmann den Vortritt, jenem lieblichen Schilderer dieser provinziellen Gemütlichkeit, der in der von Karl Hauß besorgten Übertragung in die Mundart (Erckmann schrieb französisch) auf ein gespannt lauschendes Publikum wie im Original wirkte. Bald wurde die Idylle von der bewußten Komik abgelöst; auf den ‚Ami Fritz' mit seiner Verherrlichung des Landlebens folgte der durchaus städtisch erdachte ‚Herr Maire', eine wirksame satirische Posse gegen den Geschäftspatriotismus auf dem Dorfe und die Eigentümlichkeiten einzelner deutscher Kulturpioniere. Und seither beherrscht Gustav Stoskopf den Plan, der Jahr um Jahr dem ‚Elsässischen Theater' ein Kassenstück liefert. Denn er ist ein witziger Kopf mit unbestrittener Begabung fürs Theater, ein scharfer Beobachter, dem der Malerberuf zugute kommt, und besonders ein geschickter Anpasser, der weder um die technische Schablone noch um den richtigen ‚Schlager' je verlegen ist. Bis in die neueste Tagesgeschichte hinein holt er seine Stoffe — zur Zeit soll er das Thema der Warenhäuser behandeln — und verarbeitet sie flink und frei ohne literarische Rücksichten, aber zur Freude eines lachlustigen Publikums. An der modernen Literatur geschult ist dagegen ein anderer viel genannter Autor des ‚Elsässischen Theaters', der Rheinländer Dr. Julius Greber (Staatsanwalt in Zabern). Doch fehlt ihm die Beweglichkeit und Nonchalance, die hier zum Siege führt; er ist zu schwerblütig, zu düster; seine Stücke entbehren des heitern und ‚spezifisch-elsässischen' Tons, d. h. sie sind nicht mit Anspielungen auf die lokale Umgebung interessant gemacht, was ja den Hauptreiz für die Dialektbühne abgibt.

Wider das ‚Elsässische Theater' erhob die deutsch-elsässische Bewegung zunächst zweierlei Vorwürfe: Es weiche von der Entwicklungslinie zum Deutschtum durch die Pflege eines des Franzosentums verdächtigen Partikularismus bedenklich ab, und mache dem Volke die mangelhafte Bildung behaglich, statt es zu Höherm zu erziehen. Bezüglich des ersten Vorwurfs beruhigte man sich nachträglich in Erinnerung an das in der Politik viel gebrauchte Wort, daß die Elsässer über den Partikularismus zum Deutschtum kämen. Der zweite Vorwurf wurde, aber in nur künstlerischen Zusammenhängen, aufs neue erhoben von einer dritten Bewegung, die nach 1900 einsetzte und weder ‚Anschluß an die deutsche Vergangenheit' noch ‚spezifisches Elsässertum' als Parole ausgab, sondern schlechtweg moderne Kultur. Daß diese in der Hauptsache deutsch sein mußte, war Zufall — mit Ausnahme ihres geistigen Führers, René Schickele, der sich auf dem Parnaß als Vollblut legitimiert hatte, waren die ‚Jüngsten' Altdeutsche —; man wies jede patriotische Pädagogik weit ab und wollte aus allen Blumen Honig saugen, mochten die nun in Berlin oder in Paris stehen. ‚Es muß mit dem Alten gebrochen werden, mit allem, was auf dem Wege steht zur großen Kunst und hemmt. Hinauf!' so klang es aus Schickeles Mund in Seidls ‚Gesellschaft'. Und im eigenen Kampforgan, dem, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, der Titel ‚Stürmer' beigelegt war, schrieb er: ‚Es ist eine alte traurige Wahrheit, daß wir im Elsaß in Kunst und Literatur, besonders aber in der Literatur einfach Barbaren sind... Das Elsaß muß an die Reihe kommen, muß ein wichtiger Kulturfaktor werden.' Otto Flake, der philosophische Schöngeist des ‚Jüngsten Elsaß', sprach es dann direkt aus, daß Deutschland vom Elsaß beeinflußt werden müßte. Ernst Stadler aber, mit Schickele der produktivste im Bunde, versicherte in einem von den Berliner und Münchener ‚Revolutionen' her wohlbekannten Tone: ‚Es ist ruhmvoller und förderlicher, einen Fuß breit Neulands zu erstreiten, als weite Strecken urbaren Bodens zum tausendsten Male anzupflanzen.' Ehe jedoch dieses große Neue kam, war der ‚Stürmer' den Weg so vieler Zeitschriften gegangen, und ihm folgte bald ein zweites Kampforgan, ‚Der Merker'. Die ‚Jüngsten' schossen Löcher in die Luft und zogen lachend ab. So mochte sich das Ganze von draußen ansehen. Wer damit etwas näher bekannt war, so auch Lienhard, verkannte die Bedeutung der seltsamen Episode nicht. Sie hatte eine Bedeutung. Diese jungen Literaten fühlten am eigenen Leibe das Kulturelend ihrer Heimat. Ihr Aufzucken war ‚ein Ringen nach Luft'. Sie sahen die Notwendigkeit einer ‚künstlerischen Renaissance im Elsaß' ein und ahnten ihre Möglichkeit. Die tauglichen Mittel hierfür haben sie freilich nicht alle ausprobiert; der Ernst der Erfahrung fehlte ihnen. Aber ein Impuls war da, der den Skeptikern im Lande zu denken gab. Heute ist er wieder dahin, abseits steht der ‚Alsabund', abseits das ‚Elsässische Theater'; die Kulturarbeit, die die Gebildeten und das Volk vereinigen müßte, wartet in der Mitte. Die Hoffnung, daß Straßburg als Kulturzentrum etwa mit München oder Berlin einmal in Konkurrenz treten könnte, scheint vermessener denn je.

Wer sich über die Einzelheiten der literarischen Dämmerung im Elsaß genauer orientieren will, deren Richtungslinien wir hier angegeben haben, findet in dem sorgfältig durchgearbeiteten Buche des elsässischen Essayisten Karl Gruber ‚Die zeitgenössische Dichtung im Elsaß' (erschienen bei Ludolf Beust in Straßburg) eine vorzügliche Einführung nebst den nötigen Proben aus allen Epochen, die hier nur kurz gestreift werden konnten. Gruber, der den literarischen Dingen in seiner Heimat nahe steht, ohne selbst

Partei zu sein, war zu dieser Arbeit wie keiner berufen. Er bringt den psychologischen Spürsinn und ein feines Taktgefühl mit. Auch ihm scheint eine ‚Renaissance' möglich; er verweist auf die Belgier und die Schweizer. Ihm ist immer, ‚als ob eine Erneuerung von Erckmanns Art, bereichert um die zwei wesentlichen Errungenschaften der Gegenwart, Psychologie und Stil, den Dichter ins Herz des Elsaß führen würde. . . .'

Thomas Seltz.

Rudolf Baumbach, der jüngst im 65. Lebensjahr den Wanderstab in eine andere Welt setzte, gehörte zu jenen dichterischen Frohnaturen, denen man nicht gründlich böse werden kann, selbst wenn man hie und da einmal Grund dazu hätte; so viel kritischen Ernst lassen die ‚Lieder eines fahrenden Gesellen' gar nicht aufkommen. Wie oft hat man etwa schon seine launigen Strophen von der ‚Lindenwirtin' gesungen, und wenn ‚das schöne Lied ex' war, kam einem wohl flüchtig der Gedanke: Ja, eigentlich ist das doch keine ganz unbedenkliche Geschichte mit diesem verliebten Wanderknaben und der herzenpfändenden Frau Wirtin und —. Aber ehe man solche Überlegung zu Ende gedacht, wurde bereits wieder ein anderer Cantus angestimmt, und man lachte doch wieder gerade so vergnügt wie zuvor. Ähnliches widerfährt einem im größeren, wenn man die schmucken, dunkelroten Goldschnittbändchen durchblättert, in denen Baumbach seine Lieder, Märchen und Erzählungen sammelte, und die zu so viel Tausenden Liebhaber fanden (in 30., 40., selbst 70. Auflage), daß dieser Beneidenswerte unter den Lyrikern — man denke nur — vom Ertrag seiner Gedichte leben konnte. Zu den naturfrohen Wanderliedern, dem Preis des Weins, Schönliebchens und der Frühlingszeit müssen, wie's scheint, in der Scheffelschen Schule immer auch ein paar Seitenhiebe auf die ‚Pfaffen' gesellt werden, das gehört so zu den überkommenen und deshalb ‚unentbehrlichen' Requisiten.

Aber diese Requisiten der Kommersromantik sind es ja auch nicht, die bei Baumbach Freude machen, sondern unser Wohlgefallen gilt der Art, wie er die alten Requisiten handhabt; so flink und geschickt, daß sie oft ganz neuen Glanz zu bekommen scheinen. Vor allem hilft dem Dichter seine das gewöhnliche Maß weit überschreitende Sprach- und Reimgewandtheit. Er wirbelt die Worte nur so im Spiel durcheinander, und schließlich fällt doch jedes auf den rechten Fleck. Spielend verhält er sich auch zum Stoff; da quirlt es unaufhörlich von humoristischen Einfällen, und neckischen Kobolden gleich schauen sie an allen Ecken und Enden aus ‚Krug und Tintenfaß' hervor.

Am meisten ursprüngliche Phantasie zeigt Baumbach in seinen verschiedenen allerliebsten Märchensammlungen. Da wird der Schalk oft auch ernst und nachdenklich, da macht der letzte Rest von Ironie einer kindlichen Gläubigkeit Platz. Weniger einzuleben vermochte er sich in die sagenhaften Stoffe seiner poetischen Erzählungen. Hier blieb die erste, einer slowenischen Sage nacherzählte, ‚Zlatorog' (1877), auch die beste. In den späteren: ‚Horand und Hilde' (1879 nach einem Motiv aus der Gudrun), ‚Frau Holde' (1880 nach einer thüringischen Sage) und auch in der Prosanovelle ‚Truggold' (1883; spielt im 17. Jahrhundert) wird die rührende Liebesgeschichte im ‚Trompeter von Säckingen'-Stil doch zu vordringlich, als daß minder sentimentale Leser daran glauben könnten. Darum bildet gerade in ‚Truggold' die heitere Ironisierung der Alchemie ein befreiendes Gegenmotiv.

Im ganzen gehört Baumbach also nicht zu den Dichtern, die man unter Aufgebot eines großen literarhistorischen Apparats ‚würdigen' muß, denen man — soferne keine persönlichen Beziehungen vorhanden waren — einen eigentlichen Nekrolog schreiben kann. Es genügt bei

seinem Tode die dankbare Versicherung, daß Baumbachs Lieder, die schon zu seinen Lebzeiten so viele Freunde gewannen, noch auf geraume Zeit hinaus in jedem sangesfrohen Kreise forttönen werden.

* *

Theater.

Münchener Theater. Seit Jahren befinden sich die kgl. Theater in einer schon öfters hier besprochenen Theaterkrisis, die nunmehr durch den Rücktritt Possarts in ein neues Stadium getreten ist. Mögen dem abgegangenen langjährigen Leiter der beiden vornehmsten Bühnen der Residenz auch noch so große Verdienste nachgerühmt werden, so ist doch darüber nur eine Stimme, daß er das Schauspiel, dem er doch selber als berühmter Darsteller seine bleibenden Erfolge verdankt, der Pflege der Oper und des Wagnerschen Musikdramas nahezu vollständig geopfert hat. Und doch ist auch die Situation unserer Oper, der nun seit ein und einem halben Jahre Felix Mottl vorsteht, nichts weniger als vorbildlich zu nennen. Joseph Hofmiller stimmte darüber unlängst eine Threnodie an (Süddeutsche Monatshefte, Juli 1905), die so ziemlich alle Beschwerden zusammenfaßt. ‚Wie groß muß der Reibungskoeffizient des Münchener Opernbetriebs sein, wenn es nicht einmal Mottl gelungen ist, seine Absichten zu verwirklichen!‘ Sinn- und planlose Beurlaubungen bei unzureichender Besetzung von Hauptrollen, Mangel an Disziplin unter dem Personal, — mit einem Wort süddeutsche Gemütlichkeit an unrichtiger Stelle, — das sind so einige der Ursachen der bisherigen Zerfahrenheit. Aber auch künstlerisch fehlte es an einem charaktervoll durchgeführten Plan. Mit Recht hebt der genannte Kritiker die konsequente Vernachlässigung Mozarts hervor, dessen Wohnhaus in der Burgstraße dem Münchener allein sagen müsse, was für Opern der Meister geschrieben, denn dort sind sie an der Fassade zu lesen. Wohl werden im Sommer für die Fremden teuere Mozart-Festspiele im Residenztheater gegeben, doch auf dem Spielplan des Hoftheaters steht nur die ‚Zauberflöte‘. ‚Wenn man die musikalische Tradition in solch unerhörter Weise unterbricht, wie dies durch die Ausschaltung des „Figaro“ und „Don Juan“ tatsächlich geschieht, ruiniert man den Geschmack eines Publikums. Denn musikalischer und literarischer Geschmack kann nur entstehen, wo Tradition bewahrt wird.‘ Was aber an Mozart zu wenig geschieht, das sündigt man an Beethovens ‚Fidelio‘, indem man ihn zu einer Ersatzoper mit minderer Ausstattung erniedrigt. Ebenso steht es mit ‚Lohengrin‘, und von Webers ‚Freischütz‘ kann man ruhig sagen, ‚daß er auf dem Niveau hilflosester Provinz steht.‘ — Das ist also die Oper, der man das Schauspiel geopfert hat. — ‚Für eine Universitätsstadt mit regem künstlerischen Leben,‘ sagt daher Hofmiller durchaus zutreffend, ‚mit einer leicht begeisterten Bevölkerung, für eine Hauptstadt mit einem kunstsinnigen und kunstfördernden Hofe, für eine Theaterstadt, die früher in Oper und Schauspiel eine glanzvolle Tradition hatte, ist der gegenwärtige Zustand tief bedauerlich.‘ — Das war die Stimmung vor und beim Abgang des alten Intendanten. Sein Nachfolger, Albert Freiherr von Speidel, ist ein unbeschriebenes Blatt. Man wird also noch mehrere Monate ruhig abwarten müssen, ehe man sagen kann, ob die Hoffnungen begründet sind, die man auf die Personalverschiebung setzt. Es sind in der letzten Zeit so manche gute Vorschläge öffentlich geworden, daß es nicht schwer fallen kann, das eine oder andere für eine Reform nutzbar zu machen. Bis jetzt konnte man vernünftigerweise noch keine Proben erwarten. Und so ist denn auch die Wiederaufnahme der Winterspielzeit dem bisherigen Charakter der Mattigkeit treu geblieben. An neuem

haben wir nichts erlebt, was eine eingehende Berichterstattung verlohnte. Alois Wohlmuths dreiaktige Komödie ‚Die kleine Residenz' ist eine ganz heitere, harmlose Kritik kleinstädtischer Gesellschaftskreise, ein Beitrag zum Erdenwallen eines Hofkapellmeisters, der, ein Idealist, nicht bedenkt, daß die Kunst und ihre Vertreter nur solange geschätzt werden, als sie angenehm und nützlich sind, und der deshalb, weil er seinen Beruf höher auffaßt, bald mit aller Welt in Konflikt liegt. Saubere Unterhaltung. — Das dreiaktige Drama ‚Andrea del Sarto', das Paul Braun nach Alfred de Musset bearbeitet hat, ist ein Schaustück ohne jede irgendwie dichterische Eigenart, von dramatischer Wirkung gar nicht zu sprechen. Des berühmten Malers Lebensschicksal, den die Liebe zu seinem schönen, aber eitlen und kalten Weibe ins Verderben reißt, wird in drei Akten mit äußerlicher Theatralik sozusagen abgehandelt. Das Stück war denn auch mit wenigen Aufführungen begraben. — Das Münchener Schauspielhaus brachte bis jetzt übrigens nicht mehr. Der ‚Privatdozent' von F. Wittenbauer ist ein Gegenstück zur ‚Kleinen Residenz'. Wie dort der Kapellmeister seine Weigerung, sich der Mittel der Gesellschaft für sein Fortkommen zu bedienen, mit seiner Existenz bezahlt, so hier der Privatdozent. Doch ist das letzte Stück viel mehr von dem Geist bitterer Anklage und übertreibender Tendenz beherrscht als das erste. Sich mit ihm auseinandersetzen hieße auf ein Gebiet eintreten, das von den Aufgaben des Theaters als einer Anstalt künstlerischer Unterhaltung weit abliegt. Höher als die Iffland und Kotzebue stehen wir mit solchen Stücken gewiß nicht; jedenfalls aber stehen wir mit so unreifen Darbietungen, wie es das ‚tragische Märchen' Simplicius von Friedrich Kayßler ist, tief unter Dichtern wie dem alten, naiven und gesunden Raimund, dessen heiter-ernste Zauberwelt hier krampfhaft in modernes Empfinden übersetzt werden soll. Da das dilettantische Stück trotz des großen Ausstattungsaufwandes schon nach wenigen Wiederholungen mit Recht als abgetan galt, mag es auch hier nur erwähnt sein, um zu zeigen, wieviel Raum für besseres auf unsern Münchener Bühnen vorhanden wäre.

Otto Julius Bierbaums zwei Komödien ‚Stilpe', die bis Mitte Oktober viermal im Schauspielhaus zur Darstellung kamen, beweisen endgültig, daß dieser Autor nun glücklich auf einer Stufe des Literatentums angelangt ist, wo der Kritiker und Literarhistoriker seine Akten schließen kann. Das also sind die Leute gewesen, so mußte ich unaufhörlich denken, die in den achtziger Jahren die ‚Revolution der Literatur' mitmachten, die den Mund vollnahmen gegenüber den Moser, Schönthan-Kadelburg oder gar den Wildenbruch, Fitger, Wilbrandt ꝛc. ꝛc. und die tief, tief unter den harmlosen Lustspielfabrikanten von ehedem stehen, da sie an Stelle von heiterem Witz den öden Kalauer pflegen, anstatt bürgerlicher Komik burschikose Roheit und Liederlichkeit auf die Bühne bringen. Nicht, daß ich etwa an dem Stoff Anstoß nähme, der uns in Stilpe einen Bierbaumschen Typus des Pennälers darstellt, welcher im Kampf gegen das bestehende Erziehungs- und Gesellschaftssystem erliegt! Keineswegs! Unerträglich aber ist für jeden wahren Sinn diese kindische Rhetorik, in der sich der ‚Held' expektoriert, und die innere Unmöglichkeit der meisten Situationen. H. v. Gumppenberg sagt gegen Ende einer längeren Besprechung: ‚Ich glaube nicht, daß geschmackvollere Leute irgend welches Vergnügen von diesen „Komödien" mit nach Hause genommen haben;' nun, ich fürchte, daß ‚geschmackvollere Leute' überhaupt gar nicht mehr allzu viel in unsere heutigen Großstadttheater hineingehen, wenn sie nicht aus irgend einem Grunde müssen. Da ist es nur allzu be-

greiflich, daß sonst warme Theaterfreunde an der Besserung unserer Theater verzweifeln und sich mehr und mehr Unternehmungen zuwenden, die wie z. B. das ‚Harzer Bergtheater' von dem Gedanken ausgehen, den Aufführungen wieder den Charakter von festlichen Veranstaltungen zu geben und auf diese Weise ein Publikum zu erziehen, das sich in demselben Maße dem städtischen Unterhaltungs- und Geschäftstheater entfremdet fühlt, als es wieder erfährt, was große und gesunde Poesie und Kunst auf der Bühne sein könnte.

-th.

Kunst.

Friedhöfe und Grabdenkmäler. Bei der ersten Ausstellung für angewandte Kunst im Studiengebäude des neuen Nationalmuseums in München handelt es sich um einen mehr oder weniger gelungenen Versuch, vor allem Schöpfungen der Raumkunst vorzuführen. Was man sich darunter zu denken habe, sagt das Vorwort des Katalogs. Dort heißt es unter anderem: ‚Nicht der einzelne Gegenstand der angewandten Kunst, wie z. B. Tisch und Stuhl, Bank, Brunnen, zu beliebigen Gruppen vereinigt, sollte fernerhin allein als Ausstellungsobjekt gezeigt werden; vielmehr kommt es darauf an, sein Verhältnis zu dem Raume, in dem er sich befindet, klarzustellen. Das Vorwort bezeichnet das Verhältnis der Gegenstände im und zum Raume, die Ausgestaltung bestimmter räumlicher Situationen geradezu als die künstlerische Aufgabe der Zukunft. Manche Partien der Ausstellung sind auch in diesem Sinne als gelungene Experimente zu betrachten, während andere, wie z. B. die Friedhofanlage, nicht befriedigen. Es konnte von einer eigentlich räumlichen Gestaltung keine Rede sein, da der Raum, der der Ausstellung zur Verfügung stand, bereits ein ganz bestimmtes architektonisches Gepräge hatte. Und doch wäre es gerade im Interesse der äußerst wichtigen Friedhoffrage erwünscht, der künstlerischen Kraft neue Wege zu weisen. Der Friedhof von heute ist eine staatlich beaufsichtigte sozial-hygienische Einrichtung, nach Maßgabe einer rentierlichen Bodenverzinsung angelegt und ausgebeutet. Die gebräuchliche Einrichtung der Reihen- und Turnusgräber gewährt dem einzelnen nur eine äußerst geringe Bodenfläche. Jedes Grab ist genau auf jeden Leib zugeschnitten. Diese geringe Bodenfläche gestattet natürlich nur die Ausführung von Denkmalen, die sich fast gar nicht in die Breite ausdehnen, sondern nur in die Höhe strecken können. Der Begüterte kann sich allenfalls soviel Boden erwerben, als er braucht, um darauf ein stattliches Monument zu errichten. Und wir sehen nicht selten ganze Berge von Steinen, wahre Monstrositäten von Grabmälern, die das Protzentum aufrichten läßt. Also auch im Bereiche des Todes herrschen die Gegensätze des Lebens.

Ein Ausgleich wäre möglich und zugleich naheliegend: der konfessionelle Friedhof. Die Gleichheit des Glaubens, die im Leben alles vereint, sie würde auch in der künstlerischen Anlage zu einer gewissen Harmonie und Einheitlichkeit führen. Wir hätten wenigstens etwas Gemeinsames: die Idee, von der aus die Form bestimmt würde. Die Form könnte sich trotzdem individuell und mannigfaltig entwickeln. Auf diesem Wege entstand immer das, was wir Stil heißen. Der Stil geht immer aus dem Wesen der Sache, aus der Idee hervor. Aber gerade darin liegt das heutige Unvermögen der Kunst auch auf diesem Gebiete, daß sie nicht auf das Wesen und die tieferen Bedürfnisse, die zweifellos religiöse Grundstimmung der Friedhofkunst eingeht. Gewiß, es ist schon ein guter Schritt vorwärts zur gedeihlichen Entwicklung der Sache getan, wenn die künstlerische Ausgestaltung der Friedhöfe vom Standpunkt der angewandten Kunst aus betrachtet wird. Die Künste, die dabei in Frage kommen, Architektur

und Plastik, sind ja in erster Linie zur Veredlung menschlicher Bedürfnisse berufen. Aber die eigentliche tiefere Wirkung bleibt auf unserem Gebiete so lange illusorisch, solange nicht dem religiösen idealen Bedürfnisse in der Form Genüge geschieht.

Wenn wir von diesem Standpunkte aus die kleine Ausstellung betrachten, so schrumpft sie natürlich sehr zusammen. Es will uns bedünken, daß sie mehr nach der negativen als nach der positiven Seite anregend wirkt. Das Suchen nach neuen Ausdrucksformen, in denen man ängstlich das Anklingen an traditionelle altehrwürdige Formen und Symbole vermeidet, ist geradezu symptomatisch. Man will die alten Formen, Kreuze und andere Symbole des christlichen Glaubens nicht mehr gebrauchen; man fühlt aber anderseits doch das Bedürfnis, der an diesem Orte gegebenen tiefernsten Grundstimmung Ausdruck zu leihen. Man sucht krampfhaft nach etwas anderem, das eben meist nur den einen sehr zweifelhaften Vorzug hat, neu zu sein, aber in Wirklichkeit fast immer deplaziert erscheint. Was sollen uns Grabsteine, die aussehen wie Blumenständer, oder Holzkreuze, die wie Schützenscheiben bunt bemalt sind, um von jenem buntbemalten formlosen Riesenkreuze gar nicht zu reden? Was tritt uns darin anderes entgegen als eine eingestandene Verlegenheit, ein künstlerisches Unvermögen, an Stelle einer alten ausgeglichenen Formensprache eine unausgegorene neue zu setzen, die uns dagegen wie Volapük anmutet. Man wird den Grabmalen von Obrist, Pankok u. a. nur mit sehr gemischten Gefühlen gegenüberstehen. Was hingegen Drumm, Pfeifer u. a. geschaffen haben, bewegt sich in den Bahnen der Tradition und beweist, wie dem Künstler daraus immer wieder neue Anregungen werden.

Es ist bezeichnend für einen Teil der modernen angewandten Kunst, daß sie eine innige Verbindung mit dem Handwerk eingehen muß, um zu neuen Formen zu gelangen. Sie soll sich auf der Basis des handwerklichen technischen Vermögens regenerieren. Dieses Experiment gelingt vielleicht in der Kleinkunst und in der dekorativen angewandten Kunst; für die monumentale Kunst reichen bloße technische und formale Prinzipien nicht aus. Denn der Charakter der Form ist nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ; Formerhöhung setzt Gehalterhöhung voraus, und diese elementare Grundstimmung muß aus der Tiefe der schöpferischen Individualität fließen. Wir sind vollkommen damit einverstanden, daß die künstlerische Ausgestaltung der Friedhöfe Sache der angewandten Kunst sei, aber sie muß eben Kunst sein und bleiben.

A. H.

Musik.

Max Regers Sinfonietta, das erste größere Orchesterwerk des viel umstrittenen Münchener Künstlers, wird im ersten Akademiekonzert demnächst zu Gehör gebracht werden. Der Aufführung sieht man in musikalischen Kreisen mit Spannung und Interesse entgegen; die Partitur ist bereits im Druck erschienen (bei Lauterbach und Kuhn in Leipzig), so daß man sich vor der Aufführung mit dem Werke vertraut machen kann. Dasselbe nimmt schon insoferne eine Ausnahmestellung ein, als es in einer Zeit, wo man geneigt ist, selbst dem kleinsten Klavierstück eine philosophisch-programmatische Deutung mit auf den Weg zu geben, von allen derartigen Tendenzen sich freihält und nur ein Stück gesunde, fröhliche ‚absolute' Musik geben will. In der Form schließt sich Reger im großen und ganzen an die Sinfonie der Klassiker an; die vier Sätze Allegro moderato, Scherzo, Larghetto und Finale weisen sowohl in ihrer Anordnung wie in ihrer inneren Gestaltung auf das klassische Vorbild hin. Dabei hat aber der Komponist die Eigentümlichkeiten, die für seinen

musikalischen Stil charakteristisch sind, keineswegs verleugnet; wir finden die steigende kontrapunktische Kunst, sowie die frappante Modulationstechnik des Orgel- und Kammerkomponisten Reger auch in diesem neuen Werk wieder. Die Instrumentation ist sehr klar und durchsichtig, ohne auf besondere klangliche Effekte auszugehen; die Besetzung ist übrigens für ein modernes Orchesterwerk ungemein bescheiden; nicht einmal Posaunen sind verwendet. Diese Beschränkung der Mittel, sowie die harmlos heitere Haltung des Ganzen waren wohl für die Wahl des Diminutiv-Titels ‚Sinfonietta' ausschlaggebend; denn was die Ausdehnung anlangt, steht das Werk z. B. hinter den Brahmsschen Sinfonien kaum zurück.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

Herders Konversationslexikon, dessen viertem uns vorliegenden Band (H—Kombattanten) nun im Herbst bereits der fünfte zur Seite treten wird, wächst sich mit seinem Fortschreiten immer mehr zu einer Musterleistung katholischen Gelehrtenfleißes aus. Ein mit solcher Umsicht und Einheitlichkeit geleitetes Zusammenarbeiten, wobei an jedem der unzähligen kleinen Punkte die größtmögliche Kraft eingesetzt wird, nötigt immer mehr auch dem von vornherein skeptischen Beurteiler rückhaltlose Anerkennung ab. Das beweisen auch die sich stetig mehrenden Stimmen höchsten Lobes aus akatholischen Kreisen. Mehrere andersdenkende Gelehrte gaben uns bereits die Versicherung, daß sie zum Zweck raschen Nachschlagens das Herdersche Lexikon jedem anderen wegen der Genauigkeit seiner tatsächlichen und bibliographischen Angaben vorziehen. Dabei ist die Inhaltsfülle, welche in den engen Raum gepreßt wird, oft reicher als in mancher langspurigen Abhandlung. Die Höchstleistung in diesem Bezug bietet eine zehnseitige Übersicht der gesamten Kirchengeschichte, deren Besitz die Anschaffung des vorliegenden Bandes allein schon lohnen würde; denn etwas derartiges findet man nirgends anderswo. Von den sonstigen Beilagen verdienen wieder die kunstgeschichtlichen Gesamtbilder (Hebräische, Indische, Islamische, Japanische, Karolingische Kunst), ferner die Tafeln: Heraldik, Holbein, Holzschnitt und namentlich: Katakombenkapelle (aus Wilperts Werk) besondere Hervorhebung, unter den technischen besonders die beiden vierseitigen: Heizung, Kohlen und die sechsseitige: Handfeuerwaffen. Die geographischen Karten, unter denen die doppelseitigen: Japan und Kapkolonie auffallen, ersetzen kleinere Atlanten vollständig. Die Tafel: Kolibris hätte in der Farbenzusammenstellung etwas geschmackvoller geraten können. Unter den Sparten des Textes gibt keine einzige zu wesentlichen Beanstandungen Anlaß. Die Einzelmonita, welche wir früher gegenüber den literargeschichtlichen Artikeln bringen mußten, scheinen nicht wirkungslos geblieben zu sein; hervorgehoben sei die Übersicht der italienischen Literatur. Besonders zahlreich fielen in diesen Band die kirchengeschichtlichen Artikel, und gerade sie können durchweg als ebenso informationsreich wie objektiv im Urteil anerkannt werden. Außer der obenerwähnten Gesamtübersicht der Kirchengeschichte sei die vierseitige Tafel: Organisation der Kirche und von Einzelartikeln: Jesus Christus, Juden, Kirche, Jesuiten und die Papstreihen Innozenz, Johannes, Klemens genannt. Es ist nicht möglich, bei jedem Band (nun fehlen ja bald nur noch drei) auf Einzelheiten einzugehen. Wenn das Lexikon abgeschlossen vorliegt, wird es noch einmal ausführlich gewürdigt und mit den anderen verglichen werden; es hat trotz des geringeren Umfangs den Vergleich nicht zu scheuen.

* *

Unsere Kunstbeilagen.

Christian Speyer, der in Stuttgart als Professor wirkt, gehört zu denjenigen modernen Malern, die ein hervorragendes malerisches Können und ein großes raumgestaltendes Vermögen auf dem Grunde einer durchaus poetischen und immer in ihrer Art großen Stofferfassung betätigen. In der Münchener Sezession von 1903 hat schon sein Schimmelreiter durch solche Vorzüge Aufsehen erregt: ein auf sein Pferd herabgedrückter Reiter trabt in dunkelnder, stürmischer Landschaft einen Bach entlang — in der Größe und Eigenart der Auffassung an den großen Belgier Laermans erinnernd — und heuer bewundern wir im Glaspalast (Abteilung Sezession) jenen abschiednehmenden prächtigen Reiter, den unser Mezzotinto wiedergibt. Soeben ist das kraftvoll geschmeidige Tier mit seinem Beherrscher auf der Höhe seines Weges angelangt. Wie freudig erzitternd bläht es die Nüstern und schlägt mit dem Wedel die Flanken. Noch einmal blickt der Reiter Abschied nehmend ins versinkende Tal und winkt, während die frische Luft ihm den Mantel hochwirft — eine prächtig wirkende Folie für den markanten Kopf! — ein letztes Lebewohl. Die voraustrabende Rüde schließt nach der andern Seite belebt und wirkungsvoll das Bild ab, das mit großer Kunst in den Raum gestellt ist. Auch in der Farbe hat es den frischen, starken und großen Zug, ohne indes eine gewisse lyrische Innigkeit zu verleugnen, die sich besonders in den von der oberen linken Ecke ausgehenden windgefegten Wolkenstreifen von zartem Rosa ausspricht. Das Ganze ist ein Stück echter, deutscher Wanderpoesie, wie aus einer frischen Eichendorff-Stimmung ganz modern herausgemalt.

Zu unsern charaktervollsten Landschaftern gehört Karl Küstner. Seine Bilder, weit entfernt, die Wirklichkeit abzuschreiben, sind vielmehr ‚durch ein Temperament gesehene Natur', die so zur Kunst erhöht ist. Eigentümlicherweise bewirkt er diese Erhöhung nicht im Sinne der älteren Meister durch Stilisierung des Linienverlaufs, also durch Zeichnung, Aufbau oder Anordnung, sondern fast einzig durch die Farbe, so zwar, daß er selbst einem so einfachen Motiv, wie es unsere Beilage: Altwasser im Isartal zeigt, eine durchaus geschlossene und harmonische Wirkung zu geben vermag. Aber dieser Umstand hat auch zur Folge, daß die im Original so lebendig und kontrastreich erscheinenden Gemälde nicht immer ebenso in der schwarz-weißen Wiedergabe sich darstellen.

Georg Schuster-Woldau hat im diesjährigen Glaspalast (Luitpoldgruppe) die Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch ein Kinderporträt (Mädchen mit Hase), das in der ‚Aufmachung' fast altmeisterlichen Zug, in der malerisch-technischen Behandlung ein ganz modernes Können in hoher Vollendung zeigt. Wir hoffen, die Leser später noch mit dem Künstler auf dieser seiner gegenwärtigen Höhe bekannt machen zu können. Heute finden sie ihn durch ein Bild hier vertreten, das ein lesendes Mädchen am Fenster zeigt. Es war 1904 im Glaspalast ausgestellt und wirkte zwischen so manchen gequälten und gekünstelten Werken durch die schlichte Natürlichkeit und Wahrheit des Dargestellten, eine Wirkung, der sich der eindringende Beschauer auch ohne diesen Gegensatz nicht wird entziehen können.

Offene Briefe.

Dr. H. in C. — Pf. J. Fr. Sch. in Sp. — Ihre Befürchtung ist völlig gegenstandslos. Wäre Ihren Zeilen nähere Adresse beigefügt, so hätte Ihnen das begründet werden können. Eine ästhetische und kritisch einführende Studie über ‚Jesse und Maria' ist vorgesehen; doch kann sie nur erfolgen auf Grund der mehrfach umgestalteten Buchausgabe, die in wenigen Wochen in

zwei Bänden vorliegen wird. — Handel-Mazzetti beginnt übrigens bereits das Interesse des Auslandes zu erregen. In der hervorragenden französischen Revue ‚La Quinzaine' (1. Sept. 1905 S. 36—60) veröffentlicht der namhafte Kritiker Henry Brémond eine große Studie über sie, deren Untersuchung zu dem Ergebnis führt, daß man es hier mit einem Talent zu tun habe, ‚qui nous donnera souvent le magnifique plaisir de célébrer dans une même oeuvre d'art et de foi, et le chrétien et l'artiste.' Darin heißt es in bezug auf ‚Jesse und Maria', daß dieser Roman bereits weit die Verheißungen des ‚Meinrad' übertreffe, daß er eine nahezu vollendete Schöpfung sei (touche à la perfection), und daß der Kritiker, um einen Roman zu finden, der ihm soviel Vergnügen gemacht habe wie ‚Jesse und Maria', in seiner Erinnerung bis zu dem Zeitpunkt zurückgehen müsse, da er mit Entzücken ‚Adam Bede' und ‚Silas Mamer' ‚entdeckte', zwei der bedeutendsten Romane der Weltliteratur, von George Eliot. Auch im ‚Demain' ist soeben ein großer begeisterter Aufsatz über ‚Jesse und Maria' erschienen, der insbesondere den tief christlichen und katholischen Grundgedanken herausarbeitet.

Angesichts dieser wachsenden Anerkennung nimmt sich allerdings der Versuch von Dr. theol. Alois Wurm-München lustig genug aus, die ‚literarische Bedeutung' von Handel-Mazzetti als ‚gering' hinzustellen. Er beruft sich dafür auf Professor Schönbach. Ich habe seiner Zeit daraufhin das Urteil dieses hervorragenden Kritikers über ‚Jesse und Maria' mitgeteilt, das nichts weniger als die Autorin gering einschätzt, vielmehr von einer ‚hervorragenden Leistung' spricht. Jetzt kommt Dr. Wurm und wirft mir vor (Lit. Handweiser 1905, Nr. 17), es habe mich ‚kein guter Geist' regiert, als ich den Kommentar zu seinem Urteil in ‚Hochland' (2. Jahrgang, 11. Heft S. 639) gegeben habe. Beweis: Weil ich nur den Satz Sch.'s von dem ‚eigenartigen Talent' H.-M.'s, nicht aber auch die ganze Stelle, worin er — in Parantheſen — steht, abgedruckt habe. Nun ist aber die ganze Besprechung von Sch. bereits früher in ‚Hochland' wiedergegeben worden, und in meinem Kommentar wird genau mit Band und Seitenzahl darauf verwiesen! Aber auch damit werde das ‚Erstaunen vieler darüber, daß Muth das zwar nicht vielsagende(!), aber immerhin einzige günstige Wörtchen Sch.'s über H.-M. herausgreift, ... nicht zur Ruhe gebracht'. Nicht vielsagend? Es ist einfach unbegreiflich, wie Dr. W. so was schreiben mag! Er weiß doch, daß Sch. in seinen Ausführungen von einer größeren Reihe katholischer Autoren spricht, die er summarisch charakterisiert. Von keinem nennt er den Namen noch ein Werk. Nur bei H.-M. macht er eine Ausnahme, nicht ohne sie gleichzeitig mit dem Zusatz ‚eigenartiges Talent' auszuzeichnen. Das konnte mich also doch wohl berechtigen, die Stelle als einen Beweis anzuführen, daß Sch. von H.-M. nicht so wegwerfend gesprochen habe, wie Dr. W. das tut. Aber das ist ja Nebensache. Das empfindet Dr. W. vielleicht auch schon bald selber; denn schon jetzt versucht er, sein Urteil einzuschränken, indem er vorgibt, nur die ‚literarische Bedeutung', nicht aber die Begabung der H.-M. gering genannt zu haben. Erstens ist das nicht wahr (Hr. Dr. W. wird sich zum Gegenbeweis natürlich sofort darauf berufen, daß er sie ja ausdrücklich ‚nicht ganz unbegabt' genannt habe, aber damit natürlich nur Lächeln hervorrufen), und zweitens ist eine solche Unterscheidung ganz belanglos; denn gerade für die deutschen Katholiken ist eine jede nur irgendwie hervorragende Begabung auf dem in Frage stehenden Gebiet von großer literarischer Bedeutung, selbst wenn diese Bedeutung, was ich von H.-M. übrigens nicht zugebe, auch für die allgemeine literarische Entwickelung gering wäre. — Aber schließlich kommt es auch hierauf nicht an. Dr. W. wollte mir in Hinblick auf den Roman ‚Jesse und Maria' klar machen, daß ich in einem ‚literarischen Irrtum' befangen sei, und berief sich, da er mit Recht fühlte, sein eigenes Urteil reiche hierfür wohl kaum aus, auf ein altes Urteil Sch.'s — über diesen Roman? — nein, über einen früheren, — ein Erstlingswerk! Ich aber konnte ihm nun ein durchaus hochschätzendes Urteil seines Gewährsmannes über ‚Jesse und Maria' entgegenhalten, — und Dr. W. war damit ins Unrecht gesetzt. Wenn er nun mit Haarspaltereien seinem Verdruß hierüber Ausdruck gibt, so macht ihm das offenbar ein Vergnügen, das ich ihm jedoch künftig nicht mehr stören werde.

F. K. in M. Sie haben ganz recht. Der Text des Pfitznerschen Liedes ist bereits von Mendelssohn-Bartholdy komponiert worden, und man kann aus dem Vergleich beider Tondichtungen den Unterschied süßlicher und echter Gefühlsaussprache deutlich erkennen. Bezeichnend für Mendelssohns mangelhaftes Begreifen der Eichendorffschen Dichtung ist es auch, daß er die letzte Strophe einfach wegließ, die erst der ganzen Stimmung eine so eigentümliche Vertiefung gibt.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Dritter Jahrgang. Dezember 1905. 3. Heft.

Evangelisches Hochland.

Weihnachtsgedanken für die moderne Welt.

Von

A. Meyenberg.

I.

Der modern-rationalistische Kulturschriftsteller Houston Stewart Chamberlain schreibt in seinen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts (S. 42):

‚Die Geburt Christi ist das wichtigste Datum der gesamten Geschichte der Menschheit. Keine Schlacht, kein Regierungsantritt, kein Naturphänomen, keine Entdeckung besitzt eine Bedeutung, welche mit dem kurzen Erdenleben des Galiläers verglichen werden könnte; eine fast zweitausendjährige Geschichte beweist es, und noch immer haben wir kaum die Schwelle des Christentums betreten ...' ‚Es ist tief innerlich berechtigt, wenn wir jenes Jahr das erste nennen, und wenn wir von ihm aus unsere Zeit rechnen. Ja, in einem gewissen Sinne dürfte man wohl sagen, eigentliche „Geschichte" beginne erst mit Christi Geburt ...'

Eine derartige Sprache aus dem Munde eines modernen Rationalisten ist recht auffällig. — Hören wir ihn weiter:

‚Zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war es Mode geworden, ... alles und jedes mythisch zu erklären ... Im Jahre 1835 folgte David Strauß dem ihm von allen Seiten gegebenen Beispiel und bot als „Schlüssel" (!)* der Evangelien den Begriff des Mythus. Daß Strauß niemals geahnt hat, was ein Mythus ist, was Mythologie bedeutet, wie aus seinem Durcheinanderwerfen von

* Die eingesetzten Zeichen stammen von Chamberlain selber.

Volksmythen, von Dichtungen und Legenden hervorgeht, ist eine Sache für sich ... Heute sieht jeder ein, daß dieser angebliche Schlüssel nichts weiter war als eine neue, nebelhafte Umschreibung des ungelöst bleibenden Problems, und daß nicht ein „Begriff", sondern einzig ein tatsächlich gelebtes Wesen, einzig der mit nichts zu vergleichende Eindruck einer Persönlichkeit, wie sie die Welt noch niemals erlebt hatte, den „Schlüssel" gibt zur Entstehung des Christentums' ... ‚Die allerneueste streng philosophische Kritik hat das ungeahnt hohe Alter der Evangelien und die weitreichende Authentizität der uns vorliegenden Handschriften nachgewiesen; es ist nunmehr gelungen, gerade die allerfrüheste Geschichte des Christentums streng historisch, fast Schritt für Schritt zu verfolgen; doch ist das alles von allgemein menschlichem Standpunkt aus betrachtet weit weniger belangreich als die eine Tatsache, daß infolge dieser Ergebnisse die Erscheinung des einen göttlichen Mannes in den Vordergrund gerückt worden ist, so daß Ungläubige sowohl wie Gläubige nicht mehr umhin können, sie als Mittelpunkt und Quelle des Christentums (dies Wort in dem denkbar umfassendsten Sinne genommen) anzuerkennen' ...

Erinnern wir uns: ein Typus des modernsten Rationalismus und einer grundsätzlichen Kirchenfeindlichkeit wendet sich in dieser Art an die Jetztzeit. Mit den angeführten, die historischen Verhältnisse berührenden Worten spricht aber Chamberlain von einem wissenschaftlich sichern Standpunkt aus. Immer noch steht den Evangelien gegenüber eine Kritik, die den Glauben aufzulösen und zu zerstören sich berufen fühlt. Auch Chamberlain arbeitet in dieser Richtung. In historischer Hinsicht aber hat eben diese Kritik ganz neue Wege eingeschlagen, die den Pfaden des Rationalismus vor siebenzig, fünfzig, ja noch vor dreißig Jahren geradezu entgegengesetzt sind. Man gibt jetzt offen und in weitem Umfang die volle Geschichtlichkeit der Person Jesu Christi zu. Sagt doch einer der ersten Führer der modernen Kritik, Professor Adolf Harnack in Berlin:

‚Es hat eine Zeit gegeben, — ja, das große Publikum befindet sich noch in ihr, — in der man die älteste christliche Literatur einschließlich des Neuen Testamentes als ein Gewebe von Täuschungen und Fälschungen beurteilen zu müssen glaubte; diese Zeit ist vorüber. — Die älteste Literatur der Kirche ist aber in den Hauptpunkten und in den meisten Einzelheiten, literar-historisch betrachtet, wahrhaftig und zuverlässig.' — ‚Ich scheue mich nicht, das Wort „rückläufig" zu gebrauchen; denn man soll die Dinge bei rechten Namen nennen, und wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christentums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung zur Tradition.' ‚Der chronologische Rahmen, in welchem die Tradition die Urkunden angesetzt hat, ist fast in allen Hauptpunkten von den Paulusbriefen bis Irenäus richtig und zwingt den Historiker, von allen Hypothesen in bezug auf den geschichtlichen Verlauf der Dinge abzusehen, die diesen Rahmen negieren.' ‚Warum sollten dreißig bis vierzig Jahre nicht ausreichen, um den geschichtlichen Niederschlag in bezug auf die Worte Jesu zu erzeugen, den wir in den synoptischen Evangelien (des Matthäus, Markus und Lukas) finden? Warum bedurfte es hiezu siebenzig Jahre? Warum sollte die Höhe, auf welcher der vierte Evangelist (Johannes) steht, erst siebenzig bis achtzig Jahre nach Paulus erklommen sein? Warum genügen hiefür nicht dreißig bis vierzig Jahre? Warum sollen Erscheinungen, die wir leicht als Stufen zu ordnen

vermögen, wirklich Stufen gewesen sein und nicht nebeneinander gestanden haben? Warum kann derselbe Verfasser nicht den Römer- und Kolosserbrief geschrieben haben, der doch die Thessalonikerbriefe und den Römerbrief geschrieben hat? Es wird eine Zeit kommen und sie ist schon im Anzuge, in der man sich um die Entzifferung literar-historischer Probleme auf dem Gebiete des Urchristentums nicht mehr kümmern wird, weil das, was hier auszumachen ist, zur allgemeinen Anerkennung gelangt sein wird, nämlich das wesentliche Recht der Tradition.' (Harnack, Chronologie S. 8 usf.)

Wir brauchen an die gewaltigen Arbeiten, die von katholischer und auch positiver protestantischer Seite auf dem Gebiete der Evangelienkritik von Hug bis auf unsere Tage mit glänzenden und gediegenen Resultaten zu gunsten der Evangelien geleistet worden sind, nicht eingehender zu erinnern, wenn Führer des modernen Rationalismus wie Harnack so über die Zuverlässigkeit der ältesten Urkunden des Christentums sich aussprechen.

Weiteste Kreise der modernen Welt hat deshalb aufs neue und mächtiger denn je das lebhafteste Interesse für Christus erfaßt, wenn auch unter den verschiedenartigsten Gesichtspunkten.

Chamberlain charakterisiert mit Recht diese hochwichtige Tatsache in dem nachstehenden Urteil: ‚Das Endergebnis ist, daß das tatsächliche Erdenleben Jesu eine immer konkretere Gestalt gewonnen und man immer deutlicher hat einsehen müssen, die Entstehung der christlichen Religion sei im letzten Grund auf den schier beispiellosen Eindruck zurückzuführen, den diese eine Persönlichkeit auf ihre Umgebung gemacht und hinterlassen hatte. Bestimmter als je steht heute die Erscheinung Jesu Christi vor unseren Augen.' (Grundlagen B. I S. 194.) — Auf Grund dieser neuesten Wendung der Kritik preisen Moderne, die Siriusfernen vom positiven Christusglauben abstehen, mit ihnen aber auch hochinteressante Gruppen, die langsamen, gemessenen Schrittes, wenn auch auf vielen Umwegen sich demselben nähern, oft auch auffällig nahe die Grenzlinien berühren, Jesum Christum als den Einzigen, Unerreichten, von keiner Kulturhöhe Überstiegenen, als den Entdecker des Innenmenschen, der Persönlichkeit, als den Erschaffer einer neuen Menschenart, der hoch, maßlos hoch über Sokrates und Buddha stehe, als das absolute religiöse Genie, als den göttlichen Mann. Aus dem Anblick des Gekreuzigten von Golgatha müsse — sogar dieses Wort war gewagt — eine Wiedergeburt der Welt werden, und zwar eine spezifisch religiöse, ansonst drohe der Kladderadatsch der Gesellschaft. Redet da nicht das Heimweh eine überraschende Sprache? Auch Falschmünzer rufen mit ähnlichen Worten dazwischen. — Keine Frage! — Und diese beschwören eine neue religiöse Gefahr herauf. Es sind aber nicht bloß Falschmünzer, die also reden, und es droht nicht nur Gefahr. Das Heimweh mancher uns ferne stehenden modernen Geister nach Christus ist bereits so lebendig geworden, daß eine neueste Richtung, erschreckt ob der Wendung der Geister, die Parole ausgegeben hat: ‚Los von Christus! Um keinen Preis zu Christus zurück!'

* * *

Wenn der Reisende an stillen Herbsttagen, da eine tieflagernde Nebeldecke über den Tälern steht, in die Buchten des Vierwaldstädtersees fährt, entdeckt er zwar auch dann noch die Majestätslinien der Landschaft und des Gebirges; von der Herrlichkeit der Alpenwelt hat er keine Ahnung: sie bleibt dem Wanderer fremd, bis sie ihm ein goldener Morgen aus zerrissenen Wolkenschleiern enthüllt.

Liegt nicht auch für die angeführten Nationalisten die Hülle auf dem Hochland des Evangeliums? Aber einige Majestätslinien dieses Hochlandes haben auch sie entdeckt.

Houston Chamberlain bemerkt: ‚Mancher mag den Gekreuzigten niemals erblickt haben, mancher kann an dieser Erscheinung achtlos vorüber gegangen sein, tausenden von Menschen auch unter uns fehlt das, was man den innern Sinn nennen möchte, um ihn überhaupt gewahr zu werden; dagegen kann man nicht einmal Jesum erblickt haben, auch nur mit halbverschleierten Augen, um ihn dann wieder zu vergessen ...‘ (Grundlagen S. 196.)

Auch sein Auge ist nicht entschleiert!

Weihnachten möchte den Wolkenschleier und das Nebeldunkel, welches über dem von allen Seiten her anerkannten Hochland des Evangeliums für sehr viele lagert, lichten, zerreißen, damit aufgehe das große Licht, wie Isaias es verkündet hat, und durch das Erbarmungsherz unseres Gottes uns heimsuche der Sonnenaufgang aus der Höhe, wie der Priester Zacharias auf dem Gebirge Judas sang, da die ersten Frühstrahlen des Neuen Testamentes ihn in seinem stillen Hause grüßten! (Luk. 1.)

Anstatt in subjektiv gefärbter Sisyphusarbeit das Wesen des Christentums aus den Evangelien herauszuschälen, anstatt den im Evangelium schlummernden geschichtlichen Christus durch allerlei künstliche Mittel der Hyperkritik in einer ganz neuen, bisher unentdeckten Weise zu einem schemenhaften Dasein erwecken zu wollen, sollte man vielmehr in weitesten Kreisen die Evangelien so, wie sie sind, recht unmittelbar auf sich wirken lassen. Alle die Majestätslinien Jesu, welche keinem, der Christus einmal erblickt hat, ganz entgehen, stammen doch wieder aus ihnen.

Versuchen wir, ausblickend von der Weihnachtskrippe, ein Gesamtbild des Lebens Jesu wenigstens einige Schritte weit — nicht in ängstlich übertriebener Addition, wohl aber unter Berücksichtigung der großen Harmonisierungslinien, auf die die Evangelien selbst sowie eine alte und neue, ernst zu nehmende Bibelwissenschaft hinweisen — als unmittelbare Ausstrahlung der Evangelien zu gewinnen.

Die nachfolgenden Blätter möchten ganz bescheiden einige Alpenwege bauen, diesmal nur bis zu einer gewissen Kulmhöhe des evangelischen Hochlandes, von der man den herrlichen Ausgang des Lebens Jesu einigermaßen zu überblicken vermag, ohne sich dabei allzusehr in Einzelheiten zu verlieren oder wieder nur mit schablonenhaften Allgemeinheiten sich zu begnügen.

II.

Weihnachten! Der feinsinnige, griechisch gebildete Arzt und Historiker Lukas ist in seinem Evangelium, wie er es mit den an die pragmatische Sprache des Thukydides gemahnenden vier Einleitungsversen selber bezeugt, als gewissenhafter historischer Kritiker dem Stromlaufe des Lebens Jesu bis hinauf an dessen Quellen gefolgt. ‚Von Anfang an' will er in chronologisch-pragmatischer Auswahl (Luk. 1, 1—5) das Leben Jesu entfalten. Auch ein Schriftsteller, den wir als inspiriert bezeichnen, arbeitet mit seiner ganzen ausgeprägten Individualität, ja, er stellt erst recht seine volle Eigenart in den Dienst der Wahrheit. Uns ist das Bild des mit den Hierarchen Judäas wie mit den Pharisäern und Schriftgelehrten des Landes kämpfenden Christus geläufig. Nicht mit Unrecht! Doch wird dieses Bild nicht selten einseitig aufgefaßt.

Das Neue Testament knüpft zunächst ernst und innig an das Israel der alten Zeit an. Wenn uns, wie bereits angedeutet wurde, Lukas in seinem Evangelium in das Quellenland des Lebens Jesu zurückführt, dann vernehmen wir das leise Rauschen der neutestamentlichen Wasser von Siloah merkwürdigerweise zum ersten Male — auf dem Tempelberge zu Jerusalem. Bei der Vollendung eines alttestamentlichen Opfers erscheint dem edeln Priester Zacharias ein Engel. Dem Priester im Tempel wird die Geburt des messianischen Vorläufers verkündet. Aber auch im Tempel, am Rauchopferaltar, trifft den jüdischen Priester die erste neutestamentliche Strafe des Hart- und Schwachglaubens. (Luk. 1.) Im Tempel zu Jerusalem knüpfen also die goldenen Fäden der neuen Weltzeit an. Und eben diesen Tempel sucht in sehr auffälliger Weise der Jesus der Evangelien immer wieder auf, namentlich zum Beginn der in ihm sich entfaltenden Lebensalter und in den kritischen Momenten seines Wirkens. Zum Tempel wurde das vierzigtägige Kind getragen. Wie das Aufflammen des Blitzes, der vom Aufgange bis zum Untergange leuchtet, erhellten damals die Worte Simeons plötzlich auflohenden und schnell wieder abdunkelnden Streiflichtern gleich eine große Zukunft des geheimnisvollen Kindes. (Lukas 2, 22—39.) Und wieder zieht der Jüngling Jesus zum Tempel. Dort macht er zum ersten Male von sich reden. Ein erwachsenes, geistreiches Kind hat sich in der Lehrhalle des Tempels mitten unter die Schriftkundigen gesetzt. Man staunt über die Strahlen eines hohen Sinnes und Verständnisses, die durch die schlichte Hülle des blühenden Knaben dringen. Als aber Antworten und Fragen überlegendster Weisheit wie Sonnenlicht aus dem Munde des jungen Osterpilgers hervorbrachen und die Stirn seiner kindlichen Majestät umspielten, da vermochten sie die erblickte Erscheinung nicht mehr unter ihren Horizont zu bergen und in ihre Weltanschauung einzufügen. Es war wie die Epiphanie einer neuen Welt! Sie sahen ihn sitzen wie einen überlegenen Mann auf hohem Throne und erfuhren von den ihr Kind bekümmert suchenden Eltern, daß es ein Zimmermannssohn sei aus Nazareth. (Luk. 2, 41—52.) Die Wellenringe dieses Ereignisses liefen durch ganz Jerusalem wie in das

Land Judäa, und österliche Festpilger trugen sie noch weiter; — lange, lange glätteten sie nicht.

Und unermüdlich zog Jesus zu diesem Tempel, bis dessen Vorhang in seiner Todesstunde zerriß. Und was er einst in einem furchtbar ernsten Augenblick dem Tempel und der ihn umgebenden Stadt gedroht: Die römischen Adler werden sich über dem Aas der jüdischen Korruption sammeln und auf es niederfallen bis zur Vernichtung, auch das erfüllte sich im Jahre siebenzig, als führe Jesus zürnend zum letzten Male über den heiligen Ort, der das erste Recht auf ihn hatte und — verscherzte. Ja, Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, das Volk Israel hat nach den Evangelien in der Tat ein erstes Recht auf Jesus. Er hatte dort etwas zu erfüllen, was längst verheißen und erwartet war. Das spezifisch Jüdische war ihm nicht fremd, und später hat er es selber am Jakobsbrunnen als pragmatisches Gesetz der Religionsgeschichte ausgesprochen: Salus ex Judaeis est: das Heil kommt von den Juden. Das ist in gewissem Sinne das Randgebirge des evangelischen Hochlandes.

Aber auch eine andere freundliche Linie beginnt ebenfalls an der Weihnachtskrippe und zieht sich ins Leben Jesu hinein. Es ist die allgemein menschliche. Es ist der Menschensohn. Seine Mutter wickelt ihn als Kindlein in Windeln und legt ihn in die Krippe. Menschliche Schicksale ziehen sich über seinem Haupte zusammen. Menschliche Freuden grüßen ihn. Er flieht in der Hut seiner Eltern unter menschlichen Veranstaltungen vor seinem Verfolger Herodes, nachdem er vorher von Menschen Huldigung und hohe Gaben empfangen. (Matth. 2, 1—23.) Die Erzählungen und Lieder des Evangeliums seiner Kindheit aber atmen so recht lautere Menschenfreundlichkeit und Menschenliebe. In den Engelbotschaften zu Nazareth und in der Weihnacht durchbrechen diese Akzente jubelnd die jüdischen Grenzlinien: Natus est hodie Salvator, — regni eius non erit finis. — Pax hominibus bonae voluntatis. Die Frohbotschaft vom Erlöser wird allen Menschen guten Willens kundgetan. (Luk. 1, 33; 2, 11; 3, 14.) Wenn das katholische Missale in der Weihnacht diese Seite der Jugendgeschichte Jesu in ein Bild zusammenfassen will, dann legt es uns zur Lesung die Paulusworte aus dem Titusbrief vor: Apparuit . . . humanitas Salvatoris nostri . . . Es ist erschienen die Menschlichkeit und Menschenfreundlichkeit des Erlösers. Hier ist das Wort φιλανθρωπία — humanitas — Humanität im vollsten, edelsten, ausgeweiteten und vertieften Sinne des Christentums zum ersten Male geprägt. (Titusbrief 3, 4.) Das klassische Altertum kannte den Begriff in dieser Tragweite nie. Paulus, jener Feuerbrand, der nur von Christus glühte, — wie ihn ein moderner katholischer Theologe treffend charakterisiert, — hat ihn für eine neue Weltzeit gemünzt. Lukas, der Paulusschüler, hat ihn in seinem Evangelium und namentlich auch in der Jugendgeschichte unvergleichlich illustriert; man hat deshalb das Lukasevangelium nicht mit Unrecht das lieblichste Buch genannt, das je auf diesem Sterne geschrieben worden sei. Das Gloria der Weihnacht hat diesen Begriff in

himmlische Musik gesetzt und die Menschenseelen berührt, daß sie ihn verständen. Ward und wurde auch mit dem Inhalt dieses Begriffes und mit dem heiligen Worte, das ihn verkündet, schwerer Mißbrauch getrieben, — was kann das Gold dafür, wenn die Menschen es schänden: Gold bleibt doch Gold.

Und noch eine herrlichere Lichtbahn setzt in der Jugendgeschichte Jesu an und wird im Leben Jesu zur Sonnenstraße und zur Weltleuchte eines unermeßlichen geistigen Sternenhimmels. Daß wir diese Sprache der Evangelien voll verständen! Ihr Morgenrot umspielt bereits die Weihnachtskrippe.

Was gibt es Schlichteres, Einfacheres, Stilleres als das Haus von Nazareth? Aber was fallen in ihm für Worte über das Wunderkind Mariens? ‚Dieser wird groß sein vor dem Herrn und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden. Der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben, und er wird herrschen im Hause Jakob ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein. Und das Heilige, das aus dir geboren werden soll, wird Sohn Gottes genannt werden.‘ Auch hier wird an israelitische Anschauungen angeknüpft. Von Anfang an erst leise, dann immer deutlicher und herrlicher ist in den Büchern des Alten Testamentes eine göttliche Linie in den Begriff ‚Messias‘ und ‚Welterlöser‘ eingetragen. Isaias und Daniel preisen ihn mit ausgesprochenen göttlichen Attributen. Und hier in der Engelbotschaft des Lukasevangeliums ist das konkrete Kind Mariens als Sohn des Allerhöchsten, als Gottes Sohn, als das Heilige schlechthin ausgerufen. Die Gottheit tritt in Jesus in die Welt. Und dieser Jesus wird nach der Engelschilderung bei Lukas das Zentrum der jüdischen Hierarchie, den Thron Davids im Hause Jakobs in ein neues religiöses Reich verwandeln, in dem er herrscht. Hier erscheint zum ersten Male der Begriff vom Reiche des Messias, der in den Prophetenbüchern und in der jüdischen Theologie eine hochinteressante Vorgeschichte und in den Evangelien eine staunenswerte Ausbildung in tiefen pragmatischen Zusammenhängen des Lebens und in großartigen Entwickelungen der Lehre Jesu gefunden hat. Auf der gleichen göttlichen Linie der Jugendgeschichte Jesu stehen das Engelgloria der Weihnacht, der Wunderstern, der den gebildeten Männern des Ostens, die wahrscheinlich auch uralte Messiastraditionen des Orients bewahrt hatten, aufgegangen und ihnen nach der Schilderung der Evangelien als eine in die tiefere Luftschicht gesenkte Lichterscheinung von Jerusalem nach Bethlehem Führer war, endlich auch die Tage des Kindes im Tempel, von denen das Evangelium uns bereits erzählt hat. Wenn die Kritik das hohe Alter und die Echtheit der Evangelien anerkennt, dann kann sie nicht ohne weiteres diese Züge als legendenhaft ausscheiden. Sie sind zu eng und zu unmittelbar mit den Grundanschauungen der ganzen Jugendgeschichte, sowie mit den Überzeugungen der im Evangelium handelnden und überraschend naturwahr geschilderten Personen verwoben, als daß sie aus inneren Gründen losgelöst werden könnten. Und was noch mehr besagt, diese leisen Linien der Jugendgeschichte werden im Evangelium des öffentlichen Lebens Jesu immer kräftiger, mächtiger, strahlender. Darum geben auch viele moderne

Kritiker jetzt offen zu, daß Apostel, Evangelisten, ja das Urchristentum die Gottheit Christi im vollen Sinne des Wortes in unerschütterlicher Glaubensüberzeugung festgehalten hatten. Will man trotzdem es versuchen, ein anderes Wesen des Christentums aus den Evangelien herauszulösen, so zerstört man nicht bloß ein wunderbares Mosaikbild Christi, indem man die einzelnen Stücke mit den göttlichen Bezeugungen aus ihrem innigsten Wesenszusammenhange löst, sondern die Hyperkritik erfährt bald, daß sie in einen lebendigen Organismus eingegriffen hat. Das Evangelium steht jetzt da mit offenen, blutenden Adern und stirbt unter den Händen seiner ungeschickten Operateure. Was zurückbleibt, sind großartige Ruinen eines einzig großen Lebens.

Darum hat auch Paulus, da er im Titusbrief die in Christus erschienene Humanität der Welt verkündet, tiefsinnig beigefügt: *ἡ φιλανθρωπία τοῦ σωτῆρος ἡμῶν θεοῦ*: Es ist erschienen die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Erlösers und Gottes. Er verkündet mit der ganzen Macht seines säkularen Geistes und aus der flammenden Glut seiner Liebe heraus: Divinität und Humanität in dem selben konkreten Christus.

Jetzt treten wir aus den Vorgebirgen der Jugend in das eigentliche Hochland der Evangelien ein. Für dieses Mal möchten wir nur, wie bereits angedeutet wurde, zu einem rascheren Gang bis zu einer ersten Kulmhöhe dieses Hochlandes einladen.

III.

Zunächst öffnet sich vor uns die tiefe Talsenke des Stillebens von Nazareth, in der die Lilie der Täler blüht, in der aus dem gedemütigten Wurzelstocke Jesses das keimende Reis (nezer) als wahrer Nazaräer sproßt. (Is. 11, 1; Matth. 2, 23.)

Nun steigt er empor — Jesus von Nazareth — und zieht ins öffentliche Leben. Er ist in der Tat von dieser Erde. Lukas flicht bei seinem Eintritt in das öffentliche Wirken den so eigenartig tiefsinnig geschriebenen menschlichen Stammbaum Jesu ein. (Luk. 3, 23 ff.) Er stammt vom Himmel, — das rufen alle vier Evangelisten bei der Erzählung oder Erwähnung der wunderbaren, aber mit allen Farben konkretester Wirklichkeit geschilderten Taufoffenbarung in die Welt. (Matth. 3, 13 ff.; 4, 1—11; Mark. 1, 1. 12. 13; vergl. 1, 9—11; Luk. 3, 21 ff.; Joh. 1, 32. Man vergleiche einmal die hochinteressanten griechischen Texte!) — Er ist über die Hölle, — das besagt die Versuchungsgeschichte, die unmittelbar folgt. — Er kommt aber für diese Erde; diese Tatsache entfaltet die mit beispielloser Unmittelbarkeit geschilderte Geschichte der Sammlung der ersten Jünger, die sich sofort anschließt (Joh. 1, 29—51), und in der das Gotteslamm, der Welterlöser, mitten im ersten kleinen Frühling seiner sprossenden und werdenden, aber bereits planvoll angelegten Kirche erscheint. (Joh. 1, 42.) Er fängt an zu herrschen im Hause Jakobs.

Jetzt kommt ‚seine Stunde'. Welche Stunde? Es ist der Tag, da er zum erstenmal offiziell als Mann in den Tempel zu Jerusalem ein-

zog. (Joh. 2, 14—25; vgl. Joh. 2, 4.) Erinnern wir uns an die Linien der Jugendgeschichte, die zum Tempel neigten! Jetzt verlegt er seine ganze Schule in diesen Herzpunkt Israels. Malachias hatte einst geweissagt, wenn der Messias in seinen Tempel komme, werde er wie ein schmelzend Feuer die echten und unechten Söhne Levis scheiden und läutern, ja, wie ein Silberarbeiter, der bei der Läuterung des Metalls sitzt, seine ganze Aufmerksamkeit dieser heiligen Scheidung und Reinigung zuwenden. Jetzt reinigt er tatsächlich den Tempel. Er stößt zürnend mit dem Unglauben und der religiösen Verwahrlosung zusammen. Die Tische der Wechsler in den Vorhöfen wirft er um. Es ächzt der verschüttete Mammon unter seinen Füßen. Die Schänder des Heiligtums fliehen vor dem Angesichte seiner Majestät und vor der Geißel seines Zornes. Und da der latente Unglaube der Hierarchen ihn zur Rede stellt, überrascht er sie mit einer Zukunftsperspektive, die grell die ganze Entwickelung der messianischen Katastrophe beleuchtet: Ihr werdet euere begonnene Opposition weiter treiben, bis daß ihr den Tempel dieses meines Leibes im blutigen Messiasmorde niederreißet; ich aber werde ihn in drei Tagen wieder aufbauen. Solche Majestätsworte gehören mit zum *Wesen* des Evangeliums und des Christentums.

Dann enthüllt er gleich nachher in stiller Nachtstunde dem gebildeten Nikodemus sein wunderbares Programm. Er erhebt seine Hand nicht feindlich gegen die Entwickelung der Wissenschaft und Kultur; gegen sie schwingt er keine Geißel. Er knüpfte sogar zuerst bei den Gebildeten an. Aber er bringt in diese Welt ein *neues, zweites Leben*, eine göttliche, übernatürliche Kraft, die unser Wesen erhebt, verklärt, reinigt, entsühnt. Und er verlangt auch von der gebildeten Welt eine neue Geburt, eine Wiedergeburt aus Gnadenkraft von oben und in echtester Innerlichkeit eines neues Charakters. Und wiederum deutet er dem staunenden Nikodemus an, er werde dieses sein Programm am Holze der Schande vollenden. (Joh. 3, 14.) Da aber die ersten ernsten Intriguen gegen seinen Täufer und gegen ihn selber ausgespielt werden, verläßt er Judäa, ja selbst die *jüdischen Grenzen* und wiederholt in den Halmfeldern von Sichar und am Jakobsbrunnen sein Programm vor einem schlichten Kinde aus dem Volke, der sündigen Samariterin, deren Seelenwunde er berührt, deren religiöse Ahnungen er aufs höchste spannt. (Joh. 4.) *Schon ist das spezifisch Jüdische bedeutungsvoll durchbrochen.* Doch zieht er vorerst wieder auf seine Erntefelder ins jüdische Galiläa. Und hier berücksichtigt er wiederum *eine Stätte ersten Rechtes.*

Er riß sie hin durch die Anmut seiner Rede; da aber sein Wort wie ein zweischneidig Schwert strafend und läuternd bis ins innerste Mark ihrer Seele drang, rissen sie *ihn* aus der Synagoge, um ihn über den Felsen zu stürzen, auf den ihre Stadt gebaut war. Er aber schritt als *Herr der Geister* in ihrem wildesten Aufruhr mitten durch sie und ging weg. Jetzt, da alle Orte des ersten Rechtes ihn verstoßen hatten, — Bethlehem, Jerusalem, Judäa, Nazareth, — wählte er sich mitten im Völkerchaos von Nordgaliläa *seine*

Zentrale Kapharnaum und das Haus des Simon, den er schon bei der ersten Begegnung mit einer bedeutungsvollen Namensänderung Kephas, den Felsen geheißen, als Wohnstätte. Hier in Kapharnaum zeigt sich Jesus wiederholt als Herr der Not und des Elendes, namentlich aber an einem denkwürdigen Sabbatabend, da die Sonne seiner Barmherzigkeit bis in die tiefe Nacht hinein leuchtete, sich um jeden Notschrei der Kreatur kümmerte und alle heilte. (Luk. 4, 38—41; Matth. 4, 13—16; 8, 14. 15; 8, 16. 17; Mark. 1, 29—34.)

In der Synagoge der Stadt aber wirft er mitten in einer skandalösen Szene, wie sie Lukas und Markus unverblümt schildern, einen unreinen Dämon aus einem Menschen: ‚Herr der Hölle bist du!' (Luk. 4, 31 ff.; Mark. 1, 21 ff.) Bald nachher fährt er mit seinen Jüngern über den Genesareth, segnet einen befohlenen Fischzug nach voraufgegangener fruchtloser Nachtarbeit der Fischer. Simon bricht über der unerhörten Beute in dem beinahe versinkenden Schifflein zusammen; er fühlt die Nähe eines höheren Wesens, dessen Sonnenlicht ihn den Gegensatz der eigenen Sündhaftigkeit um so lebhafter empfinden macht: Herr der Meere und ihrer Bewohner, Herr der Natur und des Alls, geh weg von mir; ich bin ein sündhafter Mensch! Und wie zur Antwort nennt Jesus seinen Kephas — einen Menschenfischer in ferner Zukunft!

In der Szene mit dem Gichtbrüchigen (Luk. 5, 17—26; Mark. 2, 1—12; Matth. 9, 1—8) erreichen die Evangelien einen ungeahnten Höhenpunkt. Jesus spricht zu dem Kranken: ‚Deine Sünden sind dir vergeben.' Darüber entsteht ein wahrer Aufruhr der Geister. Die jüdischen Theologen treten mit aller Entschiedenheit und Wucht ihm entgegen. Sie rücken mit einem Grundaxiom ihrer und aller Theologie wider ihn an: Gott allein kann Sünden vergeben. Sie verkünden es laut dem Volke: Dieser ist ein Gotteslästerer. Der Grundsatz der Schriftgelehrten ist richtig, unbestreitbar. Da heilt Jesus mit einem einzigen Befehl den Gichtbrüchigen. Wenn ich dieses äußere, durch euch selbst kontrollierbare Wunder wirke, warum sollte ich das innere, unkontrollierbare nicht wirken können? Der Menschensohn, der vor euch steht, hat auf Erden die Macht, Sünden nachzulassen. Der latente Syllogismus der Tatsachen aber drängt unaufhaltsam und unerbittlich zu dem Schlusse: Dann ist dieser Menschensohn Gott selbst. Übersehen wir es nicht, wir lesen den Bericht über dieses Ereignis von so unermeßlicher Tragweite nicht bei Johannes, sondern bei Matthäus, Markus und Lukas. Jesus ist selber Herr und Vergeber der Sünde! Und wenn er später Menschensöhnen die Gewalt überträgt, Sünden nachzulassen, dann wäre auch das entweder unerhörte Anmaßung, oder es ist der Ausfluß seiner Gottheit, die herrlich aufleuchtet! — Jetzt reizt Jesus förmlich den Unglauben der Pharisäer und Schriftgelehrten. Er drängt auf den Abschluß einer ersten Periode. Den Sünder Levi — Matthäus — ruft er von der Zollbank in seinen Jüngerkreis. In einer Gesellschaft von Zöllnern und Sündern nimmt er an einem

Gastmahle teil. Gewaltig donnert das Echo durch Galiläa und Judäa: ‚Ich bin der Herr, der Arzt der Sünder.' Von der Erde ist er und doch vom Himmel; Herr des Tempels ist er und Herr der Geister mit einem unermeßlichen Programm für die Menschengeister! Vertrieben von den Stätten seines ersten Rechtes wählt er sich seine eigene Zentrale und unternimmt von dem Simonshause aus seine ersten Ausgänge. Und seine Fußspuren verkünden es landauf landab: Herr ist er der Hölle, des Elendes, der Not, der Krankheit, der äußeren Natur und der innersten Seele. Was ist doch das für eine planvolle Klimax nicht bloß der Worte, sondern der Taten des Lebens Jesu, was für ein Alpenweg ins evangelische Hochland! Am Schlusse dieser ersten großen Lehrperiode wendet sich Jesus mit überlegener Entschiedenheit gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten, die er vor allen andern zu lebendigen Bausteinen seiner Kirche hatte meißeln wollen: Ich will und muß den neuen Wein des Evangeliums in neue Schläuche gießen, sonst wird der neue Wein die alten Schläuche sprengen, und er selbst wird verschüttet. Ihr aber habt den alten Wein euerer Weltanschauung zu lange getrunken und saget: Der alte ist besser!

Dann eilt er nach Jerusalem zum Feste und trägt auch dorthin die Scheidung der Geister. Er heilt am Sabbat den 38jährigen Kranken, gerät mit den Führern des Volkes darüber in eine wogende Disputation (Joh. 5, 1—47) und verkündet ihnen offen, er habe wie Jahwe, der Vater des Himmels, die Gewalt, die Toten lebendig zu machen; er ist der Herr über Leben und Tod! Bestürzt greifen ihn seine Feinde an: Er setzt sich Gott gleich. In grandioser Rede hinwiederum bestätigt er ihnen diesen Vorhalt und hält ihn auf das feierlichste als seine These aufrecht. (Joh. 5, 19—47.) Während sie bereits Mordpläne wieder ihn schmieden und das Niederreißen seines Leibes, von dem er am ersten Osterfeste gesprochen, näher rücken, eilt Jesus wieder nach Galiläa und zieht in wogendem Geisterkampfe und unter lauter Sabbatwundern und Konflikten nordwärts. Nach einer Gebetsnacht auf den Hörnern von Hattin holt er jetzt zu einem Gegenschlag von unermeßlicher Tragweite aus. Er wählt sich aus seiner Jüngerschar zwölf eigene Apostel und hält am nächstfolgenden Tage an den Hängen des Gebirges vor einer Riesenschar Volkes aus Judäa, Galiläa, Samaria, aus dem heidnischen Tyrus und Sidon und der Dekapolis seine berühmte Bergpredigt. (Matth. 5, 6. 7; Luk. 6.) Die an den Hängen und vielleicht bis zu den blauen Fluten des Genesareth Lagernden, die seinem Worte lauschen, während er selber redet wie einer, der Macht hat, sind bereits ein Bild der Weltkirche Christi und ihrer Grundorganisationen. Der Widerstreit der jüdischen Priester und Schriftgelehrten hatte sein eigenes Werk beschleunigt. Der Herr des Tempels beginnt einen neuen Tempelbau. Das Wort von seiner Kirche, das in der Nazarethhütte gefallen war, fängt bereits an, sich auszugestalten. Der Herr der Geister und der Leiber, der Not und des Elendes, der Krankheit und des Niedergangs, der Herr der Hölle und der Höllengeister, der Herr

der Meeres- und der Seelenabgründe ruft in die lautlose Stille der Umgebung und in die lauschende Welt, die alle Läufe der Kulturentwicklung versucht und trotz der gewaltigsten Fortschritte den religiösen Frieden nicht gefunden hat, alle verlorenen Söhne der Weltgeschichte in eine neue Heimat ladend, das messianische Wort: Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich; selig die Armen, ja, die Armen, das sind alle jene, die, ob äußerlich reich oder dürftig, geistig sich arm und schwach fühlen an Wahrheit und Kraft und Tugend und Charakter: ich kann, ich will, ich werde euer Herr und Erlöser sein. Und dann entrollt er das Programm seines Reiches, ein Programm der Gnade von oben und einer echtesten, tiefsten, für die Welt ganz neuen Innerlichkeit sowie einer übernatürlichen Verklärung und Entfaltung der menschlichen und christlichen Persönlichkeit, gegen das alle Moralsysteme der Weltweisen abblassen wie die Sterne im Glanze der Vollsonne. Und was die Evangelisten davon niedergeschrieben haben, das ist die magna charta einer neuen Menschenart und einer neuen innerlichen Wiedergeburt — die magna charta der Gnade und der Kirche Christi.

* * *

Das ist ein Blick von Weihnachten in das konkrete Leben Jesu hinein.

Alles hat jüdischen Erdgeruch; es wandert keine mythisch fremde, phantastisch aufgebauschte Gestalt durch das evangelische Land!

Aber die jüdischen Linien sind siegreich durchbrochen. Wie ein herrlicher, unermeßlich großer und vielarmiger Alpensee, der mit seinen Buchten weit in das Land und tief ins Herz des Hochgebirges dringt, umfaßt und durchflutet die Humanität Christi alle Verhältnisse der Menschheit und der Welt.

Das Riesengebirge der Divinität aber türmt sich von allen Seiten aufsteigend zu unermeßlichen Höhen. Wir haben erst eine mittlere Kulmhöhe dieses evangelischen Hochlandes erstiegen, aber sonnenüberstrahlt schauen wir vor uns näher und ferner neue Gebirgsketten von Tatsachenbeweisen für die Gottheit Christi, aufsteigend bis zu den Fernhöhen der göttlichen Geheimnisse. An den Hängen aber blüht der Frühling einer neuen Welt, und vom Zentralgebirge ziehen die Bergzüge der Kirche in alle Zeiten und Lande. Was zeigt erst der Gang durch das gesamte Hochland der Evangelien dem entschleierten Auge?

‚Und siehe, in der letzten Weltzeit wird gefestigt sein der Berg des Hauses des Herrn über den Gipfeln aller Berge, und erheben wird er sich über alle Hügel, und hinströmen zu ihm werden alle Nationen.‘ (Isaias 2.)

Der Treubecher.

Eine Kamingeschichte.

Von

Karl Linzen.

(Fortsetzung.)

Ein halbes Dezennium Weltgeschichte war seither verflossen. In Böhmen war die Flamme aufgeschlagen, und unter dem Geschützdonner am Weißen Berge bei Prag hatte Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der neue Böhmenkönig, den kaum bestiegenen Thron sieglos dem Kaiser überlassen.

An einem klaren, schönen Maiabend des Jahres 1621 schritt Herr Amos vom Rosenbusch, der zu Wien als ein vielgereister Mann und Liebhaber der Bücher, der Wissenschaften und schönen Künste bekannt und geschätzt war, mit einem schlanken, wohlgekleideten Fremden rasch durch die Straßen der kaiserlichen Donaustadt. Das Gespräch beider bewegte sich, wie es natürlich war, lebhaft um die politisch und kriegerisch bedeutsamen Ereignisse der letztverflossenen Zeiten, wobei Herr Amos nicht verabsäumte, das fein- und kühngeschnittene Profil seines weit jüngeren Begleiters zuweilen mit einem wohlgefälligen Blick zu streifen. Der Gastfreund, der am Vorabend, auf einer Studienreise von Paris nach Italien begriffen, zu später Stunde Herrn Amos' Schwelle betreten hatte, war kein anderer als Gastons Sohn, — jenes Gaston de Gaze, der weiland der schönste und stattlichste Gardeoffizier Seiner französischen Majestät gewesen, und dessen dunkles, lebhaftes Augenpaar Herrn Amos ein Leben lang immer vorgeschwebt hatte, so oft er an die Sommerlauben des schönen, lustigen Frankreich, an seine Pavillons und blühenden Rosengärten, seine holden Frauen und die eigene feurige Jugendzeit gedacht. Längst war Gaston de Gaze tot, sein Blut auf dem Felde der Ehre geflossen und sein Andenken mehr als einmal von dem liederkundigen Baron in stattlichen Vierzeilern besungen worden, deren stolzgleitende Bewegung dem im Winde wallenden seidenen Lilienbanner abgelauscht schien. Aber seit gestern erkannte Herr Amos mit steigender Freude in den Zügen des Sohnes immer von neuem den unvergeßlichen Vater wieder.

‚Ich kann Euch als gewiß verheißen, mein lieber Gaspard, daß Ihr den Kaiser unter den edlen Gästen vorfinden werdet,‘ sagte Herr Amos, da sie eben in eine breitere Straße von stattlichen Häusern und Palästen einbogen. ‚Erzählet dann später Euern werten Freunden in Paris, daß kein gewaltiger, aber ein treuer und wohlmeinender Mann zur Zeit auf dem Throne der Habsburger sitzt! — Übrigens vermut' ich wohl zu Recht, daß Ihr bereits ein andres königliches Haupt — von freilich erloschenem Glanze — auf Eurer Herreise vor Augen bekommen habt. Ich meine den windigen Friedrich von der Pfalz, der gegenwärtig unter dem Schutze der Hochmögenden im Haag weilen soll, nachdem ihm des Kaisers Freund, der tapfre Wittelsbacher, letzten Herbst das angemaßte Krönlein vom Haupte geschlagen. Ich wette, der eitle Herr setzt, seit er aus Böhmen fliehen mußte, Gut und Ehre und niederländische Dukaten daran, um dem Kaiser allenthalben in Europa Feinde zu erwecken, und würde, wie er auch schon bewiesen hat, selbst vor einem Bündnis mit dem Türken nicht zurückschrecken.‘

‚Ich sah ihn zu Amsterdam mit dem süßsauersten Gesicht von der Welt zur Kirche fahren,‘ erwiderte Gaspard de Gaze. ‚Seit der Kaiser unter Trompetenschall die Reichsacht über ihn ausrufen ließ, und man schon überall in den Schenken und auf den Gassen spottweise von dem böhmischen Winterkönig redet, da fänden die Niederländer in der Tat wohl keinen Willigern, der sich als Brandfackel gegen Habsburg gebrauchen ließe. — Immerhin, ich mag dem Pfälzer und seinem rascherfüllten Schicksal mein Mitgefühl nicht versagen. Denn das muß man rühmen: Er gilt allenthalben als ein leutseliger, aufgeräumter und guter Herr.‘

‚Ein Verräter an seinem Kaiser ist er,‘ schalt der sonst sanfte Herr Amos erbost. ‚Sein Königtum nenn' ich eine gottlose Narrenposse, der der Himmel ein verdientes Ende bereitet hat. All die böhmische Verwirrung und kriegerische Unruhe trägt er auf dem Gewissen, der spielerische Knabe, der nicht eher geruht hat, als bis er seiner stolzen Herzliebsten zu Prag die Königskrone auf die schönen Locken gedrückt, um dann selber ein willenloses Werkzeug in den Händen der starrköpfigen böhmischen Herren zu werden. Nun mag er seinem Kurhut nachlaufen, den ihm die Reichsacht vom Kopfe gefegt hat, und der — bei Gott! — dem tapfern Wittelsbacher besser zu Gesichte steht! Sünd' und Frevel war's, wie dieser pfälzische Herr, da schon die Werbetrommel im Land rumorte, zu Prag in Saus und Braus gelebt, mit böhmischen Damen getanzt, böhmisches Bier getrunken und seinen fadenscheinigen Fastnachts-Königsmantel auf lustigen Schlittenfahrten hat wehen lassen. — Doch genug! Ich sehe, wir sind angelangt.‘

Der gute Baron prustete noch ein wenig vor politischer Aufregung und tupfte sich, während er sein Auge an einem breiten, palastähnlichen

Gebäude emporschweifen ließ, mit dem feinen Battisttuch einige Tropfen von der Stirn. Die reiche Renaissancefassade mit den balkonstützenden menschlichen Leibern von Stein und einer stolzen Fensterreihe erhob sich ziemlich am Ende der Straße, eine weite Flucht duftig blühender Maigärten beherrschend, die sich nach dem in der Ferne blau verschimmernden Donaugürtel hinaus erstreckten. Bescheiden zögernden Schrittes folgte Gaspard de Gaze dem Führer durch das hallende Vestibulum. Die mit Teppichen belegte, in feierlichen Dämmer gehüllte Treppe zur Linken lassend, traten sie auf eine dem Garten zugewandte freie Terrasse an der Rückseite des Hauses hinaus, woselbst sich ein anmutig bewegtes, farbiges Bild ihrem Auge darbot. An Säulen lehnten oder in geschnitzten Armstühlen saßen, um eine munter scherzhafte Unterhaltung bemüht, Kavaliere im Offizier- oder Staatsrock. Einige Windspiele schmiegten sich neben seidenen Damenroben, die in schöner Faltung die steinernen Stufen niederflossen, fast von dem zierlichen Strahl einer Wasserkunst benetzt, den der fächelnde Abendwind zuweilen herüberbog. Der Hausherr, der sich zur Begrüßung der Ankömmlinge erhob, war ein würdiger Greis in dunkler Tracht, ein Freund des vor Zeiten verstorbenen berühmten Astronomen Tycho de Brahe und ehemaliger besonderer Günstling des Kaisers Rudolf. Seine Sammlung von Statuen, Kameen, Gemälden und Mosaiken genoß hohen Ruf bei allen Kennern und brauchte, wie es hieß, selbst einen Wetteifer mit den kaiserlichen Kunstschätzen in Prag nicht zu scheuen.

‚Herr Gaspard de Gaze,‘ so machte er alsbald den jungen Franzosen den übrigen bekannt, ‚ein Gastfreund unsers wackern Sängers vom Rosenbusch. Er kommt von Paris, wo König Ludwig das Erlegen der Hirsche und die Falkenbeiz' aufgegeben hat, um die Wände seines Kabinetts mit Kriegskarten tapezieren zu lassen. Ich denke, wir trinken das Wohl des edlen Gastes mit einem Tropfen der feurigen Bourgognerrebe!‘

Junge, behende Schenken, die mit den Purpurmützen auf dem dunklen Gelock schönen Cyperknaben glichen, trugen allbereits den Willkommtrunk herbei und stellten feines, wappengeziertes Silbergerät mit allerlei Gebäck und Früchten auf den Tisch. Laut und lebhaft erhob sich nun das Gespräch; denn der herben, politischen Kost waren zu jenen Zeiten selbst schöne, zarte Lippen nicht ungewohnt, und der junge Franzose hatte während der ersten halben Stunde genug zu tun, um die Wißbegier aller Nächstsitzenden mit artigem Bescheid zu befriedigen.

Darnach aber rückte Herr Amos seinen Stuhl vertraulich zu Gastons Sohn in den Schatten einer Säule und begann, ihm in vertrautem Flüsterton allerlei Wissenswertes über Eigenart und Lebensumstände der hervorstechendsten Persönlichkeiten in der Gesellschaft mitzuteilen. Jeden der Berichte wußte

er mit etlichen intimen Zügen schmackhaft zu würzen und verbarg dabei hinter einem schalkhaft launigen Ton nicht den Ernst des im Leben wohlbefahrenen Mannes.

‚Jener kleine, glatzköpfige Elegant,‘ so begann er seine bedächtige Ohrenbläserei, ‚der dort bei den Damen steht und in verliebter Lustigkeit wie ein spanisches Zwerghähnchen kräht, ist der ehemals mit manchem wichtigen Staatsgeschäft betraut gewesene Gesandte von Heckedorn. Sein Zwickelchen am Kinn war schon eisgrau, als der Vielgeschäftige sich eines Tages plötzlich darauf besann, daß auch ihm das Schicksal einen noch unentsiegelten Rechtsbrief für Genuß und leichtlebiges Behagen in die Wiege gelegt, und von Stund' an hat der Alte allen beschwerenden Sorgen und Ämtern den Laufpaß gegeben, reimt lustig „Füßchen“ auf „Küßchen“ und schleicht mit Süßigkeiten in der Tasche durch die Kemenaten unserer Komtessen. Seither denk' ich, daß es keinem vor seinem Ende gesungen ist, ob er als ein wohlbestellter Mann oder als offenkundiger Narr zur Grube fahre. — Der Hagerblasse dort — seine Stirn erscheint durchknittert wie das Titelblatt einer Mönchsbibel — ist ein Herr von Hohenfall, der vor just drei Jahren noch recht und schlecht Fabrizius Platter hieß und sich bei dem Tintenverschleiß der königlichen Statthalterschaft zu Prag als Geheimschreiber betätigte. Er war einer von den drei glücklich Unseligen, so der wilde Matthes Thurn mit seiner heulenden Schar als Verletzer des Majestätsbriefes aus dem Fenster der Prager Kanzlei in den Schloßgraben hinunterwarf. Ein böser Sturz von sechsundfünfzig Schuhen und ein wahres Marienwunder, wie ein jeder von den Dreien mit dem Leben entrann! Der Kaiser aber hielt einen Schreiber, der nach so „hohem Fall“ sich gleichwohl behend aufraffen und mit blutenden Schrammen nach Wien laufen konnte, um dort die Kunde von der böhmischen Empörung zu überbringen, wohl eines Adelsbriefes für wert und ernannte darum den getreuen und sturztüchtigen Mann zu einem „Herrn von Hohenfall“.‘

‚Mit der Federspule im Wappen?‘ fragte Gaspard belustigt.

‚Wohl möglich; doch bin ich hierüber nicht unterrichtet. — Einen schillernden Pfauenschwanz im Familienschild aber führt in der Tat jener gespreizte Gesell,‘ berichtete Herr Amos, die Stimme noch mehr dämpfend, weiter, ‚der sich dort vor der schönen Fürstin Lakme auf seinen goldverzierten Stock stützt. Er ist ein Vetter des bekannten Baron Olivier, der durch Graf Slatok vor just drei Jahren bei einem geheimnisvollen Duellhandel aus dem Leben befördert ward, und gleich dem andern hat er sein Ahnengut verpraßt und verspielt.‘

‚Graf Slatok? Ihr meint den General, der als des Kaisers besonderer Günstling bezeichnet wird?‘

Herr Amos nickte. ‚Er ist noch nicht zugegen. Doch werdet Ihr auch ihn bald unter den Gästen sehen.‘

‚Und die Ursache jenes Duells?‘

‚Keine andre, als daß der Graf glaubte, seine Haus- und Gattenehre gegen den allzeit in Liebeshändel verstrickten Baron mit der blanken Waffe schützen oder wohl gar rächen zu müssen. Der Fall wäre ein ziemlich alltäglicher, wenn nicht damals die Freunde Oliviers allenthalben das Gerücht ausgestreut hätten, daß es sich nicht sowohl um einen regelrechten Zweikampf als vielmehr um eine mörderische Verletzung des Gastrechts durch Graf Slatok gehandelt habe.‘

‚Ihr weckt meine Neugier, Herr Amos, ohne sie gehörig zu befriedigen!‘

‚Wozu ich auch nicht in der Lage bin. Wenn Ihr genauere Aufschlüsse wünscht, so seid Ihr an den Reichshofrat Pappus verwiesen, der leider heute nicht zugegen sein wird. Er allein ist in der Lage, über jene Vorfälle aus eigenster Anschauung zu berichten. Nur schade, daß er mit seinen Mitteilungen so karg ist wie ein Geizhals mit Goldstücken, offenbar weil er sich scheut, über Dinge zu plaudern, die er dereinst in seiner Eigenschaft als Gast und Vertrauter des Grafen mit ansehen mußte.‘

Eine Gesprächspause trat ein, während welcher Gaspard de Gaze angelegentlich die ebenmäßig schönen, sanften Marmorzüge der Fürstin Lakme studierte. Herr Amos folgte seinen Blicken und bemerkte: ‚Eine gefährliche Dame. Beobachtet diese weichen, müden, katzenhaften Bewegungen und den Aufschlag der wundervollen, schwarzen Augen, die gesenkt scheinen, aber fortwährend unter den Wimpern hervorspähen! Das hohe, graue Steinhaus ihres Vaters ragt heut, von türkischem Raubgesindel zerstört, als ein schwarzer Trümmerbau am Rande der Pußta. Ein halbes Kind noch war sie mit dem griechischen Fürsten Alexandros Tumani vermählt worden, der dann bei einem Schiffskampf drunten im ägäischen Meer sein Leben ließ. Seitdem waltet sie als fröhliche Witwe und verzehrt ein ungeheures Vermögen. An dem vorerwähnten Duellhandel war sie wohl nicht ganz unbeteiligt, wenn auch ihre Schwester Tamara, die als noch abenteuerlicher gelten muß, die Hauptrolle dabei gespielt hat. Tamara ist seitdem vom kaiserlichen Hofe verbannt.‘

‚So nahm sich sogar der Kaiser jenes Vorfalls an?‘

‚Gewiß, und über dem Grafen, der nicht lange zuvor mit wichtigen politischen Aufträgen betraut worden war, drohte wegen der blutigen Tat eine Zeitlang schwer die Wolke der kaiserlichen Ungnade. Als aber Matthias gestorben war, und der Erzherzog Ferdinand die Zügel der Regierung ergriff, da ging auch Slatoks Stern neu und glänzend auf. Der junge Kaiser hatte die militärische und politische Befähigung des Mannes, der gerade in den schlimmsten Zeiten allgemeiner Verwirrung unentwegt und treu zu

Habsburg gestanden, mit Scharfblick erkannt. Zunächst entsandte er ihn mit wichtigen Aufträgen nach Italien. Als Slatok von dort zurückkehrte, da hatten die damals Schlag auf Schlag folgenden Tagesereignisse die Erinnerung an den unliebsamen Handel fast gänzlich fortgewischt. Zur Stunde erfreut sich der Graf um so mehr der kaiserlichen Gunst, als er Ferdinand jüngst einige selbstgeworbene Regimenter zur Verfügung gestellt hat, die unter dem Kommando eines Unterführers die Flamme des Aufruhrs in Oberösterreich zu löschen bestimmt sind. Auch kommt der bedeutende Einfluß, den Slatok und nicht minder seine schöne Gemahlin bei der Bevölkerung und dem Adel Mährens besitzen, dem Hause Habsburg zugute. Wie verlautet, wird sich der Graf demnächst sogar als Kommissar nach Olmütz und Brünn begeben, um dort in Kaisers Namen die alte Ordnung der Dinge völlig wiederherzustellen.'

‚Ihr habt nun glücklich erreicht, Herr Amos, daß ich in Ungeduld brenne, den eigenartigen Mann von Angesicht zu sehen, um so mehr, als ich bereits in Prag über einen Grafen Slatok reden gehört, dessen ungemessene Jugendstreiche die Phantasie des Volkes dort noch heut nicht wenig zu beschäftigen scheinen! Übrigens kann das prächtige Verhältnis, in dem er dem Vernehmen nach mit seiner Gattin lebt, als Beweis dafür dienen, daß auch eine noch so stürmisch bewegte Vergangenheit des Mannes dem künftigen Eheglück nicht in allen Fällen zum Verderben gereicht.'

Der Sänger vom Rosenbusch wiegte etwas bedenklich das Haupt. ‚Die Duellaffäre wird Euch wohl andeuten, mein Lieber, daß die Ehe des Grafen nicht immer so stürmelos war, als dies heute scheint,' versetzte er. ‚Doch ich höre Frau Gemmas Stimme! — Da ist sie schon selbst. Unter unsern Hofdamen, wie Ihr sehet, nicht mehr die jüngste, aber noch immer die schönste und blühendste! Seht, welche Haltung, welch ein strahlendes Auge! — Könnt Ihr Euch denken, Gaspard, daß diese klaren, blauen Sterne vor noch weniger als vier Jahren im Feuer des Wahnsinns geflackert haben?'

‚O mon Dieu — impossible!' murmelte Gaspard, während sein Blick an der Gestalt des blonden Weibes hing, das eben von allen Seiten mit Herzlichkeit begrüßt ward. ‚In der Tat, eine Juno, wie sie kein Bildhauer je schöner geträumt!'

Unter dem Bogen der Vestibültür stand, mit dem artigen Wirt plaudernd, ein Mann in der Tracht eines hohen kaiserlichen Offiziers. Sein Antlitz, das von einem reichbortierten Federhut beschattet ward, verriet Ernst, Tatkraft und zähe Arbeit. In dem schmalen, dunklen Kinnbart zeigten sich erst einige graue Fäden, während das kurzgehaltene Haar bereits von schneeweißem Glanze war.

Gaspard de Gaze verblieb nur wenig Muße, den Ankömmling zu mustern. Denn gerade fuhr die Gesellschaft wie auf ein gegebenes Zeichen empor. Stühle wurden geschoben, Degen klirrten, seidene Gewänder rauschten. Alles verneigte sich tief vor Kaiser Ferdinand, der soeben in seiner raschen, heitern Weise in den Kreis der Frohversammelten getreten war. Trotz des Ernstes der Zeit schwebte zu dieser Stunde keine Staatssorge auf seiner Stirn, als er sich lächelnd zu der Gräfin Slatok wandte. ‚Euer Gemahl, vieledle Frau, wird also schon in den nächsten Tagen nach Mähren aufbrechen, um mein kaiserliches Ansehen dort mit dem bewährten Beispiel seiner Treue zu stärken! Es ist mir eine besondere Freude, daß Ihr, Frau Gräfin, auf Euerm Wunsche beharrt, den Gemahl zu begleiten, damit meine vieltreuen Bürgerinnen zu Brünn und Olmütz meinen kaiserlichen Gruß und Dank für ergebene Gesinnung von Euern schönen Lippen erfahren!‘

Die Gräfin verneigte sich tief. Auf ihre Wangen trat ein zartes Rot, als Ferdinand jetzt ihre Hand mit ritterlicher Artigkeit an seine Lippen führte.

Inzwischen hatten die Diener das Vestibulum und die Stiegen erleuchtet. In guter Ordnung begab sich die Gesellschaft, indem der Kaiser heiter plaudernd die Gräfin und jeder der Kavaliere eine weitere Dame am Arm geleitete, in die kerzenhellen Gemächer hinan. Die Sonne war gesunken, und rasch brach die Nachtkühle ein. Aus dem dunkelnden Garten scholl leise der Ton einer Flöte. Einer von den rotbemützten Schenkbuben hatte sich in den Zypressendämmer hinübergestohlen und blies jetzt, zwischen dem dunklen Gezweig versteckt, eine sanftklagende, verliebte Weise.

Als Herr Amos vom Rosenbusch am nächsten Morgen mit seinem Gaste beim Frühstück saß und behaglich über den Verlauf des verflossenen Abends plauderte, da zeigte sich, daß die Persönlichkeit des Generals einen nicht gewöhnlichen Eindruck in der Seele des jungen Franzosen hinterlassen hatte. Zufällig war Gaspard in die Nähe des Grafen zu sitzen gekommen, und dieser, der in früheren Jahren selber in Paris gewesen, hatte sich auf eine gar gewinnende Art mit ihm zu unterhalten gewußt und mancherlei Aufschluß über die dortigen höfischen Verwickelungen, den Gang der Hugenottenbewegung und einzelne hervorragende Persönlichkeiten begehrt. Nach einer Bemerkung, daß er selten einen so interessanten und wohlunterrichteten Mann wie Slatok getroffen habe, fuhr der warmblütige Franzose fast begeistert fort: ‚Trotz seines häuslichen Glückes scheint er mit Leidenschaft den politischen Dingen ergeben. Ich sah sein Auge von Tatenlust blitzen, als das Gespräch gestern zufällig die unschlüssig schwankende Haltung einiger mährischer Städte und die drohenden Operationen Bethlen Gabors berührte, der jetzt seine siebenbürgischen Scharen hart an den Grenzen der Markgrafschaft zusammenzieht.‘

‚Kein Zweifel wohl, daß er der rechte Mann in diesen unruhigen Zeitläufen ist. Gleichwohl hegen viele die Meinung, daß die etwa zu erwartenden Taten des Grafen auf dem Schlachtfelde seine Leistungen im Kabinett noch übertreffen dürften. Als Diplomaten, so explizierte jüngst Herr Pappus, ermangele Männern wie Slatok die gehörige Kühle des Blutes.‘

‚Ich begreife, daß langes Wägen und Zaudern nicht seine Sache ist. — Doch wollet mir eines erklären! Es war gestern abend bei Tafel von dem mysteriösen Begebnis die Rede, daß der Graf seiner böhmischen Schlösser zum großen Teil durch Feuersbrünste verlustig gegangen sei?‘

Herr Amos bestätigte. ‚Es handelt sich dabei um wenig aufgedeckte Vorgänge, die ihre Gestalt und Färbung darum in den verschiedenen Berichten auch beständig wechseln. Indem sich Slatok als böhmischer Edelmann zu den Wenigen schlug, die dem Kaiser die Treue hielten, hat er naturgemäß den Haß der übrigen Nobilen auf sein Haupt gezogen. Als nun das neue Regiment in Prag zu seiner kurzen Herrschaft gelangte, da wurden die gräflichen Schlösser und Besitzungen alsbald für die böhmische Krone konfisziert. Nur Schloß Sczegin in Mähren ward auf Verwendung Matthias Thurns, den eine alte Freundschaft mit dem Grafen verband, diesem als ungestörter Besitz belassen. Inzwischen hat sich in Böhmen das Blatt wieder zugunsten des Kaisers gewendet, was zur Folge hatte, daß der Graf alsbald mit neuverbrieftem Recht in seine alten Erbgüter eingewiesen ward. Doch fand er manches schöne Schloß, darunter sein altes, herrliches Sinecure, durch Feuer zerstört. Zumeist soll das letztere auf eine ähnlich rätselhafte und geheimnisvolle Weise ausgebrochen sein, als vor just einem halben Jahrzehnt das einzige Söhnlein des Grafen der Mörderpfeil ereilt hat.‘

‚Incredibile!‘ wunderte sich Gaspard.

‚In der Tat kaum glaubhaft und völlig unaufgeklärt bis auf einige Fälle, in denen es feststeht, daß Räuberbanden, die ja in letzter Zeit wie blutige Pilze aus dem Boden hervorschossen, ihre Hand dabei im Spiele hatten. Fast gewinnt es den Anschein, als ob irgend ein verborgener Bluträcher den Grafen umlauere und ihm nach Besitz und Glück, wenn nicht gar nach dem Leben trachte.‘

‚Merkwürdig, höchst merkwürdig! Schicksale und Begebenheiten, die es verdienen, in einem Memoirenbuch verewigt zu werden!‘

Herr Amos vom Rosenbusch nickte und meinte dann lächelnd: ‚Ich weiß, Ihr beschäftigt Euch in Euren Mußestunden mit derlei, lieber Gaspard! Sofern Ihr eine bestimmtere Absicht hegt, bin ich gern bereit, den abenteuerlichen Stoff, der da unter den Zeitereignissen verschüttet zu liegen scheint, für Eure Feder aufgraben zu helfen, und will versprechen, die Notizen, die ich etwa gewinnen werde, Euch zur breiteren Ausführung sauber geschrieben und in bester Ordnung nach Paris zu senden.‘

‚Es gilt,‘ rief der Jüngere, auf den Scherz eingehend, und erhob sein Glas, um mit dem gefälligen Wirt anzustoßen. ‚Das Schicksalsbuch des Grafen Slatok und seiner schönen Gemahlin mag leben! Und wenn es mir selber nicht vergönnt sein sollte, der Chronist zu sein, dann einen bescheidenen Becherklang auch diesem! — Doch diese Frage noch, Herr Amos! So ist der Graf als ein Besitzer von schwarzen Trümmerhaufen jetzt ein armer Mann?‘

‚Ihr unterschätzt des Kaisers Dankbarkeit und offene Hand. Im Gegenteil, der Graf nennt zur Stunde manch neue und stattliche Herrschaft sein eigen, die er im Drang der Tagesgeschäfte noch nicht einmal hat besichtigen können. Allerdings wird sich hierzu nunmehr die Gelegenheit ergeben, da, wie Ihr wißt, Herr Slatok schon in den nächsten Tagen als kaiserlicher Kommissar nach Mähren aufbrechen wird, um dort gegen Entlassung sämtlichen Kriegsvolkes, Auslieferung der Bundesurkunden und einige Geldbuße den Generalpardon für die an der böhmischen Empörung beteiligt gewesenen freien Barone und Städte in Aussicht zu stellen.‘

Ich diesem Moment tat sich leise ein Türspalt auf. Zwei kluge Augen spähten vorsichtig durch scharfe Brillengläser in das Gemach.

‚Willkommen, lieber Reichshofrat!‘ rief Herr Amos erfreut. ‚Nur geschwind herein! Ihr seid bekannt dafür, Euch just immer zur rechten Zeit und bei dem rechten Thema einzustellen. So helft mir nun aus der Not, in welche mein werter Gast mit seinen ungestümen Fragen mich bringt! Wir sind wieder einmal bei dem General Slatok.‘

Herr Amos machte seinen Gastfreund mit einem kleinen, schlanken Mann bekannt, dessen mageres, glattrasiertes Gesicht Klugheit, Zurückhaltung und Wohlwollen ausdrückte. Es war in gleicher Weise das Gesicht eines Gelehrten wie das eines Diplomaten. Die grauen Augen strahlten in einem ungewöhnlich klaren Glanze, während das schlichte, dünne Greisenhaar der ganzen Erscheinung etwas Würdiges verlieh.

Ohne Umschweif ließ sich Herr Pappus mit am Tische nieder, und das Gespräch war kaum von neuem in Fluß gekommen, als er, sich behaglich in den Sessel zurücklehnend, zu dem Wirt bemerkte: ‚Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß das, was Euern weithergereisten Freund und Gast gleich vielen andern in besonderm Maße für den Grafen und seine liebenswürdige Gemahlin interessiert, jene Schicksale und Vorgänge sind, die ich selber zum großen Teil als vertrauter Augenzeuge mit durchleben durfte, deren Verschweigung mir aber gerade aus diesem Grunde als ein Ehrengebot erschien. Gegenwärtig bin ich dank eines ausdrücklichen Auftrages durch den Herrn Grafen in der Lage, den Schleier des Geheimnisses, der über jenen vielberedeten Dingen noch immer liegt, nach Belieben zu lüften und durch ein offenes Darlegen der Wahrheit all den entstellenden und

verwirrenden Gerüchten die Stirn zu bieten, welche abenteuerlüsterne oder mißgünstige Zungen allzeit geschäftig ausstreuen.'

Es schien dem Reichshofrat in der Tat ein Bedürfnis, sich an diesem heiteren Frühlingsmorgen ein dunkles, lange in verschwiegener Brust bewahrtes Erlebnis erlösend von der Seele zu reden. So begann er denn mit einer gewissen Eile: ‚Ich hoffe, mich kurz zu fassen. Man hat den Grafen des Mordes geziehen und seine Gattin des Ehebruchs. Das eine wie das andre zu Unrecht, ihr Herren! So wie der Ehrenschild der gräflichen Frau rein und ohne Makel glänzt, so war die Tötung Baron Oliviers, obwohl sich äußerlich als eine rasche und gewaltsame Tat des Grafen darstellend, in Wahrheit das vorgeplante Werk eines ränkevollen, von Eifersucht gestachelten Weibes, das sich zur Vollbringung ihrer Rache des leicht aufwallenden Slatokblutes mit schlauberechnetem Erfolg zu bedienen wußte.

Ich hatte vor vier Jahren in staatlicher Mission beim Hofe von Dänemark geweilt. Auf der Heimreise, die mich durch die thüringischen Waldberge führte, zog ich mir infolge eines Sturzes vom Pferde ein hartnäckiges Beinübel zu, das lange Wochen hindurch jeder Kunst der Ärzte spottete. Mit Ausarbeitung wissenschaftlicher Pläne beschäftigt verbrachte ich daher still den größeren Teil des Sommers an einem abgelegenen See im Salzburgischen. Da erhielt ich eines Tages ein Schreiben des Grafen Slatok, worin dieser mich als alten treuen Freund, Berater und Rechtsbeistand der gräflichen Familie auf ein einsames, zwischen dem Böhmischen und Bayerischen Wald gelegenes Jagdschlößchen einlud. Mit dringlichen Worten, die eine schwere Bekümmernis kaum unterdrückten. Seinem Weibe, so setzte der Graf auseinander, sei unlängst durch den Tod eines entfernten Verwandten eine schwierige Erbschaft zugefallen, deren Regelung eine bewährte und kundige Hand erfordere. Er, der Graf, befinde sich nicht in der Lage, die Angelegenheit zu entwirren, dieweil der Erzherzog Ferdinand, der damals schon einen großen Teil der Staatsgeschäfte leitete, ihn für einen dringenden politischen Auftrag erkoren habe. Das Herkommen seiner Familie verbiete ihm, ein so ehrenvolles Geschäft auszuschlagen, zumal — so hieß es mysteriös genug in der gräflichen Epistel — das Leiden Frau Gemmas, die er krank zurücklasse, der Natur sei, daß von des Gatten Entfernung vielleicht eher eine Linderung und Heilung als eine Verschlimmerung ihres Gemütszustandes erwartet werden dürfe.

Dies ungefähr der Inhalt des Schreibens, das mit der nochmaligen Bitte, sobald als möglich zu kommen, schloß.

Ich brach schon wenige Tage, nachdem ich den Brief erhalten hatte, mein stilles Heim am See ab und folgte der Einladung. An einem sommerlichwarmen Spätnachmittag langte ich auf Hirschruf, dem gräflichen

Jagdschlößchen, an, das ganz verschollen tief zwischen den Bergen inmitten einer mächtigen Tannenforstung versteckt lag. König Wenzel, der zeitweilig in der Gegend der Jagd oblegen, hatte es vor länger als zweihundert Jahren erbaut. Später war es durch Ankauf oder Tausch in das Eigentum der gräflichen Familie übergegangen. Mächtige Eber, in rötlichgrauen Sandstein gehauen, bewachten den Zugang jenseits einer schmalen, von einem traurig-gleitenden Bächlein unterspülten Zugbrücke. Um die ungewöhnlich starke, schwärzliche Ringmauer standen wie wachende Riesen Stamm an Stamm die gewaltigen Föhren, die ihre dunklen, schweren Wipfel über den Schloß-giebel neigten und im Sommerwind flüsterten und raunten. Das strahlende Wetter hatte wenig Macht über den merkwürdigen, fast unheimlichen Ort, und ich entsinne mich noch heute, wie der Anblick des finstern Gemäuers, der zahllosen, kleinen, verschwiegenen Fenster, die tiefe Stille und das ferne, leise Waldesbrausen, das nimmer ruhte, sich mir wie mit hoffnungsloser Schwermut aufs Herz legten.

Ich fand den Grafen verändert. Ernst und wortkarg schritten wir zwischen den wie scheu ausweichenden Dienern die vielfach gewundene Stiege empor. In einer niedrigen, braungetäfelten Halle, die in verblichener Malerei prangte, und deren Säulen und Simse manch alte Jagdtrophäe aus vergangenen Zeiten aufwiesen, ließen wir uns in einer der tiefgemauerten Fensternischen nieder, und es ist mir noch, als wäre es gestern geschehen, so lebhaft in Erinnerung, wie der Graf, der sonst leicht ein stolzes und unnahbares Wesen zeigte, auf der niedrigen Fensterbank dicht zu mir heran-rückte, seine Hand auf meine Schulter legte und herzlich sagte: „Ihr erwieset mir, indem Ihr meiner Einladung folgtet, einen größern Dienst, als Ihr vielleicht selber ahnet. Ich bitt' Euch nun, Herr Pappus, füget zu all den Verpflichtungen, die Ihr seit manchem Jahrzehnt durch Rat und wackeren Beistand meinem Geschlecht auferlegt habt, noch die eine größte: nehmt Euch meines armen Weibes an! Es ist mir berichtet worden, daß Ihr schon zu wiederholten Malen Eure wunderbare Macht über jene Kranken bewährt habt, die eines verdüsterten Herzens dahinsiechen. Ich weiß, man rühmt Euern Augen eine geheimnisvolle Heilkraft nach, die siegreich die Abgründe der Menschenseele durchdringen soll, und Euerm Munde das Zauberwort, das wieder hörend und sehend macht für die Freuden des Lebens. Euch will ich's klagen: Kein Zuspruch des Gatten oder teilnehmender Freunde, kein Trostwort des Priesters hat bisher vermocht, den verhärteten Sinn meines Weibes zu erweichen. Vergebens ließ ich kluge und viel-befahrene Frauen kommen, darunter auch solche, deren Werke sicherlich das Tageslicht scheuen. Sie haben eine nach der andern versucht, mit Beschwörungen und magischen Mitteln an der Starrheit dieser Seele zu rütteln. Gemmas

Wahn war stärker denn sie alle. Was die Ärmste seit dem Tod ihres Kindes redet, ist Anklage; was sie betet, Verzweiflung und Rache. Ihr Gott ist der schreckliche, der zürnende Gott, und sie selbst, die nie gesündigt, eine fluchwürdige Sünderin. Vor mir aber schauert sie; denn meine Schuld überragt die ihre wie der Turm das Haus; um meiner Sünde willen nahm ihr der Herr den Knaben! Darum — ich fühl's — ist meine Nähe nicht tröstlich noch heilsam für die Kranke, die sich, wie vor der Welt in diesem traurigen Schlößchen, so vor mir in ihrer Kammer zu verbergen strebt. Doch ich gehe jetzt nach Wien, wohin mich der Kaiser abruft, in der guten Hoffnung, daß Ihr mit bester Einsicht alle die Trostgründe erschöpfen werdet, wie sie alte und neue Philosophen für ein im Leide versteintes Menschenherz ersonnen haben mögen."

So redete lange und dringlich der Graf. Ich merkte wohl, es war eine schwere Last, die er von seiner starken Ritterschulter auf meine warf. Wie er über die Steinfließen der Halle vor mir ruhlos auf- und niederwandelte, da war von der hochgemuten Kavalierlust, die er vor Zeiten wohl oft bis zum Überschwang betätigt hatte, von der trotzigen Hybris, die seit den Vätern her in aller Slatoks Blute gährt, wenig genug zu merken. Es schien mir, als habe das, was der Graf in der Zurückgezogenheit mit seinem Weibe durchlitten, bis hart an die Wurzeln seiner schier unerschöpflichen Kraft genagt.

Wir verbrachten den Abend über dem Ordnen und Sichten von aufgehäuften Urkunden und Aktenfaszikeln, welche das Erbgut der Gräfin betrafen. Die Kerzen flackerten trübe und warfen mißfarbigen Schein an Wände, Pfeilerbogen und Decke. Draußen zwischen den Föhren lag breitflutender Vollmond. Ich hatte die Gräfin noch nicht vor Augen bekommen; es hieß, daß sie bete. Da sah ich sie plötzlich in dem undeutlichen Dämmer der Halle daherschreiten, unhörbar wie eine Verstorbene, ein schmucklos graues, in weiten Falten fließendes Gewand nach sich ziehend. „Herr Pappus," sagte sie mit einer kalten, tonlosen Stimme, welche wie die einer Lebendigbegrabenen durch eine Gruftwand zu mir zu dringen schien, „man berichtete mich, Ihr kämet weither, aus Dänemark! Sagt an, habt Ihr mein Kind gesehen?"

Die blauen, unstäten Augen in dem schmalen, blassen Frauenantlitz schienen mich mit rührendem Glanze zu bitten. Mein Herz blutete und wollte auffammern über ein Schicksal, das so viel Seelenadel, so viel heiteren Frohsinn, so viel Liebe in diesem holden Frauenbild zerstört. In meinem Innern haderte ich und empfand tiefen Groll gegen den Grafen als Urheber dieses Schicksals, bis das bittere Gefühl sich naturgemäß wieder in ein herzliches Mitleiden mit den beiden unglücklichen Menschen verwandelte.

Inzwischen hatte die Herrin, die sich der Anwesenheit des Grafen kaum bewußt schien, ein kleines, zinnernes Gefäß ergriffen, das zwischen den Pergamentrollen auf dem Tische stand. Sie füllte es aus einem Krüglein, das sie vom Kaminsims nahm, mit Wein und bot es mir dar mit den Worten: „Weit und mühevoll war Eure Reise von der grauen, nordischen See zu uns in diesen Wald. — Trinket Treue, Herr Pappus!“

Sie mußte wohl wähnen, daß ich erst soeben von Dänemark zurückgekehrt sei.

„Herrin,“ erwiderte ich, voll Wehmut ihre Hand ergreifend, denn ich kannte den Kredenzspruch aus ihren heiteren, gesunden Tagen, „Euch war ich immer ein treuer, ergebener Diener!“

Da schien sie wie aus einem Traumzustand zu erwachen oder in einen neuen überzugleiten. Wie prüfend sah sie mich mit ihren schattigen Augen an; dann zog sie mich neben sich auf die Fensterbank nieder, hielt meine beiden Hände in ihren kalten, weißen und flüsterte: „Herr Pappus, ich kenne Euch! Ihr seid ein treuer Freund; sonst wäret Ihr nicht gekommen. Denn hier ist tiefes Tal, — Schattenwelt. Freude und Versöhnung sind wie der Himmel so weit. Darum lobe ich Gott, daß Ihr gekommen seid, um meine Träume zu deuten. Eure Augen nämlich verheißen es mir, die so klar und durchdringend blicken wie die des Pharaolieblings Joseph, dessen Bild ich im Refektorium zu St. Ursel bei Prag sah. Joseph aber, wie Ihr wißt, war ein gotterleuchteter Weiser, der die Traumgesichte der Könige auf seine flache Hand nahm und sie betrachtete und deutete.“

Sie blickte mit gesenkten Lidern in das Spiel der Kerzenflamme auf den Steinfließen; dann fuhr sie fort: „Einst träumte mir, es sei im Anfang der Zeiten; ich liege schlummernd am Berge Sinai. Da scholl es wie Donnerschlag, und ich sah einen Mann und ein Weib unter schwarzem, blitzedurchzacktem Gewölk daherfliehen. Das erste Menschenpaar! Sie waren geängstigt und haderten laut gegeneinander wegen der Sünde, um deretwillen sie aus dem Paradiese vertrieben waren. Endlich sanken sie erschöpft in den Sand. Da kam gewaltig vom Berge herabgeschritten der gehörnte Moses. Der legte den Schlafenden die zwölf Gesetzestafeln schwer auf die Brust. Erschreckt wachten sie auf und fühlten die Wucht des Gesetzes über ihren Leibern. Da schrien sie laut und haderten abermals gegeneinander und fuhren fort, sich wegen der Sünde zu hassen, während die Jahrtausende ihre sicherschwebenden Schatten über die ausgedörrte Wüste warfen. — Ich wachte auf, und mein Herz war wie Stein.“

Die Kranke sprach leise und mühsam; die Worte auf ihren Lippen schienen nach und nach zu erstarren. Plötzlich überglitt es wie Lächeln ihre Züge, und lebendiger fuhr sie fort: „Abermals hatt' ich einen Traum. Ich

lag in der Nacht am Berge, und wieder sah ich das erste Menschenpaar vor den rollenden Wolken des göttlichen Zornes daherfliehen. Aber was war das? In den starken Armen hielt Adam liebend das Weib. Keuchend unter ihrer und seiner Schuld trug er die hilflos Geschmiegte fort durch die steinige Welt."

Frau Gemma schwieg. Es war still in der Halle, die der Graf schon vor geraumer Weile verlassen hatte. Nur draußen über dem Wall brausten leise die Bäume.

Endlich brach ich,' so fuhr Herr Pappus fort, ‚das lastende Schweigen. Meine Seele war guter Hoffnung voll, und ich redete lange in dieser einsamen Stunde mit der Unglücklichen. Es war nicht das erstemal, daß ich Gewalt über ein friedloses Gemüt gewann. Ich sprach zu ihr von dem Gesetze, das die Liebe sei und nicht die Rache; und daß die Rache Gottes sei; des Menschen Pflicht aber: zu lieben und zu verzeihen.

Als draußen die Wipfel stärker zu rauschen begannen und die Morgenkühle in die Halle hereinschauerte, da hielt ich die Seele der Herrin in meinen Händen und formte sie, die sich mir willig gab, zu neuem Leben. Daß ich mein Verdienst nicht unbescheiden erhöhe, ihr Herren: Die Kranke stand, obwohl ihr Geist zuweilen in dunklen Stunden noch irrte, der Genesung näher, als der Graf selber ahnte! Sie bedurfte des Seelenführers, der ihr Vertrauen zu Himmel und Welt aufrichtete und ihrem religiösen Gemüt, das im Schuldgefühl vereist war, wieder Leben und Wärme einhauchte.

Eine Mutter kann das erste Aufblitzen des Verständnisses im Blick des Kindes nicht mit größerer Freude begrüßen, als ich in den nächsten Wochen das ruhig aufstrahlende Licht in Frau Gemmas Augen. Freilich, vorerst nur ihr Geist rang mit dem Gebot der Liebe und hielt es erfaßt; ihr Frauenherz blieb noch unbewegt.

„Ich weiß, es ist Gottes Wille, daß ich Slatok lieben soll," sagte sie grübelnd. „In Pater Hyazinths Hände hab' ich es gelobt. Schweres litt ich durch Slatok. Aber wer weiß, vielleicht litt er Schwereres durch mich?"

Das klang zuweilen wie Mitgefühl.

Der Graf war längst nach Wien verritten und später als kaiserlicher Bevollmächtigter nach Ungarn. Wir lebten wie verwunschen auf unserm weltverlassenen Kastell, die Gräfin und ich mit den wenigen Dienern. Ein Aufgebot bewaffneter Knechte hielt zum Schutz gegen räuberisches Gesindel, das etwa die Gegend durchstreifen mochte, die kleinen Mauertürme besetzt. Allabendlich suchten die Männer den Wald ab, nachdem sie tagüber gähnend auf den Zinnen und am Wall gesessen oder sich bei Karten- und Würfelspiel gestritten hatten. In den stillen Spätsommernächten hörte man ganz nahe die Hirsche brüllen, und später ward der ferne, dumpfe Fall der Baumriesen,

die der Herbststurm entwurzelte, vernommen. Dann sargte der Winter uns alle ein.

Ich vergrub mich in Rechtsurkunden, Weistümer und Matrikeln. Die Herrin saß häufig mit einer der vertrauteren Dienerinnen am Kamin und spann, indem sie nur zuweilen, wie um meine Arbeit nicht zu stören, dem Mädchen ein leisegesprochenes Wort zuraunte. Denn gegen mich zeigte sie, obwohl die übrigen Hausbewohner nicht selten durch ihre kranke Laune zu leiden hatten, von Anfang an eine zarte Rücksicht, die aus unverdienter Ehrfurcht und Dankbarkeit herzufließen schien. Ich freute mich im stillen meines Einflusses, der sich von Tag zu Tag mehr befestigte, und widmete die Abende gern der Plauderei mit der verehrten Frau. Zu vorgerückter Stunde schien sie meist gesprächig aufgelegt; ihre Phantasie wanderte dann und schweifte gleich den wundersam zarten Lichtern und Schattenbildern, die der Mond draußen über die weißen, schneegetürmten Wälle und durch den schweigenden Föhrenwald schleifte.

Ihr wisset, Herr Amos, wie ich durch meine sprachgelehrten Nebenstudien und Humaniora dazu geleitet ward, einiges über die älteren Quellen der christlichen Patristik zu schreiben! Gerade in jenen Tagen hatte ich häufig ein schon früher im Gebirge begonnenes Traktat über den großen Kirchenlehrer Augustinus auf meinem vielbelasteten Tische liegen, dazu die einschlägigen Bücher und Schriften. Ich bedarf solcher Nebenarbeit, die mir gleichsam als kühler, frischer Born den trocknen Matrikelstaub aus der Kehle spült. Die stille Herrin warf wohl ein- und das andremal einen Blick in diese Studien, und da sie in ihrer frühen klösterlichen Jugend eine fast gelehrte Bildung empfangen hat, — sie ist des Lateinischen und Griechischen noch heute besser mächtig als mancher windige Syntaxist, — so nahm sie an dem Fortgang meiner Arbeit zunächst einen mehr neugierigen Anteil. Bald bemerkte ich jedoch zu meiner frohen Verwunderung, daß sich die merkwürdige Frau im stillen auch mit der Lösung dieser oder jener philosophischen Frage beschäftigte, die mir nach dem jeweiligen Stand des kleinen Werkes wohl gerade am Herzen lag. Unvermerkt ward sie auf diese Weise meine Schülerin, ja selbst Mitarbeiterin. Ich muß bekennen, niemals ein gedeihlicheres Traktat verfaßt zu haben als jenes auf dem grauen Schlößchen im Föhrenwald unter Assistenz der stillen Schloßfrau, und die abendliche Lehrtätigkeit gereichte mir zu herzlicher Befriedigung und Erquickung. Denn mehr und mehr waren es nicht sowohl die formalen und sprachlichen Schwierigkeiten und Probleme, die den Gegenstand unserer Erörterungen bildeten, als vielmehr die Lebensweisheit des großen Bekenners selber. Eine tiefe Ruhe und starke Klarheit, die bald keiner kranken Phantasie mehr Raum zu lassen schien, war mit zunehmender Körperkraft über die Genesende

gekommen. Als die Schneewälle schmolzen und der Frühling mit lindem Wehen durch den wilden Forst ging, über dessen Wipfeln die Wanderstörche in langen Zügen nordostwärts strichen, da glaubte ich dem durch seine Aufträge noch immer in Ungarn festgehaltenen Schloßherrn den tröstlichen Bericht senden zu dürfen, daß der Bann des Trübsinns von der Seele seines Weibes so gut wie gewichen, ihr ganzes Wesen wunderbar erfrischt sei. Freilich erwähne sie noch immer des Gatten selten und ohne sichtbare innere Bewegung. Doch sei sie aufs klarste überzeugt von der Heiligkeit ihrer ehelichen Pflichten, und es bedürfe vielleicht nur eines glücklichen äußeren Umstandes, dessen Beschaffenheit und Stunde freilich vorderhand noch bei Gott stünden, um endlich auch ihr Herz wieder für den einst so sehr geliebten Mann schlagen zu lassen.

Der Dank des Grafen für diese frohe Epistel gelangte durch den Mund der Fürstin Tumani an mich, jener schönen, dunklen Wittib,' — so wandte sich der Reichshofrat erklärend zu Gaspard de Gaze, — ‚deren sprühendes, lebensheiteres Temperament Ihr wohl gestern im Hause des Herrn von Turneck zu bewundern Gelegenheit hattet.'

‚Allerdings,' bemerkte Herr Amos; ‚unser Freund genoß sogar das Vergnügen, Hand in Hand mit ihr dem Kaiser und den übrigen Herrschaften die neueste Pariser Gavotte vor Augen zu führen.'

‚Gratulor,' nickte der Reichshofrat und rückte schelmisch die Brille. ‚Eure Partnerin also war es, die an einem köstlichen Frühlingstag, als ich eben ein wenig im Hofe lustwandelte, auf ihrer feinen, kohlblanken Rappstute über die Zugbrücke und durch das graue Tor von Hirschruf gesprengt kam. Den verschlafenen Knechten blieben wohl bei dem Anblick des vermeintlichen Waldzaubers die Mäuler offen stehen. Doch schwand der Argwohn sogleich, als hinter der Tumani ein weiteres zierlich aufgestutztes Reiterpaar über das Brücklein daher trappelte. Es war Baron Olivier mit der jüngeren Schwester der Fürstin, der damals ob ihres Geistes und ihrer Schönheit in Wien vielgefeierten Baroneß Tamara. Einige Bewaffnete beschlossen den kleinen Zug.

Frau Tumani überbrachte einen Gruß des Schloßherrn, der sich kürzlich etliche Tage am Kaiserhof aufgehalten hatte. Sie umarmte meine Schutzbefohlene auf das herzlichste und legte sogleich mit sprudelnder Lebhaftigkeit dar, daß sie, dem Rat ihres Arztes und einer liebenswürdigen Einladung des Grafen Folge leistend, einige Wochen hindurch die Waldeinsamkeit der Gräfin zu teilen gedenke. Sie hoffe, Frau Gemma als Freundin nicht unwillkommen zu sein, und nehme sich sogar die Freiheit, für ihre Begleitschaft in gleicher Weise die bekannte Gastlichkeit des Slatokschen Hauses zu beanspruchen. Mir teilte sie im Vertrauen mit, daß sie und ihre Freunde, deren morgen noch eine größere Anzahl eintreffen würde, diese

einsame und abenteuerliche Gegend allerdings nur auf dringenden Wunsch des Grafen aufgesucht hätten, der, um Frau Gemmas Genesung zu beschleunigen, das traurige Schlößchen, das die Wunderliche nun einmal zu verlassen sich weigere, gern für einige Zeit mit heiterer Geselligkeit belebt sehe.

Obgleich ich in dem wohlgemeinten Handeln des Grafen einen üblen Fehlgriff erkannte, so fügte ich mich schweigend in die neue Ordnung der Dinge, zumal ich mir kein Recht anmaßen durfte, der Gastlichkeit des Schloßherrn irgendwelche Schranken zu setzen. Ich begnügte mich also, auch in der Folgezeit meine Pflicht zu tun. Das Schloß, in dessen Bereich es sonst so still gewesen, daß man die dürren Zweige und Nadeln hatte auf die Dachpfannen rieseln hören, der vormals so einsame Hof, Garten und Wall waren jetzt ein Tummelplatz für laute, übermütige, nach Abenteuern jeder Art lüsterne Gäste. Die schläfrigen Schloßknechte freuten sich des kurzweiligen Spektakels, und wenn tagüber das Halali der jagdlustigen Herren durch den Wald erschollen war, dann hub an den warmen, milden Abenden auf den laubumsponnenen Veranden ein schrilles Becherklingen an.

Ich kann mich über das, was nun weiter geschah, kurz fassen, da die Dinge selbst eine sehr kräftige Sprache reden. Frau Gemma nahm als liebenswürdige Schloßfrau an dem fröhlichen Treiben der Gäste in aller Unschuld teil. Sie öffnete ihnen Küche und Keller und bewirtete sie aufs beste, vergaß aber im übrigen nicht, eine Art kühler Freundlichkeit zu beobachten, die sie deutlich von der lustigen Lebewelt schied. Dennoch war es schon nach zwei kurzen Wochen selbst unter den Knechten kein Geheimnis mehr, daß der galante Baron Olivier bis zur Narrheit in die schwermütige, blasse Schönheit der Schloßfrau verliebt war. Die Neckereien, die der Weinkobold oft zu Witzworten und Stichelreden zuspitzte und beflügelte, nahmen in dem ausgelassenen Kreise kein Ende. Baroneß Tamara, die noch kurz vorher ausschließlich in den feurigen Huldigungen des Elegants geschwelgt hatte, suchte, sich in Eifersucht verzehrend, vergebens den Treulosen in ihren Zauberkreis zurückzubannen. Obwohl ich mir darüber gewiß sein konnte, daß in dem Verhalten Frau Gemmas die unselige Leidenschaft Oliviers nicht die geringste Nahrung finden werde, so erhoffte ich doch von der also gespannten Lage der Dinge nichts Gutes und ließ in meinen Berichten an den Grafen diese Befürchtung wiederholt durchblicken. Aber sei es, daß auch Slatok auf die Treue und Unwandelbarkeit seines Weibes mit derselben Festigkeit baute wie ich, sei es, daß er zu tief in seine wichtigen Geschäfte verstrickt war, um das, was nur vorsichtig angedeutet werden durfte, in einem argwöhnischen Sinne zu verstehen: er ließ es genug sein, nach wie vor seine herzliche Befriedigung und Freude über Frau Gemmas Genesung nebst der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und ungetrübtes eheliches Zusammenleben auszudrücken.

Niemand wußte, daß Tamara, die Verschmähte, inzwischen Verderben sann. Ein Blick lauernden Hasses, den die Leidenschaftliche und Gefährliche einmal, von mir beobachtet, auf die Schloßfrau warf, hätte mich vielleicht warnen sollen. Doch bewegte ich mich als alter Hagestolz in so delikaten Dingen auf minder vertrautem Gebiete. Ebenfalls war Frau Gemma in ihrer Unschuld, wie ich sicher weiß, weit davon entfernt, den offenkundigen Huldigungen des Barons irgendwelche Tragweite beizumessen. Tamaras Rache, die mit dem bekannten hitzigen und leidenschaftlichen Temperament Slatoks zu rechnen wußte, traf daher sie wenigstens völlig unverdient.

Auf ein sonnenhelles Juniwetter folgten bewölkte, naßkalte Tage. Frühzeitiger als sonst war eines Abends die Dunkelheit hereingebrochen. Ich saß in meinem kleinen, gewölbten Eckzimmer, worin ich seit dem Eintreffen der Gäste zu arbeiten pflegte. Das kupferne Lämpchen strahlte; ich reihte nachsinnend Zeil' an Zeile. Aber immer wieder brach das Heulen des Sturmes, der draußen durch den Wald brauste, störend in meine Gedankengänge. Es war ein Klappern und Wirbeln in den lockeren Ziegeln, ein Sausen und Pfeifen in allen Pforten und Luken. Wie mit menschlichen und Tierstimmen klagte zuweilen der Wind zwischen den Föhrenstämmen hervor, daß ich von den Blättern auffuhr und seltsame Schauer durch mein Blut rieseln fühlte.

Da schien mir, als wäre ein Ruf, — der dumpfverhaltene, zornige Klang einer Mannesstimme, — an meine Ohren geschollen. Ein unerklärliches, grausiges Etwas, das im Schlosse lebendig ward, spannte mein Gehör, meine Sinne aufs äußerste an.

Aber es war nichts. Nur der Sturm fuhr gewaltig um das feste Haus. Er schien es mit Riesenarmen zusammenpressen zu wollen; er bäumte sich an dem Mauerwerk empor und warf sich wuchtend gegen die Fenster.

Horch! War das nicht wie eiliges Rossegetrappel, wie der Schlag von Eisen auf der Zugbrücke?

Eine Täuschung, — ein Trugspiel des Nachtwindes, der das Blut und die Sinne aufstörte! Die Turmfahne drehte sich wie rasend. Krach! — schlug draußen ein Baum nieder, der sich stöhnend über den Wall warf und mit der zersplitterten Krone die Hauswand fegte. Aus der Halle herüber drang verworrenes Gelächter der Edelherren. Sie übertönten das Jammern der Sturmnacht mit lautem Becherklang, rollten die Würfel und ließen bunte Kartenblätter über die Tische fliegen.

Da krachte ein Schuß. Ich beachtete den Spuk nicht. Ich schrieb krampfhaft weiter — Zeil' um Zeile — und suchte ein Gebet im stillen zu sprechen.

Plötzlich fühlte ich meine Hand erstarren. Die Feder entglitt und besudelte das Papier. „Steh, feiger Hund!" dröhnte draußen auf dem Gang

eine Stimme, die ich wohl kannte, die aber in diesem Augenblick mein Blut gefrieren machte. „Bube, zieh deinen Degen, — pariere, — sonst, bei Gott, ich steche dich nieder wie einen —!“

Das war kein Becherklang, kein Windspuk mehr. Das war Stahl an Stahl, was da klirrte — in Sekundenpausen — hart, hell und mordscharf. Dann schloß ein Schrei, — ein kurzer, dumpfer Fall ab.

Ich zitterte an Seele und Gliedern, als ich hinaustrat. Lichter schwankten auf den Stiegen, huschten gespenstig über den dämmervollen Gang. Bei ihrem Schein sah ich bleiche Gesichter der Diener, in ihren Armen hängend einen schlaffen, toten Körper; — ich sah Blut, das wie sengendes Feuer auf einem lichtgrünen Wams, auf einer Spitzenkrause brannte.

Mit blankem, gerötetem Degen, noch in Fechterauslage erstarrt, stand Graf Stanislaus Slatok. Ich berührte seine Schulter; da fuhr er auf und warf rollende Augen umher. „Es galt meines Hauses Ehre,“ sagte er dumpf. „Kam ich zu spät, sie zu bewahren, so hab' ich sie gerächt.“

Da flog ihm mit gelösten Haaren sein Weib an die Brust. „Slatok!“ schrie sie auf. „Bei allen Heiligen, hältst du mich der Sünde schuldig?“

Er stieß sie zurück. „Ehebrecherin!“ kam es heiser von seinen Lippen.

Ich fing die Bewußtlose in meinen Armen auf.

Noch in der Nacht ritt der Graf in düsterm Schweigen vom Schlosse, ohne einen weiteren Blick nach seinem Weibe getan zu haben. Am nächsten Morgen trappelten die verstörten Gäste im strömenden Regen über die Brücke fort, indem sie die Leiche des Baron Olivier in einer schwarzumflorten Sänfte bis zur nächsten Klosterkirche mit sich führten. Nässe, Nebel, Finsternis spannen das kleine, graue Kastell ein, in dessen Luken und Mauerwinkeln der nimmerruhende Wind sein Klagelied seufzte. Die alte, nimmerruhende Menschenklage des Leides, — der Schuld!

Ich will nicht leugnen, mir bangte in jener Nacht um meinen Glauben an die Tugend. Aus einer Brustfalte des Erstochenen war, da die Träger mit ihm die Stiege hinabpolterten, ein Papier geglitten, das ich unbeobachtet an mich nahm. Am Kopfe trug es neben dem Slatokschen das Familienwappen der Gräfin: über zwei gekreuzten Schwertern ein Sternepaar. Der scheinbar in Eile hingeworfene, mit „Gemma“ unterzeichnete Text des Briefleins enthielt nichts anderes als eine feingesetzte Einladung an den liebetrunkenen Baron zu einem vertrauten Stelldichein in eben der späten Stunde, zu welcher sich die blutige Katastrophe ereignet hatte.

Wie ich nachmals erfuhr, war dem Grafen, den seine Geschäfte in jenen Tagen zufällig wiederum in die Hauptstadt geführt hatten, unter gewissen geheimnisvollen Umständen ebenfalls ein Brieflein in die Hand gespielt worden, das ihn in geschickt aufreizender Weise von einem lichtscheuen,

frevelhaften Liebeshandel in Kenntnis setzte, den seine Gattin angeblich mit dem Baron unterhielt. Gelüste es den Herrn Gemahl, — so schrieb der ungenannte Pasquillant, — sich etwa mit leibeigenen Augen von der zärtlichen Verirrung seines schönen Weibes zu überzeugen, so brauche er sich nur zu einer genau bestimmten Zeit, — eben der Stunde, von der die Rede war, — unvermutet auf Hirschruf einzustellen. Als Kavalier, für welchen er sattsam bekannt sei, werde er wohl tun, seinen mitternächtlichen Gattenbesuch mit dem blanken Degen in der Faust abzustatten.

Zunächst deuchte mir beim Grauen jenes traurigen Regenmorgens, daß der Beweis für die Schuld der unglücklichen Frau klarer nicht wohl erbracht werden könne. Nicht allein das Siegelwappen der Gräfin, auch die Schriftzüge, obwohl ziemlich verwischt und undeutlich geführt, beließen nur wenig Zweifel an der Echtheit des Briefes. Mit diesem Bewußtsein, das durch die Last der eigenen Verantwortlichkeit noch drückender ward, begab ich mich nach dem Schlafgemach der Gräfin, vor dessen Tür die Diele noch von Oliviers Blute schwamm. Die Ärmste lag noch in tiefster Ohnmacht gebettet. Ich entsinne mich, ihr Herren, mit beklemmender Deutlichkeit des Momentes, da sie die wirren Augen aufschlug und jammervoll sagte: „Er glaubt an meine Schmach, — Gott helfe mir! — Wo ist Slatok?“

Ich suchte sie zu beruhigen. „Der Herr Graf wird wiederkehren. Die Pflicht rief ihn ab.“

„Wie? Er verließ mich? Ohne Abschied? So schuldig bin ich in seinen Augen?“

Sie stieß die Sätze leise, aber in verstörter Hast hervor; gewaltsam brachen die Tränen aus ihren Augen. Und wenn sie an mir selber gesündigt hätte, Herr Amos, ich wäre in dieser Stunde nicht ohne Versöhnung von ihr gegangen! So sehr war sie nur noch verschmähtes, liebendes Weib, dessen Herz sich aufbäumte gegen die Verachtung des Gatten.

„Herr Pappus,“ rief sie überwallend, „eilet, mir ein Pferd zu satteln, ich muß ihm nach! Er soll mit mir neben dem Toten stehen, und der Tote soll sich erheben und für mich zeugen, daß dieses Pistol, das ich abdrückte, gegen sein arges Herz gerichtet war!“

Auf dem Teppich nahe der Tür lag ein silberbeschlagenes Reiterpistol. Ich hob es auf und prüfte die Mündung, die noch einen schwachen Geruch verbrannten Pulvers ausströmte. Jetzt erst ward ich gewahr, daß ein Schuß, der einen Holzsplitter vom Pfosten der Tür gerissen hatte, jenseits des Ganges in der Wand haftete.

„Faßt Euch, edle Frau, und beantwortet mir eine Frage: Hat der Herr Graf diese Spuren Eurer Notwehr bemerkt?“

Sie sah aus wie ein Weib der Schmerzen.

Joseph Grandauer pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Adalbert Stifter.

„Mein Gott, er war von Sinnen! Slatok sah nichts als meine Schuld."

Ich übergab ihr schweigend das Brieflein, das der Tote verloren hatte. Sie überflog es, und eine glühende Röte schlug in ihre Wangen. Dann sagte sie nur das eine Wort: „Tamara!"

Später erst, bei ruhiger Überlegung, bewunderte ich Frau Gemmas weiblichen Scharfblick. Zunächst aber konnte ich ihr nur in dem einen frohen Gefühl die Hand drücken: So sah keine Sünderin, keine sich fluchwürdiger Schuld Bewußte aus!

Die Nachforschung ergab, daß die ränkesüchtige Baroneß vom Schlosse geflohen war, noch ehe der Graf den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte. Frau Gemma empfing wenige Wochen später ein kurzes Schreiben von ihrer Hand, das ein ziemlich verworrenes Geständnis ihrer Schuld und nebst der Bitte um Verzeihung die Nachricht enthielt, daß sie sich für längere Zeit in ein entlegenes Kloster zurückgezogen habe, um für Oliviers Seele zu beten.

Im Vertrauen, ihr Herren, Tamaras Klostergang deuchte mir ein Abenteuer nicht besser und nicht schlechter als ihre sonstigen Einfälle und die Bußkutte nur eine neue kleidsame Tracht, darin sie sich gefiel!

Bis zu dem Tage freilich, da Frau Gemma ein so untrügliches Zeugnis ihrer Tugend in Händen hielt, durchkämpfte sie eine schwere Zeit. Das Bewußtsein, von Slatok des Bruches der ehelichen Treue geziehen zu werden, lag zermalmend auf ihrer Seele. Ein Rückfall in den früheren gebrochenen Gemütszustand wäre nicht aufzuhalten gewesen, wenn nicht gerade durch die Art der gegenwärtigen Herzensnöte die natürlichen Instinkte und Kräfte des Weibes wieder zu voller Gewalt geweckt worden wären. So aber war es ein glücklicher Umstand, daß bei Tag und bei Nacht die Gedanken der armen Frau den fernweilenden Gatten umschwebten, immer die eine bange Frage zernagend, ob die Beweise ihrer Unschuld sich auch wirklich stärker erweisen würden als sein nach Lage der Dinge berechtigter Zweifel. Durch ein besonderes Vertrauen war es mir später vergönnt, die Reihe von Briefen zu lesen, die das edle, unglückliche Frauenwesen in jenen drangvollen Wochen an den Grafen gerichtet hat. Sie gehören zu dem Schönsten und Rührendsten, was mir der Art je vor Augen gekommen ist.

„Mein Gemahl," so schloß eine der Episteln, „um der Sünde willen hab' ich Euch ehedem gegrollt, bis ich fand, daß eines Weibes Zürnen doch nur Liebe sei! Das ist wahr, hätt' ich Euch nicht über alles Maß geliebt, dann hätte nimmer Euer Fehltritt meine Kraft also gebrochen. Jetzo aber fühl' ich nur *eines*: Slatoks Liebe ist mein Leben, sein Vertrauen das Licht, darin ich atme. Komme zu mir, Slatok, vertraue mir! Laß uns gemeinsam die dunklen Schatten der Vergangenheit niederhalten mit starken Armen! So aber noch *einer* der Dämonen die Hand ausstreckt und Sühne

fordert, dann wisse, daß ich schon jetzt Gott täglich bitte, nur mich zum Opfer zu erwählen, Dein teures Leben aber zu verschonen!"

Und Slatok kam. Die Aussöhnung hatte schon Wochen zuvor stattgefunden. Es waren wunderbar liebliche letzte Sommertage, die ich damals in Gemeinschaft der gleichsam Neuvermählten — ich darf wohl sagen: im Genuß ihrer Hochschätzung und Dankbarkeit — auf Hirschruf verleben durfte. Das traurige Schlößchen schwamm in einer freundlichen Helle, und wo zwischen dem Tannendunkel ein paar schlanke Birken lispelten, da saß ich oft mit einem Buche, wägend und sinnend. Ich will's gestehen, ihr Herren: Mich armen Graukopf fröstelte, obwohl die Tage reichlich warm waren, damals im Angesicht des neuerblühten Glückes bei dem Gedanken an mein einsames Hagestolzentum.

So kam abermals die Zeit, da allabendlich in den Gründen die Hirsche brüllten. Nicht lange durfte der Graf sich der Zurückgezogenheit freuen. Seine Kraft gehörte dem Kaiser. Als es kaum begann zu herbsten, da ward das kleine, graue Kastell sorgfältig verschlossen, das Brücklein hochgezogen, und Frau Gemma folgte dem Gatten nach Italien, wohin der Erzherzog ihn entsandte, und wo sie nun verweilten, bis die Sonne der kaiserlichen Gnade dem allzu ungestümen Schirmer seiner Hausehre wieder zu leuchten begann. Zahlreiche Messen, welche die fromme Gräfin zu Rom am Grabe des Apostelfürsten lesen ließ, sollen für Oliviers Seelenheil bestimmt gewesen sein.'

Mit diesen Worten schloß der kleine Reichshofrat seinen Bericht ab und gedachte sich zu erheben. Aber Herr Amos bat ihn so eifrig, über Mittag sein Gast zu sein, daß der treffliche Mann sich nicht lange nötigen ließ.

Die düstere Waldgeschichte mit ihrem freundlichen Abschluß hatte Gaspard de Gaze einigermaßen nachdenklich gestimmt. Doch sollten seine Betrachtungen bald auf eine angenehme Art unterbrochen werden. Kaum hatten sich die Drei an der Tafel niedergelassen, als ein Diener dem Hausherrn ein Schreiben überbrachte. Es trug im blauen Siegel das Slatoksche Wappen. Mit einem Schmunzeln sagte Herr Amos, nachdem er es kaum überflogen: ‚Der Graf oder das Schicksal selber bemühen sich, wie ich sehe, Euer Memoirenwerk auch weiterhin zu fördern, lieber Gaspard! Dieser Brief enthält nichts anderes als eine artige Einladung des Generals, uns übermorgen in der Frühe mit frischen Pferden dem wohlbedeckten Reisezug nach Mähren anzuschließen.'

‚An mich erging bereits die gleiche Aufforderung, und ich folge ihr mit Vergnügen,' schmunzelte der Reichshofrat. ‚Wie ich höre, gedenkt der Graf die Inbesitznahme der ihm neu angewiesenen Güter durch ein glänzendes Fest auf Szegin zu feiern.'

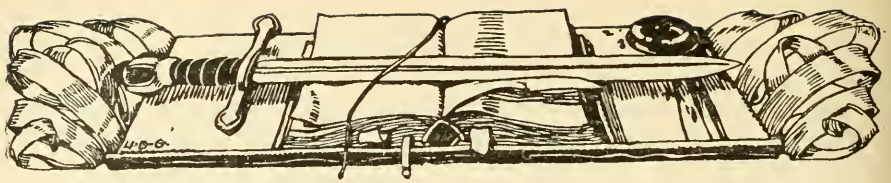
‚Nun, Gaspard,‘ meinte da Herr Amos fröhlich, ‚was habt Ihr zu versäumen? Ich wette, das Kolosseum zu Rom und die Engelsburg werden Euch noch auf demselben Fleck erwarten, auch wenn Ihr einen halben Monat später eintrefft. Topp, schlagt ein, Sohn Gastons, so reiten wir zusammen mit dem Grafenpaar nach Mähren!‘

Derart beschlossen sie heiter während des Mahles ihre Teilnahme an dem genußverheißenden Abenteuer.

Unter der Hochzeitsgesellschaft, die um den Kamin versammelt saß, entstand während der Atempause, die sich Herr Bogenhard aus Prag jetzt verstattete, ein leises Flüstern. Die Aussicht, mit den so glücklich Versöhnten etliche Frühlingstage auf Sczegin zu durchleben, hatte den Beifall der meisten.

Der Professor schaltete inzwischen ein: ‚Bevor ich das Schicksal der Slatokschen Ehe, das zu seiner Erfüllung drängt, weiterführe, will ich bemerken, daß mir die genaue Kenntnis von dem Verlauf dieser Reise sowie von den meisten früheren Begebnissen in der Tat durch ein verstaubtes, aber im besten Französisch abgefaßtes Reise-Memoirenbüchlein zuteil geworden ist, dessen anonymer Autor es aus irgendwelchen Gründen für gut befunden hat, seinen Namen nur durch die Buchstaben G. de G. anzudeuten. Dank meiner Vertrautheit mit der derzeitigen Memoirenliteratur darf ich schlechthin behaupten, daß der Verfasser jener Familienhistorie sowie der in den Berichten als ‚G.‘ bezeichnete Gastfreund des Herrn Amos vom Rosenbusch kein anderer als der spätere Staatsmann und Historiker Gaspard de Gaze gewesen, der zu seiner Zeit von Richelieu besonders geschätzt war. Wahrscheinlich hat das, was sich nun fernerhin auf jener sonnigen Maienfahrt des Wiener Adels in den mährischen Wäldern zugetragen, den Anstoß dazu gegeben, daß der junge Reisende, in die Heimat zurückgekehrt, einen ursprünglich halb scherzhaft behandelten Plan nun mit regem Chronisteneifer wirklich durchführte.‘

(Fortsetzung folgt.)



Zum zweihundertjährigen Gedächtnis der Sendlinger ‚Mordweihnacht'.

Von

Joseph Weiß.

‚Es wird von solchem Bauernstreich
Noch Kindes Kind erzählen.
Wohl manch ein Mann, wohl manch ein Held
Geht um in deutschen Weisen:
Wir wollen den, der Treue hält,
Vor allen andern preisen,
Der trotz Verrat und Hochgericht
Von seinem Wort kein Jota bricht. —
Jetzt aber sagt, wo kehren wir ein?
Ich denk', heut' soll's in Sendling sein.
Vorbei am Kirchhof führt die Straß',
Da grüßen wir unters verschneite Gras:
„Hie lieber bayrisch sterben,
Als kaiserlich verderben!"'

(H. Hopfen.)

Max Emanuel! Der Name verkörpert für Bayern während 47 Jahren (1679—1726) das Zeitalter des roi soleil. In Schleißheim erhebt sich damals ein herrlicher Schloßbau mit schimmerndem Kupferdach, vergoldeten Balustraden, Galerien und Balkonen, Marmortreppen, Zimmern reich an Damast- und Brokatelleverkleidungen, Atlasportieren und Gobelins und einer Fülle erlesener Meisterwerke der bildenden Kunst. Zierliche Kähne wie die venetianischen Gondeln, mit verschwiegenen Vorhängen und üppigen Seidenpolstern ausgestattet, schaukeln auf dem Kanal, von welschen Fährmännern geleitet. Am Bord stehen Bläser und wecken mit langgezogenen Tönen ihrer Hörner das Echo des wundervollen Parkes. Mächtig rauschen die Kaskaden. Aber noch prächtigeren Anblick bieten Schloß und Park von Nymphenburg, des bayrischen Versailles, bei nächtlichem Korso, wenn Fenster an Fenster mit Lichtern besteckt ist, im Garten unter den Blumen und auf dem Wasser des Kanals vielfarbige Lampen brennen, während ein unsichtbares Orchester liebliche Symphonien ertönen läßt. Die Girandole geht prasselnd nieder. Kavaliere mit Allonge und Stockdegen, Damen mit knisterndem Mieder und raschelndem Reifrock besteigen die Barken und fahren die glitzernden Wasserstraßen hinauf und hinab. Die Luft weht ihnen die leichtbeschwingten Töne

der Gavotte zu. Im kerzenschimmernden Saale ist Bankett und Ball. Beim Tagesgrauen jagen durch die langen Alleen die sechsspännigen Karossen mit ihren Heiducken heimwärts nach der Stadt ... Zur gleichen Zeit kniet zu München auf den kalten Steinfließen der Kapelle im Angerkloster eine Frau vom Orden der hl. Klara. Sie hat die Arme ausgebreitet in der Inbrunst des Gebetes. Über dem linken Auge trägt sie eine grünseidene Binde. Ihr Habit von dunkelgrauem und rauhem Tuch unterscheidet sich nicht von dem ihrer Mitschwestern. Den Oberkörper hält sie etwas schief; doch graziös ist ihr Gang wie der Menuettschritt, den sie einst in der Welt so trefflich verstand. Es ist niemand anders als des Kurfürsten einzige Tochter. Auch an seinem Hofe wohnten wie zu Versailles Weltlust und Weltflucht nahe beieinander. Es gibt daher nicht leicht einen Wittelsbacher, dessen Charakterbild so schwankt ‚von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,' wie Max Emanuel.

Die einen denken mehr an den genußsüchtigen ‚Serenissimus Elector', seine Prachtliebe, Gastmähler und Opernaufführungen, die Schäferspiele in Dachau, die Hubertusjagden in Forstenried und Nymphenburg, die Seejagden auf dem Würmsee mit Galeeren, Fregatten, Gallonen, Tartanen und dem ‚Bucentoro', den der Kurfürst dem venetianischen Modell nachbilden ließ und den 500 Matrosen bedienten. ‚Kein Zweifel, der Münchner Hof ist einer der glänzendsten in Europa, die Vergnügungen überstürzen sich,' erklärt daher der Zeitgenosse Pierre de Bretagne. Andere wiederum denken mehr an den ritterlichen Waffengefährten eines Sobiesky und Prinzen Eugen, an den wagemutigen, heldenhaften ‚blauen König' und seine Bravour vor Wien, vor Gran und Neuhäusel, vor Ofen, Mohacs und Belgrad, an den Abgott der Soldaten trotz Höchstädt-Blindheim, der nach dem Urteile Noordens ‚in größere Verhältnisse gestellt, großes gewirkt haben würde'. Wieder andern schwebt das keineswegs erhebende Bild des verschwenderischen Statthalters der Niederlande vor Augen, der in Brüssel, wo es ‚wie im ewigen Leben' zuging, ‚sein Bayern einbrockt'. Oder des politischen Phantasten, welcher der Chimäre von einer Kaiserkrone, einer Königskrone von Sizilien und Sardinien nachjagt, der in Briefen an seinen Bruder Joseph Klemens in Köln sich es ausmalt: ‚König und zu München in unserer Residenz zu sein und in unserer Lieben Frauen Kirchen abzusteigen, unseres Kurhauses Patronin um diesen großen avantage zu danken mit einem Te Deum, welches Euer Liebden intonieren würden.' Oder des Opportunisten, von dem dieser eigene Bruder erklärt, daß ihm sein Geburtsland immer gleichgültig gewesen sei und ‚eine Königskrone in seinem Herzen jede andere Erwägung verdrängen' könne, und der dann wirklich auch Pläne zu einer Abtretung Bayerns an Österreich schmiedet, wie man sie später, ja auch heute noch dem Pfälzer Karl Theodor nimmermehr verziehen hat. Nur wenige Stimmen, so die von Heigel und Prinzessin Ludwig Ferdinand, haben sich erhoben und uns gelehrt, einmal vom ‚desbauchieren', dem Lieblingsthema der Liselotte, abzusehen und jene Bekundungen hochzuachten, die von der stets lebendigen Liebe und Sorge des Vaters Max Emanuel für seine Kinder Zeugnis

geben. Ihre eigene Wandlung des Urteils hat Prinzessin Ludwig Ferdinand in die freimütigen Worte gekleidet:* ‚Es gibt soviel Unangenehmes in der Geschichte der Höfe. Ich glaube, daß kein großer Unterschied von den Pharaonen bis auf unsere Zeit ist. Je nun: seit ich die Briefe Max Emanuels an seine Tochter gelesen habe, hat mich dieser Mann, den ich lediglich von seinen Kriegstaten, seiner Leichtlebigkeit, seiner Perücke à la Louis XIV. und seiner großen Uniform her kannte, belehrt, daß unter all dem Glanz ein Menschenherz schlägt.'

In der Tat: als Max Emanuel nach der Niederlage bei Höchstädt (13. August 1704) gezwungen war, Bayern dem Kaiser zu überlassen, und die Kurfürstin mit den sieben Kindern allein in München zurückbleiben mußte, da sehen wir ihn mit einer geradezu sehnsüchtigen Liebe an seinen Kindern hängen, um deren leibliches und geistiges Wohl er sich in seinen Briefen eifrigst bekümmert. Man darf dem Ausdruck seines Trennungsschmerzes glauben, wenn er an seine Frau am 17. Nov. 1704 aus Brüssel (in franz. Sprache) schreibt: ‚Umarmen Sie inbrünstig die Kinder in meinem Namen und geben Sie ihnen den Segen, den ich auf ihre Häupter herabflehe! Ich kann hier in Brüssel keine Mutter mit ihren Kindern auf der Straße gehen sehen, ohne daß mir die Tränen in die Augen kommen. Ich allein muß ja dieses Trostes entbehren!' Im Februar 1705 verließ die Kurfürstin, Sobieskys Tochter, München und begab sich nach Venedig. Sehr gegen den Willen ihres Gatten, der befürchtete: München verlassen, heiße das Land preisgeben. Als dann die vier älteren Prinzen unter starker Bedeckung von München nach Klagenfurt gebracht wurden, machte er in leidenschaftlichen Worten am 21. Mai 1706 seinem schwerverwundeten Herzen Luft: ‚Das ist ein herrliches Betragen! Das heißt unsere Kinder wie Bastarde behandeln! Welch ein Tyrann ist dieser Kaiser! Ich versichere Sie: Solche Taten werfen einen unauslöschlichen Makel auf den Täter; sie sind etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes im Reich! Kaum hat jemals ein Tyrann so gefrevelt gegen die Gesetze des Anstandes und das Recht der Völker und Fürsten!'

Wenn man nun auch keinen Zweifel setzen darf in die Aufrichtigkeit dieser Herzensergüsse des Vaters Max Emanuel, so darf man, glaube ich, dabei doch nicht vergessen, daß Erwägungen des Politikers mit das Wort führten. Solange die Kinder des angestammten Herrscherhauses frei und wohlbehalten in der Hauptstadt sich aufhalten konnten, verkörperten sie gewissermaßen den Fortbestand der regierenden Dynastie, das Unterpfand für die Rückkehr des Kurfürsten in sein Land. Ein solches Palladium bedeuteten sie in Wahrheit auch dem Volke. Und wie richtig Max Emanuel nach dieser Seite die Treue der bayrischen Volksseele erkannt hat, beweist der Umstand, daß, als im Spätherbst 1705 das Gerücht auftauchte, der Kaiser wolle die kurfürstlichen Kinder als Gefangene aus Bayern entführen lassen, mag es nun ein begründetes oder nur ein unbestimmtes oder gar absichtlich verbreitetes Gerücht

* In dem Buche über die vorerwähnte Tochter Max Emanuels: ‚Emanuèle Thérèse', München 1902, Allgem. Verlagsges.; ebenda auch deutsch: ‚Emanuela Theresa.'

gewesen sein, sofort auf das bloße Gerücht hin Tausende von Oberländern mit Münchener Bürgern sich verbündeten, lediglich um ‚die Kinder zu retten'! Von sämtlichen Anführern des Aufstandes, die man gefangen nahm, wurde unter den grausamsten Folterqualen übereinstimmend ausgesagt, daß man alles nur ‚zur Konservation der Prinzen' unternommen habe: ‚Der Prinzen wegen ist der mehrste Teil ganz freiwillig mitgeloffen!' Ein geradezu rührender Zug, welcher der tragisch endenden bayerischen ‚Landeserhebung' des Jahres 1705 die Weihe eines patriotischen Idealismus verleiht, der in der Geschichte seinesgleichen sucht.

Wie schon bemerkt, hatte die Besiegung der bayerischen und französischen Truppen unter dem Oberbefehl Max Emanuels durch die Engländer und Österreicher unter Marlborough und Prinz Eugen bei Höchstädt mittelbar die Besitzergreifung Bayerns durch die Österreicher zur Folge. In den ersten Monaten des Jahres 1705 gelang es mit vielen Schwierigkeiten, die Abdankung der bayerischen Truppen herbeizuführen. Damals, bei der Verabschiedung des Regimentes ‚Kurprinz' zu Abensberg, wurde von den entlassenen Soldaten der Ruf ‚Lieber dem Teufel dienen als dem Kaiser!' zum ersten Male ausgestoßen, der bald darnach zu der patriotischen Losung ward: ‚Lieber bayerisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben!' Schwer lastete nun die Faust des Siegers, Kaiser Josephs I., auf dem verheerten Lande; in Ober- und Niederbayern waren von 95 Gerichten nur 13 der Plünderung noch nicht verfallen. Bis zur Höhe von sechs Millionen Gulden wuchsen die Forderungen. Diese Bedrückungen durch Steuern, Lieferungen, Einquartierungen und dergleichen, welche die kaiserliche Administration unausgesetzt verübte, riefen eine dumpfe Gärung in der Bevölkerung hervor. Der Sieger fürchtete etwas wie eine Sizilianische Vesper, schritt zu Verhaftungen und am 16. Mai 1705 zur Besetzung Münchens, das eine aus geworbenen kaiserlichen Truppen, fränkischen Kreisvölkern und bayerischen Landrekruten gemischte Garnison von 2500 Mann aufnehmen mußte. Gewaltsam und grausam begann am 16. Juni die Aushebung von 12000 Bayern für den Krieg Österreichs in Ungarn und Italien. Die allgemeine Unzufriedenheit führte zur Widerspenstigkeit, und als das Gerücht von der bevorstehenden Wegführung der kurfürstlichen Prinzen sich auszubreiten begann, erhob sich in der Oberpfalz, an der Isar und am Inn das gepeinigte Volk. 30000 Mann stark stand die bayerische ‚Landesdefensionsarmee' am Inn, an der Isar und Donau in Bereitschaft. Es fehlte den Streitern nicht an Todesverachtung, wohl aber ‚an guten consiliis und erfahrenen officiers sowohl als an denen Kriegsnothdurfften'. Der traurige Verlauf ist bekannt; auf dem Unterfelde zwischen München und Sendling am Weihnachtstage 1705 und bei Aidenbach am 8. Januar 1706 wurde mit Blut und Eisen der Volksaufstand unterdrückt.

Der Kurfürst selbst war nicht einmal von den Anfängen der Bewegung unterrichtet, erfuhr den Ausgang erst aus den Zeitungen und Briefen dritter, geschweige daß er für den Aufstand verantwortlich zu machen wäre. Ja, als er

von dem Unternehmen hörte, machte er in den Briefen an seine Frau kein Hehl daraus, daß er es als eine verlorene Sache ansehe: ‚Je puis vous dire sincèrement que je n'ai jamais rien su de ce soulèvement, ni eu aucune communication. . . . J'ai toujours regardé cette affaire comme peu solide. . . . Si j'avais eu part à cette affaire, je n'aurais pas induit ces pauvres gens à être sacrifiés, sans pouvoir les soutenir.'* Die Katastrophe ging ihm sehr nahe. Er beklagte wiederholt in Ergriffenheit das tragische Geschick ‚de ces pauvres gens massacrés si cruellement, d'autres qui ont souffert le supplice. Il faut recommander cela à Dieu qui vengera le sang innocent et aura soin de nous et notre famille; car nous n'y pourrons plus rien faire. . . J'en répands des larmes quand je puis me cacher'.**

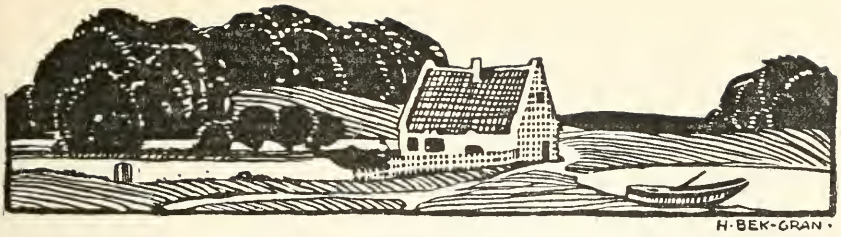
Die Einzelheiten der ‚Landeserhebung', die Hauptpersonen und damit die Frage nach Echtheit und Herkunft des ‚Schmieds von Kochel' können aus unserer Betrachtung ausscheiden. Sie besagen nichts für die allgemein menschliche Seite des Ereignisses und seinen erschütternden Gesamteindruck.

Das blutige Drama, das am hl. Weihnachtsmorgen zwischen 8 und 9 Uhr an der grauen Friedhofsmauer von Sendling mit der Niedermetzlung der Vaterlandsverteidiger sich abspielte, — zwei- bis dreitausend von ihnen blieben nach dem Bericht des Münchener Bürgermeisters verwundet oder tot auf der Walstatt, 600 Blessierte wurden von den Kaiserlichen in die Stadt gebracht ‚und seyndt pro terrore lang auf deren Gassen liegend gelassen worden', — die ‚Sendlinger Mordweihnacht' hat naturgemäß schon viele berufene wie unberufene Geschichtsforscher beschäftigt, so manchen Dichter und Künstler begeistert. Auch die Sage hat frühzeitig ihre geheimnisvollen Fäden darumgesponnen. Heigel vergleicht daher zutreffend die Geschichte jener Episode mit einem ‚Palimpsest', bei dem es fast unmöglich sei, ‚die ursprüngliche Schrift unter der jüngeren zu erkennen.' Allein die große Tatsache von dem grausigen Opfertod, dem jene tausende von Bayern aus treuer Hingabe an ihr Herrscherhaus sich geweiht haben, bleibt unerschüttert und unvergleichlich. Sie hat ein Anrecht auf die Gedächtnisfeiern, die heuer an verschiedenen Erinnerungsstätten begangen werden. Sie bedeutet aber für Bayern noch etwas anderes als den Todesmut der Untertanentreue; denn in jener Losung, deren Echo vom bayrischen Walde zu den Alpen rollte, ist zum ersten Male in der Geschichte ein bayerisches Volksbewußtsein lebendig geworden.

---

* Ich kann Sie aufrichtig versichern, daß ich von dieser Erhebung niemals etwas gewußt noch irgend eine Mitteilung erhalten habe. Ich habe diese Sache immer als wenig zuverlässig betrachtet. . . . Wenn ich an der Sache beteiligt gewesen wäre, so hätte ich diese armen Leute nicht verleitet, sich hinzuopfern, ohne ihnen beistehen zu können.

** . . . dieser so grausam niedergemetzelten Leute, der anderen, die die Todesstrafe erlitten haben. Man muß es dem lieben Gott anheimgeben, der das unschuldige Blut rächen und für uns und unsere Familie sorgen wird, denn wir können dabei nichts tun . . . Ich vergieße Tränen, wann ich mich verbergen kann!



Im Banne der Berufung.

Von

Leo Balet.

V.

Jetzt kamen für Chef Tage wechselnden Glückes.

Seine Liebe zu Anna ward schier mit jedem Tage größer, aber es war doch nicht das höchste, was er sich erträumt hatte. War er allein, so vermochte er den Gedanken nicht abzuschütteln, der ihn schon am ersten Abend mit eisiger Kälte beschlichen hatte, den Gedanken, daß er doch eigentlich etwas tat, was er nicht tun durfte, etwas schlechtes. Und je leidenschaftlicher seine Liebe aufblühte, desto häufiger beschlichen ihn diese trostlosen Stimmungen, und desto quälender wurden sie, und oftmals fühlte er sich so erbarmungslos davon ergriffen, so gepeinigt von der ganzen schmerzlichen Qual bitterer Selbstvorwürfe, daß er schluchzend dalag und die Zähne krampfhaft in das naßgeweinte Kissen biß. Wenn aber dann der Morgen das endlose Dunkel solch einer durchwachten Nacht wieder hoffnungsfroh durchbrach, suchte er sobald wie möglich wieder bei ihr zu sein, denn dann, das wußte er, ward es wieder ruhig in ihm; dann fühlte er, wie in dem warmen Licht, das von ihrem Wesen ausstrahlte, seine Liebe von neuem erblühte, so schön und so üppig, daß er alles andere darob vergaß und sie still und heimlich genoß, ohne an das denken zu können, was da kommen würde, wie einer, der ganz versunken ist in seinen schönen Traum, und der nichts weiß vom Erwachen.

Er ward mit jedem Tage nervöser und begann schlecht auszusehen.

Zu Hause glaubte man, daß das die notwendige Folge seiner anstrengenden Studien sei, und sein Vater hatte ihm den Vorschlag gemacht, er solle eine kleine Rheinreise unternehmen, dann könne er da, wo es ihm am besten gefiele, ruhig ein paar Wochen bleiben, um sich mal tüchtig zu erholen.

Aber Chef wollte davon nichts wissen; man solle ihn nur ganz ruhig hier lassen, sagte er, und es sei für ihn hier sehr gut, — obgleich er fühlte, daß in ihm mit jedem Tage alles trauriger und trüber ward.

Beten konnte er nicht mehr. Er ging des Morgens regelmäßig zur Messe, weil auch Anna in die Kirche kam, und dann saß er ein paar Bänke hinter ihr und hielt sein Coeleste Palmetum, an irgend einer Stelle aufgeschlagen, in der linken Hand, und mit der rechten bedeckte er seine Augen, und so schaute er durch seine Finger hindurch unausgesetzt auf jene betende Gestalt, die da vor ihm so schön umflossen ward von dem reinen Morgenlicht, und seine verliebten Gedanken umschwebten sie wie Engel eine Raffaelsche Madonna. Von Zeit zu Zeit warf er einen Blick in sein Buch und wandte flüchtig eine Seite um; denn niemand durfte es merken, daß er nicht betete.

Ein einziges Mal kam ihm auch der süße Gedanke, daß sie nun vielleicht für ihn bete, und der stimmte ihn weich und fromm, und er suchte die Gebete auf, in die er sich auf Rolduc so völlig vertiefen konnte, und sich wieder gewaltsam zu der kindlichen Innigkeit zwingend, die ihn damals beseelt, sagte er sie im Plural her und dachte dann im stillen, daß er alles, um was er bat, nur für Anna und für sich herabflehe. Während der Wandlung schloß er sein Buch, und beide Hände steif vor die Augen gepreßt, um sein Gebet zu verinnerlichen, betete er dann in dem Augenblick, den er als den feierlichsten und erhabensten empfand, zu jenem guten Gott, der jetzt auf den Altar herabschwebte; betete zu ihm, er möge es doch so fügen, daß sie beide sich stets lieber gewännen, und daß sie glücklich sein möchten in ihrer Liebe, und wenn es einem von ihnen beiden nicht selig zu Mute sein sollte, so möge Gott doch alles so lenken, daß es ihnen wohl selig zu Mute werde; denn er war ja allmächtig, er vermochte ja alles ... Aber ihm ward nicht mehr jener sanfte Trost von einst zu teil, und fast war es ihm, als wolle Gott nichts mehr von ihm wissen.

Nach der Messe gingen sie gemeinsam nach Hause — meistens war Marie dabei — und trafen irgend eine Verabredung für den weiteren Tag. Wenn das Wetter schön war, radelten sie gewöhnlich nachmittags oder segelten, und des Abends ruderten sie auch hin und wieder. Und war das Wetter schlecht, dann mußte Chef den einen Tag kommen, um ihr beim Abdrucken von Klischees oder beim Aufziehen von Photographien zu helfen, und den nächsten Tag ging sie zu ihm, damit sie zusammen ein wenig englisch trieben; man verlernte das sonst so schnell. Und so dachten sie sich stets irgend etwas aus, um doch nur ja bei einander zu sein.

Marie begann die Sache allmählich zu durchschauen und freute sich herzlich darüber; denn sie hatte Anna ebenso lieb wie Chef, und ohne daß sie sich etwas merken ließ, half sie ihnen nun dabei, alles so zu arrangieren, daß keine Redereien entstünden. Chef müsse noch drei, vier Jahre studieren, bevor er es zu etwas gebracht hätte, überlegte sie bei sich, und also sei es wohl am besten, vorläufig alles so geheim wie möglich zu halten.

Ein häßlicher Regentag.

Rauschend fielen die Tropfen auf die Blätter hernieder, die in kaltem Glanz erglommen. Die Baumstämme waren schmutzig-schwarz, als würden sie abfärben, wenn man zufällig mit der Hand über sie hinstriche. Und auf den Pfaden und in den Alleen hatten sich überall da, wo keine dunklen Lachen standen, kleine Pfützen in dem Sande gebildet. Und unaufhörlich prasselte der Regen nieder; nicht mit jenen nur ab und zu kommenden jähen Stößen, daß man ihn ungestüm durch die Blätter klatschen hörte und die glitzernden Tropfen lustig auf den Fenstern auseinander spritzten, um dann langsam in kleinen, dünnen Strahlen herabzufließen, sondern mit solch einer grauen, unzerstörbaren Gleichmäßigkeit, als wolle er erst dann nachlassen, wenn alles in wilden Aufruhr geraten.

Anna war in ihrem Zimmer damit beschäftigt, ein paar Maréchal Niel-Rosen, deren sonst so warme, schwefelgelbe Glut an diesem trüben Tage dumpf vertrauerte, in einer kleinen Kristallvase zu arrangieren. Als sie damit fertig war, trat sie ein paar Schritte zurück, um den Effekt besser beurteilen zu können ... Aber sie steckten noch allzu zahm bei einander; ... es mußte noch ein wenig wilder sein, so, als habe man sie mit einem einzigen Griff vom Tisch weggerafft und sie dann achtlos in die Vase gesteckt. So gefiel es Chef. Und nachdem sie erst noch einmal horchend hinausgeblickt hatte, kniete sie vor dem Tischchen nieder, und ihre schlanken Finger richteten die eine Rose ein wenig höher auf, während sie die andere etwas mehr herunterbogen. ... Ja, so war es gut. Die Vase wurde auf den Kaminsims gestellt neben einen kupfernen Armleuchter, der von einer elegant drapierten Frauengestalt graziös empor gehalten wurde. Gleich darauf schlug die Uhr: zwei dünne, feine Schläge.

Noch einmal blickte sie hinaus ... Regen, Regen, nichts als Regen ...

Sie zupfte noch ein wenig an den Vorhängen und rückte an den Moquettemöbeln, die so recht bunt durcheinander stehen sollten, und währenddessen dachte sie wieder an Chef, der nun bald kommen würde. Sie war rasend verliebt in ihn. Ja, eigentlich waren gar keine Worte dafür zu finden, *wie* schauderhaft verliebt sie war. Was für eine herrliche Woche war das gewesen, die sie jetzt durchträumt hatte! Und so eine würde nun wieder kommen und dann wieder eine, und er würde unaufhörlich fortdauern, unaufhörlich und ewig, dieser glückselige Wundertraum der Liebe. ... Ja, *jetzt* war das Leben schön! ...

Und lachend war sie vor dem Fenster stehen geblieben, während ihre Glücksaugen durch die graue Unbeweglichkeit des Regenhimmels schweiften. Und dann plötzlich verbarg sie ihr blondes Köpfchen in eine breite, dunkle Falte des gelockerten Vorhangs und wühlte es ganz tief hinein, um einmal

so recht herzlich an ihn zu denken ... Sie sah ihn, sah ihn klar und deutlich vor sich in ihrer Phantasie, wie von lichter Sonne umflutet, mit seinem schönen Kopf und seiner schönen Haltung. Sie fand keinen Menschen so schön und keinen Menschen so gescheit ... O Gott, sie hatte ihn doch so unsagbar lieb! ... So unbeschreiblich, so innig lieb! ... Er war ihr Kerlchen, ihr reizendes Kerlchen, das ihr gehörte, nur ihr allein, und sie küßte, zwei-, drei-, viermal leidenschaftlich und wild, bis der rauhe, haarige Stoff auf ihren Lippen zu prickeln begann.

Plötzlich erwachte in ihr der Gedanke, daß sie all seine Bilder nochmal ansehen wollte, ... ein Viertel drei, ... vor drei Uhr würde er nicht kommen. Sie öffnete eine japanische Lackkassete, stellte sie auf den kleinen Tisch am Fenster, setzte sich behaglich davor und nahm dann die Photographien eine nach der andern wie kostbare Reliquien in ihre vorsichtigen Hände. Einige waren bläulichbraun vor Alter, andere scharf glänzend, die Platinotypien aus späteren Jahren hellgrau, und dazwischen lag verstreut eine ganze Kollektion von Momentaufnahmen, die sie selber gemacht hatte.

Drei der Bilder, die, welche sie Marie abgebettelt hatte, und die Chef als etwa dreijährigen Knaben zeigten, gefielen ihr am besten; überall dasselbe herzige, runde Köpfchen, das gleichsam offen geküßte Mündchen und die großen, dunklen Kinderaugen, die einen so keck anschauten. Und das, o das war das reizendste von allen! Und ihre Augen beträumten lachend ein Stückchen vergilbter Pappe, auf welchem gegen einen bräunlichschwarzen Hintergrund auf einem dunklen Kissen ein kleines Kerlchen saß, die Beinchen ganz nackt gestrampelt unter einem zerknitterten, heraufgerutschten Hemdchen, beide Ärmchen und eine Schulter entblößt und auf dem ärgerlichen Gesicht einen weinerlichen Ausdruck. O, das war ihr kostbarster Schatz, kostbarer als all ihre Juwelen! Und sie preßte das Bild fest an ihre Lippen, und dann wieder drückte sie es mit beiden Händen krampfhaft an die Brust. Einen Augenblick später betrachtete sie es von neuem, während ihre Augen all dies Unwirkliche voll zärtlicher Hingebung belebten und verschönten ...

Als sie alle die Bilder, deren kleinste Details sie genau kannte, sogar bis zu den Stockflecken und den stumpf abgeschlissenen Ecken an der Rückseite, nochmals angesehen und sie dann wieder sorgfältig verwahrt hatte, lehnte sie sich bequem in ihren Stuhl zurück, schloß die Augen und dachte heimlich darüber nach, ob wohl ein Mensch auf Erden so glücklich sein könne wie sie. Nein, das war nicht möglich, und in all den Jahrhunderten, von Anbeginn der Welt an bis zum heutigen Tage, hatte man solch ein hochheiliges Glück unter den Menschen nicht gekannt. Es gab jetzt nichts mehr, was sie besorgt machte. Sie hatte am vergangenen Sonnabend gebeichtet und die schlechte Tat, die sie hatte begehen wollen, ehrlich gestanden, und

sie dachte daran, wie sie noch nie zuvor so voller Andacht zur Kommunion gegangen war wie an jenem Sonntagmorgen, ein Beweis dafür, daß auch der liebe Gott ihr alles verziehen hatte, ebenso gut, wie Chef es getan. Ihr ganzes Leben war erfüllt von jenem blauen, strahlenden Glück, und das würde nun allzeit so bleiben, das wußte sie ...

Inzwischen hatte sie sich wieder aufgerichtet und angefangen, gedankenlos in ihren Briefen herumzukramen und von einzelnen Kuverts die Marken abzulösen; dann hatte sie einen Bogen Briefpapier vor sich hingelegt, und nachdem sie erst eine Weile mit einem Federhalter auf dem Tisch herumgetrommelt hatte, begann sie plötzlich zu schreiben: Buchstaben, schön geschweifte, große Buchstaben, lauter C's und dann ihren Namen: Anna. Aber das alles wurde wieder durchgestrichen, weil es ihr nicht schön genug war; und dann schrieb sie nochmals Anna und dann nochmals und dahinter dann endlich Clementine van Gestel. So schrieb sie gedankenlos weiter, bis der Bogen voll war. O Gott, wie dumm stand das da! Sie erschrak plötzlich wie jemand, der in einem von Menschen überfüllten Saal zum erstenmal vor dem Klang seiner eigenen Stimme erschrickt. Es stand doch da: Anna Clementine van Gestel liebt Chef Cecile, ... und sie hatte es niedergeschrieben ... Sie errötete, als ihr dies Selbstbekenntnis zum erstenmal außerhalb der geheimnisvollen Sphäre ihrer Seele zum Bewußtsein kam; und als fürchte sie, daß man es sehen könnte, zerriß sie das Papier in kleine Fetzen, die sie wie eine Handvoll Schnee in den Papierkorb streute.

... Da hörte sie etwas. Sie blickte aus dem Fenster und sah Chef, wie er mürrisch in seinem Regenmantel durch den Regen patschte. Er blickte nicht auf, was er sonst zu tun pflegte. Nach einem Weilchen war er oben.

‚Herein!'

Er reichte ihr schweigend die Hand, knöpfte seinen Mantel auf, schleuderte ihn in eine Ecke des Zimmers und warf seine Mütze oben drauf.

‚Nein, nein, laß nur!' sagte er kurz, als er sah, daß sie die Sachen aufhängen wollte, und es lag in seiner Stimme etwas Kaltes, das sie unangenehm berührte. Es fiel ihr jetzt zum erstenmal auf, daß er schecht aussah, so wie er da saß in dem grauschimmernden Licht, eifrig damit beschäftigt, sich die feucht gewordenen Nägel abzureiben. Der Gedanke drückte sie. Ob es am Wetter lag? Oder ob ihm am Ende etwas fehlte?

‚Hat mein Kerlchen Kopfschmerzen?' fragte sie ihn, indem sie sich neben ihn stellte.

‚Ich, aber nein. Warum fragst du das?'

‚Du siehst ganz darnach aus;' sie dachte es laut.

Er zuckte gleichgültig die Achseln und fuhr fort, sich die Nägel zu reiben.

‚Schlechtes Wetter, gelt?‘ begann Anna von neuem, als er nach kurzem Schweigen still aus dem Fenster blickte.

‚Abscheulich.‘

Wiederum Stille.

‚Ist dein Freund heute morgen nicht gekommen?‘

‚Nein, das Wetter wird ihn wohl abgeschreckt haben. Er wollte per Rad kommen, schrieb er mir.‘

‚Ach so, du hast also umsonst gewartet?‘

‚Ja, natürlich!‘

‚Und was hast du den ganzen Morgen getrieben?‘

‚Gewartet und nochmals gewartet und versucht, etwas zu lesen, aber es ging nicht. Wenn es draußen so schauderhaft melancholisch aussieht, fühle ich mich, sobald ich allein bin, stets so unsagbar niedergeschlagen; . . . dann denke und denke ich immerfort, . . . denke über lauter Schwierigkeiten nach . . .‘

Mehr konnte er nicht sagen; es war ihm, als dränge eine unsichtbare Hand alles Weitere zurück.

‚Haha, worüber hättest du nun wohl zu denken? Was könntest du wohl für Schwierigkeiten haben?‘ . . .

‚Vielleicht doch . . .‘

Sie saß jetzt auf der Lehne des niedrigen Sessels und hatte den Arm um seinen Hals gelegt.

‚Sieh mich mal an,‘ und sie zwang ihn den Kopf umzuwenden, ‚und lach jetzt mal, hörst du wohl? . . . Schnell, . . . schnell!‘

Ihn überkam wieder das Gefühl, wie es einen Trunkenbold überkommt, der schon nach dem ersten Zuge empfindet, daß sein Kummer betäubt wird. Chef fühlte, wie die Entzückung ihrer Liebe ihm wieder wie Sekt zu Kopf zu steigen begann, und jetzt wollte er mehr trinken, immer mehr, und sich sättigen, bis jenes andere Gefühl in ihm völlig erstickt sein würde. Er nahm plötzlich ihr Köpfchen zwischen seine beiden Hände, zog sie an sich und drückte ihr seinen ersten Kuß aufs Gesicht. Eine leichte Röte hatte ihm die Wangen gefärbt. Er stand auf. Er fühlte sich plötzlich frei, jetzt, da er für immer mit jenem anderen abgeschlossen hatte. Und gleich als sei gar nichts besonderes geschehen, stellte er sich, die Hände in die Taschen vergrabend, ans Fenster und sagte leichthin: ‚Scheußliches Wetter!‘

Sie stand neben ihm, den Arm dankbar in den seinen gelegt.

‚Ja, entsetzlich!‘

‚Du, weißt du, ich würde jetzt furchtbar gern mit dir zusammen ein wenig durch die Straßen patschen.‘

‚Du bist wohl verrückt?‘

‚Nein, nein, es ist mein Ernst; . . . so ganz ungeniert ohne Regenschirm und ohne Überzieher durch den Dreck zu waten, daß einem der Schlamm um die Ohren spritzt, das ist famos!‘

‚Na, ich danke dir herzlichst; das kann doch kein Vergnügen sein.‘

‚Findest du das denn etwa nicht ulkig? Komm, zieh mal rasch was ganz Altes an, dann darfst du mit, und du sollst mal sehen, wie spaßig das sein wird!‘

‚Nein, aber Chef, meinst du das nun wirklich?‘

‚Ja, wahrhaftig. Ich habe augenblicklich sogar ein dringendes Bedürfnis darnach.‘

‚Dann geh' du nur allein! Ich danke bestens für solche Liebhabereien.‘

‚Nein, dann gehe ich auch nicht. Aber was soll man denn eigentlich den ganzen langen Nachmittag treiben?‘

‚Ach ja, es ist natürlich undenkbar, daß du dich auf eine andere Weise amüsierst! Ja, weißt du, daran habe ich nun allerdings nicht gedacht.‘

‚Weißt du was? Hast du noch von dem chinesischen Tee? Ja?‘

‚Na', dann wollen wir mal ganz solide zusammen Tee trinken.‘

Sie brach in ein lautes Gelächter aus: ‚Du bist doch ein ganz verrückter Kerl!‘

Er machte sich von ihr los, öffnete die Tür, und sie hörte ihn mit einer weinerlichen Altfrauenstimme oben von der Treppe herunter rufen: ‚Minaaaa, wollen Sie bitte mal ein wenig kochendes Wasser heraufbringen?‘

Und darauf trat er wieder ein, feierlich und würdevoll.

‚Das kann doch nicht dein Ernst sein,‘ sagte Anna verwundert.

‚Doch, gewiß ist es mein Ernst.‘

‚Aber ich bitte dich. . . .‘

‚Selbstverständlich, heute nachmittag wollen wir mal sehr solide sein.‘

Noch immer halb ungläubig nahm sie ein Teeservice aus japanischem Porzellan aus dem Schrank, stellte es in den matten Lichtschein, der durch die Prunkvorhänge drang und den kleinen Teetisch überflutete, und begann den Tee zu bereiten.

Chef saß auf dem Sofa und sah ihre weichen Bewegungen, welche die runden Linien ihres Körpers erraten ließen; er sah die edle Form ihrer weißen Hände, die von einer matten, bläulich-rosigen Glut in diaphaner Farbe durchschillert waren, so wie van Dyck das zarte Fleisch seiner Madonnakinder malte. Er sah, wie sie tätig waren, diese Händchen, so vornehm, so graziös, so feenhaft-geheimnisvoll; er sah das blonde Gesichtchen, verfeinert durch den matten Lichtschein, sah die mandelförmigen Augen, die langen Wimpern, welche das funkelnde Kristallblau halb bedeckten, und die milchweißen Zähne, die sich lachend zeigten zwischen dem Rot ihrer spöttischen

Lippen. . . . Und wie ein ungeahntes Entzücken durchfuhr es ihn, und er fühlte sich emporgetragen zu der höchsten Anbetung dieser Frauenschönheit. Er nahm ihr Bild völlig in sich auf. Aus dem weißen Marmor seiner Phantasie meißelte er es bis in die kleinsten Details, um in den Augenblicken, da er sie nicht um sich haben würde, dennoch vor ihr niederknien zu können und so Kraft zu finden gegen die dunklen Gewalten jenes ‚Anderen'. Er schwur es sich, daß er seiner reinen, heiligen Liebe jetzt ewig und unverbrüchlich treu sein wolle . . .

‚Komm, setz dich zu mir!' bat er, als sie den Tee aufgebrüht hatte.

‚Ja, gleich.' Erst stellte sie die kleine, mit Rosen gefüllte Vase, die er noch nicht bemerkt hatte, auf das Tischchen, das vor ihm stand, und sie blickte ihn so glückselig an wie ein Kind, das der Jungfrau Maria Maiblumen bringt.

Er fühlte es und lächelte dankbar.

Und dann ließ sie sich plötzlich neben ihn aufs Sofa fallen und legte schmeichelnd ihren Arm in den seinen, und er drückte ihn flüchtig, aber innig, und während draußen der Regen unaufhaltsam niederging, fühlten sie, wie ihre Liebe in dieser Atmosphäre intimer Häuslichkeit wie in einem göttlichen Lenz aufblühte.

‚Wo hast du die Rosen her, Kleine?'

‚Gepflückt.'

‚Wann?'

‚Heute morgen.'

‚So? Da hat es also wohl nicht geregnet?'

‚Doch, aber das war ja in einem Augenblick geschehen.'

‚Ja, ja, ich weiß schon.'

‚Nein, das finde ich aber wirklich kindisch von dir.'

‚Ich auch.'

‚Nein, du, jetzt hör mich mal einen Augenblick an! Du mußt doch entschieden zugeben, daß es ein gewaltiger Unterschied ist, ob man rasch ein paar Rosen abschneidet, oder ob man einen ganzen Nachmittag durch den Regen läuft. Nun sag doch mal selbst!'

Aber Chef wollte und wollte es nicht verstehen.

Plötzlich blitzte ihm ein launiger Einfall durch den Kopf. Er hatte sie noch niemals rauchen sehen. Er suchte in seinen Innentaschen, dann in der Westentasche . .

‚Bitte sehr,' und er reichte ihr sein geöffnetes Zigarettenetui.

‚Nein, ich danke, ich kann nicht rauchen.'

‚Dann sollst du es eben lernen.'

‚Nein, Chef, wirklich nicht! Ich habe es einmal versucht, aber ich mag es gar nicht, ich finde es abscheulich.'

‚Ach, du kleiner Dummkopf! Komm, tu's doch mir zuliebe!‘

‚Wirst du mich später auch so quälen?‘ fragte sie ihn, während sie zögernd eine ‚Kremlin‘ zwischen die Lippen steckte.

Chef errötete. . . . Später? . . . Später? . . .

Aber seine plötzliche Befremdung wich wieder, als er sie mit spitzem Mündchen an der Zigarette ziehen und ganz kleine Rauchwölkchen einatmen sah, die sie dann mit fast übermenschlicher Kraftanstrengung wieder ausstieß. Und dann saß sie wieder still da und schaute blinzelnd auf das schwarze kleine Röllchen, das sie, die andern drei Finger gespreizt, zwischen Daumen und Zeigefinger so weit wie möglich von sich weghielt, und das langsam zusammenschrumpfte. Den Kopf gegen das Sammetpolster des Sofas gelehnt sah er ihr ruhig zu. Er amüsierte sich königlich.

‚Das schmeckt gut, nicht wahr?‘

‚Nein, ekelhaft, . . . bah!‘ Und sie legte den Stummel auf einen kleinen Aschenbecher, von wo aus er noch lange eine dünne, zitternde Rauchspirale hinaufsandte. Mit ihrem Taschentuch rieb sie sich den bittern Geschmack von den Lippen.

‚Wenn du vielleicht mal wieder so was weißt, du alter Dummkopf,‘ und bei diesen Worten kitzelte sie ihn am Halse. Aber bevor er sich wehren konnte, war sie schon aufgesprungen und hatte sich jenseits des Tisches in Sicherheit gebracht. Und er lag da viel zu bequem hingestreckt, um sich nur irgendwie inkommodieren zu lassen.

‚Soll ich nun eingießen?‘ fragte sie, während sie auf das Teegeschirr zeigte.

‚Ja, wenn der Tee gut ist.‘ Ein gelblich brauner Strahl ergoß sich in die kleinen Tassen. Der Tee sei ausgezeichnet, meinte sie.

Sie setzte sich mit ihrer Tasse neben ihn. Dann, die Augen unverwandt auf die kleinen Figuren gerichtet, die sich mit ihrem tiefen Blau wunderbar von dem durchsichtigen Porzellan abhoben, sprach sie:

‚Du, Chef, jetzt mal allen Ernstes . . .‘

‚Du lieber Himmel, ich bin ja den ganzen Nachmittag ernst gewesen!‘

‚Ja, aber jetzt hör mal zu, . . . findest du es nicht besser, . . . oder vielmehr, . . . findest du nicht, daß wir verpflichtet sind, ich habe das wenigstens so bei mir selber gedacht, . . . es kann ja ganz gut sein, daß du anderer Ansicht bist, . . . aber ich für mein Teil muß dir ehrlich sagen, daß ich finde . . .‘

‚Aber was meinst du denn doch eigentlich?‘ fuhr Chef, der etwas Unangenehmes ahnte, ungeduldig dazwischen.

‚. . . daß ich mit Papa, und daß du mit deinen Eltern darüber sprechen mußt, wie wir, . . . nun ja, du weißt doch schon.‘

‚Was denn?‘ fragte Chef, der alles begriffen hatte, barsch.

‚. . . Wie wir, . . . wie wir zu einander stehen,‘ flüsterte sie leise.

‚Wie?‘

‚Ja, . . . sie sind sicher damit einverstanden, . . . aber eigentlich gehört es sich doch wohl so . . .,‘ und dabei sah sie ihm endlich in die Augen.

Chef fühlte sich plötzlich wie von rauher Hand aus seinem Glückstraum gerissen. Sein Denken verdüsterte sich. Da war wieder dieselbe ängstliche Unsicherheit wie damals, als er vor jenem andern Entschlusse gestanden. Da ward geklopft. — Sie rückten hastig jedes in eine Ecke des Sofas, und dann erklang ein ‚Herein!‘

Marie trat ein, in einen langen, grauen Mantel gehüllt, auf dem hier und dort dunkle Regenflecken sichtbar waren. Auf ihrem unordentlichen Haar trug sie, sehr bubenhaft, eine Radelmütze. Sie blieb stehen, die Türklinke in dem behandschuhten Händchen, und lächelte geheimnisvoll, ohne ein Wort zu sagen, während ihre Augen unter den schwer gerunzelten Brauen Chef und Anna abwechselnd fixierten.

‚So, . . . so . . .,‘ sagte sie mit leichtem Kopfnicken, gleich als habe sie nichts gehört, und langsam kam sie näher.

‚Störe ich vielleicht?‘ fragte sie.

‚Was denkst du dir doch eigentlich?‘ antwortete Anna verwundert.

‚Ich? Nichts.‘

‚Ach was, tu du nur nicht so geheimnisvoll! Wo bist du gewesen? Besorgungen gemacht? Wer wird denn wohl bei solchem Hundewetter ausgehen? Ziehe rasch deinen Paletot aus, dann bekommst du eine Tasse Tee!‘

‚Was, ihr trinkt hier Tee?‘

‚Ja, ich sollte und ich mußte absolut Tee für den Herrn machen. Hat er zu Hause etwa auch solche Launen?‘

‚Manchmal, aber wir kümmern uns nicht allzu viel darum.‘

Chef saß vornübergeneigt da und brachte seine Gamaschen in Ordnung.

‚Willst du Tee, Mi?‘

‚Nein, ich danke, ich muß gleich wieder fort. Ich wollte dir nur rasch sagen, daß Guus Brinkers gekommen ist, und daß er zu Haus auf dich wartet. Er bleibt zum Essen da.‘

‚So, ist er doch gekommen?‘ sagte Chef, und dabei sah er so mürrisch aus, als sei ihm das durchaus nicht recht.

‚Na’, nun schau nur nicht so finster drein!‘ sagte Marie neckend; ‚mach ein bißchen schnell, dann kannst du gleich mitkommen!‘

Marie und Anna unterhielten sich noch über einen Winterhut, der umgarniert werden sollte, während Chef in seinen Überzieher schlüpfte und sich die Mütze tief in die Augen zog. Darauf gingen sie zu dritt hinunter.

‚Adieu, Anna, leb wohl!‘

‚Adieu, Chef, adieu, Marie!‘

Anna war wieder allein und begann still darüber nachzudenken, wie Chef doch mit einem Schlage so gänzlich verändert gewesen war. Nicht wegen ihres letzten Gespräches war das gewesen, nein, sondern nur deshalb, weil er so ganz unerwartet und plötzlich von ihr weggeholt wurde. . . .

VI.

Chef fuhr mit stechenden Kopfschmerzen aus dem Schlaf auf. Wenn er seinen schweren Kopf nur einen Augenblick aus der weichen Ruhe des Kissens aufrichtete, war es ihm, als bewege sich sein Gehirn zitternd hin und her. Das matte Regenlicht, das den Vorhang grau überflutete, tat ihm weh an den Augen; er ließ sie wieder zufallen und blieb kraftlos und matt daliegen, lauschend . . . Auf seinen Atem lauschend, der gleichmäßig gegen die Decken blies . . .

Alles an ihm war schwer und dumpf: seine Hände hingen schlaff an seinem Körper herab, seine Füße lagen unbeweglich unter dem aufgewühlten Laken, sein ganzer Körper litt gleichsam unter einer krankhaften Abspannung all seiner erschlafften Muskeln. Er war müde, so müde, als sei er die ganze Nacht nicht ins Bett gekommen . . .

Es regnete noch immer. Von Zeit zu Zeit schlug ein Tropfen auf das steinerne Fenstersims; dünne Schläge, die sehr seltsam durch die Morgenstille klangen. Er wartete auf jeden folgenden Tropfen wie auf etwas ganz Besonderes . . .

Die Ganguhr draußen ließ sieben Schläge ertönen, die hastig aufeinander folgten. Er hatte sie mit seinen Fingern mitgeschlagen. Dann dachte er daran, aufzustehen, und es war ihm gerade, als sei es ein ganz anderer Mensch, der dort denkend lag, und ganz jemand anders, der aufstehen sollte. Er wollte wohl, — ein schwaches Wollen, — wartete aber noch immer, gleich als müsse die erste Regung, um die Decken von sich zu werfen, von einem andern kommen, . . . nicht von ihm, . . . und das geschah nicht, . . . und so blieb er liegen und duselte weiter, . . . matt und unlustig . . .

Und langsam begannen Erinnerungen an gestern in ihm aufzusteigen. Erst empfand er jenen ganzen Tag wie etwas unbestimmt Trauriges, als sähe er ihn in einer weiten Ferne, die alles verschwommen erscheinen ließ. Dann aber kam das alles langsam näher, und aus der düsteren, farblosen Verwirrung lösten sich die einzelnen Dinge, und alsbald trat das eine wieder klar und scharf hervor: seine Liebe zu Anna, seine Liebe, die er als etwas Schlechtes empfand . . .

Schlecht? . . . Warum schlecht? . . . Er hatte Guus Brinkers, der schon seit einem halben Jahr verlobt war, gestern gefragt, wie ihm denn

eigentlich jetzt zu Mute wäre, und ob da noch irgend etwas sei, das ihn quäle, und ob er nicht zurückschrecke vor später... Da hatte Guus gelächelt... War er, Chef, denn so ganz anders als andere? .. Oder war es vielleicht, . . . war es vielleicht, — und der bleiche Schrecken plötzlichen Verstehens durchzuckte ihn, — weil er, . . . o Gott! . . . weil er gegen seine Berufung handelte? . . . War denn jenes Andere wirklich Berufung? . . . Versteinerten Blickes starrten seine Augen hinauf, als sähen sie dort den kalten Glanz jener anklagenden Wahrheit. . . . Das also war es! . . . durchbebte es sein Denken. . . . Das! . . . Es erfüllte ihn immer mehr und mehr, durchstrahlte ihn immer tiefer und tiefer, bis auch seine letzten Zweifel erbarmungslos verscheucht wurden . . . Er begriff nun auch, daß der Gedanke, er könne und dürfe Anna nichts sein, weil er einem andern angehörte, schon lange unbewußt in ihm gelebt hatte, und daß er ihn seine Liebe wie eine Falschheit, wie etwas Schlechtes hatte empfinden lassen. . . . Und immer wieder hatte er versucht, dieses Gefühl zu ersticken in der gesteigerten Wärme seiner Liebe; aber das hatte doch stets nur eine vorübergehende Betäubung sein können, und wenn er dann wieder erwachte aus seinem schönen Traum, hatte er jenen stets unverstandenen Vorwurf, daß er etwas Schlechtes getan, von neuem klagend in seinem Innern rufen hören, und immer schärfer war er ihm erklungen, immer dringlicher, immer mahnender, bis ihm jetzt endlich alles zu lauterer Klarheit geworden war. . . . O Gott, ob er es wohl jetzt noch konnte? Ob er aus der Verweichlichung seiner Liebe wohl noch Kraft genug zurückbehalten hatte, um Anna zu verlassen? . . . Der Plafond, auf den seine Augen wie gebannt starrten, begann zu schillern und dann langsam zu zerfließen, sein Atem rang sich schwer aus seiner bedrückten Brust, und endlich rannen Tränen, große Tränen aus seinen Augen auf das Kopfkissen. Ob er es wohl noch vermöchte? . . . Es mußte ja sein, . . . vielleicht, wenn er betete? . . . Und mit seinen zusammengekrampften Händen die Decken hochhebend versteckte er den Kopf darunter und flüsterte schluchzend:

‚O mein Gott, vergib es mir, . . . vergib es mir doch! . . . Hilf mir, . . . o Gott, hilf doch deinem armen Chef, . . . hilf mir doch!‘

Es waren stets dieselben Worte, die nach langen Pausen die Verstummung seines Schmerzes unterbrachen; er wußte nichts anderes, konnte nichts anderes sagen . . .

Lange blieb er so da liegen, bis er sich endlich ein wenig erleichtert zu fühlen begann. Dann stand er langsam auf und wusch sich und kleidete sich an und zog den Vorhang hoch, der die Düsterkeit dort draußen noch bedeckte, und öffnete das Fenster. Den schmerzgequälten Kopf auf die Hand gestützt saß er da und lauschte träumerisch dem Regen, der regelmäßig und ununterbrochen auf die Blätter herniedertropfte.

Dort draußen dieselbe trübe, graue Stimmung von gestern. Ein tief herabhängender Himmel, so schwer, daß die Sonne es nicht vermocht hatte, auch nur einen einzigen weißen oder gelben Fleck hinein zu brennen, und daß es dem Wind nicht gelungen war, ihn zu zerreißen. Grau, allüberall Grau, das schwer und bedrückend und düster herniedertroff. Und die Bäume mit ihren herabhängenden Blättern weinten mit in dieser Melancholie der Natur ... Chef sah draußen eine Kenzie, die sonst, auf einer Eckſäule stehend, ihre Blätter über das Klavier zu breiten pflegte, und er empfand ein tiefes Mitleid mit jener armen Pflanze, die dort so verlassen und traurig stand. Ihre langen, dünnen Blätter waren viel zu zart für diesen prasseln-den Regen, viel zu weich für dieses harte Licht ... Und sie konnte sich selber nicht beschützen, und wenn sie jetzt vergessen würde, ... dann müßte sie tot regnen; ... dann würde dies schwache Pflanzenseelchen ... sterben... Und unwillkürlich dachte er wieder an sich selber ...

Er hegte jetzt seinem Verstandesentschluß gegenüber, daß er es doch durchsetzen und Priester werden wolle, auch nicht mehr den allergeringsten Zweifel; aber sein wild zerrissenes Seelenleben vermochte dennoch keine Ruhe zu finden in diesem Gedanken. Wild jagte alles in ihm durcheinander. Er wollte ruhig überlegen, was er jetzt tun müsse. Mit geschlossenen Augen fühlte er, wie allerlei Pläne ihm stürmisch durch den Kopf wirbelten. Er wußte nichts; ... er konnte nicht mehr denken, und in seiner entsetzlichen Gefühlsverwirrung begriff er nur das eine, daß er seine Liebe töten, daß er sie blutend aus seinem Seelenfleisch ausschneiden müsse, und mit wahn-witzigem Fanatismus dachte er über die Grausamkeit dieser Selbstfolterung nach. Er durfte Anna nicht mehr lieben; sie mußte ihm ebenso gleichgültig werden wie jedes andere Mädchen, und wenn das nicht ginge, so müßte er sie eben hassen lernen; denn das würde Gott wohlgefälliger sein als Liebe.

Er gab sich alle Mühe, sie sich häßlich vorzustellen, versuchte sich einzureden, daß sie nichts weniger als schön, sondern daß sie ein dürftiges, blutarmes Geschöpfchen sei, das nur ein paar ausdrucksvolle Augen im Kopf habe, im übrigen aber ganz alltäglich, ja beinahe vulgär aussähe. Er ver-suchte in ihrem Charakter häßliche Züge zu entdecken: sie war eitel und nicht aufrichtig, tat allerdings so, als liebe sie ihn, aber so war sie wohl zu jedem Mann ... Hysterie ... und ihre Talente und ihre ganze Veranlagung, mittel-mäßig und spießbürgerlich, ... furchtbar spießbürgerlich sogar. Er vermochte es kaum noch zu verstehen, wie er sich jemals in ein solches Mädchen hatte verlieben können; ... doch aber spiegelten die tiefsten und feinsten Regungen seiner Seele das Abscheuliche dieser Lüge wieder.

Da wurde vorsichtig an die Tür geklopft. Und als keine Antwort kam, wurde sie leise geöffnet, und seine Mutter trat ein, in einen grauen

Morgenrock gehüllt. Erst blickte sie nach dem Bett und dann verwundert nach dem Fenster. — ‚Bist du schon auf?‘

‚Ja, Mama!‘

Sie küßte ihn auf die Wange und setzte sich auf einen Stuhl, der neben dem seinen stand.

‚Ich hatte gesagt, daß man dich nur lieber nicht wecken solle, damit du mal tüchtig ausschlafen könntest. Du sahst gestern so angegriffen aus. Fühlst du dich jetzt ein wenig frischer?

‚Du bist sehr besorgt um mich, Mama.‘

‚Hast du nun heute nacht gut geschlafen?‘

‚O ja!‘

‚Nein, Chef, das ist nicht wahr, das sehe ich, . . . und du hast geweint?‘

‚Ach was, das bildest du dir nur ein, Mütterchen!‘ sagte er halb lachend, während er ihre Hand auf sein Knie legte.

Und eine große Betrübnis kam über sie. Sie wußte, daß ihr Junge litt, und sie durfte nicht mit ihm leiden.

‚Du hast Kummer, Chef! . . . Ich habe schon am ersten Tage, als du zu Hause warst, etwas Eigentümliches an dir bemerkt. . . . Es muß etwas mit dir vorgegangen sein. . . . Papa meint, es sei nur Überanstrengung, aber ich weiß das besser. Es steckt etwas anderes dahinter, . . . komm, sprich dich doch mal offen aus! . . .‘

‚Später, Mama, . . . jetzt nicht, . . . jetzt kann ich nicht, . . . später! . . .‘ Und wieder traten ihm die Tränen in die Augen.

Also da war doch etwas. Sie schwieg und blickte traurig hinaus.

Als Chef sie so sah, fühlte er sich tiefer gerührt, als wenn sie eigensinnig darauf bestanden hätte, daß er ihr alles sage. Und es war ihm, als dränge ihn sein ganzes Innere zu einer großen herzlichen Vertraulichkeit, und er meinte, daß, wenn er es nur erst seiner Mutter gesagt habe, sein Entschluß zwar nicht unwiderruflich fest, aber doch viel fester stehen würde, als wenn nur er allein darum wüßte. Er würde dann nicht mehr so leicht zurück können. Noch einen Augenblick zögerte er:

‚Du kannst mir doch nicht helfen, Mama!‘

‚Das weißt du nicht, mein bester Junge!‘

‚Wirst du auch nicht mit Papa darüber sprechen und mit keinem andern?‘

‚Wenn du es nicht willst, . . . nein . . .‘

‚Versprichst du mir das?‘

‚Ja, ich verspreche es dir.‘

Und dann flüsterte er ihr errötend ins Ohr, daß er Priester werden wolle.

Ihre Betrübnis hellte sich auf.

‚Ist es das?‘

‚Ja, Mama, aber jetzt darfst du mich auch nichts mehr fragen.‘

‚Hast du das schon lange vorgehabt?‘

‚Schon seit Jahren, aber stets nur so ganz unbestimmt; wirklich ernsthaft erst seit dem letzten Jahr.‘

‚Und was sagt dein Beichtvater dazu? Du hast ihm doch sicherlich davon gesprochen?‘

‚Daß ich es tun müsse.‘

‚Und worüber bist du jetzt so betrübt? Warum hast du heute morgen geweint?‘

‚Nein, Mama, frage mich jetzt nichts mehr!‘

Sie hatte es nicht aussprechen wollen, und unehrerbietig wie ein spöttisches Lachen in der Kirche erklang ihr das Wort ‚Kampf‘, das sie laut dachte . . .

‚Bete du nur fleißig, hörst du, mein Junge!‘ sagte sie tröstend und mit warmer Stimme; ‚deine Mutter wird auch innig für dich beten, das verspreche ich dir, und der liebe Gott wird schon helfen.‘

‚Freust du dich, Mama?‘

Still lächelte sie ihrem großen Jungen zu.

‚Wirst du es auch keinem Menschen sagen?‘

‚Du wirst mir doch wohl glauben.‘

Sie stand auf und küßte ihn herzlich, und ihm war es, als ginge etwas von der Ruhe seiner Mutter auf ihn über.

‚Komm, du mußt jetzt erst frühstücken! Papa und Jan sind schon im Kontor, und Marie hat schon vor der Messe gefrühstückt; sie mußte darnach noch ein paar Besorgungen machen, mit Anna, glaube ich. Ich komme dann gleich zu dir.‘

Sie ging in ihr Schlafzimmer, zündete die kleine Lampe vor dem Bildnis des Heiligen Herzens an und blickte dann mit ihren sanften, traurigen Augen das Bildnis, über welches sich jetzt langsam eine irre, gelbliche Glut verbreitete, flehentlich an, gleich als wolle sie ihm all ihre mütterliche Besorgnis anvertrauen.

Nach dem Frühstück war Chef rasch wieder hinaufgeflüchtet in sein Zimmer, um allein zu sein und nicht bei seiner Mutter; denn er fühlte wohl, daß sie ihn mit ihren Gedanken zu durchgründen versuchte, während ihre Lippen herzliche Besorgnis aussprachen.

Es tat ihm leid, daß er gesprochen hatte. Er hätte nur lieber schweigen sollen, bis alles durchgekämpft wäre . . .

Jetzt stand er vor dem Fenster, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet, und sehnte sich wehmütig nach einem wunderlichen Zufall, der seine Lebensverhältnisse unerbittlich beugen und ihn, ohne daß er selbst etwas dazu tat, in die Richtung treiben würde, in welche ihn sein instinktives Empfinden drängte, und in der sein Leben sich abspielen müsse, — das fühlte er deutlich. Denn es war ihm, als sei er zu schwach, um alles allein durchzukämpfen ... Anna verlassen, sie nicht mehr sprechen, sie nicht mehr sehen, ja, das wäre wohl noch möglich ... Aber seine Liebe töten, jenes tiefe, mächtige, heilige Gefühl vernichten, das aus sich selber emporgeblüht! ... Und doch müsse auch das jetzt zerstört werden, ... so fuhr es ihm durch sein fieberhaftes Denken ... Ist der Mensch denn wirklich Herr über dieses Gefühl? ... Aber vielleicht, daß er zu wenig auf übernatürliche Hilfe vertraute? ... Vielleicht, daß sein Glaube nicht stark genug war? ... Er wollte jetzt ruhig sein, ... und mit erzwungener Gelassenheit suchte er auf einem Büchergestell nach seinem Thomas a Kempis, ... denn er erinnerte sich ganz bestimmt ...

Zitternd durchblätterten seine Finger das Buch ... zum zweitenmal schon; ... es mußte doch darin stehen, ... er wußte es beinahe sicher, ... da endlich, ... hundertundsieben ...

Domine, bene indigeo adhuc maiori gratia, si debeam illuc pervenire, ubi me nemo poterit, nec ulla creatura impedire.

Nam quam diu res aliqua me retinet, non possum libere ad te volare ...*

Er hatte die Worte und die Sätze gelesen, aber was stand denn eigentlich darin? ... Er sann darüber nach, während seine Blicke in weite Fernen schweiften ... Er vermochte sich nicht zu entsinnen ... Geduldig begann er wieder von neuem: Domine, bene indigeo ..., halblaut, langsam, mit Nachdruck; ... seine Gedanken waren schon wieder abgeschweift. Dann las er weiter, mechanisch, ohne den Sinn zu erfassen, bis plötzlich die inhaltschweren Worte: Oportet igitur omnem supertransire creaturam ...** sein Bewußtsein schlugen. Er hörte diese Worte, gleich als stünde in seinem versteinerten, toten Fühlen ein dürrer Mönch vor ihm und spräche sie mit seiner grabeskalten Stimme ... O Gott, wie grausam, wie unerbittlich grausam, ... wie hart ...! Und völlig entmutigt ließ er den Kopf schwer auf seine Arme herabsinken ...

---

* Herr, wohl bedarf ich noch größerer Gnade, soll ich dahin gelangen, wo mich niemand und keine Kreatur wird hindern können! — Denn solange irgend eine Sache mich zurückhält, kann ich nicht frei zu dir aufsteigen.

** Darum muß man über jede Kreatur hinansteigen ...

Und dann plötzlich sah er in seiner erregten Phantasie Anna, wie sie leidenschaftlich die Arme nach ihm ausstreckte, und wie ihre Augen glühten vor heftiger Begierde, wie sie sich ihm hingab mit der ganzen vollen Wärme zarter Mädchenliebe, wie sie danach schmachtete, mit ihm allein zu sein . . . Und wenn er sie — schmerzvoll durchzuckte ihn der Gedanke — jetzt unwiderruflich . . . zurückwiese, . . . was würde Gott ihm geben statt ihrer? . . . Ohne Liebe konnte er nicht mehr leben . . .

Er sehnte sich unbeschreiblich danach, jene mystische Liebe Christi in seinem heiligen Sakrament, in dem er einst so selig leben konnte, auch jetzt wieder zu fühlen, und . . . später, . . . später, . . . später, — er redete sich selbst in eine fast fieberhafte Begeisterung, — wenn er erst einmal als Priester an den Altar treten würde, dann . . .; er mußte selber über diese ausgeklügelten Gedanken lächeln und fand es töricht, daß er sich auf so kindische Weise mit etwas zu trösten versuchte, das ihm doch gänzlich unmöglich erschien . . .

Und tiefer und immer tiefer versank er in seine Mutlosigkeit.

Nach einer Viertelstunde erhob er sich mit seltsam starrem Blick und ging träumerisch die Treppe hinunter und durch den Korridor und dann hinaus in die große, weite Natur, gleich als könne er sich dort vor sich selber verbergen.

Mit einem lauten ‚Brrr' hatte Marie Anna zur Tür hineingeschoben und war ihr dann eiligst gefolgt, gleich als sei man ihr auf den Fersen.

‚Lenchen, wo sind Sie? . . . Da ist etwas für Sie, . . . zwei patschnasse Regenschirme. . . . Wo ist Mama?'

‚Noch oben, gnädiges Fräulein!'

‚Ach so!'

Und während sie ihren Regenmantel auszog, gab sie Anna mit einem verschmitzten Lächeln und lustigem Augenzwinkern zu verstehen, daß sie jetzt nur mal gut aufpassen solle, dann würde sie schon sehen, wie famos sie derartige Sachen handhaben könne.

‚Willst du es nicht lieber erst mal Chef erzählen?' Anna machte schüchtern den Vorschlag.

Marie dachte einen Augenblick nach, die Brauen hochgezogen, und zuckte dann mehrmals die Achseln. — ‚Wozu eigentlich? . . . Was meinst du? . . .'

Und dann rief sie Lenchen, die schon wieder in ihre weiße Küche verschwunden war, noch rasch nach: ‚Ist Herr Chef zu Hause?'

‚Ich meine, ich hätte ihn eben hinausgehen hören.'

‚So, dann wollen wir es nur lieber erst mit der Mutter in Ordnung bringen,' flüsterte sie darauf Anna zu. . . . ‚Chef ist natürlich damit einver-

ſtanden, der hat heute morgen lange ausgeſchlafen, alſo kann er ſchon was vertragen.' Und gleich darauf rief ſie, unten an der Treppe ſtehend, laut: ‚Mama, ... Mama, ... biſt du oben?'

Einen Augenblick horchten ſie beide in der Stille des Hauſes. Dann wurde eine Tür geöffnet, und Frau Cecile trat auf den Korridor hinaus, etwas in der Hand haltend, das wie ein Armband oder eine Uhrkette oder ein Roſenkranz raſchelte. ‚Wer iſt da?' ‚Was willſt du denn?'

‚Kommſt du bald?'

‚Weswegen? Was gibt's denn?'

‚Ach, nichts beſonderes! ... Anna iſt hier, ... wir haben Beſorgungen gemacht und wollten dir jetzt gern Rapport abſtatten ...'

Frau Cecile kam ſchon herunter, vorſichtig einen Fuß vor den andern ſetzend, während ihre Röcke über die Stufen rauſchten. Sie ſähe heute ganz beſonders ſanft aus, meinte Marie, alſo würde es wohl glücken.

‚Guten Tag, Anna, bleibſt du zum Lunch hier?'

‚Nein, Tante! Papa weiß nichts davon, ich wage es daher nicht recht. Papa erwartet beſtimmt, daß ich nach Hauſe komme.' Und dabei blickte ſie Frau Cecile fragend an und hoffte im ſtillen, ſie würde ſagen, das Mädchen könne ja zu Hauſe beſtellen, daß ſie nicht käme; aber Marie hatte ihre Mutter ſchon gleich vollſtändig mit Beſchlag belegt.

‚Liebes Muttchen!' ſagte ſie mit einſchmeichelnder Stimme, und während ſie Mamas grauen Kopf zu ſich herüber zog und ihr zwei Küſſe gab, ſprach ſie faſt mitleidig zu ihr, gleich als gälte es, ein weinendes Kind zu beruhigen:

‚Du biſt mein gutes, gutes Mütterchen, weißt du das wohl?' ... Und dann: ‚Komm, ſetz dich jetzt mal gemütlich zu uns!'

Frau Cecile blickte Anna lachend an und ließ ſich dann gefügig ins Wohnzimmer führen.

Marie kniete neben ihrem Stuhl nieder, und die runzlige Hand ihres lieben Mütterchens ſtreichelnd begann ſie:

‚Wir ſind, ... wir ſind, ... ach nein, erſt das eine! ... Du weißt wohl, die Weingläſer, von denen ein paar zerbrochen waren, ... ach, du weißt doch ſchon, die allerbeſten, ... du haſt doch neulich ſelbſt geſagt, wir müßten mal ſehen, ob wir nicht einige dazu bekommen könnten, weil es doch ſo ſchade ſei, wenn ein paar fehlen. ... Na, ... und nun ſind wir in vier Läden geweſen, ... nicht wahr, Anna? in vier Läden, ... und haben uns alles zeigen laſſen, um zu ſehen, ob wir nicht ein paar dazu bekämen, ... aber nichts zu machen. ... Uff!' ſagte ſie ſeufzend, ‚und ſo etwas macht ſo entſetzlich müde. ... Nein, wahrhaftig, warum lachſt du denn darüber? ... Und dann ſind wir zu Gerner gegangen und haben wieder den ganzen Laden auskramen laſſen, und denk dir doch nur, da hatten ſie ſie ... zu-

fällig, nicht wahr? Wir haben sechs bestellt; es ist so praktisch, wenn man noch ein paar zum Zerbrechen übrig hat; meinst du nicht auch, Mamachen?' fragte sie mit einschmeichelnder Stimme. ‚Und dann, ... ach ja, dann haben wir auch noch Proben bestellt zu einem Rock für dich, bei, ... bei, ... ja, wie heißt der Kerl doch gleich, in der Breestraat, weißt du's noch, Anna? ... Nun, das tut ja auch weiter nichts zur Sache, ... es wird mir nachher schon wieder einfallen ... Na, und dann waren wir fertig; .. bist du jetzt nicht sehr zufrieden über dein Mariechen? ...'

‚Ja, ja, du bist ein tüchtiges Mädel,' sagte ihre Mutter lachend, während sie Anna durch einen verständnisvollen Blick zu verstehen gab, daß die Hauptsache jetzt wohl erst kommen würde.

‚Ach ja, Mama, und noch was! ...'

Anna konnte sich nicht mehr halten, jetzt würde es kommen; sie trat ans Fenster.

‚Ja, und noch was ...,' sagte Marie, jetzt wieder weiter schnatternd; ‚wir waren bei Papa im Kontor, um uns ein wenig auszuruhen, und da kam so ganz zufällig die Rede auf Scheveningen und auf Zirkus Schumann ...'

Mama hatte schon alles begriffen ...

‚Die van der Werfs sind da gewesen und die Bergs, und es soll sehr, sehr anständig sein, das sagen alle, die es gesehen haben, ... nicht wahr, Anna?'

‚Nun, und was soll das?' fragte ihre Mutter, die sich dumm stellte.

‚Ach, Mama, jetzt hör mal gut zu, ... und Papa hatte nichts dagegen, daß wir, ... daß wir, so unter uns, mal einen Abend hingingen, ... heute abend zum Beispiel, ... wenn du ..., wenn du auch damit einverstanden wärest,' fügte sie zögernd hinzu.

‚Ach, du weißt ja, Kind, ich bin nicht sehr für solche Sachen! Möglich, daß ich ein wenig altmodisch bin; aber du mußt mich in Gottes Namen nur so verbrauchen, wie ich nun einmal bin ... Nein, ich bin nicht sehr für solche Sachen, das ist alles so frivol, und du bist doch schon so ...'

‚Nein Mamachen, das kann doch wirklich nicht dein Ernst sein, ... dazu hast du mich viel zu lieb,' sagte sie, während sie sich dicht an ihre Mutter schmiegte und ihr zärtlich den Arm um den Nacken legte. Und dann begann sie wieder von neuem, halb schmollend: ‚Ach bitte, bitte, Mama, ... Papa hat's erlaubt! ...'

‚Ja, ja, und ich kann mir ganz gut denken, wie das zugegangen ist. Du hast es ihm natürlich auf dem Kontor abgebettelt.'

‚Bitte, bitte, sag doch „ja", Mama!'

‚Aber weißt du nun auch wohl ganz sicher, daß es anständig ist?'

‚Wirklich, Mama, wirklich, sonst würde ich es doch nicht sagen! Du kannst dich wahrhaftig darauf verlassen.'

‚Nun, dann meinetwegen, mir soll's recht sein. Aber . . .‘

Der Rest ihrer Worte wurde von Marie buchstäblich weggeküßt. Die Umarmung wollte gar kein Ende nehmen, bis Frau Cecile schließlich mühsam die Worte hervorbrachte: ‚Aber, Kind, du tust mir ja weh! . . .‘

Und dann kam Anna an die Reihe. Ausgelassen hüpfte sie um sie herum und rief einmal um das andere: ‚O wie schön, o wie wundervoll, o wie himmlisch!‘ Und plötzlich schrie sie laut:

‚Da kommt Chef gerade. Gott bewahre, was für ein sauertöpfisches Gesicht! Halt, den will ich mal gleich ein wenig aufmuntern!‘

Im Handumdrehen war sie aus dem Zimmer und in den Regen hinausgelaufen. Ihre Mutter rief ihr noch nach, aber sie hörte es nicht.

‚Du, alter Junge, hör mal!‘ schnatterte sie. ‚Ich habe dir was feines zu erzählen. Wir gehen heute abend, Jan und ich und du und dein Änncheu, nach Scheveningen zu Schumann. Nun, und was sagst du dazu?‘

Chef war von ihrer sprudelnden Fröhlichkeit so überwältigt, daß er nur halb gehört hatte, was sie sagte. Er fühlte sich verlegen.

‚Das ist recht,‘ antwortete er zerstreut, und wußte nicht einmal, was ihm recht sein sollte. Marie stürmte ihm voran ins Haus und schrie schon durch den Korridor, daß Chef es eben so himmlisch fände wie sie.

Während Chef seinen Überzieher auszog, schlug plötzlich Annas Stimme an sein Ohr. Er erschrak nicht. Er machte sich nichts klar. Was geschah denn eigentlich? Verstört blickte er um sich wie einer, der erwacht und der plötzlich ein ganz anderes Zimmer und ganz andere Menschen sieht, als die er in seinem Traume gesehen.

Dann machten sie ihre Pläne — denn es würde nun wohl zu regnen aufhören — und überlegten, mit welchem Zug sie fahren, wo sie essen und wann sie zurückkommen wollten.

Chef war mit allem einverstanden. . . .

VII.

Hoch oben in dem dunklen Zirkus erklang ein flotter Walzer.

Auf dem zweiten und dritten Rang reihte sich schon Kopf an Kopf; Parkett und Logen aber waren schlecht besetzt. Nur hier und dort hob sich eine helle Abendtoilette schimmernd von vornehmem Schwarz ab; und wo sie saßen, ganz vorne im Parterre, ein unruhiges Suchen von Zuspätkommenden, Diener, die flüsternd die Plätze anwiesen, Kellner, die mit Kaffee und Eis herumgingen, halbwüchsige Jungen, einen Haufen Programme über dem Arm tragend, — und zwischen alledem hin und wieder ein helles Kinderstimmchen . . .

Der Walzer war in dem Stimmengewirr verklungen . . .

Dann die Triumph-Ouverture von Suppé, sehr feierlich.

Währenddessen erzählte Jan Anna, die ihm mit hochroten Backen zuhörte und sich mit ihrem zerknitterten Programm fächelte, lange Geschichten. Marie fragte Chef, der zwischen den beiden Mädchen saß, ob er noch immer so furchtbare Kopfschmerzen habe. Ja, es sei noch gar nicht besser. Es täte ihr so leid für ihren guten Bruder; er sei den ganzen Tag schon so unlustig gewesen, und er sähe so müde aus; armer Kerl!

Den einen Ellenbogen auf die Lehne seines Fauteuils gestützt, saß Chef da und starrte trübe vor sich hin, innerlich froh darüber, daß sie ihn ungestört ließen. Er dachte daran, wie sie soeben in der Oranje Galerie vor einem eleganten Schaufenster gestanden, er und Anna, und wie sie ihn mitleidig gefragt, was ihm doch fehle.

Was hatte er auch wieder geantwortet? ... Daß er traurig sei über sein Verhalten während der verflossenen Woche; er hätte so nicht sein dürfen; ihr Verhältnis sei nicht gut so, wie es sei; er fühle jetzt, daß das so nicht länger gehen dürfe, denn ... seine Bestimmung rufe ihn. Sie müßten jetzt nur beide fleißig für einander beten und im übrigen sich vergessen. Ganz ruhig hatte er diese kurzen Sätze ausgesprochen, die er schon den ganzen Nachmittag auswendig gelernt hatte, so ruhig, als ob er eigentlich nichts von alledem meinte. Er hatte Anna nicht anzublicken gewagt, um zu sehen, ob sie es sich sehr zu Herzen nähme, ja nicht einmal in das Spiegelglas geschaut, in dem er sie doch unbemerkt hätte beobachten können; aber als Marie und Jan sich dann zu ihnen gesellt und sie alle sich ganz ruhig über die ausgestellten Luxuslampen unterhalten hatten, gleich als wäre nichts geschehen, war es ihm, als zittere ihre Stimme; und sie war so seltsam, meinte er; einmal sprach sie allerlei törichtes Zeug, und dann wieder schwieg sie plötzlich.

Chef war tief enttäuscht, daß er nun so gar keinen Trost empfand, nachdem er das große Opfer gebracht. Es war ihm unendlich schwer geworden. Er hatte geglaubt, jetzt eine wohltuende Befriedigung, eine ruhige Zufriedenheit zu empfinden, aber nein; ... zu Tode erschöpft lag er in seinen Stuhl zurückgelehnt. — Da erklang eine schrille Glocke.

Die weißen Kuppeln hoch oben unter der gewölbten Decke füllten sich plötzlich mit einem grellen Licht, das sich langsam über die Menschenmenge ergoß; die Plüschportieren wurden aufgerissen, und acht Damen und ein Herr ritten in wunderbaren, mit Silber und Gold bestickten Gewändern aus Seide und Sammet, graziös auf ihren Pferden tänzelnd, in den Zirkus ein.

‚Manoeuvre des Folies' las Anna auf ihrem Zettel, während sie hochaufgerichtet dasaß und sich alles aufmerksam ansah; das andere war jetzt ganz aus ihren Gedanken geschwunden.

Die Gruppe hatte sich ringsum verteilt und stand jetzt unbeweglich da, wie etwas Unwirkliches. Lautlose Stille: nur das Orchester ließ noch

stets seine weichen Melodien erschallen wie ein klingendes Lachen. Hin und wieder hörte man ein Pferd in die Zügel knirschen, einen klirrenden Ruck, ein Aufwerfen des runden Nackens, ein Krachen straff gespannter Riemen und das Rauschen eines faltigen Gewandes.

Plötzlich sandte die Musik jubelnde Klänge hinauf, höher und immer höher, dann ein Peitschenknallen, und nach dem Rhythmus der galoppierenden Musik, welche die Pferdehufe dumpf mitschlugen, unsicher und halb zornig erst, und dann allmählich gleichmäßiger rasten sie wild umher, zierliche Mädchen in dem Sattel auf- und niederschwebend, ein Feenlächeln auf den Lippen.

Für einen Augenblick war Chef aus seiner gleichförmigen Melancholie aufgerüttelt; dann aber sank er sofort wieder dahin zurück.

Mit verhaltenem Atem, einem fast grausamen Ausdruck in den strahlenden Augen und um die halbgeöffneten Lippen ein starres Lächeln, folgte Anna dem Karussellreiten. Es müßte noch schneller gehen, noch viel schneller, dachte sie bei sich und feuerte dabei in Gedanken Pferde und Menschen heftig an. Es machte sie toll, dieses wilde Umherjagen. Dann, bei einem neuen Peitschenhieb, machten die Pferde plötzlich Kehrt, und nun ging's in die entgegengesetzte Richtung; dann wieder ein Peitschenknallen, und sie ritten eine ganz andere Figur, indem sie sich mit erstaunlicher Sicherheit durcheinander schlängelten, dann wieder eine andere . . . und wieder . . .

‚Wundervoll!' sagte sie halblaut. ‚Wundervoll! . . . Wundervoll!'

Das schwarze Pferd fand sie besonders schön. Sie sah in dem durchäderten Kopf mit den scheuen Ohren seine Augen funkeln, sah, wie sehnig es seine schlanken, geschmeidigen Beine hob nach der trabenden Musik, um dann wieder störrisch den Sand zu stampfen, wie es umhergaloppierte, und wie sich dicke Schaumflocken über seine schwarze Brust hinzogen. In ihr lebte nichts anderes mehr; sie sah nur ihr Pferdchen. O wie gerne möchte sie das Mädchen sein, das jetzt, die kleine Hand hoch erhoben, mit fast betäubender Kraft und Schnelligkeit majestätisch auf ihm davonraste!

Das Figurenreiten war zu Ende. Jetzt wurde dem einzigen Herrn von der Truppe, der auf seinem Schimmel stets in der Mitte geblieben war, eine Binde vor die Augen gelegt, indem ihm zwei der Damen einen langen, rotseidenen Shawl um den Kopf schlangen. Die Musik setzte ein mit häßlichem Johlen, — und dann sausten die Reitgerten der Damen auf den Rücken des armen, blinden Mannes herab und auf seine Arme, auf seine Schultern, auf seinen Kopf, überall hin. Und dann eine wilde Jagd, ein blindes Tasten, ein Fehlgreifen nach dem anderen. — Teufel noch mal! Jetzt prügelten sie ihn wieder von der andern Seite, und wieder begann dasselbe vergebliche Spiel. Anna lachte laut auf. Dann mit einem Male ward sie ernst, beinahe ängstlich: Der Schimmel jagte hinter ihrem

Schwarzen her, sie sah seinen weißen Kopf schon die keuchenden Flanken des andern streifen; aber plötzlich schoß er mit Anspannung all seiner Muskeln wütend davon. Ein rasendes Rennen, er gewann, ... er gewann; ... der Schimmel gab es auf, und stolz begann ihr Tierchen immer langsamer und langsamer zu traben, bis es Halt machte. Endlich hatte der blinde Mann jemanden gepackt, aber ihr schwarzes Pferd hatte er nicht einholen können.

Während der folgenden Nummern öffnete sich Annas Seele immer mehr und mehr. Alles andere, das so unerwartet Entsetzliche, das sie soeben gehört, schien ihr weit, weit weg zu sein, wenngleich es hin und wieder noch flüchtig in ihrem Denken auftauchte wie etwas, das sie nur geträumt hatte. Nur was sie jetzt sah, das durchlebte sie voll und ganz.

Sie fühlte das Licht, das weiße Licht; sie fühlte sich selber in jenem Licht, das sich unendlich um sie her ausdehnte, hoch und weit, das sie überall berührte, das sie umschloß wie Wasser, das sie völlig durchtränkte, und auch in ihrer Seele leuchtete jetzt ein Licht, ein helles, klares Licht... Und die Farben wurden darin lebendig. Ihr war es, als habe sie noch niemals so seltsame Farben gesehen. Das Rot war ein ganz anderes Rot, tiefer und leuchtender; Karmin nannte sie es im stillen, das klang wärmer als Rot. In dem Blau fühlte sie etwas Flehentliches, in den matten Nuancen von Hellgrün, Violett und Lila eine Verflüchtigung sanfter Zärtlichkeit; ja, fast wollte es ihr scheinen, als seien alle diese Mädchengestalten nicht mit farbiger Seide und farbigem Sammet bekleidet, sondern mit eitel Farbe, mit reiner, klarer Farbe, die ihre elegante Schlankheit wie ein Gewand umhüllte. Und die Wärme hing wie ein heißer Atem sinnlicher Liebe dicht vor ihrem Munde und passionierte sie immer mehr und mehr, bis ihr das Blut wild durch die Adern strömte. Sie war trunken geworden von der Musik, in der sie voll heftiger Begierde schwelgte, und ohne es selber zu wissen, haschte sie hin und wieder mit der Hand nach einem Klang, nach einem vollen, tiefen Ton, der über ihr schwebte.

Aber allmählich begannen ihr kindliches Empfinden und ihre naive Freude an dem wild pulsierenden Leben zu einer spottenden Brutalität zu verrohen. Schlürfenden Schrittes hatte ein Clown die Arena betreten, in schwarzem Frack und einer weiten Hose, die ihm um die kurzen, dicken Glieder schlotterte; auf dem aufgedunsenen, spießbürgerlichen Gesicht eine dumme Verwunderung. Er nahm die Mütze ab, um sich den kahlen Kopf mal tüchtig zu kratzen, und dann, ... dann kam ihm eine Idee. Auf den Zehen schlich er sich zu einer tief dekolettierten Reiterin, und während er seine Unterlippe über die Oberlippe schob, die Brauen gewichtig runzelte und den Kopf zur Seite neigte, um recht gut sehen zu können, strich er mit seinem dicken Finger derb über ihre entblößte Schulter und leckte sich dann

schmatzend den Finger ab, gleich als habe er ihn in einen Marmeladetopf gesteckt.

Anna schrie laut auf; sie fand den dummen Kerl riesig amüsant, und sein unverschämtes Spotten über alles, was ernst war, gewann in ihren Augen etwas beinahe Heroisches. So müsse man leben, dachte sie bei sich, und wie ein frecher Hanswurst all die steife, tote Konvenienz verlachen und verulken. Erst während der letzten zwei Wochen hatte sie sich frei gemacht von diesem ewigen langweiligen Artigsein. Früher hatte sie nicht gelebt; sie wußte nicht, was leben war; aber jetzt wußte sie es, und sie wollte sich gründlich ausleben. Gewiß, Chef hatte soeben noch mit verklärtem Lächeln irgend etwas gefaselt, und sie hatte sich das sogar zu Herzen genommen; ja, es hatte sie wahrhaftig ganz unglücklich gemacht. Töricht doch, nicht wahr? Aber sie würde ihm diese Muckerei schon austreiben; das wäre noch schöner; sie beide würden zusammen ein flottes Leben führen. Und sie blickte Chef von der Seite an und blinzelte ihm lustig zu.

Chef, der seine Aufmerksamkeit mehr auf Anna gerichtet hatte als auf das, was sich vor seinen Augen abspielte, begriff nicht, was in ihr vorging, und warum sie so ausgelassen tat; so war sie sonst nie. Er war froh, daß sie sich amüsierte, und daß sie imstande war, sich so leichten Herzens über ihren Kummer hinwegzusetzen. Wenn er das doch auch nur könnte! Er zog daraus die Schlußfolgerung, daß sie ihn wohl doch nicht so innig liebte wie er sie. Er hatte das zwar wohl geglaubt, aber jetzt stellte es sich doch heraus, daß es nicht der Fall war; von ihrer Seite war es mehr Freundschaft als Liebe gewesen.

Mit Gewalt wollte er sich nun frei machen von all dem traurigen Denken, wollte jetzt auch anfangen, sich über diese törichten Zirkusspäße zu amüsieren; aber es wollte ihm nicht glücken. Träumerisch, ja fast geistesabwesend schaute er auf die Künste eines Schimpansen und verfolgte mit erzwungener Andacht die Bewegungen der beiden Clowns Adolf und Coco, die das Liebesspiel zweier Katzen imitierten. Aber es half alles nichts. Ihm war es, als sei er zu alt geworden; er erinnerte sich, daß er früher das alles amüsant gefunden hatte; ... jetzt aber konnte er nur flüchtig darüber lächeln, um dann gleich wieder an sich und Anna zu denken.

In der Pause plauderten sie zu vieren, und Anna war so ausgelassen, daß die Menschen, welche hinter ihnen saßen, ihre helle Freude daran hatten. Plötzlich winkte sie einem Kellner, bestellte sich einen Whisky-Soda und fragte, ob denn die andern nicht auch etwas nehmen wollten. Jan lachte laut auf. Chef wurde ein wenig verlegen, stieß sie an und ermahnte sie ernsthaft, sich doch um Gottes willen ein bißchen zusammen zu nehmen. Sie aber antwortete, daß das alles ihr vollständig gleichgültig sei.

Zum Schluß kam der Clou des Abends: ‚die lustigen Heidelberger', tolle Szenen aus dem Studentenleben. Mit einem herausfordernden Lächeln schaute Anna zu. Sie fühlte sich sofort ganz in die halb angeheiterte sorglose Fröhlichkeit dieser Fliegenden-Blätter-Typen versetzt, in die ewige Lustigkeit, welche sich auf den Gesichtern ihrer Liebchen festzulachen schien. Sie genoß. Und ihre Lebensfreudigkeit erreichte ihren höchsten Punkt. Und als dann zum Schluß die Taue an dem kleinen Luftballonboot zerrissen und die Passagiere einer nach dem andern ins Wasser geplumpst und weggeschwommen waren, konnte sie es kaum begreifen, daß die Sache schon aus sei, daß das alles nur eine Vorstellung gewesen, daß diese Studenten nur Karikaturen waren, und daß sie nicht in Heidelberg, sondern in Scheveningen im Zirkus saß. Einen Augenblick war sie enttäuscht; aber in ihr war die Lebenslust zu vollster Reife erblüht, und jetzt, beschloß sie, würde sie zu leben beginnen. . . .

Chef ward es ängstlich zumute, als sein Blick ihren Augen begegnete; er erschrak, und es war ihm, als müsse er diese Augen mit demselben irren Glanz schon einmal gesehen haben. Da dachte er an ihre Mutter, . . . die im Wahnsinn gestorben war. . . . O Gott, nein, schrie es in ihm, das nicht! O mein Gott, wenn du mich noch ein klein wenig lieb hast, so verhüte, daß . . .! Und er hatte nicht den Mut, das Entsetzliche zu nennen.

Sie hatten das Haus verlassen, waren langsam aus dem Gedränge heraus gekommen und gingen nun zu viert durch den frischen Wind an dem Strandboulevard entlang, um die Dampfbahn zu erreichen.

Als ihre Schritte einsam zu klingen begannen, fuhr Chef ein Schrecken durch die Glieder wie einem Kinde, das man mit etwas Unsichtbarem bange gemacht hat. Er hörte etwas dort in dem dumpfen Rauschen der See, . . . als ob die Wogen spielten . . . mit einer Leiche, . . . und er lauschte dem Winde, der die Nachklänge einer Glocke herüber zu tragen schien. Jetzt gingen sie an einem der großen Hotels vorüber, das düster zwischen all den lichtspendenden Laternen lag, und unwillkürlich mahnte es ihn an einen riesenhaften Katafalk, der in der Trauer dieser Nacht aufgestellt war. Und fast wie etwas Unheiliges erklang ihm jetzt Jans Blaguieren, daß er unter den Zirkusdamen nur ein paar hübsche Gesichtchen entdeckt habe, und daß er solche Ausstellung von Kalbfleisch — er meinte die ‚décolettés' — verdammt ulkig fände. Endlich gelangten sie in das sichere Licht des Stationsgebäudes. Der letzte Wagen stand zur Abfahrt bereit. Kaum saßen sie in der Ecke eines leeren Coupés erster Klasse, als auch schon ein Ruck entstand und die Räder sich langsam zu drehen begannen.

Es wurde nicht mehr viel gesprochen, denn sie waren alle müde. Anna schien ein wenig ruhiger zu sein, meinte Chef, während er sie, ihr gegenüber sitzend, verstohlen anblickte. Und so wie er sie da sitzen sah in

dem spärlichen Licht einer Petroleumlampe, ihre Augen in fernes Denken verstrickt, den Kopf noch voll summender Musik, die Hände schlaff im Schoße ruhend, fühlte er, wie seine Liebe wieder langsam aufzulohen begann... Nein, er wollte nicht.... O Gott, hilf mir doch jetzt!

Allein es war vergebens;... warm wie Blut strömte jenes Gefühl wieder durch seinen Körper, so wie an jenen andern Tagen, wenn er zu ihr kam. Den ganzen Tag hatte er dagegen angekämpft und versucht, kühl zu ihr zu sein; aber jetzt war es wieder da.... Er konnte nichts dafür;.. aber es durfte nicht sein, sagte er sich heimlich.... Und doch war es stärker als er;... es überwältigte ihn,... und endlich ließ er sich all seine kraftlosen Vorsätze langsam entgleiten und gab sich wieder ganz seiner Liebe hin.... O was für einen Kummer hatte er diesem armen Geschöpfchen heute bereitet!... Wie grausam war er doch!... Ja, jetzt würde er ihr alles versprechen, sie mochte ihn bitten, um was sie wollte;... er wußte, daß er ihr jetzt nichts mehr würde abschlagen können....

Sie stieß zufällig mit ihrem kleinen Schuh gegen seinen Fuß und lächelte ihm zu. Ihm traten die Tränen in die Augen.

‚Bist du müde?‘ fragte sie.

Er nickte bejahend.

‚Ja, wenn man doch nur so mit einem Male zu Hause wäre!... Versuch' doch, ein wenig zu schlafen!‘...

Er legte den Kopf auf die Seite und blieb mit geschlossenen Augen da sitzen, ganz in seine Traurigkeit versunken; und er betete für sie und für sich selber, um Hilfe in der Not....

Auf dem Bahnsteig hatten Jan und Anna einen kleinen Streit; Jan hatte sich eine Zigarre angesteckt und verlangte jetzt, daß sie ihm zuliebe alle ‚Raucher‘ fahren sollten.

‚Nein, ich danke bestens,‘ hatte Anna plötzlich gesagt, obgleich sie anfangs schon so ziemlich damit einverstanden gewesen war. Und erregt setzte sie Jan auseinander, daß sie sogar dann, wenn auch zufällig nicht geraucht würde, niemals ‚Raucher‘ fahren würde, weil es in den Coupés stets so abscheulich rieche. Dann müßten sie sich eben trennen, und Chef würde wohl so freundlich sein, ihr auf dem kleinen Weg von hier nach Leyden Gesellschaft zu leisten.

Jan meinte neckend, daß Anna für ein Bauernmädchen aus der Nähe von Leyden wohl ein bißchen sehr anspruchsvoll sei, und daß sie bereits begänne, sich genau so zu zieren wie eine Stadtdame.

‚Das ist dann doch wenigstens ein Fortschritt,‘ sagte Anna gereizt. ‚Aber wenn ein Herr, der mit Damen ausgeht, auf der Straße raucht...‘

‚Wir sind hier nicht auf der Straße,‘ sagte Jan heftig.

‚Jedenfalls aber auch nicht zu Hause, — und ich nenne das ganz einfach „verbauern“. Und das ist Rückschritt.‘ ...

‚Tatata,‘ sagte Jan spöttisch. ‚Du wirst wieder genau so wild wie eben im Zirkus. Du bist nicht mehr bei Schumann, mein liebes Kind, der Schaffner dort ist kein verkleideter Clown, nein, durchaus nicht, hörst du wohl? ... Und dieser Wartesaal ist keine Kulisse.‘ ... Und dann flüsterte er ihr ins Ohr: ‚Du darfst nie mehr einen Whisky-Soda trinken, wenn ich was darüber zu sagen habe.‘

Marie machte der Neckerei ein Ende, indem sie vorschlug, daß sie Jan bemuttern wolle, wenn Anna dann ihrerseits für Chef sorge.

Mitten zwischen den roten, grünen und gelben Lichtchen, die wie farbige Sterne schimmerten, funkelten plötzlich zwei Lichtaugen, die größer und immer größer wurden, bis der Zug endlich schnaubend und donnernd einfuhr.

Anna suchte ein leeres Nichtrauchercoupé, stieg ein und schraubte, ohne ein Wort zu sagen, die Lampe auf Halbdunkel. Ein wenig beklommen setzte Chef sich ihr gegenüber, von der stillen Hoffnung beseelt, daß doch noch irgend ein Fremder mit einsteigen möge. Denn erst jetzt begann er ihre Absicht zu verstehen, ... aber schon war es zu spät. ...

Die Fahrkarten wurden durchlöchert, und dröhnend fiel die Coupétüre zu. Sie waren allein. Ein schriller Pfiff gellte wie ein angstvoller Schrei durch die Halle, und schwerfällig fuhr der Zug in die Dunkelheit hinein.

Chef zitterte; denn er fühlte, daß sie ihn nun fragen würde, warum er denn eigentlich so grausam gewesen sei. Und dann, o Jesus, dann war er verloren, unwiderruflich verloren, denn noch niemals hatte er sie so innig geliebt wie heute abend, so vollbewußt! O, er möchte ihr am liebsten schon jetzt das Wort abschneiden und sich neben sie setzen und sie umarmen und ihr mit einem heißen Kuß versprechen, daß er an das Andere nicht mehr denken würde, nie mehr, und daß er nur für sie leben wolle. Er konnte gegen das Gefühl nicht ankämpfen. ... Sollte das nicht ein Zeichen sein, daß keine Bestimmung ihn rief? — Er quälte sich selber mit dieser Frage.

Sie war aufgestanden. Er sah es plötzlich, heftig erschreckend. Verlegen zupfte sie ein wenig an ihrem Kleide herum, als beabsichtige sie, etwas zu tun, wozu sie nicht so recht den Mut hatte, und als überlege sie sich die Sache erst noch ein Weilchen. O Gott, sollte sie? ... Und plötzlich setzte sie sich ungestüm neben ihn. Er hielt seine Augen starr und unbeweglich auf den Boden geheftet, gleich als ahne er nichts; sein Herz klopfte zum Zerspringen.

‚Chef!‘ ... Ihre Stimme klang unsicher.

Er sah sie an. Ein schamhaftes Lächeln zuckte über ihre Züge.

‚Gib mir einen Kuß!‘ stieß sie heiß hervor.

Was, was hatte sie da gesagt? Alles tanzte ihm wild vor den Augen umher.... Aber noch bevor er sich dessen bewußt ward, hatte sie seinen Kopf schon zwischen ihre Hände gepreßt und ihn auf die Wangen und auf den Mund geküßt und ihm wilde, feurige Küsse auf die Augen gedrückt, während ihr warmer Atem heiser keuchte: ‚O Chef!... O Chef!'...

Einen Augenblick nur währte seine Sinnlosigkeit. Er fühlte, daß er wieder etwas Schlechtes täte, auch ihr gegenüber, wenn er sich jetzt gehen ließe; und ihre Arme mit einem kräftigen Griff umfassend, machte er sie von seinem Halse los und stieß sie von sich. ‚Anna, ich will das nicht mehr, nie, nie mehr!'

Wahnsinnig starrten ihre Kinderaugen ihn an, als fürchte sie, daß er sie mißhandeln würde. Er konnte sie nicht ansehen, er mußte sich abwenden. Ein weiches Mitleid raubte ihm alle Kraft, und wieder begann er schwankend zu werden. Wozu denn dieser Kampf gegen die gewaltige Allmacht seines Gefühls? Glaubte er denn seine Liebe auf diese Weise töten zu können? Sie konnte ja nicht in ihm sterben. Dann aber riß er sich voller Stolz aus seiner Willenlosigkeit. Es mußte, mußte sein! Jetzt wollte er sich keiner Feigheit mehr schuldig machen. Und von göttlichem Fanatismus durchglüht schwur er sich, daß er seine Liebe zu ihr hinter einer erheuchelten Kälte verbergen wolle, dann würde Gott ihm schon helfen, dieses Gefühl immer mehr und mehr zu töten, damit er eines Tages sein wieder rein gewordenes Herz ihm würde schenken können, wenn er es dann noch annehmen wollte.

Langsam hatte Anna begriffen. Sie hatte sich schmachvoll erniedrigt. Und ihre Scham über das, was sie getan, und der trotzige Ärger darüber, daß er sie abgewiesen, ballten sich zu einem siedenden Zorn zusammen.

‚Warum nicht?' kreischte sie plötzlich.

Chef wollte sanft zu ihr sprechen, aber er wußte nicht, was er ihr sagen sollte. Seine Verlegenheit machte sie noch herausfordernder.

‚Warum nicht?'

‚Weil ich .., ich habe dir ja ..., erinnerst du dich denn nicht, Anna .., was ich dir ..? Glaubst du denn, ... daß ich das damals nicht gemeint habe?'... Er stammelte die Worte verworren durcheinander.

‚Was gemeint?... Was gemeint?'... Und um ihn doppelt und dreifach zu foltern, sagte sie, jedes einzelne Wort schwer betonend, ganz langsam:

‚Was .. hast .. du .. diese .. Woche .. getan? ... Hast du mich etwa ... nicht ... zuerst geküßt?'

‚Das tut mir leid, Anna!'

‚Ja, jetzt.'

‚Ich hätte es nicht tun dürfen; es war schlecht von mir.'

‚So, war das schlecht von dir?'

‚Vergib es mir, Anna!... Kannst du mir noch verzeihen?'

‚Jawohl, Priester werden,‘ sagte sie spottend, ... ‚aber erst ein Mädchen wahnsinnig machen; ... denn ich bin schon verrückt; ich fühle, daß ich schon verrückt bin; ich weiß nicht mehr, was ich tue; ja, ich bin verrückt, hahaha, ... verrückt, ... verrückt! ... Ich will verrückt werden, ... gerade so wie meine Mutter, die auch verrückt war! Verrückt!‘ schrie sie, plötzlich schrill auflachend und sank dann erschöpft in die Polster zurück. Aber gleich darauf richtete sie sich mit einem Ruck wieder auf und stellte sich dicht vor ihn hin, während sie sich gegen die Coupétüre lehnte.

‚Sieh, das ist jetzt dein Werk, das hast du getan! Und wenn du dann später irgendwo Kaplan bist, dann hast du die Genugtuung, daß du das auf meine Kosten geworden bist,‘ sagte sie mit teuflischem Lachen. ‚Dann bin ich verrückt.‘

Chef zitterte vor ihren Wahnsinnsaugen.

‚Anna, Anna,‘ stöhnte er, ‚ach, sprich doch nicht so! Mach’ es mir doch nicht noch schwerer! Kannst du mir denn nicht verzeihen, kannst du es nicht? Ach, sage mir, daß du mir alles verziehen hast, .. Anna, .. Anna!‘ ...

‚Du hast wohl eine andere Braut, was? .. daß du jetzt so plötzlich genug von mir hast?‘

Als sie seine Augen voller Tränen sah, sank sie neben ihn auf die Bank, schluchzend. Ihre Brust hob und senkte sich in krampfhaftem Weinen. Alles, was sie den Abend über empfunden, was dumpf in ihrem Innern gewühlt hatte, entspannte sich.

Es war eine Folter für Chef, dieses kläglich ausgestöhnte Weinen mit anzuhören, das sie in ihrem nassen Taschentuch zu ersticken versuchte, und zu sehen, wie sich ihr zarter Körper in der drückenden Beengung ihrer Verzweiflung zuckend wand. O, und hätte er sie auch nicht lieb gehabt, so würde dies doch schon unerträglich gewesen sein; aber jetzt, da er sie so leidenschaftlich liebte! .. Und dann zu wissen, daß ein einziges Wort von ihm .., und wild drohend richteten sich seine Augen aufwärts; .. er bat nicht, nein, er forderte von Gott, daß er sie tröste; denn er hatte ein Recht darauf, das zu fordern. Daß er so entsetzlich leiden mußte, ach, das hatte er sicherlich wohl verdient, aber sie nicht, sie nicht!

Und von neuem brach sie in ein wildes Schluchzen aus.

‚Anna!‘ rief er, ‚Anna!‘

Sie hörte ihn nicht mehr.

‚Anna, ... Anna!‘

Wieder wartete er einen Augenblick.

‚Anna, ... Anna, ... so hör’ doch!‘

‚Ach, Chef!‘ Qualvoll rang es sich aus ihrer Brust wie eine Blutwelle.

‚Anna, Anna, so hör' mich doch an! .. Beruhige dich doch nur, .. weine jetzt nicht mehr, .. ich bitte dich, weine nicht mehr! .. Ich kann dir nicht sagen, wie entsetzlich es für mich ist, dich so zu sehen. .... Laß uns doch zusammen geduldig ertragen, was der liebe Gott uns auferlegt!'

‚O Chef, ... o, .. o, .. wie .. kannst .. du .. das nur .. tun? .. Wie .. kannst .. du mich .. so .. langsam ... hinmorden?'

‚Anna, .. denk' doch mal nach, ... sei vernünftig, ich bitte dich! ... Wenn Gott nun doch ...'

‚Es gibt keinen Gott!' fluchte sie in der Verzweiflung ihres Schmerzes. ‚Wenn es einen Gott gäbe, .. wenn es einen Gott gäbe, .. dann würde .. er nicht so ...' Die letzten Worte erstarben in einem neuen Anfall krampfhaften Schluchzens.

‚Anna, du darfst so nicht sprechen!'

Stoßend und schnaubend fuhr der Zug seinem Ziel entgegen. Noch ein paar Minuten, dann waren sie zu Hause.

‚Komm, Anna, sei stark, .. trockne deine Tränen! ... Wir sind gleich in Leyden,' sagte er tröstend, während er das Gefühl hatte, als sei in seinem Innern alles tot.

Da nahm sie ihr Taschentuch von den Augen, sah ihn flehentlich an, und während sie ihre ganze Liebe in diesen Blick ihrer müde geweinten Augen legte, und ihre gefalteten Hände betend in ihrem Schoß ruhten, sagte sie seufzend: ‚Chef, ... behalte mich lieb, ... mach' mich doch nicht unglücklich!' ...

Er sah sie an. .... Alles an ihm zitterte. .... Ein Augenblick des fürchterlichsten Zwiespalts. Dann: ‚Anna, ... ich darf nicht!'

‚O Gott!' hörte er noch.

— — — — — — — — — — — — — —

Dröhnend fuhr der Zug in den nachtstillen Bahnhof ein. Er half ihr beim Aussteigen, während Marie und Jan sich zu ihnen gesellten und Chef mit ängstlichen Fragen bestürmten. Er schüttelte nur schweigend den Kopf.

In dem Wagen wurde nicht gesprochen. Man hörte nichts als ihr hoffnungsloses Schluchzen.

VIII.

Sie hatten Chef weiter nach nichts mehr gefragt, und am andern Morgen, als Jan während des Frühstücks erzählte, wie gut sie sich amüsiert hätten, fühlte er halb instinktiv, daß er über Anna lieber schweigen müsse. Marie ging an jenem Tage nicht zu ihr; sie wagte es nicht. Aber nachmittags kam Onkel van Hoogstraten einen Augenblick und erzählte, daß es Anna gar nicht gut gehe, sie sei heute morgen zu Bett geblieben und wolle nichts essen, und es mache manchmal ganz den Eindruck, als phantasiere sie,

und doch habe der Arzt erklärt, daß sie kein Fieber habe. Es sei furchtbar unangenehm, denn nun müsse er allein essen; morgens, mittags und abends immer allein, und es sei ihm gerade, als schmecke es ihm dann nicht halb so gut. Mit seiner Gesundheit sei er sonst zufrieden, daran könne es also nicht liegen. Er hoffe nur, daß es ihr bald besser gehen möge.

Chef war hinausgegangen, ohne ein Wort zu sagen; mit der einen Hand stützte er sich auf das Treppengeländer, während er die andere verzweifelt gegen seine Stirn preßte. Oben angelangt sank er auf einen Stuhl. Das Herz war ihm zum Zerspringen voll. Er wollte weinen. Gewaltsam versuchte er, sich vorzustellen, wie sie da lag: mit ihren irren Augen, ... phantasierend; ... aber er konnte nicht mehr weinen, ... nur noch beten. Er dachte an Gott, er fühlte Gott in seiner Nähe, und ohne ihm in förmlichen Worten etwas zu sagen, ohne ihn um etwas zu bitten, saß er regungslos da: sein ganzes Wesen war zu einem schweigenden Flehen erstarrt.

Die ersten Tage, die nun folgten, schienen schier unendlich zu sein, so voll dumpfer Angst waren sie. Chef machte sich mit vollkommener Selbstverachtung seinen unverzeihlichen Leichtsinn zum Vorwurf und betrachtete es als eine Strafe, die Gott ihm auferlegt, und die während seines ganzen Lebens auf ihm lasten würde, wenn Anna wirklich wahnsinnig würde. Er würde sie so gern jetzt mal aufsuchen, aber er fürchtete, daß die Erregung für sie zu groß sein würde, nun, da sie absoluter Ruhe bedurfte, und übrigens hatte Marie, die halbe Tage an ihrem Bett zubrachte, ihm auch gesagt, daß sie gar nicht nach ihm frage, auch niemals von ihm spräche. Und jedesmal, wenn er wußte, daß Marie nach Hause kam, ging Chef ihr schon entgegen, um sie zu fragen, wie es dort gehe, was der Arzt gesagt habe, ob sie ein wenig ruhiger geworden sei, ob sie noch immer so konfuses Zeug rede, ob sie jetzt schon ein wenig mehr äße; alles, alles bis zu den kleinsten Einzelheiten interessierte ihn. Und je mehr sich ihr Zustand besserte, desto ruhiger ward Chef.

Er war jetzt am liebsten allein. Stundenlang konnte er radeln, ziellos, immer weiter und weiter, nur getrieben von dem heftigen Verlangen nach Einsamkeit, und tief über die Lenkstange gebeugt, ließ er sich ruhig durch die Endlosigkeit der sonnenweißen Wege treiben ..., träumend.

Es war an einem Sonnabend. Chef war mit seiner Mutter zur Messe gegangen. Trostlos hatte er gebetet bis zur Konsekration. Dann, als er die Tür eines Beichtstuhls zuklappen hörte, hatte er angefangen zu überlegen, ob er morgen zur Kommunion gehen solle. Es war ja schon drei Wochen her, ... und müde begann er die Tage auszurechnen. ... Diese Woche ... und die vorige Woche ... und am Sonntag vorher war er zum letztenmal zur Beichte gegangen, an dem Tage vor seiner Abreise von Roldue.

Ein Altarglöckchen sandte seinen silbernen Klang durch die betende Stille, ... die zweite Konsekration.

Er sprach ein Gebet nach dem andern, während er die Gebete langsam vor sich her sagte, um sie zu fühlen.

Nach der Konsekration dachte er einen Augenblick nach und suchte dann in einem Gebetbuch die Litanei des Heiligen Herzens; aber während seine Lippen immer weiter murmelten, schweiften seine Gedanken schon wieder ab ... Sollte er wirklich zur Beichte gehen? Cor Jesu, domus Dei et porta coeli, miserere nobis ... Dann müßte er alles sagen, ... alles, ... alles! ... Cor Jesu, omni laude dignissimum, miserere nobis ... Cor Jesu, rex et centrum omnium cordium, miserere nobis ... Plötzlich erschrak er und starrte über sein Buch weg. Nein, er wollte nicht zur Beichte gehen; später, später, aber jetzt hatte er nicht den Mut. Denn wenn er alles sagen müßte, dann dürfte er auch jenes Andere nicht verschweigen, das, was seine Bestimmung anbetraf, und dann würde sein Beichtvater ihn natürlich fragen, ob er denn auch jetzt noch Liebe für jenes Mädchen empfände. Und was müßte er dann antworten? ... Ja, ... natürlich, ... und dann ... würde er es vielleicht hören müssen, daß er sich das mit seiner Berufung nur aus dem Kopf schlagen solle, da er dieses Amtes nicht würdig sei, daß er nicht mehr Priester werden dürfe ... Und doch wollte er es! O wie unglücklich würde er sein, wenn ihm diese Lebensillusion so mit einem Schlage zerstört würde! Nein, jetzt wollte er nicht zur Beichte gehen, aber später, wenn erst die Leidenschaft, die noch immer in seinem Innern glühte, zu einer stumpfen Gleichgültigkeit erkaltet sein würde ... Und er las wieder weiter ... omnipotens sempiterne Deus, respice ... Aber wenn er jetzt mal zu seinem Beichtvater nach Roldue ginge, ... der ihn so gut kannte? ... O Gott, nein! ... Er würde sich doch auch ihm gegenüber noch schämen, das Schändliche einzugestehen, daß er verliebt sei, ... verliebt! ... Jemand, der Priester werden will, verliebt! ... Eine warme Röte stieg ihm in die Wangen, und er schämte sich seiner selbst. Er schloß sein Gebetbuch und suchte seinen Rosenkranz. Und gleichsam als fände er darin eine letzte Zuflucht, murmelte er ein Ave Maria nach dem andern, seine Augen in einem fernen, beinahe mutlosen Verlangen auf den Altar gerichtet, wo sich die heilige Handlung in mystischer Stille vollzog.

Nach der Messe wartete er bei dem Weihwasserbecken auf seine Mutter, die länger als sonst noch betete, und dann richtete sie noch ein paar Worte an den Küster, wahrscheinlich wegen einer Kerze, die angezündet werden sollte. Und das alles um meinetwillen, dachte Chef bei sich.

Draußen angelangt lächelte sie ihm freudig zu, und so gingen sie zusammen nach Hause, er und sein gutes Mütterchen.

‚Ich denke, ich werde heut mal wieder ein wenig segeln; das Wetter ist günstig,‘ sagte Chef, während er hinaufblickte in den blauen Himmel, über den ein frischer Wind weiße Schaumfetzen hintrieb.

‚Das ist recht, tu du das nur!‘ antwortete sie leichthin und fügte, gleich als fiele ihr das plötzlich ein, rasch hinzu: ‚Nimm deine Schwester doch mal mit!‘

‚Ach, die macht sich nichts daraus!‘

Sie hatte es nur deshalb gesagt, weil sie in ihrer Besorgtheit es nicht gut fand, daß Chef in letzter Zeit ganze Tage allein war. Und sie log noch weiter: ‚So, nun, da irrst du dich aber, glaube ich; soviel ich weiß, macht es ihr sehr viel Spaß.‘

‚Und überdies ist sie ja auch den ganzen Tag bei Anna.‘

‚Nun ja, aber das wird jetzt wohl nicht mehr so nötig sein. Gestern habe ich den Arzt gesprochen, und der sagte mir, daß ihre Genesung gute Fortschritte mache. Er habe zuerst gefürchtet, daß es . . .,‘ und geheimnisvoll flüsternd fuhr sie fort, ‚daß es Wahnsinn sein könnte . . . Er meint, sie müsse etwas durchgemacht haben, das ihr furchtbar nahe gegangen ist, . . . Seelenkummer . . . Aber sie spricht sich über nichts aus . . . Du hast wohl auch keine Ahnung?‘ Und sie sah ihn forschend von der Seite an. Sie vermutete etwas. Ihr weiblicher Instinkt sagte ihr, daß Annas Krankheit mit Chef in irgend einem Zusammenhang stehen müsse. Und sie irrte sich nicht, das wußte sie genau.

Chef sah sich die Auslagen in den Schaufenstern an. ‚Wie meinst du, Mama?‘

‚Ob du vielleicht zufällig weißt, was für Herzeleid Anna hat?‘

‚Ich? . . Nein, . . wie sollte ich das wohl wissen?‘

‚Nun, Ihr wart doch vorige Woche ziemlich viel zusammen, da könntest du doch am Ende wohl etwas gemerkt haben.‘

‚Gewiß, das wäre schon möglich gewesen. Aber vorige Woche war sie ganz anders, heiter und aufgeräumt.‘

‚So . . so . . .‘

Sie begriff, daß sie nicht weiter fragen müsse, und begann plötzlich von allerhand kleinen häuslichen Dingen zu reden, versuchte aber doch stets das Gespräch wieder auf ihn zu lenken, damit er mal anfinge von sich selber zu sprechen; aber sobald Chef dann merkte, daß sie ihm allzu scharf auf den Zahn fühlte, geleitete er sie fast unmerklich wieder auf sichereres Terrain.

Er war froh, als sie endlich zu Hause waren.

Chef rief dem Gärtner, der gerade dabei war, sonntägliche Streifen über die Pfade zu harken, schon von weitem zu, er möge doch rasch das Boot in Ordnung bringen; und dann ging er hinauf, um sich umzuziehen.

Als er gerade damit fertig war, klopfte Marie an seine Tür.

‚Gehst du aus?‘

‚Die ist doch sicher von Mama geschickt,‘ dachte er bei sich. Ohne sich umzuwenden, sagte er, indem er seine Sachen in den Schrank hing:

‚Ja, . . . segeln . . .‘

Ein gedehntes: ‚Sooooo! . . .‘

‚Willst du mit?‘

‚Das hängt davon ab. Wann kommst du zurück?‘

‚Zum Essen.‘

‚Wieee? Zum Essen erst? Kommst du heute wieder nicht zum Lunch nach Hause?‘

‚Nein.‘

‚Das ist ja recht gemütlich für Mama,‘ sagte Marie, sich halb ärgerlich stellend. ‚Wie viele Tage bist du diese Woche nun schon weggewesen!‘

Marie fühlte, daß sie etwas Peinliches berührt hatte, und um es rasch wieder gut zu machen, nahm sie zärtlich seinen Arm und sagte leise und vertraulich:

‚Sag mal, Chef, warum bist du nun eigentlich so? Ich kenne dich in der letzten Zeit gar nicht wieder. Sage mir doch, was du hast! Kann ich etwas für dich tun?‘

Er schüttelte verneinend den Kopf, bekümmert.

‚Chef,‘ — und sie sprach sehr leise, — ‚ich habe dich bis jetzt nicht fragen wollen, was damals in der Bahn zwischen dir und Anna vorgefallen ist. . . Und mit Anna habe ich überhaupt nicht darüber gesprochen, weil sie selbst nicht davon anfing, und weil es besser für sie war, daß man sie mit nichts ermüdete. Aber sprich dich jetzt mal offen und ehrlich aus! Sage mir, warum ihr euch gezankt habt; dann werde ich schon dafür sorgen, daß alles wieder in Ordnung kommt! Du leidest darunter, und Anna noch viel mehr. Denn wenn ich mich wohl hüten werde, es laut zu sagen, so ist es doch meine heiligste Überzeugung, daß sie davon krank ist . . .‘ — Chef schwieg.

‚Ich bitte dich, Chef, söhne dich wieder mit ihr aus! Wenn ich dich doch nur dazu bringen könnte, daß du mal zu ihr gingest! . . . Wenn du nur ein einziges Mal sähest, wie schrecklich sie darunter leidet, dann würdest du dich sicher nicht so lange bitten lassen . . . Gerade so wie heute morgen zum Beispiel. Da saß sie zum erstenmal auf, als ich kam; und als ich sie so sitzen sah mit ihrem bleichen, eingefallenen Gesichtchen, den irren Augen und der müden Haltung, da ist es mir doch so nahe gegangen, daß ich fortgehen mußte; und draußen habe ich mich dann erst mal tüchtig ausgeweint. Es ist gar nicht mit anzusehen, Chef, ich bin noch ganz krank, wenn ich daran denke!‘ Und wieder blinzelte sie mit den Augen vor lauter Tränen.

Sein Herz krampfte sich zusammen unter der Herbheit ihrer Worte, und alle seine Wunden begannen wieder zu bluten unter dieser neuen Folter.

‚Ach, Chef, ich bitte dich,‘ sagte sie jetzt flehentlich, ‚laß sie nicht länger leiden! . . . Wenn sie dich gekränkt hat, so hat sie jetzt sicherlich auch schwer genug dafür gebüßt . . . Denke doch nur einmal daran, wie lieb sie dich hat! . . . Ach, sie ist jetzt so tief unglücklich, . . . und du hast sie früher doch auch so sehr, sehr lieb gehabt! . . . Kein Mensch kann das besser wissen als ich. Komm, laß uns nun zusammen zu ihr gehen, . . . und dann gibst du ihr die Hand, und dann ist alles wieder gut! . . . Wenn du es nicht um ihretwillen tutst, dann tu's mir zuliebe! Komm, geh mit! . . .‘

Mit sanfter Gewalt schob sie ihn zum Zimmer hinaus.

Er ließ sich willenlos führen. Er würde gehen, um . . . um, ja, um was denn eigentlich? . . . Was würde er ihr sagen? . . . Aber ach, vielleicht würde es Anna doch ein wenig trösten! . . . Und jedenfalls mußte er ihr das Opfer bringen . . .

Und sie gingen denselben Weg, den er an Maries Geburtstag des Abends mit Anna gegangen war. Er erinnerte sich noch lebhaft dieser kleinen dunklen Stelle hier und der kleinen Brücke dort drüben und der üppig wuchernden Rhododendren. Es war, als traure alles um das sanfte, intime Leben, das verloren war; denn alles stand jetzt kalt und hart und fühllos in dem grellen Tageslicht . . . Da war das Haus mit der großen Flurlampe; er hatte etwas Geheimnisvolles, dieser viereckige graue Steinbau mit seinen dunkelgrün bemalten Türen und Fenstern und dem hohen Dach.

‚Ich sehe sie nicht sitzen,‘ sagte Marie, ‚siehst du etwas?‘

Chef wagte jetzt auch einen Blick auf ihr Fenster zu werfen, aber er sah nichts als eine dunstige Verwässerung von Himmelsblau und Laubgrün.

‚Gehst du nun weiter allein?‘ fragte Marie vor der Türe.

‚Nein, .. nein, .. du mußt mit, .. allein gehe ich nicht . . Du mußt ihr erst sagen, . . daß ich . . . daß ich da bin, . . sonst erschrickt sie am Ende; . . wir gehen dann nachher zusammen hinein . . .‘

Sie stiegen die Treppe hinauf. Oben blieb Chef wartend stehen.

Von drinnen her kam der Klang gedämpfter Stimmen . . Er horchte, . . horchte, . . legte sein Ohr an die Tür . . Plötzlich hörte er die leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte: ‚Nein, nein, das kann nicht sein, du willst mir bloß etwas weis machen . . Er ist tot, o Gott, er ist tot, . . tot! . . .‘ Und dann wieder Maries beruhigendes Widersprechen. Er vermochte sich kaum noch auf den Beinen zu halten und tastete nach einer Stütze, während er das ungestüme Klopfen seines Herzens mit der Hand aufzuhalten versuchte.

Da öffnete sich die Tür. Marie winkte ihm . . . weinend . . .

Er trat ein, und ihn schauderte, gleich als werde er eine Leiche sehen . . .

Sie saß am Fenster, ganz klein und still. Das Licht hatte ihr matt zurückgelehntes Köpfchen mit der heiligen Blässe des Todes übergossen. Es war, als ob sie wartete, . . nur noch wartete; . . sie beträumte ein Blättchen dort drüben, hoch oben an jener Buche; sie sah es hin und her flattern in dem Winde, und sie grübelte darüber, wie lange es wohl noch dauern könne, bis es, von seinem kleinen, dünnen Stiel abgerissen, verloren umherwehte. Dann würde niemand mehr an jenes kleine Blättchen denken . . . Durch ihre tiefliegenden Augen irrte ein Lächeln — kalt und grausam . . .

Dann plötzlich sah sie Chef, und es war, als durchzucke sie ein Erinnern aus fernen, fernen Zeiten; aber gleich darauf erstarrte es wieder. Sie erhob sich, und ihr helles Morgenkleid umhüllte ihre zarten Glieder wie mit den Marmorfalten eines Heiligenbildes. Unbeweglich blieb sie dastehen, auf das Fenstersims sich stützend, . . und sie sah Marie an . . und dann Chef . . . in starrem Staunen . . . ‚Wer ist der Herr?‘ fragte sie endlich.

‚Aber Anna, den kennst du doch.‘

Ohne im geringsten zu zögern, antwortete sie entschieden: ‚Nein.‘

‚Aber Anna, du siehst doch, daß es Chef ist!‘

‚Chef?‘ . . . Sie lächelte schmerzlich und sank wieder in ihren Stuhl zurück, während ihre Arme matt und kraftlos am Körper herabhingen. ‚Das Chef?‘ . . . wiederholte sie. Und dann starrte sie wieder auf jene Buche, auf das eine Blättchen, das wie ein kleiner brauner Schmetterling von einer weißen Wolke sich abhob, . . . o, es zitterte vor Schmerz!

Marie hatte sich neben sie gestellt und ihre Hand genommen.

‚Warum sprichst du nun so, Mariechen?‘ sagte Anna dann klagend, mit leisem Vorwurf in der Stimme. ‚Ist es denn so noch nicht schlimm genug? . . . Niemand hat soviel gelitten wie ich. Ihr habt ihn alle schon vergessen. Du hast noch nicht ein einziges Mal von ihm gesprochen, . . und ich denke noch immer an ihn, Tag und Nacht, und jetzt bist du so; . . . jetzt willst du mich gar noch betrügen.‘ . . Und dann umherblickend: ‚Ist er fort? Wer war jener fremde Herr?‘

‚Es war Chef, wirklich, Anna, ich schwöre es dir . . Du bist krank, deine Nerven sind überreizt, . . und daher erkennst du ihn nicht. Aber es war Chef, du kannst mir's glauben.‘

‚Chef ist tot, . . . an Lungenentzündung gestorben. . . Wir beide haben ihn gepflegt, zwei Tage, dann ist er gestorben, . . und jetzt ist er schon seit einem Monat begraben, . . das weißt du ebenso gut wie ich; . . . glaubst du denn etwa, daß ich wahnsinnig bin, und daß ich mir das alles nur einbilde?‘

‚Aber kannst du dich denn gar nicht mehr auf den Abend besinnen, als wir alle zusammen nach Scheveningen fuhren, und du dann auf dem Rückweg allein mit ihm im Coupé gesessen hast?‘

‚Gewiß, aber kannst du dich denn nicht mehr besinnen, daß er Tags darauf krank geworden ist?‘

‚Nein, Anna, du bist krank geworden!‘

‚Ich? . . Ich? . . Ich bin nicht krank gewesen, ebenso wenig, wie ich jetzt krank bin . . Ich weiß noch ganz genau, wie alles zugegangen ist. Ich sehe den Eichenholzsarg, in dem er lag, noch bei euch im Wohnzimmer stehen . . Und als sie ihn auf den Kirchhof trugen, durfte ich nicht mit; . . ich durfte nicht, . . und ich hatte ihn doch am innigsten geliebt.‘

In einer plötzlichen Erleuchtung ward es Marie klar, daß sie eine Wahnsinnige vor sich hatte. Sie sah sich nach Chef um, der, den Kopf in die Arme vergraben, schluchzend betete. Sie stieß ihn an, um ihm zu verstehen zu geben, daß er fortgehen solle; aber unbeweglich blieb er liegen. Dann kniete sie neben Anna nieder, zog ihren Kopf sanft zu sich herüber und sprach ganz still und leise zu ihr wie zu einem Kinde:

‚Willst du dich jetzt nicht ein wenig ausruhen, Anna? Ich glaube, daß du müde bist; du solltest es wirklich tun.‘

‚Ich bin nicht müde,‘ sagte sie, indem sie merklich unruhiger ward.

‚Komm, ich will dir helfen, und dann bleibe ich an deinem Bett sitzen! Ich werde dich nicht allein lassen.‘

‚Ich bin nicht müde, und ich bin nicht krank, und ich brauche keinen Menschen, und nachher gehe ich auf den Kirchhof, . . um zu beten.‘ Und während sie das sagte, war das seltsame Lächeln plötzlich von ihren bleichen Zügen geschwunden, und ihre glanzlosen Augen bohrten sich unausgesetzt mit starrem Blick in eine Ecke des Zimmers.

‚Anna, so hör' mich doch nur an! Willst du nicht erst versuchen, ein wenig in deinem Stuhl zu schlafen?‘

Sie hörte nicht, starrte unbeweglich immer auf denselben Fleck, streckte ihren Kopf in jene Richtung und neigte sich langsam vornüber; und plötzlich irrten ihre großen Augen angstvoll über den Plafond, als flattre ein Vogel, der erst lauernd und drohend dort in jener Ecke gesessen hatte, jetzt wild über und um sie her. Dann schien das plötzlich verschwunden zu sein, . . und ruhig blickte sie wieder hinaus.

‚Das Blättchen ist noch immer da, siehst du wohl?‘ sagte sie, indem sie sich ganz ruhig an Marie wandte.

‚Welches Blättchen?‘

‚Dort, dort oben in der Buche; . . siehst du es nicht hin und her wehen? . . Es würde jetzt wohl gern herunter wollen, aber es darf nicht; . . glaubst du, daß es arge Schmerzen hat?‘

‚Bäume haben kein Gefühl,‘ antwortete Marie und öffnete währenddessen unbemerkt die Tür zu Annas Schlafzimmer, damit Chef sich dorthin

zurückziehen könne. Dann versuchte sie ihm nochmals einen Wink zu geben; aber er sah nichts, er war halb bewußtlos vor Schmerz. Sie aber tat so, als suche sie etwas in dem Zimmer, ging langsam auf das Sofa zu und flüsterte ihm hastig ins Ohr, er möge doch den Arzt holen. Ein paar Minuten darauf hörte sie ihn fortgehen.

‚Haben Bäume kein Gefühl? . . Ach nein, Bäume haben ja kein Gefühl, . . aber das eine Blättchen doch wohl! Da fließt Blut hindurch, dunkelrotes Blut; wenn die Sonne scheint, kann man es sehen, schönes, rotes Blut, o, so schön!‘ Und dann fuhr sie fort, begeistert wie eine Odaliske: ‚Blut ist schön, herrlich schön; . . siehst du's, Marie, da, da!‘ . . Heftig und erregt zeigte sie auf den Plafond und sagte dann, plötzlich in ihre fast totenähnliche Starrheit zurückfallend: ‚Noch neunundsechzig Tage . . Jetzt ist es wieder fort, siehst du wohl? . . Jetzt mußt du auch fort, . . Marie!‘

‚Warum denn, Anna?‘

‚Ich muß beten, für Chef beten, . . er ist im Fegefeuer; dort brennt er den Kummer aus, den er mir bereitet hat . .‘ Und sich weit zurücklehnend stammelte sie: ‚Nach seinem Tode ist er siebenmal bei mir gewesen, ganz weiß, auf dem schwarzen Pferde von Schumann, . . . mit Eichenlaub um die Stirn . . . Wir haben einander alles verziehen, aber er muß jetzt noch neunundsechzig Tage brennen, . . . neunundsechzig Tage,‘ sagte sie träumerisch, mit geschlossenen Augen; . . . ‚neunundsechzig . . . Tage, . . neun . . und . . . sechzig . . Tage . . Und dann sterbe ich; . . dann darf ich wieder zu ihm, . . dann kommt er, um mich zu holen . . .‘

Mit einem stillen Lächeln um die Lippen war sie eingeschlafen.

Wie von Furien gepeitscht war Chef nach Hause gerannt. Er dachte nicht mehr an den Doktor. Die Mädchen kamen aus der Küche gestürzt, als sie ihn die Haustüre mit einem Ruck zuschlagen hörten; aber da war er auch schon auf der Treppe. Oben stand seine Mutter.

‚O Gott, Mama!‘ sagte er laut weinend, ‚o Mama, . . o Mama!‘ . und er taumelte ins Zimmer und blieb gegen einen Schrank gelehnt dastehen, seine beiden Hände krampfhaft gegen die Stirn pressend.

‚Gott hat mich verflucht,‘ schrie er wild, ‚er hat meine Berufung verflucht . . Er hat mich verdammt . . Alles ist aus . . Hätte er doch wenigstens so viel Mitleid gehabt, daß er mich jetzt sterben ließe . .‘

‚Aber was ist denn geschehen, Chef? . . Was ist denn geschehen? . .‘

‚O Gott, Mutter!‘ und bewußtlos sank er zu Boden; sein schmerzverzerrter Kopf schlug mit solcher Gewalt gegen den Schrank, daß das kleine Lämpchen vor dem Bildnis des Heiligen Herzens schwankte und beinahe herunter gefallen wäre. Seine Mutter hatte ihn nicht halten können. Rasch lief sie in den Korridor hinaus und rief nach Lenchen.

Mit großer Mühe hatten sie ihn endlich auf die Chaiselongue gelegt. Sie glaubten, daß er tot sei, . . aber nein, . . er atmete. Und dann rissen sie ihm die Kleider auf und rieben ihm die Pulse und den Kopf mit Eau de Cologne ein, bis er endlich wieder zu sich kam. Sie gaben ihm etwas zu trinken, und die Augen noch halb geschlossen fühlte er bebend und erschauernd, wie das grausame Leben langsam wieder durch seine Adern zu zucken begann.

Plötzlich schlug er wild die Augen auf und schaute verstörten Blickes um sich; und dann fragte er angstvoll: ‚Was? . . . was? . . was ist denn nur?‘

‚Ach, nichts, nichts!‘ sagte seine Mutter beschwichtigend; ‚es ist nichts, mein Junge! . . . Verhalte du dich jetzt nur ganz ruhig, . . deine Mutter ist bei dir!‘ Und sie gab Lenchen einen Wink, daß sie gehen könne.

‚Was ist mit mir geschehen?‘

‚Ach, nichts besonderes, dir wurde plötzlich nicht ganz wohl, eine kleine Ohnmacht! — Lenchen, bringen Sie mal rasch ein Glas Portwein!‘

Chef saß da und hielt die Augen noch immer geschlossen; er begann sich langsam zu erholen, und allmählich kam ihm die Erinnerung an das Geschehene zurück, bis zu dem Augenblick, da ihm plötzlich schwarz vor den Augen geworden war. Seine Mutter saß neben ihm und hielt seine feuchtkalte Hand in der ihren; von Zeit zu Zeit trocknete sie ihm mit einem Taschentuch den kalten Schweiß von der Stirne.

‚Wird es jetzt ein wenig besser? Ja, nicht wahr? Es geht wohl langsam vorüber? — So, das mußt du jetzt mal in einem Zuge austrinken, das wird dir gut tun. . . Komm, noch einen kleinen Schluck! . . Und wie fühlst du dich nun?‘

‚Ach, Mama, unglücklich, . . tief, tief unglücklich! . . Ich bin ganz zerschlagen . . .‘

‚Nein, das meine ich nicht. Du darfst jetzt noch an gar nichts denken, das kommt alles wieder in Ordnung.‘

‚Nein, Mama,‘ — er schüttelte mutlos den Kopf, — ‚das ist nie wieder gut zu machen! . . Ich bin bei Anna gewesen, . . . und‘ — das Wort blieb ihm in der Kehle stecken — ‚und sie ist wahnsinnig, vollständig wahnsinnig; . . sie kennt mich nicht mehr, . . . sie glaubt, daß ich tot sei; . . . o Mama, es ist entsetzlich, . . und das durch meine Schuld!‘

Frau Cecile war heftig ergriffen, da sie jetzt all ihre Befürchtungen plötzlich bestätigt sah; aber sie zwang sich gewaltsam zur Ruhe.

‚Nein, Chef, das wird wohl ein Irrtum von dir sein; . . aber daran darfst du jetzt vorläufig gar nicht denken, sonst wirst du wieder krank . . Erst mußt du ganz ruhig werden, dann wollen wir schon weiter sehen . . Komm, du mußt nicht gleich das Schlimmste fürchten! . . . Und jetzt erst mal an etwas anderes denken!‘

‚An etwas anderes denken? . . . nachdem ich zwei Leben vernichtet habe — das von Anna . . . und das meine!‘

IX.

Schon am Nachmittag desselben Tages saß Chef betrübt in der Bahn — er hatte erster Klasse genommen, um möglichst allein zu bleiben — auf dem Wege nach Rolduc.

Auf all die erschütternden Erregungen war eine dumpfe Reaktion gefolgt. Seine Gedanken schliefen langsam ein bei dem Rütteln und Stoßen des Zuges, bei dem regelmäßigen Fortrollen der Räder über die harten Schienen. Von Zeit zu Zeit, wenn sich der Dampf schnaubend aus der Lokomotive preßte und es wie ein schmerzlicher Schrei erklang, oder wenn sie sich stöhnend durch die verstaubte und verräucherte Armut einer kleinen Zwischenstation wälzte, blickte er flüchtig auf. Dann hörte man die Maschine stampfen vor Ungeduld, um wieder durch den weiten Raum zu eilen und ihre stählernen Kräfte frei zu entfalten. Und fast unmerklich setzte sie sich dann wieder in Bewegung und fuhr schneller und schneller, bis sie endlich von neuem in gleichmäßiger Geschwindigkeit die Lande durchsauste.

Dann saß Chef wieder mit halbgeschlossenen Augen da und blickte sinnend auf die Telegraphendrähte, die lauter krumme Notenlinien über das endlose Himmelsblau zogen, und die Pfähle, das waren die Taktstriche, und der Rauch, der sich am Zuge entlang wälzte, schrieb eine unverständliche Musik darauf, die aber dennoch sehr schön sein mußte.

Er dachte über die Musik nach. Aber nun, da er versuchen wollte, sie zu verstehen, ward alles undeutlich und verschwommen, und er sah nichts mehr als große, vom Winde zerrissene Rauchwolken, häßliche, dunkle Fetzen, die dann plötzlich wieder von dem Blau aufgesogen wurden. Von Zeit zu Zeit wirbelte noch eine Flocke über die Notenlinien, ganz flüchtig nur, um dann plötzlich wieder unsichtbar zu werden. Jetzt war da keine Musik mehr.

Halb unbewußt starrte Chef hinaus, bis er, von dem eintönigen Dröhnen gewiegt, langsam einschlief. Er war todmüde.

Er träumte von jenen Telegraphendrähten, die wie ein endloser Streif am Himmel ausgespannt waren, und jetzt vermochte er die Musik auch zu lesen. Der Rauch hatte sich zu allerhand seltsamen Gebilden zusammengeballt, und die irrten jetzt nicht mehr darüber hin, sondern blieben festhängen auf der Endlosigkeit der Linien. Es waren keine gewöhnlichen Noten, es war alles wild und geheimnisvoll, aber doch begriff er es jetzt. Und er hörte, wie der Zug das Lied, das darauf geschrieben stand, laut hinaus sang — ohne Melodie; aber doch klang sie hin und wieder ängstlich gejagt, dann schleppend-melancholisch, dann wieder drohend-gewaltig oder traurig-klagend —

Jan Steen pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Das St. Nikolasfest.

diese dröhnende Eisenmusik. Und all dieser wechselnden Stimmungen war er sich in seinem Traum ganz deutlich bewußt.

Da sah er plötzlich ganz in der Ferne, mitten im hellen Sommerlicht, ein Bildnis stehen, hoch und weiß. Er konnte noch nicht unterscheiden, was es war; obgleich der Zug wie ein Sturmwind dahinjagte, schien es stets in gleicher Entfernung zu bleiben. Aber die seltsame Musik wurde matter und dumpfer und verklang in einem hämmernden Stoßen; und er näherte sich, und das Bildnis ward immer größer und größer — wie eine unheimliche ägyptische Sphinx, und es lebte, es rührte sich, es war kein Bild; er entsann sich der Züge dieses Mädchens, und doch erkannte er sie nicht; und als er in schwindelnd rascher Fahrt an ihr vorübersauste, sah er sie schmerzlich lächeln und ihm ein Lebewohl zuwinken. Und sie blieb stehen, unbeweglich, die Hand über die Augen gelegt, um ihm noch lange nachwinken zu können. Und so sah er sie verschwinden, und sie ward kleiner und kleiner, ein weißes Pünktchen nur noch, bis endlich nichts mehr von ihr zu sehen war.

Ihm ward bange zumute, denn es war ihm, als habe er jetzt viel Liebes verloren, was er nie mehr wieder sehen würde, ... als führe er in den Tod hinein.

Plötzlich ward die Musik leiser, die Noten waren verschwunden, die Linien schlangen sich wirr durcheinander über den Himmel, zerrissen jetzt und verworren wie ein zerstörtes Spinnengewebe. Dann ward alles still.

Chef fuhr auf. Der Zug hielt an einer Station. Er war viel zu unlustig, um festzustellen, wo sie waren. Der Schaffner würde ihn ja wohl rufen, wenn er umsteigen müßte. Langsam überdachte er nochmals seinen Traum, und so führte ihn seine Phantasie fast unmerklich nach Leyden zurück, von wo er sich schon stundenweit entfernt hatte. — Wie es Anna wohl gehen mochte? Er dachte an sie mit einer unbestimmten Empfindung seiner Machtlosigkeit dem Unvermeidlichen gegenüber, wie an eine liebe Tote, die er schon seit Jahren betrauert hatte. Sein quälendes Schuldbewußtsein war in die gleichförmige Schmerzlosigkeit völliger Erschöpfung versunken.

Die Dampfpfeife stieß einen kurzen, schluchzenden Schrei aus, und wieder begann die schwerfällige Lokomotive ihn in den rotbraunen Abend hineinzuziehen, der die Brabanter Heide langsam zu färben begann.

Wild durchraste der Zug die liebliche Landschaft. Er beschmutzte die bläulich-purpurne Klarheit des Abendhimmels mit seinem häßlichen Rauch, umhüllte mit seinem dröhnenden Lärm die stillen Hütten, die erschreckt, tief am Wege dahin zu kriechen schienen; er sandte seine rasselnden und prasselnden Eisendonner mitleidslos an den hügeligen Tannenwäldern hinauf, die ängstlich nachzitterten; wie ein losgerissener Vulkan tobte er weiter, immer tiefer in den Abend hinein, und langsam begann Chef wieder einzuschlafen wie ein

Kind, das in einer kalten Herbstnacht lange dem kläglichen Heulen des Sturmes gelauscht hat. — In Venlo mußte er umsteigen.

Noch zwei volle Stunden. Aber es war ihm gleichgültig, wie lange es noch dauern sollte. Die schwerfällige Langeweile tat ihm wohl. Es war ihm, als ließe er sich ziel- und planlos von der schnaubenden Lokomotive weiterziehen, unter sich unausgesetzt die stoßende Kadenz der sich fortwälzenden Räder. — Es war inzwischen immer dunkler geworden. Ein frischer Nachtwind strich durch das geöffnete Coupéfenster und wehte ihm das Haar über die Stirne.

Jeden Augenblick hielt der Zug knarrend an, und dann hörte man an den Wagen entlang die schnarrende Stimme des Schaffners, der die Station ausrief: ‚Mààsbracht!‘ Und sein einsamer Ruf und das Knirschen seiner Schritte über den Kies wurden schwächer und verloren sich; hin und wieder hörte man noch das Zuschlagen einer Coupétür. Dann ein schriller Pfiff, und geduldig fuhr der Zug wieder bis zur nächsten Station.

Aber jetzt, da Chef sich seinem Ziel näher zu fühlen begann, war es, als werde er unruhiger. Die Erinnerung an das Geschehnis des Morgens lebte langsam, aber klar wieder in ihm auf, schmerzhaft wie ein stechender Krampf. Warum hatte er sich auch von seiner Mutter dazu überreden lassen, zu seinem Beichtvater zu gehen? Sie hatte seine Schwäche und seine Apathie schmählich dazu mißbraucht, um ihm das zu suggerieren, und dafür zu sorgen, daß er es auch gleich schon zur Ausführung brachte, noch bevor es ihm so recht klar geworden war. Was sollte er jetzt tun? Es war ja doch alles verloren.... Flüchtig blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf, sich lieber irgendwo ein Logis zu suchen und am nächsten Tage wieder heimzufahren.

Aber da hielt der Zug auch schon mit einem Ruck. Er war der einzige, der ausstieg.

Eilig rannte er über den Bahnsteig, gleich als fürchte er, daß ihn jemand sehen könne, und mechanisch schlug er den nicht erkannten Weg ein, sich nun endlich sicher und geborgen fühlend in der tiefblauen Dunkelheit.

Jetzt stieg alles wieder vor ihm auf.... Nein, er wollte an nichts denken,.. später, später!... Er dürfte sich jetzt nicht nervös machen, sagte er sich. Mit erzwungener Sorglosigkeit blickte er in das schwarzblaue Himmelszelt, das mit einer unnennbaren Anzahl kleiner, goldener Nägel auf dem unendlichen Gewölbe festgespannt war; aber ihm war es, als müsse es, wenn er noch länger hineinschaute, alsbald zerreißen und ihm Entsetzliches enthüllen.... In allem fühlte er einen drohenden Groll.... Eine Nachtigall schlug laut und seufzend. War es, um ihn zu warnen?... Und wenn sich der hellklingende Laut langsam in die lauschende Stille verlor, dann glaubte Chef zu hören, dicht an seinem Ohr zu hören: ‚Chef ist gestorben; ... ich durfte nicht mit auf den Kirchhof,... und ich habe ihn doch am

innigsten geliebt.' Und rascher eilte er weiter, an zitternden Sträuchern entlang, die der Wind und das Mondenlicht leise durchbebten, und immer rascher ging er, immer gejagter, bis er endlich oben auf dem Hügel das Gebäude liegen sah, den dunklen, massiven Bau, dessen Anblick ihn erschreckte.

Er war schon beinahe da und zitterte am ganzen Körper, als er an der Klingel zog, deren schriller Klang unheimlich durch das Haus tönte.

‚Jawohl, Professor Benneman ist zu Hause.'

Gott sei Dank! Er versuchte ruhig den Gang entlang zu gehen, klopfte und blieb horchend stehen.

‚Jaaa . .'

Ruhig über einen unruhigen Wirrwarr von Büchern und Papieren geneigt, die auf seinem Schreibtisch durcheinander lagen, saß er da und arbeitete, behaglich beschienen von dem gelben Schein einer hohen Arbeitslampe.

Chef hatte ihn schon oft so sitzen sehen in diesem nämlichen eichenhölzernen Schreibtischstuhl, den Rücken der Tür zugewandt, mit dem goldenen Kneifer auf der Nase, der hohen, offenen Stirn, dem zurückgekämmten schwarzen, lockigen Haar und den gütigen Augen, die jetzt, ganz in Studien vertieft, ernsthaft dreinschauten, die aber — er wußte das — alsbald mitleidig lächeln würden in tiefem Verständnis.

‚Wer ist da?' fragte Professor Benneman mit fröhlicher Stimme, während er den soeben begonnenen Satz noch rasch zu Ende schrieb.

‚Ich,' antwortete Chef, der noch immer an der Tür stand, verlegen.

‚Wer ist ich?'

‚Chef Cecile.'

‚Was, du bist's? Wie kommst du denn hier so plötzlich hereingeschneit? Kein Haar auf meinem Kopf, das daran heute abend gedacht hätte. Nun, wie geht's dir, mein kleiner Freund?' — Er war aufgestanden, nahm Chefs Hand in die seine und klopfte ihm herzlich auf die Schulter.

‚Das freut mich aber, . . freut mich sehr. . . Komm, setz' dich . . ein wenig näher! . . So. . . . Kommst du aus Leyden? . . . Aber sag' mal erst, was du genießen willst! Du wirst wohl hungrig sein nach der langen Reise.'

Chef nickte dankend.

‚Hast du denn unterwegs etwas gegessen?'

Er bejahte es, indem er, um lästigem Drängen vorzubeugen, seine Zuflucht zu dieser kleinen Lüge nahm.

‚Dann aber wenigstens ein Glas Wein!' Er stand auf und kniff ihn ins Ohr. ‚Das wird dir gut tun; du siehst furchtbar müde aus.'

Da vermochte Chef sich nicht mehr zu halten; er brach in Tränen aus.

‚Nun, was ist das jetzt? . . Was ist dir denn, mein bester Junge?'

Da stieß Chef schluchzend die Worte hervor: ‚Ich bin schlecht gewesen.'

Der alte Priester erschrak nicht; es schien, als ob er alles, sogar das Entsetzlichste, ganz natürlich, ganz menschlich finden würde.

Er setzte sich wieder und kehrte seinen Rücken der Lampe zu, so daß sein Gesicht wie ein runder, dunkler Schatten aussah, von einer Lichtaureole aus Haar umgeben. Er ergriff Chefs Hand, sagte ihm, daß er sich nur ruhig ausweinen solle, daß er sich vor ihm nicht zu genieren brauche, daß sie dann mal ganz ruhig über alles sprechen wollten, und daß er ihm dann alles sagen solle, ebenso aufrichtig, wie er stets zu ihm gesprochen. Er sei ja immer solch ein guter Junge gewesen, und er wisse doch wohl, daß sein alter Freund ihn lieb habe und ihm schon helfen würde. Jeder Mensch könne mal fehl gehen, und er freue sich sehr darüber, daß er sofort zu seinem alten Freunde gekommen sei. . . . Ja, das sei ihm wirklich sehr lieb; denn es wäre nicht gut gewesen, wenn er es erst noch lange mit sich herumgetragen hätte. Er solle sich jetzt mal erst ganz offen über alles aussprechen.

Endlich begann Chef, unsicher anfangs und nur mit Mühe die Tatsachen aneinander reihend; aber als er sich dann beruhigt fühlte durch die innige Güte und die vornehme Gesinnung seines alten Freundes, kam mehr Klarheit in sein Denken, und mit kindlicher Aufrichtigkeit beichtete er seinen Leichtsinn, den entsetzlichen Kampf, den er gekämpft, und seine Verzweiflung. Die rotgeweinten Augen starr in das gelbe Licht der Lampe gerichtet, die ruhig hinter dem beschatteten Gesicht des Priesters brannte, hatte er alles erzählt vom ersten Tage an, da er Roldue verlassen, bis zum heutigen Morgen. Und als er dann endlich zu dem Entsetzlichen gekommen war, daß Anna wahnsinnig geworden, begann alles wieder vor seinen Augen zu verschwimmen, und wild schluchzend fiel er in seinen Stuhl zurück.

Ach, er hoffte jetzt im stillen, daß dieser gute, alte Mann ihn auch verachten würde, so wie er sich selbst verachtete, und daß er ihn mit einer höhnischen Gebärde abweisen würde; denn er verdiente nichts anderes, als daß man ihn wie einen Hund behandelte. Das war die einzige Genugtuung, nach der er in seinem entsetzlichen Elend noch zu schmachten wagte.

‚Es ist schlimm, mein bester Freund, . . . sehr schlimm, . . . es ist furchtbar für dich; . . . ich kann es so gut verstehen, daß du elend davon bist!‘

Der alte Priester schwieg wieder, als wüßte er nicht recht, was er ihm weiter sagen sollte, und als fühlte er, daß all seine Trostesworte solch tiefer Betrübnis gegenüber banal klingen würden. Nachdem er Chef eine Weile voll innigen Mitleidens angeschaut, ermannte er sich.

‚Komm, mein lieber Chef, wir wollen das alles nun einmal ruhig besprechen! . . . Sieh mal, wir wollen mal den Fall setzen, — es ist dies allerdings durchaus nicht sicher im Hinblick auf die Möglichkeit einer erblichen Belastung, auf ihre ganze Konstitution und ihren überreizten Zustand, —

du hättest wirklich die Ursache oder besser gesagt den Anstoß zu diesem Unglück gebildet, so ist das jetzt doch nicht mehr ungeschehen zu machen; nicht einmal Gott wäre dazu imstande. Und dann, wenn du auch wirklich die Ursache wärst, — ich wiederhole, das ist durchaus nicht sicher, ja nicht einmal wahrscheinlich, wenngleich es fast so aussieht, als sei die Katastrophe durch dein Zutun vorzeitig eingetreten, — so warst du jedenfalls diese Ursache, ohne dir dessen bewußt zu sein; du hast das nicht vorhergesehen. Du hast keinen Augenblick an die Möglichkeit eines solchen Unglücks gedacht; ja, du hast nicht einmal daran denken können, nicht im allermindesten, weil du dazu viel zu jung und viel zu unerfahren bist. Stelle dir einmal vor, daß ein Mensch einen andern erschösse durch Zufall, ohne jede Schuld, einen andern, den er sehr, sehr lieb hätte! ... Das würde natürlich entsetzlich sein. ... Was bliebe ihm dann zu tun? Diesen Menschen wieder ins Leben zurückzurufen, dazu ist er nicht imstande. Soll er sich die Haare ausraufen, weil das nun einmal geschehen ist, und zwar nur aus Unvorsichtigkeit? Dein gesunder Verstand muß dir sagen, daß das keinen Sinn hätte. Genau so ist es mit dir. ... Wirklich, mein guter, bester Junge, du mußt jetzt selbst erst einmal zur Ruhe kommen! ... Denk' jetzt mal darüber nach! ... Habe ich nicht recht? ... Ist das nicht so? ... Wirklich, du kannst mir glauben, es nützt nichts, absolut nichts, daß du dich deiner Trauer hingibst und dich ganz krank machst. Im Gegenteil, du machst dadurch die ganze Sache nur noch viel schlimmer. Du kannst jetzt nur noch eines für sie tun, etwas Tröstliches, etwas Wunderbares. ... Du kannst für sie beten. Bitte erst unsern lieben Gott um Verzeihung, insofern du dich an dem Unglück schuldig fühlst, und dann bete für sie und für dich selber! ... Bete, mein Junge, bete! ... Glaube mir, dann wirst du wieder Ruhe finden! ... Du hast doch Zutrauen zu mir, nicht wahr?'

Chef starrte, das Taschentuch gegen die Lippen gepreßt, unablässig vor sich hin; von Zeit zu Zeit durchzuckte ihn noch ein heftiges Schluchzen.

Langsam sprach der alte Priester weiter, ganz vorsichtig, gleichsam als prüfe er seine Worte erst liebevoll und aufs genaueste, ob sie Chefs zerrissenes Seelenleben auch nicht allzu unsanft berühren würden.

‚Und dann, glaubst du nun wirklich, daß dadurch dein ganzes Leben vernichtet sei? ... Denk' jetzt mal nach! ... Deine Bestimmung war dir klar; du wußtest, soweit ein Mensch nach vielem Beten, nach reiflichen Erwägungen, kurzum, nachdem er alles dazu Notwendige getan hat, es wissen kann, daß es deine Bestimmung sei, Priester zu werden, mit andern Worten, daß du — Dank sei deiner Intelligenz, der Veranlagung deines Herzens, deines Charakters und deines Temperaments — im geistlichen Stande im Sinne unseres lieben Gottes viel Gutes würdest wirken können. Kurzum,

du kanntest deine Bestimmung. Nun hast du auch gleich den richtigen Begriff davon gehabt, — denn ich kann mich noch ganz gut entsinnen, wie innig erfreut du warst, als dieser Entschluß unwiderruflich bei dir fest stand, — daß du den Ruf dieser Bestimmung als eine große Gunst des Himmels anzusehen hättest. Eine große Gunst aber, eine Gnade, ein Geschenk muß man in Ehren halten, denn man kann das alles wieder verlieren; und je größer ein solches Geschenk ist, desto sorgfältiger muß man es hüten. Verliert man es wieder, so ist es durch eigene Schuld. Jetzt hätte aber nur ein ganz klein wenig daran gefehlt, und du hättest es verloren; ist das nicht so? Und jetzt wollen wir noch einmal ruhig feststellen, inwieweit du schuldig bist.'

Er schob seinen Stuhl näher zu ihm hin und sprach dann mit gedämpfter Stimme weiter:

‚Sieh mal! Deine Schwester hat eine Freundin; das ist alles sehr gut und schön. Du siehst das Kind des öfteren, ihr sprecht miteinander, kurzum, so wie das dann zu gehen pflegt, du fängst an, das Mädchen gern zu haben, so wie auch ein Geistlicher einen Menschen gern haben darf, sogar eine Frau, ohne daß darin auch nur ein Schein von Sünde zu entdecken wäre. Warum hättest du das auch nicht gedurft? Glaubst du, daß du darin verkehrt gehandelt hast? Nein, wahrhaftig nicht; das ist etwas ganz Natürliches. Der Mann ist für die Frau geschaffen, die Frau für den Mann. Daran ist nichts zu ändern. Das war so vor dem Sündenfall, das war so darnach, und das wird so bleiben in alle Ewigkeit. Daher kommt es, daß der Mann sich zu der Frau hingezogen fühlt und umgekehrt, von Natur aus; und daran wird man niemals etwas ändern, und wollte man sich halb tot fasten. Du verstehst doch wohl, daß ich Ausnahmen ausnehme, Ausnahmen, so wie es auf Tausende vielleicht eine gibt, so eine Art Aloisius; aber so sind wir beide nicht beschaffen, weder du noch ich.

Aber gerade *weil* das nun einmal so ist und auch stets so bleibt, wenn man auch noch so alt wird, so muß jemand, der Priester werden will, in diesem Punkte die größte Vorsicht walten lassen. Er gehört Christus auf eine ganz besondere Art und Weise an. Also Vorsicht und noch einmal Vorsicht!

Und jetzt kommt die praktische Frage: Bist du nun wirklich unvorsichtig gewesen? .. Ja, .. sehr sogar, .. du wirst es jetzt hinterher wohl selber einsehen, ... nicht wahr? .. Du hättest jenem jungen Mädchen nicht aus dem Wege zu gehen brauchen, aber sicherlich hättest du sie auch nicht suchen dürfen; du hättest das Zusammensein mit ihr vermeiden müssen, so oft es möglich war, ohne sie zu kränken oder zu beleidigen. Und dann nicht mehr zu beten, besonders als du merktest, daß deine Liebe sinnlich zu werden begann! Aber schließlich, du hast dir das alles nicht überlegt, hast ohne Nachdenken, ja sogar halb unbewußt gehandelt, — ich kann mir ganz gut

vorstellen, wie das alles zugegangen ist, — obgleich du es vielleicht doch unbestimmt empfunden hast, . . und daher wird deine Schuld innerlich nicht so groß sein, wie sie äußerlich erscheint. . . Komm, du sollst jetzt nicht mehr über dich selber trauern! Es wird schon alles in Ordnung kommen. Eine aufrichtige Reue, das feste Vornehmen, in Zukunft vorsichtiger zu sein aus Liebe zu deinem Christus, den du jetzt allem andern vorziehst, und frisch gearbeitet und fleißig gebetet, dann wird aus dir ein tüchtiger Priester! Davor ist mir gar nicht bange. Die Erfahrungen, die du jetzt gemacht, werden dir zustatten kommen. . .'

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen in aller Frühe diente Chef in der stillen Kapelle seinem alten Professor bei der hl. Messe und ging dann zur Beichte. Jetzt konnte er wieder beten so wie früher, und er bat seinen wiedergefundenen Christus um vieles; . . . er erbat vieles für sich selber, aber viel mehr noch für Anna. . . .

Wandernde Glocken.

Kein Stern, den einer sehen kann,
Es fällt ein leiser Flockenfall.
Die Turmuhr zeigt die Sieben an;
Heut ist schon Rast in Hof und Stall.

Sein eigen Wandern hört man kaum;
Der Winterwind singt auch nicht mehr,
Und auf den silberblanken Flaum
Spinnt schon manch goldnes Scheinen her.

Wie ich im Sinnen Haus für Haus
Umschreite in der frommen Nacht —
Der heilige Christ ging schon voraus
Und hat sein Kerzlein angefacht.

Da schlagen ferne Glocken an,
Vom Kirchdorf klingt ein Klang empor;
Am Berg und im verschneiten Tann
Erwacht und singt ein Glockenchor.

Der wandert durch die Schneenacht hin
Zu Haus und Hof, zu fern und nah;
Und tausend Herzen wandern drin
Und läuten: Deo gloria!

Max Geißler

René Bazin.

Von

Joseph Hengesbach.

II.

Aus den Inhaltsangaben und Charakteristiken der Romane Bazins wird der Leser selbst den Schluß gezogen haben, daß ihr Verfasser beansprucht und verdient, als Realist zu gelten. Schon in seinen ersten Werken finden sich Naturschilderungen, auch Innenansichten von Haus oder Kirche, die einen feinen Beobachter verraten; als Beweis möge aus Stéphanette die Wiedergabe der Dämmerung dienen:

‚Soeben war die Sonne verschwunden. In der wunderbar durchsichtigen Luft schwamm ein Licht, das wie ein ungreifbarer Goldstaub an den Dingen haftete und sie den Augen in abgestumpftem Glanze zeigte; zuweilen wehte ein leichter Wind, auf dem Grase lag weiß der Tau, die tausend Stimmen des Tages verstummten, und über den Bäumen des Hochwaldes, in dem noch von keinem Stern erhellten Azur erhob sich die feine Sichel des Mondes.‘

Man könnte diesem entzückenden Bildchen aus der Sarcelle bleue das der gefiederten Welt, die zur Ruhe geht, als Gegenstück geben. Alle Beschreibungen Bazins verschmähen das Herkömmliche, das Alltägliche, die unfertige Rohform des Umrisses. Im Anfange seiner schriftstellerischen Tätigkeit vergißt er zuweilen seinen Erzählerberuf, um für einige Augenblicke nur Maler zu sein; da schildert er denn auch, des Könnens sich bewußt, aus reiner Lust an der Sache, ohne für die Außendinge den notwendigen Zusammenhang mit dem Leben seiner Personen herzustellen. Aber der Fortschritt fällt je weiter desto mehr ins Auge. Die Umwelt findet ihren Platz um der Menschen willen, sie wird zum Rahmen für die Hantierung und Bewegung des einzelnen, für Familienszenen, für den Verkehr seiner Personen untereinander. Mit wachsender Einsicht läßt er die Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung, die unabläßige Wechselwirkung von Sinnenreizen und Seelenschwingungen, den körper- und charakterbildenden Einfluß der Natur auf ihre Geschöpfe hervortreten. Der uferlose, unermeßliche Ozean weckt die Wagelust der Männer, und ihre stillen Frauen träumen, den Blick aufs Meer gerichtet, zur weiten Ferne hin; die ermüdende Landarbeit im Gleichmaß der Tage nötigt

den Geist zu schwerfälliger Bedächtigkeit und wehrt der Neuerungslust; mit bleiernem Gewicht lastet die Luft der Werkstätten wie ein betäubendes Parfum auf dem Gehirn der Arbeiterinnen, den Willen einschläfernd und die bösen Gedanken ins Herz einlassend. Zu anderen Malen gleicht die Szenerie dem Untertone, der die Melodie begleitet; sie erzeugt im Leser die gewünschte Stimmung, aus ihr klingt der Gemütszustand, das Schicksal der handelnden oder leidenden Personen wieder. Spiegelt nicht die verfallene Ölmühle mit dem herbstlich kahlen Platze ringsum das bedrückte, dumpf und stumpf gewordene Gemüt Guillaume L'Héréecs wieder, den Simone dort in angstvoller Beklemmung abzuholen kommt? Ehe Antoine Madiot seine Rekrutenzeit antritt, besucht er mit der Geliebten den Friedhof, wo seine Eltern ruhen; das tiefblickende Auge sieht die dünnen, aber unzerreißbaren Fäden zwischen den umgefallenen Holzkreuzen und der bald absterbenden Neigung der beiden jungen Menschen, zwischen den ungepflegten und vergessenen Gräbern und einem Abschied, bei dem die Scheidenden an kein Wiedersehen glauben.

Mit derselben Sorgfalt wie den Umkreis, in den Bazin seine Personen stellt, hat er diese selbst beobachtet, mit der gleichen realistischen Kraft stellt er sie auch dar. Er kennt diese Menschen in ihrer Lebensweise und in ihrem Auftreten, er ist vertraut mit ihren Gewohnheiten und Liebhabereien, er hat sie in ihren vier Wänden und in größerer Gemeinschaft, bei der Arbeit und bei der Erholung beobachtet, er hat für alle Interesse gehabt, für die Jungen und für die Alten, für die Gesunden und die Kranken. Die Beschäftigungen der verschiedenen Stände, die technischen Einzelheiten in jedem Berufe, die eigentümlichen Schwierigkeiten, die der Anfänger zu überwinden hat, die Enttäuschungen, die auch der Tüchtige erlebt, können nicht aus Büchern gelernt werden; ein gewissenhafter Realist wie Bazin geht in die Lehre des praktischen Lebens: bei den Landwirten war er schon in jungen Jahren ein eifriger Schüler, und er weiß Bescheid mit Aussaat und Ernte, mit Jahreszeit und Wetter, mit Vieh und Gesinde; in anderen Kreisen, z. B. in den Redaktionsräumen des Don Juan (les Noëllet) oder im gelehrten Viertel zu Paris, hat er als Student und als Mann der Feder verkehrt; andere aber hat er eigens für seinen Zweck aufgesucht, ähnlich wie Zola; um De toute son âme zu schreiben, ist er oft in die großen Modehäuser zu Paris oder in den Provinzstädten gegangen; er hat die Leiterinnen dieser Geschäfte ausgefragt; er hat den Arbeiterinnen bei ihrer Tätigkeit zugesehen; er hat sich über die Ansprüche der Kunden und den Betrieb in den Ateliers Belehrung verschafft, so gründlich, als es seine künstlerische Absicht notwendig machte. Bei ihrer Arbeit suchte er den Menschen die Gedanken vom Gesichte abzulesen, und ihrer Sprache schenkte er große Aufmerksamkeit. Es gibt deutsche Romane mit Bauern als Figuren darin, die der Verfasser, um zu charakterisieren, wunderlich reden läßt; diese Leute radebrechen eine Sprache, die es nie gegeben hat, die sogar der Dialektkundige nur mit Mühe versteht. Aber selbst wenn der Schriftsteller jene Mundart beherrscht, wozu der unnötige Aufwand? Schon

Friedrich Hebbel meinte, mit Bezug freilich auf das geschichtliche Drama, daß die wirkliche Sprache des Helden in der Dichtung nicht mehr zu tun habe als sein wirklicher Stiefel im Gemälde. Obendrein ist diese Art von Realismus, die auf einzelne mundartliche Gespräche oder sonstige Einschiebsel stolz ist, nur halbe Arbeit; denn folgerichtig wäre es, für das ganze Werk den Dialekt anzuwenden, wenn uns sein Verfasser glauben machen will, daß die ländlichen Kreise ausschließlich oder mit Vorliebe darin reden. Wie gut sich dieser Versuch in Niederdeutsch ausnimmt, zeigt uns Ferdinand Krügers westfälischer Roman Rugge Wiäge. Gegen die auf ganz äußerliche Effekte berechnete Verwendung der Mundarten muß Einspruch erhoben werden; sie sind keine entarteten Kinder des Hochdeutschen, sondern dessen minder vornehme oder vornehmtuende Schwestern. Und in Frankreich steht die einheitliche Schriftsprache im gleichen Grade der Verwandtschaft zu den Dialekten wie bei uns; insbesondere hat im Süden das Provenzalische ebensosehr wie unser Niederdeutsch allen Grund, seines ureigenen Wertes und seiner Geschichte stolz bewußt zu bleiben. Mit Recht sucht Bazin das unterscheidende Merkmal an der Redeweise des Landvolkes, überhaupt des gemeinen Mannes, in ihrem geringen Wortvorrate, der zur Kürze und zur Wiederholung nötigt, in dem knappen Zuschnitte der Sätze, die den Sinn zusammendrängen und nie eingeschachtelt werden. Von dieser Art ist Toussaint Lumineaus Sprache oder die des Fischers Etienne Loutrel oder die des Taglöhners Jean Louarn. Bazin hat die Unterhaltung all dieser Leute und ihresgleichen nicht als Sprachforscher oder Schulmeister, sondern als Künstler belauscht, selbst ehe er seines Berufes inne geworden war. So hat er seine Welt auch im übrigen studiert, er hat mit dem Auge des dichtenden Realisten geschaut, verglichen, das charakteristische in den großen wie in versteckteren Zügen herausgefunden; er war kein Volkswirt, kein politischer Parteimann, kein Gesetzgeber. Aber hätte er statistische Tabellen oder parlamentarische Berichte zu liefern gehabt, sie würden nicht sorgfältiger und zuverlässiger sein, als es die Schilderungen seiner Romane sind; sie könnten nicht überzeugender auf den Verstand wirken, sie könnten nicht eindringlicher zum Herzen reden. Für den Engländer Charles Dickens war es nicht der geringste Teil seines Erfolges, daß er manches Vorurteil lächerlich machte, zur Abstellung von Mißbräuchen anregte und in mehr als einem Leser das soziale Gewissen aufweckte; auch die Werke unseres Franzosen sind unter diesem Gesichtspunkte ‚besinnliche' Bücher, nicht nur De toute son âme und la Terre qui meurt mit ihren verwickelten und vielseitigen Problemen oder Donatienne, die arme bretonische Amme in ihrer Armut und Unwissenheit, sondern auch früher schon Madame Corentine, die nicht ohne eigene, aber noch mehr durch fremde Schuld von ihrem Ehemanne geschiedene Frau, oder die Noëllet: das Elend der französischen Kaserne kann durch die furchtbaren Zahlen medizinischer Gelehrten nicht besser glaubhaft gemacht werden als durch das Schicksal des trotz seiner Schwächlichkeit eingestellten, bald erliegenden und sterbenskrank entlassenen Jacques Noëllet. Auch vor Bazin hat es Meister

der realistischen Schilderung in Frankreich gegeben; auf ihr zur Virtuosität entwickeltes Sehen, auf das geduldige Zusammentragen der Steinchen zum Baue gründet sich der verdiente Ruhmestitel der Naturalisten. Theoretisch knüpften die Schriftsteller dieser Schule an die fortgeschrittene Naturwissenschaft an, die, den teleologischen Ausblick verschmähend, nur das Experiment gelten ließ und erst aus einer Fülle erwiesener Tatsachen kleine Wahrheiten destillierte. Kein Wunder, daß sie fleißig das Notizbuch benutzten, daß sie die documents humains häuften, um ihnen das Mosaik für die darzustellende Menschenseele zu entnehmen. Nichts anderes denn ein buntes Mosaik! In die Menschen seines Rougon-Macquart-Zyklus legt Zola seine einseitig gewonnenen Ansichten als Seele hinein, mit seinen Helden und Heldinnen verbindet ihn kein seelisches Band, er verfolgt ihre Lebensäußerungen meistens mit dem wissenschaftlich kalten Blicke des Vivisektors; sein Interesse an den einzelnen hält ohnehin nicht lange vor, er setzt lieber die großen Massen in Bewegung, die ausständige Arbeiterschaft, die bunte Menge auf den Straßen oder im Kaufhause. Und noch lieber die Dinge! Auch sie erhalten eine Seele, ein Stück der seinigen, sie werden zu riesenhaften Wesen, zu Ungeheuern und beweisen, wie alle Ungeheuer, den Menschen Feindschaft: die Markthalle, die Lokomotive, das Bergwerk, die Schnapskneipe, die Erde. Natur und Menschenwerk symbolisiert er; er wird zum epischen Dichter, wie deren das Altertum besaß, die ihre ungesehenen Götter in den Kampf eingreifen ließen. Aber er bleibt ein mittelmäßiger Psychologe. Für die moralische Welt sind die Instinkte als Ursachen nicht ausreichend; der eingeschworene Naturalist kennt aber nur die niederen, von den Sinnen abhängigen Triebe. Als ob die großen Taten, die über die Ichsucht triumphierende Liebe oder die Schwungkraft des neue Welten entdeckenden Genius damit erklärt wären! Ohne ganz der Meinung Emersons beizupflichten, der nichts in einem Buche für wirklich wertvoll hält als das Transzendentale und Außerordentliche darin, verlangen auch wir vom Dichter, daß er mehr weiß und ahnt, als was ihn die Erfahrung gelehrt hat: er soll für uns, in die Tiefen des Daseins hinabsteigend und in die Ferne der Zukunft vorauseilend, zum Deuter der Vergänglichkeit und des Scheins werden. Solche Dichter sind die Jünger des Naturalismus nicht; sie wollen es auch nicht sein. Sie verzichten darauf, das Schöne hervorzukehren, die ungewöhnliche Tat in den Mittelpunkt zu stellen, die edlen Beweggründe zu betonen; ihre Theorie liegt ihnen am Herzen, und ihrer Theorie zuliebe begeben sie sich der erziehlichen Wirkung, — alle Kunst und jedes Kunstwerk soll aber doch erziehlich im weitesten Sinne des Wortes sein. Ihre Romane und Novellen bergen keinen Trost für das kranke Gemüt, sie läutern den Sinn des Lesers nicht, sie erheben diesen nicht über sich selbst. Aber freilich, an welches Publikum wenden sich diese Schriftsteller, an eins, das erzogen werden will? Steht vor ihrem Auge, während sie schaffen, das Volk, das ästhetisch unmündige Volk, das zwar zunächst nach Unterhaltung und Zerstreuung verlangt, aber sicherlich das zuträgliche Gericht

dem überpfefferten vorzieht? Sie lieben das Volk nicht, sie kennen seine Bedürfnisse nicht, sie kümmern sich nicht um seine Wünsche. Darum hegen sie auch keine Zuneigung für die Volkskreise, die sie darstellen, für ihre eigenen Geschöpfe! Die Bauern in Zolas ‚Terre' sind roh, abstoßend roh, geizig und hartherzig wie erblich Belastete und unglaublich beschränkt; auch Maupassant weiß an seinem normännischen Landvolk keine liebenswürdigen Seiten zu entdecken. Man stelle ihnen Bazin gegenüber; die Reihe seiner Personen, die uns, die eine durch diesen, die andere durch jenen Zug ihres Wesens für sich einnehmen, ist nicht ganz klein: Julien Noëllet und Toussaint Lumineau, die kernigen Männer von Gemüt und Charakter, neben dem einen der brüderlich gesinnte Jacques und Mélie Rainette, die allzeit Geduldige und Dienstwillige, neben dem andern das junge Brautpaar mit seiner wortkargen und tiefen Liebe, so tief wie das Wasser zwischen den Königskindern. In den Arbeitervierteln und unter der Bourgeoisie stoßen wir mit Zola als Führer selten auf einen Menschen, der uns wie der Onkel Eloi wärmere Teilnahme einflößt; die wenigen sympathischen Mädchengestalten bei ihm können allzusammen um die Gunst des Lesers nicht wetteifern mit Henriette Madiot, die wie ihre gleichnamige Schwester bei Molière noch von künftigen Geschlechtern bewundert und geliebt werden wird. Den Sohn des Anjou leitet bei seiner Arbeit die Liebe, die alles verstehende, mitleidige Liebe, die jeden Menschen, in besonderem Maße jedoch den Dichter hellsichtig macht für das Los seines Nächsten, für die Mühsal der Niedriggeborenen, für die Verlassenheit der Ausgestoßenen, für das verkannte Verdienst der Anspruchslosen, für das Gold, das unter dem Schutt des Werkeltags sich verbirgt. Nur ein Schriftsteller mit diesem suchenden Herzen kann großer Wirkungen sicher sein; nur er vermag uns die Augen zu öffnen über unsere Pflichten gegen die Allgemeinheit, nur seine Werke klingen in uns nach wie der Nachhall jener gewaltigen Predigt am Berge. Mit seinen drei besten und letzten Romanen (De toute son âme, La Terre qui meurt, Donatienne) erreicht Bazin die menschlich schönste Wirkung: die innere Erhebung des Lesers. Er verschont uns mit dem faden Optimismus früherer Zeit, den die Naturalisten mit allem Fuge verhöhnten; aber er vermauert uns andererseits doch nicht wie Zola und die Pessimisten seiner Richtung den Ausblick auf den Himmel. Wir schließen seine Bücher, um gern über das Gelesene weiter nachzudenken, gestärkt in unserem Glauben an den Fortschritt des Guten. Er drängt uns auch nicht, in vorschneller Aufwallung Partei für die eine odere andere Seite des Klassenkampfes zu nehmen; die eben genannten Romane sind wahrhaft soziale Romane, weil ihr Verfasser ein objektiver Realist ist, dessen Werke, um einen Ausdruck Emersons zu gebrauchen, ‚einem Spiegel gleichen, den man durch die Gassen trägt,' und mehr als alles andere, er ist ein Künstler, aber ein Künstler, der hinter oder über der Schaubühne steht, der nicht in eine Maske schlüpft, um darin mit zu agieren. Als Romandichter verfolgt er neue Pfade: er stellt eine große Zeitfrage in ein ihm völlig vertrautes geographisches Milieu, er übt

die Heimatkunst an einem inhaltschweren Problem; damit fesselt er über den engen Kreis der Landschaft hinaus die Aufmerksamkeit der französisch redenden, der ganzen lesenden Welt.

Das ist nicht zu viel behauptet. Um zu wissen, in welchen Kreisen der Gesellschaft Bazin sein Publikum sucht, brauchen wir uns nur seine Auffassung des schriftstellerischen Berufes zu vergegenwärtigen, die teilweise schon in dem oben mitgeteilten Selbstbekenntnis zum Ausdruck kommt. Wie die großen Bildhauer des Mittelalters, wie die Meister des Kirchenbaus und Kirchengesangs jener Zeit nicht bloß — der Wirkung nach! — zu Ehren Gottes schufen, möchte er für den arbeitenden, geistig oder körperlich arbeitenden Teil des Volkes schreiben, und dieser bildet die weit überwiegende Mehrheit jeder Nation. Den Satz: ‚Die Kunst für die Kunst' verwirft er als unlogisch, grausam und die Künstler irreleitend. Die Milieuschilderung und Idee seiner Romane liegen im Gesichtskreise der Leser, für welche er arbeitet, auch derjenigen ohne gelehrte oder literarische Kenntnisse. Er will einfach schreiben, um verstanden zu werden, und in der Tat, er bleibt verständlich, ohne sich matt im Erfinden und platt in der Darstellung zu zeigen. Nicht allein die Haupthandlung in ihrem Auf- und Abstieg, auch die Einzelheiten, die Nebenszenen seiner Romane tragen dazu bei, Interesse, Stimmung, Spannung zu erregen; aber verbrauchte Motive und altfränkischen Zierrat, auch den schalen Zusatz des Rührstücks weist er ab. Vorgänge wie der zum Bruche führende Streit zwischen Vater und Sohn in den Noëllet oder die Gerichtsverhandlung über Antoine Madiot oder die verzweifelten Anstrengungen des Toussaint Lumineau, seinen undankbaren Sohn in der Heimat zu halten, mögen sich alle Tage begeben; aber so, wie sie von Bazin erzählt sind, hat wohl keiner von uns sie erlebt. Und das moralisch Schlechte? In De toute son âme und Donatienne kann Bazin der Verführung und Verfehlung als Glieder für die Anfang und Ende zusammenschließende Kette nicht entraten; aber er hat sie mit feinem Takte so dargestellt, daß der Wissende genug erfährt, um Plan und Gang der Stücke zu verstehen, daß andererseits ein unverdorbener Sinn keinen Anstoß daran nimmt. Den besten Beweis für Bazins gewissenhaftes Streben, die Form des echten Volksromans zu finden, bildet seine Sprache. Womit soll ich sie vergleichen? Unser Schriftsteller ist kein Nachahmer bekannter Meister; wir dürfen bei ihm nicht die wuchtige Fülle Zolas suchen, die oft an die feierliche Steifheit des Epos erinnert; auch nicht den wunderbaren Wortzauber Lotis, der uns unvermerkt in das erträumte Tropenland versetzt; auch nicht den feinen Hauch von Ironie und Schalkheit, der über Alphonse Daudets Erzählungen liegt; auch nicht die kristallhelle Durchsichtigkeit und die ebenmäßigen Linien der Prosa Maupassants; auch nicht die graziöse Biegsamkeit des Stils von Anatole France, der sich an der Formenschönheit des Hellenentums und der Naivität des Mittelalters gebildet hat. Bazin ist durchaus selbständig. Seine Sprache ist einfach und leichtflüssig, aber sie trägt die unverkennbaren Spuren künstlerischer Überlegung und Be-

rechnung. Den ersten Einfall und die erste Empfindung hat er sicherlich auf ihre Verwendung wiederholt geprüft und umgegossen; die Gleichnisse und Bilder sind treffend und scheinen ganz ungesucht, so ungesucht wie der Fund, den doch unter Tausenden nur ein einziger tut. In ihrer natürlichen Frische mutet uns diese Sprache an wie eine schlichte Volksweise oder wie ein harmonisch abgestimmtes Glockengeläut. Mit hingebender Sorgfalt wird er daran gearbeitet haben; aber der Gedanke an diese Mühe stört sein Publikum nicht im Genusse der Lektüre. Weniger Zeit und Kraft kostet ihn, wie es scheint, die Erfindung der Fabel, der Intrigue des Stücks. Für Menschen, die ohne die ewige Liebesgeschichte nicht auszukommen wissen, sind seine Romane nicht bestimmt, schon die Noëllet und Madame Corentine nicht, noch weniger die der letzten Zeit. Über die Entstehung seiner besten Werke hat er sich öffentlich geäußert, und es entbehrt nicht eines eigentümlichen Reizes, dieses Bekenntnis aus der Werkstatt mit demjenigen eines Deutschen, etwa Gustav Frenßens, zu vergleichen. Die Helden der Romane Bazins sind älter als deren Idee. Ihr Verfasser leugnet nicht, Notizbuch und Schublade zu gebrauchen, aber er sammelt seinen Stoff nicht eigens für einen im Grundriß bereits entworfenen Plan. Erst wenn er auf einem umgrenzten Lebensgebiete, einem Gebiete, das er zum Studium gewählt hat, heimisch geworden, wenn er vertraut ist mit den Menschen dieses Umkreises, besinnt er sich auf eine Idee; auch ein glückliches Ungefähr, ein zufälliges Erlebnis mag sie ihm bescheren. Nun nehmen alle Personen seiner Phantasie lebendige, der Wirklichkeit entlehnte Züge an, sie treten an eine bestimmte Stelle des Ganzen; die Gesichte träumerischer Stunden verdichten sich; die Idee steht wie ein Stab im Mittelpunkt, um den sich der flüssige Stoff kristallisiert. Wir glauben ihm gern, wenn er versichert, daß die Erfindung der Intrigue das Werk einiger Stunden sein kann; aber dann bleibt noch die schwierigere Aufgabe, den Rohguß auszugestalten, ihm die schöne Form zu geben, und dazu gehört lange Zeit und die nie ermattende Liebe des Schöpfers zu seiner Schöpfung. Was bedeutet gegen diese Kleinarbeit des gewissenhaften Künstlers der Verlauf der äußeren Handlung, das sinnfällige Geschehnis! Für den Dramatiker ist die Fabel, erweitert um die Vorfabel, das Wesentliche; nicht für den Romandichter. Die Geschichte, die uns Bazin in De toute son âme oder La Terre qui meurt erzählt, läßt sich, auf die Hauptsache beschränkt, in wenigen Worten wiedergeben; die der Donatienne könnte man beinahe dürftig nennen. Da sind nicht zahllose Fäden gelegt, die zu einem Knoten verknüpft würden; es ist keine Rede von ‚dramatischer' Zuspitzung. Gleichwohl dürfte aber darin nicht der Grund, oder wenigstens nicht der einzige und sicher nicht der ausschlaggebende, zu suchen sein, warum die genannten Romane zu einer Zeit, wo die erzählende Literatur verflossener Schulen (Balzac) oder die des Auslandes (Tolstoi) als Theater-Fundgrube herhalten muß, noch nicht von einem betriebsamen Geschäftsmanne für die Bühne zurechtgeschnitten und verarbeitet worden sind. Vor diesem Schicksale wird sie vielmehr ihr Charakter

als Heimatdichtungen bewahren. Wenn René Bazin die Oberles einem ‚Fachmann' für solche Ausschlachtung überantwortet haben sollte, wie die Zeitungen berichteten, so bestätigt er damit das oben über diesen Roman gefällte Urteil. Mit der Kunst dürfte die Absicht, die ihn dabei leitete, kaum noch etwas zu tun haben.

Seitdem ich meine Studie über Bazin vollendete, hat der Unermüdliche einen neuen Roman, die Isolée,* veröffentlicht. Nach dem Erfolge des Buches zu urteilen, hat es seinem Verfasser zu den alten Freunden neue gewonnen. Nicht unverdienter Maßen. Wieder hat der Schriftsteller in das unabläßig flutende Gegenwartsleben gegriffen, in die kirchenpolitische Bewegung Frankreichs, auch wieder sein Land zum Schauplatz gewählt. In Lyon unterhalten die Nonnen von St. Hildegard eine Schule; aber diese Zweigniederlassung wird von der Regierung unterdrückt; die fünf Schwestern müssen selbst für ihre Unterkunft sorgen, da ihr Mutterhaus nichts für sie tun kann. Die jüngste von ihnen, Pascale, eines Seidenwebers Tochter, die im Kloster schützende Anlehnung an andere gesucht und gefunden hat, geht nach Nîmes zu entfernten Verwandten, einer Witwe, die einen erwachsenen Sohn hat. Dieser liederlich-wüste Geselle macht sie seinen Wünschen gefügig, sucht sie dann auszubeuten und ermordet sie, als sie sich endlich zu heimlicher Flucht aufrafft. Es ist die Geschichte eines schwachen Menschenkindes, eines lieben Kindes aus dem Volke, ein Schicksal, das sich abseits von der lauten Straße der Sorglosen und Selbstzufriedenen erfüllt und das in seinem Ablauf erschütternd wirkt. Um so erschütternder, als hier das bei Zola so beliebte Kunstmittel des Gegensatzes glücklich verwendet ist. Bazin hat seine Geschichte in fünf Abschnitte gegliedert; das ist die herkömmliche Zahl des Dramas. Einem Drama läßt sie sich vergleichen in ihrem wohlberechneten Aufbau: unser Interesse für die Heldin ermattet nicht, auch wenn sie für eine Zeit aus dem Vordergrunde verschwunden ist. Sehr hübsch z. B. benennt Bazin das 4. Kapitel Les Expiantes; nach ihrer Trennung in Lyon behalten nämlich die übrigen Nonnen, die Nebenfiguren des Romans, nicht nur ihren Anteil an dem Geschick Pascales, sie büßen auch durch ihre Leiden die Schuld der gottgeweihten Mitschwester.

---

* Unter dem Titel ‚Schwester Pascale' deutsch im Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten-München 1905.

Drahtlose Telephonie.

Die drahtlose Telegraphie ist bereits zu einem ziemlich hohen Grade von Vollkommenheit gediehen. Die verschiedenen Systeme, von denen in erster Linie Marconi, Slaby und Telefunken in Betracht kommen, sind bereits vielfach in Anwendung, und erst die letzte Kaiserreise hat den Beweis dafür erbracht, mit welch' verhältnismäßiger Sicherheit die drahtlose Telegraphie heute arbeitet. Auch die Reichspost hat an diesem Fortschritte nicht achtlos vorüberschreiten können und deshalb neuerdings Vorkehrungen getroffen, daß ihre Telegramme gegen einen kleinen Aufschlag an ‚Drahtlose Stationen' weiterbefördert werden. Dennoch haben sich auch mancherlei Nachteile und Unvollkommenheiten herausgestellt, unter denen namentlich die Schwierigkeit einer peinlich genauen Abstimmung eine große Rolle spielt, und ohne diese ist eine gute Verständigung unmöglich.

Fast so alt wie die Versuche mit der drahtlosen Telegraphie sind aber die Experimente mit drahtloser Telephonie, und es scheint, als ob jetzt die endgültige Lösung des Problems erfolgt sei, wenngleich man natürlich noch weitere praktische Erfahrungen sammeln muß. Man hat seit langen Jahren die Lösung auf die verschiedenste Art und Weise versucht und häufig genug eine ‚Lösung im Prinzip' gefunden, die sich dann später für die Praxis als ungeeignet erwies. Auch ist die Anwendungsmöglichkeit der drahtlosen Telephonie natürlich ungleich beschränkter als diejenige der drahtlosen Telegraphie.

Es sei vorweg bemerkt, daß es natürlich nicht der Zweck der nachfolgenden Zeilen sein kann und soll, das schwierige Problem der drahtlosen Telephonie rein technisch für den Fachmann zu behandeln; vielmehr ist die Darstellung derart gewählt, daß sie geeignet ist, einem größeren Publikum einen Einblick in die Errungenschaften dieses überaus interessanten Gebietes zu gewähren, und der Klarheit und Gemeinverständlichkeit ist selbst hie und da die unbedingte Korrektheit der Darstellung der physikalischen Vorgänge geopfert. So sind insbesondere alle Vorrichtungen, die nicht mit dem Prinzip des betreffenden Systems unumgänglich zusammenhängen, sondern nur eine technische Vervollkommnung bedeuten, unberücksichtigt geblieben.

Es möge hier zunächst ein Versuch des Physikers Graham Bell erwähnt werden, mittels dessen sich nach Bells Angaben eine Verständigung auf 100—120 m Entfernung erzielen ließ. Dieser Versuch sei vorweg ge-

nommen, weil er allein sich nicht auf die Benutzung der Selenzelle stützt, auf die wir noch eingehend zu sprechen kommen werden.

Er ging dabei von einer Entdeckung des Erlanger Physikers Dr. Simon aus. Dieser hatte nämlich die Beobachtung gemacht, daß eine Bogenlampe unregelmäßig brannte und Geräusche von sich gab, sobald sich in ihrer Nähe eine weitere Leitung mit schwachen, unterbrochenen Strömen befand. Er stellte fest, daß die Geräusche sich genau den Stromunterbrechungen anpaßten, und als er die Induktionsströme eines Telephons auf den Flammenbogen der Bogenlampe unter Anwendung gewisser, den Induktionsstrom verstärkender Anordnungen einwirken ließ, ergab sich das staunenerregende Resultat, daß der Flammenbogen alle am Telephon erzeugten Geräusche deutlich wiedergab. Es machen sich im Lichtbogen der Bogenlampe bei der leisesten Veränderung der Stromstärke entsprechende Temperaturschwankungen geltend, und den Temperaturschwankungen paßt sich wieder die Ausstrahlungsfähigkeit an. Natürlich sind die Schwankungen der letzteren so gering, daß sie nur unter Zuhilfenahme feiner Apparate nachzuweisen sind. Diese ‚sprechende Bogenlampe' brachte Bell nun in den Brennpunkt eines Hohlspiegels und traf besondere Vorkehrungen, um die Länge des Flammenbogens möglichst zu erhöhen. Durch den Hohlspiegel wurden die Strahlen nach der Empfangsstation auf einen Reflektor geworfen, in dessen Brennpunkte eine Glaskugel mit leicht angebrannten Korkkügelchen oder Palmfasern angebracht war. Durch die so übertragenen Wärmeschwankungen traten nun Änderungen im Rauminhalt (Volumen) der Korkkügelchen resp. Palmfasern und dementsprechend der sie umgebenden Luft ein; diese Luftwellen wurden mittels Hörschläuchen dem Ohre zugeführt und gaben so die am Aufgabeapparate erzeugten Geräusche wieder.

Alle übrigen Versuche stützten sich, wie schon erwähnt, auf die Benützung der Selenzelle.

Das Selen ist ein dem Schwefel sehr ähnliches Element, das man bereits seit 1817 kennt. Es kommt stets mit dem kurz vor 1817 entdeckten Element Tellur (Erde) zusammen vor, und man hat es daher nach dem Monde Selen benannt. Man kennt vom Selen mehrere allotrope Modifikationen. Das gewöhnliche Selen, das sich im Schlamme der zur Herstellung von Schwefel dienenden Bleikammern findet, ist ein amorpher, dunkelbrauner, glänzender Körper. Erwärmt man das Selen auf 97°, so erhöht es plötzlich sprungweise seine Temperatur auf 220° und verwandelt sich in eine metallische, kristallinische, die Elektrizität leitende Modifikation. Für die erwähnten Versuche kommt nun die höchst interessante Eigenschaft des Selens in Betracht, daß sein elektrisches Leitungsvermögen unter dem Einflusse des Lichtes sehr stark schwankt, und daß es bei günstiger Beleuchtung seine Leitungsfähigkeit bis auf das Zehnfache erhöhen kann. Schaltet man dieses metallische Selen in einen Stromkreis ein, so vermag man die Schwankungen der Leitungsfähigkeit unter dem Einflusse verschiedener Lichtstärken leicht nachzuweisen. Um diese Eigenschaft nun noch intensiver zu gestalten, hat man die Selenzelle konstruiert. Es gibt eine

große Zahl von Systemen der Selenzelle, die alle das Bestreben zeigen, durch einen möglichst großen Querschnitt bei geringster Länge das Leitungsvermögen des Selens zu erhöhen.

Die Selenzelle fand die erste Verwendung im Dienste der drahtlosen Telephonie gleichfalls durch Graham Bell. Das Prinzip dieses Systems war ungemein einfach. Durch einen geeigneten Spiegel werden die Sonnenstrahlen auf eine feine silberne Membran geworfen, die den Abschluß eines Sprachrohres bildet und, da sie blank poliert ist, die Strahlen nach dem Empfangsapparat reflektiert. Dort ist im Brennpunkt eines Hohlspiegels die Selenzelle angebracht, die in den Stromkreis einer Batterie eingeschaltet und mit zwei Telephonhörern verbunden ist. Spricht man nun in das Sprachrohr, so gerät natürlich die silberne, spiegelnde Membran in Schwingungen; je nachdem der Spiegel nach innen oder außen schwingt, entsteht ein konkaver oder konvexer Spiegel, und dementsprechend konvergieren oder divergieren die von ihm reflektierten Strahlen, d. h. die ursprünglich parallelen Strahlen treffen sich in der Richtung der Empfangsstation, oder sie gehen in dieser Richtung auseinander. Darnach ist auch die Belichtung der Selenzelle des Empfangsapparates bald mehr, bald weniger intensiv, und sie setzt dem sie durchfließenden elektrischen Strome darnach bald mehr, bald weniger Widerstand entgegen; der im Telephonhörer vorhandene Elektromagnet zieht demzufolge die Membran des Hörers bald mehr, bald weniger an, und es entstehen die gleichen Schwingungen wie bei der Membran des Sprachrohres, d. h. man hört im Telephonhörer dieselben Laute, die in das Sprachrohr hineingesprochen werden. Auf diese Weise gelang eine leidliche Verständigung bis auf 200 m. Das System litt natürlich an dem großen Fehler, daß es eben zunächst nur auf äußerst kleine Entfernungen und dann nur — *bei Sonnenschein* brauchbar war.

Die bisher genannten Systeme haben lediglich *theoretischen* Wert. Die Übertragung in die Praxis ist zuerst *Ruhmer* gelungen, nachdem er gleichfalls zunächst nur praktisch wenig brauchbare Erfolge erzielte. Er führte vor einigen Jahren in Berlin ein System vor, bei dem er sich einer Gasflamme bediente. Er ließ Gas, das unter möglichst gleichmäßigem Druck stand, durch eine Kapsel streichen, die aus sehr dünnem und elastischem Metall hergestellt und an einer Seite durch eine Membran abgeschlossen war. Sprach man nun gegen diese Membran, so geriet sie in Schwingungen; im gleichen Verhältnis vermehrte oder verminderte sich der Gasdruck, und die Gasflamme wurde bald größer, bald kleiner; sie übernahm die Schwingungen. Die Flamme war im Brennpunkte eines Parabolspiegels angeordnet, und so wurden ihre Strahlen nach der Empfangsstation geworfen, wo sie mittels einer Sammellinse auf die Selenzelle gerichtet wurden. Die Weiterleitung zum Ohre erfolgte genau wie bei dem weiter oben beschriebenen Bellschen System.

Ruhmer ging nun weiter und suchte die sprechende Bogenlampe in Verbindung mit der Selenzelle für seine Zwecke zu verwenden, jedoch indem er, abweichend von Bell, die Lichtstrahlen des Flammenbogens statt der Wärme-

strahlen benutzte. Er ordnete die Bogenlampe im Brennpunkte eines Parabolspiegels an. Bringt man nun die Leitung der Bogenlampe unter Verwendung einer Induktionsspule in die Nähe einer telephonischen Leitung, so gerät, wie schon kurz geschildert, entsprechend den Schwankungen des Induktionsstromes der Flammenbogen gleichfalls in Schwingungen, d. h. er brennt bald heller, bald dunkler, was indessen nicht mit dem Auge, sondern nur mittels der Photographie wahrzunehmen ist. Mittels des Parabolspiegels werden die Strahlen des Flammenbogens nach dem Hohlspiegel der Empfangsstation geworfen, der sie auf einer Selenzelle reflektiert. Die Art der Weiterleitung zum Ohre ist die bereits bei dem Bellschen Versuch geschilderte. Die Selenzelle ist in einen Stromkreis eingeschaltet; die Lichtschwankungen werden auf diese Weise in Stromschwankungen umgesetzt und durch Telephonhörer dem Ohre übermittelt.

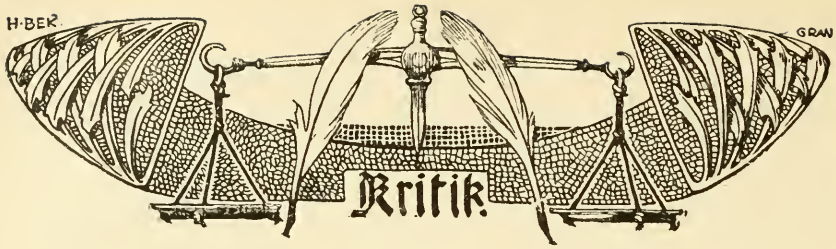
Schon vor längerer Zeit wurden mittels Torpedoscheinwerfers auf dem Wannsee bei Berlin Versuche angestellt, die noch auf 7 km Entfernung eine gute Verständigung zuließen. Neuerlichen Mitteilungen Ruhmers zufolge ist ihm inzwischen sogar die Verständigung bis auf 15 km gelungen. Mit der Verbesserung der Hilfsmittel läßt sich zweifellos gleichzeitig eine weitere Verbesserung der Resultate erzielen.

Natürlich gibt es immer noch eine große Menge Schwierigkeiten, die bei ausgedehnter praktischer Verwendung der drahtlosen Telephonie zu überwinden wären; so dürfte es z. B. oft nicht leicht fallen, auf größere Entfernungen die Spiegel richtig einzustellen, ebenso bei sich bewegenden Schiffen usw. usw.

Die drahtlose Telegraphie aber hat keinen allzu großen Vorsprung mehr vor der Lichttelephonie, und man darf wohl erwarten, daß, sobald für weitere praktische Versuche die nötigen Mittel zu Gebote stehen, Resultate erreicht werden, die eine praktische Verwendung geraten erscheinen lassen. Vor allem besticht die Einfachheit der Anwendung. Jeder Scheinwerfer eines Schiffes kann ohne weiteres in Verbindung mit einem Telephonapparat und einer Induktionsspule als Aufgabestation benutzt werden, und auch die Empfangsstation ist sehr einfach zu konstruieren; für die Bedienung beider ist nicht einmal besonders geschultes Personal erforderlich.

Gerade diese Verwendung der Selenzelle mit der Wirkung des Lichtes auf das elektrische Leitungsvermögen ist hervorragend interessant, weil sie eine gewisse Hoffnung aufkommen läßt, daß auch die umgekehrte Wirkung der Selenzelle, d. h. ein Einfluß der Elektrizität auf die Gestaltung des Lichtes und vielleicht auch der Farbe, durch Vermittelung irgend welcher chemischer Substanzen in Bälde ergründet wird, und dann hätten wir neben dem elektrischen Fernschreiber, Fernzeichner, Erndrucker und Fernsprecher, resp. -Hörer, auch den elektrischen Fernseher.

Jos. Cobökken.



Shakespeareprobleme.

Wenn man die Shakespearekritik von Goethe bis auf unsere Tage überblickt, lassen sich leicht zwei Perioden unterscheiden, die beide, besonders aber die letzte, aus dem Innersten der geistigen Entwicklung der Zeit hervorwuchsen. Im Gegensatz zur zweiten möchten wir die erste, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts reicht, die Zeit der Kleinarbeit nennen. Ihr Charakteristikum ist das Ringen nach Verständnis. Zu unvermittelt hatte Lessing die Losung ‚Shakespeare' in eine Zeit geschleudert, wo man sich vor Gottsched und den französischen Tragikern beugte. Wir erkennen heute in jenem gewaltigsten der Literaturbriefe Lessings aus dem Jahre 1759—60 einen Markstein der deutschen Literatur; aber wir müssen zugestehen, daß es für unsere Vorfahren von französischer Politesse zu englischer Derbheit kein leichter Schritt war. Wohl gingen Lessing, Goethe, Schiller in Shakespeares Bahnen. Doch die große Masse sah in ihnen etwas ganz anderes, obwohl man den Hauch verwandter Geister spürte. Man hatte eben die Schale noch nicht erbrochen, die den kostbaren Kern, das Verständnis, barg. Hier lag die Aufgabe der ersten Periode, das vorläufige Ziel winkte nur der Kleinarbeit.

Das Charakteristikum der zweiten Periode ist ein Ausfluß des Ringens nach Innerlichkeit und Tiefe, nach Selbsterleben und Lebensinhalt. Sie baut sich auf der ersten als notwendiger Grundlage auf. Der Kern war enthüllt, aber volle Befriedigung empfand man nicht, weil man den inneren Keim, die treibende Kraft noch nicht kannte. Wen sollte auch z. B. Othello als die Tragödie der Eifersucht befriedigen? Man hatte zwar etwas für die Sinne, aber die ahnende Seele mußte sich davon abwenden in unbestimmtem Drang nach höherem. Man hatte bei Shakespeare Leben gefunden, aber es hatte keinen wahren und tiefen Inhalt. Und doch war das ganze krampfhafte Suchen der Zeit gerade darauf hingerichtet. Wie war das gekommen? Wohl hatte man noch Religion, aber die Blüte war verwelkt. Der Rationalismus hatte schon seit über hundert Jahren mit eisigem Hauch dem Leben das genommen, was es lebenswert machte. Während so das Leben am Ersterben war, erwachte im tiefsten Innern wieder der Drang nach tatkräftigem Leben, nach befriedigendem Lebensinhalt. Das ist die Hinwendung zur Religion, die sich seitdem bei denkenden Geistern merkbar macht, und die neuen Fluß in die zeitweilige Stagnation brachte. Das Streben ging nach und nach mehr oder weniger auf alle geistigen Gebiete über. Dazu kam, daß dieser Drang nach befreiender Lebenstat gerade bei den Dichtern am impulsivsten nach Ausdruck rang, und in dem Ausdruck dieses Verlangens haben wir ihre tiefste Seele, ihr eigenstes Ich, kurz, Leben, Weltanschauung. Das ist der Grundzug der Literatur der letzten Jahrzehnte, und es wurde dadurch auch die Basis der höheren Kritik — das Leben des Individuums im Alleben, im Ganzen des Lebens — Weltanschauung. Wo aber fließt das Leben frischer und unversieglicher als bei Shakespeare? Er,

der seiner Zeit mehr als ein Säkulum vorausgeeilt, war unserm modernen Fühlen auch darin nicht heterogen. In dieser Brust mußte sich ein tiefer Sinn für das Leben überhaupt bergen, für all die Tränen und all die Seufzer, all das Leid und all den Schmerz des Lebens. Wenn irgendwie, so ist der Dichter in diesem Sinne ‚potenziertes Leben'. Das Leid, das wir still für uns tragen, verdichtet sich bei ihm zum Abstraktum der Lebenstragik. Und Shakespeare war ein Schüler des Mannes, welcher die Antigone und den Ödipus gedichtet hat.

Diese allgemeine Entwicklung führte auch die Shakespearekritik auf den Punkt, von dem sie für die Zukunft ausgehen mußte zu ihrem Vorteil. Hier setzt sie denn auch wirklich ein. Sie sucht bei Shakespeare den ganzen Menschen, nicht nur in der Gesamtheit seiner Charaktere, — soweit war man schon lange, — nein, in Shakespeare selbst und in jedem seiner Helden. Sie sucht bei ihm Weltanschauung und findet sie, glücklicher als frühere Geschlechter, weil die Zeit sie auf die rechte Bahn gelenkt. So ist Shakespeare zur Persönlichkeit geworden. Die Auffassung Shakespeares bekam dadurch einen Strich ins große, allgemeinmenschliche, den Zug in das Ganze des Lebens. Manche Erklärungsversuche z. B. zu Hamlet noch aus den letzten Dezennien stehen in krassem Gegensatz hiezu; aber die Dekadence in Erklärungen wie die des Amerikaners Vining, über die man lachen müßte, wäre sie nicht ein zu trauriges Zeichen, beweist, wie berechtigt die neue Strömung gegenüber der abgelebten alten ist. Das Kleine hat ad absurdum geführt, darum frisch ins Große!

Diese Wendung ist keine Hypothese mehr. Seit etwa drei Jahrzehnten kämpft die neue Richtung um Boden. In Emil Mauerhof hat sie einen Vorkämpfer unerschrockenen Mutes und leider für die Sache zu aggressiven Geistes. Gerade in ihm stellt sich die Strömung übrigens trotz aller Neuheit als eine Reaktion gegen die moderne Maxime im Drama dar.[1]) Richard Kralik zeigt in seiner Erklärung der Hamletfrage als Kulturproblem[2]) ein verwandtes Streben, doch scheint diese Auffassung etwas äußerlich. Wir finden bei Shakespeare und in Mauerhofs Erklärung ursprünglicheres Leben, tiefere Weltanschauung gemäß der tieferen Geisteswelt Shakespeares. Von selbständiger Kritik und tieferem Eindringen zeugt auch ein Aufsatz von Felix Poppenberg über Troilus und Cressida.[3]) Ähnliches findet man auch bei andern, doch nicht so ausgeprägt, nicht so bewußt wie bei den oben Genannten, besonders bei Mauerhof. Im Jahre 1882 veröffentlichte er eine Erklärung des Hamlet als ‚Hamletbriefe'. Fast die gesamte Kritik fiel darüber her und ließ kein gutes Haar daran. Vereinzelte Stimmen für die Briefe verhallten ungehört, zumal da sie aus der entgegengesetzten Ecke versicherten, durch Mauerhof sei die Hamletfrage endgültig gelöst. Anfangs dieses Jahres erschienen dieselben Briefe wieder mit zwei Aufsätzen über ‚Macbeth' und ‚Othello' als ‚Shakespeareprobleme'.[4])

Das Hamletproblem war von jeher eine vielumstrittene Frage, weil zu viel Rätsel nicht zu lösen waren. Dagegen glaubte man, bei Macbeth und Othello liege die Lösung auf der Hand. Wie stellt sich nun Mauerhof dazu? Es ist nicht gerade das beste Zeichen für die Kritik, daß man sich ein Jahrhundert mit einer so äußerlichen, um nicht zu sagen oberflächlichen, Auffassung begnügen konnte, wie

1) Vgl. den Aufsatz: Ein Dichter der Nervenverstimmungen von E. Mauerhof, Hochland I, 7.
2) Lit. Warte IV, 1 und 2.
3) Türmer 1904, Heft 1.
4) Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten-München 1905.

man sie Macbeth und Othello angedeihen ließ. Oder ist es nicht oberflächlich, wenn man in Lady Macbeth in erster Linie eine ‚Virtuosin des Verbrechens', eine ‚altnordische Furie', eine ‚kannibalische Amazone' usw. sieht, wenn man Macbeths Bedeutung darin findet, daß er schlechtweg ein im Grunde genommen schwächlicher Mörder ist, ein Werkzeug seiner ‚stolzen, grausamen, gewissenlosen' Gattin? Ist es nicht oberflächlich, wenn man Othello als die ‚Tragödie der Eifersucht' definiert? Bei einem Geiste, der über zwei Jahrtausenden steht, ist doch wohl von vornherein mehr zu suchen, und es ist auch, wie z. B. Hamlet schon lange gezeigt hat, mehr bei ihm zu finden. Mauerhof hat mehr, viel mehr gefunden: Tiefe. Bei ihm haben Macbeth und seine Gattin sowie Othello jenes Kleinmenschliche, Alltägliche, Profane abgestreift. Was soll ein gemeiner Massenmörder, eine wahnsinnige Furie, ein eifersüchtiger Mohr als Held in einem Shakespeareschen Drama? Menschen müssen wir haben, Menschen, die eine Welt in ihrer Brust tragen, denen unser Herz gleichfühlend entgegenschlägt. ‚Der Mensch ist nicht von Natur schlecht; wohl wuchert in der Brust das Böse, aber das Gute hat die Vorherrschaft' (S. 50 f.). Daher die Verzweiflung, daher die Tragik. So werden bei Mauerhof Macbeth und seine Gattin Gestalten von Fleisch und Bein wie wir. Nicht einen Stein, ein fühlendes Herz haben sie in der Brust. ‚Was ihre (der Lady) Gestalt zu einer so ergreifenden macht, ist der Umstand, daß hier die Frau, so wie sie lebt und endet, gleichwohl zu den ersten ihres Geschlechtes gehört, daß sie an Tiefe und Kraft der Empfindung wie an Reichtum der Phantasie alle Gewöhnlichkeit weit hinter sich zurückläßt, und daß sie dennoch jämmerlich zugrunde gehen muß, weil eine eigentümliche Fügung des Geschicks ihre Sittlichkeit gehindert hatte, die Grenzen des traumhaften Instinkts zum hellen Bewußtsein hin zu überschreiten. So, wie der Dichter sie ersonnen, ist sie reinste Natur und . . . ein Kunstgebilde von entzückender Wahrheit.' Und Macbeth? ‚Ein hochstehendes, edles, höchst ideales Wesen kommt in ihm zu Fall, da sich den ohnehin erregten Sinnen die Versuchung in ihrer bezaubernsten Erscheinung naht. Im Widerspruch mit seinem besseren Ich vollführt er eine unsühnbare Tat. Der Wille, weiter zu leben, und das Bewußtsein, dies nicht mehr seiner eigensten Natur gemäß zu können, verstrickt ihn immer tiefer und steigert sein Leiden.' Man mag über Mauerhofs Auffassung des Dramas als solches denken, wie man will, aber Stellen wie diese erheben ihn mit einem Schlage unter die ersten Shakespearekenner. Hier lebt Shakespeares Geist, hier zeigt sich seine Weltanschauung, seine Tragik, die wir die vom Lichte des Christentums verklärte und vertiefte Weltanschauung des Sophokles nennen möchten. Macbeth ist nicht dieser Mensch, er ist der Mensch, der leidvolle, in seinem Leid ohnmächtige, der Erlösung bedürftige Mensch. Diese Auffassung ist wie die folgenden frappant, weil durchaus neu und groß. Aber sollen wir uns deshalb ohne liebevolle Prüfung abwenden?

Der Aufsatz über Othello ist leider durch einige Bemerkungen wirklich gestört, die Mauerhof über Grillparzers ‚Sappho' und ‚Des Meeres und der Liebe Wellen' macht. Shakespeare hat es nicht nötig, daß man, um ihn ins beste Licht zu stellen, die Werke eines andern Dichters zur Karikatur verzerrt. Dieser Umstand ist im Interesse der wirklich originellen und tiefgehenden Erklärung nur zu bedauern und ist einer der Mängel, an denen das Buch leidet. — Die Annahme, Othello sei die Tragödie der Eifersucht, war und ist ziemlich weit verbreitet. Sie findet sich sogar bei ten Brink, der doch sonst in der Auffassung Shakespeares tiefer geht. Sie liegt zwar sehr nahe, aber den Grundgedanken kann sie nicht geben. Man muß

sich doch fragen: Weshalb ist gerade ein Mohr der Held? Wenn die Person auch Shakespeare in einer Vorlage gegeben war, so übernimmt er seine Personen doch nicht gedankenlos. Wie sind ferner die bedeutsamen Worte Desdemonas zu verstehen: ‚In seiner Seele sah ich sein Gesicht'? Die Antwort, die Mauerhof auf diese Fragen gibt, nimmt unwillkürlich für seine Erklärung ein. Man denke sich die damaligen Verhältnisse. Was war ein Mohr? Kein Mensch, ein Sklave. Viel mehr war auch Othello im Dienste Venedigs zunächst nicht. Und doch schlug auch in seiner Brust ein echt menschliches, ein großes Herz, das in seinem idealen Streben hoch erhaben war über die Kaufmannsherzen seiner Gebieter. Mensch wollte er sein, Mensch wie die andern, von den andern als solcher anerkannt. Ob er das in den Augen der Venetianer war, wußte er nicht; sie bedurften seiner. Da gewinnt er die Liebe eines Mädchens, ‚schüchtern, so sittsam still, daß vor ihr selbst der Trieb errötete'. Sie, eine Vertreterin des echten, reinen Menschentums, liebt ihn wahr und innig als *Menschen*. ‚In seiner Seele sah ich sein Gesicht.' Jetzt hat er den Beweis, daß er mehr als ein Tier, daß er Mensch ist. Sie wird der Anker seiner Ideale. Und nun plötzlich glaubt er sich auch von ihr verraten, zurückgestoßen ins Nichts. Da packt die Verzweiflung, nicht die Eifersucht, seine wilde Natur. Er glaubt sich verloren für die Welt, für die Menschheit; er sucht Rache und findet sie. — Nach Mauerhof haben wir also im Grunde genommen in Othello den Kampf um den Wert des Lebens, um einen Lebensinhalt. Das wäre jedenfalls ein würdiges Problem für Shakespeare; die Eifersucht ist es nicht.

Es ist eine schwere Aufgabe für einen Shakespearekritiker, in der Unzahl von Erklärungen zu Hamlet einen Platz zu erringen. Mauerhof hat es versucht, und der Versuch scheint uns im allgemeinen gelungen zu sein; doch bleibt auch bei seiner Auffassung noch manches eine offene Frage. Die Erklärer, die sich fast ausnahmslos auf Goethe stützten, gingen bis jetzt in der Regel von den Worten des Geistes aus: ‚Räch' seinen (des Vaters) schnöden, unerhörten Mord!' Das war ‚die große Tat, auf eine Seele gelegt, die der Tat nicht gewachsen ist' (Goethe), die Aufgabe, an der Hamlet zugrunde ging. Mauerhof glaubt, dies sei nicht der Sinn der Worte Goethes und geht im Gegensatz zu allen andern von den Worten aus: ‚Wie immer du diese Tat betreibst, *befleck' dein Herz nicht! Dein Gemüt ersinne nichts gegen deine Mutter!*' Dadurch ist die Aufgabe Hamlets nach einer ganz andern Richtung verlegt. Ob Mauerhof damit mehr Goethes Sinn gerecht wird? — Die Erklärung ist auf dieser Basis streng konsequent durchgeführt und in einzelnen Teilen das Vorzüglichste, das wir bis jetzt darüber gelesen haben. Für den weiten Blick und die Tiefe der Auffassung sprechen einige weiter ausholende philosophisch-psychologische Entwicklungen. Aber trotz allem reizt die Erklärung in ihren Hauptteilen zum Widerspruch. Doch zu welchem Ergebnis kommt er? ‚Einem jungen Manne (besser vielleicht: einem Menschen), der reinfühlend und von Herzen gut ist (nicht Pessimist, wie Paulsen meint), und der nur das Beste will, ergibt sich unter Verhältnissen, die danach angetan sind, sein Inneres auf das leidenschaftlichste zu erregen, das sittliche Gebot: das Recht zu schützen, ohne selbst dabei unrecht zu tun. Sein Leiden beginnt. Was hier unvereinbar erscheint, soll sich ihm trotzdem verbinden, und da er es nicht ermöglichen kann, leidet er unsäglich. Unter dem Antrieb der Verzweiflung wagt er endlich über sein Wissen hinweg einen Schritt in das dunkle Gebiet der Leidenschaft und — strauchelt.' Ist das nicht ein Spiegelbild des Lebens, nicht der ganze Mensch? Jeder von uns kommt hundertmal in ähnliche Lagen, und wer wäre nicht schon gestrauchelt? Mag die

Erklärung befriedigen oder nicht, das Wesen von Shakespeares Tragik gibt Mauerhof wie auch oben musterhaft. Wer Shakespeares Weltanschauung kennen lernen will, der studiere seine Tragödien, besonders Hamlet! Das allein spricht mehr als ein ganzes Buch für die Art und Weise, wie Mauerhof eindringen will. Der Mensch so groß und doch so klein, in all seiner Freiheit doch unter Umständen unfrei, will verwegen den Himmel stürmen, und was findet er? Leid und Schmerz. Er soll eine große, sittliche Tat vollbringen, läßt sich von seinem leidenschaftlichen Herzen leiten, und was findet er? Leid und Schmerz. Das Problem des Leidens hat alle wahrhaft großen Geister ernst beschäftigt. Sollte es an Shakespeare unbeachtet vorbeigegangen sein? Gewiß nicht. Seine Tragik zeigt es, und noch einmal, seine Tragik ist seine Weltanschauung. Einige scheinbar obszöne Lustspiele beweisen nichts gegen das Gesagte, wenn sie auch die Hauptschuld daran tragen, daß man Shakespeare früher vielfach für ein reichbegabtes Kind seiner schlüpfrigen Zeit hielt. Er stand im Grunde doch über seiner Zeit, wie Hamlet in mancher Beziehung über dem Leben steht, obwohl ihn ein widriges Geschick mitten hinein zwingt. Auch die bessern seiner Lustspiele bekunden ein tiefes Verständnis für den Ernst des Lebens.

Das ist die neue Strömung in der Shakespearekritik. Das sind Mauerhofs neue Gedanken über den großen Briten, und hätte man von Shakespeare Briefe und Tagebücher wie von den meisten spätern Geisteshelden, wir sind überzeugt, diese Gedanken würden wesentlich ihre Bestätigung finden. Das ist auch das Prinzipielle an Mauerhofs Buch; in dieser Richtung ist Mauerhofs mehr als individuelle Bedeutung zu suchen, nicht in den Einzelheiten, die er gibt. Wir suchen bei den neueren Dichtern Innerlichkeit und Persönlichkeit; suchen wir also auch bei Shakespeare Großes, — Innerlichkeit, Weltanschauung, Persönlichkeit! Vielleicht wird dann manches Dunkel schwinden, das drei Jahrhunderte nicht aufzuhellen vermochten. Möge Mauerhof nach dieser Seite bahnbrechend sein!

Ein Punkt verdient noch uneingeschränkt hervorgehoben zu werden; wir meinen die scharfe Kritik der Übersetzungen auf Grund des Urtextes. Die Erklärungen wurden bisher zum Teil nach der Schlegel-Tieckschen Übersetzung geschrieben. So gelungen diese auch ist, so enthält sie doch zahlreiche Fehler. Daraus erklären sich manche Irrtümer, die in der Kritik gang und gäbe waren. Jeder denkt z. B. bei Erwähnung Hamlets an den herrlichen Monolog, der beginnt mit den Worten: To be or not to be: that is the question. Die landläufige Übersetzung lautet: Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage (Schlegel). Und doch ist sie grundfalsch und hat den Monolog Mißdeutungen ausgesetzt. Er bezieht sich nicht auf Hamlets spezielle Lage, nein, Sein oder Nichtsein, das ist die Frage, die das Tun jedes denkenden Menschen beeinflußt, die in das Leben überhaupt eingreift. Dieselbe Auffassung des Monologs findet sich allerdings auch sonstwo, z. B. in ten Brinks kleinem Shakespearewerke, das elf Jahre später im Drucke erschien. Es ist wirklich ein Verdienst Mauerhofs, daß er die breitere Öffentlichkeit auf diese Mißstände aufmerksam gemacht hat,* wenn auch nicht alle seine Verbesserungen von Bedeutung sind, zumal da in der einbändigen Ausgabe der Dramen Shakespeares von Oechelhäuser aus dem Jahre 1891 alle Fehler weiter verbreitet werden. Dagegen ist es freudig zu begrüßen, daß man in der Reclamschen Ausgabe textkritisch vorgeht. Möge man bei Neuausgaben auch darauf achten!

* Interessant sind die Studien Conrats über ‚Shakespeare als Musiker', wo eine ganze Reihe weiterer Übersetzungsfehler aufgezählt sind. Besprechung siehe Hochland 1903/04, II, Seite 378 f.

Soviel, was die Sache angeht; es wäre noch ein ernstes Wort zu sagen über die Form. Oben war schon von der unnötigen und unschönen Verzerrung Grillparzers zugunsten Shakespeares die Rede. Auch die Art und Weise, wie Mauerhof so ziemlich die gesamte Shakespearekritik außer Goethe angreift, ist in einem wissenschaftlichen Werke durchaus unangebracht, wenn sie bisweilen auch noch so geistreich sein mag und an den ‚Klassiker der Grobheit' Schopenhauer erinnert.

Doch wie steht es mit den einzelnen Erklärungen Mauerhofs? Wir sind nicht gesonnen, ein abschließendes Urteil darüber abzugeben. Vor allem deshalb, weil, wie gesagt, Mauerhofs Bedeutung nicht in den Erklärungen als solchen liegt. Sodann wäre ein solches Urteil heute noch verfrüht und dem Verfasser wohl kaum erwünscht; denn diese Art der Kritik war es, die seine Hamletbriefe vor 23 Jahren nicht aufkommen ließ. Doch das ist sicher: Das letzte Wort hat er in den behandelten Materien, besonders bei Hamlet, nicht gesprochen. Im einzelnen wäre noch manches auszusetzen, an manches zu erinnern, manches aufzuklären, und wenn er mit etwas viel Selbstbewußtsein schreibt: Dies ist die Tragödie vom Prinzen Hamlet und solches *allein* ihr düsteres Problem, so möchten wir trotzdem lieber mit A. Brandl sagen: Sollten einmal die Hamletentdeckungen aufhören, dann wäre Shakespeare für uns tot. So unbedeutend und unwahr dieser Gedanke auch ist, eine Wahrheit ist doch damit berührt: Was Shakespeare in seinen Werken der Welt geschenkt, sichert ihm Unsterblichkeit; doch was er nicht unverhüllt gegeben, verleiht ihm lebendiges Wirken für alle Zeiten. Unergründlich wie das Leben ist sein Werk.

Franz Xaver Telsing.

Schneenacht.

Schneenacht und Schweigen.
Und die Erde liegt
Im Zauberbann von stillen, weißen Nächten.
Die Zeit schlief ein, die meinen Tag bekriegt,
Und ruht im Arm von tief geheimen Mächten.
Die Sterne wandeln auf verborgnen Steigen,
Von fremdem Licht in fremden Traum gewiegt,
Daß sie auch fremden Welten Frieden brächten!
Ich seh die Nacht den sanften Scheitel neigen,
Und wie sie leis sich an die Erde schmiegt,
Rinnt ihr der Schnee aus ihren dunklen Flechten.

Ich hatte eine Welt. Sie war mein eigen.
Doch Tod und Winter haben sie besiegt.

Ilse Franke.

* Aus der demnächst erscheinenden Gedichtsammlung ‚Iris' von Ilse Franke bei W. Gente Hamburg.

‚Die große Frage der Menschheit.'

Man konstatiert heute, und zwar nicht ganz mit Unrecht, eine Hinwendung zur Religion, die sich auf den Höhen des Geisteslebens bemerkbar macht. Daß diese Strömung augenblicklich noch wenig in die Niederung eingedrungen ist, liegt in der Natur der Sache. Es hat nun einen eigenen Reiz, zu sehen, wie diese neue Richtung sich zu den alten Gottesbeweisen stellt. Seit Kant diese Beweise unter seine kritische Sonde genommen, glaubt jeder, der Kant nicht versteht, spöttisch die Schultern darüber zucken zu dürfen mit der Bemerkung, sie seien durch ihn endgültig aus der Welt geschafft worden. Man übersieht dabei, daß Männer wie Leibniz, Friedrich d. Gr., Napoleon I. und so viele andere, denen es gewiß nicht an Voraussetzungslosigkeit gefehlt hat, sich vor der Macht eben dieser Beweise gebeugt haben; man übersieht besonders auch, wie Kant selbst trotz seiner Kritik darüber dachte, vor allem über den physikotheologischen (teleologischen) Beweis. Er sagt:

‚Dieser Beweis verdient jederzeit mit Achtung genannt zu werden.' Einen vorzüglichen, auf gründliche Kenntnis der einschlägigen Schriften fundierten Kommentar zu Kants Ansicht über die Gottesbeweise gibt der bekannte Biologe Reinke im letzten Türmerjahrbuch: ‚Darf die Natur als Offenbarung Gottes gelten?' Wir haben in ihm auch einen Vertreter der oben gekennzeichneten Strömung, ausgezeichnet durch gründliches Wissen auf der Basis selbständiger Forschung, dessen Horizont jedoch nicht durch die Ergebnisse seiner Experimente abgeschnitten, sondern für den auch das ahnende Suchen der Menschenseele eine Sprache ist.

> ‚So erhebt sich aus den Tiefen der menschlichen Seele immer wieder die Frage: Ist ein Gott? Jedem von uns ist es angeboren, Gott zu suchen. Wir suchen ihn in den Abgründen des eigenen Herzens, wir suchen ihn in dem, was uns umgibt. Wenn Bücherweisheit uns belehren will, es sei umsonst, an die Pforten des Geheimnisses zu klopfen, so sind wir vielleicht eine Weile still, dann werden wir wieder unruhig. Recht geglaubt haben wir jener vorgeblichen Wissenschaft nie. Und weiter suchen wir und forschen wir; denn es muß endlich gelingen, die Fragen und Zweifel und Sorgen zu beseitigen.'

Das ist die große Frage, die jedem denkenden Geiste wohl schon aufgestoßen ist, wenn er sich einmal in ernster Stunde so recht auf sich selbst besonnen, wenn er einmal so recht in des Lebens Abgründe geschaut. Der Unterschied ist nur der, daß die Offenbarung dem einen den objektiven, ewig

wahren Hintergrund zeigt und ihn so die praktische Bedeutung der Frage nach Gott nicht so sehr empfinden läßt, während der andere diesen Halt aus diesem oder jenem Grunde nicht hat, so daß die ungelösten Probleme mit ihrer ganzen ungemilderten Wucht auf ihn einstürmen und ihn leider oft erdrücken. Mancher hat wohl schon ähnliches erlebt wie Reinke, der aus seiner Erfahrung folgendes erzählt:

‚Ich wohnte einst einer Aufführung von Gorkis Nachtasyl bei. Die Zuschauer folgten mit Aufmerksamkeit der Darstellung. Dennoch brachte das Geräusch, welches durch leichte Bewegungen der vielen Menschen erzeugt wurde, es mit sich, daß mir einzelne Worte entgingen. Da richtete einer der Vagabunden aus tiefstem Vertrauen heraus an den Pilger die Frage: Väterchen, gibt es einen Gott? Und wie auf Kommando herrschte absolute Stille im Saal, bis die Antwort gekommen war. Es war ein Moment der äußersten Spannung, atemloser Ruhe. Die große Frage der Menschheit war gestellt.‘

Man hat sich, wie gesagt, nur zu oft skeptisch von dieser Frage abgewandt. Daß man sich jetzt, wie Eucken, Spicker, Paulsen, Reinke u. a. es tun, wieder ernst damit beschäftigt, ist ein gutes Zeichen unserer Übergangszeit. Die alten Gottesbeweise in neuem Gewande gelten mehr oder weniger noch heute hervorragenden Männern wie Schell, Gutberlet, Schanz u. a. als zwingende Beweise. Wie kommt es nun, daß trotzdem Leute, welche die Sache wirklich ernst nehmen, nicht so denken? Man sagt: Weil all diesen Beweisen ernste Schwierigkeiten entgegenstehen, die philosophisch nicht immer befriedigend zu lösen sind. Aber wie kommt es denn weiterhin, daß diese Schwierigkeiten nicht schon durch den zwingenden Beweis selbst gelöst sind, wie es bei den Lehrsätzen der Mathematik der Fall ist? Hier ist der springende Punkt. Diese Beweise sind eben nicht mathematisch sicher. Das ist die Ansicht Reinkes und, wie er darlegt, diejenige Kants; aber sonst fehlt ihnen nichts, so daß sie trotzdem von der größten Bedeutung sind.

‚Sobald Kant, wenigstens in seinen späteren Schriften, von einem Beweis redet, hat er einen apodiktischen Beweis im Auge, der sich mit mathematischer Gewißheit erbringen läßt.‘

Ohne uns irgend etwas zu vergeben, können oder besser müssen wir zugeben, daß die Gottesbeweise eine solche Sicherheit nicht bieten; wir können das um so eher, als es sich, wie Reinke sagt, um einen solchen Beweis auf dem ganzen weiten Gebiet der Naturwissenschaft nur in den seltensten Fällen, auf dem Gebiete der Naturphilosophie gar nicht handelt.

‚Hier gelangt nur die Methode des induktiven Schließens, nur der induktive Beweis zur Anwendung, der in den Augen einer strengen Transzendentalphilosophie nur den Wert großer Wahrscheinlichkeit hat.‘

Die Gottesbeweise besitzen nun allerdings mehr als den Wert großer Wahrscheinlichkeit, sondern mehr oder weniger den Wert der Sicherheit, wenn auch nicht der mathematischen. Die mathematischen Sätze lassen sich eben ad oculos demonstrieren; sie liegen durchaus auf dem Gebiete der Erfahrung,

und nur hier gibt es für uns Menschen eine absolute Sicherheit, falls man nicht sogar auch diese für relativ hält. Die Gottesbeweise dagegen verlassen alle einmal das Gebiet der Erfahrung und gehen in das der Metaphysik über, und hier läßt sich dem Skeptizismus gegenüber so leicht nichts absolut sicher beweisen. Der Wert der einzelnen Gottesbeweise ist natürlich verschieden. Die größte Bedeutung spricht man bekanntlich allgemein dem kosmologischen zu, Kant und mit ihm Reinke auch dem teleologischen.

‚So führt die Naturphilosophie zur unerschütterlichen Überzeugung vom Dasein Gottes als des Herrn der Natur. Die sich hieraus ergebende begriffliche Vorstellung ist auch keine völlig inhaltlose; denn die Eigenschaften der Intelligenz, der Macht, des Willens müssen wir Gott aus der Natur zuschreiben.... Darum sehe ich keine Schwierigkeiten, die sich der Synthese des Gottesbegriffs aus den verschiedenen Quellen der Offenbarung zu einer Einheit entgegenstellen.‘

Obwohl wir persönlich von der durchschlagenden Kraft der Gottesbeweise unter der angegebenen Beschränkung überzeugt sind, suchen wir doch nicht in diesem oder jenem von ihnen unsere Beruhigung, sondern in der logisch aufeinander aufbaut, so daß die Klarheit darunter leidet ohne reellen Gesamtheit aller Beweise, von denen jeder selbständig hinreichend begründet ist, um darauf eine vernünftige Überzeugung, einen vernünftigen Glauben aufzubauen.

T.

Zeitgeschichte.

Professor Dr. Karl Kehrbach ist am 21. Oktober in Charlottenburg nach kurzem Krankenlager im Alter von 59 Jahren gestorben.

Der Name Kehrbach ist mit einer Reihe bedeutender Unternehmungen im deutschen Geistesleben enge verbunden. Einen ‚Unternehmer' könnte man Kehrbach selbst nennen, wollte man das Wesen dieses merkwürdigen Mannes mit einem Worte kennzeichnen. Er war Unternehmer auf einem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung in jenem guten Sinne, in dem Lamprecht von dem modernen Unternehmer im wirtschaftlichen Leben spricht (Ergänzungsband zur deutschen Geschichte II, 1), mit den typischen Merkmalen: Weiter Blick über das Ganze und rasche Erfassung des momentan Erreichbaren, Zähigkeit auf ein Ziel hin und doch Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit gegenüber den Mitteln und Mitarbeitern, eine Tätigkeit, die überall umgeht, sich aber freilich nicht nach Bureaustunden oder Operazahl genau bemessen läßt, und endlich diese Nervosität oder, wie sie Lamprecht mit einem neuen Wort bezeichnet, diese Reizsamkeit, die aus dem hastenden, unruhigen, sorgenreichen Arbeitsleben sich entwickelt. Kehrbach war ja nicht bloß Unternehmer im Sinne der Anregung und Herausgabe wissenschaftlicher Arbeiten, er war jahrelang auch Besitzer einer Verlagsanstalt mit Druckerei.

Was liegt nun als Ergebnis der Kehrbachschen Unternehmungen vor?

Da sind vor allem die Monumenta Germaniae paedagogica zu nennen. Nach dem ‚Plane' Kehrbachs (Hofmann 1883/84) sollte hier das Quellenmaterial zur Kenntnis des deutschen Erziehungs- und Schulwesens der Vergangenheit in möglichster Vollständigkeit niedergelegt und zu zusammenfassender Darstellung gebracht werden. Dreiunddreißig Bände sind von 1886 bis 1905 erschienen. Unter den Editionen von Schulordnungen (braunschweigische, siebenbürgisch-sächsische, badische, hessische) nimmt jedenfalls die vierbändige Darstellung der Ratio studiorum Societatis Jesu von den Jesuiten Pachtler und Duhr eine hervorragende Stelle ein. Aus den Schulbücherbearbeitungen nenne ich neben Reichlings Edition des Doctrinale die sehr hoch zu bewertende Arbeit Cohrs über die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion. Andere Bände beschäftigen sich mit dem Lebenswerke einzelner, hervorragender Erzieher (Melanchthon, Pestalozzi, Commenius); mehrere Bände sind der Darstellung bestimmter Unterrichtszweige, des Militärerziehungswesens und der Fürstenerziehung, gewidmet. Man mag nicht alles hier Erschienene gleich wertvoll nennen, man mag sagen, daß eine größere Beschränkung im Arbeitsgebiet angebracht gewesen wäre. Wer aber die Berichte Kehrbachs,

des Leiters und Herausgebers, über den Fortgang der Arbeiten aufmerksam durchliest, der findet, wie viel hier von äußeren Umständen abhing, wie viel aufgegriffen, jahrelang fortgeführt und schließlich doch nicht ans Tageslicht gebracht werden konnte, auch wie viel unkontrollierbare Arbeit des Herausgebers zu der seiner Mitarbeiter kam. Eine Reihe von Bänden wurde von Kehrbach und seinem Verleger Hofmann aus eigenen Mitteln bestritten; erst seit 1899 fließt die Reichssubvention von jährlich 30000 Mark.

Wie ernst Kehrbach die wissenschaftliche Durcharbeitung der Quellen auffaßte, erfuhren manche seiner Mitarbeiter. Die Grundsätze über objektive Behandlung des Quellenmaterials hat er selbst in seinem ‚Plan' und in der Einleitung seiner zehnbändigen Edition von Herbarts Schriften niedergelegt. Auch seine kritischen Ausgaben einiger Kantschriften (bei Reclam) fanden Anerkennung. Kleinere Arbeiten aus seiner Feder zeugen von seiner tüchtigen philologischen Schulung. Unter Kehrbachs Leitung konnten deshalb auch die Vertreter der verschiedensten Richtungen arbeiten und ihre Auffassung wissenschaftlich vertreten.

Kehrbach besaß klugen Blick für das praktische Leben und dessen Anforderungen; ihm konnte eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten nicht als das Höchste erscheinen. Die Kenntnis der Vergangenheit sollte für die Gegenwart, sollte für das heutige Schulwesen sich fruchtbar erweisen. Es gelang Kehrbach, weitere Kreise für sein Lebenswerk zu interessieren. 1890 konstituierte sich die ‚Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte' in Berlin; heute zählt diese ca. 1150 Mitglieder; vierzehn territoriale Gruppen haben sich innerhalb ihr gebildet. Die ‚Mitteilungen' der Gesellschaft, die alljährlich in vier Heften erscheinen, sind der Sammelpunkt kleinerer schulgeschichtlicher Arbeiten meist quellenmäßigen Charakters. Dazu kamen dann seit 1897 unter dem Titel ‚Texte und Forschungen' (seit 1901 ‚Beihefte' genannt) zusammenfassende Darstellungen, die sich ihrer Bedeutung nach zwischen die kleineren Aufsätze der ‚Mitteilungen' und die abschließenden Arbeiten der Monumenta einfügen. Besonders reich sind hier die Arbeiten aus der Geschichte der bayerischen Volks- und Mittelschulen.

Diese Publikationen der ‚Gesellschaft', herausgegeben von Kehrbach, drangen schon in weitere und weiteste Kreise. Kehrbach ließ sich auch die Gruppenbildungen in allen deutsch sprechenden Ländern besonders angelegen sein. Ein weiteres Mittel, die Schätze der Forschung flüssig zu machen, war ihm die Ausbildung der Bibliographie der pädagogischen und besonders schulgeschichtlichen Literatur. Einer feinäderigen Ausarbeitung der Indices in den Monumentabänden und den ‚Mitteilungen' wandte er große Sorgfalt zu. Endlich ging er wohlvorbereitet durch seine Berichte über die Literatur zur Geschichte des Unterrichts- und Erziehungswesens (in ‚Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte', herausgegeben von Elias und Osborn) daran, eine bibliographische Arbeit im großen Stile zu schaffen. 1896 erschien im Auftrage der ‚Gesellschaft', von Kehrbach herausgegeben, ein bibliographisches Verzeichnis und Inhaltsangabe der Bücher, Aufsätze und Verordnungen zur deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft vom Jahre 1896 nebst Mitteilungen über Lehrmittel. Der starke Band trägt mit Recht den Titel ‚Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in Ländern deutscher Zunge'. Das Unternehmen war groß, zu groß angelegt. Zwei Bände konnten noch — schon mit einigen Abstrichen — herausgebracht werden, welche die Literatur der Jahre 1897 und 1898 verarbeiten. Das Reich und die ‚Gesellschaft' zogen ihre Mittel zurück.

Kehrbachs Kraft war auch gebrochen. Die Unruhen und Sorgen der geistig-wissenschaftlichen und geschäftlichen Arbeiten hatten die Reizsamkeit des öfters kränkelnden Mannes immer mehr gesteigert. Der selbständige und sprudelnde Kopf mußte die Hilfen, die er sich durch Gründung der ‚Gesellschaft' und durch Erlangung der Reichssubvention selbst erschaffen hatte, oft als Hemmungen empfinden; er mag manchmal an den Satz gedacht haben, den Lieber bei der Beratung über die Genehmigung der Reichssubvention seiner Rede einflocht: ‚Nichts würde verhängnisvoller sein, als wenn der hochverdiente Kämpfer (Kehrbach) und die hochverdiente Gesellschaft (für deutsche Schulgeschichte), die wir als Fortsetzerin des Unternehmens verehren, das Erstgeburtsrecht ihrer vollen wissenschaftlichen Freiheit daran geben müßten gegen dieses Linsengericht eines Reichszuschusses von 30000 Mark.'

Das, was der geistvolle Unternehmer Kehrbach geleistet und erarbeitet hat, läßt er uns als ein stattliches Erbe zurück. Daß einem so persönlichen Unternehmen auch eigenartige Mängel anhaften, ist unvermeidlich. Wird die Sache, die wir eine nationale nennen dürfen, in der Folge auf eine breitere Basis gestellt, so mag sie unter Abstreifung aller Mängel eine wertvolle Fortsetzung des Begonnenen bilden. Den Weg betreten und ein gut Stück begangen zu haben, verdanken wir Kehrbach.

Dr. Thalhofer.

Kardinal Gibbons über die Lynchjustiz. Das Oktoberheft der North American Review bringt eine kleine, aber höchst gehaltvolle Abhandlung des Führers der amerikanischen Katholiken Kardinal Gibbons über die amerikanische Lynchjustiz, deren Ursachen und die Vorbedingungen zu einer Beseitigung dieses grausamen und so oft seinen Zweck völlig verfehlenden Hinrichtungsverfahrens. Gibbons erklärt das Lynchen, von dem nach einer wahrscheinlich noch viel zu niedrigen Statistik in den Jahren 1885 bis 1903 in der gesamten Union 2875 Fälle vorgekommen sind, und von dem sich bis jetzt einzig die Staaten Massachusetts, New Hampshire, Vermont, Rhode Island und Utah frei gehalten haben, für einen Makel an der amerikanischen Zivilisation, der nicht nur eine schwere Verletzung des christlichen und menschlichen Empfindens, sondern auch eine flagrante Mißachtung jenes Artikels der amerikanischen Verfassung darstelle, durch den jedem Missetäter ohne Rücksicht auf die Schwere seines Verbrechens ein geordnetes Prozeßverfahren zugesichert sei. Er gibt zu, daß unter besonderen Verhältnissen und in Ausnahmezeiten die summarische Hinrichtung überführter Verbrecher durch anerkannte Führer des Volkes begreiflich und verzeihlich sei, in solchen Gesellschaftszuständen nämlich, wo, wie etwa vor fünfzig Jahren in Kalifornien, eine aus allen möglichen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung ohne eine anerkannte Regierung darauf angewiesen sei, sich gegen zahlreich vorhandene Verbrecher selbst Recht zu schaffen; solche Zustände seien aber im heutigen Amerika fast nirgends mehr anzutreffen und infolgedessen das Recht auf Selbsthilfe fast überall ipso facto erloschen. Auch die Häufigkeit und Leichtigkeit, mit der beim Lynchverfahren Unschuldige ihr Leben verlieren, spreche, auch abgesehen von dem verrohenden Einfluß der oft unendlich abstoßenden Lynchprozeduren selbst, gegen dieses Verfahren, das übrigens auch den Nachteil habe, daß es bei manchen Personen selbst das schuldige Opfer mit einem gewissen Nimbus des Martyriums umgebe, während bei einem geordneten Gerichtsverfahren aller Abscheu sich auf den Verbrecher und seine Tat konzentriere. Ja, die Hauptklasse von Verbrechen, bei denen ‚Richter Lynch' in Tätigkeit trete, die von Negern an weißen Frauen begangenen Schändlich-

keiten, erführen durch das Lynchen vielleicht eher eine Steigerung als Unterdrückung, da die durch die Lynchjustiz erbitterten Neger oft mehr zur Betätigung ihres Rachegefühls als zur Befriedigung tierischer Gelüste sich dieses Deliktes schuldig machten. Allerdings zeige die Praxis des amerikanischen Gerichtsverfahrens nicht wenige Schwächen und Mängel, die eine gewisse Entschuldigung für die zur Selbsthilfe greifende Bevölkerung enthielten, und deren Abschaffung darum eine unbedingte soziale Notwendigkeit sei. Einer der hauptsächlichsten dieser Mängel sei die unnötige und oft geradezu aufreizende Säumnis, mit der notorisch Schuldige vor Gericht gestellt bezw. dem Gericht entzogen würden, sowie die oft außer jedem Verhältnis zur Schwere der Schuld stehende Strafe. Eine offene Verletzung der Staatsgesetze und die dadurch herbeigeführte Rechtsunsicherheit, wie sie in einzelnen Fällen in Amerika vorgekommen sei, könne bis zu einem gewissen Grade die Selbsthilfe der um die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung besorgten Bürger entschuldigen. Im Jahre 1900 geschah es z. B. einmal, daß in Neuorleans italienische Arbeiter, die dorthin die Sitten der heimischen Maffia verpflanzen wollten und nach zahlreichen anderen Morden auch das Polizeioberhaupt der Stadt vor seiner Tür ermordet hatten, von einem um sein Leben besorgten Gerichtshof freigesprochen wurden, obwohl über ihre Schuld bezw. Mitschuld kein Zweifel bestand; die Folge war, daß einige der angesehensten Bürger die Angeklagten — neun an Zahl — über den Haufen schossen, was mit einem Schlag das Aufhören weiterer maffiotischer Mordtaten bewirkte. In diesem Falle läßt Gibbons den Lynchern ersichtlich mildernde Umstände zukommen. Ebenso seien die oft sehr langen, fast auf Aufhebung hinauslaufenden Hinausschiebungen des Urteilsspruches und nicht minder der in Amerika so beliebte Kunstgriff, einen schweren Verbrecher mit dem Freisprechungsgrund vorgeblicher Geisteskrankheit seiner verdienten Strafe zu entziehen, sowie so manche andere Eigentümlichkeiten und Möglichkeiten im amerikanischen Strafprozeßverfahren, die einen förmlichen Schutzwall für den Gesetzesverletzer bildeten und selbst den gefällten Urteilsspruch geradezu verhöhnten, wesentliche Gründe für das Umsichgreifen des Lynchens, dem übrigens keineswegs nur Schwarze zum Opfer fallen; in den Südstaaten betrug z. B. die Zahl der gelynchten Weißen zwischen 1885 und 1903 nahezu 30 %. Als eines der Hauptmittel zur Abstellung der Lynchjustiz müsse daher ein rasches Strafprozeßverfahren und die strenge Ausführung des Urteils gegen den der Schuld Überwiesenen gefordert werden. Das Hauptmittel zum Erlöschen dieses schweren sozialen Übels sieht Gibbons allerdings in dem lebendigen Bewußtsein der christlichen Wahrheit, daß alle Menschen Gottes Kinder sind, und daß eine wahrhaft christliche Gesinnung keine Gesetze des Hasses kennt. Mit Stolz weist er am Schlusse seiner Abhandlung darauf hin, daß in den zwei unteren Grafschaften von Maryland, wo Weiße und Schwarze in nahezu gleichem Verhältnis zusammenleben, und wo die überwiegende Mehrzahl beider Rassen sich zum katholischen Glauben bekennt, weder ein Fall von Schändlichkeit eines Negers gegen eine weiße Frau noch von Lynchjustiz vorgekommen sei; allerdings seien dort auch die Neger, die mit den Weißen im gleichen Gotteshaus zusammenzukommen und vor dem gleichen Altar zu knien gewohnt seien, voll der größten Achtung gegen die Weißen und machten keine Versuche, die bestehenden sozialen Unterschiede verwischen zu wollen.

-r.

Literatur.

Adalbert Stifter, in dessen hundertstes Geburtsjahr wir am 23. Oktober eingetreten sind, hat nach einer Zeit, in

der alle Welt des einseitigen und sehr überschätzten Hebbels verkleinernde Urteile über ihn nachschwätzte, wieder eine volle und tiefe Schätzung erlangt. Das hängt gewiß nicht allein mit dem Freiwerden seiner Schriften zusammen. Zweifellos hat das innere Bedürfnis weiter literarischer Kreise, aus dem geist- und gemütlos gewordenen Literaturbetrieb unserer Tage in die stille und ernste Welt der Vorfahren zu flüchten, um von dort aus auf eine bessere Zukunft hinzuarbeiten, einen erheblichen Anteil daran. Und dann, wer wollte leugnen, daß Stifter, je weiter wir von seiner Zeit abrücken, für unser Auge mehr und mehr gewachsen ist, so zwar, daß wir bei einer großen Übersicht über die literarischen Erscheinungen in den 50er bis 70er Jahren ihn zu den wenigen rechnen, die literarischen Dauerwert haben? Da ist es denn auch nur sachgemäß, daß auch die literarhistorische Forschung vor dieser scheinbar so einfachen und durchsichtigen Gestalt nicht länger Halt macht, sondern die Gunst der Verhältnisse noch benutzend alles zu sammeln sucht, was uns und künftigen Geschlechtern über die äußere und innere Welt des Dichters Aufschluß gewähren kann. Die Deutsch-Böhmen haben sich des ersten Anrechts nicht begeben, die Führung hierbei in die Hand zu nehmen. Im Jahre 1902 wurde durch die Gesellschaft zur Förderung der deutschen Literatur in Böhmen ein Stifter-Archiv in Prag gegründet, das sich zu einem allgemeinen deutsch-böhmischen Dichterarchiv auswachsen soll. Nach Ablauf der Schutzfrist für die Werke Stifters beschloß die Gesellschaft, eine kritische Gesamtausgabe von Stifters Werken und sonstigem literarischen Nachlaß zu veranstalten, die möglichst auf die Handschriften zurückgreift und 20 Bände umfassen wird. Bis jetzt liegen 3 Bände vor, der erste von Prof. Dr. August Sauer, der 14. und 15., die ‚Vermischten Schriften' enthaltend, von Dr. A. Horcicka herausgegeben (Prag, Calve 1904). Die ‚Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen' brachten durch viele Jahre hindurch eine große Zahl von Beiträgen zur Beurteilung und zum Verständnis Stifters und in den Jahrgängen 39—41 die bis jetzt größte und reichhaltigste Monographie über Stifter, die 1904 vom Verein in Buchform herausgegeben wurde: Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Von Alois Raimund Hein. Mit bisher ungedruckten Briefen und Handschriften, einem Faksimile, Stammbuchblättern, 7 Heliogravüren, 3 Kupferradierungen, 2 Photolithographien und 114 Textbildern (Prag 1904). Heins Werk ist die langsam gereifte Frucht vieler fleißiger Sammeljahre und eingehender Beschäftigung mit dem Dichter. Die Vorarbeiten reichen mehr als 30 Jahre zurück. Sein Hauptverdienst liegt in den vielen neuen Aufschlüssen über Stifters Leben und Schaffen, die der Verfasser von der Witwe des Dichters und anderen, die diesem nahe gestanden, erhalten und treu aufbewahrt hat. Vor dem Erscheinen dieses Werkes war man lediglich auf die biographischen Skizzen, die Joh. Aprent als Einleitung zu den Briefen und Anton Schlosser in der Allgemeinen deutschen Biographie gegeben haben, sowie auf die vortreffliche ästhetische Würdigung von Emil Kuh und die kleinen Schriften von Markus, Pröll und Stößl angewiesen. So sehr aber das Heinsche Werk als Materialsammlung und im einzelnen auch in seinen kritischen Auseinandersetzungen mit Stifterschen Theorien schätzbar ist und bleiben wird, so wenig kann es da befriedigen, wo es die literarhistorischen Zusammenhänge darzulegen galt.

Glücklich ergänzend tritt ihm nun da eine als erstes Heft der von Kraus und Sauer herausgegebenen Prager Studien (Karl Bellmann, Prag 1905) erschienene Arbeit ‚Adalbert Stifter und die Romantik' von Dr. Wil-

helm Kosch zur Seite, worin in wissenschaftlich sehr gediegener Weise die Einflüsse der Romantik (Jean Paul und Tieck!) auf sein Schaffen untersucht werden. Um aber seine gelehrte Beschäftigung mit diesem Dichter auch für dessen Schätzung in weiteren Kreisen nutzbar zu machen, schrieb Kosch gleichsam als eine Jubiläumsausgabe ein kleines, aber reizendes Büchlein: Adalbert Stifter. Eine Studie von Wilhelm Kosch (Amelangs Verlag, Leipzig, 1 Mk.), das wohl als das beste bezeichnet werden darf, was bis jetzt für weiteste Kreise über Stifter geschrieben worden ist. Da Kosch selber im Mittelpunkte der Stifterforschung tätig ist, so konnte seiner Arbeit natürlich alles zugut kommen, was heute von und über Stifter vorliegt. Interessant ist vor allem der in dem Kapitel Charakter geführte Nachweis, daß die bisher in jeder Stifterkritik stereotyp wiederkehrende Behauptung, Stifter sei ein leidenschaftlicher Charakter gewesen, auf völliger Unkenntnis von des Dichters tieferer Anlage beruhe. Weit entfernt, ein ‚Fanatiker der Ruhe' zu sein, sind ihm vielmehr keine der Stürme erspart geblieben, die jedes echte Dichterherz durchleben muß, und ebensowenig hat er die großen inneren Leidenschaften aus seinen Schöpfungen verbannt. Wohl aber ist der des Glaubens, daß sich die größte Kraft nicht im Toben der Leidenschaft entfaltet, sondern im gebändigten Wirken. Kosch erläutert das recht gut an einem Beispiel (Narrenburg) und bemerkt dazu treffend: ‚Der Dichter legt alles darauf an, das größte seelische Ereignis nach außen hin unmerklich eintreten zu lassen. Er deutet mehr an, als er sagt, und doch bleibt uns keine einzige Falte in dem komplizierten Gewebe menschlicher Leidenschaft verborgen.' — Schließlich sei noch auf eine wertvolle Publikation zum Jubiläum verwiesen, auf das hochinteressante, mit Bildern reich geschmückte Stifterheft der Monatsschrift ‚Deutsche Arbeit' (4. Jahrgang, Heft 12, Prag), einer leider viel zu wenig bekannten, sehr vornehmen Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Neben einigen allgemeinen Beiträgen bringt das Heft eine große Anzahl bisher ungedruckter Briefe von und an Stifter, darunter die neuerdings von Kosch im Stifterarchiv gefundenen der Luise Freien von Eichendorff, einer Schwester Josephs, an Stifter, sowie einen hochinteressanten Brief von Stifter über Hebbel, den Sauer erstmalig mitteilt, und den man an anderer Stelle dieses Heftes wiedergegeben findet.

An volkstümlichen Ausgaben der Werke Stifters ist heute kein Mangel mehr. Neben den wohl noch immer schönsten des Amelangschen Verlags seien hier nur genannt die billigen von ausgewählten Werken in sechs Bänden, in Max Hesses Verlag, Leipzig, sowie die in einem Bande des Verlags Franz Görlich in Breslau. Was die geplante kritische Gesamtausgabe anlangt, so ist darin leider einer gelehrten Mode zuliebe eine diplomatisch genaue Wiedergabe handschriftlichen Textes mit allen Eigenheiten Stifterscher Orthographie und Interpunktion beliebt worden. Was auch immer man für diese Editionsweise anführen mag, sie ist im Grunde eine verdrießliche Sache für jeden Käufer, den nicht philologische Kleinarbeit für solche Dinge schon stumpf gemacht hat. Mir persönlich ist es jedenfalls nahezu unmöglich, ein dichterisches Werk rein zu genießen, in dem mich orthographische Absonderlichkeiten (Stifter schrieb bekanntlich niemals ß, ck und ph, also Saz statt Satz, Ek statt Eck usf.) auf Schritt und Tritt stören. Sollte es nicht genügen, wenn man in solchen Fällen zur Charakterisierung solcher Eigenschaften eines Autors einige Seiten diplomatisch genau wiedergibt, im übrigen aber die jeweils gültige Orthographie in ihr Recht treten läßt? Durch gelehrte Unarten wie die bezeichnete verhindert man

höchstens, daß der Absatz der damit behafteten Ausgaben sich eben auch nur auf engste Philologenkreise beschränkt. Ob damit aber dem Dichter, den diese Ausgabe doch ehren soll, ein Dienst erwiesen ist, das ist wohl unschwer zu beantworten.

M.

Friedrich Hebbel ist bekanntlich erst wieder in den zehn letzten Jahren, einerseits durch das Freiwerden seiner Schriften, mehr noch und hauptsächlich aber durch eine geschickte und nachdrückliche Agitation einiger auf ihn versessener Kreise zu einem Ansehen gelangt, das man im Hinblick auf gewisse Mängel unserer zeitgenössischen Dichtung einerseits, viele Vorzüge von Hebbels Art anderseits wohl verstehen, aber doch kaum wohl als einen Gewinn von absolutem Wert begrüßen kann. Es müßte einer größeren Untersuchung vorbehalten bleiben, im einzelnen festzustellen, welche geistigen Zusammenhänge es möglich machten, daß eine im tiefsten Wesen so ungesunde Natur wie Hebbel unserm Interesse so rasch und erfolgreich nahe gebracht werden konnte. Vorher hat Hebbel niemals solche Begeisterung geweckt, ja, es ist bekannt, daß er zu seinen Lebzeiten, besonders bei den damals gesunden und frischen Wienern mehr Abneigung als Sympathie gefunden hat. Da ist es denn besonders interessant, sich ein kritisches Dokument aus den 50er Jahren zu vergegenwärtigen, das Prof. Sauer erstmals in der deutsch-böhmischen Monatsschrift ‚Deutsche Arbeit' (4. Jahrgang, 12. Heft) veröffentlicht. Es ist ein Brief Adalbert Stifters an den Redakteur der ‚Augsb. Allg. Ztg.', der den österreichischen Dichter um literarische Berichte aus der Heimat gebeten hatte. Stifter erklärt sich in seiner Antwort vom 21. August 1847 bereit, bittet aber, von einem Aufsatz über Hebbel absehen zu dürfen, und begründet diese Bitte ausführlich, wie folgt:

‚Was Hebbel anlangt, den Sie anregen, so kann ich gerade über diesen Dichter nicht leicht einen Aufsatz geben, weil ich ihm zu wehe tun müßte; denn nach meiner Individualität und nach meinen Kunststudien muß ich ihn in dem, was er bisher geleistet, völlig verwerfen und geradezu häßlich nennen, was, wenn die Kunst das Schöne darstellen soll, gerade das allerärgste ist, was einem Künstler widerfahren kann. Er hat ein bestimmtes auffallendes Geschick in Handhabung rohen Materiales, nämlich der Quadern und Lasten, woraus ein Palast werden soll; nur der Palast wird nie. Darum sind oft große Bilder, scharfe Gedanken, selbst tragische Blitze da, die alle umsonst sind und einem nur bange machen, weil das Letzte und Eine nicht da ist, zu dem sie harmonisch dienen sollen, die Darstellung der objektiven Menschheit als Widerschein des göttlichen Waltens. Ich kann mich in dem Augenblicke nicht näher erklären. In diese rohe und ungeklärte, auch niemals gemäßigte und gebändigte Last ist nicht der schwächste Strahl des Schönen gedrungen, daher dies Ergehen im Ungeheuerlichen, im Absonderlichen, im ganz von jedem Maß Abweichenden, was wie Kraft aussehen soll, aber in der Tat Schwäche ist; denn das Merkmal jeder Kraft ist Maß, Beherrschung, sittliche Organisierung. Daher seine Charaktere so erbärmlich schwache Menschen sind und um so mehr, je mehr sie über sich selber bramarbasieren, wie Holofernes in Judith, der der größte Theaterhanswurst ist, der mir je vorgekommen. Buben lärmen und wähnen dadurch Kraft auszudrücken; Männer handeln und drücken durch die Handlung die Kraft aus, und je größere Kraft vorhanden, desto sanfter und unscheinbarer, aber desto nachhaltender wächst die Handlung daraus hervor. Hebbel neigt zum Tragischen, erwischt aber, da ihm die sittliche Tiefe (Majestät der sittlichen Menschheit) als Widerlage fehlt, statt des Tragischen immer das Widerwärtige. Daher das trostlos Unaufgelöste am Ende

seiner Dramen und die Pein, die der sittlich einfache Mensch nach Lesung derselben empfindet, weil er unter so larvenhafte Gestalten geraten. Desto unheimlicher und befangener wird einem Leser, je weniger er sich das polternde Handhaben des rohen Materiales und das Herumwerfen der einzelnen Gedanken auf den wahren Gehalt zurückführen kann (dies ist auch oft Ursache der Überschätzung dieses Dichters); aber wer hinter dem Donnern dieser Massen die Hohlheit sittlicher Größe findet, den ekelt es als Schwäche an, und es beschleicht ihn wie Verachtung gegen den Dichter, weil, was sich groß gibt, ohne es zu sein, anmaßend ist und das wegwirft, was gerade Hochachtung bedingt: sittliche Würde. Das Große posaunet sich nie aus, es ist bloß und wirkt so. Meist weiß das Große nicht, daß es groß ist, daher die höchsten Künstler der Welt die lieblichste, kindlichste Naivität haben und dem Ideale gegenüber, das sie immer leuchten sehen, stets demütig sind. Als ich Hebbels Sachen zuerst las, legte ich sie als unbedeutendes, schwaches Gemache von Seite einer Unkraft, die sich nur bläht und sittlich widerwärtig tut, um groß zu scheinen, beiseite; aber in welches Erstaunen geriet ich, als ich hörte, daß man ihn einen Dichter nannte, ja, als man Größe in ihm fand! Es kam mir ein Wehe an um meine Landsleute; aber ich begriff es, als ich jene Gattung Wiener kennen lernte, die ihn priesen. Meine Ansicht ist die aller meiner literarischen Freunde: Grillparzer an ihrer Spitze. Wenn man daher auswärts meint, Hebbel habe es Wien angetan, so irrt man sehr. Selbst manche Familien kenne ich, die nur ihr einfaches Gefühl fragen und diese Dichtungen entschieden von sich weisen. Der größte Teil unserer Wiener (der lesenden) ist zu gesund, um diese Verrenkungen anzunehmen.

Ich habe über Hebbel mehr geschrieben, als ich wollte. Ich verletze nicht gerne ohne Not, gebe also diese Meinung nur als freundschaftliche Mitteilung.'

Dieses Urteil entbehrt gewiß gerade heute nicht des Interesses. In der Hauptsache trifft es zweifellos das Richtige; sein Mangel liegt nur in einer gewissen Einseitigkeit, die übersieht, daß in Hebbel, was den dramatischen Auftrieb, die Kunst der Anlage und zum Teil auch den Glanz einer scharf geschliffenen Sprache anlangt, Elemente liegen, die gerade nicht zu unterschätzen sind. Diese Einseitigkeit wird man Stifter aber um so weniger hoch anrechnen dürfen, als Hebbel in seinen öffentlich abgegebenen Urteilen über Stifters Kunst noch in ganz anderer Weise ihre Bedeutung verkennt. Möchte man doch glauben, daß er das, worüber er so leidenschaftlich ablehnend schreibt, nicht einmal gelesen hat. Denn er wirft ihn unbedenklich in einen Topf mit den Brokes und Geßner und sieht in den ‚Studien' nichts als eine rein beschreibende und registrierende Tätigkeit. Den ‚Nachsommer' findet er so langweilig, daß er jedem, der, ohne zu müssen, ihn lese, das Königreich Polen verspricht. Es ist klar, daß zwei so gegensätzlich geartete Naturen auch ihre Gegensätze aussprechen mußten. Aber es ist auch bezeichnend, daß der eine es polternd und gehässig schimpfend tut, während der andere, der Verteidiger der ‚sittlichen Würde', diese auch in seinem persönlichen Verhalten aufs schönste betätigt.

M.

Einseitige Urteile können, wie jedermann weiß, die Kluft, welche etwa zwischen zwei Parteien besteht, derart erweitern, daß sie unüberbrückbar wird. Dennoch scheint in unserer zeitgenössischen Publizistik, vorab in der Bücherkritik und Novitätenschau, die Theorie des einseitigen Urteils sozusagen als Grundgesetz zu gelten. Stößt da ein Kritiker auf einen Autor, der nicht *seiner* Weltanschauung und *seinen* Idealen das Wort redet, so wird er von A bis Z verworfen. Haben wir

es doch noch kürzlich erlebt, daß ein im besten Sinne des Wortes ‚epochemachendes' Buch eines Wiener Professors von Glaubensgenossen lediglich deshalb verkleinert, bekrittelt und sogar verdreht wurde, weil der Professor hier und da Dinge schreibt, über die andere Leute eben anderer Meinung sind. Die geistige Unbiegsamkeit, Schulfuchserei und Engherzigkeit der Durchschnittskritiker, zumal wenn sie einer Koterie angehören, bringt es in solchen Fällen kaum jemals über sich, fremde Urteile in ihrem Zusammenhange zu würdigen, geschweige denn ein ihr unbequemes Werk *ganz* zu lesen und ganz *nachzudenken*. Leute, die sich — und vielleicht mit Recht — eines gewissen Maßes von körperlicher Selbstkontrolle rühmen könnten, besitzen nicht jene höhere *geistige* Askese, welche sich bemüht, den geistigen Gegner ehrlich, auf seine Gründe hin, zu würdigen. Schließlich ist aber doch gerade diese Selbstbeherrschung des Urteils eines der sichersten Kennzeichen wahrer Geistesbildung. Ich kann mir sehr wohl einen ganzen Mann vorstellen, der allem Kompromißwesen abhold ist und im Privatleben wie in der Öffentlichkeit mit Kraft und Feuer für seine ‚ihm einmal feststehende Weltanschauung' eintritt. Einen eifrigen, ja sogar einen übereifrigen Verfechter ‚einer guten Sache' verstehe und schätze ich. Der literarische Spürfuchs aber und der geistige Waschlappen, der ein Kreuz schlägt vor jedem Geistesprodukt, dessen Vater nicht zu seiner Sippe gehört, und der an chronischer Angst vor allem Fortschritt des Gedankens leidende Lobredner dessen, was *war*, — alle diese sind Leute, die ich weder begreife noch begreifen möchte. Von wenig Gottvertrauen zeugt die Lebensauffassung, welche deshalb für die Wahrheit und die Sittlichkeit fürchtet, weil über Wahrheit und Sittlichkeit so manches Neue und Befremdende gesagt und geschrieben wird. Wer nicht daran glauben kann, daß es ererbte Anschauungen gibt, welche eine neue Zeit *mit Recht* verwirft und überwindet, der muß von der Macht der göttlichen Providenz eine sehr geringe Meinung haben. Nein, nicht das ist gefährlich, daß überhaupt neue Ideen in die Welt gesetzt werden, sondern die Tatsache, daß manche neue Ideen *ohne Beweis und Stichprobe* bei vielen Aufnahme finden. Kaum minder gefährlich für die Kultur ist es aber, daß die Erzeuger neuer Ideen und manche neue Idee selbst verlästert werden von denen, die sich nie herablassen, das zu prüfen, was ihrer Schulweisheit unerhört und gewagt scheint. Wenn es wirklich ‚Kreise' gibt, die man als ‚rückständig' bezeichnen darf, so sind es jene, welche den Fortschritt des Gedankens in Theorie und Praxis ausdrücklich oder durch ihr entsprechendes Verhalten zu leugnen pflegen. Die Weltgeschichte freilich geht über solche Köpfe zur Tages- oder besser zur Jahrhundertordnung über; doch bringen die ‚Rückständigen' alle diejenigen in Verruf, zu deren religiöser oder politischer Partei sie vielleicht äußerlich gehören. Unsere Zeit steht — besonders was die religiösen Kontroversen angeht — literarisch unter dem Zeichen des Vorurteils und der Rückständigkeit. Auf der einen Seite sind die Gegner der geoffenbarten Religion in ererbten und anerzogenen Vorurteilen befangen, welche ihnen die Kirche immer als Popanz oder als Karikatur zeigen; auf der anderen Seite werden die Positiven gar leicht kindisch oder nervös, wenn man ihnen zeigen will, wie man das Wesentliche und Unveränderliche vom Unwesentlichen und Wandelbaren unterscheiden müsse. Bei diesem Stande der Dinge ist es natürlich, daß der erstgenannten Klasse, d. h. den Leuten, die sich von Vorurteilen ihre Anschauungen diktieren lassen, ein großer Schatz von Wahrheit verborgen bleibt, und daß den anderen, welche das Alte um seines Alters willen als einzige Norm des Handelns und der Erkenntnis monopolisieren, ein

gutes Maß von Kraft und Einfluß verloren geht. Die polemische Literatur der beiden großen Weltanschauungen unserer Tage beweist uns fast in jeder neuen Publikation, daß zwei Extreme sich bekämpfen: unbedingtes Mißtrauen gegen alle und jede Überlieferung contra unbedingtes Ablehnen jedes modernen Gedankens. Es will uns scheinen, daß die rechte Mitte doch gefunden werden könne, und zwar ohne daß die Tradition notwendiger und wirklicher Wahrheiten deshalb unterbrochen oder gar darangegeben werden müßte. Ganz sicher haben sich in unserer Zeit schon viele für die Verwirklichung dieser Möglichkeit erwärmt, nachdem glaubensfrohe und prinzipientreue Vertreter der katholischen Wissenschaft jüngst in Wort und Schrift dargetan haben, daß eine Verständigung der verschiedenen Kulturfaktoren des zwanzigsten Jahrhunderts, unter welchen die katholische Kirche der älteste und mächtigste ist, um der Wahrung der höchsten sittlichen Interessen willen angestrebt werden müsse. Möchten aber alle, welche eine solche Notwendigkeit einsehen, auch zugleich die Einseitigkeit des Urteils bekämpfen, indem sie sich klar machen, daß diese Einseitigkeit dem Eigensinn und der Ignoranz viel näher verwandt ist als der Prinzipientreue und dem Glaubensmut!

Ansgar Albing.

Theater.

Die ‚heilige Elisabeth' von Fritz Lienhard, welche Mitte Oktober im Großherzoglichen Hoftheater in Weimar die Erstaufführung erlebte, ist der zweite Teil seiner Wartburgtrilogie (erster Teil das Drama: Heinrich von Ofterdingen). Schon das Dezemberheft (1904) des „Hochland" brachte eine feinsinnige literarische Würdigung dieser Dichtung, der ich in der Hauptsache gern beistimme; darum sei hier auf das Nähere des bekannten Stoffes nicht eingegangen. Die Beifallskundgebungen des — wie leider oft im Weimarer Theater vorwiegend nur weiblichen — Publikums waren nicht besonders stürmischer Natur, zeugten aber doch von warmem, teilnehmendem Interesse. — Trotz des Szenenwechsels auf verdunkelter Bühne dehnte sich die Aufführung für die Geduld des Publikums ein wenig sehr lang aus. Nach dieser Erfahrung dürften der Bühnenwirkung einige pietätvoll gehaltene Streichungen wohl nur zugute kommen, um so mehr, als die reichen poetischen Schönheiten der Dichtung, die ja am Spielabend nur allzu flüchtig ins tiefere Bewußtsein gelangen, zu gesammelter eingehenderer Beschäftigung mit der Dichtung auffordern. Dem Werke eines Dichters — und ein solcher ist Lienhard, wie es auch seine ‚Heilige Elisabeth' erfreulich kundtut — sind nicht mit einmaligem flüchtigem Hinhören und zerstreuendem Verfolgen der Bühnenvorgänge die tiefsten eigentlichen Werte abgewonnen.

Die Aufführung war mit eindringlicher Sorgfalt — auch hinsichtlich der Ausstattung — vorbereitet, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß sich alle Künstler eifrig bemühten, lebensvoll und künstlerisch wahrscheinlich zu wirken.

Den Mittelpunkt bildet natürlich die reizvolle Erscheinung der ergreifend ausgearbeiteten Elisabeth. Die Weimarer Bühne hat für diese leidvolle Märtyrerin irdischer und himmlischer Liebe eine jugendliche Darstellerin (Frl. Schneider) zur Verfügung, wie sie nicht leicht ihrer schwierigen Aufgabe hätte gerechter werden können. Äußerlich und innerlich — jeder Zoll vornehmes und fein vergeistigendes Erfassen und bis ans Ende Durchführen der lieblichen Rolle. Die Darstellerin verstand es, ebensowohl das in kindlicher Reinheit und sonniger Zuversicht Gott und Menschen demütig liebende Weib naturwahr zu verkörpern in freiem, edlem Gebärdenspiel und wohltönender Sprache, als auch die an innerem Leid allmählich hinsiechende, weltabgewandte,

himmelverklärte Heilige tief überzeugend zu charakterisieren. Kein Mißgriff störte das Gelingen dieser künstlerisch nachempfundenen Frauengestalt, die uns zeitlich so fern und doch in diesem Wesen und Sein des ewig Weiblichen so zeitlos nahe ist.

Wo auf großen Bühnen eine ähnliche Leistung wahrscheinlich ist, da sollte man sich an Lienhards Dichtung versuchen; des Dankes eines gebildeten Publikums ist man dann gewiß sicher.

Weimar. v. Blomberg.

Henry Irving. Von G. F. Watts existiert ein kleines Bild; das stellt einen englischen Ritter dar, der, von seinen Getreuen gestützt, im vollen Waffenschmuck den herannahenden Tod erwartet. Als Held will er ihm begegnen, nicht im Bett ihm zum Raub fallen. Als solcher Held in voller Rüstung auf seinem Posten ist Henry Irving dahingegangen. Die letzten Worte, die er auf der Bühne am Abend seines Scheidens zu sprechen hatte (in der Rolle des Kardinals in Tennysons Tragödie ‚Becket'), lauteten: ‚Ich geh', meinen König zu sehen.... Durch Nacht zum Licht. In deine Hand, mein Gott, in deine Hand ...!' So trat er ab von der Bühne, deren Haupt er drei Jahrzehnte gewesen, so von der Szene des Lebens, in dem er eine nicht weniger bedeutende Rolle gespielt.

Will man ein rechtes Verhältnis zu Irvings Bedeutung gewinnen, darf man ihn nicht sowohl als den berühmten Schauspieler und Shakespearedarsteller, als den unermüdlichen und zielsicheren Regisseur und Theaterleiter betrachten; in all dem zahlte er seiner Zeit und deren Tendenzen wie seiner Nation und deren Beschränkungen seinen Tribut. Seine Persönlichkeit voll Energie und Eifer, voll rasch erfassender Weitsicht, sie ließ ihn erreichen, was er gewonnen hat. Mit Recht betont man, er wäre in allen Berufen groß geworden. Nicht so sehr kraft einer übermächtigen schauspielerischen Veranlagung als kraft der nimmerfehlenden Stärke seines ganzen Wesens stieg er zu der hohen Staffel empor. Wenige große Schauspieler werden auch so hart und so lang um ihren Ruhm gedient haben als er. Über fünfzehn Jahre gehörte er der Bühne schon an, ehe er mit der Darstellung des Bürgermeisters Mathias in der englischen Version des Erckmannschen ‚Polnischen Juden' (‚Bells' genannt) seinen ersten großen Erfolg errang. Dann kam die theatergeschichtlich berühmte erste Darstellung des Hamlet, in der Ellen Terry als Ophelia seine Partnerin war (Ende Oktober 1874), und seitdem war er der anerkannte Führer der Schauspielkunst in England.

Fragt man nun, welches das Charakteristikum des Schauspielers Irving war, abgesehen von manchen bei erster Bekanntschaft peinlich berührenden Manieren in Sprache und Bewegung, so darf man sagen, es lag in Irvings ausgesprochener Absicht, sein Publikum der Überlegenheit seines Intellektes und der Stärke seiner Konzeption zu unterwerfen. Ihm galt als Vorbedingung wahrer Schauspielkunst die Fähigkeit des Schauspielers, sich ganz in den darzustellenden Charakter einzufühlen, ohne sich dabei doch in diesen zu verlieren. Er selbst sagte darüber: ‚Diderot stellte die Theorie auf, kein Schauspieler fühle je mit dem Charakter, den er darstelle. Talma wußte recht wohl, daß es für einen Darsteller möglich sei, eine zur Schau getragene Leidenschaft bis ins Innerste mitzuerleben und doch die ganze Zeit über, während man von ihr durchstürmt wird, das Bewußtsein seiner Umgebung nicht nur, sondern auch seiner Absicht zu bewahren. Wie könnte auch jemand in solch einer wühlenden Leidenschaft das nötige Maß einzuhalten wissen, es sei denn, er behielte das Bewußtsein von dem, was er anstrebt? Gerade dieses innere Wissen bezeichnet die äußerste Grenze einer Kunst, die ihrem Wesen nach am Trennungspunkt von Kunst und

Natur steht.' So riß Irving mit seinen Darstellungen nicht unmittelbar fort, sondern drang langsam, aber sicher in das Bewußtsein des Zuhörers ein, wenigstens wenn er Charaktere zu verkörpern hatte, wie vor allem jenen ‚Becket', die seiner allerdings im Gefühls- und Geistesleben umschränkten Eigenart entsprachen. Irvings historische Stellung in der englischen Schauspielkunst ist dadurch gekennzeichnet, daß er die alte, auf die große Zeit des Garrick zurückführende, wie von mancher Seite behauptet wird, sogar an Shakespeare selbst noch anknüpfende Tradition, verjüngt und belebt durch eigenes Wollen und Eindringen, aufnahm, hochhielt und weitergab. Bei seinem Beginn herrschte hohles Phrasentum und kanzelartiger Deklamationsstil einerseits, kleinlicher, stilloser Realismus andrerseits. Er betonte die Kunst der Bühne, aber eine Kunst, hinter der Leben stand. Als Regisseur hatte er vieles mit unserer Meiningerbewegung gemein: große, historisch echte, malerisch bedeutsame Ausstattung, Abrundung des Ganzen, adäquate Besetzung selbst der geringeren Rollen.

Als Theaterleiter hat man ihm vorgeworfen, er habe der zeitgenössischen Produktion kein Feld eröffnet. Nur einige Schauspiele Tennysons brachte er heraus. Ob das allein seine Schuld war, oder das Fehlen einer wirklichen dramatischen Kunst ihn sich vornehmlich an Shakespeare halten ließ, solange er im Lyzeumtheater das Szepter führte, das ist schwer zu entscheiden; so viel steht fest: Er hatte das größte Interesse an einer Neubebelebung der dramatischen Literatur in England, freilich wohl hauptsächlich, wie er sie verstand. Deshalb befürwortete er immer und immer wieder die Schaffung von Stadttheatern, die, dem bloßen Zweck, gute Einnahmen zu erzielen, entrückt, der Kunst der Bühne in England wieder zur Blüte verhelfen könnten. So gering aber war und ist das Interesse an einer solchen Kunst noch in ganz England und selbst in London, daß Irving nach manch schwerer Zeit sein eigenes Theater, die Lyzeumbühne, aufgeben mußte, um, wie in alten Zeiten, mit seiner Truppe von Stadt zu Stadt zu ziehen, und ein Versuch, seine Bühne für die Nation als einen Mittelpunkt dramatischer Kunst zu retten, an dem Banausentum, puritanischem Cant und dem Unverständnis mancher Kreise zur Scham und Trauer vieler scheiterte. Noch wenige Tage vor seinem Tode sprach Irving in Sheffield von seiner Hoffnung, solche Stadttheater bald überall errichtet zu sehen. Er nahm die Hoffnung mit ins Grab. Eine Freude aber mußte es ihm gewesen sein, aus dem Munde des Lord-Mayor der Stadt ähnliche Ansichten ausgesprochen zu hören. Irving war es ja gewesen, der so vieler Vorurteil gegen das Theater als einer Stätte aller Unzucht und Unglaubens gebrochen und Interesse für die Bühnenkunst geweckt hatte, dadurch Tausenden und Tausenden in den unsäglich langweiligen Provinzstädten Englands etwas geistige Nahrung spendend, er, der auch das noch stärkere Vorurteil gegen alle Mitglieder seiner Profession innerhalb der ‚guten' Gesellschaftskreise zu beseitigen vermocht hatte. Ihn erkannte man als einen ‚Gentleman' an wie andere und mit ihm auch seine Kollegen und sogar Kolleginnen. Als öffentliche Anerkennung seines Wirkens ward ihm von der alten Stätte der Gelehrsamkeit, Cambridge, der Doktorhut verliehen, später ihm die Ritterwürde übertragen als dem ersten seines Standes.

Henry Irving, eigentlich John Henry Brodribb, wurde in Somersetshire, einer Grafschaft im Süden Englands, zu Keinton bei Glastonbury am 6. Februar 1838 geboren. Er kam nach London auf eine Schule und wurde dann als Lehrling zu einem Buchhändler und Verleger gegeben. Während dieser Zeit entwickelte sich aber seine Vorliebe zur Bühne und zur Darstellung von allerlei Charakteren mehr und mehr. Er lernte ganze Stücke auswendig

und rezitierte sie für sich. Schließlich entschied er sich dazu, Schauspieler zu werden. 1866 trat er zum erstenmal in einer größeren Rolle vor ein Londoner Publikum. Damals entdeckte Charles Dickens allein den werdenden großen Schauspieler in ihm. ‚Wenn dieser junge Mensch nicht eines Tages ein großer Schauspieler wird, so verstehe ich selbst nichts von Kunst,' sagte er von ihm. Die Welt gab ihm erst recht, als nach der ersten Nacht der ‚Bells' (1871) Irving sich plötzlich berühmt fand. Als dann der Direktor des Lyzeumtheaters starb, entschloß sich seine Witwe, die Leitung der Bühne aufzugeben, die nun Irving übernahm und lange Jahre hindurch leitete. Während dieser Zeit brachte er auch den Goetheschen ‚Faust', freilich in einer mehr seinen persönlichen als des Dichters Absichten entsprechenden Fassung, heraus; er selbst spielte darin den Mephisto. Am 19. Juli 1903 trat Irving zum letztenmal auf der Lyzeumbühne als Shylock auf. Seitdem unternahm er lang ausgedehnte und für sein Alter zu anstrengende und aufregende Touren überall hin, auch nach Amerika. Seine Nation hat ihm nun einstimmig einen Ehrenplatz in ihrem Pantheon des Todes, der Westminster Abtei, zuerkannt. Dort ruht er neben dem ersten Meister der englischen Schauspielkunst, neben David Garrick, nah dem Meister ihrer aller, Shakespeare.

Frank E. Washburn Freund.

Kunst.

Rationelles Malverfahren und moderne Technik. Wenn wir in einer Gemäldegalerie die Bilder alter Meister betrachten, so erfreuen wir uns an der Schönheit und dem Glanze der Farben, die uns daraus noch heute so frisch und klar entgegenleuchten wie vor hundert und noch mehr Jahren. Ein ganz anderer Eindruck wird uns aber zuweilen in einer Bildersammlung moderner Meister. Bei der Betrachtung einzelner Bilder wird einem die Tatsache nicht entgehen, daß, während die Bilder alter Meister in ewiger Jugend erstrahlen, so viele neuere und neueste Werke schon recht greisenhaft aussehen. Ähnliche Erfahrungen wird jeder Sammler und Bilderliebhaber machen. Es gibt ein ganzes Heer von Bilderkrankheiten, die gerade an Orten, wo viele Gemälde aufbewahrt werden, wie in Staatssammlungen, Privatgalerien, sehr häufig beobachtet werden können. Diese Erscheinung ist an sich höchst bedauerlich und gibt zu denken. Nicht nur materielle, sondern vor allem ideelle Werte stehen auf dem Spiel, denn mit einem ruinierten Bilde ist die künstlerische Schönheit auf immer dahin. Schon eine an sich ungefährliche Firnistrübung stört die optische Wirkung des Pigments empfindlich oder hebt sie ganz auf. Noch viel schlimmere Störungen bewirken das Durchwachsen oder Ausbleichen gefälschter Farbstoffe.

Die Mitteilungen und Tätigkeitsberichte der Deutschen Gesellschaft zur Förderung rationellen Malverfahrens dürfen daher weit über Fachkreise hinaus ein allgemeines Interesse beanspruchen; besteht doch nicht der kleinste Teil der Tätigkeit dieser Gesellschaft darin, diesen Schäden entgegen zu wirken. Die Gesellschaft veranstaltete am 21. Juni 1905 in München einen Kongreß zur Bekämpfung der Farben- und Malmaterialienfälschungen. Es wurde über Farben und deren Bindemittel, über alle Arten von Fälschungen gesprochen und auf Abhilfe durch einen eventuellen Gesetzentwurf gedrungen. Der auf diesem Gebiete bekannte Professor Dr. F. Linke, Wien, sprach über die Wichtigkeit einer genauen und bestimmten Bezeichnung der Farben und Malmittel. Für unseren Standpunkt der Ölmalerei gegenüber enthielt der Vortrag des Herrn Professors Dr. Raehlmann aus Weimar über die Technik der alten Meister der klassischen Zeit, beurteilt nach mikroskopischen Untersuchungen von Bruchstücken ihrer Gemälde, äußerst interessante Mitteilungen. Auf Grund genauer Unter-

suchungen gelangt Raehlmann zu der Annahme, daß die Hauptvertreter der großen Malerei in Italien, in den Niederlanden und in Deutschland überhaupt nicht im Sinne der heutigen in Öl gemalt haben oder doch wenigstens ganz andere Bindemittel (Harz 2c.) gebraucht hätten. Auf der Güte dieser Mittel, auf der sorgfältigen Präparierung der Malfläche und ganz rationellem Malverfahren beruht wesentlich die uns noch erhaltene Farbenpracht. Es wurden Maßregeln gegen allenfallsige chemische Zersetzungen und Veränderungen getroffen. Mit diesen Ausführungen stimmen überein die Anschauungen eines anderen ausgezeichneten Kenners und wissenschaftlichen Beobachters. Nach Ostwald beruht die Schönheit eines Bildes auf der Unveränderlichkeit des Pigments, d. h. auf den möglichst rein auf die Bildfläche gebrachten und erhaltenen Farbkörperchen. Dies ist vor allem der Fall beim Pastell, daher von ihm das Pastell ein geradezu ideales Malverfahren genannt wird. Es ist bemerkenswert, daß heute sowohl von wissenschaftlicher als von künstlerischer Seite schwere Anklagen gegen die Ölfarbe erhoben werden. Sie wird allgemein als Sündenbock hingestellt, und doch verdanken wir der Ölmalerei gerade die für unsere moderne malerische Anschauung und Technik grundlegenden Bilder. Courbet, Leibl und die Impressionisten malten fast ausschließlich in Öl, da es kein anderes Ausdrucksmittel von gleichem Umfang und gleicher Ausdrucksstärke gibt. Wenn man aber hofft, daß sich die Abtönung der Farben in gleicher Weise erhält wie im Anfange, so ist diese Hoffnung leider eine sehr trügerische. Es ist gar keine Frage, daß viele Bilder, die vor zehn oder fünfzehn Jahren gemalt wurden, und die bei ihrem ersten Erscheinen gerade durch ihre differenzierten Farbwerte und Stimmungen Aufsehen erregten, heute nicht mehr im vollen Besitz dieser Vorzüge sind. Die Ursachen dieser Veränderungen sind mannigfache. Die meisten Schäden entstehen aus Unkenntnis des guten und schlechten Materials. So wird sehr häufig eine Leinwand mit sogenanntem Ölgrund benützt, der, wenn er nicht lange vor der Benützung trocken ist, bei späterer, besonders pastoser Übermalung die aufgetragenen Farbschichten zum Reißen und schließlich zum Abblättern bringt. Ein reizendes Freilichtbild des Tiermalers Weishaupt in der neuen Münchener Pinakothek zeigt solche Schäden. Ein anderes Symptom äußert sich in wurmartigen, wülstigen Aufblähungen und Loslösungen des Pigments vom Malgrunde. Dies tritt häufig ein bei einer übermäßig mit Leim durchtränkten Leinwand. Bei Stucks großem Bilde ‚Der Krieg‘ tritt dieses Übel allmählich hervor. Auch einige andere mit Temperafarbe gemalte Bilder gehen vielleicht dadurch ihrem allmählichen Ruin entgegen.

Wie sich die pastose Malerei Segantinis halten wird, ist eine offene Frage. Bei zahlreichen Bildern, die entweder mit Ölfarbe auf Kreidegrund ausgeführt oder auf grobe, leicht grundierte Leinwand gemalt sind, entzieht der Grund der Farbe alle Nahrung und läßt sie bald stumpf und trocken erscheinen. Daher das häufige Restaurieren und Regenerieren der Bilder, das, wenn nicht von künstlerischen Händen ausgeführt, noch größere und schwerere Gefahren birgt.

Man wird in der Annahme nicht fehlgehen, wenn man diese Schäden als Auswüchse unseres modernen Kunstlebens betrachtet. Was soll man dazu sagen, wenn sich die Bilder eines Lehrers an Malschulen technisch unhaltbar erweisen? Man dürfte doch voraussetzen, daß jeder Künstler sein Handwerk versteht. Die alten Meister empfingen die Grundlagen ihrer Kunst in Werkstätten, wo sie sich zuerst im Bereiten der Malfarben und im Zurichten der Malgründe üben konnten. Die alten Maler setzten gewisse elementare Kenntnisse als selbstverständlich voraus. Auf unseren Akademien wird das Hand-

werk überhaupt gar nicht gelehrt. Jeder malt und experimentiert, wie er will. Der angehende Künstler trachtet vor allem darnach, daß er jedes Jahr ein Bild in die Ausstellung, dazwischen ein Dutzend andere zum Kunsthändler bringt. Wo soll bei diesem Kunstbetrieb ein rationelles Malverfahren einsetzen können. Man nimmt sich gar nicht Zeit zu den notwendigsten technischen Vorbereitungen. Wie oft werden alte oder neue, erst halb getrocknete Bilder übermalt und aus dem Atelier gegeben! Dies grenzt geradezu an ein betrügerisches Verfahren. Die Bilder sollten beim Verkaufe einer gewissenhaften Prüfung unterzogen werden. Wenn für Bilder Summen von 60 bis 100,000 M. gezahlt werden, so muß man sie doch als Wertobjekte betrachten, die die größte Sicherung und Gewähr für ihre Haltbarkeit bieten müssen. Uns sind von Dürer Verträge erhalten, die sich ausdrücklich auf die Güte und Haltbarkeit der Bilder und der dazu verwendeten Materialien beziehen. Dieser Modus, auf der Basis einer soliden, nüchternen Welt- und Lebensanschauung entstanden, wäre heutzutage gewissen Künstlern gegenüber, die aus der bloßen Stimmung herausarbeiten, am Platze. Wenn es der große Dürer nicht unter seiner Würde hielt, in den Briefen an seine Besteller des öftern zu versichern: ‚Habt nit Sorg der Farb halb, denn ich hab über 24 fl. Wert Farb darauf vermalt' (hat er doch bei manchen Bildern, wie er selbst sagt, für 25 fl. Ultramarin darein vermalt und spricht von einer Haltbarkeit von über 500 Jahren), so dürfte es auch unseren Modernen nichts verschlagen, etwas mehr Verantwortungsgefühl an den Tag zu legen und gewisse Garantien für die Haltbarkeit ihrer Bilder zu übernehmen.

Alexander Heilmeyer.

Musik.

Siegfried Wagner hat im Jahre 1899 mit seinem ‚Bärenhäuter' als Opernkomponist debutiert. Seitdem ließ er dem genannten Erstlingswerk innerhalb eines Zeitraumes von sechs Jahren drei weitere Musikdramen folgen, deren neuestes ‚Bruder Lustig' vor wenigen Wochen der Öffentlichkeit bekannt wurde. Kaum werden über einen Künstler so widersprechende Urteile gefällt als über den Erben von Bayreuth; allein in einem Punkt stimmen alle seine Kritiker überein, nämlich darin, daß seine Kunst durch eine überraschende Begabung und Hinneigung zum Volkstümlichen sich charakterisiert. Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die drei früheren Opern, so sehen wir in der Tat, daß überall da, wo das volkstümliche Element, sei es in der Dichtung oder in der Musik, zur Geltung kommt, das relativ Beste geleistet wird. Selbst in dem als Ganzes textlich wie musikalisch völlig verfehlten ‚Herzog Wildfang' bildet das kleine Lied vom Igel und vom Hasen einen derartigen Lichtpunkt. Das neueste Werk macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme, wie schon sein in Anlehnung an die alte Volkssage gedichtetes Textbuch verrät.

Im Mittelpunkt der Dichtung steht jener Heinrich von Kempten, genannt ‚Bruder Lustig', von dem uns die Gebrüder Grimm in der Sage ‚Otto mit dem Bart' berichten. Heinrich hat im Jähzorn den Truchseß des Kaisers erschlagen und rettet sich vor den gegen ihn anstürmenden Rächern der Tat dadurch, daß er rasch den Bart des Kaisers ergreift und abzuschneiden droht, wenn jemand noch einen Schritt wider ihn tue. So entrinnt er zunächst der Strafe; allein er muß vogelfrei umherirren, bis es ihm gelingt, unerkannt den Kaiser von verräterischer Gefangennahme zu befreien, womit er die Verzeihung und Huld seines Herrn sich wieder gewinnt. Mit dieser Sage hat Wagner eine Liebesgeschichte nicht ungeschickt verwebt und dem Ganzen durch die Hereinnahme des Zaubers der ‚Andreasnacht' (Quelle waren hier die ‚Mythen und Bräuche des Volkes in Öster-

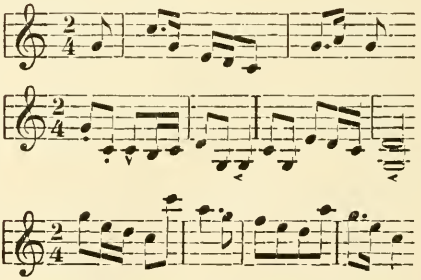
reich' von Th. Vernaleken) sowie der Figur der Hexe Urme (entnommen den ‚Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner' von Dr. H. v. Wlislocki) einen romantischen Anstrich gegeben, sowie einige weitere dramatische Verwicklungen ermöglicht. Mußte man früheren Textbüchern Wagners sprachliche Unbeholfenheit sowie Mangel an Konzentration und Klarheit vorwerfen, so bedeutet in dieser Hinsicht die Dichtung des ‚Bruder Lustig' einen teilweisen Fortschritt, freilich nur einen teilweisen; denn im einzelnen ist immer noch so manches unklar, und auch sprachliche Trivialitäten ließen sich gelegentlich aufweisen.

Und nun zur Betrachtung der Musik! Wer sich mit dem Musiker Siegfried Wagner beschäftigt, der muß, mag er nun zu den Gegnern oder zu den Freunden gehören, jedenfalls die große kompositorische Technik des Tonsetzers voll anerkennen. Die wirklich meisterhafte Handhabung der modernen Orchesterpolyphonie, der feine Sinn für instrumentale Klangfarben, der sich selbst aus dem mit Instrumentationsangaben versehenen Klavierauszug* erkennen läßt, sind sicherlich eine Frucht des Unterrichts, den Siegfried bei Meister Humperdinck genießen durfte. Ist dieser Reichtum an Polyphonie und Klangfarbe ein Charakteristikum der Musik Siegfrieds im allgemeinen, so ist die streng leitmotivische Gestaltung seiner Opernpartituren ein spezifisch dramatisch-musikalisches Element.

Die Stellung der modernen Musikdramatiker zum Leitmotiv ist eine sehr verschiedenartige. Gering ist die Zahl der Komponisten, die dieses stilistischen Mittels ganz entbehren zu können glauben. Eugen d'Albert in seinem ‚Tiefland' steht so ziemlich auf diesem Standpunkt. Die weitaus meisten dramatischen Tonsetzer sehen im Leitmotiv zwar einen integrierenden Bestandteil ihrer Kunst, ohne es jedoch zum alleinigen, formgestaltenden Element zu erheben. Eine kleine Schar von Komponisten dagegen geht darauf hinaus, die Verwendung des Leitmotivs gegenüber Wagner noch zu steigern. Charpentiers ‚Louise' gehört beispielsweise dieser letzteren Richtung an, und Siefried Wagner folgt derselben ebenfalls.

Nun hat aber diese Art der dramatischen Komposition ihre schweren Bedenken, denn eine gar zu konsequente leitmotivische Gestaltung führt leicht zu trockenem Schematismus. Man bedenke: Wenn jede für den dramatischen Verlauf bedeutsame Handlung ihr eigenes ‚Motiv' hat, ferner jede Person eine derartige musikalische Visitenkarte mit auf den Weg bekommt und nun, so oft etwas auf diese Handlung Bezügliches gesprochen oder getan wird, oder so oft die Person auftritt, jeweils das entsprechende ‚Motiv' in der Musik erscheinen soll, so bedeutet das eine starke musikalische Beschränkung. Über diese kann wohl die musikalische Potenz eines Genies wie Richard Wagner oder Beethoven hinweghelfen; für kleinere Talente bildet sie eine gefährliche Klippe.

Siegfried hat, um diese Beschränkung etwas zu mildern, jeder seiner Personen mehrere ‚Motive' beigegeben. Sehen wir aber nun, wie er diese an sich gute Idee verwirklicht! Seinen Titelhelden Heinrich charakterisiert der Komponist durch folgende drei Motive:*



* Eine bequeme Orientierung in den Leitmotiven ermöglicht der v. L. Karpath bei Brockhaus herausgegebene Opernführer zum ‚Bruder Lustig'.

* Erschienen bei Max Brockhaus in Leipzig.

Da haben wir den ‚Bruder Lustig', wie er leibt und lebt! Aber dreimal! Die drei Motive sind so innig stimmungsverwandt, daß der Komponist eigentlich mit allen dreien dasselbe sagt. Es wäre aber nun gerade naheliegend, wenn man schon einmal einer Person mehrere ‚Motive' beigibt, daß dann jedes Motiv eine andere Charakterseite des Helden ausdrückt; so wäre etwa bei Heinrich ein ‚Motiv' seines Jähzorns sowie seiner Tatkraft angebracht gewesen, welche beiden Eigenschaften für den Verlauf des Dramas ungemein wichtig sind. Überhaupt gilt für alle Leitmotive der Oper der Vorwurf, daß sie wenig charakteristische Verschiedenheiten aufweisen; das ist ein Mangel in der musikalischen Erfindungskraft, der sich freilich durch keine noch so vollendete Technik beseitigen läßt.

Musikalisch wie dramatisch am höchsten steht der zweite Akt. Bei der denselben einleitenden Hochzeitsfeier konnte Wagner seinem Talent für das Volkstümliche freien Lauf lassen, und so ist hier manches prächtig gelungen; erwähnt sei nur der liebenswürdige Walzer. Eine interessante Tonmalerei ist der Scherzchor: ‚Gockel, Gockel, Gockel,' der das Gackern der Hühner in einer realistischen Weise nachahmt, wie sie sich in der Vokalmusik des 16. Jahrhunderts (bei Jannequin, auch bei Lasso) gelegentlich findet. Durch hübsche volkstümliche Melodik zeichnet sich auch die Ballade der Urme im dritten Akt aus; im übrigen jedoch ist es dem Tonsetzer nicht gelungen, die richtigen charakteristisch-musikalischen Töne für diese Hexe zu finden, wie auch der Zauber der ‚Andreasnacht' nicht stimmungsvoll getroffen ist. Mit großer Liebe ist die Figur der Walburg, der Geliebten Heinrichs, gezeichnet; ihre Motive gehören zu den innigsten und empfindungstiefsten Tongedanken der Partitur. Etwas pedantisch und trocken ist die musikalische Partie des Kaisers ausgefallen; dagegen hat Wagner die spitzbübischen Stadtväter, die den Kaiser gefangen nehmen möchten, mit feinem musikalischen Humor ausgestattet. Überhaupt ist neben dem Volkstümlichen das Humoristische die stärkste Seite Siegfrieds; selbst die im ganzen verunglückte Figur der Urme hat davon gelegentlich gewonnen. Recht farblos ist die musikalische Zeichnung des Konrad, des Nebenbuhlers Heinrichs, ausgefallen. Sein Liebesduett mit Walburg setzt zwar mit ausdrucksvoller Melodik ein, bringt es jedoch zu keiner Steigerung.

Die Ouvertüre bringt eine musikalisch gefällige Übersicht über das gesamte thematische Material der Oper; musikalisch bedeutender noch ist das Vorspiel zum dritten Akt, ein ungemein klangkräftiges und kerniges Musikstück. Sollen wir zum Schluß ein Gesamturteil über Siegfried Wagners neuestes Werk abgeben, so wird dies dahin lauten müssen, daß ‚Bruder Lustig' eine erfreuliche Talentprobe eines namhaften Künstlers ist, welche günstige Ausblicke für die Zukunft eröffnet.

Dr. Eugen Schmitz.

Eine interessante Neuheit auf dem Gebiete der Märchenoper brachte das Münchener Hoftheater am 29. Oktober mit Friedrich Kloses ‚Ilsebill' zu Gehör. Die Dichtung von Hugo Hoffmann lehnt sich an das allbekannte Grimmsche Märchen vom Fischer und seiner Frau an; das Original erscheint in der dramatischen Bearbeitung in etwas vereinfachter konziserer Fassung; der Grundgedanke der Fabel, die Unersättlichkeit des einmal geweckten menschlichen Begehrens, ist schärfer herausgearbeitet; dafür ist aber die herzige, harmlose Gemütlichkeit des Volksmärchens vor lauter Stabreim und Philosophie ganz verloren gegangen. Die Musik Kloses wirkt vor allem durch eine mächtige Steigerung im Anschluß an die immer höher führende Lebensbahn der Fischersleute. Das stille Leben am See, das lustige Treiben auf dem Bauernhof, das glanzvolle Ritterleben, endlich der Pomp

der kirchlichen Herrlichkeit geben dem Komponisten Gelegenheit zu immer reicherer Entwickelung seiner Tonsprache, und bei der Peripetie, die aus der prunkvollen Kathedrale wieder zur ärmlichen Fischerwohnung am See führt, klingt zwar die schlichte Einleitungsmusik wieder an, allein sie erscheint unendlich vertieft und voll schmerzlicher Leidenschaft; hier steht auch die musikalische Erfindungskraft des Komponisten, die anderweitig manchmal stark nachläßt, am höchsten und erzielt eine wirklich eindrucksstarke künstlerische Wirkung.

Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes.

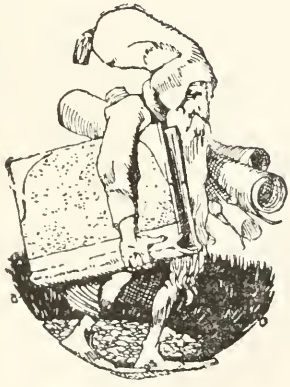
Das ‚(k.)' in Kürschners Literaturkalender. Die Zeit rückt heran, wo die sorgfältige Redaktion des Deutschen Literaturkalenders wieder wie alljährlich die bekannten Fragebogen an das Heer der deutschen Schriftsteller versendet. Das Formular wird zweifellos wieder das Ersuchen enthalten, diejenigen Autoren, welche ihrer ganzen Richtung nach katholischen Anschauungen huldigten, möchten dies durch den Zusatz ‚(k.)' kenntlich machen. Soviel ich sehe, haben bisher die allermeisten katholischen Schriftsteller diesem Verlangen entsprochen und genießen so den ‚Vorzug', unter all den tausenderlei im deutschen Schrifttum vertretenen Richtungen allein mit dem Weltanschauungsstempel auf der Stirn zu paradieren. Man darf aber wohl fragen, ob das damit — sicher ohne schlimme Nebenabsichten der verdienten Redaktion — beliebte Verfahren wirklich gerechtfertigt ist. An sich habe ich selbstverständlich nichts dagegen, daß jedermann erfährt, wer den Mut besitzt, den katholischen Gedanken publizistisch zu vertreten; es ist uns allen eine Ehre, katholische Schriftsteller zu sein und zu heißen. Aber wenn die Katholiken allein nach dieser Hinsicht auf Herz und Nieren erforscht werden, so könnte leicht der Verdacht entstehen, als ob durch das ominöse ‚(k.)' ihnen das Stigma der ‚Inferiorität' im bewußten Sinne aufgedrückt werden solle. Die Kennzeichnung der Weltanschauung, so schwierig deren Definition in den einzelnen Fällen auch sein dürfte, wäre ja an und für sich eine Bereicherung des Literaturkalenders, der durch sie an praktischer Brauchbarkeit gewinnen würde. Dann müßte aber im Interesse der ‚Parität' die betreffende Angabe allgemein durchgeführt werden. Wir müßten also verlangen, daß dann auch Zeichen aufgenommen würden z. B. für orthodox- oder liberal-protestantische, jüdische, atheistische, pantheistische, materialistische, nihilistische, meinetwegen auch buddhistische und spiritistische Weltanschauung, für Nietzscheaner, Theosophen, Ethische Kulturleute, für die Gemeinde Dr. Johannes Müllers e tutti quanti! Sollte jedoch der Redaktion dies zu mühsam oder undurchführbar erscheinen, so wird Herr Dr. Heinrich Klenz es wenigstens als konsequent und gerecht anerkennen, in Zukunft das ‚(k.)' überall da wegzulassen, wo es nicht ausdrücklich verlangt wird. Wer partout nach spezifisch katholischen Autoren sucht, dem steht ja der Katholische Literaturkalender zur Verfügung, welcher sich allerdings nicht ganz auf der Höhe befindet. Im übrigen kann man sehr gut katholisch sein, ohne mit seiner Gesinnung zu protzen und diese aus jeder Zeile, die man schreibt, aufdringlich durchleuchten zu lassen. Es darf demnach erwartet werden, daß die Redaktion des so nützlichen Kürschners Deutscher Literaturkalender, falls es für die nächste Ausgabe zu spät sein sollte, wenigstens von 1907 an in der erwähnten Beziehung eine gleichmäßige Behandlung eintreten lassen wird — so oder so!

J. M—r.

Eine neue Übersetzung der Bekenntnisse des hl. Augustinus. Soeben ist ein niedliches Werkchen zur Ausgabe gelangt, ‚Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus,' Buch 1—10, ins

Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn von Hertling, Freiburg, Herder 1905. Es setzt ein großes Maß von Begeisterung für das ‚wunderbare Buch' Augustins voraus, daß sich Freiherr von Hertling, der sich seit Jahren um das Geistesleben und die Gedanken dieses einzigartigen abendländischen Kirchenlehrers bemüht, nunmehr der Arbeit der Übersetzung unterzieht. Über Anlaß und Recht der gestellten Aufgabe, ihre besondere Art und die dabei selbst gezogenen Grenzen spricht sich der Übersetzer in der Vorrede aus. Eine kleine und präzise Abhandlung ‚zur Einführung' verbreitet Licht über das Wesen und den philosophischen Hintergrund der augustinischen Schrift. Die in jahrelangem Studium gründende Vertrautheit des Übersetzers mit der geistigen Welt Augustins kann der deutschen Wiedergabe seiner Gedanken nur zugute kommen. Darum wird auch jener, welcher nicht darauf verzichtet, die Confessiones in der Ursprache zu lesen, die Übersetzung gern einsehen und Genuß und Befriedigung finden an der sorgfältigen Treue der Übertragung, an der schlichten, durchsichtigen Klarheit und gefälligen Rundung ihrer Sprache. Bei dem gesteigerten Lesebedürfnis unserer Tage aber wird die neue Übersetzung — und das ist unser aufrichtiger Wunsch — vielleicht für viele, denen das Original unzugänglich bliebe, Gelegenheit und Anlaß sein, sich zur Lektüre eines Buches zu erschwingen, dessen Hochstand von der Flut der Zeitliteratur nicht erreicht und erschüttert wird, das die erhabensten Probleme des Geistes und Herzens mit der Bürgschaft der Wahrheit schildert, aber auch des Zaubers nicht entbehrt, den Kunst und Dichtung ihren Werken zu verleihen pflegen.

Dr. J. Endres.



Weihnachtsbücherschau.

Reiseerinnerungen aus Ostasien. Von Rupprecht Prinz von Bayern. Mit 33 Abbildungen. Lexikonformat. 441 Seiten. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1906. Preis geb. 12 Mk., in Halbpergament 15 Mk.

Wie bekannt, hat Prinz Rupprecht von Bayern in Begleitung seiner Gemahlin in Winter 1902 auf 1903 eine Reise nach Ostasien unternommen. In Gesellschaft des hohen Paares befanden sich Prinz Georg von Bayern und Universitätsprofessor Dr. Heinrich Mayr. Eine kleine Frucht dieser Reise haben die Hochlandleser schon vorweg gekostet in dem Artikel von Professor Mayr über ‚Die Entwaldung Nordchinas und ihre Folgen' (Nov.-Heft 1904). Nun aber erhalten wir die volle und reiche Ernte in den von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Rupprecht von Bayern selber geschriebenen Erinnerungen. Die hohen Herrschaften verließen am 26. Dezember 1902 zu Neapel den europäischen Kontinent. Die Reise ging über Aden, Colombo (auf Ceylon), der Insel Sumatra entlang nach Java, das für den königlichen Reisenden einen Gegenstand besonderen Interesses und Studiums bildete. Hier wurden viele Ausflüge gemacht, Krater besucht und schließlich der Gipfel des Bromo (2290 Meter) bestiegen. Vom östlichen Java ging die Fahrt über Singapore nach Hong-konk und vielen anderen bedeutenden Plätzen im Reich der Mitte, sodann nach Japan, von wo am 3. Juli 1903 die Heimreise durch Amerika angetreten wurde mit Rasttagen in Vancouver, einigen Hafenstationen der Rocky-Mountains und schließlich in Toronto, Niagara und New-York. Der größte Teil der Schilderungen und Beobachtungen entfällt auf China, dem Japan am nächsten steht. Die Beobachtungen erstrecken sich auf wirtschaftliche, politische, religiöse, naturwissenschaftliche, soziale und künstlerische Erscheinungen, umfassen also ein so großes Gebiet von Interessen, wie sie nur wenige selbst hochgestellte Reisende auf solchen Fahrten zu betätigen pflegen. Sowohl die literarischen und geschichtlichen wie auch die naturwissenschaftlichen Kenntnisse des hohen Reisenden machen diese Erinnerungen auch objektiv sehr wertvoll, ganz abgesehen von den wirtschaftlichen Erkenntnissen, die in reicher Fülle darin niedergelegt sind. Die Darstellung gewährt durch ihre vornehmruhige Objektivität einen eigenen Genuß. Ihr sind eine Anzahl von guten Abbildungen beigegeben, vermutlich nach Aufnahmen der hohen Reisenden selber. Da das prächtige Werk erst kurz vor Redaktionsschluß des Weihnachtsheftes erschien, muß ein näherer Bericht auf später verschoben werden.

M.

Der Papst, die Regierung und die Verwaltung der heiligen Kirche, so lautet nunmehr der Titel des bereits allbekannten, von der Leogesellschaft herausgegebenen Prachtwerkes (München, Allg. Verlagsgesellschaft), von dem nach überraschend kurzer Frist eine neue Auflage nötig geworden ist. Zum erstenmal wird hier das Wirken der katholischen Kirche in ihrem Mittelpunkt, dem ewigen Rom, in einer schriftstellerisch und illustrativ gleich mustergültigen Gesamtdarstellung vor Augen geführt, und man kann dem Werke, dessen Preis im Verhältnis zu dem Dargebotenen ein mäßiger ist, nur wünschen, daß es auch in seiner neuen Gestalt auf dem Familientisch recht vieler katholischer Häuser erscheinen möge. Es wird dazu beitragen, den freudigen Stolz auf die Herrlichkeit unserer heiligen Kirche zu mehren, den Einblick in die ungeheure Fülle geistigen Lebens und Wirkens, von dem dieser großartige Organismus durchströmt ist, vertiefen, die Liebe und das Vertrauen zu unserer geistigen Mutter mehren und stärken.

Die wesentlichste Veränderung liegt in der von Hauptverfasser Prälat P. M. Baumgarten ergänzten, mehr als hundertseitigen Lebensbeschreibung Papst Pius X., dessen mild-ernste Züge ein nach dem

Philipp Schumacherschen Porträt hergestellter Farbendruck vorzüglich wiedergibt. Aber auch in der inneren Disposition des Werkes sind höchst vorteilhafte Umgestaltungen vor sich gegangen. Die mehr statistisch und spezialbiographisch interessanten Einzelangaben der ersten Auflage über die Beamten der besonderen Verwaltungszweige sind nunmehr weggefallen, dagegen die Lebensbeschreibungen der Kardinäle ausführlicher gegeben. Der große Abschnitt über die Orden und religiösen Genossenschaften ist von P. Konrad Eubel O. M. C. ganz neu geschrieben worden. Kurzum, es ist alles geschehen, um das Werk des großen Gegenstandes würdig zu machen, dem es geweiht ist.

E.

Angelo Marchesans großangelegte Biographie ‚Papst Pius X. In Leben und Wort', die in der italienischen Ausgabe bereits zum Abschluß gelangt, erscheint gleichzeitig auch in deutscher Lieferungsausgabe, übersetzt von P. Kolumban Artho O. S. B. (Einsiedeln, bei Benziger u. Co.) Der Verfasser, ein früherer Zögling des Heiligen Vaters, nunmehr bischöflicher Seminarprofessor in Treviso und Protonotar, hat in seiner Darstellung des zur höchsten menschlichen Würde berufenen Mannes aus dem Volke den volkstümlich-herzlichen, aber zugleich durchaus sachlichen Ton sehr gut getroffen. Die Ausstattung durch den Verlag ist glänzend. Das Werk erweist sich in seinem bisher vorliegenden Teil als vorzüglich geeignet, der ehrfürchtigen Liebe zu unserem obersten Seelenhirten zugleich die höchste Verehrung seines persönlichen Wesens zuzugesellen.

E.

Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde von Professor Dr. Friedrich Ratzel. Erster Band mit 264 Abbildungen und Karten im Text, 9 Kartenbeilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung; zweiter Band mit 223 Abbildungen und Karten im Text, 12 Kartenbeilagen und 23 Tafeln. Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1901 und 1902.

Eines jener Werke, die, mögen sie auch in einzelnen Punkten überholt werden, ihren bleibenden Wert in sich selber tragen, die im Weiterschreiten der Wissenschaft einen Markstein bilden, einen Höhepunkt, von dem aus das gewonnene Terrain überschaut und der Ausblick mit Muße genossen werden kann. Denn eine so gewaltige, rein wissenschaftliche Leistung die beiden Bände beschließen, der ganze Stoff ist so souverän beherrscht und mit Leichtigkeit gestaltet, daß die Lektüre jedem einen hervorragenden Genuß bietet. Nichts von trockenen Deduktionen und Theorien, Einteilungen, denen man den Zwang anmerkt. Die Erde und das Leben ist als lebender Organismus behandelt. Der Verfasser anerkennt zwar die Notwendigkeit ‚der üblichen Klassifikationen der geographischen Erscheinungen aus praktischen Gründen', aber er wollte ‚die Fülle der Tatsachen nicht in deren Kategorien hineinzwängen'. ‚Es sind hier keine unübersteiglichen Begriffsschranken zwischen den Dingen aufgerichtet, die in der Natur durch unzählige Wirkungen und Übergänge verbunden sind.' So hat Ratzel tatsächlich ein Bild der Erde und des Lebens gegeben. ‚Denn,' schreibt er, ‚nach meiner Ansicht gehört zum Bild der Erde nicht bloß die Registrierung der geographischen Tatsachen, sondern auch ihre Wirkung auf Sinn und Geist des Menschen.' Durch die eingeflochtenen vergleichenden Beschreibungen wird das Werk besonders auch für den Nichtfachmann nur interessanter.

-ss.

Die ‚Kulturgeschichte der römischen Kaiserzeit' von Georg Grupp (2 Bände, München 1903 und 1904, Allgemeine Verlagsgesellschaft) bietet ein vorzüglich angeordnetes, übersichtliches und reichhaltiges Bild von den sozialen, sittlichen und geistigen Zuständen des behandelten Zeitraumes. Der Verfasser hat dabei keine eigentlich geschichtliche Darstellung gegeben, sondern nur das ganze Material nach zwei großen Hauptabschnitten angeordnet. Der erste Band stellt die Zustände dar beim ‚Untergang der heidnischen Kultur', der zweite Band schildert die ‚Anfänge der christlichen Kultur'. Im einzelnen dagegen ist (besonders in Band I) die nähere Einteilung keine historische, sondern eine sachlich-gegenständliche, so daß das Werk mehr den Charakter einer ausgeführten Enzyklopädie gewinnt, die aber bei der fesselnden Schreibweise des Autors trotz dessen enzyklopädischer Gelehrsamkeit jedwede enzyklopädische Langeweile völlig vermeidet. Die Nebeneinanderstellung der verrotteten Zustände römischer Dekadenz und des jugendkräftigen Aufblühens der höchsten sittlichen Kultur wirkt schon ganz von selbst als eine eindrucksvolle Apologetik, und es ist

daher dem Verfasser sehr zu danken, daß er die Tatsachen ruhig für sich in diesem Sinne wirken läßt. Daß er sich einige Streifblicke auf ähnliche Zustände und Kulturgegensätze der Gegenwart nicht ganz versagt hat, gibt seiner staunenswerten Darbietung, ohne die Objektivität im geringsten zu trüben, einen Reiz mehr. Die Gruppsche Kulturgeschichte ist durchaus dazu geeignet, weiteren Kreisen der Gebildeten eine anschauliche und zuverlässige Vorstellung von jenem bedeutsamen Zeitalter zu geben, das aus einleuchtenden Gründen im Geschichtsunterricht der höheren Schulen mehr nebensächlich behandelt wird, dessen nähere Kenntnis aber dem gereiften und nachdenklichen Betrachter nach vielen Seiten hin die wertvollste Aufhellung gibt.

Dr. H. M.

Georg Steinhausens ‚Geschichte der deutschen Kultur' (Leipzig und Wien 1904, Bibliographisches Institut) ist nach der Seite der Wirtschafts-, Stände- und Sittengeschichte wohl die hervorragendste gemeinverständliche Gesamtdarstellung, die wir besitzen. Der als hervorragender Kulturhistoriker bekannte Verfasser schöpft vielfach, wenn auch ganz selbstverständlich nicht überall, aus den ersten Quellen. Die Wahl seiner Beispiele und der reichen bildlichen Anschauungsmittel ist eine geradezu mustergültige. Dagegen kann nicht verschwiegen werden, daß die Geistesgeschichte mit ihren verschiedenen Sparten allzusehr in den Hintergrund tritt. Eine eigentliche deutsche Geisteskultur läßt Steinhausen eigentlich erst im Zeitalter der Aufklärung beginnen und betitelt daher seinen XI. Abschnitt bezeichnenderweise ‚Begründung einer nationalen Kultur durch einen gebildeten Mittelstand'. Für das Bildungsideal des Mittelalters, namentlich auch nach der religiösen Seite hin, fehlt ihm das rechte Verständnis, und gegen die Hauptträger dieses Bildungsideals, die Geistlichen, kommt eine den klaren Blick öfters trübende Animosität zum Durchbruch. Wie könnte ihm sonst z. B. bei Behandlung der Anfänge des Mittelalters (S. 130) der beschimpfende Satz entschlüpfen: ‚Überdies sorgten schon damals die Geistlichen dafür, daß die Keuschheit der Frauen und Jungfrauen nicht allzusehr überhandnahm', während er gegenüber den sittlichen Mißständen der höfisch-ritterlichen Zeit sehr wohl zu bedenken weiß, daß man ‚nicht gerade alle Äußerungen der Sittenprediger und Historiker als allgemein gültig hinstellen darf'. Diese Einseitigkeit des Standpunkts macht es uns unmöglich, das im übrigen durch Materialreichtum und eigenartige Gesichtspunkte hervorragende Werk bedingungslos zu empfehlen; sie soll uns aber auch nicht hindern, seine guten und vorzüglichen Seiten anzuerkennen.

E.

Simon P. Widmanns ‚Geschichte des deutschen Volkes' (Paderborn 1905, bei F. Schöningh) liegt in zweiter Auflage vor. Wir halten das von idealer Begeisterung und frischem Wahrheitsmut beseelte Buch für besonders geeignet, weiteren Volkskreisen und namentlich der herangewachsenen Jugend als Führer durch die Geschichte unseres Volkes zu dienen und in ihr die Liebe zu Christentum und Vaterland zu nähren und zu stärken, dieses gerade wegen der durchaus ruhigen, gefestigten und wissensreichen Art, in der der Verfasser seinen katholischen Standpunkt zu wahren weiß. — Wir benützen die Gelegenheit zu einem Hinweis auf das erfreulich rasche und glückliche Fortschreiten der von Widmann, Fischer und Felten herausgegebenen ‚Illustrierten Weltgeschichte' (München, Allg. Verlagsgesellschaft). Die achte Lieferung führt uns bereits bis nahe an den deutschen Bruderkrieg heran. Darstellung und Ausstattung genügen durchweg hohen Ansprüchen.

-r.

Das Pilgerbuch. Aus dem Franziskanischen Italien. Von Johannes Jörgensen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein Ledreborg. Zweite Auflage. Verlag der J. Köselschen Buchhandlung, Kempten und München.

‚Aus dem Franziskanischen Italien' hat Jörgensen sein Pilgerbuch betitelt. Der heilige Franziskus von Assisi, diese merkwürdigste Erscheinung der mittelalterlichen katholischen Kirche, ist allmählich eine Persönlichkeit von einer weit über die katholische, ja über die positiv-christliche Kirche hinausragenden Bedeutung geworden, ein Problem, an dessen ganzer geschichtlicher und individueller Erfassung nicht bloß mit der sorgfältigen Akribie des Historikers, sondern mit einer persönlichen Vorliebe gearbeitet wird. Was Wunder, daß der dänische Konvertit Jörgensen von dem Zauber dieser eigenartigen Persönlichkeit so mächtig angezogen wurde, daß er dem Drange nicht widerstehen konnte, denselben auf seine Weise auszukosten! Die Sehnsucht, ‚alle

diese Stellen zu sehen, welche die Geschichte oder Legende geheiligt hat,' das Verlangen, ‚dem großen Heiligen von Assisi auf seinen apostolischen Wanderungen über die Berge und durch die Städte zu folgen,' trieb ihn. Auf den Pfaden des heiligen Franziskus pilgerte er durch Italien; an den Ruheorten, die durch dessen Verweilen geweiht waren, machte er Station; die ‚Fioretti' waren seine Gedankenwelt. Der General der Minderbrüder hatte ihn den Mitgliedern des Ordens empfohlen; er möge überall die ‚heiligen Überlieferungen zu hören bekommen und die Erinnerungen über unsern Vater Franziskus sammeln können'. So ist das Buch über eine Reiseschilderung weit hinausgewachsen zu einem, wie geschichtlich interessanten, so rein persönlich bedeutungsvollen Dokumente.
K. W.

Die Geschichte der deutschen Literatur von Gustav Brugier ist ein Jahr nach dem Tod des verdienten Verfassers in elfter, nur wenig umgearbeiteter Auflage erschienen (Freiburg 1904, Herderscher Verlag). Das namentlich für Mädchenschulen beliebte Handbuch bietet eine im ganzen übersichtliche und durch gutgewählte Proben illustrierte Darstellung unserer Literaturentwickelung und kann für die ältere Zeit als ausreichend gelten. Dagegen hätte die Dichtung der Neuzeit eine eingehendere Neubearbeitung erfordert, als ihr diesmal bei dem aufs notwendigste beschränkten Verfahren zuteil geworden ist. Zwar ist das achte Buch neu geordnet worden, und die geographisch-landschaftliche Gruppierung kann als annehmbares Prinzip gelten, solange sich die rein literargeschichtliche Entwickelung der letzten Jahrzehnte erst unvollkommen überblicken läßt. Aber im einzelnen hat der Bearbeiter allzu vieles beim alten gelassen. Es hätten eine Menge überflüssiger Namen wegfallen und manche bedeutsame Erscheinung viel deutlicher herausgehoben werden müssen. — Höheren Ansprüchen genügt die binnen kurzem bereits in dritter Auflage erschienene Deutsche Literaturgeschichte von Karl Storck (Stuttgart, Muthscher Verlag). Das Werk hält geschickt die Mitte zwischen einem knappen Leitfaden und ausführlicher Darstellung. Es ist im ganzen anregend und sachlich zuverlässig geschrieben. Als eine erfreuliche Änderung der neuesten Auflage ist die stärkere Berücksichtigung der katholischen Dichter hervorzuheben. Unter anderen sind Handel-Mazzetti, Eichert, Jüngst, Heemstede neu aufgenommen worden. So begrüßenswert gerade diese Ergänzungen sind, so hätte doch auf der anderen Seite die Überfülle neuerer Schriftstellernamen eine wesentliche Beschränkung vertragen. Es wäre dann eher möglich gewesen, die Charakteristik der Beibehaltenen eingehender und eigenartiger zu gestalten.
Dr. S.

Gestalten und Probleme. Von Richard M. Meyer. Verlag G. Bondi, Berlin 1905.

Der bekannte Verfasser des vielbesprochenen Werkes ‚Die deutsche Literatur des 19. Jahrhunderts' hat hier eine Anzahl von Aufsätzen vereinigt, die ebensosehr durch ihre Themata als durch ihre Behandlung Beachtung verdienen. Vom Arbeitstisch des Goetheforschers stammen vier Essays: Goethe als Psycholog, Goethes Art, zu arbeiten, Goethe in Venedig und J. P. Eckermann. Die ersten zwei hängen eng zusammen, denn im zweiten ist die Arbeit des Dichters und Künstlers gemeint, und beanspruchen wohl das größere Interesse. Der Romantik sind drei größere Aufsätze gewidmet: Der Dichter des ‚Romanzero' (sehr unbefangen und vernünftig!), Wolfgang Menzel (geistreich, durch Streben nach Unparteilichkeit und Bemerkungen über die Verquickung von Außerästhetischem mit literar. Kritik sehr beachtenswert), und Heinrich Leo. Die ‚Übergangszeit' wird durch Bogumil Goltz und E. von Feuchtersleben vertreten, die Neuzeit durch Fontane, Zola u. Nietzsche als Künstler. Von den übrigen Aufsätzen sind sehr lesenswert: Betrieb und Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, Zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuchs und Die Grenzen des Irrtums. Der letztgenannte Aufsatz versucht in geistreicher Weise darzutun, daß dem menschlichen Geist kraft seiner ursprünglichen Anlage ein unbegrenztes Irren gar nicht möglich ist, daß aber schlimmer als Irrtum die Verwirrung sei, von der aus die Wahrheit schwerer zu gewinnen sei als vom reinen Irrtum aus; ein sehr richtiger Gedanke, für den die Gegenwart nur allzu viele Belege bietet.
K.

Eduard Mörikes Werke, die seit dem 1. Juli frei geworden sind, liegen bereits in zwei wohlfeilen Ausgaben vor. Die Göschensche Verlagshandlung, die vordem die zum Teil von Cotta übernommenen Verlagsrechte besaß, gibt unter dem Titel ‚Gesammelte Schriften von Eduard Mörike. In vier Bänden' eine sogen. Volksausgabe heraus, die sich als ein billiger Neudruck der früheren Ausgaben

darstellt. Die als ‚vier Bände' bezeichneten Teile bilden zusammen zwei kleine Oktavbände von gefälliger Ausstattung: hübscher, etwas kleiner Druck auf gutem Papier. Ein kleines ‚Leben des Dichters' leitet den ersten Band ein. — Eine ebenfalls in zwei Bände vereinigte Ausgabe von ‚Eduard Mörikes sämtlichen Werken in sechs Bänden' veranstaltete der rührige Verlag von Max Hesse als Teil seiner Sammlung billiger Klassikerausgaben (neuerdings auch bereichert durch sehr hübsche Ausgaben ausgewählter Werke von Brentano und Tieck). Für die Güte dieser zwar nicht philologisch-kritisch bearbeiteten, aber immerhin pietätvoll neu angeordneten Ausgabe bürgt der Name ihres Herausgebers Rudolf Krauß, des um die Erschließung zahlreicher Quellen für Mörikes Leben hochverdienten Stuttgarter Archivassessors. Krauß stellte die Ausgabe letzter Hand der Gedichte wieder her und verwies alle später hinzugekommenen Gedichte als zwei besondere Sammlungen in den Anhang. Dem Ganzen schickt er ein mit Liebe und Besonnenheit geschriebenes Leben des Dichters auf 260 Seiten voraus, was dieser Ausgabe noch einen besonderen Wert verleiht. Der Druck ist angenehm und in den Prosateilen erfreulicherweise größer als in den Gedichten. — Angesichts dieser wohlfeilen Ausgaben kann man ein auf den Tod Mörikes hin geäußertes Wort Gottfried Kellers wohl dahin variieren: ‚Wenn so billige Ausgaben nun seine Werke nicht unter die Leute bringen, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten.'

m.

Reuters Werke. Mit Reuters Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Seelmann. Kleine Ausgabe: 5 Bände in Leinen gebunden 10 Mk. Große Ausgabe: 7 Bände in Leinen gebunden 14 Mk. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

An Fritz Reuter-Ausgaben ist heute, nachdem die gesetzliche Schutzfrist für seine Werke abgelaufen ist, kein Mangel mehr. Die meisten sind unkritische Nachdrucke mit Einleitungen von Herausgebern, die sich die Aufgabe mehr oder minder leicht machten. Wem es nur darum zu tun ist, Fritz Reuter so obenhin zu lesen, wie man Feuilletonromane liest, der kommt natürlich mit jeder Ausgabe auf seine Kosten; nicht derjenige, dem Reuter mehr sein soll als Unterhaltungslektüre. Er wird sich nach einer gediegenen, zuverlässigen Ausgabe umsehen, die ihm neben einem sorgfältig revidierten Text auch alles andere an die Hand gibt, was zu dessen Verständnis und richtiger Beurteilung nötig ist. Eine solche Ausgabe verdanken wir Prof. Dr. W. Seelmann, dem hervorragenden Kenner niederdeutschen Schrifttums und Herausgeber des ‚Niederdeutschen Jahrbuchs'. Wie kein zweiter war er zu dieser Aufgabe vorbereitet und berufen. Jedem Werke sind trefflich orientierende Einleitungen des Herausgebers vorangestellt, die nach einer knappen Stofferzählung die Entstehungsgeschichte und die Aufnahme des Werkes berichten und sprachliche Eigentümlichkeiten erläutern. Die Ausstattung ist die geschmackvolle und gediegene von Meyers Klassiker-Bibliothek.

-u-

Geschichte der Musik. Von Dr. K. Storck. Zweite und dritte Abteilung. Muth, Stuttgart 1904 und 1905. Je 2 Mk. Gesamtpreis geb. Mk. 10.

Die frohen Erwartungen, die wir an das Erscheinen der ersten Abteilung knüpften (vergl. ‚Hochland' 1904, 2. Jahrg., S. 385), finden wir bei der Lektüre der zweiten und dritten Abteilung vollauf erfüllt. Was dem Verfasser besonders zugute kommt, ist seine reiche Kenntnis der Literatur und sein feiner Sinn für die Kunst überhaupt. Darum erscheint denn auch die musikgeschichtliche Entwickelung nicht losgelöst von den übrigen Kulturfaktoren, sondern im engsten Zusammenhang damit, was einerseits, zumal bei Nichtfachmusikern, das Verständnis wesentlich erleichtert, anderseits die Darstellung erwärmt und belebt. Es ist eine Freude, Storck in seinen Essays über die Bedeutung des ‚fahrenden Volkes', der Troubadours, des Minne- und Meistergesanges zu folgen. Treffend ist die Charakteristik des weltlichen und geistlichen Volksliedes im Mittelalter. Volle Gerechtigkeit widerfährt der kontrapunktischen Polyphonie der Niederländer, Italiener und Deutschen. Wertvoll präsentiert sich die Abhandlung über die ‚Renaissance' in der Musik; die prinzipielle Erörterung über ‚Musik und Drama' enthält Gedanken, die man exklusiven Wagnerianern gegenüber wohl einmal aussprechen darf. Was uns in der zweiten Abteilung auffiel, ist die u. E. zu schematische Erfassung Palestrinas. Es geht entschieden zu weit, bei Palestrina alles Subjektive auszu-

scheiden und das Unpersönliche als Charakteristikum der kirchlichen Tonkunst festzulegen. Das ergibt eigentümliche Konsequenzen, wie das Storck später selbst fühlte. Wir hätten überhaupt für Palestrina etwas mehr Raum und auch eine kurze Besprechung seiner Stellung zur mediceischen Choralausgabe gewünscht.

Die dritte Abteilung führt die Entwicklung der Oper je nach den verschiedenen Ländern weiter. Man erhält Aufschluß über das Werden des Deutschen Liedes, des Kunstgesanges, der Instrumentalmusik, des Oratoriums, der Passion. Sehr instruktiv und objektiv gehalten sind die Abschnitte über evangelische und katholische Kirchenmusik. Eingehend behandelt sind Händel und J. S. Bach, letzterer mit fühlbarer Vorliebe. Storck bezeichnet es geradezu als ‚wichtigste soziale Aufgabe unseres heutigen Musiklebens, Bachs Vokalwerke zum Volksbesitz zu machen' (S. 537), — ein Wunsch, dem man sich im großen Ganzen bei der zum Teil starken Verwässerung unserer modernen Musik nur anschließen kann. Von Gluck ist noch der Anfang geboten. — Storcks Werk ist in hohem Maße geeignet, zu ‚lebendiger Musikübung' zu erziehen; es befähigt den Leser, die musikalische Kunst im Rahmen des gesamten Kulturlebens richtig zu erfassen. Die schöne, zum Teil gehobene Diktion, frei von aller Künstelei und Aufdringlichkeit des Urteils, wirkt gewinnend.

Dr. Nik. Steinhauser.

Meyers Klassiker-Ausgaben: Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Professor Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe in 15 Bänden, große Ausgabe in 30 Bänden. — **Heinrich von Kleists Werke.** Mit Kleists Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen im Verein mit Dr. G. Minde-Pouet und Professor Dr. Reinh. Steig herausgegeben von Professor Dr. Erich Schmidt. Drei Bände. Verlag des Bibliographischen Instituts Leipzig und Wien.

In den letzten zehn Jahren hat sich mit jedem neuen Zuwachs das groß und planvoll angelegte Unternehmen von Meyers Klassiker-Ausgaben als eine mehr und mehr achtunggebietende Leistung erwiesen. Die Veranstaltung einer neuen, kritisch durchgesehenen und erläuterten Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken bildet gewissermaßen einen Höhepunkt. Die sog. kleine Ausgabe zu besprechen hatten wir bereits früher Gelegenheit. Sie umfaßt hauptsächlich die dichterischen sowie die abgerundeten biographischen Werke bis zur Kampagne in Frankreich. Diese 15bändige Ausgabe wird nun durch weitere 15 Bände, die eben im Erscheinen begriffen sind, zur großen ergänzt, die dann alles enthält, was wir heute, von den Briefen abgesehen, als Goethes literarisches Vermächtnis ansprechen. Bis jetzt liegen von der großen Ausgabe drei Bände vor, enthaltend die ‚Tag- und Jahreshefte' (Annalen), die Reisen in der Schweiz, am Rhein, Main und Neckar und Schriften über bildende Kunst I. — Auf schönem, gutem Papier gedruckt bietet sich der Text zu genußreicher Lektüre dar. Die in wohlbedachter Beschränkung gegebenen Fußnoten reichen vollständig aus. Sie werden ergänzt durch Anmerkungen am Schluß eines jeden Bandes, deren Zugehörigkeit zum jeweiligen Text mit Hilfe der bei diesem am Rande eingeführten Zeilenzählung erkannt wird. Jedem selbständigen Teil der Ausgabe sind knappe und doch hinlänglich orientierende Einleitungen der berufenen Herausgeber vorangeschickt.

Die neue Kleist-Ausgabe ist bis jetzt die erste und einzige, die dem Dichter vom wissenschaftlichen Standpunkt gerecht wird. Von Erich Schmidt besorgt zählt sie zu denjenigen philologischen Leistungen, die durch die Klarheit, womit hier eine scharf umgrenzte Aufgabe erkannt, durch die Akribie, mit der sie gelöst ist, zu den Musterarbeiten deutschen Gelehrtenfleißes gehören. Bis jetzt liegen uns drei Bände vor, die dichterischen Werke enthaltend. Sobald wir auch die restlichen zwei Bände mit den Gedichten, kleineren Schriften und Briefen haben, kommen wir auf die Ausgabe zurück. — Von den Bänden der Meyerschen Klassiker-Ausgaben kostet der in Leinwand solid und schön gebundene Band nur 2 Mk.

M.

Fra Giovanni Angelico da Fiesole, sein Leben und seine Werke. Von Stephan Beißel S. J. Zweite, vermehrte und umgearbeite Auflage. Mit Titelbild in Photogravüre, vier Separattafeln und 89 Textbildern. 4°. 128 S. Mk. 8.50; geb. Mk. 11. Herder, Freiburg.

Diese in ihrem historischen und erklärend ästhetischen Teil vortreffliche Monographie tritt zum zweiten Male, vermehrt und umgearbeitet, vor die Kunstfreunde. Es ist ein gutes Zeichen der Zeit, daß eine zweite Auflage schon nach wenig Jahren nötig wurde. Wie

unsere Gegenwart dem Heiligen von Assisi verstärktes Interesse und eine gewisse poetische Begeisterung entgegenbringt, so auch dem innigen Maler der Klosterzelle, dem seligen Angelico. Und diese Teilnahme dürfte sich in der Zukunft wohl noch steigern. Für sie kann diese Monographie ein trefflicher Führer sein. Zu bedauern ist, daß der Verfasser eine so schöne Abhandlung nicht anders schließen wollte als mit einem Ausfall gegen Böklin, der manchen Leser mit einem Mißton verläßt, der Sache selber aber nicht im geringsten dient. -u-

P. P. Rubens des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig 1905.

Der fünfte der Prachtbände, die die Deutsche Verlagsanstalt unter dem Titel ‚Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben' herausgibt. Über ein halbes Tausend Bilder mit kurzen, geschichtlichen Erläuterungen am Schluß, eine Einleitung, die mehr als biographische Daten eine Analyse von Rubens' Kunst mit Orientierung über das ganze Kunstleben seiner Zeit gibt, ein chronologisches Verzeichnis der Werke, ein Verzeichnis der Aufbewahrungsorte und Besitzer der Gemälde und zuletzt noch ein systematisches Verzeichnis, das ist wohl alles, was man von einem Bande über einen Künstler verlangen kann. Um die Individualität eines Künstlers oder das Wesen einer Kunstrichtung verstehen zu lernen, wird man ein solches Aufgebot gar nicht verlangen, aber als Sammelwerk — man möchte es eher ein Lexikon nennen — ist es von unentbehrlichem Wert. Auch für eingehendes, detailliertes Studium bringt es unschätzbaren Nutzen, da es mit denkbar größter Bequemlichkeit das reichhaltigste Material an die Hand gibt. W.

Die Meisterwerke der Königl. Gemäldegalerie zu Kassel. 209 Kunstdrucke nach den Originalgemälden mit einleitendem Text von Dr. Karl Voll, Franz Hanfstängl, München, London, New-York.

Dem gesteigerten Bedürfnis nach Kunstanschauung und -Vermittlung unserer Tage wird durch eine Reihe von Unternehmungen weitgehend Rechnung getragen. So läßt Franz Hanfstängl seine Maler-Klassiker erscheinen, die Meisterwerke der bedeutendsten Galerien Europas, deren sechster Band uns vorliegt. Für sich allein bekommen diese einzelnen Bände naturgemäß ihren Wert in den gleichen Grenzen, in denen die entsprechenden Gemäldegalerien ihn haben, so der vorliegende Band hauptsächlich für die holländische Kunst, von der die Kasseler Galerie eine reiche Sammlung mit wertvollen Stücken besitzt. Vereint ergeben aber diese Bände, die in ihrer Fortführung uns wohl später noch Anlaß zu eingehenderer Betrachtung bieten werden, ein reiches Kompendium der Kunstgeschichte nach Ländern, Zeiten und Künstlern. Zugleich sind die einzelnen Bände in ihren mustergültigen Reproduktionen ein nicht zu unterschätzender Ersatz für die persönliche Bekanntschaft mit den betreffenden Galerien. W.

Meisterwerke der Malerei. Alte Meister. Zweite Sammlung. Mit einem begleitenden Text und einem Vorwort von Geheimrat Dr. Wilhelm Bode. 24 Lieferungen à 3 Mk. Rich. Bong, Berlin.

Der ersten Sammlung dieser zur Zeit schönsten und billigsten Kunstblätter nach den besten Werken alter Meister hat sich sofort diese zweite angeschlossen, von der bis jetzt 9 Lieferungen vorliegen. Während früher neben Geheimrat Dr. Bode noch ein zweiter Mitarbeiter für die Texte zeichnete, ist diese neue Sammlung allein durch den Direktor der kgl. Gemäldegallerie zu Berlin besorgt und erläutert, so daß wir wohl auch für die Vollendung derselben das Beste hoffen dürfen. Aus dem Inhalt, der eine Anzahl von hochbedeutenden, aber in kleineren Sammlungen verborgenen Meisterwerken sozusagen erstmalig in eine größere Öffentlichkeit bringt, seien nur die herrlichen bekannten Schöpfungen erwähnt: Botticelli, Frühling, Correggio, Geburt Christi, Fra Angelico, Krönung Mariä, Holbein, Madonna (Darmstadt), Claude Lorrain, Abend am Meeresstrand, Michelangelo, Heilige Familie usf.

Die auf Kupferdruckpapier in der Größe von 51×38,5 wiedergegebenen Bilder (ca. 36—26) haben die Wirkung von Kupferdrucken, wie man sie in dieser Größe mit 10—15 Mk. pro Blatt bezahlte. Dank dem neuen Verfahren der Rastergravüre oder des Mezzotinto kosten diese Reproduktionen pro Blatt nur 1 Mk. Unter allen graphischen Darbietungen dieser Art sind daher die Blätter der ‚Meisterwerke der Malerei' wie kaum etwas anderes geeignet, als künstlerisch hochbedeutender und zugleich billiger Wandschmuck zu dienen. -u-

Unsere Kunstbeilagen.

Gherardo delle notti nannten die Italiener den am 27. April 1656 zu Utrecht, seiner Vaterstadt, 66jährig gestorbenen Gerard van Honthorst, da er mit Vorliebe Nachtstücke bei Kerzenbeleuchtung malte und in der Behandlung solcher Lichteffekte eine große Meisterschaft erlangte. Schon früh war er nach Italien (Rom) gekommen, wo er sich die Kunstweise des Caravaggio aneignete. 1619 malte er am Hofe des Königs Friedrich in Prag, dann bei König Karl I. in England. 1623 kehrte er in seine Heimat zurück. Caravaggio, Correggio, Rubens und Mierevelt übten auf seine Kunst großen Einfluß. Er war sehr fruchtbar, ein derber Realismus kennzeichnet viele seiner Gemälde. Zu seinen besten Werken gehört ‚Die Anbetung der Hirten' (Uffizien, Florenz), das hier als Heliogravüre wiedergegeben ist. Die Darstellung berührt schon leicht die Grenze, wo eine allzu realistische Individualisierung der einzelnen Figuren dem Ganzen die Weihe des künstlerisch Großen zu nehmen droht. Nur das Geheimnis des Lichtes vermag die Wirkung zu retten.

Zum Stifterjubiläum geben wir ein Bildnis Stifters nach dem Gemälde von Grandauer, als malerische Leistung kein Kunstwerk gerade, aber immerhin eine ehrliche Arbeit, die uns die Züge des liebenswürdigen Dichters mit Treue überliefert.

Zu Zeugen einer reizenden und zeitgemäßen holländischen Familienszene im 17. Jahrhundert macht uns Jan Steen in seinem Gemälde ‚Das St. Nikolasfest', das unter den vielen Werken von des Künstlers Hand im Rijksmuseum zu Amsterdam einen hohen Rang einnimmt. St. Nikolas hat soeben die Stube verlassen. Seine Spuren sind noch allenthalben sichtbar, für den Jungen links auch wohl fühlbar. Aber damit ihm die Rute doch nicht die einzige Erinnerung an diesen 6. Dezember sei, winkt ihm im Hintergrund die gutherzige Großmutter zu einer geheimen Freude und Entschädigung. Was dem Bild noch einen besonderen kunstgeschichtlichen Wert verleiht, ist der Umstand, daß wir hier zugleich einen Blick in das Heim des Malers selber tun: die Dargestellten sind Steens Eltern, seine Gattin Margarete und seine Kinder.

Unsere Musikbeilagen

bringen den Lesern zwei Weihnachtslieder von dem bei seinen Zeitgenossen berühmten Nürnberger Organisten und Komponisten Johann Staden (1581—1634) aus dessen ‚Hauß-Music' (Gesamtausgabe 1646). Im Original sind die Gesänge für Vokalquartett gesetzt, wurden jedoch von den Zeitgenossen auch so vorgetragen, daß man drei Stimmen auf der Laute, Clavicembalo ꝛc. spielte und die vierte dazu sang. Diese Vortragsart empfehlen wir auch unseren Lesern, dabei bemerkend, daß zum stilvollen Vortrag möglichste Freiheit im Takt (im Anschluß an die Deklamation des Textes) gehört. Vortragsbezeichnungen ꝛc. sind Zutaten des Herausgebers.

Dr. Eugen Schmitz.

Offene Briefe.

Pf. J. P. in B. Möglich, daß bei dem Gerücht von der Zensurierung des ‚Heiligen' von Fogazzaro der Wunsch gewisser Kreise Vater des Gedankens ist. Von einer Tatsache kann keine Rede sein. Die ‚Köln. Volkszeitung' gibt auf die Notiz in der ‚Augsburger Postzeitung' die einzig richtige Antwort. Die ‚Köln. Volksztg.' schreibt: ‚Einen eigenartigen römischen Bericht-

erstatter hat die „Augsburger Postzeitung". Er schreibt ihr aus Rom unterm 7. ds. Mts.: „Kürzlich erschien ein neuer Roman des Schriftstellers Foggazaro (lies Fogazzaro), der Il Santo (der Heilige) betitelt ist und im Geiste der Reformkatholiken die katholische Kirche umzumodeln versucht. Dabei geht es nicht ohne Angriffe auf einzelne Dogmen ab. Wie nun die Patria hört, ist der Roman, den die liberale Presse mit Freudengeschrei begrüßt hat, auf den Index gesetzt worden." Letzteres ist uns nicht bekannt, übrigens höchst unwahrscheinlich. Jedenfalls sollte sich der Herr in Rom hüten, einen der hervorragendsten katholischen Schriftsteller Italiens in dieser Weise zu behandeln. Ob er überhaupt Fogazzaro kennt? Schon die falsche Schreibung seines Namens erweckt Bedenken, und die Einkleidung als Reformkatholik ist nicht geeignet, diese Bedenken zu beschwichtigen. Es gibt eben Leute, die alles und jedes, was ihnen auf katholischem Gebiete nicht paßt, als „reformkatholisch" unter die Bank zu schieben versuchen, und man braucht durchaus nicht „Reformkatholik" zu sein, um diese Sorte von Kritik gebührend zu würdigen.' Soweit die Köln. Volkszeitung.

Im ‚Avvenire d'Italia' vom 5. November gibt der erste katholische Literaturkritiker Italiens, F. Crispolti, eine Charakteristik des Romans, worin es u. a. heißt: ‚Und in der Tat, möge Fogazzaro auch immer den fortschrittlich gesinnten Katholiken beigezählt werden, sein ‚Santo' ist stets bedacht, eine mittlere Stellung einzunehmen zwischen dem, was überkommener Brauch, und dem, was neue Bestrebungen sind. Diejenigen, die einen Heiligen erwarteten, dessen Gemütsart nach naturalistischer oder rationalistischer Methode konstruiert sei, oder dessen Betätigung lediglich in einem amerikanischen Aktivismus wurzle, finden sich vielmehr einem Heiligen gegenüber, wie er nicht besser von den frömmsten und ältesten Überlieferungen gezeichnet werden konnte, ganz erfüllt vom Geiste der Demut, des Gehorsams, der Armut, des Gebetes, bestärkt von übernatürlichen Visionen, erleuchtet, um durch die göttliche Gnade soviel Glaubenskraft in Seelen zu wecken, daß sie dort Wunder wirkt.... Diejenigen, die einen übertriebenen Intellektualisten in ihm erwarteten, finden einen Menschen, der allerdings an den durch intellektuelle Tätigkeit bewirkten religiösen Fortschritt glaubt, der sogar die größte Rücksicht auf diese Tätigkeit und ihre Freiheit empfiehlt, der aber wenig an die Wirksamkeit eines Intellektualismus glaubt, der nichts ist als Intellektualismus. Sagt er doch sterbend den Priestern: „Glaubet nicht, daß wir große menschliche Gelehrsamkeit nötig haben! Was wir brauchen, das ist große Ehrfurcht vor der Vernunft und großen Glauben an die „höchste und unteilbare Wahrheit".... Diejenigen, die einen „Heiligen" erwarteten, der mit Begeisterung alles dasjenige umfassen würde, was in dem katholischen Leben als modern in Vorschlag gebracht worden ist, werden vielmehr folgende Bedenken gegen die Modernität von ihm zu hören bekommen: „Meine Freunde," fuhr er mit müder und weicher Stimme fort, „höret mich noch einmal! Schriftgelehrte und Pharisäer, die gegen das Neue eifern, gibt es zu jeder Zeit und auch heute. Aber ich habe darüber zu euch nicht zu sprechen. Gott wird ihr Richter sein. Wir beten für alle, die nicht wissen, was sie tun. Aber vielleicht ist man in dem anderen streitbaren katholischen Lager (er meint die Reformkatholiken) auch nicht ohne Schuld. In diesem anderen Lager ist man berauscht von dem Gedanken des Modernen. Das Moderne ist gut, aber das Ewige ist besser. Ich fürchte, daß man dort dem Ewigen nicht gebührend Rechnung trägt.'

Bei der ganzen Hetze gewisser italienischer Organe ist doch nichts klarer als das Bestreben, diesen Roman sowie die von tausenden und abertausenden guter Katholiken verehrte Persönlichkeit Fogazzaros zu mißbrauchen, um Verwirrung und Streit in die katholischen Kreise hineinzutragen und kirchliche Organe zu Maßnahmen zu drängen, deren Folgen nur unheilvoll sein könnten. So erklärt sich auch, daß der von dem Augsburger Zentrumsorgan angerufene Simoni in dem liberalen Mailänder ‚Corriere della Sera' eine Charakteristik des Romans gibt, die die Tatsachen geradezu auf den Kopf stellt. Es ist von der ‚Augsburger Postzeitung' unverantwortlich, durch solche Gewährsmänner ihre Leser agitatorisch zu beeinflussen, da sie doch gleichzeitig gesteht, den Roman selber noch nicht zu kennen! — Der Barnabit Semeria in Genua hat sich übrigens entgegen der Meldung der Augsburger Postzeitung am Schluß einer Predigt warm für den Roman eingesetzt. Die ganze Predigt ist im Giornale d'Italia abgedruckt.

Berichtigung. Wir bitten im Novemberheft den Namen des Künstlers unter dem Bilde ‚Lesendes Mädchen' und im Bildertext in Georg Schuster-Woldan (statt -Woldau) zu ändern.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

Dritter Jahrgang. Januar 1906. 4. Heft.

Der Heilige.

Von

Antonio Fogazzaro.

I.

Lac d'amour.

Jeanne ließ das dünne Bändchen, in dem sie am Fenster gelesen hatte, geöffnet auf ihren Schoß sinken. Nachdenklich starrte sie auf das bleierne, ovale Wasserbecken, das zu ihren Füßen schlummerte, über das die Frühlingswolken huschten, die von Zeit zu Zeit die kleine Villa umschatteten und den einsamen Garten und die Bäume am jenseitigen Ufer und links die Brücke, rechts die stillen Wege, die sich hinter dem Beguinenhaus verloren, und die spitzen Dächer von Brügge, diesem großen, abgestorbenen Geheimnis. Ach, wenn diese Intruse, von der sie eben las, wenn dieser schauerliche Besuch gerade jetzt unsichtbar durch die Totenstadt schritte, wenn das kurze Gekräusel auf dem bleiernen Gewässer ihre Spur verriete, wenn sie schon das Ufer, die Schwelle des Häuschens erreicht hätte mit ihrer heiß ersehnten Gabe des ewigen Schlafes! Es schlug fünf Uhr; hoch oben, bei den weißen Wolken, sangen die magischen Stimmen zahlloser Glocken über die Häuser, Plätze und Straßen von Brügge den melancholischen Zauber,

der den Schlummer der Stadt in die Ewigkeit verlängert. Jeanne fühlte auf ihren Augen zwei kühle Hände, ein duftiges Wölkchen auf ihrem Gesicht, und auf ihren Haaren einen Hauch, ein geflüstertes ‚encore une intruse!', einen Kuß. Sie schien nicht überrascht. Sie erhob ihre Hand, um das über sie gebeugte Gesicht zu liebkosen, und sagte nur:

‚Guten Tag, Noëmi! Wollte Gott, du wärest l'Intruse!'

Noëmi verstand nicht recht.

‚Wollte Gott...? Was willst du damit sagen? Das mußt du mir gleich erklären.'

Jeanne stand auf.

‚Du würdest mich doch nicht verstehen,' sagte sie mit trübem Lächeln. ‚Wollen wir jetzt unsere Übung in der italienischen Konversation abhalten?'

‚Ach ja, bitte!'

‚Wo warst du mit meinem Bruder?'

‚Im Johannisspital, um Memling zu grüßen.'

‚Schön, sprich von Memling! — Nein, erzähle mir zuvor, ob Carlino dir Erklärungen gemacht hat!'

Das junge Mädchen lachte.

‚Ja, er hat mir den Krieg erklärt und ich an ihn.'

‚Und ich ihm, sagt man. Ich wollte, daß er sich in dich verliebte,' fügte Jeanne ernsthaft hinzu. Noëmi runzelte die Brauen.

‚Das möchte ich nicht,' sagte sie.

‚Warum? Ist er nicht liebenswürdig, geistreich, gebildet, distinguiert? Und dann, weißt du, ist er auch reich. Wir mögen den Reichtum immerhin verachten, aber er bleibt doch eine angenehme Sache.'

Noëmi d'Arxel legte ihre Hände auf die Schultern der Freundin und sah ihr in die Augen. Die forschenden blauen Augen waren ernst und traurig. Mit Festigkeit, durch die abwechselnd Mißtrauen, Unwille und Lachen wetterleuchtete, hielten die befragten braunen Augen diesen Blick aus.

‚Einstweilen,' sagte das junge Mädchen, ‚gefällt mir Herr Carlino, um Memling mit ihm anzusehen, vierhändig klassische Musik mit ihm zu spielen und auch, um mir Kempis vorzulesen, obgleich mir diese seine neue Liebe für Kempis als eine Profanation erscheint, wenn man bedenkt, daß er an nichts glaubt. Je suis catholique autant qu'on peut l'être lorsqu'on ne l'est pas; und doch, wenn ich einen Ungläubigen wie deinen Bruder so gut Kempis lesen höre, verliere ich beinahe selbst meinen christlichen Glauben! Außerdem mag ich ihn gern, weil er dein Bruder ist; aber das ist alles. O, diese Frau Jeanne Dessalle sagt manchmal Dinge, ... Dinge! Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ich weiß nicht. „Aber warte nur, du Rätsel!" pflegte meine Erzieherin zu sagen. Warte, du Rätsel!'

‚Auf was soll ich warten?‘

Noëmi legte einen Arm um den Hals der Freundin.

‚Ich will deine Seele erforschen mit einem Senkblei, das wundergroße, wunderschöne Perlen heraufördern soll und vielleicht auch einige Algen und ein wenig Schlamm aus dem tiefsten Grunde und vielleicht auch eine ganz, ganz kleine pioeuvre.‘

‚Du kennst mich nicht,‘ erwiderte Jeanne. ‚Unter all meinen Freunden bist du die einzige Person, die mich nicht kennt.‘

‚Aha, ich vermute, daß nur die, die dich anbeten, dich kennen, wie? O ja, das ist ja eine Manie von dir, zu glauben, daß alle Leute dich anbeten!‘

Jeanne zog wie üblich ein Mäulchen wie ein ungezogenes Kind.

‚Was für eine Närrin!‘ sagte sie. Aber schnell machte sie das Wort durch einen Kuß und eine halb lachende, halb klagende Grimasse wieder gut.

‚Die Frauen!‘ versetzte sie. ‚Ich habe dir immer gesagt, daß die Frauen mich anbeten. Willst du behaupten, daß du mich nicht anbetest?‘

‚Mais point du tout!‘ rief Noëmi. Jeannes Augen leuchteten vor Schalkheit und Vergnügen.

‚Auf italienisch sagt man: Ja, von ganzem Herzen.‘

Die Geschwister Dessalle hatten den verflossenen Sommer in Maloja verbracht, wo Jeanne sich bemüht hatte, eine liebenswürdige Gefährtin zu sein und, soviel es in ihrer Macht stand, ihre unheilbare Wunde zu verbergen, während Carlino in seinen mystischen Stunden in Sils Maria und dessen Umgebung Nietzsches Spuren suchte und in den weltlichen Stunden von Dame zu Dame flatterte, häufig in St. Moritz, sogar in Pontresina dinierte, mit einem Militärattaché der deutschen Gesandtschaft in Rom und mit Noëmi d'Arxel musizierte und mit deren Schwester und Schwager religiöse Gespräche führte. Die beiden Schwestern d'Arxel waren Waisen, von Geburt Belgierinnen, holländischen Ursprungs und protestantisch. Die ältere, Maria, hatte, nach einem eigenartigen und poetischen Idyll, den alten italienischen Denker Giovanni Selva geheiratet, der in Italien populär sein würde, wenn die Italiener größeres Interesse für religiöse Studien hätten; denn Selva ist vielleicht der unverfälschteste italienische Vertreter des fortschrittlichen Katholizismus. Maria war vor der Hochzeit zum Katholizismus übergetreten. Die Selva verbrachten den Winter in Rom, die übrige Zeit des Jahres in Subiaco. Noëmi, die dem Glauben ihrer Vorfahren treu geblieben war, lebte abwechselnd in Brüssel und in Italien. Nun war ihre alte Erzieherin, mit der sie zusammenwohnte, vor einem Monat, Ende März, in Brüssel gestorben. Weder Giovanni Selva noch seine Frau hatten, wegen eines Unwohlseins des ersteren, zu Noëmi eilen können, um ihr in diesen Nöten beizustehen. Jeanne Dessalle, die sich besonders an Noëmi attachiert hatte,

hatte ihren Bruder zu einer Reise nach Belgien, das er noch nicht kannte, überredet und darauf den Selva angeboten, an ihrer Statt nach Brüssel zu gehen. So kam es, daß sich Noëmi gegen Ende April mit den Dessalle in Brügge befand. Sie bewohnten dort eine Villa am Ufer des kleinen Gewässers, das man Lac d'amour nennt. Carlino hatte sich in Brügge verliebt und insbesondere in den Lac d'amour als Titel eines Romans, ohne allerdings viel mehr davon im Kopf zu haben als die prophetische Genugtuung, der Welt ein auserlesenes und originelles Meisterwerk der Kunst vorgezeigt zu haben.

‚En tout cas,' erwiderte Noëmi; ‚von ganzem Herzen? Nein.'

‚Warum?'

‚Weil ich im Begriff bin, mein Herz einer andern Person zu weihen.'

‚Wem?'

‚Einem Mönch.'

Jeanne erbebte, und Noëmi, die die Vertraute ihrer Freundin und ihrer unheilbaren Liebe für den verschwundenen Mann war, der vermutlich sich in irgend einer unbekannten klösterlichen Einsamkeit begraben hatte, zitterte, sie möchte den Ton für den Beginn einer Unterhaltung, die sie im Sinne hatte, vergriffen haben.

‚Apropos, Memling!' sagte sie, heftig errötend. ‚Wir wollten von Memling sprechen.'

Sie sagte es französisch, und Jeanne murmelte:

‚Du weißt, du sollst italienisch sprechen.'

Ihre Augen waren so traurig und so bitter, daß Noëmi nicht italienisch sprach, sondern ihr auf französisch die zärtlichsten Dinge sagte, sie um ein gutes Wort, um einen Kuß anflehte und auch beides erhielt. Es gelang ihr nicht, Jeanne aufzuheitern, die aber trotzdem, indem sie der Freundin mit beiden Händen das Haar glatt strich und ihr Werk dann liebevoll betrachtete, sie mit leiser Stimme beruhigte, sie möge nicht fürchten, sie beleidigt zu haben. Traurig, ja, das sei sie. Aber das sei keine Neuigkeit. Noëmi gab zu, daß sie in der Tat niemals heiter sei; heute aber erschienen die inneren Wolken dichter; es sei vielleicht Schuld der Intruse. ‚Vermutlich,' rief Jeanne mit einem Gesicht und einem Ausdruck, die andeuteten, die an ihrer Melancholie schuldige Intruse sei nicht jene erfundene des Buches, sondern der fürchterliche Sensenmann in Person.

‚Ich hatte einen Brief aus Italien,' sagte sie, nachdem sie Noëmis dringenden Fragen zuerst einigen Widerstand entgegengesetzt hatte. ‚Don Giuseppe Flores ist gestorben.'

Flores? Wer war das? Noëmi konnte sich seiner nicht entsinnen, und Jeanne machte ihr bittere Vorwürfe darüber, als ob ein solcher Mangel

an Gedächtnis sie ihres Amtes als Vertraute unwürdig mache. Don Giuseppe Flores wäre der alte venetianische Priester, der ihr die letzte Nachricht von Piero Maironi in die Villa Diedo gebracht hatte. Sie hatte ihn für den Ratgeber ihres Geliebten bei seinem Verschwinden aus der Welt gehalten, und es hatte ihr nicht genügt, ihm einen eisigen Empfang zu bereiten, sondern sie hatte ihn mit ironischen Anspielungen über seine Handlungsweise, die wahrlich eines Dieners der unendlichen Barmherzigkeit unwürdig sei, tief gekränkt. Der Alte hatte ihr mit soviel Einsicht in seinen ernsten, milden, andachtsvoll-weisen Worten geantwortet, sein schönes Gesicht hatte beim Sprechen so hoheitsvoll ausgesehen, daß sie ihn schließlich um Verzeihung gebeten und ihn aufgefordert hatte, sie manchmal zu besuchen. Er war auch wirklich zweimal gekommen, hatte sie aber nie zu Haus angetroffen. Darauf hatte sie ihn in seinem einsamen Landhaus besucht, und von diesem Besuch, von dieser Unterhaltung mit dem Greise, der einen so hohen Geist und ein so demütiges Herz und ein so warmes Gemüt besaß, der so ehrwürdig und dabei fast schüchtern in der Rede war, hatte sie unauslöschliche Erinnerungen bewahrt. Er war gestorben, so schrieb man ihr, indem er sich sanft dem göttlichen Willen empfohlen habe. Kurz vor seinem Tode hatte er eine ganze Nacht ohne Unterlaß von den Worten des treuen Dieners in der Parabel von den Pfunden geträumt: ‚Ecce superlucratus sum alia quinque,‘ und sein letztes Wort war gewesen: ‚Non fiat voluntas mea, sed tua.‘ Der Schreiber des Briefes wußte nicht, daß Jeanne trotz gewissen Erschütterungen ihres inneren Empfindens, trotz gewissen Anfällen eines religiösen Bedürfnisses Gott und die Unsterblichkeit der Seele ebenso unerbittlich wie früher als ewige Täuschungen zurückwies, und daß sie von Zeit zu Zeit in die Messe ging einzig und allein, um nicht in dem mißliebigen Lichte einer Freidenkerin dazustehen.

Sie erzählte Noëmi diese Einzelheiten von Don Giuseppes Tode nicht, aber in tödlicher Bitterkeit dachte sie darüber nach mit dem dunklen Bewußtsein, wie ganz anders ihr Los sich gestaltet haben würde, wenn sie auch so gläubig hätte sein können; denn im Grunde von Piero Maironis Seele hatte stets eine ataviſtische Frömmigkeit gelebt, und heute war sie davon überzeugt, daß sie an jenem Abend der Mondfinsternis, als sie ihm das Geständnis ihres Unglaubens abgelegt, ihr eigenes Elend in das Buch des Schicksals geschrieben hatte. Und sie dachte an eine andere unterschlagene Stelle des aus Italien gekommenen Briefes. Man sah ihr an, daß sie litt, obgleich sie nichts sagte. Schweigend drückte ihr Noëmi einen langen Kuß auf die Stirn; sie fühlte den geheimen Schmerz, der ihr Mitleid tief erregte; endlich löste sie ihre Lippen langsam, ganz langsam, als fürchte sie, eine feine, unsichtbare Verbindung der Seelen zu unterbrechen, und murmelte:

‚Wußte vielleicht dieser gute Alte, wo . . .? Glaubst du, daß er in Verbindung stand . . .?‘

Jeanne machte ein verneinendes Zeichen. In dem auf jenen schmerzreichen Juli folgenden September war ihr unseliger Gatte in Venedig am delirium tremens gestorben. Im Oktober war sie in die Villa Flores gegangen, und dort, in demselben Gärtchen, in dem auch die Marchesa Scremin ihr armes, gequältes Herz Don Giuseppe geöffnet hatte, hatte sie ihm den Wunsch ausgesprochen, Piero möge von diesem Todesfall unterrichtet werden; er möge erfahren, daß er ohne den Schatten einer Schuld an sie denken dürfe, wenn anders ihm das je beikommen sollte. Zuerst hatte Don Giuseppe sie sanft verwarnt, auf diesem Traume zu beharren, und dann hatte er ihr mit absoluter Glaubwürdigkeit versichert, daß er seit dem Tage seines Verschwindens niemals irgend eine Nachricht von Piero erhalten habe.

In der Furcht vor weiteren Fragen und peinlich berührt davon, daß unerfahrene Hände in ihrer Wunde wühlten, wollte Jeanne den Gegenstand ihrer Unterhaltung wechseln.

‚So erzähle mir also von deinem Mönch!‘ sagte sie. Aber gerade in diesem Augenblick ließ sich Carlinos Stimme im Vorzimmer hören.

‚Jetzt nicht,‘ erwiderte Noëmi, ‚heute abend.‘

Carlino trat ein, den Hals mit einem weißseidenen Tuch verbunden und wetternd gegen den Lac d'amour, der schließlich nichts sei als ein riesengroßer Reinfall und außerdem noch die Luft mit hassenswertem, kleinem Getier infiziere, das für seine Mandeln geradezu Gift sei.

‚Übrigens,‘ sagte er, ‚ist die Liebe selbst auch nicht viel mehr wert.‘

Noëmi wollte ihm verbieten, von der Liebe zu sprechen. Er, davon prechen, der so gar nichts davon verstünde!

Carlino dankte ihr. Er wäre gerade im Begriff gewesen, sich in sie zu verlieben; er hätte schauderhafte Angst davor gehabt. Diese Worte, in idealem Zusammenhang mit einer gewissen unordentlichen Feder auf einem abscheulichen Hut und mit gewissen Sätzen voll äußerst bürgerlicher Bewunderung für diesen langweiligen armen Teufel von Mendelssohn, hätten ihn à jamais gerettet. Die beiden fuhren fort, sich Impertinenzen zu sagen, und Carlino war trotz seiner geschwollenen Mandeln so sprudelnd, daß Fräulein d'Arxel ihn zu seinem Roman beglückwünschte.

‚Natürlich geht es sehr gut damit,‘ sagte sie.

‚O Gott, keineswegs!‘ erwiderte der Autor. Es ging keineswegs gut; auch hatte er sich in die Sackgasse einer ganz verzweifelten Situation verrannt. Er lernte die Schwierigkeit des Schriftstellers kennen, der in einem engen Schlund zwei Personen hat, von denen keine weder vorwärts noch

rückwärts kann, die eine fettleibig und gut, die andere schmächtig und herb, dem Fräulein d'Arxel zum Verwechseln ähnlich. Es verursachte ihm die Empfindung, als habe er zusammen eine Feige und eine Biene verschluckt wie jener unglückliche toskanische Bauer, der dieser Tage daran gestorben war. Das Bienchen verstand, daß er Lust hatte, darüber zu sprechen, und stach ihn so lange, bis er wirklich davon sprach. Sein Roman beruhte auf einem seltsamen Fall geistiger Ansteckung. Der Held war ein frommer, reiner und gelehrter französischer Priester von achtzig Jahren. Französisch? Warum französisch? Nun, weil die Persönlichkeit einer gewissen phantastisch-poetischen Färbung, einer gewissen sentimentalen Beweglichkeit bedurfte, und weil diese schönen Eigenschaften sich, nach Carlino, bei einem italienischen Priester nicht fänden, und wenn man auch tausend daraufhin untersuchte. Eines Tages ereignet es sich, daß zu diesem Priester ein Mann von viel Geist, der von furchtbaren Zweifeln in bezug auf den Glauben gequält wird, zur Beichte kommt. Nachdem die Beichte beendet ist, geht das Beichtkind beruhigt von dannen, der Beichtvater aber bleibt erschüttert in seinen eigenen religiösen Überzeugungen zurück. Hier sollte nun eine lange und ausführliche Analyse der aufeinanderfolgenden Gewissenszustände des Greises kommen, der von Tag zu Tage den Tod mit demselben Entsetzen erwartete, wie ein Schüler im Vorzimmer der Schule erwartet, daß die Reihe zum Examen an ihn kommt, und merkt, daß er absolut nichts mehr weiß. Er lebt in Brügge. Hier unterbrach ihn das feindselige Mädchen:

‚In Brügge? Warum?'

‚Weil ich sein Papst bin,' erwiderte Carlino, ‚und ihn hinschicke, wohin ich mag. Weil in Brügge das Schweigen des Vorhofes der Ewigkeit herrscht und der carillon, der im Grunde schon anfängt, mich zu langweilen, allenfalls für einen Chor der Engel gelten könnte, und endlich, weil in Brügge ein brünettes, schlankes, hochgewachsenes und, man kann auch sagen, intelligentes Fräulein lebt, obgleich sie schlecht italienisch spricht und von Musik nichts versteht.'

Noëmi verzog den Mund und kräuselte die Nase.

‚Was für Dummheiten!' sagte sie.

Carlino fuhr fort, er wisse noch nicht recht wie, aber schließlich würde auf irgend eine Weise die Brünette das Beichtkind des alten Priesters werden. Lachend verwahrte sich Noëmi: Wie denn? Dann sei sie es also gar nicht? Eine Abtrünnige? Zur Beichte gehen? Carlino zuckte die Achseln. Ein Narrenstück mehr, ein Narrenstück weniger, Protestantismus und Katholizismus wären ganz das gleiche. Der alte Priester also würde in der Berührung mit ihrem einfachen und sicheren Glauben seinen alten Glauben wieder finden. Hier machte Carlino eine Parenthese in seiner Erzählung, um

zu gestehen, daß er eigentlich gar nicht wisse, was für eine Art von Glauben Noëmi habe. Sie errötete und erwiderte, daß sie den protestantischen Glauben habe. Protestantisch, schon recht. Aber einfach? Aber sicher? Noëmi wurde ungeduldig.

‚Kurz und gut, ich bin Protestantin,‘ sagte sie, ‚und Sie brauchen sich um meinen Glauben nicht weiter zu bekümmern!‘

In der Tat stand Noëmi fest in ihrer Religion, nicht durch die Kraft von Vernunftgründen, sondern vermöge der liebevollen Verehrung für ihre Eltern, und in ihrem Innern hatte sie den Übertritt der Schwester nie gebilligt.

Carlino fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort. Eine geheimnisvolle Anziehung der Geschlechter bewirkt, daß der Greis eine Seelenharmonie mit dem jungen Mädchen zu gewinnen trachtet. ‚Konfuser Unsinn!‘ meinte Noëmi mit ihrer gewohnten Lippenbewegung. Aber Carlino fuhr unbeirrt fort. Das Feine, Neue, Auserlesene war eben gerade die Analyse dieses geheimen Einflusses des Geschlechts auf den alten Priester und auch auf das junge Mädchen.

‚Carlino,‘ rief Jeanne, ‚was fällt dir nur ein? Ein alter Mann von achtzig Jahren!‘

Carlino blickte in die Luft, als wollte er zu irgend einem unsichtbaren, überlegenen Freunde sagen: ‚Sie verstehen rein gar nichts!‘

Sein Wunsch war, den Priester noch älter zu machen, ihm neunzig Jahre zu geben, aus ihm eine Art Zwischenglied zwischen Mensch und Geist zu gestalten, der in den Augen die undurchdringlichen Tiefen der hereinragenden ewigen Dinge haben sollte. Und das junge Mädchen sollte jene rätselhafte Vorliebe für alte Männer im Blute haben, die bei ihrem Geschlecht gar nicht so selten und die das eigentliche Wahrzeichen edler Weiblichkeit ist, durch die das Weib sich vom Weibchen unterscheidet. Carlino fühlte die Fähigkeit in sich, göttliche Dinge zu sagen über diesen geheimnisvollen Zug, der die Jungfrau von vierundzwanzig Jahren zu dem neunzigjährigen Manne drängt, dem durchsichtig-bleichen Priester, der fast schon der Ewigkeit angehört, ob er schon weder gebückt noch zitterig ist, noch eine gebrochene Stimme hat. Es gibt solche Greise, die ihr hoher Geist der Zeit zum Trotz aufrecht erhält. Aber wie sollte alles das nun enden? Weder Jeanne noch Noëmi hatten eine Vorstellung davon. Nun ja, Carlino hatte es ja von Anfang an ganz richtig gesagt: Die Biene und die Feige, die weder herauf noch herunter können. Er wußte sich aber zu trösten. Schließlich ist dies Bedürfnis, ein Ende herbeizuführen, ein Krämervorurteil. Was auf Erden endet denn je? Schon recht, meinten die Damen, aber ein Buch müsse doch ein Ende haben. O gewiß! Die letzte Szene von unvergänglicher Schönheit würde

ein nächtlicher Mondscheinspaziergang des Priesters und des jungen Mädchens durch die Straßen Brügges sein, bei dem ihre Seelen sich zu Bekenntnissen fast wie Liebender, zu Träumen fast wie von Propheten erheben würden. Um Mitternacht würden die beiden sich vor den schlummernden Gewässern des Lac d'amour finden; regungslos würden sie dem geheimnisvollen Klange des carillon unter den Wolken lauschen, und da würde ihnen die sehnsüchtige Offenbarung einer Geschlechtlichkeit ihrer Seelen, einer Zukunft von Liebe auf dem Sterne Fomalhaut aufgehen.

‚Warum denn nun gerade auf dem Fomalhaut?' rief Noëmi.

‚Sie sind unausstehlich!' erwiderte Carlino. ‚Weil es ein wundervoller Name ist; er hat den Klang eines von deutschem Frost verhärteten, aber seelenvollen Wortes, das an der Sonne des Orients schmilzt.'

‚Herrgott, wie chemisch! Mir gefällt Algol.'

‚Sie und ihr Prediger können nach Algol gehen.'

Noëmi lachte, und Carlino nahm seine Zuflucht zu Jeanne. Welchen Stern sie vorzöge? Jeanne wußte nichts, sie hatte nicht aufgepaßt. Carlino war sehr aufgebracht darüber, schien ihr Vorwürfe machen zu wollen, weniger wegen ihrer Zerstreutheit als wegen der geheimen Gedanken, die Schuld daran waren; aber als fürchte er zu viel zu sagen, riet er ihr, über eine Philosophie des Rauches und der Wolken zu grübeln, zu träumen und zu schreiben. Als sie dann, gar nicht unzufrieden, sich entfernte, rief er sie zurück, um sie zu fragen, ob sie wenigstens gehört hätte, wie der Roman enden solle. Ja, das hatte sie gehört: mit einem Mondscheinspaziergang der Heldin und des Helden durch Brügge.

‚Schön,' sagte Carlino, ‚und da heute abend Mondschein ist, muß ich notwendigerweise von zehn bis zwölf mit dir und Noëmi spazieren gehen, um Notizen zu machen.'

‚Soll ich mich als Priester verkleiden?' fragte Jeanne im Hinausgehen. Noëmi wollte ihr folgen, aber Jeanne selbst bat sie, zu bleiben. Sie blieb, um Carlino zu versichern, daß er einer solchen Schwester unwürdig wäre. Carlino ging, um vom Notenständer einen Band Bach zu holen, wobei er brummte, daß sie nichts, aber auch gar nichts verstände. Das Geplänkel ging noch eine Weile fort, und selbst Bach konnte sie nicht sogleich besänftigen; eine ganze Weile fuhren sie fort, sich selbst beim Spielen zu zanken, zuerst wegen Jeanne, dann wegen falsch gegriffener Noten. Aber endlich überwältigte sie der klare musikalische Strom, den ihre Zornesausbrüche gleich schäumenden Steinen aufgerührt hatten, und er lief nun ruhig dahin, und der Himmel und schöne, idyllische Ufer spiegelten sich darin wider.

Jeanne hatte l'Intruse in ihr Zimmer mitgenommen, aber sie las nicht mehr darin. Ihr Zimmer sah gleichfalls auf den Lac d'amour. Sie

setzte sich ans Fenster und blickte über eine Brücke und die kahlen Gipfel runder Bäume durch die Häuser hindurch auf die phantastische Pyramide eines hohen, hohen Turmes, der von bläulichem Nebeldunst verschleiert war. Sie hörte das klare Gleiten der andachtvollen Bachschen Musik und dachte an Don Giuseppe mit der melancholischen Empfindung eines Menschen, der für immer von einem geliebten Hause scheidet und sich jeden Augenblick wieder nach ihm umsieht, und bei einer Biegung des Weges sieht er seinen letzten Erker, sein letztes Fenster entschwinden. Ihre Traurigkeit war mit einer lebhaften Unruhe vermischt. Man hatte ihr geschrieben, daß sich unter den Papieren des Verstorbenen ein versiegeltes Päckchen gefunden hätte mit der folgenden Aufschrift von seiner eigenen Hand: ‚Durch meinen Testamentsvollstrecker in die Hände des Herrn Bischofs zu übergeben.‘ Der Auftrag war ausgeführt worden, und Gerüchte, die aus dem bischöflichen Palast drangen, wollten wissen, das Päckchen habe einen Brief von Don Giuseppe an Seine Exzellenz und ein versiegeltes Kouvert enthalten, auf dem von anderer Hand geschrieben stand: ‚Nach Piero Maironis Tode zu öffnen.‘ Es wurde auch der Ausspruch des Bischofs hinterbracht: ‚Wir wollen hoffen, daß Herr Piero Maironi, Aufenthalt unbekannt, wieder erscheinen wird, um uns anzuzeigen, daß er gestorben ist.‘

Jeanne wußte nichts davon, daß Piero Maironi vor der Nacht, in der er von Haus entflohen war, ohne eine Spur zu hinterlassen, Don Giuseppe die niedergeschriebene Erzählung einer Vision seines eigenen zukünftigen Lebens und seines eigenen Todes übergeben hatte, und sie wußte auch nichts von dieser Vision, die Piero in dem Kirchlein neben der Irrenanstalt gehabt hatte, während seine Gattin im Todeskampfe lag.

Was mochte das versiegelte Päckchen enthalten? Sicher ein Schreiben von ihm. Aber welches? Ein Bekenntnis vermutlich, ein Bekenntnis seiner Schuld. Der Gedanke und die Art der Ausführung entsprachen nur allzu sehr dem ihm eigenen Mystizismus, seiner den Verstand überwiegenden Phantasie, seiner intellektuellen Physiognomie. Drei Jahre waren vergangen seit dem Tage, an dem Jeanne sich verzweifelt in Vena di Fonte Alta gesagt hatte, daß sie Piero nicht mehr lieben wollte, und daß sie nie etwas anderes auf der Welt lieben könnte. So liebte sie ihn noch jetzt, und wie vor Zeiten richtete sie ihn mit ihrem Verstande, unabhängig von ihrem Herzen: eine Unabhängigkeit, die ihrem Stolze wohltat. Sie beurteilte ihn streng in allen seinen Handlungen, in seinem ganzen Gebahren, von dem Augenblick an, in dem sie ihn im Kloster zu Praglia mit unwiderstehlicher Gewalt erobert hatte, bis zu dem Augenblick, wo bei dem Bassin des Auqua Barbarena ihre Lippen sich vereint hatten. Er hatte sich unfähig gezeigt, zu lieben, unfähig, zu handeln, unentschlossen, von weiblicher Schwäche in

der Wandelbarkeit seiner Seelenzustände. Das war es, weibisch war er gewesen, bis zum letzten. Weibisch, unfähig, seiner mystischen Hysterie mit mannhafter Urteilskraft zuleibe zu gehen. Vielleicht war die Aufrichtigkeit dieses Urteils ein wenig getrübt, es haftete ihm eine gewollte Schärfe an, ein vergeblicher Versuch der Auflehnung gegen die übermächtige, unbezwingbare Liebe.

Wenn er Mönch geworden war, so sah Jeanne voraus, daß es ihn reuen werde. Er war zu sinnlicher Natur. Nach der ersten Periode des Schmerzes und der Inbrunst würde seine Sinnlichkeit wieder erwacht sein und würde ihn zur Empörung gegen einen Glauben führen, der mehr in den Empfindungen und Gewohnheiten der Jugendzeit als in dem Intellekt wurzelte. Aber war er wirklich in ein Kloster eingetreten? Jeanne war es, als ob der gewaltige Turm von Notre Dame mit der schlanken Spitze, die wie ein Pfeil in den Himmel strebte, die traurigen Mauern des Beguinenhauses und das trübe, stagnierende Wasser des dunklen Lac d'amour, ja selbst das feierliche Schweigen der toten Stadt ihr ein Ja zuriefen; aber sie wollte ihnen nicht glauben, es wäre abergläubisch.

* * *

‚Wohin gehen wir?' fragte Jeanne um zehn Uhr, indem sie sich die Handschuhe anzog, während Carlino der Noëmi das eine Ende seines überlangen Schals zum Halten gegeben hatte, sich das andere Ende im Nacken befestigte und sich dann wie eine Spindel um seine eigene Achse drehte, bis das Tuch aufgerollt war und seinen Hals dicker erscheinen ließ als seinen Kopf.

‚Und der neunzigjährige Priester muß wirklich ich sein?'

Carlino ärgerte sich, weil Noëmi lachte und den Schal nicht so straff hielt, wie es ihre Pflicht war.

‚Du oder sie, das ist gleich,' antwortete er, als Noëmi, nachdem sie ihm den Schal mit einer Nadel befestigt hatte, den also eingewickelten Dichter freigab. ‚Und geht, wohin ihr Lust habt! Es kommt nur darauf an, daß ihr jetzt in das Stadtinnere geht und auf der anderen Seite des Lac d'amour zurückkommt. Und sprecht von Dingen, die euch sehr interessieren!'

‚Wenn Sie dabei sind,' entgegnete Noëmi, ‚wie wäre das möglich?'

Carlino setzte ihr auseinander, daß er sie nicht begleiten, sondern hinter ihnen her gehen würde, Notizbuch und Bleistift in der Hand. Ab und zu müßten sie jedoch, wenn es ihm beliebte, stehen bleiben, und wenn er ihnen irgend einen anderen Wunsch ausspräche, ihm gehorchen.

‚Gut,' sagte Noëmi. ‚Gehen wir also zunächst zu den Schwänen des Quai du Rosaire!'

Sie machten sich auf den Weg nach Notre Dame. Carlino blieb zwanzig Schritt hinter den Damen zurück. Im Anfang fand in den einsamen Straßen ein fortwährendes Scharmützel zwischen dem Vortrab und der Arrieregarde statt. Der Vortrab ging zu schnell, und Carlino rief: ‚Mit neunzig Jahren? Mit neunzig Jahren?‘ Oder der Vortrab lachte, und Carlino rief wieder: ‚Aber was tut ihr? Was tut ihr? Still doch!‘ Oder man blieb stehen, um eine alte Kirche, die im Mondlicht seltsam ragenden Giebel und Zinnen, den Friedhof neben der Kirche zu bewundern, und Carlino schalt: ‚Aber so sprecht doch, unterhaltet euch, bewegt euch! Steckt nicht die Nase in die Luft!‘ Im Vortrab empörte man sich; die schärfsten Antworten kamen von Noëmi. Sie drehte sich auf dem Absatz herum, stampfte mit den Füßen und erklärte, umkehren zu wollen, wenn dieser langweilige Schriftsteller in seinen Wickeln nicht endlich mit Befehlen und Vorwürfen aufhörte. Da flüsterte Jeanne ihr zu:

‚Erzähle mir von deinem Mönch!‘

‚Ach ja, der Mönch!‘ antwortete Noëmi und rief Carlino zu, daß sie ihn zufrieden stellen würden, aber er dürfe ihnen nicht näher kommen.

Auf dem Quai du Rosaire waren die Schwäne nicht mehr zu sehen, die Noëmi am Morgen beobachtet hatte, wie sie sich im Kanal stolz brüsteten, mit ihren langsamen Furchen die trüben Spiegelbilder jenes Gewirrs von Häusern und Häuschen zerstörend, die wie gesättigte Bestien ihre langen, langohrigen Gesichter aus dem Wasser erheben und — die einen nach der einen, die anderen nach der anderen Seite — blöde dreinblicken unter dem Schutze des ragenden Turmes der ‚Hallen‘. Jetzt schien der Mond schräg auf die Häuser, zeichnete die Schatten der einen auf die anderen ab und verklärte Giebel und Dachfirste, die Spitze eines alten, dem Hute eines indischen Zauberers gleichenden Turmes und hoch über der ganzen Szenerie das ragende, achteckige Diadem des gewaltigen Turmes. Aber das dunkle Wasser berührten seine Strahlen nicht. Dennoch blickten Jeanne und Noëmi, die unaufhörlich sprach, über das Geländer der Brüstung geneigt, lange hinunter in das schwarze Wasser, so lange, daß Carlino Zeit hatte, drei oder vier Seiten seines Taschenbuches anzufüllen und sogar die Ornamente abzuzeichnen, mit denen ein ehrgeiziger brüggischer Kaufmann auf der Fassade seines Hauses die denkwürdige Jahreszahl 1716 eingefaßt hatte, an welchem es zum erstenmal Sonne, Mond und Sterne beschienen.

Der Mönch war ein Benediktiner aus dem Kloster Santa Scolastica in Subiaco. Er hieß Don Clemente und war ein Bekannter der Selva. Giovanni war ihm das erstemal zufällig auf der schmalen Straße nach Spello in der Nähe gewisser Ruinen begegnet. Er hatte ihn nach dem Weg gefragt, und

sie waren in ein Gespräch gekommen. Er mochte wenig über dreißig Jahre alt sein und hatte das Aussehen und Wesen eines vornehmen Herrn. Man hatte erst von den Ruinen gesprochen, dann von den Klöstern und dem Orden, schließlich über Religion. Selbst die Stimme des Benediktiners strömte wie einen Geruch von Heiligkeit aus. Dennoch fühlte man den auf modernes Wissen und Denken gerichteten Geist durch. Sie hatten sich mit dem gegenseitigen Wunsch und dem Versprechen, sich wiederzusehen, voneinander getrennt. Giovanni hatte die geistige Atmosphäre wohlgetan, die den jungen Mönch, dessen Gesicht von einer inneren Schönheit widerleuchtete, umgab. Und der junge Mönch hatte den Reiz von Giovannis religiöser Kultur empfunden, den Reiz der neuen Horizonte, die die kurze Unterhaltung seinem nach dem Lichte der Vernunft verlangenden Glauben eröffnet hatte. Giovanni hatte in Subiaco von einem jungen Mann vornehmer Herkunft sprechen hören, der wegen des Todes einer geliebten Frau das Kleid der Benediktinermönche in Santa Scolastica genommen hatte. Er zweifelte nicht, daß dieser es sei. Er hatte dann noch andere Klosterbrüder nach ihm gefragt, ohne etwas aus ihnen herausbringen zu können. Aber sie hatten sich zu wiederholtenmalen gesehen und lange miteinander gesprochen. Giovanni hatte Don Clemente Bücher geliehen, und Don Clemente war in das Haus Selva gekommen und hatte Maria kennen gelernt. Er hatte sich als ausübenden Musiker zu erkennen gegeben und hatte ihnen, als Selva das langsame Aufsteigen der Sonne am Horizont, von dem ersten rötlichen Schimmer durch die Morgennebel bis zu ihrer triumphierenden Mittagsglorie, dem langsamen Sichoffenbaren Gottes, vom feurigen Rauch auf der steilen Felshöhe des Sinai bis zu der Siegesglorie, die sich noch nicht völlig vor dem Geist des Menschen entfaltet habe, verglich, einen ‚Psalm der Morgenröte‘, eine eigene Komposition für Orgel und Gesang vorgetragen. Ein anderes Mal hatte Giovanni ihm die Frage, über die er schon mit Noëmi debattiert hatte, vorgelegt: ob die menschlichen Seelen beim Scheiden aus diesem Leben sogleich ihr künftiges Schicksal kennen lernen. Don Clementes Antwort hatte gelautet, daß nach dem Tode . . .

Bei diesem Punkte von Noëmis Erzählung fuhr Carlino mit der Frage dazwischen, ob er vielleicht drei Tabernakel aufschlagen solle, um die Nacht hier zu verbringen. Die Damen richteten sich auf und schlugen den Weg nach der Rue des Laines ein.

‚Die Antwort lautete,‘ fuhr Noëmi fort, ‚daß nach dem Tode aller Wahrscheinlichkeit nach die menschlichen Seelen sich wie in diesem Leben in einem Zustand und einer Umgebung, die durch Naturgesetze geregelt seien, befinden würden und man, wie in diesem Leben, die Zukunft

nur aus gewissen Anzeichen vermuten könnte, jedoch ohne eine Sicherheit zu haben.‘

Ein einsamer Wanderer, dem sie beim Einbiegen in die enge, dunkle Straße begegnet waren, kehrte um und fixierte im Vorbeigehen scharf die Damen. Jeanne gab vor, sich vor diesem Menschen zu fürchten. Sie blieb stehen, rief Carlino und schlug vor, nach Hause zurückzukehren. Ihre Stimme war tatsächlich erregt, aber Carlino mochte nicht glauben, daß sie ernsthaft Furcht habe. Furcht, wovor? Sah sie nicht dort, nur wenige Schritte entfernt, die Lichter von der Grande Place? Im übrigen kannte er jenen Mann, und er würde ihn in seinem Roman anbringen. Er war der Bruder von Edith Schwanenhals, jetzt ein Geist der Finsternisse, verurteilt, nachts durch die Straßen von Brügge zu irren, zur Strafe, weil er versucht hatte, die heilige Gunhild, König Harolds Schwester, zu verführen. Jedesmal, wenn Carlino sich des Nachts in die einsamsten Stadtviertel von Brügge wagte, hatte er wie zufällig diesen unheimlichen Menschen dort herumirren sehen.

‚Eine hübsche Art, die Menschen zu beruhigen!‘ entgegnete Noëmi.

Carlino zuckte die Achseln und erklärte die Begegnung für ein Glück, weil sie ihm den Namen Gunhild in Erinnerung gebracht hatte für seine Heldin, denn Noëmi sei ein Name für Schwiegermütter.

In dem dunklen Schatten der gewaltigen ‚Hallen‘, die sich zur linken der Straße gleichsam auftürmten, streifte der unheimliche Mann, der wiederum umgekehrt war, fast Jeanne, die diesmal im Ernst zusammenschauderte. In demselben Augenblick begannen die zahllosen Glocken durch die Wolken über ihrem Haupt zu läuten.

Sie preßte, ohne zu sprechen, konvulsivisch Noëmis Arm. Schweigend schritten sie über den Platz. Carlino führte sie links in eine Straße, die gleichfalls verlassen, aber vom Mond, der über den dunklen, gezackten Giebeln der Häuser stand, in Licht gebadet war. Jeanne flüsterte ihrer Gefährtin zu:

‚Laß uns schnell nach Hause eilen!‘

Aber Carlino griff bei dem Klange von Tanzmusik, der aus dem Hotel de Flandre drang, nach seinem Taschenbuch und befahl ihnen, stehen zu bleiben. Noëmi machte eine Bemerkung über das Hotel de Flandre, wo sie vor Jahren einmal gewohnt hatte, als Jeanne plötzlich unvermittelt fragte:

‚Ist es Maria, die dir eine so lange Geschichte schreibt?‘

Noëmi antwortete, weniger erstaunt als etwas zögernd und unentschlossen:

‚Jawohl, Maria.‘

‚Ich begreife nicht,‘ entgegnete Jeanne, ‚weshalb sie sich all diese Mühe gegeben hat.‘

Noëmi antwortete nicht. Carlino befahl, daß man sich wieder in Bewegung setze.

Sie gingen weiter, ohne daß Noëmi sprach.

‚Nun,‘ begann Jeanne von neuem, ‚warum mag sie sich dieser Mühe unterzogen haben?‘

Noëmi sagte nichts. Jeanne schüttelte ihren Arm, den sie noch immer hielt.

‚Du antwortest nicht? Woran denkst du?‘

Obwohl alle beide jetzt schwiegen, hörten sie doch nicht Carlino, der ihnen zurief, nach links umzubiegen. Ganz zornig kam er ihnen nachgeeilt, nahm sie, Verwünschungen ausstoßend, bei den Schultern und schob sie in eine andere Straßenbiegung. Mechanisch gehorchten sie, ohne zu hören, was und wie er sprach.

‚Du antwortest nicht?‘ wiederholte Jeanne erstaunt und verletzt.

Jetzt drückte Noëmi ihren Arm an sich.

‚Laß uns warten, bis wir zu Hause sind!‘ sagte sie.

Carlino rief ihnen zu: ‚Bleibt unter den Bäumen stehen!‘

Aber Jeanne blieb sofort stehen; vor ihr öffnete sich plötzlich ein breiter Platz mit niedrigen Bäumen und dem großen Seitenflügel einer altertümlichen Kathedrale im hellen Mondesglanz. Sie blieb stehen, und den Arm, den sie in Noëmis Arm gelegt hatte, ausstreckend preßte sie ihre Hand mit festem Griff und sagte schmerzbebend:

‚Noëmi, sage es mir gleich, hast du deiner Schwester etwas erzählt?‘

Carlino rief ihnen zu, daß sie auch dort stehen bleiben könnten, aber eine interessante Unterhaltung simulieren müßten.

Noëmi antwortete der Freundin mit einem so leisen, so zaghaften Ja, daß Jeanne sofort alles begriff. Maria Selva glaubte, daß ihr Mönch, dieser Don Clemente, Piero Maironi sei.

‚Himmlischer Vater!‘ rief sie aus, Noëmis Hand fast zerdrückend. ‚Aber sagt sie es, spricht sie es aus?‘

‚Was?‘

‚Welche Frage!‘

Mein Gott, welche Mühe kostete es, dieses Geschöpf zum klaren und deutlichen Reden zu bringen! Jeanne ließ sie los, aber erschreckt hing sich die andere gleich wieder an ihren Arm.

‚Bravo!‘ rief Carlino. ‚Aber nicht übertreiben!‘

‚Verzeihe mir!‘ flehte Noëmi. ‚Es ist schließlich nur eine Annahme, eine Vermutung. Ja, sie sagt es.‘

‚Nein,‘ entgegnet Jeanne fest, die Annahme und Vermutung von sich weisend. ‚Nein, er ist es nicht, es ist unmöglich. Er hat niemals Musik getrieben.‘

‚Nein, nein, er wird es nicht sein,‘ beeilte sich Noëmi ihr zuzuflüstern, denn Carlino näherte sich ihnen. Als er sie erreicht hatte, lobte er sie und sprach den Wunsch aus, daß sie langsam unter den Bäumen weitergehen sollten.

Im Schatten der Bäume beklagte Jeanne sich fast unwillig, daß die Freundin gerade diesen Augenblick gewählt, um ihr eine solche Mitteilung zu machen, daß sie nicht früher zu Hause davon gesprochen habe. Und wieder beteuerte sie, daß dieser Benediktiner Maironi nicht sein könne, daß Maironi sich niemals mit Musik beschäftigt habe. Noëmi rechtfertigte sich. Sie habe die Absicht gehabt, bei der Rückkehr vom Johannisspital vom Besuch bei Memling zu sprechen, aber Jeanne sei schon so traurig gewesen. Dennoch würde sie gesprochen haben, wenn nicht Carlino dazugekommen wäre. Und jetzt auf dem Spaziergang von ihr gefragt, habe sie keinen Ausweg gewußt. Wenn Jeanne vor dem Hotel de Flandre die Unterhaltung nicht wieder auf dieses Thema gebracht hätte, wäre die Sache erledigt gewesen, und sie, Noëmi, würde erst zu Hause wieder davon angefangen haben.

‚Und deine Schwester glaubt wirklich . . .?‘ sagte Jeanne.

Nein, das war es. Maria zweifelte. Es schien, daß Giovanni der Überzeugte war. Giovanni war seiner Sache gewiß; so schrieb wenigstens Maria. Bei dieser Antwort Noëmis fuhr Jeanne in die Höhe. Wie konnte ihr Schwager sicher sein? Was wußte er davon? Maironi war nicht imstande, einen Akkord auf dem Klavier zusammen zu bringen. Eine schöne Sicherheit! Noëmi bemerkte schüchtern, daß möglicherweise er in drei Jahren es gelernt habe, daß es im Interesse der Mönche liege, für die Orgel Musiker heranzubilden.

‚So glaubst du es also auch?‘ rief Jeanne. Noëmi stotterte ein so unsicheres ‚ich weiß nicht‘, daß Jeanne in höchster Aufregung erklärte, sie wolle sofort nach Subiaco abreisen, sie wolle Gewißheit. Es war schon mit Maria Selva vereinbart worden, daß man ihr die Schwester bringen würde. Jetzt würde es ihre Sache sein, Carlino zu einer sofortigen Abreise zu bewegen. Noëmi erschrak. Ihr Schwager wünschte nicht, daß die Dessalle wieder nach Subiaco zurückkäme, sowohl um ihres eigenen als um Don Clementes Seelenfrieden willen. Noëmi hatte die Mission, ihr das Angemessene eines solchen Verzichts begreiflich zu machen. Selva war genesen und hatte sich erboten, selbst zu kommen, um die Schwägerin zurückzuholen, wenn es nötig wäre, bis nach Belgien. Indessen versuchte sie, ihr den Einfall der sofortigen Abreise auszureden. Aber sie reizte dadurch Jeanne nur, die wieder und wieder erklärte, daß die Selva sie hintergingen; einen anderen Grund für ihren leidenschaftlichen Widerstand wußte sie nicht anzugeben. Carlino, der ein heftiges ‚genug‘ von seiner Schwester auffing, eilte herbei

Zankten sie sich, der Priester und das Fräulein? Jetzt, wo die mystischen Zärtlichkeiten beginnen sollten?'

‚Lassen Sie uns in Ruhe!' antwortete Noëmi; ‚um diese Zeit wäre Ihr neunzigjähriger Priester schon zehnmal vor Müdigkeit gestorben. Sparen Sie Ihre Befehle! Ich, die ich Brügge besser als Sie kenne, werde jetzt die Führung übernehmen. Und Sie bleiben gefälligst hundert Schritte zurück.

Carlino wußte nichts weiter als ‚oho! oho! oho!' zu antworten, und die D'Arxel nahm den Weg an dem Gitter des kleinen Kirchhofs Saint Sauveur entlang, Jeanne mit sich ziehend. Der Augenblick schien ihr geeignet, um ihr auch das Letzte zu enthüllen.

‚Ich glaube, daß Giovanni recht hat, weißt du,' sagte sie. ‚Dieser Don Clemente ist aus Brescia.' Da schlang Jeanne in leidenschaftlichem Schmerz den Arm um den Hals der Freundin und brach in Schluchzen aus. Bestürzt flehte Noëmi sie an, sich zu beruhigen.

‚Um Himmels willen, Jeanne!'

Diese fragte sie unter erstickten Schluchzen, ob Carlino es wisse. ‚O nein, aber was würde er jetzt sagen?'

‚Hier kann er mich nicht sehen,' schluchzte Jeanne. Sie waren im Schatten der Kirche. Noëmi bewunderte, daß Jeanne in ihrer großen Erregung daran gedacht hatte.

‚Um Gotteswillen, daß er nichts erfährt! Daß er nur nichts erfährt!'

Noëmi versprach, nichts zu sagen. Allmählich beruhigte sich Jeanne, und sie war es, die als erste weiterging. Ach, allein sein, allein sein in ihrem Zimmer! Der Anblick des Turmes von Notre Dame mit seinem scharf zugespitzten, zum Himmel strebenden Obelisken tat ihr weh wie der Anblick eines siegreichen und unversöhnlichen Feindes. Jetzt verstand sie es nur zu gut; drei Jahre lang hatte sie sich vorgetäuscht, daß sie keine Hoffnung mehr habe. Wie diese ihre totgeglaubte Hoffnung litt und sich aufbäumte, wie sie in ihrem Herzen hartnäckig bohrte und quälte: nein, nein, er ist nicht ins Kloster gegangen, nicht er ist der Mönch! In wildem Verlangen preßte sie Noëmis Arm. Die innere Stimme des Trostes wurde immer schwächer, verstummte. Wahrscheinlich war er es, und alles war für immer zu Ende. Das Schweigen der Nacht, die Melancholie des Mondes, die Traurigkeit der ausgestorbenen Straßen, ein eisiger Wind, der sich erhoben hatte, stimmten zu ihren bitteren Gedanken.

Wenige Schritte hinter Notre Dame sahen sie noch einmal längs der Mauer an der im Dunkel liegenden Seite der Straße die unheimliche Gestalt vorübergleiten. Noëmi beschleunigte den Schritt; auch sie wünschte wieder zu Hause zu sein. Als Carlino bemerkte, daß die Damen den direkten Weg zur Villa einschlugen, anstatt über die Brücke zu gehen, die zu dem

anderen Ufer des Lac d'amour führte, protestierte er. Wie? Und was sollte aus der letzten Szene werden? Hatten sie denn vergessen? Noëmi wollte widersprechen, aber Jeanne, zitternd, daß Carlino etwas merken könnte bat sie, nachzugeben.

‚Auf der Brücke bleibt zwei Minuten stehen!' rief Carlino.

Sie lehnten sich über die Brüstung und blickten auf den ovalen, unbeweglichen Wasserspiegel. Der Mond hatte sich hinter Wolken versteckt.

‚Dieser Unmondschein paßt mir wundervoll!' sagte Carlino. ‚Aber ich gäbe jetzt die Hälfte meines künftigen Ruhmes dafür, wenn sich in den Wolken ein kleines Fenster öffnete mit einem kleinen Stern in der Mitte, dessen Spiegelbild man im Wasser sehen könnte. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, wie mir dieses letzte Kapitel gelingen wird. Hört nur! Auf dem Quai du Rosaire sahet Ihr die Schwäne.'

‚Aber es waren ja keine da,' unterbrach Noëmi.

‚Darauf kommt es nicht an,' fuhr Carlino fort.

‚Ihr sahet die Schwäne im Mondenschein.'

‚Aber der Mond schien nicht auf das Wasser,' sagte Noëmi wieder.

‚Aber was tut das?' entgegnete Carlino gereizt. Und als Noëmi dazu bemerkte, daß es dann überflüssig sei, sie um diese Stunde durch die Straßen von Brügge zu schleifen, verglich er seine Vorstudien, seine fast photographisch treuen Aufzeichnungen poetisch mit dem Knoblauch, der in der Küche gebraucht, der aber nicht auf den Tisch gebracht werde, und fuhr in seiner Unterhaltung über die Schwäne und den Mond fort.

‚Ihr habt dann einen Vergleich angestellt zwischen der lebendigen Weiße und der Weiße des Todes. Der alte Priester äußert den feinen Gedanken, daß vielleicht die lebendige Weiße des jungen Mädchens überstrahle auf ihre Gedanken, die wie ihre Haare von einem Anfang des Sterbens erbleicht seien, und daß er jetzt in seiner Seele die Morgendämmerung eines lichten Glanzes fühle. Dann murmelt er unwillkürlich vor sich hin: ‚Abisag.' Das Mädchen fragt nun: ‚Wer ist Abisag?', denn sie ist ebenso unwissend wie ihr beide, die ihr nicht Abisag, meine erste Liebe, kennt. Der Priester antwortet nicht; er schlägt mit dem Mädchen die Richtung nach der Rue des Laines ein. Noch einmal fragte sie, wer Abisag sei, und der Alte schweigt. Und es naht jener finstere, schwarze Schatten, der bald hier, bald dort ist und beim Klange der vierundzwanzig Glocken verschwindet. ‚Das stimmt nicht,' murmelte Noëmi. Carlino war im Begriff ‚Zu dumm!' zu sagen, aber er sprach weiter:

‚Der Geistliche vergleicht diesen dunklen Schatten mit einem bösen Geist, der die reinen Geister umkreist, — ihr begreift nicht den Zusammenhang, aber der Zusammenhang ist da, — um sich zwischen sie zu drängen, er

und noch schlimmere, als er selbst ist. Dann, hier habe ich den Zusammenhang noch nicht gefunden, aber ich werde ihn schon finden, kommt das Gespräch auf die Liebe. Ihr habt die Grande Place durchquert. Heute abend war keine Musik dort, aber gewöhnlich ist sie dort, und ich nehme an, daß dann viel mit den Augen geliebelt wird wie überall in der Welt. Der alte Turm und der alte Priester üben eine gewisse Nachsicht; das junge Mädchen hingegen findet diese Formen der Liebe töricht, verächtlich. Es ist irdische Liebe, sagt der Priester. Da ertönt aus dem Hotel de Flandre die Hochzeitstanzmusik.'

‚Wie?' rief Noëmi aus, ‚es war ein Hochzeitsball?'

Carlino zuckte mit den Schultern, ballte die Faust, knirschte vor Ungeduld. Nach einem tiefen Seufzer fuhr er fort:

‚Das junge Mädchen fragt: „Gibt es eine himmlische Liebe?" — Das war, als ich euch sagte, ihr solltet unter den Bäumen von Saint Sauveur stehen bleiben, und ihr bliebet am Eingang des Platzes stehen. Es tut nichts. Man sah die Kathedrale, das genügt. Der Priester antwortet: Ja, es gibt eine himmlische Liebe. Die Majestät der alten Kathedrale, der Nacht, des Schweigens löst Begeisterung in ihm aus. Er spricht. Ich kann euch seine ganze Rede jetzt nicht sagen. Ich habe sie erst unklar im Kopf konzipiert, aber der Extrakt ist, daß auch die himmlische Liebe auf der Erde wurzelt, und daß sie hier niemals zur Reife gelangt. Der Greis läßt sich fast bis zu Bekenntnissen fortreißen. Mit keuchender Brust, mit flammenden Worten beichtet er, daß er weder besondere Neigungen zu Personen, noch Neigungen, deren er sich zu schämen brauche, empfunden habe, wohl aber ein intellektuelles und moralisches Verlangen, sich mit einer unkörperlichen Weiblichkeit zu vereinen, die die Ergänzung seines geistigen Seins sei; dennoch sollte diese Vereinigung keine so innige sein, daß nicht noch Raum für die Liebe zwischen ihnen geblieben wäre.'

‚Himmlischer Vater!' murmelte Noëmi. Carlino hatte sich so in Hitze geredet, daß er sie gar nicht hörte.

‚In dieser Vereinigung,' fuhr er fort, ‚scheint der Alte eine menschliche Dreieinigkeit, ähnlich der himmlischen Trinität zu sehen, und er findet es richtig, findet es heilig, daß der Mensch danach trachte. Endlich schweigt er, ganz erfüllt, ganz erregt von den Dingen, die er gesagt hat; er richtet seine Schritte nach Notre Dame. Das Mädchen nimmt seinen Arm. Da sieht man die unheimliche Gestalt, den Geist des Versuchers. Ihr habt ihn ja gesehen! Nun sagt, ist das nicht gut gefunden, gut kombiniert? Der Alte und das Mädchen fliehen vor ihm; aber wie der Himmel, so verdüstern sich auch ihre Seelen. Jetzt brauchte ich eine kleine Öffnung in den Wolken, einen Stern in der Mitte. Der Alte und das Mädchen würden schweigend das zitternde Sternchen auf dem Lac d'amour betrachten, und all die ge-

heimen Regungen ihrer Seele würden sich zu dem Gedanken verdichten: Vielleicht jenseits der Erdenwolken, dort in jener fernen Welt!'

Jeanne hatte kein einziges Wort gesagt, noch angedeutet, daß sie der Erzählung ihres Bruders folgte. Über die Brüstung gelehnt blickte sie auf das dunkle Wasser. Jetzt fuhr sie heftig auf.

‚Aber du glaubst das nicht,' rief sie. ‚Du weißt, daß es Illusionen sind, Träume. Nie würdest du wollen, daß ich so glaubte. Du wärest imstande, mich zu verstoßen.'

‚Nein!' protestierte Carlino.

‚Jawohl! Und um schöne Literatur zu treiben, schürst auch du noch diese Träume, die die Menschen schon genügend entnerven, schon genügend ablenken von dem wirklichen Leben. Nein, es gefällt mir gar nicht. Ein Ungläubiger wie du! Einer, der wie ich überzeugt ist, daß wir nichts sind als Seifenblasen, die einen Augenblick glänzen und dann zurückkehren nicht in das Nichts, sondern in das All!'

‚Ich?' erwiderte Carlino starr vor Staunen. ‚Ich bin von nichts überzeugt. Ich zweifle. Das ist mein System, du weißt es ganz gut. Wenn einer mir heute sagte, daß die wahre Religion die der Kaffern oder der Rothäute sei, so würde ich antworten: Mag sein. Ich kenne sie nicht. Ich sehe die Falschheit derjenigen, die ich kenne, und deswegen würde ich allerdings nicht wünschen, daß du im Ernst katholisch würdest. Aber dich aus dem Hause jagen . . .!'

‚Inzwischen, bis du mich hinausjagst, kann ich wohl noch nach Hause gehen?'

Bei diesen Worten nahm Jeanne Noëmis Arm. Carlino bat sie, noch den Weg um den See zu machen. Wer weiß, vielleicht würde sich doch noch ein Himmelsfensterchen auftun. Es lag ihm daran. Noëmi, an die Unterhaltung von vor wenigen Stunden anknüpfend, drückte ihre Zweifel aus, daß gerade Herr Fomalhaut so freundlich sein würde, an das Fenster zu treten.

‚Ja, ja,' meinte Carlino nachdenklich, ‚ich hatte an Fomalhaut nicht mehr gedacht. Nun, wenn es jetzt nicht Fomalhaut ist, so wird es später Fomalhaut sein.'

Aber Noëmi war mit ihren Einwendungen noch nicht zu Ende. Wenn sich nun gar kein Stern, weder ein großer noch ein kleiner, an dem Himmelsfensterchen zeigte? Hier wußte Carlino sofort einen Ausweg. ‚Der Stern ist dort. Vielleicht nur mikroskopisch klein, in fernen Unermeßlichkeiten verloren, aber vorhanden ist er. Das Mädchen sieht ihn nicht, aber der Priester sieht ihn mit den vom Alter fernsichtigen Augen. Darnach sieht ihn auch das Mädchen durch den Glauben.'

‚Und so wird dieses arme Mädchen,‘ sagte Jeanne mit Bitterkeit, ‚durch den Glauben an einen alten, halbblinden Priester Sterne sehen, die nicht da sind, ihren Verstand verlieren, ihre Jugend, ihr Leben, alles. Dann wirst du sie hier schön auf dem Beguinenfriedhof begraben, nicht wahr?‘

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie mit Noëmi weiter.

Nachdem sie den Weg um den Lac d'amour gemacht hatten, blieben die Damen lange auf der Brücke stehen; aber am Himmel öffnete sich kein Fensterchen. Der ferne Zinnenturm der Hallen, der gewaltige Glockenturm von Notre Dame, ein plumper, über den Teich ragender Turm, die spitz zugehenden Giebel des Beguinenhauses zeichneten sich gleich einem Konzil ehrwürdiger Greise scharf von den milchweißen Wolken ab. Da Carlino nichts Besseres zu tun wußte, begann er mit lauter Stimme einen Vortrag über den geeignetsten Platz für sein Fenster.

‚Was für ein Tag ist heute?‘ fragte Jeanne leise die Freundin.

‚Samstag.‘

‚Morgen spreche ich mit Carlino, Montag und Dienstag wird alles geordnet, Mittwoch werden die Koffer gepackt, und Donnerstag reisen wir ab. Du kannst deiner Schwester schreiben, daß wir in der nächsten Woche in Subiaco sein werden.‘

‚Entscheide jetzt nichts! Überlege erst noch!‘

‚Ich bin entschlossen. Ich will wissen. Wenn er es ist, so werde ich ihm keine Hindernisse in seinen Weg legen. Aber ich will ihn sehen.‘

‚Wir wollen morgen darüber sprechen, Jeanne! Entscheide dich heute noch nicht!‘

‚Ich habe überlegt und ich bin entschlossen.‘

Es schlug Mitternacht auf dem Turm der Hallen; in den Wolken ertönte der feierliche melancholische Gesang der zahllosen Glocken. Noëmi, die im Begriff war, zu widersprechen, schwieg, das Herz von lastender Sorge bedrückt, als ob diese schwermütigen Stimmen des nächtlichen Himmels ihr von einem Schicksal der Freundin sprächen, von einem Schicksal der Liebe und des Schmerzes, das sich erfüllen mußte.

II.

Don Clemente.

Es begann zu dunkeln in Giovanni Selvas Studierzimmer, auf dem mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch. Giovanni stand auf und öffnete das Westfenster. Hinter dem nahen Subiaco flammte der Horizont über der entweichenden Flucht der Sabiner Berge, die sich von Rocca di Canterano und Rocca di Mezzo nach Rocca San Stefano hinziehen. Subiaco,

diese spitzzulaufende, graue Masse von Häusern und Häuschen am Abhang der Rocca del Cardinale, hatte sich in die Schatten der Dunkelheit gehüllt. Kein Blättchen der dichtstehenden Olivenbäume an der Rückseite der roten Villa mit den grünen Persianen auf der Höhe des kegelförmigen Felsens, um dessen Fuß sich die Landstraße schlängelt, rührte sich, kein Blatt des mächtigen Eichbaums, der an seinem Abhang sich über die kleine, uralte Kapelle von Santa Maria della Febbre neigt. Eine von wilden Pflanzen und der Feuchtigkeit des Regens duftgewürzte Luft wehte erfrischend vom Monte Carlo herüber. Es war ein Viertel nach sieben. In dem schönen, von dem Aniene durchzogenen Talkessel läuteten die Glocken, erst die große von Sant' Andrea, dann die klagenden Stimmchen der Glocken von Santa Maria della Valle und aus der Höhe von dem rechts gelegenen weißen Kirchlein neben dem großen Buschwald die der Cappuccini und immer noch mehr aus weiteren Fernen. Eine weibliche Stimme, leise und süß, eine fünfundzwanzigjährige Stimme, fragte aus der halbgeöffneten Türe hinter Giovanni fast zaghaft in französischer Sprache:

‚Darf ich eintreten?'

Giovanni wandte sich halb um, streckte lächelnd den Arm aus und zog die junge Frau an sich, ohne zu antworten.

Sie fühlte, daß sie nicht sprechen durfte, daß ihr Gatte dem sterbenden Licht und dem geheimnisvollen Gesang der Glocken mit der Seele folgte. Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter, und erst nach einer Minute heiligen Schweigens sagte sie leise:

‚Wollen wir unser Gebet sprechen?'

Ein Druck des teuren Armes gab ihr Antwort. Weder ihre noch seine Lippen öffneten sich. Nur beider Augen weideten sich in der Sehnsucht nach dem Unendlichen; Ehrfurcht sprach aus ihnen und Trauer, Gedanken, die man nicht ausspricht, unsichere Zukunft, dunkle Pforten, die zu Gott führen. Die Glocken schwiegen. Frau Selva tauchte in die Augen des Gatten ihre blauen Augen und bot ihm verlangend ihre Lippen. Der weiße Kopf des Mannes und der blonde der Frau begegneten sich in einem langen Kuß, über den die Welt gestaunt haben würde. Maria Selva hatte sich mit einundzwanzig Jahren in Giovanni Selva verliebt, weil sie ein Buch von ihm in französischer Übersetzung über religiöse Philosophie gelesen hatte. Sie schrieb einige so warme Worte der Bewunderung an den unbekannten Verfasser, daß Selva nicht umhin konnte, in seiner Antwort auf seine sechsundfünfzig Jahre und seine grauen Haare hinzudeuten. Die junge Dame antwortete ihm, daß sie das wisse, und daß sie ihm Liebe weder böte noch von ihm fordere, daß sie nur dann und wann einige Zeilen von seiner Hand wünsche. Aus ihren Briefen leuchtete ein feuriger Geist. Sie trafen Selva

zu einer Zeit, als er gegen eine schwere Krise ankämpfte, ein erbitterter Kampf, auf den einzugehen hier nicht nötig ist. Vielleicht konnte diese Maria d'Arxel sein Rettungsstern werden. Und er antwortete ihr wieder.

‚Weißt du, was für ein Jahrestag heute ist?' sagte Maria. ‚Entsinnst du dich?'

Giovanni erinnerte sich. Es war der Jahrestag ihrer ersten Begegnung. Die beiden Seelen hatten sich einander in der Korrespondenz mit einer unsagbaren Aufrichtigkeitsinbrunst bis zum Grunde geoffenbart, und die beiden Menschen kannten einander nur aus den Bildern. Nachdem sie vier oder fünf Briefe gewechselt, hatte Giovanni das unbekannte Fräulein um ihr Bild gebeten, eine erwartete, gefürchtete Bitte. Das junge Mädchen hatte eingewilligt unter der Bedingung, daß er ihr die Photographie sobald als möglich wieder zurückschicke, und wartete angstvoll, bis sie zurückkam, begleitet von warmen, liebreichen Worten des Freundes, den die intellektuelle, temperamentvolle Jugendlichkeit ihres Gesichts, die seelenvollen, großen Augen, die elegante Gestalt entzückt hatten. Als sie dann vereinbart hatten, sich in Hergyswyl bei Luzern zu treffen, er vom Comer See und sie von Brüssel kommend, waren sie beide von fiebernder Angst gequält. Sie dachte: ‚Das Bild gefiel ihm, aber die Gebärden der wirklichen Person, eine Linie, die Farbe des Kleides, die Art der Begegnung, die ersten Worte, der Ton der Stimme können mit einem Schlage seine Liebe vernichten.' Und er dachte: ‚Sie kennt mein von den Jahren gefurchtes Gesicht, meine weißen Haare; auf den Bildern liebt sie beides; aber jeder Tag nutzt mich mehr ab. Vielleicht wird diese unwahrscheinliche Liebe, sobald sie mich sieht, mit einem Schlage aufhören.'

Er war einige Stunden vor ihr in Hergyswyl mit dem Dampfer angekommen. Sie war am Morgen von Basel abgereist und am Nachmittag mit der Brünigbahn eingetroffen.

‚Weißt du,' fuhr Maria fort, ‚als ich dich am Bahnhof nicht sah, war mein erstes Gefühl das der Freude; ich hatte vor dir gezittert. Das zweite, nein, das zweite war lähmender Schrecken.'

Giovanni lächelte.

‚Das hast du mir niemals erzählt,' sagte er.

Die junge Frau sah ihn an und lächelte nun auch.

‚Auch du hast mir vielleicht nicht alles, alles erzählt, was dich in jenen Augenblicken bewegte.'

Giovanni nahm sie mit beiden Händen beim Halse und flüsterte ihr ins Ohr: ‚Du hast recht.'

Sie erschrak und lachte darüber, daß sie erschrak, und Giovanni lachte mit ihr.

‚Wie, was?‘ sagte sie, rot im Gesicht, unzufrieden mit sich und dennoch lachend. Ihr Gatte flüsterte ihr wieder im Tone eines großen Geheimnisses ins Ohr:

‚Daß deine Haare in Unordnung waren.‘

‚Nein, das ist nicht wahr, das ist nicht wahr.‘

Sprühend von Heiterkeit und gleichzeitig zitternd bei dem Gedanken, daß sie, ohne es zu wissen, in einer großen Gefahr geschwebt habe, protestierte sie energisch. Sie hatte, bevor sie in Hergyswyl ankam, sich so gründlich in dem kleinen Spiegel ihres Necessaire gemustert.

Und indem sie seine Brust und er ihre Haare wieder und wieder küßte, gingen sie scherzend noch einmal im Geiste jeden Augenblick der vor zwei Jahren verlebten Stunde durch. Giovanni hatte sie nicht auf dem Bahnhof, wo es von Sommergästen wimmelte, erwartet, sondern einige Schritte entfernt, auf dem Wege zum Gasthaus. Er hatte sie kommen sehen, groß und schlank, mit einem kleinen Zweig olea fragrans, das verabredete Kennzeichen, am Busen. Er war ihr entblößten Hauptes entgegengetreten, und sie hatten sich die Hand gedrückt, fest gedrückt, ohne zu sprechen. Er hatte dem Hausdiener, der mit der Handtasche der Reisenden folgte, gewinkt, voranzugehen. Dann waren sie langsam nebeneinander hergeschritten; beiden war die Kehle wie zugeschnürt von einer namenlosen Erregung. Sie war es, die als erste mit ihrer süßen und feinen Stimme geflüstert hatte:

‚Mon ami.‘

Nun hatte auch er gesprochen, leise, mit abgerissenen Worten, von seinem Rausche, von seiner Liebe, seinem Entzücken, und er hatte nicht gemerkt, daß er an dem Hotel vorbeigegangen war, und weder sie noch er hatten gehört, wie der Hausdiener zu wiederholten Malen hinter ihnen gerufen hatte: ‚Monsieur! Madame! C'est ici! C'est ici!‘ Dann war die Reisende lächelnd in ihr Zimmer hinaufgegangen, aber blaß von Erschöpfung und Kopfschmerz. Giovanni war ins Freie gegangen; aufs Geratewohl wanderte er in den ebenen Garten- und Obstanlagen von Hergyswyl umher; er atmete auf wie ein von dem Übermaß des Empfindens erschöpfter Mensch; er segnete jeden Stein und jedes Blatt dieses fremden, grünen Erdenwinkels, den See, der in seinem Schoße schläft, die Masse der großen, ehrfurchtgebietenden Berge ihm gegenüber; er segnete Gott, der ihm in seinem Alter eine solche Liebe beschert hatte. Dann war er bald, allzu bald, in das Gasthaus zurückgekehrt. Die beiden einzigen Gäste des kleinen Hotels in diesen Maitagen, ein alter deutscher Professor mit seiner Tochter, waren auf den Pilatus gestiegen. Im Lesezimmer war niemand. Hier hatten Maria und Giovanni zwei glückliche Stunden zugebracht, einander bei den Händen haltend, mit leiser Stimme sprechend und in steter Furcht, daß jemand eintreten könnte.

‚Entsinnst du dich noch,‘ sagte Maria, ‚daß in dem Lesezimmer neben dem Sofa, auf dem wir saßen, ein Kamin war?‘

‚Jawohl, Liebste!‘

‚Und daß es, obschon Mai, so kalt war, daß ein Kellner hereinkam, um Feuer anzuzünden?‘

‚Ja, und ich erinnere mich auch, daß ich dich damals zum Weinen brachte.‘

‚Wärest du heute imstande, so etwas wieder zu tun?‘

‚O nein!‘

Und Giovanni küßte ehrfurchtsvoll die weiße Stirn seiner Frau wie etwas Heiliges. Als in Hergyswyl der Kellner in das Zimmer getreten war, um Feuer anzuzünden, hatte Giovanni die teure Hand losgelassen und, während jener langsam zu Werke ging, gesagt: ‚Der alte Klotz wird bis zu Asche ausbrennen; aber wer weiß, wie lange die junge Glut dauern kann?‘ Maria hatte nicht geantwortet; sie hatte ihn angeblickt aus weitgeöffneten Augen, die sich bei der kalten Berührung des ungerechten Verdachtes trübten wie die Glasscheiben eines überheizten Treibhauses, wenn die Kälte von draußen sie berührt.

Nein, nie wieder hatte Giovanni etwas Ähnliches gedacht. Er und Maria sagten einander oft, daß vielleicht auf der ganzen Erde es keine zweite Ehe gäbe wie die ihre, so ganz durchdrungen von Frieden durch die feierlich-ernste und süße Gewißheit, wie Gott auch immer über ihre Existenzen nach dem Tode bestimmen würde, sicherlich würden die Geister vereint bleiben in der Liebe zum göttlichen Willen. Dennoch unterließen sie nie, dem Herrn die Sehnsucht ihrer Seele anzuvertrauen. Das Gebet, das sie vorher zusammen, sich in ihr eigenes Innere versenkend, gebetet hatten, war Giovannis Werk, und es lautete also:

‚Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst, wie Jesus am letzten Abend betete; ein Leben mit ihm in dir in Ewigkeit!‘

Sie waren auch im gegenwärtigen Augenblick zwei und eins im wahrsten und strengsten Sinne des Wortes; denn selbst in ihrer geistigen Einheit sah man noch die Dualität, wie wenn in einen blauen Strom sich zuweilen ein grünes Wasser ergießt, und im Anfang ihres Zusammenfließens hier und da bald einzelne Wogen grün wie der Wald, bald einzelne blau wie der Himmel aufblitzen. Giovanni war ein Mystiker, der jede irdische Liebe in seinem Herzen zu einer Harmonie mit der göttlichen verschmolz. Seine Gattin, die ihm zuliebe vom Protestantismus zu einem nach Überzeugung ringenden Katholizismus übergetreten war, hatte sich, soweit sie es vermochte, mit seiner mystischen Seele verschmolzen; aber in ihr beherrschte die Liebe zu Giovanni jedes andere Gefühl. Sie war reich, er begütert; dennoch lebten sie beinahe ärmlich, um Wohltätigkeit im weitesten Sinne zu

üben, im Winter in Rom, vom April bis zum November in Subiaco in der bescheidenen Villa, deren zweites Stockwerk sie gemietet hatten. Nur in Büchern und in der Korrespondenz verschwendeten sie. Giovanni bereitete ein Werk über die Beweggründe der christlichen Moral vor. Seine Gattin las für ihn, machte Auszüge, schrieb Notizen.

‚Ich würde so gern im nächsten Jahr nach Hergyswyl gehen,‘ sagte sie. ‚Ich möchte, daß du dort das letzte Kapitel deines Buches schriebst, das Kapitel über die Keuschheit.‘

Sie faltete bei diesen Worten die Hände, glücklich in der Vision des zwischen den Apfelbäumen versteckten Dörfchens am Ende der kleinen Bucht, des heiteren Sees, der großen, ehrfurchtgebietenden Berge, ruhiger Arbeit und friedlicher Betrachtung gewidmeter Tage. Sie kannte den ganzen Plan dieses Werkes ihres Gatten und die These jedes einzelnen Kapitels mit ihren Hauptargumenten.

Das Kapitel über die Keuschheit gefiel ihr vor allem wegen der starken rationalistischen Grundstimmung. Ihr Gatte beabsichtigte darin das folgende Problem aufzustellen und zu lösen:

‚Warum preist das Christentum als ein Element menschlicher Vervollkommnung eine Entsagung, die den Naturgesetzen widerspricht, die dem Menschen unendlich schwere Kämpfe bereitet, ohne jemandem zu nützen, die möglichen Menschenwesen den Weg zur Existenz versperrt?‘ Die Antwort sollte sich auf das Studium des moralischen Phänomens in seinen historischen Ursprüngen und seiner Entwickelung gründen, dem die ersten Kapitel des Werkes gewidmet waren. Selva wies an dem Beispiel der Tiere, die sich für ihre Jungen oder ihre Gefährten opfern und zuweilen imstande sind, in strengster Monogamie zu leben, nach, wie sich in der niederen Tiernatur der moralische Stimulus offenbare und sich im Antagonismus zu den Reizungen der körperlichen Instinkte weiter entwickele. Er stellte die hypothetische Behauptung auf, daß in dieser Weise aus den niederen Arten allmählich das menschliche Gewissen sich herausentwickele. Nun nahm er sich vor, anknüpfend an diese Beweise, das allgemeine Prinzip aufzustellen, daß das Verzichten auf einen sinnlichen Genuß zugunsten einer Befriedigung höherer Art die Kraftanstrengung der Art zur Erlangung einer höheren Daseinsform bedeute. Er wollte daher diese außerordentliche Tatsache, daß es menschliche Individuen gibt, die den Reizen des sinnlichen Genusses, die noch wesentlich verstärkt werden durch die Intelligenz und Vorstellungskraft, die die sinnliche Begierde unterstützen, eine noch stärkere Energie des Entsagens entgegensetzen, deren einziger Zweck ist, die Gottheit zu ehren, einer eingehenden Prüfung unterziehen. Er wollte nachweisen, wie verschiedene Religionen, in denen das Entsagen, das aber immer eine freie Handlung des Individuums bleibt,

verherrlicht wird, Beispiele dafür liefern. Er wollte begründen, daß die Handlungsweise tadelnswert und töricht sein würde, entspräche sie nicht einem geheimnisvollen Impuls der Natur selbst, dem sogenannten geistigen Element, das in dem alten Antagonismus zu den Trieben des physischen Instinkts fortbesteht kraft eines kosmischen Gesetzes. Unbewußte Mitarbeiter dessen, der das Weltall regiert, glauben diese Helden der höchsten Entsagung ihn durch das einfache Opfer zu ehren, während sie in Wirklichkeit, dem göttlichen Schöpferplan entsprechend, die progressive Energie der Art verkörpern, dem eigenen geistigen Element die Möglichkeit vorbereiten, sich eine höhere, ihm ähnlichere Daseinsform zu schaffen; also bedeutet ihre Keuschheit menschliche Vervollkommnung, bedeutet eine Höhe, in der unsere Natur gipfelt, und berührt die nebelhaften Anfänge einer unbekannten, übermenschlichen Natur.

‚Wenn ich an die Inkarnation der Keuschheit denke, sehe ich Don Clemente vor mir,‘ sagte Giovanni. ‚Habe ich dir gesagt, daß er heute abend bei der Versammlung sein wird? Gleich nach dem Abendessen wird er herunterkommen.‘

Maria erschrak. ‚O, und was habe ich vergessen!‘ sagte sie. ‚Noëmi hat mir geschrieben. Sie ist gestern von Mailand abgereist mit den Dessalle. Sie bleiben vielleicht ein paar Tage in Rom und werden dann hierherkommen.‘

‚Es fiel dir ein, weil ich Don Clemente nannte,‘ sagte Giovanni lächelnd.

‚Ja,‘ entgegnete seine Frau; ‚aber dennoch, du weißt, daß ich es nicht glaube.‘

Die hohe Stirn, die klaren, blauen Augen Don Clementes mit dem hellen Blick, wie sollten sie je die Leidenschaft gekannt haben? Auch in der weichen, leisen, fast schüchternen Stimme des jungen Benediktiners war nach Marias Meinung eine allzu zarte Keuschheit, eine jungfräuliche Reinheit.

‚Du glaubst es nicht,‘ entgegnete Giovanni, ‚und vielleicht hast du recht; vielleicht ist es nicht Maironi. Dennoch scheint es mir wichtig, ihn heute abend auf irgend eine Weise wissen zu lassen, daß diese Frau Jeanne Dessalle im Begriff ist, nach Subiaco zu kommen, und natürlich die Klöster besuchen wird. Er ist ja auch der Pater, der für die Fremden zu sorgen hat; er müßte sie herumführen.‘

Das unterlag keinem Zweifel. Sie, Maria, würde ihn benachrichtigen. Da sie ihn nicht für den Geliebten der Dessalle hielt, würde es ihr ein Leichtes sein, mit natürlicher Einfachheit von ihr zu sprechen. Wie schrecklich aber, wenn er doch Maironi wäre, und niemand bereitete ihn vor, und plötzlich ständen sie im Kloster einander gegenüber, er und diese Frau! Er, Giovanni, sei sicher, daß der Frate zur Sitzung käme? Ja, ganz sicher. Don Clemente hatte vom Pater Abt, während Giovanni im Kloster anwesend war, die Erlaubnis erlangt, und er hatte es ihm sofort mitgeteilt. Er würde

kommen, und den Gärtnerburschen, von dem er ihm gesprochen, würde er mitbringen, damit er ihn kennen lerne. So würde das nächste Mal der Gärtner allein kommen und ihm zeigen, wie er auf dem kleinen Feld hinter der Villa, das Giovanni ebenfalls gepachtet hatte, um es eigenhändig zu bearbeiten, Kartoffeln pflanzen könnte. Diese manuelle Tätigkeit war eine kleine Manie von Giovanni, auf die er in späteren Jahren verfallen war; Maria billigte sie nicht ganz; es schien ihr, als wolle sie nicht recht zu seinen Gewohnheiten, zu seinem Alter passen. Aber sie respektierte sie und schwieg. In diesem Augenblick trat das Mädchen aus Affile, das bei ihnen in Diensten stand, ein und meldete, daß die Herren die Treppe heraufkämen und das Abendessen sogleich fertig sei.

In der Tat stiegen drei Personen die kleine Wendeltreppe der Villa hinauf. Giovanni ging ihnen entgegen. Der erste war sein junger Freund di Leyni, der sich, als er ihn begrüßte, entschuldigte, daß er seinen Gefährten, zwei Geistlichen, voranging.

‚Ich bin der Zeremonienmeister,‘ sagte er und stellte sie auf der Treppe vor:

‚Herr Abbé Marinier aus Genf. Don Paolo Faré aus Varese, den Sie schon dem Namen nach kennen.‘

Selva stutzte einen Augenblick, aber dann beeilte er sich, seine Gäste heraufzunötigen, und geleitete sie auf die Terrasse, wo schon Stühle aufgestellt waren.

‚Und Dane?‘ fragte er beunruhigt di Leyni, ihn beim Arm nehmend. ‚Und der Professor Minucci? Und der Pater Salvati?‘

‚Sie sind hier,‘ antwortete lächelnd der junge Mann, ‚hier im Aniene. Das muß ich Ihnen erzählen, das ist eine ganze Geschichte, sie werden sogleich kommen.‘

Der Abbé Marinier, der inzwischen auf die Terrasse hinausgetreten war, rief: ‚Oh, c’est admirable!‘

Und Don Paolo Faré, als guter Comenser, murmelte zustimmend: ‚Ja, schön, sehr schön‘ mit einem Tone, als dächte er: ‚Aber wenn ihr meine Heimat sähet!‘

Maria trat ein, die Vorstellungen wurden wiederholt, und di Leyni erzählte seine Geschichte, während Marinier seine funkelnden Äuglein über die Landschaft schweifen ließ, von der Pyramide von Subiaco, dieser düsteren Wand, die sich von dem hellen Westhimmel abhob, bis zu den nahegelegenen wilden Buchenhainen von Francolano, die sich dunkel und groß im Osten vorlagerten.

Don Faré verschlang Selva mit den Augen, Selva, den Verfasser der kritischen Schriften über das Alte und Neue Testament und besonders

eines Buches über die Grundlagen der zukünftigen katholischen Theologie, die seinen Glauben aufgerichtet und geläutert hatten. Die Geschichte des Barons di Leyni war folgende: Auf dem Bahnhof von Mandela hatte ein so starker Wind geweht, daß Professor Dane befürchtete, er habe sich eine Erkältung zugezogen, und in der Vermutung, daß er in dem Hause eines Alkoholhassers wie Selva einen Kognak nicht finden würde, und es auch außerdem die Stunde war, in der er täglich seine zwei Eier zu essen pflegte, war er in dem Albergo dell' Aniene zurückgeblieben, um die Eier und den Kognak zu sich zu nehmen; auf der Terrasse des Gasthauses nach dem Flusse zu war es zu zugig und in den daran gelegenen kleinen Zimmern zu wenig Luft gewesen; so hatte er sich seine Mahlzeit in einem der Logierzimmer des Gasthauses servieren lassen und die Eier zweimal zurückgeschickt; sie waren dann zu Fuße aufgebrochen und hatten ihm Professor Minucci und Pater Salvati als Gesellschaft zurückgelassen.

Da der schwächliche, gegen Kälte empfindliche Professor Dane nicht da war, schlug Giovanni vor, auf der Terrasse das Nachtmahl zu nehmen. Er ließ den Gedanken jedoch gleich wieder fallen, als er sah, daß er den Genfer Abbé wenig anzumuten schien. Der elegante, weltliche Marinier, ein Freund von Dane, war ebenso besorgt um sein körperliches Wohl wie jener, aber mit mehr Verstellung und ohne die Entschuldigung einer zarten Konstitution. Er hatte nicht mit seinem Freund im Aniene gespeist, weil ihm bei einem seiner früheren Besuche in Subiaco die Küche dieses Hotels zu einfach erschienen war und er bei Frau Selva auf ein Abendessen mit französischer Küche rechnete. Di Leyni, der wußte, wie hinfällig diese Hoffnung war, hatte ihn boshafterweise nicht aufgeklärt. In dem kleinen Speisezimmer war kaum Raum genug für die fünf Tischgenossen. Wehe, wenn die beiden andern auch noch gekommen wären! In der Tat waren weder der Abbé Marinier noch Don Faré erwartet worden. Dafür fehlten andere. Es fehlten ein Frate und ein Priester, die von Oberitalien erwartet worden waren. Sie hatten sich beide brieflich entschuldigt zum lebhaften Bedauern von Selva sowie von Don Faré und di Leyni. Marinier hingegen entschuldigte sich, daß er gekommen sei. Dane sei der Schuldige. Und für Don Paolo Faré war di Leyni verantwortlich. Selva protestierte. Freunde unserer Freunde, und sollten uns nicht willkommen sein? Und außerdem wußten sowohl di Leyni, wie Dane, daß sie Personen ihres Vertrauens, Personen, die ihre Ideen teilten, jederzeit mitbringen durften. Maria sprach nicht; Marinier gefiel ihr wenig. Auch war sie der Meinung, daß di Leyni und Dane gut getan haben würden, ohne vorherige Benachrichtigung niemand einzuführen. Marinier ergriff das Wort, nachdem er unter leichtem Stirnrunzeln eine Bohnensuppe mit den Augen geprüft hatte.

‚Ich weiß nicht,‘ sagte er, ‚ob wir Frau Selva langweilen, wenn wir schon jetzt ein wenig über das sprechen, was später der Gegenstand unserer Diskussion in der Sitzung sein wird.‘

Maria beruhigte ihn. Sie beteilige sich an der Sitzung nicht, aber sie nähme das größte Interesse an dem Ziel, das sie erstrebten.

‚Nun wohl,‘ fuhr Marinier fort, ‚so wird es von großem Nutzen für mich sein, daß ich dieses Ziel genau kennen lerne, von dem mir Dane nicht allzu ausführlich gesprochen hat, so daß ich nicht sicher bin, ob ich Ihre Ideen in jeder Beziehung teile.‘

Don Paolo konnte eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrücken. Auch Selva schien ein wenig verstimmt, denn eine Übereinstimmung gewisser Grundideen war in der Tat unerläßlich. Ohne diese Übereinstimmung konnte die Versammlung nicht nur überflüssig, sondern gefährlich verlaufen.

‚Wir sind,‘ sagte er, ‚eine Anzahl Katholiken in Italien und außerhalb Italiens, Geistliche und Laien, die eine Reform der Kirche erstreben. Wir wollen diese Reform ohne Empörungen, durch die gesetzmäßige Autorität herbeigeführt sehen. Wir wünschen Reformen des Religionsunterrichtes, Reformen des Kultus, Reformen der Disziplin des Klerus, ja auch Reformen des höchsten kirchlichen Regiments. Daher müssen wir eine öffentliche Meinung schaffen, die die gesetzmäßige Behörde veranlaßt, dementsprechend zu handeln, wenn auch erst in zwanzig, dreißig, fünfzig Jahren. Nun sind wir, die wir so denken, in Wirklichkeit einzelne von einander getrennt lebende Menschen. Wir wissen einer vom anderen nichts, die wenigen ausgenommen, die Aufsätze oder Bücher veröffentlichen. Sehr wahrscheinlich gibt es in der katholischen Welt eine sehr große Anzahl religiöser und feingebildeter Menschen, die denken wie wir. Ich habe nun geglaubt, daß es für die Propaganda unserer Ideen sehr nutzbringend sein werde, uns wenigstens zu kennen. Heute abend versammeln wir uns hier, nur wenige, zu einer ersten Verständigung.‘

Während Giovanni sprach, ruhten die Augen der anderen auf dem Genfer Abbé. Der Abbé sah auf seinen Teller. Es folgte ein kurzes Schweigen. Giovanni brach es als erster.

‚Hatte Professor Dane Ihnen das nicht gesagt?‘ fragte er.

‚Doch, doch,‘ entgegnete der Abbé, endlich die Augen vom Teller hebend, ‚doch, etwas ähnliches.‘

Er sagte das wie jemand, der wenig einverstanden ist. Aber warum war er dann überhaupt gekommen? Don Paolo schnitt Gesichter, die Unzufriedenheit ausdrückten; die anderen schwiegen. Es folgte ein Moment der Verlegenheit. Marinier sagte: ‚Wir sprechen heute abend noch weiter darüber.‘

‚Jawohl,‘ wiederholte Selva ruhig, ‚wir sprechen heute abend noch darüber.‘

Er hatte das Gefühl, als sei ihm in dem Abbé ein Gegner erstanden, und als habe Dane einen Irrtum und Taktfehler begangen, ihn zu der Sitzung einzuladen. Gleichzeitig tröstete er sich aber mit dem unausgesprochenen Gedanken, daß es vielleicht von Nutzen sei, alle eventuellen Gegengründe und Einwendungen zu hören; und daß ein Freund des Professor Dane zum mindesten ehrlich sein und Namen und Reden, die noch verschwiegen bleiben sollten, nicht der Öffentlichkeit übergeben würde. Der junge di Leyni hingegen war besorgt wegen der Gefahr, die von dieser Seite drohe. Er wußte, wie viele und wieviel verschiedene Freundschaften den Abbé Marinier in Rom, wo er seit fünf Jahren gewisser historischer Studien halber sich aufhielt, fesselten. Und er ärgerte sich, daß er von seinem Kommen nicht rechtzeitig genug erfahren habe, um die Selvas zu benachrichtigen und ihnen zu suggerieren, daß sie mit seiner Eroberung bei dem Gaumen anfangen sollten. Der Tisch im Hause Selva, immer zierlich gedeckt und mit Blumen geschmückt, war, was die Speisen anbelangt, sehr dürftig, sehr einfach. Die Selva tranken niemals Wein. Und der sehr helle, säuerliche Traubensaft aus Subiaco konnte einem an französische Weine gewöhnten Menschen nur die Stimmung verderben.

Das Mädchen aus Affile hatte schon den Kaffee serviert, als gleichzeitig Don Clemente aus Santa Scolastica zu Fuß und Dane, der Pater Salvati und Professor Minucci in einem Zweispänner aus Subiaco eintrafen. Don Clemente, der in Begleitung des Gärtners kam, hatte, als er sah, daß der Wagen zu dem Gitter der Villa einbog, und nicht zweifeln konnte, daß er Gäste für das Haus Selva brachte, seinen Schritt beschleunigt, damit Giovanni und der Gärtner sich sehen und noch eine Minute vor dem Beginn der Sitzung sprechen könnten.

Die Selva und ihre drei Gäste waren vom Tisch aufgestanden, und Maria, die am Arm des ritterlichen Abbé Marinier auf die Terrasse hinaustrat, sah, obwohl es schon dunkelte, auf dem steilen Fußweg, der durch das offene Gitter auf die Landstraße hinausführte, den Benediktiner. Sie grüßte ihn von oben und bat ihn, am Fuße der Treppe zu warten, damit sie ihm leuchte. Sie ging selbst mit dem Licht die Wendeltreppe hinunter, machte Don Clemente ein Zeichen, daß sie ihn sprechen wolle, und warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Mann, der hinter ihm stand. Don Clemente wandte sich um und sagte diesem, daß er draußen unter den Akazien auf ihn warten möge; und der stummen Aufforderung der Dame folgend stieg er einige Stufen herauf und blieb stehen, um zu hören, was sie ihm zu sagen hatte.

Sie erzählte ihm in großer Eile von ihren drei Gästen, insbesondere von dem Abbé Marinier. Sie sagte ihm, daß sie in Sorge um ihren Gatten

sei, der so viel Liebe und Vertrauen in diesen Gedanken einer katholischen Vereinigung gesetzt habe und sich nun einem unerwarteten Widerstand gegenüber sehen würde. Es war sein Wunsch, daß Don Clemente es erfahre, darauf vorbereitet sei. Sie hatte es übernommen, ihm davon zu sprechen, weil ihr Gatte in diesem Augenblick seine Gäste nicht sich selbst überlassen konnte. Und sie verabschiede sich gleich von Don Clemente, da sie als Frau und so unwissend, wie sie sei, nicht beabsichtige, der Sitzung beizuwohnen. Vielleicht würde sie ihn in wenigen Tagen im Kloster sehen. War er nicht der Pater Fremdenführer? Sie würde in drei oder vier Tagen vielleicht nach Santa Scolastica kommen mit einer Schwester ...

Hier hob Frau Selva unwillkürlich das Licht, um dem Mönch besser ins Gesicht sehen zu können; aber gleich darauf bereute sie es als einen Mangel an Ehrfurcht vor dieser zweifellos heiligen Seele, die sicherlich an männlicher und unberührter Schönheit nicht zurückstand hinter der hohen, biegsamen Gestalt, dem für gewöhnlich mit fast militärischer Haltung hochgetragenen Antlitz voll bescheidenen Freimuts, aus dessen edler, hoher Stirn, den klaren, blauen Augen gleichzeitig weibliche Sanftmut und männliches Feuer sprachen.

‚Es wird auch eine intime Freundin meiner Schwester, eine gewisse Frau Dessalle dabei sein,‘ sagte sie mit leiser Stimme, etwas wie Scham empfindend.

Don Clemente blickte sich hastig um, und Maria fühlte den Rückschlag. Sie erbebte. So war er es doch! Er wandte ihr das Gesicht gleich wieder zu. Es war ein wenig gerötet, aber vollkommen gefaßt.

‚Verzeihen Sie,‘ sagte er, ‚wie heißt diese Dame?‘

‚Wer? Die Dessalle?‘

‚Ja.‘

‚Sie heißt Jeanne.‘

‚Wie alt mag sie sein?‘

‚Ich weiß es nicht. Zwischen dreißig und fünfunddreißig würde ich denken.‘

Maria begriff jetzt nicht mehr. Der Mönch tat diese Fragen mit so gleichgültiger Ruhe! So wagte sie jetzt auch eine:

‚Kennen Sie sie, Vater?‘

Don Clemente antwortete nicht.

In diesem Augenblick langte der arme gichtische Dane, der sich mühsam am Arm des Professors Minucci von dem Eingangsgitter heraufgeschleppt hatte, bei ihnen an. Sie waren beide Freunde des Hauses. Frau Selva begrüßte sie liebenswürdig, aber etwas zerstreut. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dichter des christlichen Ideals

(Antonio Fogazzaro).

Von

Karl Muth.

Wenn für den Dichter und Künstler Goethes Wort zu Recht besteht: ‚Wir wissen von keiner Welt als in bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist,‘ so wird wohl auch, wenn wir vom christlichen Ideale als Inhalt dichterischer Darstellung sprechen, in erster Linie der Mensch in seiner Beziehung zu diesem Ideale in Betracht kommen. Das Ideal des christlichen Menschen aber ist die Selbstentäußerung des Geschöpfes aus Liebe zum Schöpfer, ist die Hintansetzung zeitlicher, irdischer, sinnlicher Interessen hinter die ewigen, ist die Verwirklichung der Nachfolge Christi in der tiefen Erkenntnis jenes inhaltsschweren ‚Eins ist not‘, in dem das Erstgeburtsrecht des Geistes vor allem Leiblichen welterschütternd verkündigt wurde. Einen Dichter aber, der sich angetrieben fühlt, diesen Menschentypus in seinen individuellen Erscheinungsformen wieder und immer wieder zu gestalten, der in der Darstellung des siegreichen Kampfes, in dem der sittliche Mensch mit dem sinnlichen verstrickt liegt, seine besondere künstlerische Aufgabe erblickt, diesen Dichter nenne ich einen Dichter des christlichen Ideals. Ein solcher und der größte zugleich war Dante. Weder vor noch nach ihm hat einer das menschliche Ringen um die Verwirklichung des christlichen Ideals so allgemein, so tiefsinnig, so kraftvoll geschildert. Er hat dafür eine Form und Einkleidung gewählt, die für alle Zeiten einzig dasteht und in ihrer Art ebensowenig zu überbieten ist als die große Meisterschöpfung eines Cervantes oder der Goethesche Faust. Aber gerade weil sie so universell und so menschlich typisch ist, steht sie dem Werden individuellerer, zeitlich und örtlich bestimmterer Schöpfungen solcher Art nicht erdrückend und überschattend im Wege. Solchen Schöpfungen oder vielmehr Anläufen dazu begegnen wir daher seitdem immer wieder. Und wir werden ihnen wohl noch lange begegnen. Gleichwie Vorläufer scheinen sie die hohe Zeit vorbereiten zu wollen, da abermals ein dantesker Geist von einer noch höheren Stufe menschlich-christlicher Erkenntnis aus den gesamten Lebens- und Erfahrungsinhalt der neuen Welt in gewaltiger Phantasie zusammenfassen

und in einem gigantischen Gemälde das Suchen, Irren und Finden des Menschen in einer unserem geistig und materiell reicheren Vorstellungskreis entwachsenen Typik darstellen wird.

Ich weiß nicht, ob jener geistreiche italienische Kritiker (Crispolti), der vor einigen Jahren die Bemerkung machte, daß der gegenwärtig größte lebende Dichter Italiens in seinem Hauptwerke die Dantesche Idee der Läuterung und himmlischen Rettung in modernster Form aufgegriffen habe, ich weiß nicht, ob er Fogazzaro damit in die gleiche Perspektive setzen wollte, in die er hier gestellt ist. Jedenfalls aber erweist sich seine Beobachtung als zutreffend. Von Dante über Manzoni zu Fogazzaro führt eine feine geistige Verwandtschaftslinie. Alle drei wurzeln in dem Boden jenes idealistisch-romantischen Geistes, der in der von germanischen Elementen reich durchsetzten lombardisch-venetianischen Tiefebene eine besondere Pflegestätte gefunden hat.* Fogazzaro und Manzoni sind hohe Verehrer Dantes; sie sind Geisteserben, aber nicht in schulmäßiger Abhängigkeit. Ein jeder steht durchaus selbständig da, ist im ausgesprochensten Sinne des Wortes ein Kind seiner Zeit, im Gebrauch ihrer Formen und Mittel ganz der Vorteile und Mängel teilhaftig, die mit jenen verbunden sind. Sie alle drei waren in hervorragendem Maße reformatorisch angelegte Geister, die ihre Zeit an den großen Idealen maßen, die ihnen vorschwebten, und die sie, ein jeder in seiner Art, dichterisch gestalteten. Um jeden hat der Parteien Haß und Gunst gekämpft, und auch hierin ist Fogazzarro dem großen Florentiner ähnlicher als dem Begründer und Haupt der romantischen Schule Italiens. Denn auch sein Wirken ist ebenso umstritten von der Gegenwart, als es einmal von der Zukunft gefeiert sein wird im Interesse der gleichen Sache, der beschränkte Geister heute durch den Widerspruch zu dienen glauben.

Antonio Fogazzaro wurde am 25. März 1842 zu Vicenza geboren. Sein Vater bildete daselbst den Mittelpunkt einer geistigen Aristokratie, die sich durch die ungewöhnliche literarische und musikalische Bildung Mariano Fogazzaros angezogen fühlte. Antonio stand im sechsten Lebensjahre, als der Freiheitsrausch der 48er Jahre die Gemüter seiner Umgebung erfaßte. Er war also alt genug, um bis zu einem gewissen Grade die Aufregungen mitzuerleben, die eine kriegbedrohte Stadt hervorbringt, zumal sein Vater sich an der Verteidigung Vicenzas gegen die Österreicher, die Mutter sich an der Sorge für die Verwundeten bei Freund und Feind beteiligte. Im Jahre 1859 verließ Mariano Fogazzaro mit seiner Familie Vicenza und zog nach Turin. Der Frieden von Villafranka, der Venetien den Österreichern von neuem auslieferte, hatte die Hoffnungen der Patrioten tief erschüttert; die Familie Fogazzaro wollte nicht länger unter österreichischer Herrschaft leben. Antonio

* In einer kürzlich erschienenen hochinteressanten Untersuchung über ‚Die Germanen und die Renaissance in Italien' (Thüringische Verlagsanstalt, Leipzig 1905) vertritt Ludwig Woltmann die höchstwahrscheinliche Ansicht, ‚daß mindestens 85—90 Prozent der italienischen Genies ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zugeschrieben werden müssen' (S. 145).

widmete sich auf der Turiner Universität dem Studium der Rechte und machte auch später in Mailand seinen Akzeß, ohne jedoch die geringste Lust und Absicht, sich jemals praktisch der Juristerei zu widmen. Es begann für ihn damals eine Zeit schwerer, seelischer Kämpfe, die Kämpfe des hochbegabten, leidenschaftlichen Jünglings, der für den Strom seiner Kräfte und Fähigkeiten noch nicht das rechte Bett gefunden hat, und den der Fluch der Berufslosigkeit tief darnieder drückt. Die Musik, die er mit ganzer Seele liebte, so daß sein Vater in Besorgnis war, er möchte sie als Beruf wählen, konnte ihm ebenso wie die Dichtung nur zeitweilig Trost gewähren. In seinem einundzwanzigsten Jahre veröffentlichte er seine ersten Verse, eine Erinnerung an den Comer-See. 1874 erschien seine erste größere Dichtung, die Versnovelle ‚Miranda', die in Brief- und Tagebuchform die Liebe zweier Menschenkinder erzählt, die nicht zueinander kommen konnten, schon darin die seelische Grundstimmung auch des späteren Dichters andeutend, daß ein starker sittlicher Wille seine Menschen schmerzvoll läutert. Die Gedichtsammlung ‚Valsolda' zeigt die Eigenart des Dichters schon um ein Erhebliches gesteigert. Hinter einer echt lyrischen Naturempfindung wird schon deutlich die Kraft einer durchwaltenden Idealisierung, die Gegenwart eines Ideals fühlbar, das über und außerhalb der Natur steht, dessen Spiegelbild der Dichter aber in der Natur erkennt und liebt. Die deutsche Literatur war ihm von Jugend an lieb und geläufig. Lenau, Heine, Platen waren lange seine Lieblinge. In seinem nächsten und ersten größeren Werke, dem Roman ‚Malombra' (1881), wollten daher auch einzelne Kritiker finden, daß vieles dem deutschen Geschmacke näher liege als dem italienischen. In bezug auf die subjektive Art der Naturschilderung mag das richtig sein. Aber zweifellos hat zu diesem Urteil auch der Umstand beigetragen, daß zwei wichtige Figuren dieses Romans Deutsche sind, deren vortreffliche Charakterisierung bis in die spezifische Gefühlsweise hinein bei einem Ausländer nur als Probe einer hohen dichterischen Begabung hätte gelten müssen. Dennoch wurde der Roman wenig beachtet. Um so größere Bedeutung hatte daher für den nicht mehr jungen Dichter, der seine Zeit ohnehin schon längst zwischen der Erholung bei der Poesie und der Erledigung einer Anzahl von bürgerlichen Ehrenämtern seiner Vaterstadt teilte, ein Besuch des damals sehr geschätzten Dramatikers Giacosa, dem es der Roman angetan hatte, und der in dem Verfasser eine literarische Hoffnung Italiens begrüßte. Und in der Tat berechtigte das Werk zu solchen Erwartungen. Denn obwohl die Erfindung (eine adelige Dame ist in dem spiritistischen Wahn befangen, in ihr lebe die Seele ihrer Großmutter fort, und beschließt daher, das an dieser geschehene Unrecht an ihrer Umgebung zu rächen) stark an gewisse Erscheinungen des französischen Sensationsromans à la Dumas père erinnert, obwohl die Fabel sehr verwickelt ist, die Schilderungen und Erörterungen einen allzu breiten Raum einnehmen, so offenbart sich in der Zeichnung der einzelnen Gestalten doch eine nicht gewöhnliche Kunst, fein beobachtete Einzelzüge so zu gebrauchen, daß die damit ausgestatteten Menschen mit dem vollen Reiz des Lebens vor

uns stehen. Auch kündigt sich darin bereits jene seltsame Mischung von feinem, gesellschaftlichem Sarkasmus und gemütstiefem Humor an, eine Eigentümlichkeit, die in dem zweiten Meisterwerke des Dichters, dem viel späteren Roman ‚Piccolo mondo antico' in ihrer wirkungsvollsten Ausbildung erscheint.

Wie in früheren Werken so hatte Fogazzaro auch in ‚Malombra' keinen Hehl aus seinen religiösen Überzeugungen gemacht. Ja, es spricht daraus an mehr als einer Stelle eine tiefe und warme Liebe zum Katholizismus. Aber er ist weit entfernt, zu glauben, daß ein Roman etwa die Aufgabe haben könne, Wahrheiten zu lehren und Erkenntnisse zu vermitteln. In dem Roman spricht sich gerade diejenige Person (Sila), die Fogazzaro wohl am meisten zum Träger seiner persönlichen Anschauungen gemacht hat, geringschätzend gegen die Theorie der direkten moralischen Belehrung aus. Viel näher liegt Fogazzaro, dem Dichter, die Meinung Jean Pauls: ‚Einen schönen Charakter zeichnen heißt der Welt einen Heiligen schenken und Heilige machen.' Wo auf dem religiösen Gebiete seine Kritik einsetzt, was immer nur beiläufig und im Dienste der Charakteristik seiner Gestalten geschieht, da liegt ihr stets der Gedanke religiöser Vertiefung zugrunde. ‚Marinas Ansichten,' so heißt es von der Titelheldin des Buches, ‚waren nicht so klar und genau. Sie hatte die katholischen Vorschriften aus unbewußtem Drange des Blutes und aus reinem Antriebe des ihr überlieferten Glaubens ihrer Vorfahren befolgt. Derartige kalte Ausübungen hatten lange Zeit genügt, um sie glauben zu machen, sie sei eine gute Katholikin, und genügten ebenso, um ihr den Aufruhr der Gedanken und der Sinne, welchen sie gar bald in den Büchern und in der Wirklichkeit erkannte, glorreich und belebend ihrem unfruchtbaren Katholizismus gegenüber erscheinen zu lassen.'

Seine ganze Religionsphilosophie geht letzten Ends gemäß dem Wort des Heilandes bei Joh. 7, 17 auf die praktische Bewährung der christlichen Moral in einer starken Persönlichkeit. Ich kann mir nicht versagen, die für Fogazzaros Denken so bezeichnenden Worte hier wiederzugeben, die im gleichen Roman Don Innocentius an den alten Steinegge richtet, der durch die Liebe zu seinem frommen und guten Kinde Edith den Glauben seiner Jugend wieder findet: ‚Ich sage, der Mensch soll an religiöse Untersuchungen nicht herantreten, ohne sich moralisch darauf vorbereitet zu haben. Ein unreines Herz wird nie die Abgründe des göttlichen Wesens ergründen. Das Werkzeug des Forschenden, der Gedanke, der Geist, muß wohl vorbereitet sein, muß — merken Sie wohl! — über die ganze, ihm angeborene Tendenz zum Guten, zu dem Prinzip des Guten, welches zugleich das Prinzip der Wahrheit ist, verfügen. Jede Leidenschaft, und zwar zunächst Ehrgeiz und Überhebung schwächen jene Tendenz; und wohin wird man alsdann gelangen? Leider haben wir es erfahren. Das ist der Grund, weshalb in unserer Religion dem dogmatischen Unterricht die moralische Bildung vorangeht. Und das ist die erste große Unterstützung, welche uns das Herz in den religiösen Forschungen leiht; es zeigt den Ausgangspunkt und die einzuschlagende Richtung. Macht euch mit dem Ehrgeiz,

der Überhebung, der Sinnlichkeit auf den Weg, und ihr gelangt logischerweise zur Verneinung des Bestehenden, zum Nichts, zum Bösen; denn dorthin führt euch der Weg eben mit schrecklicher, unerbittlicher Logik. Tretet hingegen den Pfad der Forschung mit reinem Herzen und reinen Taten an, so gelangt ihr zur Wahrheit. Aber wie geschieht dies? Durch die Logik allein? Weit gefehlt. Etwa mit dem Herzen, mit dem Gefühle allein? Auch nicht. Es geschieht mit Hilfe aller Kräfte und aller Fähigkeiten der Seele, mit Hilfe der Vernunft, der Einbildungskraft, der Liebe.'

Die Liebe ist bei Fogazzaro die bewegende Zentralkraft für alles nachhaltige und große Wirken und Werden. Aber nicht die Geschlechterliebe, welche dem Instinkt gehorcht, sondern jene hohe seelische und geistige Liebe, die sich im Opfer der sinnlichen Lust betätigt. Es ist Fogazzaros ‚heimlicher Glaube', daß, wie überhaupt, so insbesondere in dem, was die Menschen Liebe nennen, eine immer wachsende Vergeistigung stattfinde. Darin werde der Triumph aller Weisheit im göttlichen Weltenplan bestehen. Noch seien es ja nur wenige, deren Liebe sich so ganz nur im Geistigen offenbare. Aber sie erheben sich über die Menge wie eine übermenschliche Erscheinung und zwingen der Welt Ehrfurcht ab. Unter solchen Geistern sei das Beispiel einer Liebe nicht selten, die ganz frei von allem Tierischen, wenn schon bewurzelt im Geschlechtlichen sei. Menschen, wie sie die katholische Kirche auf die Altäre erhebe, liebten so zeitlebens, und man dürfe wohl, ohne die Pietät zu verletzen, sagen, weil ihre Liebe zum Geschöpfe sich mit der zum Schöpfer wie in einem natürlichen Bund verschmelze. Kein anderer menschlicher Affekt, selbst die Mutterliebe nicht, bringe den Menschen dem Göttlichen so nahe wie dieser. Gott habe ihn uns zu seiner eigenen Verherrlichung gegeben. Kein Aufflug der anbetenden Seele bringe zu ihm vielleicht mit solcher Glut als der Aufflug zweier Seelen, die sich in ihm lieben, und die, obwohl verschiedenen Geschlechts, jeder Begierde, jeglicher Lust der Sinne entsagend, nur dem einen Wunsche leben, in ihm vereinigt zu sein für immer. In dieser Welt sei ja gewöhnlich noch die gesetzliche oder moralische Unmöglichkeit einer Vereinigung Bedingung, daß eine solche Liebe entstehe und fortbestehe. Aber sie bilde doch die Einleitung eines Zustandes, bei dem die menschliche Spezies noch nicht angelangt sei, und dem das neque nubent Christi allein angehöre.

Zu dieser wunderbar heroischen und moralisch hinreißend schönen Idee Fogazzaros, die er in besonderen Aufsätzen entwickelt hat (gesammelt unter dem Titel ‚Ascensioni umane', was man mit ‚Menschliche Höhenwanderungen' übersetzen könnte), nimmt sich das auf ‚Malombra' unmittelbar folgende Dichtwerk wie eine grandiose Umsetzung ins Leben aus. Der Roman ‚Daniele Cortis' (1885)* machte seinen Urheber mit einem Schlage berühmt. Nicht erstaunlich für den, der sich einmal der erhebenden Gewalt dieses Werkes überlassen hat. Eine einseitige, nur mit dem Verstande arbeitende Kritik kann

* Deutsch von A. Dulk-Scheu in Engelhorns allgemeiner Romanbibliothek.

und wird ja natürlich einwenden: Wo sind Menschen je zu finden, die so wie dieser Cortis und diese Elena Carré di Santa Giulia Herren ihrer stärksten und tiefsten Empfindungen bleiben, und die ihre Herzen so heldenhaft auf dem Altare der Pflicht langsam verbrennen lassen? Möglich, daß diese Kritiker derartige Menschen noch nicht gesehen und betastet haben; möglich auch, daß ein solch erhabener Kampf unter solchen Umständen gegenwärtig in der Welt nicht gekämpft wird; aber ist damit bewiesen, daß er überhaupt unmöglich, daß er phantastisch, unwahr, überspannt sei? Wo sind denn in empirischer Greifbarkeit die Hamlet, die Don Fernandos (Standhafter Prinz), die Fauste oder auch nur eine Mignon? Ist nicht alle große Kunst Lebenserhöhung und Vertiefung zugleich? Und wenn der Heiland selber sagt: ‚Wer es fassen kann, der fasse es,' da er doch zugleich ankündigt, daß solches unter den Menschen vorkomme, sollte da der Dichter sich scheuen müssen, das Ungewöhnliche, Außerordentliche, ja das schier übermenschlich Erscheinende darzustellen? Das ist ja der Todesspruch für alle sog. naturalistische Kunst, daß sie den Mut und die Schwungkraft verloren hat, lebenschaffende, tatenweckende Ideale in ihren Schöpfungen aufzustellen, gleichsam Visionen von Zuständen und Verhältnissen, die noch nicht wirklich, aber möglich sind, und die daher wie Vorbilder eine höhere intellektuelle, humanitäre, moralische Stufe der menschlichen Art darstellen. Fogazzaro, der mit einer fast mystischen Inbrunst an die Harmonie zwischen dem Entwickelungsgedanken und der religiösen Idee glaubt, dem sich im Gedanken an die zur Verherrlichung Gottes immer reicher entwickelte Intelligenz und Liebe des Menschengeschlechts die Vision der Zukunft in ein unabsehbares Meer von Licht und Glanz verliert, er empfindet es als Dichter wie eine Mission, durch seine Schöpfungen jenen seelischen Entwickelungsprozeß des menschlichen Geschlechts zu fördern, wo nicht gar den Anbruch jenes Reiches der Liebe und des Geistes zu beschleunigen.

Wohl unter dem Gesichtspunkte dieser scheinbar die Grenzen des Dichters überschreitenden Mission haben ihn einige mit Tolstoj verglichen. Der Vergleich ist gewiß nicht zu hoch gegriffen weder in bezug auf die literarische noch auf die geistige und sittengeschichtliche Bedeutung des Italieners. Daß dieser als Sohn einer kulturell hochstehenden und frisch aufstrebenden Nation nicht den Bauernkittel nimmt, hinter dem Pflug dem niederen Volke religiöse Weisheit predigt und das Leben eines die Kultur verachtenden Kolonen führt, beweist nichts gegen die Kraft seiner sozialen und religiösen Überzeugungen. Es wird einer späteren Zeit vorbehalten sein, an den Tag zu bringen, in welcher Weise der große Vicentiner, dessen ausgedehntes sozial-charitatives Wirken schon heute nicht mehr die so geliebte Verborgenheit bewahren kann, seine Anschauungen in die Tat umsetzte. Beide haben eine unverkennbare Ähnlichkeit darin, daß sie das praktische religiöse Leben zu vertiefen und dadurch das Problem der Kultur einer Lösung im christlichen Sinne entgegenzuführen trachten. Für beide ist die Liebe der Geschlechter zum Ausgangspunkt von Theorien geworden, die durch die Über-

windung des Tierischen darin den Menschen innerlich befreien und über seine eigene zwiespältige Natur erheben möchten. Aber während Tolstoj dabei in einen extremen und starren Asketismus verfällt, bedingt durch die niedere Auffassung der Geschlechterliebe als sexuellen Instinktes, bekämpft Fogazzaro vielmehr die alleinige Berechtigung dieser Schopenhauerschen Auffassung und sucht den Begriff der Liebe der Geschlechter über den Instinkt ins Seelische und Geistige zu erweitern. Bei diesem Beginnen, und das ist wohl der größte Trennungsstrich zwischen den beiden Reformern, bildet der transzendentale Gedanke der größeren geistigen Verklärung der Menschennatur durch die Betätigung sittlicher Kraft und die Verherrlichung Gottes Fogazzaros stärkstes Motiv. Ebenso weit weichen sie von einander ab in der Schätzung der Kultur und ihrer Errungenschaften. Hier treten Gegensätze in die Erscheinung, die letzten Ends unzweifelhaft in dem Wesen der kirchlichen Gemeinschaften begründet liegen, denen beide Dichter angehören.* Fogazzaro ist als Anhänger der römisch-katholischen Kirche und des in ihr waltenden fortschrittlichen Lebensprinzips trotz seines scheinbar lebensfeindlichen Spiritualismus ein eifriger Befürworter alles kulturellen Fortschritts, ein begeisterter Freund aller ernsten Wissenschaft und Kunst. Bei Tolstoj hingegen sind in demselben Maße, als er seine einseitigen, vom Offenbarungswert der Evangelien mehr und mehr losgelösten Ideen ausbaute, Spuren eines tiefgründigen und fast erschreckenden reaktionären Barbarismus zutage getreten, der natürlich auch in seinem dichterischen Schaffen nur unheilvoll wirken konnte. Das aber ist und bleibt gegenüber dem Einsiedler von Jasnaja Poljana die Stärke und unverwüstliche Schönheit von Fogazzaros Lebenswerk, daß sich darin alles in kraftvoller Idealität von dem flammenden Goldgrund eines übernatürlichen Lebens abhebt.

In welcher Weise dies bei Fogazzaro der Fall, kann schon ein flüchtiger Blick in den zuletzt genannten Roman lehren. Daniele Cortis, ein edler, tiefreligiöser, ernster Mann, der eine Kandidatur in der Abgeordnetenkammer erstrebt, um sein politisches Ideal einer nationalen und christlichen Politik dem altersschwach und machtlos gewordenen politischen Klerikalismus entgegenzustellen, liebt Elena Carré, die an den Senator Baron di Santa Giulia, einen rohen und lasterhaften Menschen, verheiratet ist, und wird von ihr ebenso wieder geliebt. Ohne daß die beiden sich ihre tiefe Neigung gestanden haben, wissen sie davon. Die Erzählung beginnt in dem Augenblick, da Elena von ihrem Manne, der in Spielschulden steckt, vor eine schwere Entschließung gestellt wird. Sie soll ihm Geld von ihrer Familie schaffen oder in die Verbannung auf sein sizilianisches Gut gehen. Bei ihrer schwachen Gesundheit ist das fast gleichbedeutend mit ihrem Tod. Sie wählt das letztere aus Liebe zu Daniele, dessen Lebensglück sie nicht im Wege stehen will. Erst nach monatelanger Trennung und schwerer Erkrankung und nachdem ein Briefwechsel mit Cortis ihr die ganze Tiefe ihrer und seiner Leidenschaft offenbar gemacht, trifft sie

* Daß Tolstoj vor kurzem aus der griechisch-orthodoxen Kirche formell ausgetreten ist, stört den Vergleich nicht.

in Rom wieder mit Cortis zusammen. Ihr Mann ist am Abgrund seines Verderbens angelangt. Ihn zu retten, hat sie an ihren Oheim geschrieben. Durch einen Senator in Rom, an den sich der Oheim um die Regelung der Verhältnisse des Barons gewandt hat, erhält Cortis Kunde von den Dingen. Um Elenas willen übernimmt er für den erkrankten Senator die Aufgabe der Unterhandlungen. Noch während derselben erfährt er von seiner Mutter, die ohne sein Wissen von seinem Vater wegen Untreue verstoßen, von ihm längst tot geglaubt und kürzlich nach einer schlimmen Vergangenheit in widerlicher Weise wieder in sein Leben getreten war, daß kein anderer als eben jener Baron di Santa Giulia der Verführer seiner Mutter gewesen. Einen Augenblick lang lebt in ihm der Gedanke befreiender Rache. Als aber dann an dem Stolz des Barons die Verhandlungen zu dessen Rettung zu scheitern drohen und es nur einer Unterschriftsverweigerung Danieles bedarf, um den völlig Ruinierten in den freiwilligen Tod zu treiben, der seinem Herzen die Bahn frei machen könnte, da faßt Cortis seine ganze Persönlichkeit in einem einzigen, großen, sittlichen Entschluß zusammen und setzt seine Unterschrift auf das ihm vom Advokaten vorgelegte Schriftstück. Da ist's mit seiner Kraft vorbei. Zwar eilt er noch ins Parlament, wo gerade für diesen Tag eine wichtige Erklärung von ihm erwartet wird; aber schon nach den ersten Worten wird er bewußtlos aus dem Saal getragen. — Baron di Santa Giulias Schulden sind von der Familie seiner Frau, für die Cortis nur gebürgt hatte, bezahlt worden; es ist die Bedingung daran geknüpft, daß er nach Amerika gehe, denn durch neuerliche Unterschlagung und seine Demission als Senator ist sein Verbleib in Rom unmöglich. Weder Elena noch er wissen bestimmt, von wem das Geld und die Bedingung kommt. Wäre es die Familie seiner Frau, lieber schösse er sich eine Kugel vor den Kopf, als daß er ‚denen' nachgäbe. Um auf den Grund zu kommen, stellt er seine Frau auf eine Probe. Er verpflichtet sich, zu gehen, wenn sie mitgeht. Es ist ja unmöglich, daß die Familie Carré eine solche Bedingung seinerseits mit in Kauf nehmen wird. Und seine Frau, die kurz zuvor auf den Rat ihrer Mutter, mit diesem Menschen doch nichts mehr gemein zu haben, geantwortet hatte: ‚Das habe ich nicht gehört, als ich ihm angetraut ward, daß es gewisse Fälle gäbe, in denen ich nichts mehr mit ihm gemein haben könnte. Siehst du, Mama, ich habe es eben ernst genommen, als ich mich verheiratete,' — sie sagt — ja. Und nun beginnt ein letzter, ungeheurer, fast übermenschlicher Kampf der beiden Liebenden, ein Schauspiel von so hinreißender Schönheit sittlicher Kraftentfaltung, daß kein gefühl- und phantasievoller Leser ohne tränenvolle Ergriffenheit die letzten Szenen miterleben wird. Elena, die ‚keinen rechten Glauben in ihre Religion hatte', — ‚ihre Mutter war stets zu viel und ihr Oheim zu wenig in die Messe gegangen,' — die ‚nur einen düsteren, strengen Glauben besaß, der ihr jeden Wunsch nach Belohnung und persönlichem Glück sowohl in diesem wie in jenem Leben als unlauter und unwürdig untersagte', — Elena droht schwach zu werden, als die Stunde des Scheidens herannaht. Nur sie und

Cortis wissen davon. In ihrer Verzagtheit wendet sie sich noch einmal an ihn: ‚Sprich, was soll ich tun? Alles, was du willst, alles, alles! Ich habe ja nicht einmal mehr die Kraft, zu denken.‘ Da wird ihr folgender Bescheid:

‚Ich möchte dir jetzt nur eins sagen,‘ begann Cortis wieder und fügte dann leiser hinzu: ‚Ich weiß einen, bei dem du dir Rat holen solltest, ehe du mich fragst.‘ Auch seine Stimme zitterte leicht bei diesen Worten; Elena aber schüttelte schweigend ihr Haupt. Da drückte er seine Lippen auf ihre Stirn und sagte, indem er sie zurückzog, leise: ‚Bete!‘

Sie barg ihr Antlitz in den Händen und flüsterte: ‚Du weißt ja, daß ich niemals beten konnte so wie du.‘

‚So bete jetzt!‘ antwortete Cortis.

Elena blieb stumm; dann schlang sie stürmisch ihre Arme um seinen Hals und lehnte ihre Stirn an seine Brust.

‚Glaubst du denn wirklich?‘ fragte sie erbebend. ‚Glaubst du denn wirklich von ganzem Herzen an das, wozu du mich bekehren möchtest?‘

‚Ja,‘ antwortete er ruhig, ‚ich glaube von Herzen daran.‘

‚Und wenn ich nun aus Liebe zu dir glauben könnte,‘ fuhr Elena fort, ‚würde ich es verdienen, daß ein solcher Glaube vor Gott Gnade fände?‘

‚Gewiß, o gewiß!‘

Da löste Elena ihre Arme von seinem Halse, blickte zu ihm auf und sagte sanft und lieblich: ‚Ich werde beten! Bist du nun zufrieden?‘

— — — — — — — — — — — —

‚Ich werde beten! Bist du nun zufrieden?‘ Mit fieberhafter Freude versenkte er sich darein, begeisterte er sich an dem Gedanken, daß diese große, reine Liebe sein sei und Gott sie nun beide, Elena und ihn, für immer in seinen Bund aufgenommen habe, daß sie jetzt beide, er wie sie, ihm näher gekommen seien, und nunmehr auch ihre Vereinigung geheiligt und unsterblich sei, daß weder Schmerz noch Tod sie fürder trennen könnten. Er fühlte sich trunken von einer stolzen, jedwedem irdischen Schicksalsschlage trotzenden Wonne, durchdrungen von dem unerschütterlichen Glauben, der ihn Gottes Stimme hören ließ, die zu ihm sprach: ‚Ihre Seele ist dein, sie selbst wird dir im künftigen Leben angehören. Dies war die Frucht, die aus der Liebe reifen sollte, welche ich euch ins Herz gepflanzt. Jetzt laß sie ziehen; und du gehe hin, gestählt im Feuer des Schmerzes, aufs neue zu kämpfen und zu leiden, Wahrheit und Gerechtigkeit zu wirken unter den Menschen! Und Sterne und Berge und die hohen, ernsten Tannen waren Zeugen seiner Antwort: ‚Ja, das will ich tun.‘

Dann ging er langsamen Schrittes nach dem Hause zurück, dem Lichte des Saales entgegen, das ihn von fern, am Ende der geradlinigen Straße des Portals und der Loggia, gleich einem feurigen Auge aus dem Grunde eines Fernrohres anglühte, welches auf ihn, auf Cortis gerichtet schien. Vielleicht betete Elena jetzt dort oben in ihrem Zimmer. Er begab sich unter ihr Fenster und blieb da, der Zypresse zugewendet, sitzen, bis um Mitternacht das Licht bei ihr erlosch.

Und als dann endlich die letzte Stunde des Abschieds herangekommen:

‚Sei stark!‘ sagte er betrübt. ‚Es ist nun einmal unsere Pflicht.‘

‚Jawohl, vergib! Es war nur ein Moment. Ich bin jetzt viel, viel ruhiger als gestern; ich habe mich Gott ergeben ganz und gar.‘

Sie waren bei den ersten Häusern des Dorfes angelangt und sprachen nun nicht mehr bis zu dem einsamen Kiesgrund am Flusse.

‚Das Opfer habe ich nun gebracht,‘ sagte sie, ‚und fühle mich getröstet. Es kommen wohl noch Augenblicke der Verzweiflung, aber sie gehen schnell vorüber. Noch gestern wäre ich gern gestorben, nur um nicht fort zu müssen; jetzt nicht mehr. Weißt du warum?‘ Und ohne seine Antwort abzuwarten, fügte sie, ihr Antlitz neigend, leiser hinzu: ‚Weil ich schlecht gewesen bin, weil ich jahrelang ungläubig und hochmütig war. Jetzt muß ich leiden, dann wird mir Gott verzeihen, nicht wahr? Ach, auch jetzt noch fürchte ich, daß ich nicht den rechten Glauben habe, so wie du, sondern nur aus Liebe zu dir glaube. Wenn dem so wäre, Daniele, wie wird mir dann in jenem Leben ergehen? Werde ich auch dahin kommen können, wo du sein wirst? O Gott, wie hoch erhaben wirst du über mir sein!‘

Er schaute ihr innig ins Auge und sagte, es aus aufrichtigem Herzen meinend: ‚Nein, du bist nur demütig und fromm.‘

‚Ja, vor Gott und vor dir bin ich demütig,‘ antwortete Elena, ‚aber vor den Menschen bin ich es nicht und fürchte, ich werde es niemals sein.‘

‚Und bin ich es denn?‘ rief Cortis.

Nein, auch er, der stolze Verächter jedweden anmaßenden Pöbels, der trotzige Verfechter seiner Grundsätze, auch er war nicht demütig vor den Menschen.

Elena schwieg.

‚Und das Opfer, das du bringst?‘ begann Cortis wieder.

‚Das bringen wir beide,‘ antwortete sie. ‚Und ohne dich wäre ich feig gewesen und wäre hier geblieben.‘

— — — — — — — — — — — —

‚Daniele,‘ sagte sie, ‚werden wir uns jemals wiedersehen?‘

‚Gott ist gut,‘ antwortete Cortis ernst.

Die beiden Tränen flossen über ihre Wangen herab, und es bedurfte einiger Augenblicke, bis sie die schüchterne Frage hervorbrachte: ‚Und dürfen wir uns schreiben?‘

Cortis zauderte ein wenig, dann sagte er: ‚Ich sehe keinen Grund, es nicht zu tun. Nur meine ich, daß es besser sei, das Opfer zu vollbringen und uns nur als Freunde zu schreiben.‘

‚Jawohl,‘ antwortete Elena, der es sich eiskalt ums Herz legte, starr und tonlos, ‚natürlich nur als Freunde.‘ Es erschien ihr unsäglich hart, aber er hatte es gesagt, das genügte. Hierauf bat sie ihn, ihr die Inschrift der Säule abzuschreiben, worauf er entgegnete, er werde diese und auch einen anderen lateinischen Ausspruch, die Worte eines Heiligen, für sie abschreiben. Zugleich nahm er ihre Hände in die seinen und sagte ihr ins Ohr: ‚Ohne Hochzeit sind sie vermählt, nicht im Fleische, sondern im Geiste. So einen sich Gestirne und Planeten, nicht mit dem Körper, sondern mit dem Licht; so paaren sich Palmen, nicht mit den Wurzeln, sondern mit den Wipfeln.‘

Trunken von den erhabenen Worten wiederholte er sie laut, rief sie dem Himmel und den Bergen und dem brausenden Strome zu: ‚Innupti sunt conjuges non carne, sed corde. Sic conjunguntur astra et planetae non corpore, sed lumine; sic nubent palmae, non radice, sed vertice.‘

Die glühende Begeisterung seines Herzens spiegelte sich auf seinem Antlitz wider; seine mächtige Stimme schien im Getöse des brausenden Stromes fortzuhallen und Zeit und Geschick zu beherrschen.

In diesen letzten Worten ist die Idee des Werkes erschöpft. Nur um sie als ein Beispiel für das früher Gesagte ins gehörige Licht zu setzen, mußte ich, soweit ausgreifend, die Entwicklung des Hauptkonflikts skizzieren. Der Schluß verbleibe dem Leser des Buches, der sich von ihm durch diesen Aufriß nicht entbunden halte. Aber auch jetzt schon wird er mir beistimmen, wenn ich sage, daß diese Dichtung ein glänzender Beweis ist für die Tatsache, daß der große, von sittlichen Idealen erfüllte Künstler durch seine Kunst seiner Menschengestaltung höhere sittliche Wirkungen auszuüben fähig ist als der von den besten Gesinnungen und Absichten durchdrungene, lehrhaft arbeitende Tendenzschriftsteller, und daß dieser reinen und freien Kunst des Dichters nur noch eine Wirkung an die Seite und höher gestellt werden kann, die Wirkung des lebendigen Beispiels.

Daß ein solcher Dichter in dem gleichen Lande und Zeitpunkte hervortrat und zur höchsten Schätzung gelangte, da ein anderer, der in jedem Betracht sein Antipode ist, den Geschmack immer größerer Kreise sich dienstbar zu machen drohte, scheint fürwahr eine providentielle Fügung. Ein schärferer Gegensatz, als er zwischen Antonio Fogazzaro und Gabriele d'Annunzio besteht, ist kaum denkbar. Um dies darzutun, möchte ich einem Manne das Wort geben, der in der modernen italienischen Literatur sehr bewandert und ein geistvoller literarischer Beurteiler ist, dem Herausgeber der ‚Beilage zur Allgemeinen Zeitung', Dr. Oskar Bulle. Was er besonders über Fogazzaro sagt, ist das Urteil eines Mannes, der sich dem Bekenner einer völlig verschiedenen Weltanschauung gegenüber zu keinen anderen Lobsprüchen angetrieben fühlen kann, als die ihm die Bewunderung der künstlerischen Eigenschaften des Dichters abnötigen. Nachdem er in einem kurzen Vergleich Fogazzaros mit d'Annunzio es ausgesprochen hat, daß man den Dichter des ‚Fuoco' ‚ganz fälschlicherweise einen tiefen Psychologen genannt' habe, lediglich weil es ihm gelinge, ‚einige schwer faßbare Stimmungen unserer Seele in Worte zu bannen,' während doch ‚die eigentliche psychologische Entwickelung in seinem Roman in der flachsten Weise' verlaufe, konstatiert er das völlige Gegenteil bei Fogazzaro: ‚Hier kann man wirklich von einer Vorwärtsbewegung und Entwickelung in dem Seelenleben der Hauptgestalten reden; hier entquillt das Leben, das d'Annunzio zum großen Teil aus der glanzvollen, theatralisch angelegten Szenerie und aus der mit rhetorischen Künsten der raffiniertesten Art betriebenen Stimmungsmalerei hervorzuzaubern sucht, dem natürlichen Boden des in seinen tiefsten Wurzeln und feinsten Faserungen planvoll ausgebreiteten menschlichen Empfindens.' Stelle Fogazzaro Seelenkämpfe der erschütterndsten Art dar, so erhebe sich d'Annunzio eigentlich kaum über Bildungskämpfe, die den inneren Menschen nicht eigentlich berührten. Nur in einer Frage träfen die beiden Dichter zusammen, um freilich in der Beantwortung derselben nach diametral entgegengesetzter Richtung auseinanderzugehen. Dann fährt der Kritiker fort:

‚Es ist der Konflikt zwischen niederziehender Sinnlichkeit und einem höheren, immanenten, gleichsam transszendentalen Streben in der menschlichen Brust, den sie beide behandeln. Aber schon in der Stellung dieses Problems offenbaren sie ihre Gegensätzlichkeit: bei d'Annunzio gilt es nicht, die Sinnlichkeit zu überwinden, sondern sie lediglich dem zu erreichenden Ziele, dem Kult der reinen Schönheit, anzupassen; Fogazzaro stellt sie dagegen als die Feindin des Strebens nach innerer Läuterung hin. Dort tritt sie als das Natürliche in den Dienst des um die Verwirklichung des Schönheitsideals ringenden Künstlers, hier ist sie das Unnatürliche, das Lebensfeindliche,* das in seiner Wirkung auf das Innenleben völlig abzutöten, völlig auszustoßen ist. Stelio Effrena im „Fuoco" von d'Annunzio empfindet ganz richtig das Herabwürdigende seiner niederen Leidenschaftlichkeit, als er die alternde Freundin zur Geliebten gewonnen; aber nicht, weil er die menschliche Würde in ihr verletzt hat, sondern weil das sinnliche Zusammenleben die künstlerischen Ideale beeinträchtigt, die er durch ihre Mitwirkung zu erreichen hofft, weil das Schönheitsgefühl durch den Genuß ihres verbrauchten Leibes in ihm verletzt und gleichsam verunreinigt wird, fühlt er die Notwendigkeit, das rein freundschaftliche Verhältnis zu ihr wieder herzustellen. Auf solche ästhetische, also äußerliche Motive kann sich Fogazzaro nicht beschränken. Der Kampf zwischen sinnlicher Leidenschaft und dem immanenten Bedürfnis nach seelischer Reinheit bildet in seinem neuen Romane den inneren Mittelpunkt der Handlung; es ist die Sünde in dieser greifbaren Gestalt, gegen die der junge Maironi [der Held des Romans „Die Kleinwelt unserer Zeit"] mit allen Kräften seines Gewissens ankämpft, um derentwillen er auch die reine Liebe aus seinem Herzen reißt, weil sie ihn auf den abschüssigen Pfad notwendig hinstoßen muß, um derentwillen er zu einem weltflüchtigen Asketen wird.'

Die Empfindungswelt der durch Entsagung verklärten Liebe erfüllt auch Fogazzaros nächstes Werk, den drei Jahre nach ‚Daniele Cortis' erschienenen Roman ‚Il mistero del Poeta'.** Obwohl er bis jetzt zeitlich im Mittelpunkt von des Dichters Schaffen steht, macht er dennoch den Eindruck einer Sturm- und Drangdichtung. Ohne Kenntnis der Chronologie würde man

* Das ist ein Irrtum Dr. Bulles. Er kehrt in einer anderen Formulierung später noch einmal wieder, wo es heißt: daß nur der den Schlußfolgerungen des Dichters zustimmen könne, ‚der die Prämisse von der absoluten Sündhaftigkeit der Sinnlichkeit im Leben anerkennt.' Wo hat Fogazzaro jemals eine solche Prämisse aufgestellt? Nicht einmal der rückständigste katholische Theologe wird von der absoluten Sündhaftigkeit der Sinnlichkeit sprechen, geschweige ein so weltfreudiger Geist wie Fogazzaro. Es ist ferner unrichtig, daß Piero Maironi sich von einer ‚reinen Liebe' auf einen ‚abschüssigen Pfad hingestoßen' fühle; seine Liebe ist vielmehr eine nach dem christlichen Sittengesetz verbotene Liebe, die Liebe des verheirateten Mannes zu einer gleichfalls gebundenen Frau, gegen die er ankämpft und die er sich ‚aus seinem Herzen reißt'.

** Das Geheimnis des Dichters. Aus dem Italienischen von E. Müller-Röder; Verlag Hüpeden und Merzyn, Berlin 1904.

versucht sein, ihn an den Anfang der dichterischen Entwickelung Fogazzaros zu stellen, so subjektiv leidenschaftlich ist der Ton, so wenig geschlossen die Handlung. Für diese künstlerischen Mängel entschädigt aber einigermaßen das, ich möchte fast sagen, biographische Moment, das man wohl darin vermuten darf, und der Reiz des unmittelbar Erlebten.

Das Geheimnis des Dichters, ‚welches das Leben, der Reichtum und die Kraft meiner Seele ist,' umschließt die Liebe zu einer Engländerin, der ein junger Dichter in dem herrlichen Gebirgstal von Lanzo d'Intelvi begegnet, überrascht und gefesselt durch ihre Stimme, die er lange vorher in einem Traum gehört hat und seitdem nicht wieder vergessen konnte. Sie ist, in einem schwachen und nicht vollkommenen Körper, eine tiefe, reiche, durch Schwermut verdunkelte Seele. Vor Jahren hat sie eine große Liebe begraben müssen, und nur auf das Drängen ihrer einzigen Verwandten in Nürnberg ist sie nunmehr bereit, einem gutmütigen, aber höchst philisterhaften Eichstätter Gymnasialprofessor ihre Hand zu reichen. So gebunden, entzieht sie sich dem jungen Dichter; der aber folgt ihr bis Nürnberg und Eichstätt. Dort überwindet er die Hindernisse und glaubt sich schon, da er mit Violet bei Bekannten am Rhein lebt, dem Ziel seiner Wünsche nahe, als plötzlich der erste Geliebte Violets auftaucht und reuevoll von neuem um ihre Liebe wirbt. Violets Gesundheit ist schwer erschüttert. Um allen Qualen und Beängstigungen ein sicheres Ende zu machen, beschließen die Freunde eine rasche Trauung. Sie findet im größten Geheimnis nächtlicherweile statt. Gleich darnach nimmt das junge Paar den Zug nach Süden. Schon glauben sie sich dem unheimlichen Werber entflohen, als auch er den gleichen Zug besteigt. Auf einer entfernten Station hierüber von dem jungen Ehemann zur Rede gestellt, ergeht er sich in Drohungen. Violet hat alles beobachtet; als der Zug sich wieder in Bewegung setzt, stirbt sie im Arm ihres Mannes an einem Herzschlag. Damit ist die sehr romantische, weder in ihrer Idee klare noch in der Erfindung bedeutende und eigenartige Geschichte zu Ende. Sie hätte für die Charakteristik Fogazzaros wenig Wert, folgten nun nicht noch einige Seiten, die uns abermals einen interessanten Einblick in des Dichters Gefühls- und Ideenwelt gewähren. In Daniele Cortis haben wir den Mann, welcher der räumlich für immer von ihm getrennten Geliebten in seelischer Hingabe entsagungsstarke Treue wahrt; hier aber bleibt die Verbindung bestehen über Raum und Zeit, und ein mystisches Band umschlingt die beiden Seelen nun fast noch inniger als zuvor. Wertvoller als ihre teuersten Andenken ist ihm ihre — Gegenwart.

‚Ich rede nicht von spiritistischen Offenbarungen, denn ich bin nicht Spiritist und bedarf keiner neuen Wissenschaft, um an das Fortleben der Seele zu glauben und an unsern Zusammenhang mit denen, die aus dem vergänglichen Leben abgeschieden sind; ich rufe deshalb keine Phantasiegebilde auf, lausche nicht auf Stimmen aus der unsichtbaren Welt und habe keinen geheimen Verkehr mit Schatten. Das, was ich besitze, ist besser: Es ist wirkliches Leben. Ich fühle die Nähe meiner Teuren nur durch den Glauben, aber zugleich mit wahrhaftigem und wirklichem, wenn auch wechselndem Empfinden, mit einem Empfinden, das

noch keinen Namen hat, aber welches, ich möchte sagen, das Wesen und der Ursprung der unvollkommenen leiblichen Sinne ist, und aus dem mir Gewißheit aufleuchtet. Ich empfinde Violet dann und wann in jenem Teil der Seele, wo die Gedanken ohne unser Wollen geboren werden, wo die Triebe zu Gut und Böse entspringen, zu Lust und Unlust, zu Freude und Trauer. Ich empfinde sie stets in meinen guten Regungen und bisweilen auch in besonderen Gedanken, die mir kommen, obwohl ich nicht begreife, wie sie dieselben in mir schafft. Sie lebt ferner in meinem Gewissen wie damals.

Ihr unterbreite ich noch jedes Wort, jeden Gedanken und alles Tun meines Lebens, und ich bin nie mehr in ernstem Zweifel über meine Pflichten gegen Gott und gegen die Menschen, so bereit und klar ist ihr Rat. Dennoch trägt derselbe einen persönlichen, wenn auch etwas veränderten Charakter, ich will sagen: den Charakter ihrer Gesinnung, ihrer Wahrhaftigkeit allem menschlichen Vorurteil gegenüber, nicht aber den Charakter der leichten Unvollkommenheiten, die auch ihr anhafteten und sicher mit ihrer sterblichen Hülle auf Erden zurückblieben; denn ich, der sie einst gekannt und geliebt, kann sie mir nicht mehr mit diesen vorstellen. Es war ihr z. B., während sie lebte, sehr schwer, mir zugefügte Beleidigungen oder herbe Urteile über meine Werke zu verzeihen. Jetzt ist es nicht mehr so, und wenn ich irgend eine Ungerechtigkeit über sie lese, so ist sie es sogleich, die mich anruft und mich liebevoll über jeden Groll hinaushebt in eine Ruhe ohne Überhebung. Und jedesmal, wenn ich ihr folge, verleiht das Bewußtsein des neuen Guten, das sie in mir wirkt, mir die göttliche Freude, zu wissen, daß es ihre Glückseligkeit erhöht. Freilich verfehle ich oft die Absicht, mein Gewissen so zu regeln, wie Gott es mir durch sie zeigt; denn meine Unvollkommenheiten sind zahlreich, und die verkehrten Neigungen meiner Natur sind nicht ausgetilgt. Auch die unfruchtbare Trauer, die mich einst so häufig überkam, ist nicht ganz verschwunden. In solcher Niedergeschlagenheit verliere ich die Empfindung meiner Gefährtin und des Göttlichen, der Zweifel wirft mich nieder, und unwürdige Gedanken steigen gegen meinen Willen in mir auf. Wenn ich aber diese Stimmung überwinde, so erfaßt mich ein plötzlicher Schmerz; ich fühle es deutlich, daß sie mir wiederkehrt, und daß sie mir verzeiht, wenn auch weniger willig und nachsichtig, als sie dies auf Erden getan haben würde....

Manchmal — und das ist mein schwerstes Geständnis — empfinde ich jungen und schönen Frauen gegenüber, die mich vielleicht lieben könnten, Verwirrung und stelle mir die Möglichkeit vor, Violet untreu zu werden, obwohl das Herz keinen Anteil daran hätte. Doch dann überfällt mich ein solcher Schreck, eine so unglaubliche Erregung, daß ich ermattet fliehe und nur in der leidenschaftlichen Hoffnung Ruhe finde, vom irdischen Leibe befreit zu werden.'

Der deutsche Leser bewundert in diesem Werk noch besonders die bei einem Romanen seltene Fähigkeit, sich in die Seele deutscher Volksart und Landschaft einzufühlen und aus dieser Vertiefung heraus so echte und wackere Gestalten zu schaffen wie die des Eichstätter Brüderpaares Dopler senior und junior. Aber es hätte nicht einmal dieses Ausflugs des Dichters in ein deutsches Lokal bedurft, um aus seinem ganzen dichterischen Schaffen herauszufühlen, was er seinen jungen Poeten in diesem Roman sagen läßt, ‚daß zwischen diesem unbekannten Lande (Deutschland) und dem eigenen Empfinden

eine geheimnisvolle Verwandtschaft besteht, daß auch dieser Teil der Erde ein wenig seine Heimat ist.'

Neben diesen größeren Dichtungen hat Fogazzaro eine Anzahl kleinere geschaffen, Novellen und Skizzen sowie die besonders eigenartigen Versioni poetiche della musica di Schumann und anderer Tondichter. Bei ihnen hier zu verweilen macht uns jedoch die Nähe seines nächsten und größten Werkes ungeduldig; ich meine jene unvergleichliche Romantrilogie: ‚Piccolo mondo antico,' ‚Piccolo mondo moderno' und ‚Il Santo', in der uns der Dichter bei einem äußerlich beschränkten Weltbild durch alle Höhen und Tiefen menschlicher Freuden, Schmerzen, Entzückungen und Wonnen zum Höchsten und Letzten führt, bis zu jenen Regionen einer sittlich und religiös verklärten Menschennatur, wo der geschöpfliche Wille in dem Willen und Walten des Schöpfers völlig aufgegangen ist.

(Schluß folgt.)

Der Geliebten.

Ich fühle dich im zarten Blütenschweigen,
Wenn über mir der blaue Morgen hängt.
Wenn Wald und Wipfel sich im Sturme neigen,
Dein Atem ist es, der sich zu mir drängt.
Und ob die Stunden kommen oder gehen,
Und ob wohl eine rätseldüster starrt:
Ich darf dem Tage kühn ins Auge sehen
Im Frohgefühle deiner Gegenwart.

Doch in der stillen Nacht, wenn alles Leben
Der irdisch-engen Einzelhaft vergißt,
Um sich der Gottheit frei zurückzugeben,
Die allumfassend, allerlösend ist —
Dann heb ich mich aus meinen niedren Hüllen,
Auf aus der Unzulänglichkeit des Seins,
Dann — um mein tiefstes Wesen zu erfüllen —
Werd ich mit dir am Herzen Gottes eins.

Philipp Witkop.

Vorbyzantinische Kulturzentren des christlichen Morgenlandes.

Von

Anton Baumstark.

Mit Rocholl, dem jüngsten — trotz schwerer Mängel seiner Arbeit — höchst geistvollen Biographen des großen Kardinals Bessarion, können wir von einem kunstwissenschaftlichen Kampfe reden, in dessen Zeichen mehr und mehr unsere Zeit stehe. Es ist ein Kampf, in welchem die Schlachtrufe lauten: Abendland! Morgenland! Hie Rom und römische Reichskunst! Hie hellenistische Großstadtkunst und orientalische Hinterlandskunst!

Was von allen Seiten uns immer klarer und lauter entgegentönt, das ist die Forderung nach einer gründlichen Revision des entwicklungsgeschichtlichen Gesamtbildes, die man sich bezüglich der Kunst etwa des ersten christlichen Jahrhunderts zu machen gewohnt ist. Was gleich der Morgenröte eines neuen Tages immer heller heraufdämmert, das ist die von alten Vorurteilen befreiende Erkenntnis einer ungeahnten Bedeutung, die in diesem Bilde von Rechts wegen der bislange sehr stiefmütterlich gewürdigten Kunst des Ostens zukomme, seiner christlichen Kunst und ihren beiden mächtigen Wurzeln, der hellenistischen Kunst seiner Großstädte, die wahrlich nicht notwendig haben konnte, ihre Inspirationen erst von Rom zu beziehen, und der bodenständigen Kunstüberlieferung seiner Hinterlandsmassen, die — römisch nur vermöge der Gewalt des Schwertes — geistig selbst vom Hellenismus niemals vollkommen durchdrungen wurden.

Russischen Gelehrten lag intensive Beschäftigung mit christlich-orientalischer Kunst am nächsten. Kondakoff, Smirnoff und Ainaloff, daneben der zu frühe verstorbene de Book seien als verdiente Führer genannt. In Frankreich brechen seit geraumer Zeit Schlumberger, Diel und Millet die neuen Bahnen. In Italien, wo man sich fürs erste naturgemäß besonders stark auf die alte romzentrische Betrachtungsweise versteifte, ist ihr neuerdings an dem jungen Muñoz ein erster entschlossener Gegner entstanden, und mehr noch als von dem Eingreifen des Anfängers wird man eine Erschütterung des Standpunktes der ‚Alten' hier von der Ausstellung für italo-byzantinische Kunst erwarten dürfen, welche sich mit der neunten Zentenarfeier der Basilianerabtei Grottaferrata bei Rom verband. Im deutschen Sprachgebiet ist Professor

Strzygowski in Graz der eigentliche Bannerträger der Bewegung geworden, um den sich ein fast täglich wachsender Stab jüngerer Kräfte sammelt. Ich selbst bin gelegentlich schon, Schulter an Schulter, neben die Männer dieses Stabs getreten. Ein reiches Material, das ich kürzlich von einem neunmonatlichen Studienaufenthalt im Orient zurückbrachte, wird mich bald bestimmter und — ich darf hoffen: auch — bestimmender eingreifen lassen. Wie weit wir in Deutschland schon sind, lehrt die Tatsache, daß in C. M. Kaufmanns ‚Handbuch der christlichen Archäologie' neuerdings bereits einmal auch ein Kompendium einiges, wenngleich noch durchaus ein ungenügendes, Verständnis für die Denkmälerwelt des Ostens bekundet hat.

Der ganze Streit ist längst über das Maß einer zünftigen Fachgelehrtenangelegenheit hinausgewachsen. Ja, wesenhaft konnte sich seine Bedeutung niemals auf eine solche beschränken. Worum es sich im letzten Grunde handelt, das sind die Wurzeln aller christlichen Kunstentwicklung bis auf gotische Dombauten oder auf Michelangelos Jüngstes Gericht oder Raffaels Disputa herab. Ich nenne die beiden letzteren Höhepunkte der italienischen Renaissance, weil sich ihr ganzer Aufbau gar nicht denken ließe, wenn nicht die beiden christlich-orientalischen Kompositionen des Weltgerichts und der sog. ‚kleinen' und ‚großen Bitte' vorangegangen wären.

Die entwicklungsgeschichtlichen Grundlagen unserer eigenen, höchsten und ewigen Kunstbesitze wollen wir tiefer und richtiger verstehen lernen. Da ist schließlich jeder Gebildete interessiert.

‚Byzantinische Frage' hieß das Schlagwort, von dem man ausging. Die hat noch für F. X. Kraus allein bestanden. Wir verdanken sie, wollen wir die Axt an die Wurzel des Baumes setzen, Vasari, dem Künstlerbiographen des Rinascimento. Für ihn liegt die Kunst, zumal die Malerei, Italiens bis auf Giotto in griechischen Banden. Der Meister der Unterkirche von San Francesco in Assisi ist der große Befreier, mit dem eine neue Entwicklung anhebt. Kaum ist jemals eine ungeschichtlichere Anschauung in Umlauf gesetzt worden.

Daß byzantinischer Einfluß sich in italienischer Kunst geltend gemacht, vor allem, daß ein Heer byzantinischer Künstler selbst in und für Italien geschaffen hat, das liegt ja auf der Hand. Etwas echter Byzantinisches kann es nicht leicht geben als das noch am Ende der altchristlichen Periode stehende Apsismosaik von Sant' Agnese in Rom. Die Mosaikkunst des zweiten Jahrtausends auf Sizilien, in Messina, Rom, Grottaferrata, Venedig, Torcello und mindestens teilweise noch im Dom zu Pisa und im Baptisterium von Florenz ist byzantinisch, weil sie großenteils das Werk byzantinischer Hände ist. Erst mit denen eines Jacopo Torriti setzen gegen Ende des 13. Jahrhunderts auch einheimische Hände ein. Daß sie die Traditionen der griechischen Meister fortsetzten, war selbstverständlich. Entsprechend steht es um die sog. kosmateske Technik bunter Inkrustationsarbeit, und wer wollte leugnen, daß auch in der Malerei vielfach der griechische Geist der späteren Mosaiken zu Worte kam?

Aber alleinherrschend ist er in der italienischen Kunst auch nicht ein Jahrzent lang während des ganzen Mittelalters gewesen. Neben demjenigen

von Sant' Agnese steht in Rom gleichfalls am Ausgang der altchristlichen Zeit ein so durch und durch unbyzantinisches Werk wie das Apsismosaik von Santi Cosma e Domiano. Eine nicht weniger unbyzantinische Strömung ist stark und breit durch die Wandmalerei aller folgenden Jahrhunderte hingegangen, stärker und breiter wohl als die byzantinische. Mit offenem Auge konnte man das abseits von der ganz ausgetretenen Touristenstraße in vielen Kirchen Italiens von jeher feststellen. Die neueren Funde in Rom — in San Clemente, Santa Maria Antiqua am Forum, San Saba auf dem Aventin — haben im caput murdi selbst für reiches Material gesorgt, an dem man den Sachverhalt studieren mag. Giotto steht da nur auf dem Kulminationspunkt — wenn man so will — einer niemals abgebrochenen Entwicklungslinie.

Er hat andererseits die Macht byzantinischen Einflusses, die tatsächlich vorhanden war, keineswegs gebrochen. Erst nach ihm ist der größte aller Byzantiner des Abendlandes — und des Morgenlandes — gekommen, Fra Giovanni Angelico, der selige Maler der Seligen, der seines ganzen Lebens und Schaffens eigenstes Element, das byzantinische Andachtsbild, der sich selbst erst überwunden hat, als er zwischen den Ruinen Roms wandelte, als ihm aus ihnen der gewaltige Hauch antiker Größe entgegenbrauste, dessen Rauschen in freier Höheneinsamkeit zu verspüren einst Petrarca auf die Dächer der Diokletianshermen gestiegen war, als er die Palastkapelle Nikolaus V. ausmalte — und starb. Eine innerbyzantinische Renaissance atmet gewiß ja auch das frühere Wirken des Dominikaners aus Fiesole. Die sehen wir aber bereits im 14. Jahrhundert in Miniaturen byzantinischer Handschriften selbst sich anbahnen. Dort ist sie die künstlerische Ergänzung zu einem wissenschaftlichen Lebenswerk wie demjenigen des Maximos Planudes. Auf ihrer Mittagshöhe, in Fra Angelico, gehört sie in gleichem Sinne mit dem Platonismus eines Gemisthios Plethon, mit der geistigen Individualität Bessarions, kurz, mit der gesamten byzantinischen Vermittlung der Antike an den werdenden italienischen Humanismus zusammen. Auf der ganzen Linie ist eine letzte byzantinische Sturzwelle, eine Bewegung, die sich als wesensverwandter Nachschub neben den Masseneinzug griechischer Mönche stellt, der im Zeitalter des Bildersturms erfolgte und die Hochblüte des Basilianischen Mönchtums in Italien im Gefolge hatte, neben den Einzug griechischer Mosaikmeister und griechischer marmorarii wie der Kosmaten, den im 11. Jahrhundert die Berufung solcher Leute durch Abt Desiderius von Monte Cassino eröffnet.

Echter Byzantinismus ist in der italienischen Kunst eine hochbedeutende, aber er ist in ihr allzeit eine durchaus partielle und teilweise erst eine recht späte Erscheinung gewesen. Diesseits der Alpen haben vollends nur die orientalischen Beziehungen der älteren Karolinger, der Ottonen und etwa noch der Kreuzzüge ihm eine Einfallstüre öffnen können.

Aber freilich, als ‚byzantinisch' wurden mit einer geradezu unglaublichen Unklarheit der Begriffe — man kann sagen bis gestern — Dinge geführt, die den Namen nicht verdienen und nie verdienen konnten. Hier galt es vor

allem, nach einem Ausspruch Pius IX. ‚den Worten ihre Bedeutung zurückzugeben'. Man mußte endlich einmal sich darüber klar werden, was wesenhaft das Byzantinische sei, wo, wie und wann es in sich selbst zustande komme, von wo aus und seit wann es nach außen wirksam sein könne. Die kurzen Untersuchungen, die als eine Art von Fazit aus anderswo von ihm schon Gesagtem oder Angedeutetem Strzygowski in der Einleitung der dritten Nummer seiner ‚Byzantinischen Denkmäler' über die Genesis des Altbyzantinischen gepflogen hat, scheinen mir für diese Punkte den Wert eines reinigenden Gewitters zu haben.

Unter byzantinischer Kunst können wir dem bloßen Namen nach nur die oströmische Reichskunst verstehen, die sich in Konstantinopel gebildet und von der Reichshauptstadt aus durchgesetzt hat. Ihre Geburtsstunde ist die Stunde der Verlegung des Kaisersitzes an das Gestade des Bosporus, ihr nächster und eigentlichster Wurzelgrund das kleinasiatische Hinterland der neuen Kaiserstadt, die im Gegensatz zu ihrer geographischen Lage geistig von vornherein mehr zu Asien als zu Europa gehörte. Aber als Vorbilder für die Bauten der neuen Residenz und ihren Schmuck kommen naturgemäß in hohem Grade auch die älteren hellenistischen Großstädte weiter gegen Süden in Betracht: Antiocheia und Alexandreia vor allem. Das Byzantinische erweist sich als Ergebnis einer Mischung. Diese konnte nicht vom einen Tag zum andern fertig sein. Die Entwicklung der neuen Kunst, die in der konstantinischen Epoche einsetzt, ist erst in der justinianischen zum Abschluß gekommen.

Ein Wirken nach außen war an und für sich zweifellos schon möglich, während die Dinge noch in Konstantinopel selbst im Flusse waren. In der Tat ist es beachtenswert, daß bereits die konstantinische, nicht erst die justinianische Hagia Sophia der Hauptstadt gleichnamige Kirchen in weitem Umkreis — wenigstens des Ostens — hervorrief. Seinen Tempel der ‚heiligen Weisheit' hat Edessa schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts, Jerusalem, wo die alte Prätoriumskirche den Namen führte, spätestens vor Ende des fünften, Thessalonike — es mag gesagt werden, was will, — vor dem justinianischen Neubau der Kathedrale von Konstantinopel erhalten. Aber in größerem Maßstab wirkt eine Sache nach außen doch immer erst, wenn sie im eigenen Heim in sich selbst zur Reife gekommen ist. Sodann lagen die genannten Filialen der hauptstädtischen Kathedrale bezeichnenderweise alle im Osten, in dem Reiche, dessen Kapitale Konstantinopel von 337 bis ins sechste Jahrhundert tatsächlich allein war. Der ausschließlich in seiner politischen Bedeutung wurzelnde kulturelle Einfluß Konstantinopels konnte sich auf dem Westen so lange nicht geltend machen, als man mit Konstantinopel politisch hier nicht zusammenhing.

Innere und äußere Erwägungen lassen gleichmäßig erst die justinianische Epoche als den möglichen Anfang einer großzügigen byzantinischen Beeinflussung der christlichen Gesamtkunst erscheinen. Das kunstgeschichtliche Geschehnis erscheint jetzt nur als eine Ost und West gleichmäßig betreffende Erscheinung auf

einem bestimmten Kulturgebiet neben Parallelerscheinungen auf anderen Gebieten. Noch einmal vereinigt glückliche Waffengewalt Italien und die alte Provinz Afrika mit dem Ostreich. Die neugeschaffene Reichseinheit erhält in der justinianischen Kodifizierung des römischen Rechts die wichtigste kulturelle Schöpfung und Gabe, die jemals von Konstantinopel ausging. In den dogmatischen Kämpfen der Zeit sucht das Staatskirchentum Justinians und seiner Nachfolger unablässig eine entsprechende Uniformierung auch des religiösen Denkens durchzuführen. Wir stehen im Zeitalter der — allerdings schließlich für keine Seite annehmbaren — dogmatischen Vermittelungsformeln, die Konstantinopel den Gewissen aufzulegen sich abmüht. Seine eucharistische Liturgie beginnt gleichzeitig, auf den Namen des hl. Johannes Chrysostomos etikettiert, ihren Siegeszug durch den gesamten Orient, und in der heimischen Liturgie Ägyptens gedenkt man der Reichshauptstadt ebenbürtig neben der heiligen Stadt Jerusalem: ‚— der heiligen Stadt unseres Gottes und der Kaiserstadt und jeder Stadt und Landgemeinde —', ja selbst in Rom vermag Gregor d. Gr. nur mit sehr schwachen Mitteln, seine liturgischen Formen gegen die Unterstellung bewußter und gewollter Abhängigkeit von Konstantinopel zu verteidigen. Die Patriarchen von Konstantinopel lassen sich seit 518 den Titel von ‚ökumenischen' geben und beanspruchen damit eine Obergewalt über alle Kirchen wenigstens des Ostens, ein Anspruch, gegen den sogar das Papsttum erst durch den Mund Pelagius' II. (579—590) Verwahrung einlegt. Selbst griechische Sprache dringt, von der Zentrale des neuen romanisierten Griechentums durch den Beamtenapparat in die Provinzen getragen, noch einmal in der Welt vor oder hält sich selbst auf verlorenen Posten mit wunderbarer Zähigkeit. Das in Konstantinopel heimische Dreimalheilig: ‚Heiliger Gott usw.' wird griechisch vom Karfreitagsgottesdienst Roms und von der Meßliturgie Galliens und Spaniens übernommen. In Afrika stehen wir vor einer Masse griechisch abgefaßter Grabinschriften der byzantinischen Herrschaftsperiode. In Syrien hat noch der gelehrte Monophysit Jakob von Edessa († 708) einen großen Teil seiner Korrespondenz griechisch geschrieben.

Was allem dem höchst naturgemäß auf dem Gebiete der Kunst zur Seite tritt, das ist nicht eine Einflußnahme Konstantinopels besonders auf Italien, ein Vordringen von Morgenländischem gegen Abendländisches, sondern eine Erscheinung von allgemeinster Bedeutung: von der Kapitale ausgehende Reichskunst neben dem von dort gegebenen Reichsrecht, neben der dort angestrebten Reichsreligion und Reichskirche, neben der beinahe sich anbahnenden Reichssprache. Altrom erhält seine Apostelkirche nach dem Vorbild der Gruftkirche der konstantinischen Familie im ‚neuen Rom'. Zu Ravenna ersteht in San Vitale der byzantinischste aller Bauten des Abendlands. In Jerusalem, das bisher nur hellenistisches Kunstschaffen gekannt hatte, hält in der justinianischen ‚Neuen Kirche der Gottesgebärerin' beim alttestamentlichen Tempelplatz der volle Byzantinismus seinen Einzug, wie die heute in der Moschee el Aqsâ erbauten Schmuckglieder des Heiligtums erklärten. In Edessa ist 587 das berühmte

Rabulasevangeliar der Laurenziana zu Florenz mit seinen Miniaturen hergestellt worden, deren Ikonographie ich in der Lage bin, auf Grund von Funden in Jerusalem als eine vielfach unsyrische, von byzantinischen Typen abhängige zu erweisen.

Nicht sowohl der Orient hat hier das Abendland, als vielmehr ein einzelnes orientalisches Zentrum hat gleichmäßig den übrigen Orient und das Abendland beeinflußt. Die Frage ist unvermeidlich, ob andere Zentren nicht vorher und in gewissem Sinne und Maße noch nebenher ähnliches getan haben. Auch ein Sichdurchkreuzen von Einflüssen ist ja möglich. Hat das Abendland dem Osten nur Byzantinisches oder hat es ihm auch, ja etwa vor allem Vorbyzantinisches und Außerbyzantinisches zu verdanken?

Strzygowskis Programmbuch ‚Orient oder Rom', seine Broschüre über ‚Hellenistische und koptische Kunst', seine polemische Flugschrift ‚Der Dom zu Aachen und seine Entstellung', sein reifstes und einschneidendes Werk ‚Kleinasien ein Neuland der Kunstgeschichte' geben mit zunehmender Klarheit und Sicherheit in einer ganz bestimmten Richtung Antwort. Die ‚byzantinische Frage' hat sich durch diese Arbeiten des Grazer Gelehrten zu einer christlich-orientalischen erweitert und vertieft. Nicht mehr durch Konstantinopel vermittelt ist ihm die Hauptmasse orientalischen Gutes, das in Fleisch und Blut abendländischer Kunst einging. Durch Einfallstore wie Massilia, Mailand und schon das vorjustinianische Ravenna soll es unmittelbar aus Ägypten, aus Syrien und aus einer Syrien und Kleinasien gleichmäßig bestimmenden ‚hettitischen Ecke' gekommen sein. Von diesen außerbyzantinischen Einflüssen soll in seiner Entwicklung vor allem in entscheidender Weise etwas abhängig sein, das uns bislange durchaus als Bein von unserem Bein, als eine bodenständig abendländische Erscheinung, galt: die romanische Kunst.

Eine gewisse Zurückhaltung weiter Kreise gegenüber so tiefgehenden Anschauungen unkonventioneller Natur kann uns nur nützlich sein. Sie veranlaßt zu strengerer und vielseitigerer Nachprüfung unserer Ergebnisse, zur Aufsuchung zwingender Beweise für zunächst mehr geahnte, intuitiv empfundene Wahrheiten.

Nach monumentalen Belegen für die neuen Hypothesen hat man in erster Linie und, abgesehen von einem gelegentlich etwas mitleidig abweisenden oder gar hämischen Ton, gewiß mit Recht verlangt. Auf dem Gebiet der Architektur hat Strzygowski aus seinen kleinasiatischen Kirchenruinen eine recht erhebliche Masse zusammengebracht. Ähnliches darf ich hoffen, für die Ikonographie aus Miniaturen syrischer, armenischer und in Palästina geschriebener griechischer Handschriften zu liefern.

Sehr notwendig wird es auch sein, daß man sich im einzelnen über die Eigenart der verschiedenen vorbyzantinischen Lokalkunstkreise des christlichen Orients klar zu werden weiß. Auch da hat Strzygowski einen bahnbrechenden Wurf getan mit seinem herrlichen Katalog koptischer Denkmäler des vizekönigl. ägyptischen Museums zu Kairo. Für Zentralsyrien und den Hauran wird sich aus dem Monumentalwerk der amerikanischen Expedition in diese Gegenden

Förderung in der gedachten Richtung gewinnen lassen. Für Syrien, Armenien und Palästina hoffe ich selbst, wieder speziell was die Ikonographie anlangt, auch nach ihr Wertvolles aus Jerusalem mitgebracht zu haben. Auch verhältnismäßig spätes Material ist hier sehr lehrreich, wo es vom Gemeinbyzantinischen abweicht und gleichzeitig abendländischer Einfluß ausgeschlossen ist.

Neben der kunstwissenschaftlichen gilt es aber auch eine mehr kulturgeschichtliche Begründung der neuen Auffassungen zu erbringen. Darauf hat Rocholl kürzlich in einem Artikel der ‚Zeitschrift für Kirchengeschichte' treffend hingewiesen. Die kunstgeschichtlichen Zusammenhänge, die man behauptet, dürfen nichts bleiben, das in der Gesamtentwicklung vereinzelt dasteht. Als ein Glied in einer ganzen Reihe von Erscheinungen, die ein einziges kulturgeschichtliches Gesamtphänomen bilden, erweist sich der Durchbruch des Byzantinismus in der justinianischen Epoche. Da ist nichts Vages oder Unklares. Man sieht deutlich den Ausgangspunkt der Bewegung. Man erkennt im Politischen ihre treibenden Kräfte. Man übersieht ihre Wirksamkeit auf den verschiedensten Gebieten neben demjenigen der Kunst, und man übersieht sie nach verschiedenen räumlichen Richtungen hin. In gleichem Licht müssen auch vorbyzantinische und außerbyzantinische Einflüsse des Orients auf die abendländische Kunst erscheinen, wenn wir an sie glauben sollen.

Bestimmte morgenländische Kulturzentren müssen nachgewiesen werden, die vor allem einmal selbst in vorjustinianischer Zeit eine Kunstblüte aufzuweisen haben, welche den Gedanken an eine Wirkung nach außen berechtigt erscheinen läßt. Eine Einflußnahme dieser Zentren auf anderen Gebieten muß sich aufdecken lassen, die ebenso stark ist wie die künstlerische, welche wir unterstellen. Daß diese Einflußnahme auf anderen Gebieten räumlich sich bis ins Abendland erstrecke oder doch über die Bedeutung einer lokalen Erscheinung sich erhebe, wird gefordert werden müssen. Endlich wird man eine Macht irgendwelcher Natur uns vorstellen müssen, die von dem betreffenden Zentrum aus wirksam sowie im Falle des Byzantinischen die Politik Trägerin und Verbreiterin künstlerischer Anregungen sein konnte. Eine recht große und geduldige Arbeit wird zu tun sein. Namentlich in der Geschichte zweier nächster Schwestergebiete christlicher Kunst, in denen der Liturgie und der Legende oder — allgemeiner gesagt — der religiösen Volksanschauungen und ihrer Gestaltenbildung, wird man sich heimisch machen müssen.

Ich kann hier nur beispielsweise für einige Zentren ein paar besonders markanter Momente zusammenstellen, um anzudeuten, in welchem Sinne ich mir die Ausführung der aufgestellten Forderungen denke.

Jerusalem hat unstreitig neben, ja vor Rom und Konstantinopel die glänzendste Entfaltung des Kirchenbaus in der konstantinischen Epoche gesehen. Das durch den Vater der Kirchengeschichte erhaltene Schreiben des großen Kaisers an Bischof Makarios in Sachen der Bauten am Heiligen Grab spricht sehr klar die Absicht aus, hier Großartigeres zu schaffen, als jemals bisher die Erde getragen habe. Dazu fehlten die tatsächlichen Kräfte im künstlerischen

Können der Zeit. Aber wenn der Herr des römischen Weltreiches auch nur so Gigantisches anstrebte, so mußte immerhin sehr Bedeutsames noch bei der Sache herauskommen. Der uns noch wohlbekannte Grundriß der Anlage ist in der Tat ebenso geistvoll als großartig. Ihr schematisches Bild im Apsismosaik von Santa Pudenziana zu Rom und, was an erhaltenen Kapitälen und Friesen mit Sicherheit auf sie zurückgeführt werden kann, bestätigt den Eindruck der Beschreibungen. In der gleichen Richtung weist, was in Jerusalem und Umgebung aus der konstantinischen oder der näheren Folgezeit sonst noch auf uns gekommen ist, vor allem die an der Geburtskirche zu Bethlehem erhaltene wunderbare fünfschiffige Basilika mit ihrem höchst eigenartigen Kleeblattabschluß, die unmöglich erst ein justinianisches Werk sein kann, wie noch Diel annimmt, dann die Reste der im Jahre 460 geweihten Basilika der Kaiserin Eudokia über dem Stephanusgrab. Ein Rückschluß auf die Pracht des altchristlichen Jerusalem muß ferner von Madeba her gemacht werden, der entlegenen Provinzstadt östlich des Jordan, wo rund ein Dutzend von Kirchenruinen ganz unvergleichliche korinthische Kapitäle, vor allem aber das Schönste aufweisen, was uns die Spätantike an Mosaikfußböden hinterlassen hat, und so ein einsames Beduinendorf zu einem wahren christlichen Pompei machen.

Den Einfluß der hierosolymitanischen Denkmälerwelt nach außen gewährleisten einmal unmittelbar die gleichnamigen Filialen (Anastasis, Anastasia), welche die Auferstehungskirche in Konstantinopel, Rom und Beirut nachweislich hervorrief. Im Dom von Parenzo und in Santo Stefano zu Bologna hat man sodann auch die Gesamtanlage der konstantinischen Bauten am Heiligen Grab mehr oder weniger treu nachzubilden versucht. Wie die Päpste sich vom Lateran aus einer Art von römischem Jerusalem und römischem Bethlehem schufen, darüber hat Grisar in seinen Analecta Romana meisterhaft gehandelt.

Wir berühren damit bereits das Gebiet der Liturgie. Auf ihm ist die Stellung Jerusalems eine alles überragende gewesen. Sein Formular zur Feier der Eucharistie, die sog. Jakobsliturgie, hat die altantiochenische Liturgie völlig verdrängt, alle spätere ägyptische Liturgie tiefgehend beeinflußt. Im siebenten Jahrhundert finden wir es auf dem Sinai, im achten in Damaskus im Gebrauch. In syrischer Übersetzung wurde es durch die Monophysiten bis an die Grenzen Indiens verbreitet und zur Grundlage aller ihrer späteren Meßformulare gemacht. Handschriften des griechischen Textes stammen andererseits von Zante und aus Sizilien. Selbst ein Durandus und das corpus iuris canonici kennen die Jakobusmesse und haben die größte Verehrung für dieselbe. Noch bedeutsamer wirkte Jerusalem aber auf das kirchliche Tagzeitengebet ein. Die liturgische Poesie der griechischen Kirche ist zuerst in Palästina und zur Verherrlichung dieses Gebets in der Heiligen Stadt erblüht. Für Jerusalem haben Johannes von Damaskus und Kosmas geschaffen, deren Dichtungen noch heute den Kern aller kirchlichen Gesangbücher der Griechen, Melchiten, Russen und übrigen Slaven bilden. Andererseits zeigt das alte mozarabische Brevier Spaniens und das ambrosianische Mailands

nicht minder die überraschendste Übereinstimmung mit Dingen, die für Jerusalem schon im ausgehenden vierten Jahrhundert bezeugt sind. Die allerhöchste Bedeutung hat zumal die Feier der Karwoche und des Osterfestes an den heiligen Stätten gewonnen. Die gesamte griechische und ihre Tochterkirchen haben das ganze von Haus aus durch und durch lokal bedingte und gefärbte Zeremonial mit allen seinen Texten übernommen. In syrische wie in abendländische Liturgie ist die feierliche Verehrung des Kreuzes am Karfreitag übergegangen.

Ursprüngliche Stadtfeste Jerusalems sind sodann nicht nur das von allen orientalischen Kirchen am 13. September begangene Kirchweihefest der konstantinischen Bauten am Heiligen Grab, das Fest der Kreuzerhöhung am folgenden Tag, das sich auch über das ganze Abendland verbreitete, und das Fest der ‚Darstellung' Marias im Tempel, richtiger: ihres Eintritts in das Heiligtum als Tempeljungfrau, von Hause aus nichts anderes als das auf den 21. November fallende Kirchweihfest der justinianischen Muttergotteskirche. Gleiche Heimat hat auch das Fest der Darstellung Jesu im Tempel oder der Reinigung Marias, mit dem Rom von Jerusalem zugleich die Kerzenweihe und Lichterprozession des 2. Februar sich aneignete. Nicht minder hat die Feier des Palmsonntags, deren allmähliches Sichdurchsetzen wir noch einigermaßen verfolgen können, und die Verlesung des Evangeliums von der Auferweckung des Lazarus am vorangehenden Samstag sich von Jerusalem aus über die gesamte Kirche verbreitet.

Nicht hoch genug können schließlich die Impulse angeschlagen werden, die Volksfrömmigkeit und Legenden von Palästina her, namentlich aber von den Reliquienschätzen Jerusalems empfingen, deren Inventare abendländische Pilgerbücher des sechsten und siebenten Jahrhunderts vermitteln. Die altfranzösische Dichtung von Karls d. Gr. Pilgerfahrt ins Heilige Land, die britischen Sagen von Wallfahrten hl. Bischöfe aus Wales oder des Königs Arthus gewähren diesbezüglich Einblicke von intimstem Reiz. Das weitaus Wichtigste liegt aber in der Tatsache, daß der Gral nichts anderes ist als das Onyxgefäß, das in Jerusalem vor dem Jahre 614 als Abendmahlskelch des Herrn verehrt wurde, daß hier die Quelle sprudelt für Wolframs Parsifal und die annexe höfische Epik, damit schließlich selbst für das Stoffliche in Richard Wagners Bühnenweihespiel.

Welche Macht die Einflüsse Jerusalems bis weit ins Abendland hinein vermittelte, darüber ist ein Zweifel nicht für einen einzigen Augenblick möglich. Es war die Pilgerbewegung. In der verschiedenartigsten Weise haben die zahllosen Wallfahrer nach den heiligen Stätten durch die Schilderung ihrer Eindrücke die abendländische Heimat beeinflußt. Wir können das an unschätzbaren Beispielen noch verfolgen. Wie sie aus dem Orient selbst den Freunden schrieben, sehen wir an dem Brief, den die Freundinnen des hl. Hieronymus, Paula und Eustochium, im Jahre 386 aus Bethlehem an die in Rom zurückgebliebene Marcella richteten, und aus der etwa gleichzeitigen höchst eingehenden

Reiseschilderung, die eine vornehme aquitanische oder spanische Pilgerin von Konstantinopel aus an befreundete Damen in der Heimat sandte. Wie sie nach der Heimkehr mündlich erzählten, lernt man an der um 670 herum von einem gewissen Adamnanus zu Papier gebrachten Niederschrift der Erzählungen eines gallischen Bischofs Arkulf und an den Aufzeichnungen einer Nonne von Heydenheim über den Palästinaaufenthalt des hl. Wilibald von Eichstätt ums Jahr 725. Andere redigierten selbst erst in der Heimat ihre Reiseberichte: so ein Pilger aus Bordeaux, der im Jahre 333 die Wallfahrt gemacht hatte, ein Pilger des 6. Jahrhunderts aus Piacenza, ein fränkischer Mönch Bernhard, der im Jahre 870 in Jerusalem gewesen war. Literaten wie Beda der Ehrwürdige und Petrus Diaconus, vor ihnen vielleicht schon ein Archidiakon Theodosius verarbeiteten dann noch die Berichte wirklicher Pilger am Studiertisch, um sie in neuem Kleid unters Volk zu bringen. Es sind nur die allerwichtigsten Dokumente, die ich hier zusammenstelle.

Es wäre eine anziehende und lohnende Arbeit, einmal übersichtlich alle die verschiedenartigen Interessen der abendländischen Pilger für Orientalisches in Natur, Menschen, Legende und Liturgie aus dieser zufällig uns erhaltenen Literatur zu beleuchten. Daß das monumentale Interesse nicht fehlte, dafür gibt die Tatsache einen Beleg, daß Arkulf seine Erzählung durch Grundrißzeichnungen auf Wachstafeln erläuterte, die Adamnanus alsdann, auf Papier übertragen, seiner Nachschrift einverleibte. Auch auf genaue Vermessungen darf man hier verweisen, wie sie derselbe Arkulf und schon vor ihm der hl. Petronius von Bologna an den heiligen Stätten vornahm. Daß aber Pilgererzählung im Abendland tatsächlich wieder Monumentales beeinflußte, davon gleichfalls ein Beispiel!

Der Pilger von Piacenza und Arkulf schildern des näheren ein Kreuzdenkmal in den Wellen des Jordan, das die Stelle der Taufe Jesu bezeichne. Genau ihrer Schilderung entsprechend finden wir es in der bildlichen Darstellung der Jordantaufe beispielsweise auf einem Elfenbeinwerk, das laut seinen lateinischen Beischriften im Abendland gefertigt sein muß: dem Paliotto des Doms zu Salerno.

Alexandreia hat zu den Städten gehört, die am frühesten eigentliche und offizielle christliche Kirchen besaßen. Sobald der Druck der diokletianischen Verfolgung gewichen war, mußte in einer Stadt, die Reichtum, Pracht und altererbter Kunstsinn zur zweiten des Reiches machten, und die sich vielleicht — wenn nicht relativ, so doch absolut — der stärksten christlichen Bevölkerung erfreute, das kirchliche Bauwesen und damit alle kirchliche Kunst einen erstklassigen Aufschwung nehmen. Das reiche Material einschlägiger Nachrichten und einen erschöpfenden Nachweis aller gelegentlich zutage getretenen Reste findet man jetzt in dem vorzüglichen Artikel Alexandrie des von Dom F. Cabrol O. S. B. herausgegebenen Dictionaire d'archéologie chrétienne et de liturgie. Auf die Großartigkeit des Verlorenen werfen die drei gewaltigen Flechtkorbkapitäle der Markuskirche, die sich heute

in den Museen von Alexandria und Kairo befinden, und die Fresken von Katakombenkammern noch einiges Licht. Lehrreich aber ist besonders wieder ein Rückschluß: auf die Kunst der Metropole von dem, was man an koptischer Landkunst im Kairenser Museum und in alten koptischen Kirchen selbst sieht. Hier ist auf Strzygowskis Katalogwerk und dessen unübertroffen reiche und gute Illustration zu verweisen. Ein bloßes Durchblättern lehrt mehr als die langatmigste Auseinandersetzung.

Einen gewaltigen Einfluß Alexandreias nach außen kennen wir bereits für die vorkonstantinische Zeit auf dem Gebiet der kirchlichen Wissenschaft, deren Wiege in der Stadt stand. Der eine Name des Origenes braucht nur genannt zu werden. Dann kam hier im Arianismus die große dogmatische Krisis zum Ausbruch, die unter verschiedenen Namen und Formen den ganzen Rest des christlichen Altertums erfüllen sollte. Alexandreia ist in allen diesen dogmatischen Kämpfen der eigentliche rocher de bronce der Rechtgläubigkeit gewesen, bis im Jahre 451 das Blatt sich wandte und in Chalkedon seine Glaubensparole als häretisch unterlag. Seine Oberhirten sind ganz anders als die Päpste der Zeit im Vordertreffen gestanden. Nicht umsonst trugen auch sie den Papatitel. Könnte man über derartige Dinge als Katholik vom rein menschlichen Standpunkt aus sprechen, so müßte man sagen, es habe fast anderthalb Jahrhunderte sehr stark darnach ausgesehen, als solle sich ein alexandrinischer statt eines römischen Primats ausbilden. Es ist beispielshalber auch das lehrreich, daß Rom nicht nur eine Basilika des Evangelisten Markus, sondern — am Fuß des Palatin — auch eine Kirche seines ersten Nachfolgers als Bischof von Alexandreia, des hl. Anianus, bekam. Erst mit Leo d. Gr. ist Rom der ägyptischen Rivalin gegenüber im allgemeinen kirchlich wieder auf die Höhe seiner selbst gekommen.

Aber eben unter diesem Papst ist es, wie ich in Untersuchungen über die Urgeschichte des Meßkanons wahrscheinlich gemacht habe, auf dem Spezialgebiet der Liturgie einem, wenn auch indirekten, alexandrinischen Einfluß unterlegen. Mit dem altrömischen ist in jedem Falle, selbst wenn es nicht gerade um diesen Zeitpunkt geschehen sein sollte, ein eucharistisches Hochgebet wesentlich vom Typus des alexandrinischen verschmolzen worden. Die vor mir schon von Drews empfundene Tatsache hat keiner meiner Kritiker mehr ernsthaft zu bestreiten gewagt. Im Allerheiligsten abendländischen katholischen Gottesdienstes lebt alexandrinische Eigenart unsterblich fort. Der Vorgang ist nicht einzigartig. Wenigstens auf zwei weitere Fälle einer Beeinflussung abendländischer Liturgie durch Alexandreia will ich noch hinweisen.

Den vierundzwanzig Ältesten der Apokalypse und den Evangelistensymbolen hat nur die ägyptische Kirche als wirklich existierenden himmlischen Wesen einen Kult gewidmet. Koptische Quellen lassen seine Bedeutung in einem geradezu überraschenden Licht erscheinen. Offensichtlich von außen hereingetragen begegnen die Ältesten und die ‚vier Lebewesen' nun neben den neuen Engelchören auch in Einleitungen des Sanctus aus der alten Liturgie Spaniens.

Ein Gedanke an Einfluß der morgenländischen Liturgie gerade auch auf abendländische Kunst liegt hier einmal sehr nahe. Ich denke an die bildliche Darstellung der Ältesten und der Symbole in italienischen Mosaiken und Wandgemälden, die mit dem Triumphbogenmosaik von San Paolo fuori le mura wiederum in der Zeit Leos d. Gr. einsetzt, und für die es in nichts Römischem Anknüpfungspunkte gibt.

Auch die Erzengel Michael und Gabriel hat die ägyptische Kirche in Liturgie und Kunst ungemein hochgehalten. Dessen ist wieder das Koptische Spiegelbild. Auch Raphael steht wenigstens in der Liturgie daneben. Besonders beliebt war eine Verknüpfung Michaels mit den Seelen der Verstorbenen und ihrem Schicksal, sei es nun, daß er als Seelengeleiter an Stelle des griechischen Hermes Psychopompos trat, sei es, daß er als Rechtsnachfolger des altägyptischen Thout selbst die Wage des Seelengerichts führte. Griechische christliche Grabinschriften, die aus dem liturgischen Formular schöpfen, bringen die eine, koptische Bilder bis auf unsere Tage, deren Zahl Legion ist, die andere Anschauung zum Ausdruck. Es ist offensichtlich wiederum das Werk alexandrinischen Einflusses, wenn Rom, das mit der Ausgestaltung des Engelbildes und Engelkultes selbst nichts zu tun hat, plötzlich eine Michaelskirche an der Salarischen Straße bekommt, deren Kirchweihefest am 29. September sich über das ganze Abendland verbreitet, wenn in Italien Visionen des ‚Fürsten der himmlischen Heerscharen' in Mode kommen (auf dem Monte Gargaro; auf dem Mausoleum Hadrians unter Gregor d. Gr.), wenn eine späte Grabplatte in der Kallistuskatakombe die Anfangsbuchstaben der Erzengelnamen M. G. R. als eine Art magischen Schutzes für den Toten aufweist, wenn das Offertorium der römischen Seelenmesse, fast wörtlich mit einer alexandrinischen Grabinschrift übereinstimmend, Michael als Gebieter der Seelen anruft: ‚Sed signifer sanctus Michael repraesentet eas in lucem sanctam (sondern der Bannerträger, der hl. Michael, stelle sie vor im heiligen Licht).' Von unsicheren Vermutungen kann bei allem dem nicht die Rede sein. Die alexandrinische Meßliturgie selbst ist — dafür birgt die Provenienz ihrer wenigen erhaltenen griechischen Handschriften — auch außerhalb des Nillandes gebraucht worden. Nach Palästina war ihre Verwendung im Gottesdienst gewiß, vielleicht war sie sogar bis nach Süditalien verbreitet.

Durch die verschiedensten Kanäle konnte und mußte das Überströmen von Alexandrinischem ins Abendland erfolgen. In Betracht kommt einmal auch hier der Wallfahrtsverkehr. Sehr viele Palästinapilger werden, wie wir von dem Pilger aus Piacenza, von Arkulf und dem Franken Bernhard wissen, auf der Hin- oder Rückreise oder aber wie der hl. Hieronymus, wie Paula und Eustochium, die jüngere Melania und ihr Gatte Plinianus, wie endlich die bisher sog. Silvia von Jerusalem aus die Stadt mit dem Grab des Evangelisten Markus und den Gräbern zahlreicher hochgefeierter Martyrer besucht haben. Geradezu nach den heiligen Stätten Palästinas und nach Rom der erste Wallfahrtsort des christlichen Altertums ist das Heiligtum des Martyrers Menas gewesen,

das man von Alexandreia aus zu besuchen hatte. Die sog. Menaskrüglein, die man, mit Öl aus den am Grabe des Heiligen brennenden Lampen gefüllt, als Andenken von dort mitnahm, gehören zu den weitaus zahlreichsten und verbreitetsten Fundstücken christlicher Archäologie. Hohe Bedeutung muß dann auch der abendländische Aufenthalt des hl. Athanasios und derjenige gleich ihm als Flüchtige oder Verbannte hierhergekommener Nachfolger des Großen gehabt haben. Dasselbe gilt von der Berührung, in die auf den Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts die Bischöfe aus allen Teilen der römischen Welt mit den im Vordergrund der Verhandlungen stehenden Hierarchen der ägyptischen Metropole traten. Weitaus das Wichtigste war aber die Ausbreitung pachomianischen Mönchtums im Abendland, vor allem im südlichen Gallien, wo Johannes Kassianus († um 435) es aus Ägypten eingeführt hat.

Ich gehe aus dem Südkreis in den Nordkreis vorbyzantinischer Kultur und Kunst des christlichen Morgenlandes. Was da in letzter Zeit die größte Offenbarung bedeutete, das ist die Architektur Kleinasiens mit den stammverwandten Erscheinungen in Nordwestsyrien und Armenien. Das alte kirchliche Zentrum dieser ‚hettitischen Ecke' war das kappadokische Kaisareia. Nur von hier aus ist weitgreifender, bis ins Abendland reichender Einfluß denkbar. Von hier aus ist er jüngst bezüglich eines Zusatzes zum ‚apostolischen' Glaubensbekenntnis (sanctorum communionem) mindestens sehr wahrscheinlich gemacht worden, von hier aus ist er für das Gebiet der Liturgie so schlechthin als nur möglich gesichert. Unter der Flagge des hl. Basileios hat ja das Meßformular von Kaisareia sogar Konstantinopel erobert. Ebenbürtig neben demjenigen der Reichshauptstadt selbst stehend hat es mit diesem zusammen die Alleinherrschaft im Gesamtgebiet der griechischen Kirche errungen und in ihr wie in ihren slavischen Tochterkirchen bis zur Stunde behauptet. Ins Syrische und Armenische ist es übersetzt und für das monophysitische Ägypten in griechischer und in koptischer Sprache bearbeitet worden. Im Abendland kennen es lateinische Quellen neben dem Formular von Jerusalem. Neben demjenigen von Konstantinopel haben es die zahlreichen Basilianerklöster Italiens hier einst tatsächlich gebraucht.

Mit dem letzten Satze habe ich auch schon die Macht bezeichnet, die Kaisareia zu einem der wirksamsten Kulturzentren des späteren christlichen Altertums machen konnte, durch deren Hand in erster Linie auch die von Strzygowski postulierten Zusammenhänge zwischen der kleinasiatisch-syrischen und der romanischen Architektur gegangen sein müssen, wenn anders seine Postulate den Tatsachen entsprechen. Diese Macht ist das basilianische Mönchtum, neben dem benediktinischen, der Bewegung, die vom großen Armen von Assisi ausging, und der Schöpfung des Vielgehaßten von Loyola, die einflußgewaltigste aller Erscheinungen in der Gesamtgeschichte des christlichen Ordenslebens, eine Erscheinung, die an weltweiter räumlicher Universalität ihres Wirkens sogar jene drei späteren mehr als an Haupteslänge überragt. Besäßen wir eine auf der Höhe stehende Geschichte des basilianischen Mönchtums im Abendland,

so würden wir uns kaum mehr über irgendwelche Form kleinasiatisch-syrischen Einflusses wundern, die jemals hier behauptet werden wollte. Auf die Beziehungen, die allerdings auch schon die drei großen Kappadokier Basileios, Gregorios von Nyssa und Gregorios von Nazianz bis nach dem Abendland herüber unterhielten, brauchte nicht erst verwiesen zu werden. Im allgemeinen wird ja die Privatkorrespondenz zwischen einigen Theologen und Bischöfen schwerlich die Kunstentwickelung beeinflussen. Doch ist es immerhin sehr beachtenswert, daß es sich in der Korrespondenz jener Männer gelegentlich um Kirchenbauten, deren Plan und Ausstattung handelte.

Mit Kaisareia teilte sich in den unmittelbaren Einfluß auf Nordwestsyrien und Armenien die christliche Metropole von Mesopotamien und Zentralsyrien: Edessa. Ich habe unlängst nach einer neu erschlossenen Quelle die kirchliche Bautätigkeit in der Stadt während des vierten und des fünften Jahrhunderts verfolgt. Es ergab sich für die nicht vollen zwei Jahrhunderte zwischen dem Jahre 313 und dem Jahre 505 das gesicherte Minimum von fünfundzwanzig nicht klösterlichen Kirchenbauten, dem Bau eines Baptisteriums, sieben Klosterbauten mit Kirchen und der Anlage zweier Gemeindefriedhöfe. Ich drang auf Grund solcher Zahlen nachdrücklichst auf eine archäologische Spezialexpedition nach Edessa. Noch erhebt sich ja in Urfa der mächtige achteckige Turm, den die Lokalüberlieferung auf die Justinianische Epoche zurückführt. Hart daneben steht die Hauptmoschee, also doch wohl eine altchristliche Kirche. Und was wissen wir über die armenische Kathedrale und ihre Grundmauern? — Nichts, als daß sie noch im Jahre 1896 der Schauplatz einer entsetzlichen Christenabschlachtung war, die unter dem Schutz wohlwollender Neutralität der ‚Mächte' und auf höheren Befehl Pöbel und türkisches Militär ausführte. Von Ruinen wissen wir ebensowenig. Bis da eine der beschämendsten Lücken unserer christlich-orientalischen Denkmälerkenntnis ausgefüllt ist, wird man sich das altchristliche Edessa etwa an der Hand des altchristlichen Bosra vorzustellen haben, dessen herrliche Kathedrale noch in ihren traurigen Ruinen sich als einen Zentralbau erweist, dessen Großartigkeit und geistvoll reiche Anlage überhaupt nur einmal — in der Justinianischen Hagia Sophia — übertroffen wurde.

Der weit ins Abendland reichende Einfluß Edessas ist auf dem Gebiet der Legende und Sage erkannt und anerkannt. Die Abgarsage, die Thomaslegenden stehen nicht allein und sind für den Westen nicht das Wichtigste, obgleich es bemerkenswert ist, daß die vatikanische ‚Veronika' ursprünglich nicht eine Passionsreliquie, sondern das vom Herrn an König Abgar von Edessa gesandte wunderbare Bild seines allerheiligsten Antlitzes sein sollte. Aber in Edessa ist auch die Sage von Konstantins Aussatz und seiner Taufe durch Papst Sylvester heimisch, die für Rom kanonische Geltung gewann und heute noch erst an einer von zwei Stellen des römischen Breviers ausgemerzt ist. In Edessa ist die Sage vom Fürstensohn heimisch, der in der Brautnacht entflieht und nach hartem Asketenleben unter der Treppe des Elternhauses

auf dem Strohlager des Bettlers sein Leben beschließt. Den Namen des heiligen Alexios hat er auf griechischem Boden bekommen. Unter diesem Namen verehrt Rom ihn in einer alten Basilika auf der Höhe des Aventin. Unter demselben Namen ist die syrische Sagengestalt in mehreren Dichtungen mittelalterlich-lateinischer, altfranzösischer und mittelhochdeutscher Literatur besungen worden.

Auch liturgische Zusammenhänge bestehen zwischen Rom und Edessa. Es kann doch schwerlich ein bloßes Spiel des Zufalls sein, wenn in der gesamten Christenheit nur die römische und die ostsyrische gerade eine vier Sonntage umfassende Vorbereitungszeit auf das Weihnachtsfest besitzen.

Als Vermittler zwischen Ost und West kommen hier noch einmal die okzidentalischen Wallfahrer in Betracht. Die aquitanische Pilgerin des ausgehenden vierten Jahrhunderts ist wie in Palästina und Konstantinopel auch in Edessa gewesen. Zweifellos haben Dinge wie die Abgarreliquien und der Sarg des Apostels Thomas nicht nur auf diese einzige fromme Seele aus dem Abendland ihre Anziehungskraft ausgeübt. Wichtiger sind aber immerhin wohl umgekehrt die starken Syrerkolonien im Westen. Ein auch für weitere Kreise ungemein interessanter Aufsatz von Bréhier in der ‚Byzantinischen Zeitschrift' hat über sie Licht verbreitet. Besonders bedeutend war das syrische Element in Ravenna, und wie hier die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles durch Syrer vorübergehend selbst die Regel war, wie im Jahre 591 ein syrischer Kaufmann des Namens Eusebius durch simonistische Umtriebe in Paris die bischöfliche Würde erlangte und geradezu den einheimischen Klerus durch einen syrischen ersetzte, so hat in Hormisdas (514—523) auch den päpstlichen Thron einmal ein Syrer mit rein ostsyrisch-persischem Namen bestiegen. Im südlichen Gallien hielten sich syrisch sprechende Kolonien sogar bis in die Karolingerzeit. Auch syrisches Mönchtum war denn neben ägyptischem und dem herrschenden basilianischen im Abendland verbreitet selbst noch, nachdem bereits der Heilige von Nursia ein bodenständig okzidentalisches geschaffen hatte. Erst Papst Donus (676—678) hat in Rom dem friedlichen Zusammenleben syrischer Mönche nestorianischen Bekenntnisses, also edessenischer oder persischer Herkunft, ein Ende gemacht und — sie in verschiedene Klöster der Stadt verteilt. Selbst Glaubensfreiheit hat das päpstlich werdende Rom für orientalische Gäste gehabt. Heller kann kaum etwas die Machtstellung des Morgenlandes im Herzen des Abendlandes beleuchten.

Ich habe lediglich Stichproben gegeben. Aber ich meine, daß auch diese genügen, um einem nicht zünftigen Leserkreis zu zeigen, daß vor- und außerbyzantinische Einflüsse des Orients auch auf die Werdebewegungen der abendländischen christlichen Kunst, sehr starke und weittragende Einflüsse sogar, durchaus sich dem Rahmen anderweitiger gesicherter Erscheinungen einordnen würden. Schon in der vorjustinianischen Periode hat es im Morgenland Kulturzentren gegeben, die wie Konstantinopel in justinianischer und nachjustinianischer Zeit ihren Einfluß auf verschiedenen Gebieten weitum geltend machten. Die Peri-

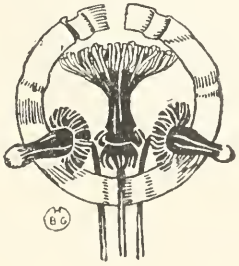
pherien einzelner der Einflußsphären sind sich schneidende Kreise. Die Sphären selbst decken sich vielfach; ein Punkt kann in mehreren liegen; ja, das gilt sogar vom Mittelpunkt der einzelnen Sphäre verschiedenen anderen gegenüber. Kaisareia hat gewiß Impulse von Jerusalem wie von Alexandreia bezw. Ägypten her erfahren. Rom und ein gut Teil des Abendlandes überhaupt fällt auch in eine Mehrzahl solcher Einflußsphären, und dabei hat Rom selbst unleugbar seine eigene Einflußsphäre gehabt, wenngleich ihr Umfang erst mit Gregor d. Gr. so recht ein weltgeschichtlich nennenswerter wird und das künstlerische nach dem ganzen Wesen Roms am wenigsten zu den Gebieten gehörte, auf die sein Einfluß sich erstreckte.

Das Gesamtbild der Entwicklung kompliziert sich erheblich gegenüber früheren Betrachtungsweisen. Aber wir sind ja, Gott sei Dank, auf allen Gebieten in einer rückläufigen Bewegung von simplistischen und radikalen Lösungen der Probleme hinweg. Eine ‚rückläufige Bewegung zur Tradition' konnte Harnack die Sache auf dem Felde der historischen Theologie des Protestantismus nennen. Aber sie hat eine allgemeinere und tiefere Bedeutung.

Reine Sonderentwicklung des Abendlands von Rom aus oder ein einheitlicher, vielleicht sehr bedeutender Einfluß des Ostens auf den Westen, den man ‚byzantinisch' nannte, das mochten für die frühchristliche Kultur- und Kunstentwicklung annehmbare Losungen sein, als der Darwinismus sich fast unbestritten damit brüsten durfte, das Wort der Lösung für alle Rätsel der natürlichen Lebensentwicklung gefunden zu haben. Die Strömungen in der Biologie von heute zeigen immer deutlicher, daß diese Zeit vorbei ist. Ich meine, daß es solchen Tatsachen entspricht, wenn wir auch auf unserem Gebiet wieder schärfer der vielgestaltigen Realität der Dinge und Kräfte ins Auge schauen, froh, wenn wir so recht die verschiedenartigsten in einander greifen sehen, nach Fausts visionärem Ausruf sehen:

‚Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt.'

Ich meine, daß es nicht zuletzt diese im Hintergrund stehende kompliziertere, weil lebensvollere, darum aber auch tiefere Fassung des Entwicklungsbegriffs ist, was dem kunstwissenschaftlichen Kampf für die Rechte des Orients das Interesse weitester Kreise der Gebildeten unseres Volkes sichern sollte.



Der Treubecher.

Eine Kamingeschichte.

Von

Karl Linzen.

(Fortsetzung.)

Es war nicht lange nach der vorgedachten Geselligkeit im Hause des Herrn von Turneck zu Wien. Höher schwang die Sonne den Bogen am Frühlingshimmel. Sie tauchte Berg und Tal, Wälder und Städte von Mähren in ihren Strahlenglanz. Eines Morgens ertönte von einem der Hauptwachtürme der neuen Bastei zu Brünn ein helles Fanfarengeschmetter. Die wackere Stadtkapelle blies mit vollen Backen den Abschied des kaiserlichen Kommissars und seiner Gemahlin, die mit großen Ehren in Brünn empfangen und bewirtet worden waren. Eine stattliche Schar von Magistratsherren und vornehmen Ringleuten ritt eben im Geleite des gräflichen Paares und des ihm befreundeten Adels aus der vielgetürmten Stadt. Da just ein Markttag war, so drängte trotz der frühen Stunde ein großer Zulauf neugierigen Volkes mit über die Wälle hinaus und verfolgte die Kavalkade ein gutes Stück. Der Name Slatok war auf aller Munde. Das stolze, aber dabei freundliche Lächeln, womit der General von seinem feurigen Schweißfuchs herabblickte, das anmutige Neigen des Hauptes, wodurch die schöne Gräfin den Gruß der Brünnerinnen erwiderte, deuchte den besorgten Bürgern ein ebenso sicheres Unterpfand der kaiserlichen Gnade als etwa ein Majestätsbrief selber mit allergnädigster Handschrift und Sigill.

Wenn man in der mährischen Hauptstadt dem bisherigen Gang der Dinge vertrauen durfte, so sollte das Abenteuer der böhmischen Empörung für dieses Mal der Markgrafschaft glimpflich genug verlaufen. Zwar hatte der Herr von Dietrichstein, der als Fürstbischof und Kardinal zu Olmütz saß, die Burg Znaim, das Brünner Schloß und den befestigten Spielberg in großer Eile für den Kaiser mit Beschlag belegen lassen. Auch harrten hinter den dicken Mauern des Staatsgefängnisses, das sich auf dem genannten Berg

J. B. Corot. *Jos. Kösel autotyp.*

Nymphentanz.

Horst Land

befand, diejenigen mährischen Ritter und Barone, die besonders eifrig an der flamma Pragensis hatten schüren helfen, noch ihres Urteils. Doch hatte in Ansehung der mehr widerstrebenden und gezwungenen als freiwilligen Teilnahme an der Empörung der Graf den in ihn dringenden Stadtkollegien einen weitgehenden Generalpardon in sichere Aussicht gestellt, und die Mailustbarkeit, zu welcher der kaiserliche Kommissär in diesen Tagen seine adeligen Freunde sowie die Brünner Magistratsleute, die stattlichen Weinherren, Zunftvorsteher und Schöppen auf sein benachbartes Schloß Sczegin eingeladen hatte, sollte zugleich den Charakter eines Friedensfestes, einer politischen Versöhnungsfeier tragen. Darum hatte die Stadt es sich angelegen sein lassen, zu dem Gelingen einer so sinnvollen und fröhlichen Veranstaltung nach Kräften das ihrige beizutragen, und schon tags zuvor waren nicht bloß Brünner Bürger und Bürgerinnen, Spielleute und Musikanten, Stadtknechte und Arbeitsmannschaften in reicher Zahl, sondern vornehmlich auch die Magister Laberhittel, Scultetus und Rabow mit einer stattlichen Schar junger Studenten nach Sczegin aufgebrochen, durch deren Komödienspiel, Gesang und wohleinstudierte Reigen das Fest die besondere Weihe erhalten sollte.

In guter Ordnung passierte jetzt der gräfliche Reiterzug die steinerne Brücke, die auf der Olmützer Straße über die plätschernde Zwitta leitete. Da, als Stanislaus Slatok eben sein Roß anhielt, um einen Blick rückwärts auf die Stadtschanzen und das anmutige Weingebirge zu werfen, erscholl es von einer alten Turmsäule, die dicht am Wasser lag, nieder mit süßen Kinderstimmen. Frau Gemmas Zelter — noch derselbe, den der Banus von Kroatien ihr einst als Hochzeitsgeschenk übersandt hatte — schritt plötzlich in einem Rieseln von Veilchen, weißen Glöckchen und andern Frühlingsblumen.

‚Gott grüß Euch, Frau Gräfin! — Vivat Graf Slatok!‘ lachte es von dem verwitterten Turmkranz herab, wo ein paar kecke, hübsche Bubengesichter aus einer der Steinluken lugten. Auch ein zartes Mägdlein von kaum zehn Jahren streckte das Köpfchen vor und ließ ihr lichtes Lockengold in der Morgenluft lustig um das schwärzliche Mauerwerk wehen.

‚Ein Morgengruß, gnädige Frau Gräfin, den Euch Jung-Brünn von der Zderadsäule herniedersendet!‘ bemerkte mit Würde Herr Benno Tonn, der gelehrte Stadtschreiber, der in seinem halbamtlichen Habit neben dem Sänger vom Rosenbusch und dessen Gastfreund einherritt.

Die heitere Gräfin, die eben lächelnd einen Dank emporwinkte, zuckte bei der Benennung des Turms unmerklich im Sattel zusammen. Zugleich suchte und traf ihr Auge das des Gemahls, der gelassen einwarf: ‚Du irrst. Das Andenken meines Ahnherrn, des Ritters Zderad, hat mit diesem Steinturm nichts zu schaffen, liebste Gemma! Wenn ich recht unterrichtet bin, so ist das Denkmal vor Zeiten als monumentum sepulcrale an der Stelle

erbaut worden, wo ein junger, wildblütiger Böhmenprinz dem verhaßten Ratgeber seines Vaters, Zderad von Schwabenitz mit Namen, den Eisenhandschuh ins Gesicht schleuderte.'

Die Herrin, nachdem sie ruhig ihren Gemahl zu Ende gehört, gab jetzt ihrem Schimmel leicht die Sporen und sprengte aus der Schattenweite des alten Turmes, dadurch die übrige Gesellschaft veranlassend, ebenfalls ein beschleunigteres Tempo anzuschlagen. Frau Gemma trug ein knappes, seidenes Kleid von lichtgrauer Eisenfarbe, das in schönen, glänzenden Falten an der kostbar gestickten Satteldecke — einer Ehrengabe der Brünner Bürgerinnen — herabfloß. Lebhaft tummelten sich Damen und Kavaliere auf der Straße durcheinander, die noch von dem feuchten Nebel der Maiennacht schwach überhaucht war. Da konnte man des markgräflichen Erzstiftes Propst Ludomir von Kamcz, einen stattlichen, schnaufenden Herrn, in behaglichem, reich mit Latein durchwürztem Sermon zwischen zwei wohlhäbigen Magistratsmitgliedern einherreiten sehen. Ein kostbares, von Gold und Silber strotzendes Meßbuch und heiliges Gerät, das bei dem Festgottesdienst auf Sczegin Verwendung finden sollte, ward ihm von einem zierlich berittenen Ministrantenpaar nachgetragen. Slatok unterhielt sich mit Herrn Rochus Reich von Reichenau, dem königlichen Stadtrichter zu Brünn, und dem Komtur vom Orden der Deutschherren Bernhard Wolf von Zschepplitz, einem stolzen und herben Ritter, dessen breiter, weißer Mantel, im raschen Ritt sich entfaltend, die halbe Straße unter das eingestickte Zeichen des Kreuzes nahm.

‚So still, liebe Gemma? Was beschwert dir den Sinn?' fragte die Dame Lakme, ihre schmächtige Rappstute an den Zelter der Freundin drängend.

Frau Gemma fuhr sich mit der Hand über die weiße Stirn und lächelte. ‚Ob ich stiller bin als sonst, weiß ich nicht. Aber noch glücklicher bin ich heut sicherlich. Der Tag ist so leuchtend, das Leben so hell! — Lakme, liebe Lakme!' Wie ein übermütiges, schelmisches Mädchen streckte die Herrin den Arm aus und umschlang die neben ihr Reitende. Ihr überquellendes Herz, das sonst keine tiefere Neigung für die leichtlebige Witwe empfand, sah heute, wohin es blickte, nur Liebenswertes.

In dem Zuge befand sich auch Baron Olivier, der Vetter jenes vor Jahren auf Schloß Hirschruf Verstorbenen. Zu selbstsüchtig und charakterlos, um die Gesellschaft des Grafen, dem er in Geldschuld verstrickt war, wegen jenes Vorfalles zu meiden, hatte er keinen Augenblick gezögert, sich der Fahrt nach Mähren, die ihm billigen Genuß verhieß, anzuschließen. Seine Aufmerksamkeit war namentlich den Damen gewidmet. Frau Gemmas freundschaftliche Aufwallung bespöttelnd redete er jetzt sich selber mit den Worten an: ‚Armer Olivier! So nahe dem Quell aller Zärtlichkeit, willst du aus

Mangel an Liebe verschmachten? Nur Mut! Wage die Bitte, ein bescheidenes Plätzchen inmitten der beiden Damen einnehmen zu dürfen!'

Während Lakme Tumani lachend auf den Scherz einging, streifte Frau Gemma das welsche Ritterlein mit kühlem Blick. ‚Die Plätze beim Fest verteilt mein Gemahl, Herr Olivier!'

‚O weh!' gedachte der Fant witzig auf seines Vetters Geschick anzuspielen. ‚Bei Sankt Nepomuks zerschelltem Haupte, ich habe übel Lust, Frau Gräfin, mir jetzt schon von Euerm Herrn Gemahl das stille, dunkle Plätzlein anweisen zu lassen! Eilig such' ich bei einer mächtigen Freundin Schutz.'

Damit pirschte sich der Schwätzer an die Seite Gabrieles von Smetana, der Frau des Landeskämmerers, die als eine wohlbeleibte und lustige Dame das Lachen für gesund hielt und seinen Späßen allzeit ein geneigtes Ohr lieh. Sie war eine Schwester des Polen Kadublek, den sie in Warschau den schönen Bogumil nannten, und der, neben seinem Schwager, dem Landeskämmerer einherreitend, ein blaues Sammetbarett mit stolznickender Reiherfeder über den Locken trug. Seit geraumer Weile fabelte dieser Ritter in hellen Tönen von einer glänzenden Urzeit Poloniens, welche Weisheit ihm jüngst erst erblüht war aus einer alten, zerschlissenen Scharteke des Warschauer Staatsarchivs, worin nämlich auf das klarste bewiesen stand, daß schon die Erzväter Abraham und Jakob sowie der Hoheprieſter Melchisedech, genau genommen, polonischer Abstammung gewesen seien. Der Landeskämmerer nickte geduldig zu den Versicherungen des pomphaften Ritters. Aber während er sein scharfes, graues Auge über die waldigen Höhen schweifen ließ und ernsthaft zu erwägen schien, wie unermeßlich das Reich der Polonen und wie unbegrenzt ihre Tugenden gewesen seien, überdachte Herr Georg von Smetana nichts weiter als das saure Gesicht seines Landessäckelmeisters.

Die Sonne brannte mittlerweile schon heiß auf die Straße nieder, und so ließen die flinkausgreifenden Pferde bald eine weiße Staubwolke hinter sich. Herr Benno Tonn, der Stadtschreiber, der im Traben seine Brille putzte, sagte, nach links emporweisend, zu Herrn Amos: ‚Seht dort die prächtige Ruine ob dem Wald!'

Sie ritten nämlich eben über ein rötlich blühendes Blachfeld, an dessen Rande ein Berg mit sonnebeglänztem Gemäuer aufstieg. In den hohlen Fenstern, durch die vor Zeiten mancher tartarische Brandpfeil geschwirrt sein mochte, blaute der Himmel. Ein endloser, dunkler Vogelschwarm, der hinter den verfallenen Türmen heraufquoll, zog langsam näher und verbreitete sich in ruhlosem Kreisen über die Mitte der Halde. Dort hob sich, in geringer Entfernung von den Reitern, eine Estrade aus dem farbigen Kraut. Vier Eckpfeiler, durch ebensoviele Tragbalken verbunden, überragten sie. Das Hochgericht. An jedem der schwarzgestrichenen Balken schwankte die verzerrte Gestalt je eines Missetäters in der frischen Morgenbrise.

Herr Reich von Reichenau, der Stadtrichter, streifte die unheimliche Veranstaltung mit einem vertraut sachverständigen Augenblinzeln. Zu einigen Damen gewendet meinte er dann, indem er sich den Anschein eines gekränkten Künstlerstolzes gab, mit argem Scherz: ‚Auf Ruhm und Unsterblichkeit will ich gern verzichten, nicht aber auf ein Lob aus holdem Frauenmunde, so wie es jedem windigen Maler zuteil wird, der eine nur vorgetäuschte Landschaft mit wirkungsvoller Staffage auszuzieren verstand.‘

Den feinen, dunklen Kopf zurückkehrend erwiderte die Dame Lakme: ‚Wenn Ihr solchen Anspruch erhebt, Herr Künstler, dann muß ich Eure Farbengebung zum mindesten tadeln! Zu solchem Bilde wünsch' ich mit nichten eine klare Maienbläne, sondern fliegendes Sturmgewölk oder besser noch einen kupferigen Abendhimmel. Mein Rat: gehet bei den Seeräubern auf Cyprus in die Schule, Herr Stadtrichter! Vom Schiff aus beobachtete ich, wie sie beim verglimmenden Sonnenrot geschäftig waren, längs eines kahlen Strandes ihre Gefangenen ans Kreuz zu schlagen.‘

Lakme Tumani lachte silberhell. Der Graf aber, dem der Scherz nicht behagte, weil auch der Fürst, ihr Gemahl, bei solcher Gelegenheit verblutet war, runzelte die Stirn, und auch der Stadtrichter nahm wieder eine gemessene Haltung an, da er meinte: ‚Herrschaften, die Raben, die sich dort in dunkler Wolke über dem Gerüst zusammenziehen, mögen allbereits den neuen Schmaus gewittert haben, den ich ihnen — Gott sei's geklagt, ich überbürdeter Mann! — noch vor Ablauf des nächsten Mondes an dieser Stätte bereiten muß! Ihr werdet schon davon vernommen haben, Herr Graf, daß unser bewaffnetes Stadtaufgebot drüben in den Marchwäldern mit der Bande des berüchtigten wallachischen Spitzbuben Tyralla einen siegreichen Strauß bestanden hat! Da wir in der Nähe des zerstörten Räuberlagers vorüberkommen, so wird es meine Amtspflicht erheischen, daß ich den gefangenen Banditen in Eile meine Aufwartung mache.‘

Eine Stunde später rastete der Reiterzug am Eingang eines stattlichen Dorfes. Die Stadtsöldner lehnten ihre Speere zusammen und richteten unter einer Gruppe prächtig schattender Nußbäume ein Zeltlager her, um das sich alsbald in respektvoller Entfernung die neugierig herzugeeilten Bauern sammelten. Unter fröhlichem Scherz und Lachen ward Wein und ein kaltes Frühmahl eingenommen, wobei die Kavaliere den Damen artige Handreichungen verrichteten. Es fügte sich, daß Frau Gemma neben ihren Gemahl zu sitzen kam und von diesem bedient ward. Sie scherzten zusammen wie in den Tagen der jungen Liebe. Durch das Laub spielten die goldenen Lichter, umflammten die Becher und huschten über manch reichgesticktes Seidegewand, indessen hoch über den Schmausenden hin ein fächelnder Wind die weißen Wolken nach Szegin, dem festlichen Ziele, voraustrieb.

Inmitten einer anmutig bewegten Gruppe saß auch, ein Bild der inkorporierten Staatsweisheit, der Reichshofrat Pappus. Gravitätisch streckte er zuweilen unter dem dunkelgrünen Mantel den Arm hervor, sein langgeripptes, mageres Rößlein zu füttern, das seitwärts an einem Baume scharrte. Dann ein wenig selbstgefällig mit seinem hochgestutzten Reisehut und den ungeheuren gelben Stulpstiefeln beschäftigt unterhielt er den Landeskämmerer fachkundig über die Steuer, die der Papst jüngst zugunsten des kaiserlichen Säckels seinen italienischen Untertanen auferlegt hatte. Zwischendrein vergaß er aber als ein vielseitiger Mann nicht, im Rasen hier und dort eine besondere Blume zu entdecken, die er sich von den wie Erdzeisel umherspringenden Dorfbuben pflücken ließ, um sie galant Frau Gemma oder der schönen Lakme in den Schoß zu legen. Denn Herr Pappus, als ein Universalist der guten, alten Schule, trieb sogar Botanik.

Als nach eingenommenem Imbiß sich der Stadtrichter einen kurzen Urlaub erbitten wollte, da er nunmehr zur Inspizierung des Räuberschlupfes einen Umritt durch den Wald machen müsse, da meinte Slatok aufgeräumt: ‚Dagegen setze ich den Vorschlag, daß wir alle, die Damen nicht ausgenommen, den gestrengen Herrn Obergewaltiger begleiten dürfen. Denn einmal steht sonst leicht zu befürchten, daß er, allein reitend, uns gar selber noch in Räuberhände falle; dann aber schaue ich für meine Person so eine Galerie ausgesuchter Halunkengesichter für mein Leben gern.‘

Herr Reich nahm das Geleite dankend an und versprach insbesondere den Damen als Entschädigung für die kleine Waldesmühsal allerhand Kurzweil, da sich dem Vernehmen nach nicht bloß der berüchtigte Wallache, sondern auch Maruschka, eine wegen ihrer Wahrsagekunst in allen Donaulanden hochberühmte Zigeunerin, gefangen in dem Lager befinde.

Diese Aussicht fand ungeteilten Beifall. Alsbald wurden die Zelte abgebrochen, man stieg zu Rosse, und seitwärts ging es hinein in den dunklen Forst. Gewaffnete Knechte sprengten dem Zuge zur Sicherung ein gutes Stück voraus. Herr Reich nahm inzwischen die Gelegenheit wahr, dem Grafen von den etlichen Diebes- und Räuberbanden zu berichten, die die Markgrafschaft seit lange verheerten. Nicht nur daß die entlegeneren Dörfer und einsame Höfe fast täglich durch Mord, Plünderung und Brandschatzung geschreckt würden, auch wohleskortierte städtische Warenzüge sähen sich nicht selten überfallen und beraubt. Die Unruhe der gegenwärtigen Zeit sei dem Gesindel besonders günstig. Nachdem man aber nunmehr des Hauptbanditen Tyralla glücklich habhaft geworden, gelte es nur noch, einen anderen, ebenso gefährlichen, ja noch verwegeneren und wilderen Anführer, der sich Etzel nenne und mit großem Anhang in den Bergschluchten und Wäldern halte, ans Rad zu liefern.

‚Etzel?‘ fragte Slatok, leise aufschreckend, als höre er einen mißliebigen Klang aus verschollener Zeit. ‚Etwa der ehemalige Waldvogt des vor Jahren in Ungarn gefallenen Fürsten Bogislaw?‘

‚Derselbe. Ein hochbetagter Mensch von unerhört grausamer Gesinnung und Gewalttätigkeit, zudem des Zaubers und verruchter Gemeinschaft mit den bösen Mächten dringend verdächtig. Trotz des stattlichen Fähnleins, das uns geleitet, würde ich die Verantwortung nicht tragen wollen, eine so ansehnliche und werte Gesellschaft durch diesen wilden Wald zu führen, wenn mir nicht gestern erst sichere Kunde gekommen wäre, daß Etzel gegenwärtig mit seinen Raubgesellen jenseits des Sudetengebirges lagert.‘

Im eifrigen Gespräch waren so die beiden Edelleute der übrigen Gesellschaft ein gutes Stück vorausgeritten und hatten die vordersten Knechte bald überholt. Graugrüne Dämmerung wob zwischen den Kiefern, durch deren dichtes Gezweig nur vereinzelte Sonnenstreifen den Nadelboden erreichten. Die Luft war erstickend heiß, mit Harzduft geschwängert. Je weiter die Edelleute vorwärts drangen, um so unwegsamer wurden die Pfade, die an steilen Hängen hinab und hinan, durch Schluchten und Sandklüfte und endlich zu einer Rasenlichtung leiteten, die auf drei Stellen von grotesk getürmten Felsen als von einem natürlichen Bollwerk umschlossen war.

Ein scharfer Brandgeruch schlug den Reitern entgegen. Hie und da noch rauchend und schwelend lagen die Trümmer einer durch Feuer zerstörten Wagenburg in Unordnung durcheinander. Längs der Felswände hockten, von einem Aufgebot gähnender Stadtsöldner bewacht, die gefangenen Räuber gefesselt am Boden, wilde, stiernackige Gesellen, deren Augen noch von der Kampfwut unterlaufen schienen. Schmutzige Frauen und halbnackte Kinder liefen frei an einem Wasser umher, das trübe rinnend den Plan durchfloß. Etliche besonders wehrhafte Weibsbilder kauerten, die Glieder mit starken Stricken verschnürt, an Bäumen oder Wagenrädern. In halber Höhe der Felsen, auf einem spitzen Grat, saß mit rückwärts gebundenen Armen der Wallache Tyralla, ein gewaltiger Mann mit schwarzglänzendem Haar und schweren, goldenen Ohrringen. Ein strähniger Schnurrbart hing ihm fast bis auf den Gürtel herab. Seine dunklen, unter langen Wimpern hervorblitzenden Sterne hielten jedem Auge kühn und herausfordernd stand.

‚Prachtkerl!‘ murmelte Slatok, ‚zu schade für Querholz und Strick.‘

Sie waren vor dem salutierenden Stadtoffizier, der die Wache befehligte, von ihren Rossen gesprungen und schritten nun mit stolzmusternden Blicken die Reihen ab. Da lenkte plötzlich grimmig haderndes Geschrei ihre Augen nach zwei abgestorbenen Fichtensäulen, die am Eingang des Felsringes, dicht neben einem dunklen Morastloch, wie Torpfosten ragten. Zwei Juden waren daran gefesselt, in ihrer Erscheinung einen komischen Kontrast darbietend.

‚Sieh da,‘ meinte der Stadtrichter erheitert, ‚welch unverhofftes Vergnügen! Zwei gute alte Bekannte, die ich in solch würdiger Umgebung schon manchmal zu sehen erhofft habe. Herr Graf, wollet mir verstatten, Euch mit Person und Stand dieser ehrenwerten Kaftanträger vertraut zu machen! Hier Herr Löb Mandelstamm aus Groß-Glogau, der geübteste und verschlagenste Roßdieb in Schlesien und Mähren; dort Herr Tatirek Schei aus Galizien, einer der schlauesten Stehlhelfer und Gauner, die mir bekannt sind. Gegenwärtig sind die beiden Geschäftsfreunde dabei, einen scheinbar schwierigen Rechtshandel noch reinlich auszutragen, ehvor sie an den Galgen springen, was hoffentlich in Kürze geschehen wird. — He, Tatirek Schei! Immer hübsch gemessen und höflich bleiben! Du siehst, Herr Löb bewährt sich als ein ruhiger und gesitteter Mann.‘

Aber der Galizier kümmerte sich nicht um die Mahnung. ‚Gesitteter Mann?‘ haderte er. ‚Ich bin ein betrogener, ein armer Mann. Die Mähre war kreuzlahm und hinkte auf allen Vieren. Mein Geld will ich wieder haben, — die hundert Gulden in gutem brabantischem Silber! Hörst du, mein Geld will ich, Löb Mandelstamm, du Erzschalk und Betrüger!‘

‚Tatirekchen,‘ erwiderte Löb mit wehmütig bewegter Stimme, ‚hör’ meinen Rat und bewahr’ dir ein sanftes Geblüt! Unter deinem Geld waren falsche Stücke, Kipper und Wipper die Menge. Ich aber gab dir dafür ein Pferdchen, ein weißes, gutes Pferdchen. Es flog wie ein Balsamlüftchen, und sein Fell war wie frischer Schnee.‘

‚Wie Hammelwolle war sein Fell, du geschwollener Lügner! Eine Mähre an den Schindkarren, ein faulendes Aas hab’ ich gekauft. Mit blinden Augen oder in pechschwarzer Nacht hast du den Gaul gestohlen, du philistäischer Roßdieb!‘

‚Tatirekchen, sieh unsere Fesseln! Wir selbst sind sterbend und faulendes Aas.‘ Löb Mandelstamm zerdrückte eine Träne.

‚Nein, ich habe noch siebzig Jahre, bis ich eingehe in Abrahams Schoß,‘ schrie Tatirek Schei erbost. ‚Nur du verfaulst am Galgen, du gomorrhischer Bock! Vergebens wird Rebekkchen, die bärtige Wüstenziege, sich nach dir heiser meckern.‘

Sanftschmachtend erwiderte Löb: ‚Recht hast du, Tatirekchen! Weinen wird Rebekkchen und am Oderstrome aufwärts laufen, mich zu suchen. Aber ihre Klage wird verseufzen zwischen den Uferweiden, und sie wird ihr Gewand zerreißen, daß es im Winde weht, und jammern: „Tot ist mein Löb und mein Lager einsam! Den besten Mann von Israel, den zärtlichsten Gatten, den liebevollsten Vater haben die Ungläubigen gemordet!“‘

‚Prahl’ nicht, du fetter, assyrischer Eber, dessen Fleisch dem Herrn ein Greuel ist! Giftschlauch, angefüllt mit Sünde und ruchlosem Anschlag!‘

Sie spien sich gegenseitig in die Gesichter. Dann ließ Löb, vor Bosheit fast weinend, sich abermals vernehmen: ‚Geh' in dich, du mangelhaft Beschnittener, du Götzendiener, denn die Tage deiner Schändlichkeit sind gezählt! Unter dem Zeichen des Galgens steht dein Leben von Anbeginn. Siebenmalsieben deiner Väter pfiff das Galgenlüftchen durch die Rippen, und all deine Söhne, sieben stattliche Diebe und Diebeshelfer, bissen vor dir zu Lemberg in den Strick.'

Sie spien sich abermals schweigend in die entstellten Larven. ‚Hol' dich die Pest, Löb Mandelstamm!' ächzte Schei; aber Löb höhnte: ‚Schäm' dich, Schei, daß du taubes Holundermark statt des Gedächtnisses im Kopfe hast! Lagest du selber nicht vor zwei Jahren in Tarnow, der stinkenden Stadt, an der Viehpest darnieder?'

‚Löb — Löb!' Dem Galizier versagte die Luft. Er lachte, brüllte und verdrehte die Augen vor Wut. Große Tränen hingen an seinen Lidern. Er stöhnte, röchelte wie ein Sterbender und betete dazwischen: ‚Gott, peitsch' ihm die Seele aus dem Leibe! Laß ihn zur Hölle fahren! — Ha, du Hund, wie will ich psalmodieren, wenn dein Blut vom Rade raucht!'

‚Tatirekchen —!' Löb Mandelstamm hatte sich mit Bosheit vollgesogen wie ein dürstender Schwamm und zeigte in einem verzerrten Lächeln die weißen Zähne. Aber dieses Lächeln verschwand. Denn der wilde Galizier hatte, vor Grimm dem Wahnwitz nahe, sein rechtes Handgelenk aus der Fessel gezwängt und fuhr jetzt, den Arm weit ausladend, dem wehrlosen Gegner mit gierigen Nägeln in den Bart. Er brüllte dabei vor Wonne gesättigter Rachsucht, während der kleine Löb, des Humors plötzlich bar, in einen kläglichen Jammer ausbrach.

‚Halt, Schei!' legte sich hier der Stadtrichter ins Mittel. ‚Das verstößt selbst gegen deine Diebesehre. Solch subtiler Handel muß tapfer und ehrlich ausgefochten werden. — Geschwind!' Er winkte den Knechten, daß sie den beiden die Fesseln lösten.

Herr Reich von Reichenau war ein Mann von etwas grimmigem Humor. Zudem kitzelte es ihn, dem kaiserlichen Kommissar ein so eigenartiges Schauspiel wie den Ringkampf zweier Juden zu bereiten. Diese sahen sich kaum von ihren Stricken befreit, als sie wie zwei wütende Keiler über einander herfielen. Ein stummer Kampf begann, währenddessen sich die Juden, einander umschlungen haltend, mit haß- und angstflackernden Augen anstierten. Ein jeder schien den andern zu fürchten, und der Schweiß tropfte beiden aus Haar und Bärten. So rangen sie ohne Vorteil, bis plötzlich ein gefährliches Licht in die Augen des wilden Galiziers trat. Er bockte nach hinten und rannte dann mit gesenktem Kopfe wie ein toll gewordener Stier gegen den feisten Schlesier. Der stieß einen Schrei aus, wankte und

sank in die Knie. Doch während er rückwärts in das hochspritzende Gewässer schlug, riß er den Todfeind, den er mit krampfhafter Faust an dem haarigen Kaftan gepackt hielt, so heftig empor, daß auch er kopfüber wie ein schwarzer Storch in das rauschende Schilf schoß.

Die Knechte klatschen sich auf die Schenkel vor roher Lust. Selbst die gefesselten Räuber schauten aus ihrer Dumpfheit auf, und Tyralla, auf dem Felsgrat thronend, zeigte die blitzend-weißen Zähne. Die Juden drehten sich inzwischen wie Sumpfteufel im Schlamm. Da sie jeden Augenblick zu versinken drohten, so klammerten sie sich voll Todesangst aneinander und jammerten erbarmungswürdig um Hilfe, die ihnen endlich zuteil ward. Auf Herrn Reichs Befehl fischten die Stadtknechte mit langem Gestäng unter Gelächter und ohne sonderliche Eile den schwarzen Unglücksknäuel aus dem zähen Element. Triefend standen die beiden Geschäftsfreunde und spien aus ihren verklebten Locken und Bärten, als hätten sie Erdpech in den Mäulern.

Es war hohe Zeit, daß der Kampf der Hebräer seinen Abschluß fand. Soeben ward Frau Gemmas Zelter zwischen dem Nadelgezweig sichtbar. Neben der Herrin ritt Frau von Smetana, die einen kleinen, zahmen Falken auf der ausgestreckten Hand trug. Das Tier war ihr Liebling und Hausheiligtum, aus welchem Grunde sie es — nach dem geweihten Vogel der Ägypter — ihren Ibis nannte. Die Gemahlin des Landeskämmerers hatte nicht sobald das Innere des Felsringes betreten, als der Falke unruhig ward und mit den Flügeln zu schlagen begann. Plötzlich erhob er sich von der weißen Hand der Dame und flatterte, da ihm die Schwingen gestutzt waren, unsicheren Fluges über den Plan, um jenseits sich am Fuße eines der Felsen niederzulassen. Dort saß, an eine Kette geschlossen, schläfrig ein anderer Falke von gewaltigem Wuchs, daneben kauernd, in grauen Lumpen zusammengeschrumpft, ein altes Zigeunerweib mit halb erblindeten Augen.

‚Treuloser!‘ schalt Frau von Smetana und setzte mit ihrem Roß dem Flüchtling nach, der den gefangenen Bruder mit klugen Blicken betrachtete. ‚He, Alte, hast du meinem Ibis etwa einen bösen Zauber angetan, daß er seiner Herrin entfliegt?‘

Die Zigeunerin versetzte mit stolzer Ruhe: ‚Art läßt nicht von Art. Kraft der Natur ist, was Menschenwahn Zauber nennt.‘

‚Wozu fütterst du den Falken, Weib?‘

‚Meinen Pat? Weil Jozio ihn liebte. An stillen, feuchten Herbstabenden, wenn im Walde sich nichts regt, dann sitzt Pat neben mir am Feuer und tut Stund’ um Stund’ seinen Schrei, der wie der Todesschrei meines armen, gemordeten Jozio klingt.‘ Das braune Weib öffnete jetzt die starren, leeren Augen und heftete einen Blick voll kalten Hasses auf den Stadtrichter, der eben zu der Gruppe getreten war. ‚Damals saß dieses

Mannes stolzer Vater als Obergewaltiger auf dem Schöppenstuhl zu Brünn, und seine Hände troffen von Blut.'

‚Was verbrach dein Mann, Weib?'

‚Man beschuldigte ihn verruchten Zaubers. In einer mit vier glänzenden Rappen bespannten, silbernen Karosse, so lautete die Anklage, sollte in der Nacht vor der heiligen Apostel Philippi und Jakobi Fest mein armer, zerlumpter Jozio nach dem Peterstein kutschiert sein. Dort habe ein großer, schöner Fürst auf einem sammtenen Thronstuhl gesessen, umgeben von Dienern in brauner Livree, auf dem Haupte eine durchbrochne, goldne Krone, in der Linken einen funkelnden Degen. Dieser sei der höllische Fürst gewesen, und mein armer, hungriger Jozio, der immer hagere Lenden hatte, sollte mit ihm und allerlei höllischen Weibern getafelt haben. Also wollte es die freiledige Barbara Rotherin, gewesene Papiermacherin, gesehen haben, die zu Brünn am Judentor wohnte und dann nebst anderen angeblichen Malefizpersonen auf der Hexenwage gewogen und auf dem Scheiterhaufen zu Asche zerstäubt ward. Es war ein ungerechtes Judizium! Des klag' ich Euern Herrn Vater mitsamt dem Brünner Schöppenstuhl dereinst vor Gottes Throne an, Herr Stadtrichter, meinen Jozio schuldlos zwischen Rad und Galgen der grausamen Flamme überantwortet zu haben!'

‚Schweig, Maruschka!' herrschte der Stadtrichter die Alte an. ‚Ist dein Mann gerichtet worden, so geschah es durch gerechten Spruch der Geschworenen nach göttlicher und menschlicher Ordnung, niemandem zuleide, niemandem zu Haß.'

‚Schon recht, Herr Stadtrichter!' höhnte Maruschka. ‚Wenn ich nächstens auf der Leiter stehen werde, dann höret her, und ich will Euch noch ein Sprüchlein über Euer Sterbebett sagen! — Ei, was seh' ich? Da ist ja auch der Herr Graf! Sagt selbst, Herr Graf: Ihr waret damals noch ein wilder, lustiger Herr und feiertet mit Freunden Euer Gelag im grünen Wald! Nach fröhlicher Junker Art hießet Ihr meinen armen Hungerleider zwischen Euch sitzen, fülltet ihn mit Wein und erhöhtet Eure Lust an seiner armen Trunkenheit. Das war der ganze höllische Zauber. — Doch wo ist Frau Gemma, Euer Gemahl, Herr Graf? Ihr muß ich noch weissagen, ehvor ich sterbe.'

Die erloschenen Augen der Alten schweiften hungrig in der Runde und umfaßten jetzt mit seltsamem Glanz die hohe Gestalt der Herrin, die zwischen Frau von Smetana und der schönen Lakme stand. ‚Eure Hand, Frau Gräfin!' rief das Zigeunerweib, vor plötzlicher Begier zitternd.

Einen Augenblick zögerte Frau Gemma; dann streifte sie lächelnd den feinen Handschuh ab und streckte ihren Arm zu der Alten hin.

Maruschka schwieg lange. Endlich murmelte sie: ‚Reichtum — viel Reichtum, Macht und Ehre. — Hier läuft die große Schicksals- und Herzens-

linie. — O Gott,‘ flüsterte die Alte fast erschrocken, ‚da stand’s nicht gut!‘ Ihr Auge ruhte zweifelnd bald auf der Herrin, bald auf Slatok; es schien, als wolle sie auf den Grund der beiden Seelen dringen. Endlich sagte sie: ‚Gott war gnädig; er hat neu gegeben, was der Mensch durch Schuld verlor. Und die Zukunft?‘

Sie kauerte jetzt nieder und fächerte ein schmutziges Kartenbuch in ihrem Schoß auseinander. ‚Eichelaß! Reichtum und Macht. — Herzkönig — Herzsieben! — Da — der tückische Schellenbube! — Weh, was ist das?‘ Sie starrte grübelnd auf die Kartenblätter. ‚Drei Buben auf einmal, — das ist zu viel! — Frau Gräfin, ich wollte, Ihr wäret bei Eurer Tante, der Frau Äbtissin, geblieben!‘

‚Bravo, Alte!‘ lachte der Graf und warf Maruschka ein Goldstück in den Schoß. ‚Du bist eine Tausendkünstlerin und verstehst dich darauf, ein tüchtiges Schicksal zu brauen.‘

Aber die Alte hatte sich hager aufgerichtet. Ihre Wangen waren noch blutloser, ihre Augen jetzt ohne Glanz und nach innen verkehrt wie die einer Toten. Während der Falke unruhig mit den Flügeln schlug, begann sie langsam und feierlich mit monotoner Stimme wie eine Seherin: ‚Es liegt etwas Schimmerndes im Wasser wie ein Becher, — daran hängt’s. — Ihr, Herr Graf, werdet lange leben, und zwei Kaiser werden um Eure Dienste werben! Mehr noch! Ein Siegesbanner säh’ ich in Eurer Hand über die Schlachtfelder fliegen, Euren Namen in die ewigen Sterne geschrieben, wenn, — ja wenn —! Etwas Schimmerndes liegt im Wasser wie ein Becher, — daran hängt’s. — Ihr aber, Frau Gräfin, sollet lieben, — lieben und vertrauen! Denn das Grab ist kalt und dunkel, und der Tod reitet schnelle, — schneller als Herr Slatok auf seinem Rappen; er reitet über den Acker, er rauscht im Gebüsch und trägt einen blutroten Mantel.‘

‚Es ist genug! Wahnwitz und Firlefanz!‘ rief zornig der Graf; denn Frau Gemma war plötzlich tief erblaßt und zitternd zurückgetreten. ‚Glaube, liebes Weib, solch Gesindel weiß nicht, was es schwatzt!‘

Da warf ihm die Zigeunerin das Goldstück vor die Füße. ‚Denk’s auch, Herr Graf, daß es Euch genug ist! Behaltet Euer Gold und Eure Blindheit! Euch bin ich stumm in Ewigkeit.‘

Sie kauerte sich, noch mit wogender Brust, neben ihrem Falken nieder und hielt, ohne sich weiter zu rühren, die welken Augenlider geschlossen.

Inzwischen hatte Herr Rochus Reich, der Stadtrichter, dem Wachoffizier ein paar eilige Anordnungen für die Überführung der Gefangenen nach der Hauptstadt erteilt und ließ durch einen Hornisten zum Weiterritt blasen. Nach einer Stunde befand man sich wieder außerhalb des Waldes und trabte, während die Sonne langsam dem Mittagspunkt entgegenrückte, der gräflichen Herrschaft zu.

Auf Schloß Sczegin hatte sich naturgemäß im Verlauf der Jahre manches geändert. Die gräfliche Markung war, insbesondere durch Einbeziehung des Fasanenwaldes, erweitert, das Herrenhaus infolge abermaliger Um- und Neubauten reicher und stattlicher geschaffen geworden. An Stelle des ehemaligen niedrigen und dunklen Kapellchens erhob sich nunmehr ein getürmtes Schloßkirchlein in zierlich schlanker Gotik. Schöpfer dieses war Herr Melchior Capistran, der seit drei Jahren als Schloßvikar auf Sczegin weilte und sich seither als Bauherr und Administrator des gräflichen Besitzes wacker umgetan hatte. Der geschmeidige Wenzel war schon bald, nachdem Slatok mit seiner Gemahlin Sczegin verlassen, als ungetreuer Verwalter erkannt und davongejagt worden. Auch sonst unter dem Schloßgesinde sah man neue Gesichter und manches alte nicht mehr. Den blinden Alesch hatte Herr Capistran erst im letzten Herbst bestattet und ihm die Harfe mit ins Grab gelegt. Die kleine Krasopani aber, die ehemalige Schlafwandlerin mit dem unruhvollen Herzen, schaltete schon seit langem als des Hofmeisters rüstig schaffendes Weib; die Mondbläße war, seit sie das zweite Knäblein an der Brust hielt, von ihrem Antlitz gewichen, und ihre Wangen blühten nun als die eines rechten Tagkindes in derber Gesundheit.

Besagter Herr Capistran war bei allem Pflichteifer für das Seelenheil der ihm anvertrauten Schäflein ein aufgeweckter und weltfröhlicher Herr. Dem innewohnenden Wanderdrange folgend, hatte er vormals, ein clericus vagans, die deutschen und welschen Länder sattsam bereist, vielen fürstlichen Herren gedient und aus diesem Umgang reiche Erfahrung und Menschenkenntnis gesammelt. Jetzt schaltete er, der Abenteuer müde und das Käppchen der Häuslichkeit auf dem ergrauenden Scheitel, als Substitut des Grafen zu Sczegin und ließ einem fröhlichen Unternehmungsgeist die Zügel schießen. Die Erinnerung an manches schöne Bauwerk, das der geistliche Herr vormals auf seinen Wanderungen in den Rheinstädten, am Tiber und Arno bewundert hatte, kam ihm hierbei zustatten, und da er selber in der Baukunst geschult war, so war es ihm leicht gewesen, den Riß des Kirchleins mit eigenem Winkelmaß und Zirkel auf schönes Pergament zu zaubern. Um den mägdebetörenden Zderadspuk aus der Welt zu bannen, war der Bau just im hinteren Teil des Gartens, nahe der alten Gräberstelle, aufgeführt worden. In gemessener Entfernung davon erhob sich weiter, für etwaige Feste und Lustbarkeiten der Schloßherrschaft bestimmt, eine luftige Halle auf zwölf heiteren, jonischen Säulen. Über dem Giebeldreieck war eine äolische Harfe angebracht, die in jedem Windhauch ein zartes Getön gab. Die Innenwand des Lusthauses aber war mit einer schönen Freskomalerei verziert, zu deren Ausführung der kunsteifrige Kaplan einen geschickten Meister aus dem Reiche berufen hatte.

In dem großen, sonst so stillen Wiesengarten auf Schloß Sczegin ging es schon seit Tagen lebhaft und geschäftig her. Unaufhörlich erklang ein Singen und Lachen und helles Hammergetön. Leichte Hallen wurden errichtet, deren Pfosten sich wie durch Zauber mit Blumenwerk und Guirlanden umkleideten, und bis zu den schattigen Waldkronen hin reihte sich Zelt an Zelt. Denn da der Innenhof und die Zimmerfluchten des Schlosses dem Andrang so vieler Gäste nicht gewachsen waren, so galt es, insbesondere für die Bürger und schlichteren Leute, die sich, auf den offenen Tisch des Schloßherrn vertrauend, bereits in großer Anzahl eingefunden hatten, ein leichtgebautes Obdach im Freien zu schaffen. Allenthalben flatterten kaiserliche und reichsgräfliche Fähnlein. Für das junge Volk waren Reigen- und Spielplätze sauber hergerichtet und auch der große, bunte Vogel schon aufgestellt, der den armbrustkundigen Bürgern zur Schießbelustigung dienen sollte. In dem neuen Pavillon aber prangten in schöner Reihe die Ehrenpreise, und manch einer, der sie lüstern betrachtete, nahm sich wohl im stillen vor, den ferntreffenden Bolzen später mit Bedacht von der Sehne zu schnellen.

Auch im Herrenhause war schon alles für den Empfang des gräflichen Paares und seiner Gäste bereitet. Von den benachbarten Edelsitzen hatten sich Damen und Herren in stattlicher Versammlung eingefunden. Sie saßen inzwischen plaudernd und scherzend in den Gemächern oder schauten, zwischen Birkenreisern und Blumen halb versteckt, von den Lauben und Balustraden aus heiter dem bewegten Gartentreiben zu.

Unter den Säulen des Lusthauses hatten sich die drei Magister postiert: Herr Liborius Laberhittel, Herr Scultetus und Herr Rabow, von denen die beiden ersteren zu Brünn die Poesie, der dritte die Grammatik lehrte. In gesprächiger Würde standen sie mit ihren schwarzen, bauschigen Festgewändern umher und waren bemüht, jede Furche des Alltags von ihren erleuchteten Stirnen zu scheuchen. Eindringlich gedämpft tönten jetzt die Anweisungen, die der gute Laberhittel, durch seine gewaltige Nase blasend, noch in letzter Stunde den im Kreise um ihn gescharten Studenten zu geben nötig fand. ‚Fest eingesetzt, Hortleder!‘ mahnte er den Stimmführer, einen langgeschossenen, schmächtigen Burschen mit dunkelblondem Lockenwald und keck geworfener Sattelnase. ‚Auch wacker aushalten dort, Georg Streumaus, Bastel Schrötter! Ei der Tausend, das muß schallen, daß die gnädige Frau Reichsgräfin vermeint, es stünde ein Chorus himmlischer Cherubim allhier! Aber auch nicht gebrüllt wie eine Myriade Griechen zumal, Lukas Kolich, — das bitt' ich mir aus! — Althoff, Lerich, ihr beiden Schalksnarren, wollt ihr wohl Ruhe halten und mir die Mägdlein nicht verstören! Spart den Übermut für die Schule! Aber heut gilt es: Ernst bei der Sache! Ad majorem gloriam gymnasii Brunensis!‘

‚Kollega,‘ bemerkte der steife Rabow, ‚wollet auch mir ein Wort verstatten!‘ Zu den Studenten gewandt: ‚Summum honorem sine dubio carpemus comoedia Plauti clarissima! Den Hauptlorbeer des Tages werden wir pflücken durch unser fürtreffliches Festspiel. Doch will ich bemerken, daß der Herr Landeskämmerer sich auf das Rasseln des Thespiskarrens über die Maßen versteht. Hat er doch erst der comoedia ‚Aulularia‘ im Hause des Herrn Bischofs zu Olmütz angewohnt, allwo die dortigen Syntaxisten selbige darzustellen die Ehre hatten. Ergo ringen wir mit den Olmützern um die Palme. Darum sag' ich nochmals, Hans Lerche —‘

‚Jawohl,‘ unterbrach der hitzige Laberhittel den gemessenen Amtsbruder, ‚Hans Lerche, du unser bester Mime, die Jünglingsbrust, den thorax, heraus! Ein kräftiges eheu! ein schallendes Lachen, auf daß echt Plautische Heiterkeit in allen Herzen dem Maienfest die rechte Würze verleihe!‘

‚Eheu, eheu!‘ zirpte gleichsam versuchsweise der immer stillvergnügte Scultetus und setzte alsbald in zierlich wiegendem Reigenschritt den Fuß vor, wobei er den Kopf senkte wie ein stoßendes Böcklein. Der gute Laberhittel aber erboste sich und schalt: ‚Althoff, Lerich, ihr zwei Schalksnarren, wollt ihr wohl die Hand von der Lunten lassen! Sonst brennen uns wohl gar die Mörser los, noch ehe ein Zipflein des Herrn Grafen und seiner edlen Frauen über die Gartenmauer geguckt hat.‘

So rückte der Zeitpunkt, zu welchem die Gäste erwartet wurden, langsam näher. Manches verstohlene Lächeln, manch vertrauten Gruß tauschten die lebensfrohen Jünglinge mit diesem oder jenem blonden Bürgerkind, die Keckeren und Beherzteren auch den einen oder andern Glutblick mit einer schwarzäugigen Maid, die sich unter dem zahlreich wie zu einem Jahrmarkt oder Schützenfest andrängenden Gauklervolk bewegte. Als aber, wie es zu geschehen pflegt, gar Scherzworte und Neckereien herüber und hinüber zu fliegen begannen, da verwarnte Herr Rabow in bestem Ciceronianisch, also daß er nicht bloß als Moralist, sondern zugleich — durch die Wahl bedeutsamer Wendungen und schwieriger Satzkonjunkturen — auch als Grammatiker gar wacker sein Schäflein schor. ‚Ne quid nimis! — Prohibeo quin!‘ So und ähnlich ward der Treffliche zu eifern nicht müde. Einige Unverbesserliche hielten sich daher lieber an des Herrn Scultetus' Seite, der seine Äuglein recht munter in die Runde blitzen ließ. Denn der Schlaue hatte — anders als Herr Rabow — seiner Schulter neben der leichten Bürde poetischer Wissenschaft kein drückendes Ehejoch aufgelastet.

Plötzlich — es war gerade die Mittagsstunde — ward eine Bewegung auf dem Platze bemerkbar. Schrapp, der Hofmeister, kam eilends gelaufen und erstattete Meldung, daß eine Staubwolke, vor dem Wald aufwirbelnd, soeben den gräflichen Reiterzug ankündige.

‚Achtung!‘ Herrn Capistrans stattliche Leiblichkeit schien in diesem wichtigen Augenblick Allgegenwart zu besitzen. An zehn Punkten, wo eine letzte Anweisung sich nötig zeigte oder eine schädliche Verwirrung und Stockung drohte, war er zu gleicher Zeit. ‚Poblek und Kerner, sind die Lunten bereit? — An die Plätze, meine Herren, an die Plätze! — Herr Laberhittel, wenn ich winke —! Hierher, ich bitte, die Herren Zunftmeister! — Nun, hat Sie Mut, Jungfer Angelina? Nur frisch vom Herzen weg!‘

Die Brünner Zunftvorsteher, die stattlichen Weinherren und Schöppen ordneten sich alsbald unter fliegenden Fahnen. Kein verachteter Bönhase, der ohne verbrieftes Handwerksrecht daheim im verstaubten Bodenkammerwinkel hockte und billig bezahlte Pfuscharbeit trieb, durfte sich in diese werktüchtigen Reihen hineindrängen. Derlei windige Gesellen schlugen die Gildenknechte mit ihren bekränzten Feststöcken gar hurtig vom angemaßten Platze weg, und das Klatschen der Hiebe, die schweigende Flucht der verachteten Hasen und das wiehernde Spottgelächter trugen einstweilen wesentlich zur Erhöhung der Festlust bei.

Jetzt aber war eine feierliche Stille, in der man nur das Rossegetrappel der dahersprengenden Kavalkade vernahm, die, je näher sie kam, ihren Schritt mehr und mehr verlangsamte. Vor der weißgewandeten Schar der Brünner Jungfrauen stand in zarter Elfenbildung die blonde Angelina, des Bürgermeisters Kind. Der Zagenden klopfte das Herz zum Springen.

Nun flammte die Lunte; mit dumpfem Krach das Echo der Wälder weckend, entluden sich in kurzen Pausen die Mörser. ‚Heil Kaiser Ferdinand! — Vivat Graf Slatok!‘ so erbrauste der Bürgerruf. Zugleich trat Jungfer Angelina, auf einem Kissen von blauem Sammet fünf goldene Schlüssel tragend, dem Reiterzug mit beherzter Anmut entgegen. Die Blauaugen hell und mutig auf den Grafen gerichtet, begann sie in der lautlosen Stille, die den Festplatz überwaltete, das folgende, von Herrn Capistran eigens für den fröhlichen Anlaß verfaßte Begrüßungspoem zu sprechen:

‚Im Maien, wenn der Schloßhang grünt,
Dann lacht uns neu des Himmels Huld;
Der Freudebringer Frühling sühnt
Des Herzbedrückers Winter Schuld.
Und jede Seel’ ist sonnenhell
Und jede Brust ein Liedesquell
Im Maien.

Herr Graf, Euch führt ein Maienritt
So froh daher auf Euer Schloß!
Die Traue hält Euch treulich Schritt,
Dazu ein edler Freundestroß.
Willkommen rauscht der Birkenkranz;
Wir rüsten uns zu Mahl und Tanz
Im Maien.‘

Anerkennend nickte der Graf; Frau Gemma lächelte holdselig. Unter tiefem Erröten, aber gleichwohl ermuntert, fuhr Angelina fort:

‚Euch sank, Herr Graf, manch hohes Haus
Geheimnisvoll durch Schicksals Hand!
Was finster war, fuhr mit hinaus
Im sturmgefachten Flammenbrand.
Und Kaisers Huld hat neu beschert
Fünf Schlösser, hell und edelwert,
Im Maien.

Fünf goldne Schlüssel schließen Euch
Die Tore zu der neuen Lust;
Drum bitt' ich: Herr im Himmel, scheuch'
Die Sorge heut aus jeder Brust!
Licht spende in den Frühlingssaal,
Auf Slatoks Haupt, auf sein Gemahl
Im Maien!'

Freundlich bog sich der Schloßherr vom Rosse nieder und ergriff, indem er das himmelfarbene Sammetkissen mit den Schlüsseln emporhob, symbolisch aus der Jungfrau zarter Hand von seinen fünf neuen, stolzen Erbgütern Besitz. Frau Gemma aber war zur Erde gestiegen und küßte jetzt das erglühende Bürgerkind dreimal herzhaft auf den roten Mund.

Da brach unendlicher Jubel aus. Es folgte alsbald die Begrüßung zwischen den im Schlosse bereits anwesenden Gästen und den Neuankömmlingen. Diese zogen sich nun auf kurze Weile in die schattigen Gemächer zurück, um von dem warmen Ritt zu verschnaufen und die verstaubten Reisekleider abzulegen.

Es war ein langer, farbenfroher Zug adeliger Paare, der sich dann vom Schloß her nach den Tafeln zu bewegte, die längs des Teiches für ein üppiges Mahl gerüstet standen. Während die Edelleute sich lebhaft und heiter auf ihren Sitzen niederließen, begannen die Studenten im Chor die beiden letzten Strophen des soeben von Angelina gesprochenen Begrüßungspoems nach einer von dem orgelgewaltigen Herrn Laberhittel eigens ersonnenen Melodie zu singen. Hurtig, mit geröteten Wangen und blitzenden Brillengläsern, schwang Magister Liborius das blanke Taktierstöckchen, und Hortleders, des Stimmführers, prächtiger Tenor stieg jubelnd, alle andern Kehlen hoch überflügelnd, in die Lüfte.

‚Bravo!' lobte der Graf, als die Sänger geendet hatten. Die Damen klatschten nach Frau Gemmas Beispiel in die zarten Hände, und allenthalben lohnte Zuruf und Applaus den kunstgerechten Festkantus. Bald begann nun unter den ausgedehnten, weißen Zelten ein erst gemessenes, dann immer herzhafteres und fröhlicheres Tafeln. Auf der Stirn der Gräfin strahlte es wie echter Widerschein des sonnigen Maientages. Doch war bei allem

Frohsinn eine gewisse Verträumtheit in den Zügen der edlen Frau zu bemerken, und der sprudelnden Lebenslust mancher andern Dame gegenüber, insbesondere der Fürstin Tumani, erschien sie eher still und in sich gekehrt. Es war, als habe die Stätte, die einst ihrem Eheglück so verhängnisvoll geworden, in ihrem Herzen Empfindungen und Erinnerungen gar wundersamer Art geweckt. So oft die Becher, vom edelsten Weine schwer, zusammentönten, schien Frau Gemmas Auge sich wie gedankenvoll zu senken, um dann mit tiefem Aufschlag dem des Gatten zu begegnen, just als ob es ihn mahnen wollte, heut auch eines andern Bechers zu gedenken, den einst das stille Waldgewässer in seinen verschwiegenen Schoß aufgenommen.

Bei solchen Gedanken konnte es geschehen, daß die Herrin mitten in der Fröhlichkeit des Mahles leise zusammenschrak. Ihr war plötzlich gewesen, als hätten die Worte Maruschkas, des Zigeunerweibes, abermals flüsternd ihr Ohr berührt: ‚Etwas Schimmerndes liegt im Wasser wie ein Becher —.‘

Die Bürgermeisterfamilie, die Gewichtigen vom Magistrat, die Wasser- und Wiesenherren sowie die Assessoren des Landeskämmerers waren ebenfalls zu den leckeren Gerichten der Adelstafel herangezogen worden, und manches biderbe Bürgergesicht, das für sonst an einem Schmiedebalg schwitzte oder sich beim Schwemmen der Häute und Felle über den trüben Fluß zu neigen gewohnt war, sah sich jetzt in den blanken, gräflichen Familienschildern gespiegelt, deren viele blumenumhäuft die Tische schmückten, abwechselnd mit den verschiedenen Brünner Stadtwappen: den sigilla veteris Brunae, davon das eine mit Traube, Hauermesser und Herz prangte, das andere einen Brunnen, ein drittes die doppelte Winzerhaue nebst Grabscheid im sauber gemalten Bild führte. Hoch darüber ragte das stolze Hauptwappen der Stadt: ein längliches Schild mit vier Balken, zwei roten und zwei silberfarbenen.

In dem hastenden Schwarm der ab- und zulaufenden Diener bildeten ein behaglicher Kellermeister und ein blasser, tiefsinniger Oberkoch zwei feste Angelpunkte, um die sich das ganze buntbewegte Tafelwesen nach einem sicheren Gesetze drehte. Geruhsam, ohne schädlichen Eifer und Überstürzung sorgten diese Wackeren dafür, daß jedem einzelnen in der Menge des Volkes, das gesondert auf der Wiese schmauste, sein Anteil an Speise und schäumendem Bier ward. Da tafelte sich mancher arme Schlucker und Bönhase mit Weib und Kind für eine Woche satt, und des Lobes über die gräfliche Freigebigkeit, über Küche und Keller war so bald kein Ende.

(Schluß folgt.)

Die Leistungen des Röntgenverfahrens in der Medizin für Diagnose und Behandlung.

Von

Paul E. Franze.

Das erste Dezennium seit der denkwürdigen Entdeckung Röntgens neigt seinem Ende zu, und ihr zehnjähriges Andenken zu ehren, sammelten sich vom 30. April bis 3. Mai dieses Jahres in Berlin die Arbeiter auf dem Gebiete der Röntgenstrahlen aus allen Kulturländern zum ersten Röntgenkongreß, — Physiker, Ärzte, Elektrotechniker. Erkenntnis einer zweifellos seit Urzeiten vorhandenen, aber unerkannten Energieäußerung gibt der Forscher seinen Mitmenschen, und nach zehn Jahren legen das gesprochene Wort und die Kunstwerke der Technik Zeugnis ab von den aus jener gezogenen Konsequenzen. Diese aber stellen sich dar als ein in der kurzen Zeitspanne fertig geschmiedetes Rüstzeug zur Unterstützung des Menschen im Kampfe gegen seinen schlimmsten leiblichen Feind Krankheit.

Die Vielheit der geistigen Interessen und der aus der Wissenschaft abgeleiteten technischen Fortschritte unserer Tage macht es dem einzelnen unmöglich, andere Gebiete als sein eigenes in Stetigkeit zu verfolgen. An den zeitlichen Marksteinen aber auf dem Wege der Ereignisse macht der Wissen Suchende Halt und verlangt, die zurückgelegte Bahn raschen Blickes zu überschauen. Ein Hilfsmittel dazu hinsichtlich des in Rede stehenden Gebietes der Radiologie mögen nachfolgende Zeilen sein.

Der Stoff umfaßt das Wesen und die Art der Erzeugung der Röntgen- oder X-Strahlen und ihre Verwendung in der menschlichen Medizin zur Diagnose und Therapie. Für ersteres brauchen wir die neuzeitliche Erkenntnis vom Aufbau der Atome aus kleinsten Teilchen, den Elektronen.

Früher nahm man an, daß das Atom die kleinste, auf keine Art weiter zerlegbare Einheit der Materie sei, und man unterschied so viele verschiedene Arten von Atomen, als es Elemente gab, d. h. etwa 70; denn unter Elementen versteht man die einfachen Grundstoffe, aus denen alle zusammengesetzten chemischen Körper, d. h. also unsere gesamte Erde und wohl auch das Weltall, aufgebaut sind. Solche Elemente sind z. B. Eisen, Gold, Kupfer, Sauerstoff, Stickstoff 2c. Jetzt aber wissen wir, daß das Atom nicht

das kleinste Substitut der Materie ist, sondern seinerseits wiederum aus noch kleineren Partikelchen sich aufbaut. Diese, die Elektronen, stellen das kleinste Elementarquantum von Elektrizität dar und sind zugleich die Einheit des Stoffes. Man hat sich das so vorzustellen, daß das Elektron an sich nichts anderes ist, als die kleinste Abgrenzung der Energie, d. h. der Elektrizität; eben durch diese Abgrenzung erhält die Energie die Eigenschaft der Masse; diese letztere ist also etwas Unwirkliches, nur Scheinbares. Es gibt nun wahrscheinlich positive und negative Elektronen von primärer Existenz, und aus gleich vielen von beiden Arten bauen sich die Atome aller Elemente auf. Daher ist die elektrische Eigenschaft derselben latent. Alle Atome bestehen somit aus den gleichen Urbausteinen; das Elektron ist eben dieser Urbaustein der gesamten Materie, und die Verschiedenheit der chemischen Elemente ergibt sich lediglich als das Resultat der verschiedenen Zahl und Art der Gruppierung der Elektronen in den verschiedenen Atomen. Die Materie wäre uns demnach nur noch eine Manifestation der Energie.

Hart streift hier die erkennende Vernunft die Grenze der letzten Dinge. Exakt wissenschaftlich läßt sich heute bereits die wahrscheinliche Einheit von Kraft und Stoff dartun, letzterer als Äußerung der ersteren, und mit zwingender Gewalt drängt sich dem Logiker der Analogieschluß auf, daß das Dritte im Reich der Natur, Geist und Bewußtsein, die bekanntlich nach dem Ausspruch der größten Naturforscher (vergl. u. a. Du Bois-Reymond: Über die Grenzen des Naturerkennens) sich aus der Materie nicht ableiten lassen, ebenfalls identisch mit den ersteren ist, d. h. daß ebenso, wie die Materie sich nur als Manifestation der Energie darstellt, diese, die Energie, lediglich Manifestation eines primären geistigen Prinzipes, eines ursprünglichen Willens ist. Nun ist der Analogieschluß nicht an sich etwas aprioristisch unter allen Umständen Richtiges. Aber gerade in der Natur herrscht die Analogie souverän. Hier gilt also der Schluß per analogiam, um aus Bekanntem Unbekanntes zu folgern. Außerdem würde diese Schlußfolgerung dem Grundgesetz der Logik, alles gleichartig und einfachst zu erklären, genügen. Es führt also unsere heutige Naturanschauung zum dynamistischen Monismus in der Physik, und die weitere Konsequenz aus diesem ist der Psychomonismus als Erkenntnistheorie.

Doch nun zurück zum rein Physikalischen! Zur Erzeugung der Röntgenstrahlen dienen Glasröhren oder richtiger Kugeln, in denen an gegenüberliegenden Stellen metallische Leiter, Elektroden aus Platin und Aluminium eingeschmolzen sind. Diese Röhren sind hoch evakuiert, d. h. bis auf einen kleinen Luftrest luftleer gemacht. Leitet man nun mittelst der eingeschmolzenen Elektroden einen sehr hochgespannten elektrischen Strom durch einen solchen Kolben, so entstehen die Kathodenstrahlen. Zu ihrem Verständnis brauchen wir das oben über Elektronen Mitgeteilte. Der verdünnte Gas- (Luft-)rest in der Röhre verhält sich nämlich dem durchgeleiteten Strom gegenüber wie ein Elektrolyt; er wird durch ihn dissoziiert, indem die den Luftrest konstituierenden Atome zerlegt werden, und zwar in der Weise, daß von den Atomen einzelne

Elektronen sich ablösen; es sind das stets negative Elektronen. Diese wandern nun vermöge ihrer negativen Ladung von der Kathode zur Anode hinauf; sie sind daher Jonen, und man nennt ein solches, aus einem einzelnen Elektron bestehendes Jon ein Elektronion im Gegensatz zum übrig bleibenden Atomrest, dem Atomion. Diese negativen Elektronen nun, die Elektronionen, welche von der Kathode aus fortwandern, sind die Kathodenstrahlen. Sie sind keine Röntgenstrahlen, vielmehr erzeugen sie diese dort, wo sie auf feste Körper auftreffen.

Wir betrachten zunächst die Diagnose. Ihr dient die Durchleuchtung, die Photographie, die Orthodiagraphie, das stereoskopische Verfahren und die Lagebestimmung von Fremdkörpern.

Durchleuchten wir z. B. eine Lunge, in der sich tuberkulöse Veränderungen befinden, so werden wir diese als Schatten wahrnehmen können, da sie dichter sind als das normale Lungengewebe; wir stellen mit Leichtigkeit ihre genaue Lage und Größe, die Ausdehnung des ganzen Prozesses fest, wie dies nicht annähernd mit der gleichen Sicherheit durch die sonstigen Untersuchungsmethoden möglich ist; aber völlig vernarbte bezw. verkalkte, also ausgeheilte Herde werden denselben Schatten geben wie floride Infiltrationen einer noch bestehenden Erkrankung, denn beide Prozesse stellen Verdichtungen im Lungengewebe dar und werfen als solche ihre Schatten. Diese Differenzierung muß also auf Grund der übrigen Symptome gemacht werden.

Was nun die Technik der Durchleuchtung anlangt, so steht die Röntgenröhre hierbei — nehmen wir eine Brustdurchleuchtung an — hinter dem Patienten. Vorn, also auf der der Röhre entgegengesetzten Seite des Objekts, hält man den Leuchtschirm, welcher aus einer auf Pappdeckel aufgetragenen Schicht von Bariumplatinzyanür besteht. Dieses fluoresziert unter der Einwirkung der X-Strahlen; die von solchen getroffenen Stellen des Schirmes leuchten daher, während die von Strahlen freigehaltenen Stellen dunkel bleiben. Es entspricht demgemäß auf dem Leuchtschirm ein Schatten denjenigen Teilen des menschlichen Körpers, die die hindurchgehenden Röntgenstrahlen infolge ihrer größeren Dichte absorbieren, nicht durchlassen; die durchlässigen Partien erscheinen hell. Selbstverständlich muß man für die Lokalisierung und Größenbestimmung von Verdichtungen in verschiedenen Richtungen durchleuchten.

Die Durchleuchtung findet hauptsächlich in der inneren Medizin Verwendung und hier fast nur für die Organe des Brustraumes, Lunge, Herz und die großen Blutgefäße, Aorta, obere Hohlvene, Lungenarterien. Die Baucheingeweide sind von zu gleichartiger spezifischer Dichtigkeit, als daß man sie durch Röntgenstrahlen in deutlicher Weise differenzieren könnte. Doch können Nieren- und Blasensteine sehr deutlich dargestellt werden. An der Lunge erkennen wir nun alle mit Veränderung der Dichtigkeit einhergehenden Erkrankungen, z. B. Tuberkulose, Lungenentzündung, Blutungen mit Infiltration des Lungengewebes durch geronnenes Blut, Ergüsse in den Brustfellraum (Brust- oder Rippenfellentzündung), Luftaustritt aus der Lunge in den Brustraum (Pneumothorax), Lungenblähung, Geschwülste ꝛc. An den großen Gefäßen

ist namentlich die Erkennung von Erweiterungen der Gefäßwand (Aneurysma) wichtig und meist ziemlich leicht. Am interessantesten stellt sich das Herz im Röntgenlicht dar. Wir sehen deutlich seine Bewegungen, sowohl sein Auf- und Absteigen bei der Atmung, als seine Zusammenziehung und Erschlaffung; wir können also den Rhythmus und die Ergiebigkeit der Kontraktionen der Herzkammern direkt wahrnehmen. Am wichtigsten aber ist es, den genauen Umfang des Herzens mittelst Röntgenstrahlen feststellen zu können; denn das geschwächte Herz ist oft erweitert, das normal große nicht organisch verändert, wenigstens im allgemeinen. Daher ist die Herzgröße ein Maß für die Leistungsfähigkeit des Organs, und das ist von äußerster praktischer Wichtigkeit. Nun läßt sich der Umfang dieses Organes durch die klinischen Untersuchungsmethoden nicht ganz genau feststellen. Wenn dies in neuerer Zeit von gewissen Modifikationen der Untersuchungstechnik doch behauptet wird, so sind derartige Angaben als unrichtig abzuweisen. Mittelst eines besonderen Prinzips, das man Orthodiagraphie nennt, läßt sich nun die Herzgröße genau ausmessen.

In der Chirurgie feierte das Röntgenverfahren von Anfang an seine größten Triumphe; fallen doch in das Gebiet der Chirurgie die gesamten Erkrankungen und Verletzungen des Skeletts, welches als der dichteste Teil des menschlichen Körpers natürlich auch die dankbarsten Röntgenbilder liefern muß; außer den Affektionen des Knochensystems sind es besonders die Fremdkörper, Geschosse, Metall- und Glassplitter ꝛc., die in der Chirurgie Gegenstand von Röntgenaufnahmen werden. Dies führt uns zur Betrachtung des photographischen oder Aufnahmeverfahrens.

Mit großer Deutlichkeit erkennt man auf der Röntgenphotographie, dem ‚Radiogramm', selbst die kleinsten Verletzungen der Knochen, Absprengungen kleinster Stücke, die auf andere Art unmöglich wahrgenommen werden können, und wir wissen jetzt, welch' große Zahl von fälschlich für ‚Verstauchungen' und ‚Zerrungen der Bänder' usw. in früherer Zeit gehaltenen Affektionen nichts anderes war als eben solche kleinsten Brüche. Auch Schmerz und Unbehagen erspart die radiologische Diagnose der Frakturen dem Verunglückten, denn vieles Manipulieren an seinem gebrochenen Gliede erübrigt sich nun; man schiebt behutsam eine Röntgenplatte unter und liest dann durch Betrachtung dieser in aller Ruhe die Diagnose ab, vorausgesetzt natürlich, daß der Patient zum radiologischen Institut transportiert werden kann. Für andere Fälle hat man sogen. transportable Apparate, um deren Zusammenstellung Dr. Metzner sich verdient gemacht hat; sie sind ziemlich kompendiös und können sowohl an die Straßenleitung angeschlossen, als auch durch mitgenommene Akkumulatoren betrieben werden. Allerdings konnte man erst an die Verwendung solcher kleiner tragbarer Apparate denken, nachdem Dessauer durch exakte physikalische Überlegungen, sowie mühsame und zeitraubende Experimente gelehrt hatte, kleinere Induktorien von vollkommen genügender Leistung zu bauen, ja sogar innerhalb gewisser Grenzen ihre Überlegenheit über die früher üblichen sehr umfangreichen Apparate nachgewiesen hatte.

Außer den Knochenbrüchen und Verrenkungen der Gelenke sind es hauptsächlich die Fremdkörper, welche mittelst Röntgenstrahlen gut erkannt werden können, sofern sie nur aus spezifisch dichten Stoffen bestehen; meistens handelt es sich ja um Geschosse, Metallstücke, abgebrochene Nadeln, Glasstücke. Alle diese Stoffe sind für Röntgenstrahlen mehr oder weniger undurchlässig und werfen daher Schatten, Blei am meisten; aber auch gewöhnliches Glas, mehr noch Bleiglas, absorbierten X-Strahlen ziemlich stark; auch hierin sehen wir ihre Verschiedenheit von gewöhnlichem Licht. Bei der radiographischen Diagnose eines im Körper steckenden Fremdkörpers aber wollen wir mehr als seine bloße An- oder Abwesenheit feststellen; wir müssen seine genaue Lage kennen, um die Harmlosigkeit seines ferneren Verbleibens im Organismus oder die Notwendigkeit seiner Entfernung beurteilen zu können und im letzteren Fall zu wissen, wo wir ihn bei der Operation auf dem kürzesten Weg finden werden. Es ist nötig, ihn zu lokalisieren. Bei der Röntgenphotographie handelt es sich natürlich um eine flächenartige Darstellung. Tiefer und oberflächlicher gelegene Strukturen des aufgenommenen Teiles stellen sich alle gleichartig auf der einen Ebene der Platte dar. Der Geübte allerdings kann auch von der Platte die relative Lage der Gewebe zu einander im gewissen Grade ablesen, weil das, was bei der Aufnahme der Platte näher lag, deutlicher und weniger vergrößert wiedergegeben ist; aber zur genauen Lagebestimmung eines Teiles, vornehmlich eines Fremdkörpers, bedarf es doch ganz besonderer Methoden.

Sie beruhen alle auf dem mathematischen Gesetz, daß die Lage eines Punktes geometrisch bestimmt ist durch zwei in ihm sich schneidende Grade, und schon vor vier Jahren zählte man etliche 70 derartige Methoden, deren wichtigste das stereoskopische Verfahren ist.

Wie wir alle wissen, ist in der Medizin die Kunst des Diagnostizierens derjenigen des Heilens weit vorangeeilt, und es wäre gewissermaßen betrübend gewesen, wenn wiederum die Bereicherung des ärztlichen Könnens durch ein so glänzendes neues Verfahren, wie es die Radiologie ist, sich nur auf dem Gebiete der Diagnose geltend gemacht hätte. Um so erfreulicher ist es, daß die Heilungsmöglichkeiten durch die Röntgenmethode ganz außerordentlich vervielfältigt worden sind, und zwar den bösartigsten Leiden gegenüber. Ja, man kann sagen, daß die Radiotherapie schon heute an Wichtigkeit der Diagnose mittelst X-Strahlen ebenbürtig zur Seite steht.

Es ist für sie ein glücklicher Umstand, daß die ausgebildeten Zellen der normalen Gewebe widerstandsfähiger gegen die Einwirkung der X-Strahlen sind als die aus den Jugendformen der Zellen aufgebauten krankhaften Gebilde. Diese ‚elektive' Wirkung der Röntgenstrahlen ist nämlich wesentlich für die Möglichkeit, sie in therapeutischer Hinsicht zu verwenden. Und hiemit habe ich schon das Gebiet der Erkrankungen selbst gestreift, die der Radiotherapie zugänglich sind.

Die erfolgreiche Behandlung auf radiologischem Wege ist bereits u. a. bei folgenden Krankheiten vorgenommen worden: Bösartige Neubildungen

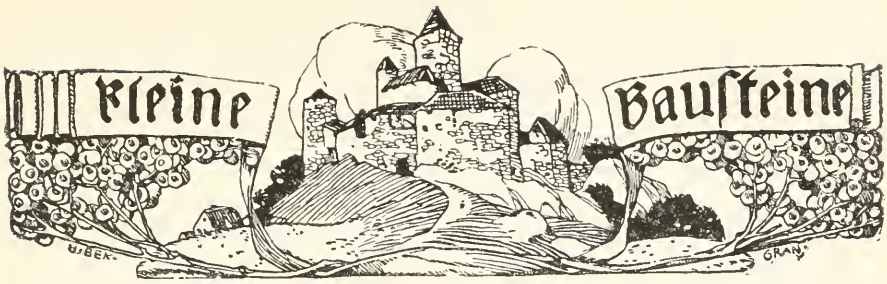
(Krebse und Sarkome), Lupus, die verschiedensten Hautkrankheiten, Knochen- und Gelenktuberkulose, besondere Arten des Haarausfalles und Leukämie.

Es muß hier hervorgehoben werden, daß es bis jetzt nur gelungen ist, die an der Oberfläche des Körpers verlaufenden Erkrankungen mit einiger Sicherheit zu heilen. So ist von den Krebsen namentlich die als Ulcus rodens bezeichnete Form des Hautkrebses schon in sehr vielen Fällen gänzlich durch Bestrahlung beseitigt worden. Des weiteren wurden andere oberflächlich gelegene Krebssorten, auch Brustkrebs, günstig beeinflußt. Nicht möglich ist es aber bis jetzt, bösartige Geschwülste in der Tiefe, z. B. den Magenkrebs, auf diesem Wege in Angriff zu nehmen, und das beruht eben auf der oben auseinandergesetzten Bedingung für die Wirksamkeit der Röntgenstrahlen, nämlich daß sie absorbiert werden müssen. Nun bleiben aber bei der Tiefenbestrahlung viel mehr Strahlen in der Haut haften, als in die Tiefe dringen; daher würde man die gesunde Haut weit eher zerstören, als bis man eine Wirkung weiter innen im Körper erzielte, und daran scheiterte bisher die Behandlung von Affektionen im Körperinnern. Nun hat in allerneuester Zeit der in dieser Arbeit schon erwähnte Physiker und rastlose Arbeiter auf dem Gebiete der Röntgenforschung, dem die Radiologie schon außerordentlich Wichtiges verdankt, F. Dessauer, durch physikalische Überlegungen die Mittel an die Hand gegeben, durch besondere konstruktive Maßnahmen eine Strahlung zu erzeugen, welche ohne Schädigung der darüber liegenden Schichten in irgend einer Tiefe des Körpers appliziert werden kann, und es ist möglich, daß es so gelingen wird, auch die Krebse der Eingeweide durch Röntgenstrahlen zu heilen. Aber es sei ausdrücklich festgestellt, daß dies praktisch noch nicht versucht worden ist; nur die Möglichkeit, eine derartige Strahlung zu erzeugen, ist nachgewiesen worden.

Besonders interessant sind ferner die Erfolge, die bei Leukämie mit Röntgenstrahlen erzielt worden sind. Diese ursächlich noch unerforschte Krankheit kennzeichnet sich durch eine Veränderung der Blutzusammensetzung; Blut enthält außer dem flüssigen Bestandteil noch rote und weiße Blutkörperchen, jene die Träger des den Ablauf der Lebensvorgänge in den Geweben bedingenden, aus der Luft bei der Atmung aufgenommenen Sauerstoffes, diese mannigfache andere Funktionen, so auch die Bekämpfung in den Körper eingedrungener Krankheitskeime ausübend, an Zahl weit hinter den roten zurückstehend. Bei der Leukämie nun ist die Zahl der weißen Blutkörperchen enorm vermehrt, und bei der häufigsten Form dieser Krankheit auch die Milz, eine der Bildungsstätten dieser Körperchen, stark vergrößert. Es zeigt sich nun, daß durch fortgesetzte Röntgenbestrahlung der Blutbefund sowie die Milzvergrößerung zur Norm zurückgeführt werden unter gleichzeitiger Besserung des Allgemeinbefindens, und die so erzielten Erfolge sind tatsächlich ebenso überraschend als erfreulich. Dennoch handelt es sich hier nur um eine Beseitigung der Symptome, nicht der Ursache der Krankheit, und Wiederholungen der Kur werden daher nötig.

Fassen wir die Gesamtleistung der Radiotherapie nochmals kurz zusammen, so müssen wir selbst bei objektivster Kritik einräumen, daß die Möglichkeiten für die Zukunft recht große und noch nicht ganz übersehbare sind, daß aber zur Zeit die Grenzen dieser Möglichkeit betont werden müssen in dem Sinne, wie wir das im obigen ausdrücklich ausgeführt haben.

Nun ist es zu erwarten, daß, wenn die Röntgenstrahlen solch' mächtige Wirkungen auf die Gewebe in heilsamer Hinsicht anzuregen imstande sind, sie auch bei unvorsichtiger Anwendung ungewollte Veränderungen am Körper, Schädigungen hervorrufen werden. Und das ist in der Tat der Fall. Anfangs, wo man noch für einfache photographische Aufnahmen sehr lange Expositionszeiten, bis zu einer Stunde und darüber, brauchte, ist es hin und wieder vorgekommen, daß der Aufzunehmende Hautentzündungen eventuell mit Bildung schwer heilender Geschwüre davontrug. Dies kommt, wie schon erwähnt, heute, wo wir die allerschwersten Aufnahmen in drei bis vier Minuten, leichtere schon in weniger als einer halben Minute machen, nicht mehr vor. Dafür haben sich mit der allgemeineren und häufigeren Anwendung der Röntgenmethode eine Reihe von Berufsschädigungen bei den Röntgenologen selbst herausgestellt, deren häufigste eine chronische Entzündung der Haut ihrer Hände ist. Glücklicherweise hat die Technik aber auch die Mittel zum Schutz gegen solche Vorkommnisse bereits an die Hand gegeben. Wir wissen, daß die elementarste Regel für uns Röntgenologen, um Schädigungen unserer selbst zu vermeiden, die ist, uns nicht unnötig in der Nähe von der Röhre aufzuhalten, da die Wirkung der X-Strahlen mit dem Quadrat der Entfernung abnimmt. Wir bedecken ferner die Leuchtschirme mit Bleiglastafeln, tragen eine Brille aus gleichem Material und an den Händen eventuell mit für die Strahlen undurchlässigen Stoffen belegte Handschuhe. Oder die ganze Röhre ist in einem Kasten aus Bleiglas oder aus mit Bleifolie gefüttertem Holz eingeschlossen, welches nur vorne einen Ausschnitt für den Ausgang der Strahlen hat. Auf diese Art kann man sich dauernd auf dem segensreichen und interessanten Gebiete der Radiologie betätigen, ohne Gefahr für seine Gesundheit zu laufen, und daß das zum immer größeren Heile der Menschheit stattfinden wird, dafür bürgen schon jetzt die vorhandenen Grundlagen des Röntgenverfahrens sowohl nach seiner physikalisch-konstruktiven als nach seiner medizinischen Seite hin.



Mozarts künstlerisches Vermächtnis.

Am 27. Januar 1906 feiert die musikalische Welt den 150. Geburtstag eines ihrer größten Kunstheroen. Wolfgang Amadeus Mozart erblickte an diesem Tage im Jahre 1756 zu Salzburg das Licht der Welt. Die musikgeschichtliche Stellung dieses einzigartigen Künstlers ist heute so allgemein anerkannt und bekannt, daß es überflüssig wäre, hier ausführlich darauf zurückzukommen. Interessanter dagegen dürfte es sein, zu untersuchen, was Mozarts Kunst für die Gegenwart bedeutet, was die moderne Musik von Mozart lernen und gewinnen kann, und der genannte Gedenktag soll uns ein Anlaß sein, uns über diese Frage klar zu werden.

Wenn wir Mozarts reiche kompositorische Tätigkeit überblicken und nach bestimmten Gesichtspunkten zu gliedern versuchen, so bietet sich uns naturgemäß die Einteilung seiner Tätigkeit in die des Musikdramatikers, des Instrumentalkomponisten, des Lieder- und des Kirchenkomponisten dar, und diese wollen wir auch unseren folgenden Betrachtungen zugrunde legen, so daß wir uns zunächst fragen: Was bedeutet uns heute Mozart als dramatischer Komponist?

Da ist nun zunächst erfreulicherweise zu konstatieren, welch bedeutende Stellung Mozarts Opern im Rahmen des modernen Bühnenspielplans einnehmen; freilich trotz aller ‚Mozartfestspiele' ist diese Stellung mit der eminenten Bedeutung der Werke noch nicht ganz konform; allein der Kultus der Mozartschen dramatischen Kunst steigert sich doch zusehends von Jahr zu Jahr, so daß zu erwarten ist, daß bald die Mozartschen Opern die ihnen gebührende Stellung voll einnehmen werden. Es ist ein Verdienst Richard Wagners, den modernen Mozartkultus hervorgerufen und befördert zu haben; die begeisternden Worte des Bayreuther Meisters über Werke wie ‚Zauberflöte' und ‚Figaro' haben Widerhall in den Herzen der jungdeutschen Musiker gefunden; noch mehr jedoch hat die feine Schulung des musikdramatischen Verständnisses, welche wir den Werken und Lehren Wagners danken, dazu geführt, daß wir Mozarts dramatische Musik in ihrer vollen Genialität verstehen und würdigen lernten und infolgedessen dem Meister unsere wärmste Verehrung aufs neue zuwendeten. So trägt nun der moderne Mozartkultus dazu bei, daß nicht die allzu einseitige Pflege Wagnerscher und Nachwagnerscher Musik unseren Gesichtskreis verengere. Daß dabei gerade Mozart in Anlehnung an die Reform des musikalischen Dramas eine glänzende Renaissance erlebte, liegt in dem Wesen seiner dramatischen

Musik begründet, welche teils enge Geistesverwandtschaft zur Moderne aufweist, teils wichtige Anregungen und Ergänzungen derselben zu bieten vermag.

Gar oft wurde schon mit Recht auf die engen Beziehungen hingewiesen, die zwischen der Kunst Glucks und dem modernen Musikdrama bestehen. Bei Mozart hat man diese Beziehungen über dem reinmusikalischen Zauber seiner Werke nur zu leicht übersehen. Einer der markantesten Züge dieser Art ist die große Wichtigkeit, die Mozart der dichterischen Grundlage seiner Opernwerke unter Umständen zuerkannte. Gerade über diesen Punkt herrscht noch vielfache Unklarheit. Einmal deutet man einen viel zitierten Ausspruch des Meisters, daß nämlich in der Oper die Poesie ‚gehorsame Tochter' der Musik sein müsse, darauf, daß Mozart nach alter italienischer Manier den Standpunkt der unbedingten Prävalenz des musikalischen Teils der Oper festgehalten habe, wobei man jedoch nicht beachtet, daß der in einem Brief des Künstlers an seinen Vater enthaltene Ausspruch aus dem Zusammenhang herausgerissen ist und infolgedessen in einem ganz falschen Lichte erscheint. Es handelt sich dabei lediglich um die für die musikalische Behandlung möglichst brauchbare Gestaltung einiger Textzeilen. Anderseits aber glaubt man die in gewissen Fällen etwas sorglose Textwahl des Meisters (so bei ‚Cosi fan tutte' oder ‚Titus') als Argument für sein mangelndes dramatisches Verständnis aufstellen zu müssen, ohne zu bedenken, wie sorgfältig er dagegen z. B. bei seinen Meisteropern ‚Figaro' und ‚Don Giovanni' im Verein mit dem Dichter an dem Libretto gearbeitet hat. Auch die ‚Zauberflöte' mit ihrem viel verlästerten Textbuch ist ein Beweis, wie tief Mozart seinem Text auf den Grund ging; die mystischen Beziehungen dieser Dichtung zur Freimaurerei hatten sein Interesse gefangen genommen und jene wundersame Offenbarung tiefster Kunst gezeitigt, die mit dem banalen Wortgerüst des Librettos scheinbar in unvereinbarem Widerspruch steht. Wie ungemein nahe aber Mozart auch in musikalisch formeller Hinsicht dem modernen Musikdrama gelegentlich steht, das zeigen einige Stellen aus seinen Opern, wo die engen Schranken der italienischen Formschablone gesprengt erscheinen und die ‚dramatische Szene' ersteht. Man erinnere sich nur etwa an Papagenos letzte Szene im zweiten Akt der ‚Zauberflöte' (von dem Duett mit Papagena), wo die musikalische Gestaltung im engsten Anschluß an die dichterische Form sich gibt, oder, ein noch viel großartigeres Beispiel, an die Schlußszene des ‚Don Giovanni' (mit dem Komtur), die so unglaublich neu und eigenartig erscheint, daß man sie als einen hundertjährigen Anachronismus bezeichnen kann; man beachte die ungemein reiche chromatische Harmonik, die sinfonisch selbständige Führung des Orchesters und den freien dramatischen ‚Sprechgesang' der Singstimmen!

Sehen wir somit manche Verknüpfungspunkte zwischen Mozarts Kunst und unserer modernen dramatischen Musik, so kann uns anderseits nicht entgehen, daß in manchen Punkten eine prinzipielle Verschiedenheit zwischen beiden herrscht, wobei jedoch das ‚Wie wir es so herrlich weit gebracht!' keineswegs durchaus Geltung hat. Eine der wichtigsten Verschiedenheiten ist die Steigerung

der Mittel, welche die moderne dramatische Musik der Mozartschen gegenüber aufzuweisen hat. Man vergleiche einmal eine moderne Partitur mit ihren vielfach geteilten Streichern, ihren Tuben, Baßklarinetten, englischen Horn 2c. mit der einfachen Besetzung des Mozartschen Orchesters, bei dem selbst die heute zum täglichen Brot des Musikdramatikers gehörenden Posaunen nur als eine rare Würze erscheinen! Es wird nun niemandem einfallen, den bedeutenden Fortschritt, welcher in dieser Bereicherung des Orchesters liegt, leugnen zu wollen; die Ausdrucksfähigkeit der Tonsprache erscheint dadurch gewaltig gesteigert, allein in einseitiger Weise: klanglich, und in Verbindung damit auch rhythmisch und harmonisch erscheint unsere Musik allerdings reicher als die Mozartsche und infolgedessen dieser überlegen; die unendliche Ausdrucksfähigkeit der Mozartschen Melodie ist uns dafür verloren gegangen. Unsere Musik bildet sich immer mehr zum al fresco-Stil aus, eindrucksstark und packend schreitet sie daher, machtvoll sind ihre Wirkungen: ‚Welch' Schauspiel, — aber ach, ein Schauspiel nur!' Die melodische Ausdrucksfähigkeit ist gering, und doch liegt hier die eigentlichste Seele der Musik verborgen; hier nun kann Mozart unser Vorbild sein. Unlängst ist von dem bekannten Komponisten W. v. Baußnern eine programmatische Ouverture ‚Champagner' erschienen, die mit allen technischen Mitteln der modernen Musik ausgestattet ist und doch nicht entfernt so hinreißend charakteristisch, so plastisch wirkt wie Mozarts alte Champagnerarie, die nur mit ihrer prickelnden Melodik auf den Plan tritt. Oder man vergleiche das überwältigende, markerschütternde: ‚Dein Lachen wird verstummen 2c.' des Komturs, wo die erschütternde Wirkung ebenfalls nur durch die chorale Melodik mit einfacher harmonischer Unterstützung erzielt wird. Oder ist jemals der Schmerz einer um ihr verlorenes Kind trauernden Mutter ergreifender geschildert worden als durch den g-moll-Mittelteil der ersten Arie der Königin der Nacht? Man frage sich aufrichtig, ob es der modernen Musik in ihrem jetzigen Stadium, mit all ihren prunkvollen Mitteln möglich wäre, ähnliches zu leisten! Ja, selbst im musikalisch dürftigsten Teil der Mozartschen Opern, in den Seccorezitativen, wirkt dieser melodische Zauber. Gibt es reizvolleres als die Stelle im ersten Akt des ‚Figaro': . . . ‚Ich Kurier . . . und Susanne geheime Gesandtin' (Rezitativ Figaros vor der Arie: ‚Will der Herr Graf ein Tänzchen einst wagen') mit der ironisch-sentimentalen melodischen Floskel auf den Worten ‚geheime Gesandtin', womit der eifersüchtige Bräutigam die Art der ‚Gesandtschaft', welche Susanne beim Herrn Grafen bekleiden soll, leise andeutet? Beispiele derartiger Vertiefung des musikalischen Ausdrucks durch die Melodieführung ließen sich bei Mozart noch viele anführen, 2c. man kann dies als Prinzip seiner musikdramatischen Gestaltung bezeichnen, ein Prinzip, welches für die moderne Musik von ungemein befruchtendem Einfluß sein kann.

Doch noch unter einem allgemeineren Gesichtspunkt ist die Betrachtung der Tätigkeit Mozarts als Opernkomponist lehrreich; auch die enorme Vielseitigkeit seines dramatischen Schaffens können wir uns zum Vorbild nehmen.

Zwar teilt er diese mit andern bedeutenden Meistern, wie z. B. mit Wagner, aber bei ihm ist sie in ganz besonderem Maße ausgedehnt. ‚Figaro‘ steht neben der ‚Zauberflöte‘, ‚Don Giovanni‘ neben ‚Entführung‘; italienisch, deutsch, tragisch, komisch: alles ist mit gleicher Meisterschaft und mit gleichem künstlerischem Ernst dargestellt. Bei der Einseitigkeit, mit der unsere junge Komponistenschule trotz ‚Meistersinger‘ sich auf ‚Erlösungsstoffe‘ und möglichst mystisch-tiefsinnige Texte wirft, kann gerade Mozart als Beispiel dienen, daß auch leichte heitere Stoffe höchste Aufgaben der Kunst sein können. Sein ‚Figaro‘ ist trotz der keineswegs ‚tiefen‘ oder ‚mystischen‘ Sphäre der Dichtung eines der genialsten Kunstwerke aller Zeiten.

Nachdem wir nun Mozarts Beziehungen als Musikdramatiker zu unserer Zeit ziemlich ausführlich betrachtet haben, können wir uns über seine Bedeutung als Instrumental-, Kirchen- und Liederkomponist kurz fassen. Als Liederkomponist steht uns Mozart heute wohl am fernsten. Ausgenommen das Goethesche ‚Veilchen‘, welches eine Meisterleistung bedeutet und gerechte Popularität genießt, ist kaum eines seiner Lieder heute noch lebendig; es sind auch meist nur Gelegenheitswerke, in denen von dem Genius des Meisters oft wenig zu spüren ist. Das viel verbreitete ‚Wiegenlied‘ ist nicht von Mozart. Als Kirchenkomponist ist Mozart in letzter Zeit öfters mit einer von Aloys Schmitt bearbeiteten c-moll-Messe zu Wort gekommen, deren Echtheit indessen stark angezweifelt worden ist. Am populärsten ist bekanntlich sein Requiem. Die im wesentlichen höchst verdienstlichen und berechtigten Bestrebungen der Cäcilianer, welche in der Kirche nur Vokalmusik dulden wollen, müssen doch bei der allzu großen Einseitigkeit, in die sie seit den letzten zehn Jahren verfallen sind, eine künstlerisch berechtigte Reaktion wachrufen; vielleicht ist gerade die Wiedererweckung der Mozartschen Kirchenmusik, die mit ihrer dramatischen Auffassung dem Ernst des Gegenstandes vollkommen entspricht* und in dieser Hinsicht auch dem modernen, namentlich durch Liszts Werke beeinflußten Musikempfinden sehr nahe steht, berufen, einen befriedigenden Ausgleich in der Sache herbeiführen zu helfen.

Nächst den Opern stehen Mozarts Instrumentalwerke noch am höchsten. In den drei großen Sinfonien (es-dur, g-moll und c-dur) sowie in manchen Kammermusikwerken haben wir sogar den dramatischen Werken ebenbürtige Leistungen zu erkennen. Auch hier zeigt sich uns in Einzelheiten der seiner Zeit weit voraneilende Künstler; ein populäres Beispiel ist die von den Zeitgenossen verpönte Adagio-Einleitung des c-dur-Quartetts mit ihrer kühnen Harmonik. Auch hier haben wir die künstlerische Verwertung des ‚Heiteren‘, z. B. in der es-dur-Sinfonie; auch hier bietet sich uns der Beweis, daß man mit bescheidenen Mitteln tiefste und wirkungsvollste Musik machen kann (g-moll-Sinfonie). Unrichtig ist es freilich, wenn gelegentlich behauptet wird, Mozart

* Erscheinungen wie die aus ‚Cosi fan tutte‘ zusammengestellte zweite Krönungsmesse sind Ausnahmen und dürfen nicht als Typen der Mozartschen Kirchenmusik hingestellt werden, wie dies manchmal geschieht.

sei der Schöpfer des modernen Orchesters in dem Sinne, daß er die einzelnen Instrumente zu Individuen erhoben, ihnen ihre charakteristische Sprache gegeben und ihre intimsten Wirkungen abgelauscht habe. Dieses Verdienst kommt in erster Linie Haydn zu, wenn auch Mozart nicht ganz unbeteiligt ist. Die intensive melodische Ausdruckskraft aber, die vom Musikdrama übernommene Plastik der Tonsprache, ist etwas Mozart spezifisch Eigentümliches, und hier kann seine Kunst wie auf dem Gebiete der Oper vorbildlich und bildend für unsere moderne sinfonische Musik sein, bei der man wahrlich kein Beckmesser zu sein braucht, um oft ‚von Melodei auch nicht eine Spur' zu finden.

In seiner Instrumentalmusik ist Mozart vorwiegend deutsch. Ganz falsch ist es jedoch, wie so oft geschieht, Mozart als ‚deutschen' Meister zu preisen. Seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts läßt sich ein immer stärkerer Einfluß der italienischen Musik auf das Schaffen der deutschen Komponisten verfolgen. Bis etwa 1800 dauert diese ‚italienische Zeit' der Musik Deutschlands, in der die nördliche Organistenschule, die sich um Buxtehude und Bach schart, eine große Insel bildet. Hans Leo Haßler steht am Anfang, Mozart am Ende dieser italienischen Epoche; gleich einem Januskopf weist Mozarts Kunst mit der ‚Zauberflöte' und ‚Entführung' auf die kommende Herrlichkeit der deutschen Oper hin, mit ‚Figaro' und ‚Don Giovanni' (oder gar mit ‚Idomeneo') gibt er sich als geistigen Zögling der Italiener. Stark italienisch ist auch oft seine Kirchenmusik (man denke etwa an das ‚tuba mirum' aus dem Requiem); sein Lied ‚An Chloe' hat ganz die Form einer italienischen Kanzonette, und selbst in der Instrumentalmusik macht sich bei kantablen Stellen der Einfluß italienischer Melodiebildung bemerkbar. Demzufolge ist Mozarts Kunst nicht ‚deutsch', sondern zu einem guten, ja fast überwiegenden Teil italienisch. Diese Beobachtung kann uns auch zu denken geben. Seit der übertriebenen und anfechtbaren Deutschtümelei in Wagners Schriften, von der der Meister in der Praxis als Verehrer der ‚Stummen von Portici' und vieler anderer ausländischer Opern oft genug abgewichen ist, wird den jungen deutschen Komponisten gepredigt, nur immer recht ‚deutsch' zu komponieren. ‚Deutschland, Deutschland über alles' auch in der Kunst. Demgegenüber ist aber entschieden zu betonen, daß für die Kunst andere Gesetze gelten als für Politik und Patriotismus, und daß allzu starkes nationales Gepräge in der Kunst identisch ist mit Einseitigkeit. Gerade daß unsere Musik, wie auch die französische, verhältnismäßig wenig ausgeprägt national ist, gibt ihr z. B. vor der italienischen Musik einen mächtigen Vorsprung. Es ist das nun freilich eine Frage, die eine eigene und ausführliche Behandlung erforderte und sich nicht mit einigen beiläufigen Bemerkungen abtun läßt. Ein kurzer Hinweis ist indes hier doch am Platze, weil gerade die künstlerische Erscheinung Mozarts uns vor solcher nationaler Einseitigkeit, der freilich das Publikum viel weniger verfallen ist als die zünftlerischen Komponisten, warnen und bekehren kann. Goethes Nachruf an Schiller: ‚denn er war unser' können wir auch auf Mozart anwenden; weil aber der italienisch-deutsche Künstler

Mozart ‚unser' im vollsten Sinne des Wortes war, ist und sein wird, solange eine Kunst besteht, sollen wir die Lehre davon nehmen, daß möglichste Weitherzigkeit in nationalen Dingen in der Musik wie auch sonst erstrebenswert ist.

Dr. Eugen Schmitz.

Deutsch-Belgien.

Daß es in der belgischen Provinz Luxemburg und in den angrenzenden Bezirken 50 000 Einwohner gibt, deren Muttersprache das Deutsche ist, dürfte im deutschen Reiche wohl noch manchem unbekannt sein. Wohl berichten die Tageszeitungen öfters von dem Kampf des Vlaementums gegen das Wallonentum und das Franzosentum, aber nur selten dringt aus dem rein deutschen Sprachgebiet im Südosten Belgiens eine Kunde an die Öffentlichkeit.

Dieses Gebiet hat einst zu dem Luxemburger Lande gehört, und es hat auch nach seiner Vereinigung mit Belgien treu an der deutschen Sprache festgehalten. Bei der Volkszählung von 1900 wurde auf die Sprachenverhältnisse keine Rücksicht genommen; wir sind daher auf die Zählung von 1890 angewiesen. Damals gab es in Belgien 32 206 Einwohner, die nur deutsch sprachen, 58 590, die das Deutsche und das Französische beherrschten, und 7028, die vlaemisch und deutsch, sowie 36 185, die alle drei Sprachen beherrschten. Das deutsche Element befand sich hauptsächlich in den Provinzen Luxemburg und Lüttich. Es sprachen in den Bezirken Arel und Bastnach 14 467 und 1 138 Personen nur deutsch, 12 806 und 2 924 deutsch und französisch, im Bezirk Verviers 9 109 Personen nur deutsch und 15 523 Personen deutsch und französisch. Selbst der amtliche Berichterstatter der Kammer, Colfs, fügt aber hinzu, daß die Personen mit Kenntnis beider Sprachen in der Regel nur einige französische Wörter kennen. Die Bevölkerung ist also noch im wesentlichen deutsch, und nur bei einem kleinen Teil hat eine Verwelschung stattgefunden.

Leider hat es sehr lange gedauert, bis sich die Bewohner auf ihr Deutschtum zu besinnen begannen und versuchten, ihr Volkstum und ihre Sprache wenigstens soweit zu retten, als es jetzt noch möglich ist.

Im Jahre 1890 beschlossen nämlich einige Freunde in Arel (Arlon), der Hauptstadt der Provinz Luxemburg, einen ‚Deutschen Verein' zu gründen, um die Muttersprache in ihrer engeren Heimat vor dem Untergang zu bewahren. Zum ersten Vorsitzenden wählte man Gottfried Kurth, den bekannten Geschichtschreiber und Professor in Lüttich. Später wurden Kurth und der Graf von Limburg-Stirum, Quästor der belgischen Kammer, zu Ehrenvorsitzenden gewählt. Der jetzige Vorsitzende des Vereins ist der Untersuchungsrichter Jungers in Arel. Der Verein, dessen Sitz in Arel geblieben ist, zählt allerdings nur etwa hundert Mitglieder, darunter mehr als vierzig Geistliche des Bezirks, ein Beweis, daß gerade der Klerus großes Gewicht auf die Erhaltung

der deutschen Sprache legt. Der Bischof Heylen von Namur, der selbst deutsch spricht und in der Arloner Gegend auch schon in deutscher Sprache gepredigt hat, will in dem großen Seminar einen deutschen Kursus errichten, an dem die Seminaristen teilnehmen müssen. Wenn auch die Zahl der Mitglieder jenes Vereins nicht groß ist, so ist doch schon der Anfang zu einer ersprießlichen Tätigkeit vorhanden. Leider stößt der Verein nur zu sehr auf Gleichgültigkeit bei den Bewohnern, die eine Folge der völligen Abgeschiedenheit in sprachlicher Hinsicht und der fast unglaublichen Vernachlässigung auf dem Gebiete des Unterrichtswesens ist.

Das Volk spricht zumeist nur die luxemburgische Mundart, die ebenso wie im Großherzogtum mit manchen französischen Ausdrücken und Redewendungen durchsetzt ist. Da deutsche Zeitungen fast gar nicht in die Gegend dringen und nur ein paar kleine Lokalblätter in deutscher Sprache erscheinen, verarmt die Sprache zusehends. Selbst die Gebildeten beherrschen das Hochdeutsche nur ungenügend, und man kann selbst aus den Veröffentlichungen des deutschen Vereins ersehen, wie sehr die Sprache infolge der Abgeschlossenheit der Gegend verkümmert. Sie ist schwerfällig und holperig, und vielfach fehlt es den Leuten sogar an den richtigen deutschen Ausdrücken. Deshalb wendet man häufig die französischen Bezeichnungen mit deutschen Endungen an (z. B. Mutualitäten für mutualités, Genossenschaften).

Die Kinder sollen in der Volksschule französisch lernen; aber da sie diese nur bis zum Alter von elf Jahren besuchen, können sie beim Austritt weder deutsch noch französisch ordentlich sprechen (vom Schreiben schon gar nicht zu reden). Daß die Bildung des Volkes sehr darunter leidet, ist selbstverständlich. Eine Besserung ist in nächster Zeit auch noch nicht zu erwarten, da es fast ganz an Volksschullehrern fehlt, die des Deutschen genügend mächtig sind.

In den Normalschulen (Lehrerseminarien) ist der deutsche Unterricht abgeschafft. Früher sandte man angehende Lehrer auf Staatskosten in die Normalschule in Luxemburg. Später wurde an eine belgische Normalschule eine deutsche Sektion angegliedert, aber im Laufe der Zeit ließ man sie wieder eingehen. Infolgedessen beherrschen die Volksschullehrer das Deutsche entweder gar nicht oder völlig ungenügend. In der rein deutschen Stadt Arel gibt es Lehrer, die kein Wort deutsch verstehen, und auch die übrigen benutzen das Französische als Umgangs- und Hilfssprache, obschon die Kinder, wenn sie in die Schule kommen, nur die deutsch-luxemburgische Mundart kennen. Nur die Geistlichkeit hat am Deutschen festgehalten und erteilt den Religionsunterricht in deutscher Sprache. In den Kirchen finden deutsche und französische Predigten statt.

Der deutsche Verein versucht nun seit 15 Jahren die Kenntnis der deutschen Muttersprache im Volk wieder zu heben. Er veranstaltet zu diesem Zweck öffentliche Vorträge und Unterhaltungsabende, errichtet Volksbibliotheken und verbreitet volkstümliche Schriften. In Metzig (Messancy) hat er eine

Zweigabteilung errichtet, während eine weitere in den nördlichen, zum Ösling gehörigen Gemeinden gegründet werden soll. Ferner gibt der Verein ein Jahrbuch heraus, das über die Tätigkeit desselben berichtet und auch einige Arbeiten von lokalem oder allgemeinem Interesse enthält. Das neueste Bändchen verzeichnet einige Tatsachen, die hier mitgeteilt seien.

Seit 1883 sind aus Arel und Umgegend nur acht Lehrer für die deutsche Sprache an den mittleren Lehranstalten hervorgegangen, die alle angestellt worden sind. Viele andere Kandidaten des Lehrfachs haben dagegen sich dem Französischen zugewandt; aber da sie hier mit Wallonen und Vlaemen in Wettbewerb treten, müssen sie oft lange auf Anstellung warten oder bleiben überhaupt stellenlos. So kommt es, daß in neuerer Zeit die wallonischen und die vlaemischen Landesteile den Bedarf an deutschen Sprachlehrern liefern.

Ende 1899 baten 55 Lehrer und Lehrerinnen der deutschen Gegend den Verein, er möchte die nötigen Schritte unternehmen, damit die Regierung in Arel einen Lehrkursus errichte, in dem die Lehrpersonen sich unentgeltlich in der deutschen Sprache unterrichten lassen oder fortbilden könnten. Die Regierung erklärte sich auch im folgenden Jahre bereit, einen solchen Kursus in Arel und in Metzig einzurichten; jedoch war die Zahl der Teilnehmer nicht genügend, und zudem lehnten die meisten Gemeinden es ab, den Lehrern wöchentlich einen schulfreien Nachmittag zu gewähren. Man versucht nunmehr, in Arel einen öffentlichen Kursus für die deutsche Muttersprache einzurichten, der jedermann zugänglich sein soll.

Der Areler Stadtrat ist den Bestrebungen des Vereins leider nicht günstig gesinnt. Ein Gesuch, auf den zu erneuernden Straßenschildern neben dem französischen Namen auch den deutschen anzubringen, ließ er einfach unbeantwortet; als aber der Verein eine Abendunterhaltung veranstaltete, stellte sich die Polizei pünktlich ein, um die Lustbarkeitssteuer zu erheben.

Am 31. Oktober 1902 richtete der ‚Deutsche Verein' eine Petition an die Kammern und die Minister, um (übrigens in sehr ruhigem und maßvollem Tone) Beschwerde darüber zu führen, daß in den deutschsprachigen Bezirken immer mehr Beamte (Richter, Schulinspektoren, Gendarmen, Eisenbahnbeamte, Post- und Telegraphenbeamte usw.) angestellt werden, die die deutsche Sprache nicht kennen. Er bat, hier Abhilfe eintreten zu lassen und nur mehr solche Beamte anzustellen, die sich mit der Bevölkerung verständigen können. Zugleich erinnerte die Petition daran, daß Vandenpeereboom, der ehemalige Eisenbahn-, Post- und Telegraphenminister, das Versprechen gegeben hatte, bei Neubesetzung von Stellen den deutschsprechenden Kandidaten den Vorzug zu geben, und daß er auch während seiner Amtsdauer dieses Versprechen zum Teil gehalten hat.

Der Abgeordnete Colfs erstattete einen besonderen Bericht über diese Petition, die dann den beteiligten Ministern überwiesen wurde. Die Regierung steht übrigens den Forderungen des ‚Deutschen Vereins' durchaus nicht feindlich gegenüber. Aber bis jetzt ist sie ihnen noch sehr wenig entgegengekommen,

denn von allen Stationsvorstehern in Arel und Umgegend z. B. ist kaum ein einziger des Deutschen mächtig. Deutschsprechende Post- und Eisenbahnbeamte sind bisher immer in großen Städten angestellt worden, da man ihrer dort für den Verkehr mit Fremden bedarf.

Auch in den Bureaux der Zollverwaltung wäre die Anstellung deutschsprechender Beamten sehr notwendig, nicht bloß mit Rücksicht auf die einheimische Bevölkerung, sondern auch wegen des Grenzverkehrs mit Luxemburg und Deutschland.

Bei der Gendarmerie liegen die Verhältnisse ebenfalls durchaus ungünstig für die deutsche Bevölkerung. Von 53 Gendarmen in teils rein deutschen, teils gemischten Bezirken verstehen nach einer Aufnahme vom 10. Januar 1903 nur neun deutsch. Deshalb ist es auch leicht erklärlich, daß die Gendarmen die ihnen gemachten Aussagen oft völlig falsch aufnehmen.

Am Areler Gericht verstehen von sieben Richtern nur zwei deutsch. Allerdings können sie einen Dolmetscher heranziehen; aber es wäre jedenfalls richtiger (abgesehen davon, daß es einfacher und billiger wäre), in rein deutschen Bezirken Richter anzustellen, die neben dem Französischen auch die Volkssprache völlig beherrschen.

Auch die staatlichen Landwirtschaftslehrer sind Wallonen. Nur die von Freylingen und Tontelingen halten von Zeit zu Zeit auch einen deutschen Vortrag. Daß infolgedessen die Bemühungen zur Hebung der Landwirtschaft durch Vortragskurse in der Provinz Luxemburg nicht denselben Erfolg haben wie in den anderen Provinzen, ist leicht begreiflich.

Die provisorische Regierung von 1830 hatte am 26. November desselben Jahres angeordnet, daß in den vlaemischen und deutschen Bezirken die amtlichen Verordnungen mit einer vlaemischen bezw. deutschen Übersetzung veröffentlicht werden sollten. Damals gehörte aber noch das Großherzogtum Luxemburg zu Belgien, und als dasselbe abgetrennt wurde, glaubte man, auf die Provinz Luxemburg keine Rücksicht mehr nehmen zu sollen. Als dann später das Gesetz erlassen wurde, das die Gleichheit der französischen und der vlaemischen Sprache verkündete, meldeten sich auch die Deutsch-Belgier. Aber der Senat ließ ihre mit mehr als 5000 Unterschriften bedeckte Petition unbeachtet. Es ist jedoch dringend notwendig, daß die amtlichen Bekanntmachungen, die jetzt nur in der französischen oder in französischer und vlaemischer Sprache erfolgen, auch mit deutscher Übersetzung versehen werden.

Vor einiger Zeit hat man in den Bahnhöfen der Areler Gegend die älteren französisch-deutschen Inschriften durch französisch-vlaemische ersetzt, obschon in der ganzen Gegend kein Wort vlaemisch gesprochen wird. Infolge einer Interpellation in der Kammer versprach der Eisenbahnminister, die früheren Inschriften wieder herstellen zu lassen. Merkwürdigerweise sind auch die Eisenbahnbillette in französischer und in vlaemischer Sprache gehalten. Wenn man einmal einen zweisprachigen Text für notwendig hält, so sollte man doch wenigstens die Sprache wählen, die vom Volke gesprochen wird.

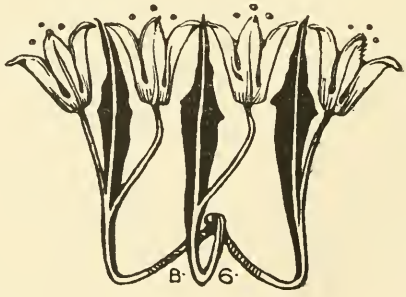
Daß die Berücksichtigung der Muttersprache auch für die politischen Parteien von Bedeutung ist, kann man schon aus folgender Tatsache ersehen. Bis zum Jahre 1892 hatte Arel nur liberale Vertreter. In diesem Jahre wandte sich ein katholischer Kandidat zum erstenmal in deutscher Sprache an die Wähler, und er gewann dadurch so sehr ihr Interesse, daß er gewählt wurde.

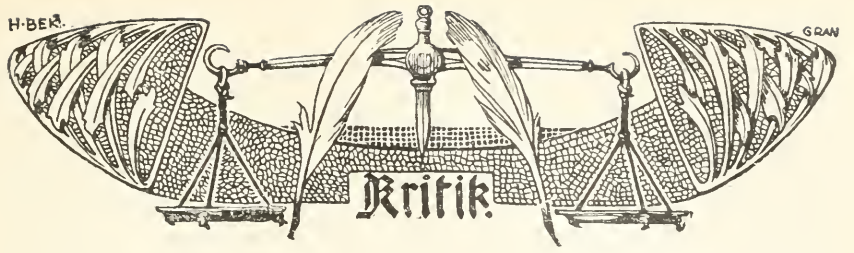
In Arel erscheinen zwei französische Zeitungen, die aber ihr Dasein hauptsächlich den Beamten und der Unterstützung seitens der Behörden durch die Anzeigen verdanken. Einen nennenswerten Einfluß üben diese Blätter nicht aus, weil die meisten Bewohner sie nicht lesen können. Selbst die jüngeren Leute, die in Brüssel, Nanzig, Reims oder Paris französisch sprechen gelernt haben, können zumeist weder französisch schreiben noch lesen.

Wenn der ‚Deutsche Verein' in seiner Tätigkeit nicht nachläßt, wird seine Wirksamkeit auf die Dauer schon Erfolg haben. Er wird aber größerer Mittel bedürfen, um dem Volke eine reichhaltigere deutsche Lektüre zu verschaffen als bisher. Durch seine Einwirkung auf die Behörden wird es ihm sicher auch gelingen, den jungen Leuten zahlreiche Beamtenstellen zugänglich zu machen, die jetzt mit Wallonen besetzt werden. Es ist dies um so notwendiger, als die Gegend industriearm ist, so daß für die jungen Leute, die den mittleren Unterricht genossen haben, nur die Verwendung im Staats- oder Kommunaldienst in Betracht kommt.

Vor allem aber wird es notwendig sein, an einem Lehrerseminar eine deutsche Abteilung zu errichten, um für den nötigen Nachwuchs an deutschsprechenden Volksschullehrern zu sorgen. Solange die Jugend in ihrer Muttersprache keinen genügenden Unterricht empfängt, werden alle Bemühungen um die Rettung des Deutschtums in diesen bedrohten Grenzposten vergeblich sein.

Tony Kellen.





Hilligenlei.*

Hilligenlei heißt (wie auch Helgoland) heiliges Land. Es ist der Name eines Phantasiestädtchens an der Holsteinischen Küste in der Helgoländer Bucht. Aber das Städtchen ist nicht, wie sein Name besagt, ‚heiliges Land'. Wohl erhoffen und ersehnen viele seiner Bewohner ‚ein Reich Gottes an dieser Bucht'. Doch sucht ein jeder ein bißchen nach seiner Weise den Heiland und Erlöser: die einen mutig und kraftvoll im Kampf mit der Welt, die andern träge in der Hoffnung auf einen Glückszufall — das Silberschiff im Dänensand —, wieder andere in heißer Mannes- oder Weiberliebe, einige in sozialistischen Träumereien — und in Träumereien auch der Haupthelb des Buches, Kai Jans, der Sohn eines armen Wattarbeiters. Mit einem flammenden Mal auf der Brust kam er zur Welt, denn seine Mutter hatte im Geiste drei Jahre lang das Feuerschiff gesehen, auf dem ihr Mann draußen in der Bucht Wachtdienst tat, bis ihm eines Tages vom sozialistischen Evangelium Kunde kam. Da sagte er — nach dreijähriger Zurückhaltung —: ‚Ich riskier's,' ging heim und zeugte diesen Sohn. Und Kai Jans gehörte zu jenen Menschen, die, wenn sie auch keine Königskrone suchen, doch, ‚während sie hinter ihren Irrtümern herlaufen, eine Hoffnung haben, sie könnten auf der nächsten Wiese statt einer Eselherde eine Versammlung von Engeln finden', und die ‚eine Unruhe haben, es könnte an der nächsten Wegebiegung unterm Eichbaum das ewige Wesen stehen, das aller Welten tausend Rätsel ruhvoll in heiligen Händen hält, und könnte ihnen einiger Rätsel Lösung sagen'. Unruhvoll, hoffnungsvoll das Heilige suchen, das, so will es der Erzähler, soll Kai Jans' Schicksal sein. In einem deutlich gezogenen Kreis von Spielkameraden wächst der Knabe auf, schon als Kind die Natur des Mannes verratend. Es sind prächtige, von einem tiefglühenden Leben erfüllte Kinderszenen, in denen uns das langsame Reifen dieser schlichten, kleinen Welt an der Seele vorbeizieht. Da sind die Starken, Helläugigen, Weltfreudigen in dem Sohn des Hafenmeisters Pe Ontjes Lau und den früh halbverwaisten Lehrerskindern Anna und Heinke Boje, zwei blondhaarige Friesentöchter von hohem Mädchenstolz und fortreißender Sinnlichkeit, dann Piet Boje, der ehrliche, aber liebloje Streber, und Tjark Dusenschön, der Schwindler, aus einem Geschlecht, das nur Mütter, nie Väter kannte. — Noch ein stiller, schüchterner Knabe geht Kai Jans mit dem ‚großen' Pe Ontjes Lau und dem Lehrersohn Piet zur See. Drei Jahre fahren sie auf Segelbooten durch die halbe Welt. Wie noch selten in der deutschen Literatur erleben wir hier in zwei Kapiteln (9 und 10) die starke und stählende Poesie des Seemannlebens, die Poesie der öden Meereswege, der wilden, tobenden Wasserstürme, der faulen Sonntagnachmittage. Mit verkrüppelter Hand, an der Seele aber unverändert, kehrt Kai Jans in die Heimat zurück. Die drei

* Roman von Gustav Frenssen. Verlag Grote, Berlin.

Jahre des Kampfes mit Elend und Not und mit den Elementen haben ihn nur noch innerlicher gemacht, hungernd nach einer Nahrung des Geistes, die ihm nie geworden. Vollmatrose und in vorgerückten Jahren tritt er in die Domschule der Heimat, geht dann nach Berlin, um Theologie zu studieren, wird Pastor im Holsteinschen, hält es aber, von Glaubenswirren gepeinigt, nicht aus, geht abermals nach Berlin, um dort einen neuen Glauben zu finden, einen Glauben, ‚der vor uns herzieht wie lichte, wonnige Herolderscheinung, ein Glaube, dem alle klugen und tapferen Menschen zustimmen.‘ Mit dem alten Glauben ist's ja ohnehin nichts mehr; ‚es ist ganz dasselbe, die katholische oder die protestantische Kirchenlehre: es ist ein Wust von veralteten Menschenmeinungen.‘ Was ihn am meisten trotz der Theologie in Berlin interessiert, das sind nächst den Straßen, Gebäuden ꝛc. die Menschen und unter diesen ‚besonders die Mädchen‘. Zwar gibt er zu, daß es etwas Hohes und Schönes sei, ‚so als ein reines Kind vor Gott stehen.‘ So heiße es ja klar und deutlich in der Bergpredigt. Aber er, er kann es nicht. ‚Und ich glaube fast, er, der Heiland, konnte es auch nicht.... Warum nicht? Es ist etwas im Menschen, was dagegen streitet, und zwar etwas Gutes. So ein sanftes Heiligenleben, das ist nichts; es muß irgend etwas daran nicht in Ordnung sein.‘ Deshalb liegt ihm nichts daran, offen zu gestehen: ‚Es geht mir nichts über ein schönes, frisches Mädchen.‘ Und wenn er z. B. im Museum oder in der Nationalgalerie ist und sieht ‚da ein schlichtes, feines Mädchen vor irgend einem Bild stehen: dann kann mir der ganze Kram, der da herumsteht und an den Wänden hängt, im Mondschein begegnen. Siehst du: das sage ich‘.

Die Heimat aber birgt für ihn doch das Beste und Liebste in Heinke Boje, der Lehrerstochter. Auch sie liebt ihn, den Grübler, aber schier hoffnungslos; denn was soll sie ihm sein, der immer so ganz seine eigensten seltsamen Wege geht und niemals das rechte Wort findet, das erlösende, bindende? Und als er eines Tages wieder nach Hilligenlei kommt, kommt er zu spät. Ein junger Lehrer hat ihm den Rang abgelaufen. Er aber hat die Seele voller Pläne und Gedanken; die Not der Zeit macht ihm Sorge, daß ‚unserem Volk und unserer Zeit, die mit Recht die Kirche fliehen, ein heilig Land fehlt, darauf zu stehen, und darum eine innere, sichere Freudigkeit des Lebens und des Willens‘. Und als Heinke Boje ihn fragt, ob es jemals einen Menschen gegeben, der auf solch heiligem Land stand, da nennt er den Heiland.

‚Ja,‘ sagte sie, ‚ich denke, er stand da nicht als schlichter Mensch, sondern in göttlicher Kraft?‘

‚Ja, Kind,‘ sagte er traurig, ‚wer weiß das? Sein wirklich Bild ist bald nach seinem Tode und dann immer mehr übermalt und vergoldet worden. Nun sind ja freilich viele fleißige Gelehrte seit hundert Jahren schon an der Arbeit, aus der dicken Übermalung sein wirklich Bild herauszubringen. Und sie haben besonders in den letzten zwanzig Jahren schöne Resultate erzielt. Ich kenne den größten Teil der Forschung. Aber zur Klarheit sind sie, soviel sehe ich, nicht gekommen ... Als ich Pastor war, freute ich mich an seiner köstlichen Weisheit und Güte und predigte darüber; und dachte, es wäre gleichgültig, ob er ein ewig Wunderwesen war oder ein schlichter Mensch. Das ist ja auch gleichgültig, ... nein, ... es ist nicht gleichgültig, ... nein.‘

... Heinke Boje hob den hellen Kopf und sagte rasch: ‚Das sollte gleichgültig sein? Das? Es ist nichts Notwendigeres auf der ganzen Welt, als daß an dieser Stelle Klarheit ist. Solange da keine Klarheit ist, ist das heilige Land ein unsicherer und schwankender Besitz; die Gemüter der Menschen fahren unruhig von einer Meinung zur anderen, und allerlei Kirchenglaube und Priesterwille hat falsche Gewalt über die Menschen.... Du sagst, es haben viele vorgearbeitet, und bedeutende Resultate stehen jetzt fest, jetzt? Kai Jans! Wag es doch! Mit deinen Kinderaugen und mit deinem heißen, wilden Herzen: Durchsuch' die Forschungen! Mal du ein Bild vom Heiland!‘

Und Kai Jans wandte sich an Gott und sprach zu ihm:

‚Du weißt, daß ich dich und das heilige Land gesucht habe von meiner Kindheit an, und daß du mir damit Not gemacht hast über alle Maßen. Wo ist die Fröhlichkeit der Jugend gewesen? . . . Du weißt, wie es mich alle Jahre gequält hat, daß die Kirche die Helden, die Dichter und Forscher meines Volkes, seit zweihundert Jahren beschimpft: sie glaubten nicht an den Heiland und wären keine Christen und wären von dir verworfen. Soll ich das ertragen? . . . Du weißt, wie es mich alle Jahre gequält hat, daß alle Vorwärtsstrebenden in meinem Volk, die Arbeiter, die Seeleute, die Kaufleute, die Gelehrten, die Künstler, alles, was sich den Wind um die Ohren wehen läßt, was frisch und stark ist, mit dem Kirchenglauben zerfallen ist, und ohne Glauben, das heißt ohne Grund, dasteht im harten Menschendasein. Soll ich das ertragen? . . .‘

Und Kai Jans atmete auf und begann seine ersten Aufzeichnungen. Dann ging er, die Seele voll Glück und Zuversicht, und warb mit Wort, Blick und Küssen um die Liebe Heinke Bojes. Und Heinke Boje erwiderte alles in verzweifelnder Liebe, in schmerzvoll sinnlicher Hingabe. Aus ihrem Rausch erwacht, gestand sie ihm ihr Verhältnis. Da ging er, und ihm war, als hörte er wie im Traum die Worte: ‚Dachtest du, du könntest das Leben des Heilandes lachend erzählen?‘ Und so geht er an die Arbeit. Nach sechs Wochen fand die Geliebte die Handschrift in ihrer Kammer nebst einem Abschiedsbrief. Er ist nach Südafrika, von wo er mit kranker Lunge nach Hamburg zurückkehrt, um im Hafenkrankenhaus zu sterben. Die Handschrift aber, die er hinterließ, bildet das sechsundzwanzigste Kapitel des Buches und zeichnet uns ein Leben Jesu, wie es vor ihm Fr. David Strauß, Renan und andere längst gezeichnet haben. Hier eine Stelle für viele:

‚Im Norden des Landes zwischen Meer und See, in der Heide, wohnte ein Ehepaar, Joseph, Jakobs Sohn, und seine Frau, welche den Namen Maria hatte; beide schwerlich aus reinem Blut, wahrscheinlich aus altem, edlem Mischblut. Der Mann scheint ein höheres Lebensalter nicht erreicht zu haben oder er hat erst als ein Älterer geheiratet. Die Frau aber hat ihre Kinder anwachsen gesehen. Das ist ihr nicht zum Ruhm gediehen. Es steht die seltene Tatsache fest, daß diese Mutter eines Helden für die innere Größe ihres Kindes kein Verständnis gehabt hat. — Das Ehepaar hatte fünf Kinder . . . Und das erstgeborene Kind, mit Namen Jesus, hatte besonders klare und tiefe Augen . . .‘

Das sind die alten wohlbekannten Züge des Rationalismus, poetisch aufgefrischt, aber darum nicht jünger und lebensfreundlicher geworden. Wie schwach und nüchtern werden die Gleichnißreden Jesu erklärt, wie bis zur Unkenntlichkeit verwässert wird der starke Trank seiner Worte und Reden! Aber nicht einmal der reine Mensch Jesus findet Gnade vor dieser rationalistischen Nachprüfung; denn auch er war in Irrtümern befangen: im Glauben an Geister, an seine eigene leibliche Auferstehung usf. ‚Nicht einmal seine Sittenlehre, so erhaben sie ist, bindet die Kinder einer Zeit, die sehr viel anders ist, als er sie sich dachte.‘ Das ist das Leben Jesu, so uns Kai Jans und — Pastor Frenssen geschrieben haben. Denn damit ja niemand glaube, nur aus künstlerischen Interessen sei dies Leben Jesu entstanden, um in und mit ihm den Helden des Buches als verirrten Wahrheitssucher zu charakterisieren, hat Pastor Frenssen dem Roman ein Nachwort angehängt, das über seine Nebenabsichten bei diesem Buch keinen Zweifel läßt.

Wenn schon man nun nicht sagen kann, der Roman sei wegen dieser also kundgegebenen Nebenabsicht ein Tendenzwerk im kunsttechnischen Sinn dieses Begriffes — denn die Ideen darin sind nicht lehrhaft entwickelt —, so stellen sie sich doch nicht als ein notwendiges Entwicklungsresultat der Lebenserfahrungen von Kai Jans dar. Ja, ich empfinde es als einen großen künstlerischen Mangel bei diesem Roman, daß uns der Dichter nicht von weitem her auf diese ganz besondere Aufgabe, die er seinem Helden schließlich zuteilt, vorbereitete. Man

fragt sich erstaunt, welche besonderen inneren und äußeren Erlebnisse in seiner Kirche diesen ehemaligen Taglöhnersohn, späteren Vollmatrosen und nunmehrigen Ex-Pastor Kai Jans so plötzlich zum Kämpfer gegen ‚Dunkelmänner', gegen Priester- und Kirchenbetrug und zum begeisterten Vorkämpfer der ‚freien deutschen Forschung' gemacht haben. Denn wo im ganzem Roman ist es einem Leser auch nur einmal nachdrücklich zum Bewußtsein gekommen, daß es für die Menschen dieser Dichtung ein protestantisches Kirchentum überhaupt gibt? Sie leben lediglich mit einer gewissen angeborenen Religiosität in den Tag hinein, schwärmen von dem ‚Heiligen', ohne daß sie je eine bestimmte, klare Vorstellung damit verbänden, fühlen sich aber von dieser mehr geahnten als erlebten religiösen Stimmung so wenig gehindert, ihren naturhaften Trieben zu leben, daß die Freuden der sinnlichen Liebe den größten Teil ihres Daseins auszufüllen scheinen. Ein gut Stück von Poesie und nicht das ungefährlichste für reizbare und empfängliche Jugendgemüter liegt gerade in der aller geistigen Widerstände beraubten, völlig naturhaften Sinnlichkeit, mit der sich z. B. die beiden hervorragenden und in ihrer Art einzigen Mädchengestalten des Romans ihren Neigungen überlassen. Sagt nicht Kai Jans, daß es ‚etwas Gutes' sei, was da gegen ein ‚reines Leben' streitet? Das Recht der unbeschränkten Sinnlichkeit, soll es nicht bestehen können und dürfen trotz des Christentums? ‚Habe ich meinen Leib etwa erniedrigt? Habe ich ihn schmutzig gemacht? Habe ich etwas Unnatürliches oder Unreines getan?' fragt sich Anna Boje in einer Badeszene, die nur die These von dem unbeschränkten Recht der Sinnlichkeit mit starken Farben bekräftigt, Anna Boje, die im Umgang mit dem Manne einer erkrankten Nachbarsfrau ‚sieben heilige, nein: unheilige, nein: heilige Wochen' im Ehebruch verlebt hat, und die doch in ihrer Ehe später mit Pe Ontjes Lau ein glückselig Weib wird! Wenn im Zusammenhang mit solchen Ideen das alte Christentum, das Christentum der Kirche und Priester, als gefälscht, als unmodern empfunden wird, liegt da nicht der Verdacht nahe, daß der Wahrheitssucher Kai Jans, dem alle Kunst ‚im Mondschein begegnen' kann, sobald er nur ein leibhaftig Mädchen vor einem Bilde stehen sieht, daß Kai Jans, sage ich, nicht auch dem ‚wirklichen Heilandsbild' durch ähnliche Stimmungen entzogen und entfremdet wurde, jenem Heiland, der, ohne die Sinne als sündhaft und ungut zu bezeichnen, doch jederzeit nur den geistigen Menschen suchte und den Triumph des Geistes über die Sinne verkündigte?

Es ist ein Zufall von überraschender geistesgeschichtlicher Bedeutung, daß Frenssens Hilligenlei und Fogazzaros Heiliger am gleichen Tag (5. November) erschienen sind. Ein schon an anderer Stelle dieses Heftes genannter Kritiker (Oskar Bulle) hat denn auch die inneren Beziehungen beider Werke sofort erkannt und in allerdings völlig subjektiver Deutung dargestellt. Viel überraschender und bedeutsamer aber als die Ähnlichkeit beider Dichter in bezug auf ihr Suchen nach ‚heiligem Land' wirkt die ungeheure Gegensätzlichkeit ihrer poetischen Welten. Hie Sensualismus, hie Spiritualismus! Es wäre eine schöne Aufgabe, die Gegenüberstellung in diesem Sinne in einzelnes hinein durchzuführen.

Beide Werke sind für ihre Ursprungsländer literarisch und moralisch weittragende Ereignisse. Welche Betrachtungen — nicht nur völkerpsychologische — ließen sich daran knüpfen, welche Folgerungen daraus ziehen! Mit wie großem Schmerz muß es aber auch wahrhaft christliche Geister erfüllen, zu sehen, wie kurzsichtig und parteiverblendet diejenigen handeln, die die auflösenden Wirkungen des deutschen Romans noch verstärken, indem sie den von Fogazzaros dichterischer

Welt ausgehenden Gegenstrom durch unbegründete Verdächtigungen' seines ‚Heiligen' völlig untergeordneter Einzelheiten halber aus dem deutschen Geistesleben ausschalten möchten! Wenn es je mit Händen zu greifen war, daß, wie im körperlichen, so auch im geistigen Leben ausgleichende und heilende Kräfte tätig sind, hier haben wir ein verblüffendes Beispiel. Ein Trost nur, daß das gleiche Gesetz auch gegenüber der lärmvollen Bekämpfung von Fogazzaros ‚Heiligen' wirksam ist — wird er doch jetzt nur um so mehr gelesen werden!

M.

Eine Geschichte des späteren Mittelalters

von 1197—1492.*

Unser Publikum verspürt im allgemeinen wenig Neigung, sich in dicken Bänden über irgend einen geschichtlichen Vorgang umzusehen. Das darf gesagt werden trotz der unleugbaren Tatsache, daß in den letzten Jahrzehnten — von Naturgeschichte und allem, was mit ihr zusammenhängt, abgesehen — kein Wissensgebiet sich so sehr populariſiert hat wie die Geschichte. Die heutzutage jedem Durchschnittsgebildeten massenhaft entgegentretende historische Literatur — man hat ja namentlich hier passend von einer ‚Flut' und einer ‚Überschwemmung' gesprochen — gibt ihm nun eine unerquickliche Menge von Rätseln auf. Ganz an ihnen vorbei kommt heute so leicht niemand, und Stellung muß er zu der Mehrzahl derselben immerhin nehmen, wenn anders er ‚mitgehen' will. Da werden dann nur zu leicht bequeme Hilfsmittel und Hilfsmittelchen genommen, welche das Orakel für alles abgeben sollen, oft armselige Ware, die äußerlich geschmackvoll, im innersten Wesen unreell, in einzelnen Erscheinungen direkt hohnhaft ist. Broschüren und Leitartikel im jeweiligen Leiborgan sind für Tausende die Kost, an der sie sich sättigen, wenn der Hunger nach Aufklärung in solchen Dingen an sie herantritt. Billig und bequem, aber die Kost ist für die Hungernden noch viel zu teuer. Wen bildet so etwas wahrhaft, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, oder wer hat aus solchen Quellen schon ein Wissen geschöpft, das ihm als eiserner Bestand treu blieb durch das ganze Leben hindurch? Daß der ernste, nach gediegener Wissenschaftlichkeit strebende Teil der Tagespresse außerhalb unserer Kritik steht, ist selbstverständlich.

Man könnte darnach einen Band wie den vorliegenden für eine Erscheinung halten, die für das große, nach Bildung suchende Publikum schlechthin nicht vorhanden sei, sondern nur für einen mehr oder weniger enge umschriebenen Kreis von Fachleuten oder solchen, die es werden wollen. Im allgemeinen trifft das auch sicher zu, aber wir geben uns der Hoffnung hin, daß ein Hilfsmittel wie das in Rede stehende doch noch recht viele Freunde außerhalb der eigentlichen Historikerzunft gewinnen werde.

Nicht freilich als Lesebuch. Wer ein solches hier suchte, würde bitter enttäuscht sein; aber als streng wissenschaftliche Hodegetik in so unendlich vielen Fragen der inhaltschweren Jahrhunderte vor der großen Kirchentrennung kann

---

* Von Dr. Joh. Loserth, Professor an der Universität Graz. Gr. 8, XV und 727 S., München und Berlin, Oldenbourgs Verlag 1903. M. 16.50. (Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte, herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke.)

und mag es allen dienen, die den Dingen bis auf den Grund gehen, sie an der Hand der Quellen einmal studieren, die mehr tun wollen, als nur stets an der Oberfläche zu schöpfen und ohne eigenes strenges Nachdenken sich von fremder, oft so trivialer Meinung gängeln zu lassen.

Darnach ist das ganze Buch angelegt und darnach auch das Unternehmen, von dem dieses Werk nur einen Teil — den zweiten Band — bildet. Enzyklopädisch soll dem Leser der Gesamtstoff geboten werden, damit er imstande sei, über den Rahmen der Einzeluntersuchung hinweg sein Gesichtsfeld in gründlichem und vorsichtigem Schauen zu erweitern und zum verständnisvollen Erfassen der großen Zusammenhänge einer Epoche zu gelangen. Sollte diese Absicht realisiert werden, so ließ sich der wissenschaftliche Apparat nicht vermeiden; anderseits war nach gemessener Kürze zu streben, damit der Überblick nicht verloren ging. Wenn demnach unser Band in allererster Linie den Zwecken des eigentlichen Historikers vom Fach dienen soll, so ist bei den gezeichneten Grundlinien sein ersprießlicher Gebrauch in der Hand jedes Mannes von Bildung nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern gewährleistet. Wir betonen das eigens, weil wir es im Interesse einer gründlicheren allgemeinen Schulung in historischen Dingen betonen zu müssen glauben. Damit ist dem Bande als solchem seine Anerkennung schon ausgesprochen.

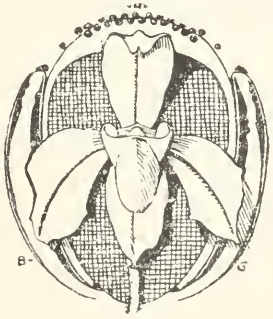
Für den Kundigen kann kein Zweifel bestehen, daß er diese Anerkennung auch nach Seite des Inhalts wie der Form wirklich verdient. Der riesige Stoff verlangte eine sorgsame Gruppierung, die schon äußerlich dem Auge gewisse Richtlinien als Wegweiser zu bieten imstande war. Wir halten die Disponierung für gelungen, obwohl man ja über Einzelheiten innerhalb der größeren Gruppen anderer Meinung sein kann; es ist eben so äußerst schwierig, streng durchführbare Gesichtspunkte für so weit ausgreifende Gestaltungen und oft mit so heterogenen Erscheinungen angefüllte Gebiete zu finden. Imperium und sacerdotium sind natürlich Hauptprinzipien der Einteilung. In der ersten Hauptgruppe: Die Zeit der päpstlichen Oberherrlichkeit (1198—1378) lernen wir zunächst die Epoche der unbedingten Vorherrschaft des Papsttums von Innozenz III. bis zum Tode Bonifaz' VIII. (1303) kennen. Kirchen- und politische, deutsche und außerdeutsche Geschichte werden durcheinander behandelt, aber immer nach logisch bezw. historisch zusammenhängenden Gruppen. Der zweite Teil bringt das Papsttum unter französischem Einflusse (—1378). Dann setzt die zweite große Gruppe ein, die sich naturgemäß überschreibt: Die Zeit der großen Konzilien und des Humanismus (1378—1492). Papsttum und Kaisertum im Zeitalter der großen Konzilien werden einer vorzüglich zusammenfassenden Behandlung unterzogen und in ebenso großen, markigen Zügen die übrige Staatenwelt des Abend- und Morgenlandes im Zeitalter der großen Konzilien uns vorgeführt. Humanismus und Ausbildung moderner Staaten sind die Schlagworte für die letzten großen Abschnitte des Werkes. Die große Summe von historischen Erscheinungen innerhalb dieser Kreise ist durchweg in ihrem wesentlichen Inhalte — und das ist ja für ein solches Sammelwerk so wichtig! — erfaßt und gewürdigt worden; im allgemeinen ist unter entsprechender Gestaltung des Druckes das Wichtige wirklich ausreichend behandelt, das weniger Bedeutsame kurz abgetan, das für das Gesamtbild völlig Belanglose unnachsichtlich ausgeschieden worden. Stichproben können da für jeden nur zum Vorteile des Werkes ausfallen. Nur eins scheint uns zu karg weggekommen zu sein: wir meinen den deutschen Humanismus. Sein Feld ist ja gewaltig, zeitlich wie räumlich, und unter den schaffenden Faktoren der deutschen Kulturgeschichte

nimmt die an seinen Namen sich knüpfende Bewegung einen ersten Rang ein. Unser Werk weist ihm ein paar Seiten zu. Das dürfte entschieden zu wenig sein gegenüber der sonstigen Behandlung nicht nur des Humanismus im allgemeinen, sondern auch sonstiger Bewegungen von solcher Bedeutung. Freilich die eigentliche Höhe des Humanismus liegt schon jenseits der Grenze dieses Bandes, wie auch der Verfasser selbst (Seite 643) andeutet; trotzdem aber hätte sich eine größere Berücksichtigung der deutschen Anfänge in ihm um so eher empfohlen, als der Zusammenhang hier ja förmlich dazu drängte und dabei gerade dieser Zusammenhang wesentliche Richtlinien für die abwägende Beurteilung des Humanismus in den einzelnen Ländern zwanglos an die Hand gab.

Doch das sind Einzelheiten. Sie wiegen gegenüber dem Guten und Gediegenen, was der Band in so reicher, fast überreicher Fülle bringt, nicht schwer; ebensowenig können abweichende Urteile des Verfassers in Kontroversfragen, die dieser Band natürlich fast in jedem Abschnitte bietet, den billigen und vernünftigen Forscher verleiten, hier Einseitigkeit und Mangel an ruhiger Objektivität zu sehen. Gerade das sichtliche Bemühen des Verfassers, leidenschaftslos über dem Gegenstande zu stehen und möglichst unparteiisch seinen Gegenstand zu behandeln, berührt direkt wohltuend. Die ganze Anlage des Bandes drängte zum ruhigen Referieren, zum Registrieren von Resultaten und mehr oder weniger feststehenden Tatsachen auf Grund der in weitestem Maße herangezogenen und verzeichneten Quellen; selbstverständlich entband das den Verfasser nicht von der Pflicht, nicht nur eine eigene Meinung zu haben, sondern sie auch in strittigen Partien zu sagen, und das tut er durchweg in vornehm-sachlicher Art.

Loserth braucht sich nicht mehr in die deutsche Gelehrtenwelt einzuführen; sein Platz ist ihm darin längst geworden. Aber aufrichtige Anerkennung und herzliche Dankbarkeit müssen wir ihm zollen angesichts eines Werkes, das von einem wahren Bienenfleiß ebenso zeugt wie von einer Kraft und einem Geschick, zu arbeiten, wie nur ein ganzer Mann arbeiten kann. Der Kreis, der seinen Band benutzt, wird naturgemäß immer verhältnismäßig klein bleiben; aber allen, nicht zuletzt den Fachmännern selbst, die ihn benutzen, wird er ein Wegweiser sein, dem man sich mit dem wohltuenden Gefühle voller Sicherheit gern anvertrauen wird. Wenn das Wort von dem Ausfüllen einer Lücke nicht so abgegriffen wäre, hier würde man's aufrichtig und gerne gebrauchen.

Dr. Josef Knepper.



Friede nach außen und innen.

Im Dezemberheft der ‚Friedensblätter', die durch Aufklärung über das katholische Ideal dem Frieden und der künftigen Wiedervereinigung der christlichen Bekenntnisse dienen wollen, stellt W. Ott anläßlich einer Darlegung über Bischof Sailersche Ideen die folgende bemerkenswerte Betrachtung an:

‚Es ist uns lange Zeit ein Rätsel gewesen, das uns viele Bedenken machte, warum zu unserer Zeit die katholische Kirche Deutschlands verhältnismäßig viel weniger Anziehungskraft besitze als zur Zeit Sailers, obwohl doch soviel gearbeitet wird, obwohl die Kirche nach außen gewaltig an Ansehen gewonnen hat und auch die Priester der Kirche persönlich untadelhafter dastehen. Wohl erinnerten wir uns an den Einfluß der Romantik, die im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Blüte stand. Allein diese Richtung der Poesie erklärte uns den Übertritt so angesehener und gebildeter Protestanten nur zum kleinsten Teil. Die Stolberg, Schlegel, Veit und viele andere, so glauben wir, fanden in Sailer und seinen Anhängern wegen deren Innerlichkeit die ächte Religion des Herzens, nach der alle edlen Geister suchen. In unseren Tagen tritt bei vielen diese Innerlichkeit hinter die äußeren Gebräuche und hinter die Autorität zurück. Damals redete man mehr von Religion, jetzt mehr von Kirche. Daher die werbende Kraft des damaligen Katholizismus trotz der betrübenden Erscheinung, daß so viele Priester durch ihren Lebenswandel großes Ärgernis gaben.

Die Konvertiten von damals wußten das Äußere der Religion in richtiger Weise wohl zu würdigen, aber die Hauptsache war ihnen der innere Gehalt. Diesen fanden sie in dem frommen Sinn Sailers, Overbergs, Christoph von Schmids, Stolz' u. a., von diesem wurden sie angezogen ungeachtet vieler unwürdiger Vertreter der Religion. Derzeit ist vieles anders geworden. Die Religion hat ihren Einfluß auf die ringende Kulturwelt fast ganz verloren. Wir führen dies vor allem darauf zurück, daß man den Geist Sailers, statt zu größerem und höherem zu erheben, verließ und sogar verdächtigte.'

Ganz so gering, als es in diesen Worten geschieht, vermögen wir den Einfluß der Religion auf die ringende Kulturwelt unserer Zeit nicht einzuschätzen. Wenn uns nicht alles täuscht, ist neuerdings die werbende Kraft des Katholizismus wieder in stetigem, langsamem Wachsen begriffen. Gerade darum aber ist der Grundgedanke der obigen Erwägung um so beherzigenswerter. Was die Herzen der Suchenden immer wieder anzieht und über alle hemmenden Vorurteile und Mißverständnisse obsiegt, das ist gerade die religiöse Innerlichkeit und praktische Liebestätigkeit im Sinne eines Bischof Sailer. Was die Herzen der Suchenden am ersten abschreckt und die wachsende Werbe-

kraft unseres Glaubens am schlimmsten gefährdet, das ist die einseitige Hervorhebung von Äußerlichkeiten, die doch nur von innen heraus vollkommen begriffen werden können; das ist die wachsende konfessionelle Streitsucht, die immer das Trennende betont und des Gemeinsamen vergißt. Wahrlich, nicht zu ungelegener Zeit wird im gleichen Heft obengenannter Zeitschrift ein Wort von Sailers edlem Schüler, Fürstbischof Diepenbrock, ins Gedächtnis gerufen:

‚Vergiftet nicht die traurige Wunde, die seit drei Jahrhunderten durch das Herz der Christenheit und durch das Herz eines jeden wahren Christen klafft; vergiftet sie nicht aufs neue durch leidenschaftlichen Streit und geifernden Hader; streuet nicht in dem Wahne, sie zu heilen, den ätzenden Höllenstein des Fanatismus hinein und holet nicht aus der Rüstkammer der Vergangenheit die schartigen Waffen ergrimmter Polemik hervor, damit sie nicht noch einmal in euren Händen in blutige Mordwaffen sich verkehren! ... Nur im Frieden, in der Liebe ist Verständigung möglich, nur in der Verständigung Einigung, nur in der Einigung — Heil; der Hauch der Leidenschaft aber raubt dem Worte der Wahrheit die überzeugende Kraft ... Euch vor allem, ihr katholischen Christen, die ihr auf dem göttlichen, die Pforten der Hölle zermalmenden Felsen der alten wahren Kirche fußet, gefestet durch den Mittelpunkt der Einheit, euch vor allem ziemt es, das große Werk des Friedens, im sicheren Bewußtsein des vollen Besitzes der Wahrheit, mit leidenschaftsloser Ruhe zu fördern, indem ihr, wohlunterscheidend und großmütig verachtend die einzelnen Lästerstimmen einzelner Gegner, den Tausenden und Abertausenden Wohlgesinnter und nach Wahrheit und Frieden sich Sehnender mit der Palme des Friedens winkend und alten Grolles vergessend und nur älterer Liebe eingedenk, einander ruhig und klar in das Auge blicket.‘

Wenn solche Friedensmahnung nach außen hin vollkommene Geltung gewinnen soll, um wie viel mehr muß sie dann nach innen gelten! Wann endlich kommt der Tag, wo es jeden Sinn verloren haben wird, wenn man von ‚feindlichen Lagern‘ innerhalb der katholischen Christenheit redet? Abweichungen der Auffassung im einzelnen, Schulstreitigkeiten und Sonderrichtungen wird es ja auch innerhalb dieser großartigsten aller geistigen Einheiten immer geben. Aber ist nicht erst recht unter Glaubensgenossen der innere Gehalt wichtiger als die äußere Form, das Gemeinsame als das Trennende, das Friedenspendende als das Streitstiftende? Haben wir es nicht gerade in den letzten Wochen wieder erlebt, daß man die Meinungen eines idealgesinnten und um die Kirche hochverdienten Mannes als ‚reformkatholisch‘ und widerkirchlich zu verdächtigen suchte? Halten die Schriftsteller, welche dermaßen über die Glaubensreinheit anderer Katholiken zu Gericht sitzen, sich wirklich für berufene Richter und vergessen sie ganz, daß es der Kirche keineswegs an Organen gebricht, die nötigenfalls schon die Irrtümer zu korrigieren und die Einheit im Notwendigen zu wahren wissen? Wie man einst den Geist selbst eines Sailer verdächtigte und gerade dadurch sein segensreiches Fortwirken hemmte, so kann auch heute noch die gewaltsame und leidenschaftliche Aufbauschung geringfügiger Auffassungsdifferenzen den gemeinsamen großen

Zielen nur schweren Schaden bringen. Hier am allernächsten gilt die Mahnung Diepenbrocks, ‚einander ruhig und klar in das Auge zu blicken‘:

> ‚Mancher Balken wird dann zum Splitter, mancher Splitter zum Nebelfleck werden, zumal wenn ihr selbst Balken, Splitter und Nebel von dem eigenen Auge entfernet.‘

v.

Sittliche Zucht und nationale Kraft.

Wenn irgend etwas den Wechsel des Zeitgeistes illustriert, so ist es die Tatsache, daß heutzutage viel mehr moralischer und physischer Mut dazu gehört, für die Grundlagen der bestehenden Ordnung einzutreten, als gegen sie zu stürmen und sie niederzureißen. Früher war es umgekehrt: da waren die Neuerer und Revolutionäre die Verfolgten, die Konservativen die äußerlich Überlegenen. Heute braucht einer nur die ‚Umwertung aller Werte‘, besonders in moralibus, zu predigen, und der bedingungslose Schutz der gesamten ‚aufgeklärten‘ öffentlichen Meinung — im Zeitalter der Presseherrschaft ein furchtbar Ding — ist dem ‚kühnen Bahnbrecher‘ sicher. Wer es aber wagt, von der Notwendigkeit sittlicher, in specie geschlechtlicher Schranken zu reden, sich öffentlich gegen die wachsende moralische Verlotterung zu wenden und den unerläßlichsten Schutz für die bedrohte allgemeine Volkssittlichkeit zu fordern, der ist sofort der widerlichsten Hatz des großen Bildungspöbels erbarmungslos preisgegeben, und sein Name bleibt verfehmt bei jenem zwar denkunfähigen und bedauernswerten, aber dennoch so grausamen Haufen der Gebildeten, der sich durch die blödsinnigen Phrasen von der gefährdeten ‚Kunst‘ und der ‚Geistesknechtschaft‘ durch die ‚Schwarzen‘ willenlos dirigieren läßt, wohin die Drahtzieher wollen. Das hindert natürlich wahrhaft unerschrockene Männer nicht, für das in die Bresche zu treten, was sie als das Palladium der Volkskraft erkannt haben, für öffentliche Zucht und Sitte. Ehre darum den mutigen Verächtern der bubenhaften Pöbelanwürfe, die, wie z. B. Otto von Leixner, jetzt auch aus den verschiedenen ‚modernen‘ Lagern angesichts des steigenden Schmutzmeeres sich gegen die öffentliche, sittliche Verjauchung erheben! Freilich, wo waren sie, als der wackere Roeren, der mir deswegen als der tapferste unter den heutigen Deutschen erscheint, und die übrigen so schmählich verlästerten ‚Lex-Heinze‘-Männer von gläubig-katholischer und konservativ-evangelischer Richtung sich für die Reinheit und Gesundheit der Volkszukunft in die Schanze schlugen? Damals stank doch derselbe Morast wie heute zum Himmel! Diese bitteren Reminiszenzen sollen uns aber nicht abhalten, die Bestrebungen des ‚Volksbundes zur Bekämpfung des Schmutzes in Schrift und Bild‘ anzuerkennen und ehrlich zu unterstützen. Wenn wir dieser Bewegung Erfolg wünschen und hoffen, so tun wir das um so zuversichtlicher, als jetzt erfreulicherweise auch solche Kreise sich gegenüber der sittlichen Pestgefahr zu rühren anfangen, denen bisher alles, was in den famosen Ruf des ‚Kunstbanausentums‘ — im Sinne gewisser Kunst- und Literatur-Auguren — bringen konnte, ein noli me tangere war. Selbst der gewöhnlich so unbedenklich im bequemen Fahrwasser der Kunst-

modesimpelei segelnde ‚Tag‘ bringt ab und zu Stimmen im gedachten Sinne. Zu den unzweideutigsten Äußerungen dieser Art gehören die in Fraktur geschriebenen Glossen zu einer Publikation des Franzosen Melchior de Vogüé, welche Richard Nordhausen in Nr. 577 des ‚Tag‘ unter der Marke ‚Der Nimbus der Jungfräulichkeit‘ niedergelegt hat, und die aus dieser Feder und an dieser Stelle ein bemerkenswertes Glaubensbekenntnis eines modernen ‚Richard Ohnefurcht‘ bedeuten. Sie verdienen als Zeitdokument festgehalten zu werden.

Der erwähnte französische Diplomat hat im Anschluß an eine Reise in unserem Lande eine Studie über das heutige Deutschland veröffentlicht — gewissermaßen als Fortsetzung seiner früheren Essays über den gleichen Gegenstand. Er rühmt darin den wirtschaftlichen Aufschwung im Deutschen Reiche und konstatiert den wachsenden Wohlstand der Bevölkerung. ‚Doch eben dieser Reichtum,‘ so referiert Nordhausen aus den Eindrücken des französischen Beobachters,

> ‚wirke bereits auf Sitten und Sittlichkeit unseres Volkes verderblich ein. Schon knistere es allenthalben im Gebälk; die alte Manneszucht, die straffe Arbeitsfreudigkeit der Jugend, der germanische Respekt vorm Weibe begönnen zu schwinden. Mit ihnen müsse und werde die Kraft nachlassen, die Frankreich zu Boden geschlagen hat, die unbesiegbare moralische Kraft der Nation. Frankreich dürfe auf eine Umdrehung des Rades hoffen.‘

Und wenn irgend etwas richtig ist, dann ist es dieser Hinweis auf den Zusammenhang zwischen sittlicher und allgemein nationaler Kraft. Die Simplicissimusleute und ihre blinden Nachläufer, welche die ‚Sittlichkeitsapostel‘ mit Hohn überschütten ließen, werden das noch zu erfahren haben!

Nordhausen knüpft dann an den obigen Gedanken folgende höchst ‚nachdenklichen‘ Bemerkungen, die ohne Kommentar laut genug sprechen:

> ‚Der Vicomte, der erklärlicherweise bei aller Unparteilichkeit ein frohes Lächeln des Triumphes nicht verbeißen kann, wiederholt nur, was ernste Freunde unseres Volkes seit langem gesagt haben. (!) Aber vielleicht glaubt man dem fremden Warner mehr. Wenn Vogüé den Niedergang der Sittlichkeit zumal in Berlin besonders unterstreicht, so hat auch ihn dazu wahrscheinlich ein Blick in die Vergnügungsstätten unserer Jugend, ein Blick auf die Straßenliteratur der Stadt veranlaßt. Vor zwanzig Jahren, als der kluge Franzose Deutschland zum erstenmal bereiste, war dieser Schmutz hier unbekannt. Höchstens, daß ihn schmierige Kolporteure mit scheuem Blick aus der Brusttasche hervorkramten und den Nachtkunden flüsternd anboten; höchstens, daß man ihn von Wien und Pest und Paris aus einschmuggelte. Heute hausieren die Händler mit dem unsagbar Abscheulichen vor den Mädchenschulen, Tausende und Abertausende leben davon, und die Kotflut schwillt mit jeder Woche höher an. Kaum vergeht noch ein Tag, an dem sich nicht preußische Gerichtshöfe mit diesen Schweinigeleien befassen müssen, trotzdem die wehrlose Polizei ihnen kaum ein Hundertstel des Materials unterbreiten kann. Was früher für die gepfeffertsten Schaufenster der Passage zu scharf gewesen wäre, das paradiert heute in allen Schreibwarenhandlungen: Fünf- und Zehnpfennigblätter, die auf dem Titelblatte als Reißer nackte Dirnen zeigen, mit einer gemeinen Glosse.‘

Wir können uns hier auf die interessante Feststellung beschränken, daß von ‚unverdächtiger' Seite eingestanden wird, was ‚ernste Freunde unseres Volkes seit langem gesagt haben', die öffentliche Unsittlichkeit führe in ruinam! Warum hat man sie nicht bei Zeiten gehört?

Und dann folgt das Geständnis, das sicherlich dem ‚freisinnigen' Schreiber schwer geworden sein muß:

‚Man erzwingt geradezu eine neue Lex Heinze. Wenn die Regierung sie nur ein wenig geschickter formuliert, als es vor Jahren der Fall war, dann werden viele von denen, die damals schwer gerüstet gegen sie daherzogen, schweigend beiseite stehen. Selbst der Ruf, daß die Kunst in Gefahr sei, wird niemand mehr auf die Schanze locken. Alle die Volksverderber, die aus der geschriebenen und gezeichneten Unzucht ein rentables Geschäft machen, verstecken sich hinter der Kunst. Auguren, die vor Lachen losplatzen würden, wenn man sie ernst nähme. Und am Ende — was ist wichtiger für die Erhaltung Deutschlands: die Kunst oder die nationale Sittlichkeit? Unsere Maßgebenden werden ohne Zögern eine Antwort finden . . .'

Nun, wie gesagt, wir wünschen den Anläufen der Herren gegen die ‚schmierige Gemeinheit' besten Erfolg. Sie werden aber auch erfahren, was es heißt, sich gegen gewisse Kunstbonzen und vor allem gegen das unreinliche — ‚Geschäft', das vielfach dahintersteckt, aufzulehnen; nirgends ist ja die skrupellose Verlogenheit größer und frecher als in jenem hetärenhaften Patchouli-Milieu. Unsere Hoffnung auf durchschlagenden Erfolg wird um so mehr herabgestimmt, wenn Nordhausen sich damit zufrieden erklärt, daß man nicht ‚die Weltanschauung des öffentlichen Hauses zu der des deutschen Hauses' mache; denn früher sei das deutsche Volk innerlich vielleicht auch nicht sittlicher gewesen, aber wenigstens habe ‚der Nimbus der Jungfräulichkeit' es umstrahlt.

‚Wenn's auch nur ein Nimbus, nichts weiter, war: die freundliche Lüge schützte doch unseren Zustand vor gewerbsmäßigen Seelenvergiftern.'

Wir denken doch besser von unsern Vätern und stecken jedenfalls unsere sittlichen Forderungen weiter. Immerhin begrüßen wir jeden als Bundesgenossen, der uns helfen will, ‚unsere Jugend gesund und stark zu erhalten'; und sehr viel wäre schon erreicht, wenn sich Nordhausens Forderung erfüllte:

‚Der Schmutz muß von der Straße herunter, solange noch Jugend auf der Straße ist, die an den Nimbus der Jungfräulichkeit glaubt.'

Gerade wir, die wir unausgesetzt gegen eine verkehrte Prüderie auf katholischer Seite zu kämpfen haben, damit unserem Volksteile die Anteilnahme an den echten Lebenswerten reiner Literatur und edler bildender Kunst ermöglicht werde, — gerade wir haben das größte Interesse daran, daß einer entnervenden Pseudokunst, die sich würdelos in den Dienst des Dirnentums gestellt hat, resolut der Schleier von dem gemeinen Gesicht gerissen wird, damit nicht länger der gesunde, ästhetische Genuß unterschiedslos in denselben Abgrund der Verdammnis mit dem niedersten Sinnenkitzel geworfen wird. Deutschland wird nicht stark und groß bleiben unter den Nationen, wenn es sich nicht ermannt gegen die verächtlichen Haremswächter aus pflichtvergessenen Kunstkreisen! J. M-r.

Zeitgeschichte.

Fogazzaros ‚Il Santo' und die Kritik. Das neueste Werk des großen italienischen Romanciers, welches wir in diesem Heft unseren Lesern mit freudiger Genugtuung darzubieten beginnen, ist eine schriftstellerische Tat von mehr als literargeschichtlicher Bedeutung; es gehört zu jenen Bekenntnisschriften, in denen sich eine tiefe Wandlung der gesamten neueren Geistesentwickelung offenbart, eine Wandlung, die jeder gläubige Christ dankerfüllten und hoffnungsfreudigen Herzens begrüßen sollte. Noch vor wenigen Jahren hätte man kaum erwarten können, daß sich ein Roman von christlichem und gar von spezifisch katholischem Grundgehalt wieder internationales Ansehen zu erringen vermöchte. Der kritische Geist des englischen Sittenromans, die Brutalität der französischen Naturalisten vermochten allein nachhaltige Wirkungen über die nationalen Schranken hinaus zu üben. Die Wendung setzte nachhaltig mit Tolstoj ein; ihm entsprechen bei den einzelnen Völkern zunächst Reaktionen beschränkteren Umfangs: der französische Provinzroman, die deutsche ‚Heimatdichtung' u. dgl. m., Bewegungen, die sich zugleich gegen eine negativgerichtete Internationalität richten, damit aber auch auf die weitesten übernationalen Wirkungen verzichten. Die internationale Linie führte mit den Katholiken Coloma und Sienkiewicz zwar weiter, aber nicht höher. Die Weltliteratur hat erst mit Fogazzaro wieder einen Schritt vorwärts und aufwärts getan.

Die Leitgedanken in Fogazzaros Schaffen sind, so ist an andrer Stelle dieser Zeitschrift ausführlich dargetan, christlichidealistische und eben darum allgemeinmenschliche. Sie sind in diesem Sinne übernationale, aber nichts weniger als widernationale. Jeder große Dichter spricht zunächst zu seinem Volk und durch sein Volk zur Menschheit. Fogazzaro ist italienischer Patriot im eminenten Sinn. Der Schmerz über die religiösen, sozialen und politischen Wirren seines Vaterlandes ist wahrlich nicht die geringste der Triebkräfte, aus denen sein Schaffen entspringt. Aber der Dichter hat alle diese besonderen italienischen Verhältnisse ins Allgemeinmenschliche projiziert; sie dürfen und können nimmermehr im engen kirchenpolitischen oder parteipolitischen Sinne aufgefaßt werden, sofern man nicht von vornherein mit den Augen des Parteimannes an das Werk herangeht, sofern einen nicht von vornherein der Senator und Parteipolitiker Fogazzaro mehr interessiert als der im Roman allein redende christliche Dichter.

Nun ist es immerhin aus den zugespitzten italienischen Parteiverhältnissen, aus den besonderen Geburtswehen der neuen katholischen Organisationen begreiflich, wenn gar manche italienische Kritiker Fogazzaros Roman vorerst noch nicht sachlich und klar aufzufassen vermögen.

Aber was gehen uns Deutsche und das internationale Lesepublikum in diesem Zusammenhang die italienischen Parteiwirren an? Mutet man uns im Ernste zu, daß wir unsere Wertschätzung eines bedeutenden Dichtwerkes nach dem Echo bemessen sollen, das es zunächst in diesem oder jenem italienischen Parteiblatt gefunden hat? Der politische Korrespondent der ‚Augsburger Postzeitung' hat ja allerdings auf diese Weise gegen Fogazzaros Roman ohne eigene Kenntnis Stimmung machen zu können vermeint. Er hat aus den Dutzenden widersprechender italienischer Kritiken, die über den ‚Heiligen' von allen Seiten laut geworden sind, einige tadelnde einseitig herausgegriffen. Und als ihm sogar nachgewiesen wurde, daß er nicht einmal die Urteile über den Roman korrekt wiederzugeben vermochte, daß der Barnabitenpater Semeria den ‚Santo' nicht tadelte, sondern lobte, hieß es flugs, dieser Ordenspriester sei ein ‚liberaler' Katholik; sein Lob soll deshalb auf einmal nichts mehr gelten, trotz eigener vorheriger Berufung auf den angeblichen Tadel.

Man will also nicht mehr nur die italienische Parteipolitik gegen den Dichter Fogazzaro ausspielen, sondern, wie das gegenüber einem Ordensmann doppelt törichte Schlagwort vom ‚liberalen' Katholiken zeigt, auch die feinen Gesinnungsnuancen im allgemeinen katholischen Geistesleben bei dieser Gelegenheit wieder feindlich gegeneinander ins Feld rufen. Derlei ist auch nicht ohne zeitgeschichtliche Bedeutung, freilich in einem anderen Sinn als Fogazzaros Bekenntnistat. ‚Hochland' erlaubt sich gegen solche Machenschaften um so entschiedener ein offenes Protestwort, da unser Organ keiner Sonderpartei, keiner Sonderrichtung innerhalb des Katholizismus angehört, sondern seinen besonderen Stolz darein setzt, katholisch zu sein schlechtweg und ohne alle weiteren Beinamen. Christianus mihi nomen, catholicus cognomen!

Zu welchen Verdrehungen und Entstellungen die besagte Ausspielung intimer Parteigegensätze Anlaß werden kann, dafür bietet leider die neueste Besprechung des ‚Santo' in der ‚Civiltà Cattolica' (vom 2. Dez.) ein geradezu klassisches Beispiel. Wir kennzeichnen dieses Verfahren, um darauf hinzuwirken, daß ähnliches künftig in katholischen Organen nicht mehr möglich sei. Der ungenannte Mitarbeiter der Civiltà tut sich etwas darauf zugute, seinem Leser durch Zitate aus Fogazzaros Roman ein ‚objektives und leidenschaftsloses Urteil' zu ermöglichen. Aber seine wenigen und kurzen Zitate sind dermaßen tendenziös ausgewählt und mit Randglossen und Zwischenbemerkungen ausgestattet, daß sie geradezu den entgegengesetzten Eindruck wachrufen als das Ganze, dem sie entnommen sind. So wird z. B. aus Seite 290 des Romans eine mit den Worten ‚La Chiesa cattolica . . .' beginnende Stelle zitiert, die von heftigsten Vorwürfen gegen die Rückständigkeit der Kirche strotzt, und die Zitation findet dermaßen statt, daß man unbedingt annehmen muß, in diesem Wort sei Fogazzaros eigner Standpunkt ausgesprochen. In Wahrheit sind die Worte einem Brief entnommen, den im Glauben irregewordene junge Leute belehrungsuchend an den ‚Heiligen' gerichtet haben. Oder aber: Der von dem ‚Heiligen' geforderte Zusammenschluß seiner Geistesjünger wird zitatmäßig als ‚Katholische Freimaurerei' bezeichnet, ohne die Hinzufügung, daß dieses schwer verdächtigende Wort im Roman selbst nur von Abbé Marinier, einem Gegenspieler des ‚Heiligen', gebraucht wird, also nimmermehr die Idee des Buches und Fogazzaros charakterisieren kann. Oder aber (um auch ein Beispiel der Randbemerkungen zu geben): Der ‚Heilige' hat eine Nacht in den Bergen verbracht, im Gebete wachend und die schlimmsten Versuchungen niederzwingend. An die zitierte Schilderung der ihn nun im Morgengrauen erfüllenden

paradiesischen Stimmung wird die kurze Bemerkung gefügt: Da hätte er sich wohl eher eine Lungenentzündung holen können. — Mit solchen Zitier- und Kommentierkünsten kann man auch die lauterste Gesinnung verdächtigen und den Genuß der reinsten Schönheit verderben. Auf solche Weise kann man freilich Fogazzaros Roman als ein ‚reformerisches' Tendenzwerk gegen alle Zustände von ‚Kirche, Hierarchie, Klerus, Kultus, Überlieferungen, Formeln, Riten und jedwedem' hinstellen, während unbefangene deutsche Leser wie Dr. B. Schmidt-Blanke (‚Liter. Beilage der Köln. Volksztg.' Nr. 46) ihren Eindruck dahin zusammenfassen, daß der Roman ‚eine große Apologie für die innere Werbekraft des christlichen Gedankens' darstellt. In der Tat, Fogazzaros Werk ist eine Apologie, und auch wir haben bei wiederholter Lektüre deren überzeugende Gewalt immer tiefer empfunden. Keine Machenschaft einseitiger Fanatiker wird hindern können, daß wir diese große und erhebende Erfahrung auch allen Lesern ‚Hochlands' zuteil werden lassen.

*

Zu Rud. Euckens 60. Geburtstage. (5. Januar.) Wir sind augenscheinlich in einem Aufsteigen der Religion begriffen. Wenn etwas aus der Kulturentwicklung der letzten Jahrzehnte klar geworden, dann ist es das allseitige Ungenügen des Materialismus. Die Kategorien des Denkens, die Erfordernisse des Bewußtseins, die Idealgebilde der Ästhethik, die Begriffe der Totalität und Unendlichkeit, alles weist unzweifelhaft über den bloßen Empirismus hinaus und stellt das Dasein eines Geistigen für alle Zukunft sicher, so daß die europäische Menschheit diese Tiefenstufe der Entwicklung wohl nicht mehr durchzumachen braucht.

So bedeutend auch die Lebensarbeit Euckens nach dieser mehr rudimentalen Richtung ist, im ganzen der Bewegung erscheint sie doch nur wie eine unter vielen, und die tragende, treibende Kraft bleibt bei allen die unabweisbare Notwendigkeit des Lebens selbst. Aber gerade hier zeigt sich auch das Verhältnis des großen Mannes und geistigen Führers zu den hinter ihm stehenden drängenden Massen im rechten Lichte, und zwar nicht im Sinne Tainescher Milieutheorie. Während Wundt, Paulsen, Bergmann, Ziegler — Spicker geht den entgegengesetzten Weg — im pantheistischen Monismus stecken bleiben, dringt Eucken, von der Konsequenz der ihm durch die Lebensentwicklung aufgedrängten Gedankengänge getrieben, zu einem klaren und überzeugten Theismus vor.

Der Materialismus der fünfziger und sechziger Jahre, in die seine ersten Jugendeindrücke fallen, sowie die ganze darauffolgende idealistische Bewegung lenkte ihn energisch zu Plato, Kant und Fichte hin und überzeugte ihn nach längerem Ringen von der ‚Einheit und Selbständigkeit des Geisteslebens'. Darauf fortbauend suchte er den ‚Grund zu einer neuen Weltanschauung' zu legen, bis er mit seinem letzten Werke den entscheidenden Schritt zur Religion machte und sich mit einem Schlage an die Spitze der deutschen Religionsphilosophen stellte. In diesem Entwicklungsgange liegt der Schlüssel zur richtigen Beurteilung seiner ganzen Stellung.

Die Unbegreiflichkeiten des Dogmas und die inneren Verwicklungen der Geschichte lassen den Mann, der die ganze neuzeitliche Bewegung gegen Kirche, Christentum und die Religion in sich aufgenommen und durchgekämpft hat, nicht zur Annahme einer Offenbarung oder Kirchengemeinschaft kommen; aber die Notwendigkeit irgend einer Religion, und zwar der Religion eines lebendigen, persönlichen, in- und überweltlichen Gottes scheint ihm unmittelbar gegeben. Als Methode, um zu diesem Resultat zu kommen, glaubt er auch mit Kant und

allen Neuern die intellektualistische und psychologische Methode, den Schluß von der Welt um uns und den Tatsachen des Bewußtseins in uns abweisen und durch die noologische ersetzen zu müssen. Dieselbe sucht Sinn und Wert des Daseins aus inneren Zusammenhängen zu verstehen, auf Grund der nächsten Erfahrung in und über der zerstreuten Menge der Erscheinungen eine allumfassende Einheit aufzufinden und nachzuweisen, wie das einzelne von einem Gesamtwirken abhängig ist und schließlich auf ein selbständiges in- und überweltliches Lebenssystem hinausführt. Hierin liegt Euckens ganze Stärke. Ein eigener, tiefgründiger Denker geht er den inneren Triebkräften einer jeden Bewegung nach, stellt die jeweiligen Wahrheitsmomente wirksam heraus und weiß sie geschickt seinem eigenen Gedankenkreise einzubeziehen. Überall geht er auf das Ganze des Lebens und erfaßt es bei seinen tiefsten Grundlagen und Wurzeln. Dies macht seine ‚Lebensanschauungen der großen Denker, eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems' zu einem so einzigartigen Werk und ‚Die geistigen Strömungen der Gegenwart'* zum Instruktivsten, was über die Lage der Zeit geschrieben worden. Freilich ist diese Behandlungsweise manchmal etwas dunkel und unverständlich, wo es viel einfacher und klarer gesagt werden könnte; im allgemeinen aber läßt sich an Tiefe keine andere ihr an die Seite stellen.

Unzureichend aber ist dieselbe, wenn er den Boden der philosophischen Spekulation verläßt und zu den Tatsachen der Geschichte und Offenbarung übergeht. Hier können nur genaue theologische Kenntnisse weiter helfen, und die gehen Eucken gänzlich ab. Es ist schlimm für einen Religionsphilosophen, wenn er nie ein theologisches Kolleg gehört hat und sich dann auf Gewährsleute wie Strauß, Hase, Harnack, Pfleiderer verlassen muß. Das Wunder gilt ihm als von der heutigen Wissenschaft endgültig beseitigt, die Bibelkritik ergibt ihm Christus als bloßen Menschen, die Dogmengeschichte bietet ihm die ungesunde Verbindung des christlichen Gedankens mit griechischer Spekulation usw. Es ist unbegreiflich, wie ein wirklich ehrlicher Denker, der als ersten Satz in seinem ‚Wahrheitsgehalt' schreiben konnte, daß der Religionsphilosoph nicht den kümmerlichen Anfängen der Religion nachzuspüren und ihr langsames Aufklimmen zu verfolgen brauche, sondern sich sofort auf ihre höchste erreichbare Höhe, die des Christentums, versetzen dürfe, mit solcher Naivetät die Behauptungen der protestantischen Rationalisten adoptieren und die hervorragenden Arbeiten katholischer Apologeten wie Schanz, Schell, Gutberlet außer acht lassen konnte — übrigens ein eklatantes Beispiel für die beschränkte Wirkung der katholischen Schriftstellerei und ihre große Geringschätzung in protestantischen Kreisen. — Auch die historischen Aufstellungen über das alte Christentum, das Mittelalter und besonders die Reformation bedürften einer durchgreifenden Revision. Man meint, Forscher wie Finke, Schnürer, Denifle hätten vergebens gearbeitet.

Doch sollen wir Eucken deshalb gram sein, daß er sich bei seiner Lebensarbeit auf die Erforschung und Feststellung der philosophischen Grundlagen für eine allseitig befriedigende Religion beschränkt hat, ohne zu einem positiven Aufbau fortzuschreiten? Ich denke nicht. Er ist derjenige unter den deutschen Philosophen, der dem Christentum in der großen irenischen Frage der Gegenwart am weitesten entgegenkommt, und wenn Otto Siebert recht hat, ist seine Gedankenrichtung diejenige, der die Zukunft gehört. Auch seine Methode ist aller Nachahmung wert, ohne daß die früheren mißachtet zu werden brauchen, und die Resultate seiner

* Alle hier genannten Werke von Eucken bei Veit und Comp., Leipzig.

Forschung dürften nicht ganz ohne Bedeutung für die Vertiefung unserer Auffassung von der kirchlichen Lehre über den concursus, die Gnade usw. sein. Überhaupt scheint es mir ein Kleinglaube an die allwaltende Macht der Vorsehung, die ganze neuzeitliche Bewegung im Gegensatz zu ihren unendlich weisen und anbetungswürdigen Absichten erfolgt zu denken. Wenn es erlaubt ist, das innere Leben des dreieinigen Gottes, das Verhältnis von Wort und Geist, Logos und Pneuma, Wahrheitsbesitz und Forschungsgeist zu einander und zum Vater als Ideal für das menschliche Leben und Streben aufzustellen, dann ist die Frage im Prinzip gelöst, und hat auch die elegische Klage Gutberlets einen Sinn, daß unsere Gegner trotz aller Feindseligkeit und äußeren Triumphe mit ihren glänzenden Geistesgaben doch nur für uns arbeiten. Bis aber dieser universale Geist, der Philosophie und Theologie, Vergangenheit und Gegenwart in sich aufgenommen und durchgekämpft hat, kommen und die Menschheit aus den Niederungen des Kampfes auf das Hochland eines sieghaften Schauens führen wird, so lange gilt es noch zu arbeiten und zu hoffen, zu hoffen, daß der endliche Sieg des Guten ein umfassender werde, und zu arbeiten, daß wir in der Gegensätzlichkeit der Parteien nicht untergehen, sondern in den großen Lebensfragen uns eins fühlen und gegenseitig ergänzen durch scharfe und rücksichtslose Kritik, ebenso wie durch eingehende, liebevolle Mitarbeit. Denn die Wahrheit ist zu weit und zu tief und zu vielseitig, als daß wir *eines* eigenartigen Ausgangspunktes oder einer selbständigen Voraussetzung entbehren dürften, um ihrer unendlichen Allseitigkeit auch nur annähernd gerecht zu werden. Und Eucken ist der letzte, der etwas davon übel aufnähme. Im Gegenteil, der Ernst seines Strebens hat ihm eine Reihe katholischer Freunde in allen Ländern zugeführt.

Im Vorwort zu seinem letzten Werke schreibt er noch: ‚Wir selbst fühlen uns durchaus als Suchende und wenden uns daher auch an Suchende; wir hoffen auf die Sympathie und auf die Mitarbeit mancher von denen, die in diesen Dingen nicht schon abgeschlossen haben und aus der Starrheit eines vermeintlichen Besitzes alles Streben nach einer fertigen Schablone bemessen, deren Leben vielmehr noch in frischem Fluß ist und neuen Eindrücken offen steht; wir richten uns an die, welche mit uns die gegenwärtige Verflachung und Verflüchtigung des Geisteslebens als einen nicht länger zu ertragenden Notstand empfinden, und die nicht davor zurückscheuen, auch in schroffem Widerspruch zur breiten Zeitoberfläche eine Erneuerung des Lebens zu suchen.'*

Diese Zeilen waren bereits geschrieben, als eine freundliche Hand uns die zweite Auflage des ‚Wahrheitsgehaltes' auf den Tisch legte. Die obigen Andeutungen fanden sich nur bestätigt und die Auffassung des Problems nicht zuletzt durch die Anregungen seiner andersdenkenden Freunde in positiver Richtung entschieden vertieft. J. L.

Naturwissenschaft.

Angebliche Intelligenzbeweise beim Hund. Obwohl die Erfahrungen mit dem ‚klugen Hans' (vgl. Hochland, Bd. III, S. 221 ff., 499 ff.) ganz dazu angetan sind, vor einer Überschätzung tierischen Seelenlebens zu warnen, begegnen wir doch immer wieder Versuchen, wenigstens für die höchsten Tierklassen einen Ansatz menschenähnlicher Intelligenz zu retten. So ist z. B. jüngst im ‚Biologischen Zentralblatt' (Bd. XXV, S. 704) der bekannte Biologe K. C. Schneider zwar

* Hier sei auch der freundlichen und verständnisvollen Besprechung der Rede des Bischofs Mignot von Albi: La méthode de la théologie gedacht, die er in der ‚Allg. Zeitung' mit dem Aufsatz veröffentlichte: ‚Ein wissenschaftliches Programm des modernen Katholizismus.'

im allgemeinen zu dem Ergebnis gekommen, daß die Frage, ob die Tiere überhaupt intelligent zu handeln vermögen, ‚zu verneinen' sei. ‚Was man den Tieren an Intelligenz zugeschrieben hat, ist ... nichts anderes als Abänderung ihrer Handlungen unter dem Einfluß der individuellen Erfahrung.' Aber wenige Seiten weiter öffnet der genannte Gelehrte doch wieder ein Hinterpförtchen, indem er zugesteht, daß bei höheren Tieren, wie bei Hunden und Affen, doch vielleicht gelegentliche Beweise von Intelligenz ‚ganz ausnahmsweise, gewissermaßen aus Versehen' vorkommen möchten. Wie man sich solche ‚versehentliche' Durchbrechungen grundlegender Naturgesetzlichkeiten erklären soll, wird nicht gesagt. Man möchte fast an ein Wunder glauben.

Was die Affen angeht, so haben die bisherigen Spezialuntersuchungen von Thorndike, Kinnamann u. a. keine Spur äffischer Intelligenz erwiesen. Also bleibt es dabei, daß — nach den üblen Erfahrungen mit dem Pferd — die Verfechter der tierischen Intelligenz immer spezieller auf den Hund gekommen sind. Damit stimmt es überein, daß auch im letzten Heft des ‚Archivs für die gesamte Psychologie' (Bd. IV, S. 249 ff.) der Kinderpsychologe W. Ament einen ‚Fall von Überlegung beim Hund?' zur Erörterung stellt, den er allerdings wohlweislich schon selbst mit einem Fragezeichen versieht. Aments Hund hat die bekannte (auch von Knickenberg S. 129 erörterte) Gewohnheit, durchs Fenster auf die Straße zu schauen. Der Fall ist nur dadurch kompliziert, daß das Tier sich auch im Winter durch Ablecken der Eisblumen ein Ausguckloch geöffnet hat. Ein Beweis von Intelligenz, von zweckbewußtem Handeln würde nur dann vorliegen, wenn nachgewiesen werden könnte, daß der Hund ursprünglich und erstmals die Eisblumen zweckbewußt abgeleckt hat. Wenn sich aber dieser Erfolg auch einmal zufällig ergeben haben kann, dann genügt die gedächtnismäßige Einprägung solcher Erfahrung zur Erklärung des ganzen Verhaltens. Nun gibt es eine ganze Fülle von Anlässen, die den Hund zum Anhauchen und Berühren des Fensters mit der Schnauze geführt haben können, was bei mäßiger Beschlagenheit schon zum Auftauen genügt. Er braucht z. B. nur draußen auf der Straße einen Hund haben bellen hören und darauf gewohnheitsmäßig ans Fenster geeilt sein und dawider gebellt zu haben, und der Effekt konnte sich ganz naturgemäß und ohne alle Überlegung ergeben. Lesen wir doch bei dem ausgezeichneten Hundekenner Knickenberg, daß allein das Ausblicken nach anderen Hunden die Fensterausschau dieses Haustieres begründet. Es kommt sogar zuweilen vor, daß ein Hund, wenn er draußen bellen hört, nicht nur ans Fenster eilt und kläfft, sondern hinunterspringt, auf welche Weise z. B. der Hund meines Onkels O. sein Leben verlor. Ein weiteres Eingehen auf die Entstehungsstadien des Amentschen Falls und die zugrunde liegenden Hundegewohnheiten wird damit wohl überflüssig; auch hier bestätigt sich wieder die allgemeine Erfahrung, daß sporadischen Beobachtern viele tierische Verhaltungsweisen sehr erstaunlich und ‚intelligent' erscheinen, welche genaueren Kennern der betreffenden Tiergattungen keine Erklärungsschwierigkeiten bereiten.

Es trifft sich glücklich, daß gleichzeitig mit den vergeblichen Rettungsversuchen der Hunde-Intelligenz eine umfassende und gründliche Spezialdarstellung erschienen ist, wie wir sie bisher kaum für eine andere höhere Tierklasse besitzen. Ein oben bereits mehrmals erwähnter Autor F. Knickenberg hat in seinem Buch ‚Der Hund und sein „Verstand"' (Cöthen 1905, Verlag von Paul Schettlers Erben) die Lebensäußerungen des Hundes im Naturzustand wie in allen Stadien der Dressur mit einer Vollständigkeit und einleuchtenden Erklärungsweise dargelegt, wie man sie nur von einem Autor er-

warten kann, der sich sein ganzes Leben lang aufs intensivste mit Hunden abgegeben hat. Er kommt zu dem Ergebnis, ‚daß der Hund nie selbständig, nie aus einem inneren Willensakt, nie aus Selbstbestimmung in Tätigkeit tritt, sondern daß der Anlaß für seine Lebensäußerungen in einem auf seine Tätigkeit abzielenden Sinnenreize liegt, daß er stets nur den Sinnenreizen und den in ihm vorhandenen, respektive durch Sinnenreize in ihm veränderten Dispositionen der Nerven entsprechend handelt, einmal wie das anderemal, daß er über das augenblickliche, seiner natürlichen oder der ihm vom Dresseur gesetzten Bestimmung entsprechende Bedürfnis nicht hinausgeht, nie nach besserem strebt, nie für die Zukunft sorgt.... Der Hund ist also kein zwecksetzendes Wesen, und deshalb kann er auch kein wollendes, kein reflektierendes, kein denkendes Wesen sein.' Dr. M. Ettlinger.

Sozialwissenschaft.

Soziologisches. Nach zuverlässiger Schätzung kommen bei uns auf dem Gebiete der sozialwissenschaftlichen Literatur unter Berücksichtigung der wichtigsten Erscheinungen in den Grenz- und Hilfsfächern und bei einigermaßen ausreichender Heranziehung des Auslandes jährlich durchschnittlich über 4000 Bücher und Broschüren und in annähernd 600 Zeitschriften etwa 10 000 Originalaufsätze heraus. Daß der einzelne Fachmann, und wäre er noch so leistungsfähig, aus eigener Kraft in diesem Wald sich orientieren könne, wird selbst der Naivste nicht annehmen, wenn er auch keine Ahnung hat, wie spezialisiert der literarische Betrieb auf diesem heute so bedeutungsvollen und so viel bebauten Felde geworden ist. Seit langem ist daher der Ruf nach einem Literarischen Zentralorgan der Soziologie laut geworden, weil die bisherige Bibliographie und Kritik in allen möglichen Zeitschriften zerstreut und eine Übersicht zumal über die Zeitschriftenliteratur und die einschlägigen Kongreß- und Parlamentsverhandlungen unmöglich war. Nach verschiedenen vergeblichen Anläufen ist diesem Bedürfnis, wie es scheint, in mustergültiger Weise nun abgeholfen durch die seit Januar 1905 monatlich erscheinenden ‚Kritischen Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften, Bibliographisch-kritisches Zentralorgan', herausgegeben von Dr. H. Beck in Verbindung mit Dr. H. Dorn und Dr. O. Spann (verlegt bei O. V. Böhmert in Dresden). Sie bringen jedesmal fachwissenschaftliche Besprechungen der hervorragendsten Neuerscheinungen und eine mit bewundernswürdiger Genauigkeit und Vollständigkeit bearbeitete Bibliographie, die nicht nur sämtliche Buch- und Broschürenpublikationen, sondern auch ca. 600 Zeitschriften und Zeitungen sowie die Parlaments- und Kongreßberichte umfaßt. Die Mitarbeiterliste enthält mehrere hundert, meist klangvolle Namen, so daß jede Gewähr für inhaltliche Gediegenheit geboten scheint. Auffallenderweise sind, obwohl die Redaktion versichert, keine wissenschaftlich in Betracht kommende Richtung ausschließen zu wollen, Katholiken nur sehr spärlich vertreten; unsere besten Namen fehlen jedenfalls. In der Hoffnung, daß die wissenschaftliche Objektivität gewahrt bleiben wird, darf den Blättern beste Entwicklung gewünscht werden. — Um die Bereitstellung wissenschaftlichen Materials handelt es sich auch in der Schrift des bekannten literarischen Verfechters des industriellen Scharfmachertums Dr. Armin Tille, ‚Wirtschaftsarchive' (Heft 5/6 der ‚Sozialwirtschaftl. Zeitfragen', Verlag O. Elsner, Berlin).

Der Verfasser (nicht zu verwechseln mit Alexander Tille, der erst kürzlich durch seine Verdächtigung der christlichen Arbeiterbewegung und durch sein gehässiges Pamphlet ‚Der soziale Ultramontanismus und seine katholischen Arbeitervereine' unliebsam von sich hat reden machen), geht be-

kanntlich von der Maxime aus, daß die bisherige Sozialwissenschaft, die er verächtlich ‚Sozialideologie' nennt, in einen wirklichkeitsfremden ‚Sozialmoralismus' auslaufe, und daß deshalb an Stelle der volkswirtschaftlichen die ‚wirtschaftswissenschaftliche' Forschungsmethode zu treten habe unter positiver Berücksichtigung der einzelnen Unternehmung und ihrer sachlichen Bedingungen. Aus diesem Grunde wünscht er auch die Schaffung von ‚Wirtschaftsarchiven', d. h. Anstalten, in denen das Schreibwerk aus dem Geschäftsbetrieb der (vorzugsweise großen) Privatunternehmungen sowie die alten Registraturen der Handelskammern und ähnliches gesammelt werden sollen, um als Material für die spätere wirtschaftswissenschaftliche Forschung zu dienen. Was er dazu — auch hinsichtlich der angeführten Beispiele schon bestehender Einzelwirtschaftsgeschichte — anführt, ist ja im allgemeinen recht beachtenswert; aber ob die begreiflichen praktischen Schwierigkeiten und Bedenken, wie sie z. B. von Dr. Winterwerb hervorgehoben worden sind, den Plan je zur Verwirklichung kommen lassen, scheint doch sehr zweifelhaft. Immerhin ist der Gedanke, die privaten Geschäftspapiere mehr zur historisch-ökonomischen Forschung heranzuziehen, der weiteren Verfolgung würdig. — ‚Mal was anderes' in dem meist doch ziemlich eintönig daherplätschernden Fluß der sozialen Literatur ist das von Dr. H. Hasse in deutscher Bearbeitung herausgegebene Büchlein ‚Soziales Wechselfieber' (Social Unrest) des amerikanischen Harvard-Professors John Graham Brooks (Dresden, bei O. V. Böhmert). Wer die Arbeiterbewegung, den Sozialismus und die wirtschaftlichen Kämpfe überhaupt in echt amerikanischem Freilichte beleuchtet sehen will, der greife zu der originellen Schrift, die nicht aus abstrakten Theorien, sondern überall aus dem Leben schöpft. Die vielfach beliebte Idee, als ob es in Amerika keinen eigentlichen Sozialismus gebe, wird allerdings erschüttert werden, dagegen die Ansicht, daß die Gefahr eines Klassenkampfes vor allem die Schuld eines einsichtslosen Kapitalismus sei, Bestärkung erfahren. Die Möglichkeit einer sozialen Reform und die Hoffnung wirtschaftlichen Friedens wird nur in der rückhaltlosen Anerkennung der Arbeiterorganisationen als gleichberechtigter Kontrahenten und in daraus resultierenden Tarifgemeinschaften erblickt. Als charakteristisch sei aus einem bezüglichen Vertrag die folgende ‚Prinzipienerläuterung' angeführt: ‚Die vertragschließenden Parteien halten das Prinzip absoluter persönlicher Unabhängigkeit des einzelnen aufrecht, zu arbeiten oder nicht, anzustellen oder nicht; in gemeinsamem Interesse das Geschäft zu fördern, werden sie jeden Angriff auf dieses Grundprinzip gemeinsam zurückweisen. Soweit der Gewerkschaftsverband hier als Vertretung zum Zwecke der Einigung zwischen Arbeitgebern und -Nehmern anerkannt wird, wird die Meistervereinigung ihm und den Einzelgewerkschaften helfen, so vollständig als möglich zu Vertretern der gesamten Arbeiterschaft zu werden.' Ähnlich gesund ist der ganze Geist der Schrift. Zu bemängeln habe ich nur eine überflüssige Tirade gegen die Kirche (S. 82) und einen lapsus bezgl. des ‚Erfurter Programms' (S. 83). — Zum Schlusse sollen noch einige höchst praktische Publikationen aus den rührigen Kreisen des Volksvereins für das kath. Deutschland erwähnt werden, die alle in dessen Verlag erschienen sind. Die betreffende sog. ‚M.-Gladbacher Schule' hat es sehr glücklich verstanden, an der Klippe vorbeizukommen, die gewöhnlich dem wissenschaftlichen Betrieb derartiger Organisationen droht, nämlich in einen gewissen einseitigen Doktrinarismus ohne die so notwendige Beweglichkeit zu verfallen. Davor hat die ‚M.-Gladbacher' ihr offener Blick für das wirkliche Leben bewahrt.

Zeuge ist vor allem die von Prof. Hitze in Verbindung mit dem rastlosen Direktor Dr. Hohn redigierte Monatsschrift ‚Soziale Kultur' (Fortsetzung der früheren Zeitschrift ‚Arbeiterwohl', aber mit erweitertem Programm), die man nach ihren bisherigen Leistungen als das katholisch-soziale Zentralblatt bezeichnen darf. An Einzelschriften liegen jetzt vor zunächst ‚Einführung in die Arbeiterinnenfrage' von Elisabeth Gnauck-Kühne, der Verfasserin des epochemachenden Buches ‚Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende', dessen Grundgedanken sie hier auf die weiblichen Erwerbstätigen anwendet, um in das theoretische Verständnis der Frage einzuführen und — in besonderem Hinblick auf die Kreise des kath. Frauenbundes — zur sozialen Reformarbeit anzuleiten, ohne indessen auf das charitative Wirken einzugehen. Das Buch zeigt alle Vorzüge der erprobten Schriftstellerin. Eine spezielle, unmittelbar praktische Seite der Frage behandelt Dr. O. Müller im 32. Heft der ‚Sozialen Tagesfragen', nämlich ‚Katholische Arbeiterinnen-Vereine', ein ganz vorzügliches Handbuch für alle, die sich der sozialen Fürsorge unter den Lohnarbeiterinnen widmen. Zur nämlichen Serie (Nr. 33) gehört die Arbeit von Dr. A. Engel ‚Detaillisten-Fragen. Neue Aufgaben des Kleinhandels', mit der ein sehr heikeles Thema aufgegriffen wird. Die Frage nach der Erhaltungsfähigkeit und -Würdigkeit der Kleinbetriebe, namentlich im Handel und Handwerk, wie die sog. Mittelstandsfrage überhaupt will nicht zum Abschluß kommen. Jedenfalls werden hier die bitteren Konsequenzen des Kapitalismus am deutlichsten und schmerzhaftesten fühlbar. Wir wollen uns also hier auf Prophezeiungen nicht einlassen, sondern nur zugeben, daß der Verfasser dem Gegenstand abgewonnen hat, was herauszuholen war; und wenn man sich auch von gesetzgeberischen Maßnahmen zum Schutze des Kleinhandels nach den bisherigen Erfahrungen nicht allzuviel versprechen darf, so verdienen doch die gegebenen Winke zur Selbsthilfe alle Beachtung. Nur schade, daß Sympathien im unerbittlichen wirtschaftlichen Ringen nichts nützen!

Johannes Mumbauer.

Literatur.

Hermann Hesse und Wilhelm Speck. Es gibt Bücher großer Künstler, die uns Menschen schildern, wie sie im Getriebe des weiten Lebens handeln, wirken, untergehen; es gibt Bücher, in denen tief denkende Menschen mit literarischem Talent uns für große Probleme interessieren wollen. Solche Bücher greifen ins Menschenleben hinein; es sind oft ‚Kunstwerke', über die man disputieren kann, die man auf ihre Echtheit und Lebenswahrheit, auf ihre Aktualität prüfen kann.

Daneben aber gibt es Bücher, die in die Menschenseele greifen; ich meine nicht jene Bücher, die die Menschenseele auf den Seziertisch legen und dekadentem Fühlen nachspüren. Ich meine Bücher von Dichtern, von Menschen, die mit innerer Notwendigkeit in die Tiefen echten Menschentums hinabsteigen, die uns erschüttern, erheben und erfreuen können. Zu ihnen muß man freilich mehr mitbringen als offene Augen und kritischen Verstand. Man muß selber Poet sein, um sie voll genießen zu können; aber die meisten Menschen sind mit der Seele eines Poeten geboren; sie wissen das, wenn sie, der Geschäfte ledig, einmal an ihre Kinderzeit zurückdenken; sie haben es nur im Laufe der Zeit vergessen.

Das neue Buch eines Dichters habe ich eben gelesen. ‚Unterm Rad' von Hermann Hesse heißt es. Wer als empfänglicher Mensch Hesses ‚Peter Kamenzind' gelesen hat, wird auch dieses Buch lieben, wie er ein anderes älteres Buch lieben kann, das sich nennt ‚Zwei Seelen' von Wilhelm Speck, zu dessen Lobe ich

Spalten schreiben könnte, so sehr hat es mich ergriffen.

Sicher, der kritische Leser wird kleine Mängel in dem neuen Buch finden; indes der ‚Dichter' ist oft sorglos, weil er nur an die Menschen denkt, die ihn verstehen müssen. Kleinliche Lehrer werden die Nase rümpfen und sagen: ‚Wir können nicht immer prüfen, ob wir einen ausnahmsweise zart besaiteten Knaben vor uns haben.' O doch! Sie könnten prüfen. Ein allzu gewissenhafter Kritiker wird sagen können: das Angeln von Fischen sei im Verhältnis zum ganzen etwas ausführlich beschrieben, und die Aufzählung der einzelnen Fischarten könnte er ein wenig trocken nennen; vielleicht wird auch die mit feiner künstlerischer Absicht sinnlich gefärbte Jugendliebe und der Schluß nicht allen behagen. Aber was verschlägt das gegen die Schönheiten dieses Buches! Freilich, wer ihn nicht versteht, den Duft, der über der Schilderung der Knabenfreundschaft ausgebreitet ist, dem ist nicht zu helfen; wer aber als reifer Mensch in das rätselhafte Streben seiner Knabenseele zurückschauen und an jene Zeiten mit Freuden zurückdenken kann, da seine kleine Menschenseele rosaschimmernde Blüten trieb, der wird dem Dichter Hermann Hesse dankbar sein.

Dann ist er aber auch ein Mensch, der jenes ältere Buch von Wilhelm Speck, das weiter greift und einen im Grunde ganzen Menschen an dem Zwiespalt zwischen gut und böse zugrunde gehen läßt, mit Erschütterung lesen wird, und die einzelnen Gestalten werden ihn zu den Tiefen allen Menschentums selbst führen.

Alle die, welche die Bücher dieser beiden wahren Dichter lesen, werden an Güte des Herzens und an Verständnis für die Menschen gewinnen und deshalb auch an — Menschenliebe.

Dr. B. Wieman.

Die kritische Gesamtausgabe von Stifters Werken, deren wir im letzten Heft auf S. 369 f. rühmend gedachten, ist erfreulicherweise entgegen dem ursprünglichen Plan nicht in der unlesbaren Rechtschreibung Stifters gedruckt worden, sondern diese wurde nur in den anhangweise aufgeführten, dem weiteren Publikum gleichgültigen Lesarten beibehalten. Wir berichten daher gerne unseren Irrtum, der sich aus der verspäteten Einsendung der betreffenden Bände erklärt, und freuen uns, die von der Gesellschaft zur Förderung der deutschen Literatur in Böhmen veranstaltete Gesamtausgabe allen Stifterfreunden rückhaltlos empfehlen zu können.

M.

Theater.

Karlsruher Theater. Demetrius. Das Schillersche Fragment für die deutsche Bühne bearbeitet und ergänzt von Franz Kaibel.

‚Es kann ebensowenig jemand dort anfangen, weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, wie jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein anderer aufgehört.' So schrieb Hebbel, als er endgültig den Gedanken an eine Ergänzung des ‚Demetrius' nach den Entwürfen Schillers aufgegeben hatte. Seitdem ist der Versuch, das Schillersche Bruchstück zu vervollständigen, noch mehrere Male unternommen worden. Jedoch die meisten Autoren scheiterten an der Frage der Bewältigung und Gliederung des ungeheuren Stoffes und halfen sich dann in der Regel damit, die von Schiller ausgearbeiteten Teile, also Vorspiel und erste Szene des ersten Aktes, nach Möglichkeit zusammenzustreichen und somit für die ergänzten Teile mehr Raum zu gewinnen. Auch Kaibel hat diesen Fehler begangen, indem er den herrlichen Monolog der Marfa verstümmelte und die Szene zwischen Hiob und Marfa wesentlich verkürzte. Gegen eine solche Purgierung und ‚Verbesserung' Schillers (Kaibel hat tatsächlich an verschiedenen Stellen Schillers Deutsch ‚verbessert') muß man entschieden Einspruch

erheben. Zu loben ist, daß die Notizen und Entwürfe Schillers in der neuen Ergänzung fast alle benützt wurden.

Am besten sind Kaibel diejenigen Szenen gelungen, in denen er sich ganz als Dichter gibt. So entbehrt die letzte Szene des zweiten Aktes, wiewohl sie beträchtliche Längen aufweist, nicht der guten Bühnenwirkung. Die Schlußworte, welche hier Zar Boris spricht, sind gut gewählt und haben auch ihren Eindruck nicht verfehlt. Schinskoi bringt die Nachricht, daß das Heer zu Dimitri übergegangen ist; darauf erwidert Boris:

‚Ich wußt' es schon. Und dennoch dank ich dir.
Gewißheit ist die Stärke der Verlornen.
Hier, trag' den Reif und denk' dein Leben dran,
Daß Boris Godunow einst Zar gewesen!'

Das ist nun gerade nicht sehr kunstvoll, übersteigt aber doch in der gehaltvollen Kürze des Ausdrucks das Gewöhnliche. Nächst der Gestalt des Zar Boris, die mir in psychologischer Hinsicht am meisten vertieft zu sein scheint, kommt wohl die wilde, intrigante Woiwodentochter Marina den Intentionen Schillers, wie er sie in seinen Notizen niederlegte, am nächsten. Weniger gut ist Kaibel die Zeichnung des Fürsten Romanow gelungen; sein ablehnendes Verhalten den Verschwörern gegenüber in der sonst sehr gut ausgearbeiteten Kerkerszene im Schlußakt ist gänzlich unmotiviert. — Die Aufführung selbst ging glatt vonstatten; manche banale Stelle, die in der Buchausgabe unangenehm berührte, war vom Regisseur löblicherweise gestrichen. Trotz der verschiedenen Mängel kann man der Kaibelschen Ergänzung warme Anerkennung nicht versagen, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten einer Vervollständigung des Torso immer entgegenstehen. Ob jedoch Kaibels ‚Demetrius' gegenüber denen von Maltitz, Laube und Götze einen großen Fortschritt bedeutet, wage ich nicht zu entscheiden.

Bernhard Irn.

Kunst.

Zur Ausstellung von Radierungen Leo Greiners und Willi Geigers. In dem Buche ‚Zur Geschichte und Kritik der modernen deutschen Kunst, gesammelte Aufsätze von Julius Meyer', findet sich bei der Betrachtung der Stellung der Kunst im modernen Leben folgende treffende Stelle, die, wenn sie gleich vor mehr denn vierzig Jahren niedergeschrieben wurde, gerade so gut noch auf heute und morgen paßt. ‚Wie uns keine überlieferte Form mehr heilig ist und jedes überkommene feste Gefüge, sei es Menschen- oder Naturwerk, von der Forschung oder dem praktischen Betriebe zerlegt wird, so wenig ist uns daran gelegen, die Interessen, welche die Gegenwart in atemloser Bewegung erhalten, in Formen und Gestalten beruhigt vor uns zu sehen. In dieser ewigen Schwebe, diesem verzehrenden Wechsel, in welchem das Produkt von heute schon morgen nur Stoff zu neuer Verwertung, flüchtig das erste beste Gewand sich umwirft, die Erscheinung des sich überstürzenden Lebens in allen Farben schillert und eben deshalb farblos ist, fließt die bildende Kunst unter der Gegenwart hinweg.'

Wir stoßen bei der Betrachtung unseres modernen Kunstlebens auf eine eigentümliche Erscheinung. Alles ist Stoff für die Darstellung geworden, aber der rechte künstlerische Stoff scheint darum nur um so seltener geworden. Wir bemerken, daß sich gerade die ernster strebenden Geister von der Zeit abwenden und auf fremdem Boden, in von uns längst abgeschiedenen Welten den Stoff suchen, welchen sie im modernen Leben nicht finden. So war es bei Feuerbach, Marées und anderen bevorzugten Geistern. Auch neuerdings können wir diese Weltflucht bei einigen Jüngeren bemerken. Immer wieder ist es die antike Welt, die den künstlerischen Geist am stärksten anzieht, jene Werke, in denen bloßes naives

Schauen und Fühlen unmittelbaren Ausdruck gewann.

Und gerade dies scheint uns versagt. Selbst die jüngste Phase des Naturalismus vermochte nicht, uns wieder jenes panische Lebens- und Naturgefühl zu erwecken, das im Altertum den Künstler beseligte und in rhythmischen Empfindungen ausströmen ließ. Es scheint, die Kunst habe nun einmal keine andere Wahl, als dem Klang der Hirtenflöte oder den himmlischen Chören zu lauschen.

Beides ist ihr unendlich erschwert, da uns die Sprache benommen ist, in der sich die Alten so leicht und natürlich ausdrückten. Wir empfangen den Inhalt der Kunst, entweder nachdem er bereits das Gebiet des Verstandes passiert hat, oder wir entnehmen direkte Eindrücke aus der Natur, ohne sie erst in die Kunstsprache zu übersetzen. Schon bei Max Klingers Werken stößt uns manchmal dieses reflektierende Moment auf, und nicht selten treffen wir auch bei ihm genug unverdaute Natur mit in den Rahmen des Künstlerischen einbezogen.

Noch stärker ist dies der Fall bei den Arbeiten des Malers und Radierers Leo Greiner. Von diesem Künstler war unlängst in München eine Reihe von graphischen Arbeiten ausgestellt, Zeichnungen, Radierungen, die seine erstaunliche Virtuosität, seinen sicheren Strich, kurz, seine Meisterschaft in der Beherrschung aller Ausdrucksmittel überraschend kund taten. Greiners Kunst beruht auf einem sachlich nüchternen Naturstudium. Ein Künstler steht vor uns, der schon in seinen akademischen Lehrjahren im Aktsaal, überhaupt im Zeichnen nach dem lebenden Modell seinen Mann stellte, einer, der alles kann, weil es ihm scheinbar leicht ist, alles, was er will, zu können. So ist Greiner überall am Platze, wo er rein graphische Aufgaben löst. Es gibt Adressen und Exlibriszeichnungen von ihm, die unübertrefflich sind. Sobald er sich aber tiefer in die Welt der Erscheinungen versenkt, sobald neben der rein optischen Tätigkeit des Auges das Schauen der Phantasie in seine Rechte treten soll, da stellen sich nicht selten Hemmnisse ein, und es findet nicht immer jene Metamorphose des künstlerischen Gestaltungsprozesses statt, die in der Form das Wesen der Erscheinungen offenbart. Die aus der Natur entnommenen Eindrücke gehen nicht restlos im künstlerischen Ausdrucke auf. Wir empfinden es als einen störenden Mißklang, als schneidende Dissonanzen, wenn in einer Komposition, wie z. B. Greiners bekanntestes Werk ‚Odysseus und die Sirenen', einzelne Figuren bloße Naturabschriften sind, gutgezeichnete Akte, die augenblicklich an bekannte Modelle erinnern.

Wir erkennen hier einen Erbfehler neuzeitlicher Kunst, bei der die Phantasie höchstens nur beim Aufsuchen neuer Motive tätig ist, und in der sich der Inhalt des gesamten vergangenen Lebens reflexmäßig spiegelt, ohne daß diese schaffende Kunst selbstschöpferisch tätig ist.

Wo sie nicht einmal wie bei Greiner in den Dienst eines wirklich ernsten künstlerischen Strebens gestellt ist, sondern bloßen subjektiven Empfindungen und Launen überlassen bleibt, was dann? Dann gewahren wir ein ganz richtungsloses Suchen nach Ausdruck unbestimmbarer Gefühle und Empfindungen oder bloße phantastische Ausschweifungen. Statt naiver Empfindungen kommen Gedanken, statt heiterer Träume und anmutiger Ideen kommen abstrakte Reflexionen und gesuchte affektierte Vorstellungen zum Vorschein. Dann wird die Betrachtung, die eine Lust sein sollte, eine Qual oder verwandelt sich in Ärger, der allemal auftreten muß, wo sich die Wirkung einer Sache ins Gegenteil von dem verkehrt, was man davon erhofft und erwartet hatte. Wie man eine solche Kunst benennen sollte, weiß ich nicht; man könnte sie füglich nur Unkunst heißen. Die mit Greiners Werken ausgestellten Radie-

rungen von Willi Geiger gehören zu dieser Art von Kunst, wo man über Kunst nichts zu reden hat, man wollte denn über den Inhalt sprechen; aber der bleibt besser unerörtert.

A. Heilmeyer.

Musik.

Neues über Richard Wagner. Strenge Objektivität in der Wagnerliteratur ist eine seltene Sache; die exzeptionelle und faszinierende Erscheinung des Künstlers Wagner ist wohl der Grund, die teilweise Unbrauchbarkeit eines großen Bruchstücks der immensen modernen Wagnerliteratur die Folge dieser Tatsache. Weitaus am zuverlässigsten von allen in Betracht kommenden Schriften sind da wohl noch die biographischen Notizen, welche Freunde und Bekannte des Meisters gelegentlich veröffentlichen, und das Erscheinen eines jeden derartigen Werkes ist daher mit Freuden zu begrüßen.

Auch die uns vorliegenden Erinnerungen an Rich. Wagner von Gustav Adolph Kietz (‚Richard Wagner in den Jahren 1842—1849 und 1873—1875'; Dresden 1905, Carl Reißner) gehören in diese Kategorie und fesseln den Leser von Anfang an durch die zwar warme und begeisterte, aber doch ruhig und sachlich abwägende Darstellungsweise des Autors. Das Buch bietet Aufklärung über eine Reihe Details aus jenen bedeutsamen Lebensepochen des Meisters, die vom biographischen Standpunkt aus Interesse bieten. Besonders bemerkenswert aber sind die Mitteilungen, die über das Zusammenleben Wagners mit seiner ersten Frau, Minna, Aufschluß geben, da sie geeignet erscheinen, über einen ungemein strittigen und dunklen Punkt weiteres Licht zu verbreiten. Auf sie sei hier ganz besonders hingewiesen und in erster Linie ihretwegen die Lektüre des Buches angelegentlichst empfohlen.

‚Frau Minna war eine ungewöhnlich schöne, höchst sympathische Erscheinung, voll herzlicher Güte und Liebenswürdigkeit,' so stellt uns der Autor Wagners Frau erstmalig vor. Gleich darauf beklagt er freilich, daß sie trotz ihrer Teilnahme für das Schaffen ihres Mannes für seine weitstrebenden Ideen kein Verständnis gehabt habe,* weist aber sehr richtig darauf hin, daß das andere Freunde Wagners auch nicht hatten. Diese Verständnislosigkeit nahm natürlich, je weiter die Reformtätigkeit Wagners fortschritt, immer mehr zu, und namentlich den ‚Tristan' verurteilte Minna später ganz und gar. (Man erinnere sich aber dabei an die Entstehungsgeschichte dieses Werks, die an die Beziehungen Wagners zu Mathilde Wesendonk anknüpft!!) Daß dadurch eine starke geistige Entfremdung zwischen den Gatten hervorgerufen werden mußte, liegt auf der Hand; das Buch von Kietz läßt uns aber noch einen anderen Grund, weshalb die erste Ehe Wagners so wenig glücklich war, vermuten. Der Autor selbst weist nicht darauf hin, aber bei der Lektüre drängt sich der Gedanke unbedingt auf. Aus der Bayreuther Zeit erzählt Kietz, daß er einstmals bei Wagner eingeladen gewesen sei, und da habe ihn der im Kreis seiner Kinder unendlich glückliche Meister — er hatte die Kinder Bülows sowie seinen eigenen vierjährigen Sohn Siegfried bei sich — gefragt, was es für einen Eindruck mache, ihn jetzt hier in einem so heiteren glücklichen Familienkreise zu sehen, wenn man an die vergangenen Zeiten in Dresden dächte, wo er in trüber Einsamkeit mit seiner Frau und den Tieren (ein Hund und ein Papagei) dahin gelebt habe. Richard Wagner war ein großer Kinderfreund;

* Von Interesse dürfte hier ein Hinweis auf den Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt sein. Wagner schreibt da (ohne Datum, wahrscheinlich August 1854) an den Freund: ‚Ich bin im zweiten Akt der Walküre (mit der kompositorischen Arbeit): Wotan und Fricka: wie du siehst, muß mir das geraten.' (Bd. 2, Seite 43.) Wotan aber spricht in jener Szene zu seiner Frau: ‚Stets Gewohntes nur magst du verstehn; doch was noch nie sich traf, danach trachtet mein Sinn. —' So konnte auch Wagner zu seiner Frau sprechen.

daß seine erste Ehe kinderlos blieb, war vielleicht eine der unheilvollsten Störungen seines ehelichen Glücks. — Trotz dieser Mißhelligkeiten und Zerwürfnisse war aber Wagner gegen seine Frau doch stets von zartester Rücksichtnahme. Sie selbst hat das stets anerkannt; auch als sie bereits getrennt von ihrem Manne in Dresden lebte, hat sie, wie Kietz berichtet (S. 131), stets mit herzlicher Liebe von ihm und seiner unermüdlichen Fürsorge für sie gesprochen. Bei seinem letzten Besuche fand Kietz Frau Minna in größter Aufregung über die verleumderischen Anklagen des ‚Münchner Volksboten' gegen ihren Mann. ‚Da wird von meinem Manne erzählt,' sagte sie, ‚daß er mich im bittersten Elend darben ließe; es wäre unerhört und ginge so weit, daß ich von der Armenbehörde unterstützt werden müßte, während er selbst im größten Luxus lebte! — So etwas sollte mein Mann tun,' rief sie ganz empört, ‚der lieber alles entbehren würde, ehe er mich in Not kommen ließe, und trotz der schwersten Bedrängnis es nie versäumt hat, meine armen Eltern zu unterstützen.'

Die Publikation derartiger Erinnerungen ist nicht nur sehr geeignet, die schiefen Ansichten, die heute noch bei Verehrern des Künstlers Wagner bezüglich des Menschen Wagner kursieren, zu berichtigen, sondern auch über den von vielen ‚ianern' noch heute angeschwärzten Charakter der ersten Gattin Wagners die nötige Aufklärung zu geben. Mit Energie weist Kietz auch den immer und immer wiederholten Irrtum zurück, daß Wagner von seiner ersten Frau geschieden gewesen wäre; nur eine separatio quoad thorum et mensam, um es juristisch auszudrücken, fand zwischen beiden statt; aber in rechtsgültiger Ehe lebten sie bis zu Minnas Tode, und erst drei Jahre nachher ging Wagner seine zweite Ehe ein.

Noch manches interessante Detail zur Wagnerbiographie und Wagnercharakteristik bringt das Kietzsche Buch, dessen Lektüre wir noch einmal empfehlen. Daß wir bei unserer Besprechung speziell die Minna Wagner betreffenden Absätze desselben berücksichtigen, hat seinen Grund in der aktuellen Wichtigkeit derselben.

Dr. Eugen Schmitz.

Eine ‚deutsche Vereinigung für alte Musik' wurde unlängst in München gegründet, welche das Ziel verfolgt, wertvolle Denkmäler deutscher Musik aus dem 17. und 18. Jahrhundert mit den originalen alten Instrumenten zur Aufführung zu bringen. Die große kulturelle Bedeutung eines derartigen Unternehmens liegt auf der Hand; bieten doch solche Konzerte dem Musiker ähnliche Anregung und Belehrung, wie dem bildenden Künstler seine Museen und Gallerien. Mit der Veröffentlichung alter Musik in Neuausgaben ist die Renaissancearbeit erst halb getan; sollen derartige Publikationen mehr als ein zweites Begräbnis sein, so müssen die in ihnen dargebotenen Schätze auch zu neuem tönenden Leben erweckt werden, und zwar muß die Aufführung eine stilvolle sein, namentlich bezüglich der zur Anwendung gebrachten Instrumente.

Alle diese Bedingungen waren bei dem ersten Konzert der genannten Vereinigung (18. Nov.), welches Instrumentalwerke von Abel, Stamitz, Erlebach, Lieder von Telemann, Neefe 2c. brachte, vortrefflich erfüllt, so daß man das von Dr. E. Bodenstein begründete Unternehmen als neue Errungenschaft unserer Musikrenaissance freudig begrüßen kann. In dieser Saison sollen hier noch zwei Konzerte stattfinden (Januar und März), worauf sich die Vereinigung auf Kunstreisen begeben wird. Mitwirkende sind die Damen Bodenstein, Stubenrauch und Frey, sowie die Herren Meister und Döbereiner.

Dr. Eugen Schmitz.

Dantes göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philaletes. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. B. G. Teubner, Leipzig 1904. Preis geb. 6 Mk.

Zum Lobe dieser Übersetzung der Comedia in reimlosen Versen braucht wohl kaum noch ein Wort gesagt zu werden. Der edle und bescheidene König Johann von Sachsen hat sich damit schon zu einer Zeit (1827) Verdienste um die Einführung Dantes in Deutschland erworben, die von keinem Nachfolger auf diesem Gebiet je werden in Schatten gestellt werden. Die erste Ausgabe, nur die Hölle enthaltend, erschien öffentlich 1839. Ein Jahr später erschien das Fegfeuer und 1849 das Paradies, sämtlich in großen, teueren Quartbänden. 1866 veranstaltete der Verlag B. G. Teubner unter Mitwirkung des Übersetzers eine wohlfeilere Auflage in drei großen Oktavbänden, der 1871 eine neue, ebenfalls dreibändige Ausgabe in kleinem Oktavformat folgte. Diese dreibändigen Ausgaben bedingten natürlich einen entsprechend hohen Preis, der es nicht allzu vielen gestattete, sich an dem Genuß dieser Bearbeitung zu erfreuen. Da ist es denn nur freudig zu begrüßen, daß der Verlag nunmehr diese wohlfeile Ausgabe in einem Bande in den Handel bringt. Sie ist in großem Oktavformat auf dünnem und doch gutem Papier in klarer Antiquaschrift gedruckt; beigegeben sind drei Bildnisse, Dante und König Johann von Sachsen zeigend, ein Plan von Florenz, sowie Karten und Grundrisse auf Tafeln. Kein Dantefreund wird sich diese Gelegenheit entgehen lassen, seine Bibliothek mit diesem klassischen Buche zu bereichern.

K.

Der sinnreiche Ritter Don Quijote von der Mancha von Miguel de Cervantes Saavedra. Übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Vier Bände gr. 8°, je ca. 350 Seiten. Verlag K. Trübner, Straßburg. Preis pro Band 2.50 Mk.

Daß heute auf dem von neuer Romanliteratur überfluteten Büchermarkt eine neue, vierbändige Ausgabe einer Don Quijote-Übersetzung auftaucht, mag manchem als ein Unternehmen erscheinen, bei dem weder Verdienst noch Verdienste zu holen sind. Und doch muß das Werk warm begrüßt werden. Handelt es sich doch dabei nicht bloß darum, die vielen bestehenden Übersetzungen zu vermehren, sondern schlechtweg die deutsche Übersetzung zu jenen Ehren zu bringen, die sie als eine außerordentliche Leistung verdient. Der Cervantessche Roman gehört, das ist heute keine Frage mehr, zu den epochemachenden Dichtungen aller Völker und Zeiten. Daß sich an ihm auch die Kunst eines hervorragenden Übersetzers bewährt habe, ist für eine literarisch so vielseitig interessierte Nation wie die deutsche eine Ehrensache. Die meisten deutschen Ausgaben sind nicht immer aus dem Original, geschweige denn aus den besten Originalen geschöpfte Übersetzungen, die sich, wie der Herausgeber der vorliegenden Übersetzung einleitend bemerkt, noch obendrein zumeist französischer Zwischenversionen ohne ausreichende Hilfsmittel und oft eilig bedienten. Anders Ludwig Braunfels, der im Jahr 1885 zu Frankfurt a. M. als ein in Deutschland um die Erschließung der spanischen Literatur sehr verdienter Forscher hochbetagt gestorben ist. Eines seiner letzten großen Verdienste ist nun diese Übersetzung, die hier durch Morf zu neuem Leben erweckt worden ist, ‚nachdem sie zwei Jahrzehnte lang in den Bändchen der „Kollektion Spemann" geschlummert hat.' Nach den Worten des Herausgebers soll dieser Neudruck ein Buch der Erholung und des literarischen Genusses sein, ein Hilfsmittel für alle, ‚die aus der drangvollen Not der zeitgenössischen Romanwelt in die Welt des Humors flüchten wollen.' Die feine Ausstattung und der geringe Preis kommen diesem Wunsch entgegen.

M.

Gedanken der Stille. Von Hans Hermann Blomberg. Stephan Geibels Verlag, Altenburg, S.-A. 1905.

Diese Sammlung von aphoristischen Gedanken ist in folgende Abschnitte gegliedert: ‚Persönlichkeit,' ‚Von der Liebe,' ‚Herzens- und Geistesbildung,' ‚Aus dem Umgang mit Menschen,' ‚über Kinder,' ‚Von dem, was höher ist denn alle menschliche Vernunft,' ‚Randbemerkungen'. Die beste Charakteristik dieses feinen Büchleins werden einige Proben sein. Aus jedem Abschnitt ist wahllos ein Gedanke herausgegriffen.

‚Das Ergebnis der Selbsteinschätzung eines Menschen, gemessen an dem, was er im Leben fertig bringt, ergibt seine Bildung oder Unbildung.' — ‚Nur wer Menschen aus ganzer Seele lieb hat, kann natürlich sein.' — ‚Man ist ein gebildeter Mensch oder man ist es nicht. Unmöglich aber ist es, gebildet sein wollen.' — ‚Der Mensch weiß sicher, an welchen Dingen er berechtigt ist, nicht mehr als seine Pflicht zu tun.' — ‚Im Kinde lieben wir das grenzenlose Vertrauen.' — ‚Einem jugendlichen Alter mag es scheinen, als ob Menschsein für unsere Zeit mehr zu bedeuten habe, ein größeres Glück in Tiefe und Breite verheiße, denn Christsein. Später aber wird sich finden, daß, wo beides echt war, sie nur eines und dasselbe verkünden und fördern.'

Es sind, wie man sieht, fast nur reife Gedanken, die einem hier entgegentreten. Reif sein aber ist alles, sagt Shakespeare. Kaum ein Gedanke, der sich nur durch Geistreichigkeit der Form behauptet. Form und Gehalt decken sich wie beim echten Kunstwerk. So wird auch der reife Mensch das Büchlein gern zur Hand nehmen. Ist es doch nicht die Weisheit eines einzelnen, die daraus spricht, wennschon es kein kleines Verdienst des Verfassers bleibt, dem tief Erfaßten glücklichen Ausdruck gegeben zu haben.

K.

Kinderbücher. Daß Bücherschreiben und Bildermalen für Kinder nicht die leichteste Aufgabe ist, zeigen die Bestrebungen der letzten Jahre auf diesem Gebiet. Die Liebe zum Kinde ohne feines Verständnis für die kindliche Welt tut's nicht. In einer Zeit, in der die Kunst im Leben des Kindes eine so große Rolle spielt, wird dem künstlerischen Moment bei Kinderbüchern eine größere Bedeutung als bisher zuerkannt. Und jedenfalls mit Recht, weil der Eindruck, der auf der lebendigen Anschauung basiert, um so nachhaltiger wirkt. — Die vier mir vorliegenden Kinderbücher stehen sich nicht gleich. ‚Höckchen-Döckchen' (von Lotte Tille, Bilder von Paul Brockmüller. Literarische Anstalt Rütten und Löning, Frankfurt a. M. Mk. 2 und 3) ist ein Bilderbuch für kleine Kinder. Die Bilder illustrieren alltägliche Erlebnisse, an denen das Kind in der Erinnerung seine Freude hat. Die Verse sollen ihm beim Vorsagen ins Ohr fallen. Eine solche Verbindung von Vers und Bild merkt sich leicht und sagt sich lustig. Ob indes die monotonen konsonantenreichen, ziemlich einfältigen Deminutiva diesem Zweck förderlich sind?

‚Vom lieben Jesuskind' (Legenden aus seiner Jugendzeit von Elisabeth Horster. Mit 13 vielfarbigen Kunstdruckbildern nach Zeichnungen von W. Rohm. J. P. Bachem, Köln a. Rh. Geb. Mk. 3) bringt Kind-Jesu-Legenden in Versen mit Bildern. Kinder, die den ersten Religionsunterricht empfangen, werden dafür gedacht sein. Die liebevolle Vertiefung, die Kindern eigen zu sein pflegt, macht die Nutzanwendungen am Schlusse der einzelnen Legenden überflüssig. Farbenfrohe, aber in Zeichnung und Ausdruck unglückliche Bilder begleiten den Text.

Die beiden Bücher aus dem Nistlerschen Verlag, Nürnberg, ‚Die Erdmännlein' (und andere Märchen. Der Jugend erzählt und mit Bildern geschmückt von Julius Widnmann. Geb. Mk. 3.50) und ‚Allerliebster Plunder' (Kinderlieder von Ad. Holst. Bilder von Paul Hey. Gebunden Mk. 3.50) haben Eigenart. Ihr erster Zweck ist, künstlerische Kinderbücher zu sein. Bei beiden liegt der Wert mehr nach der Seite der Bilder. Widnmann hat Text und Bilder selber besorgt. Origineller sind ihm die Bilder geraten. Zwischen Text und Bild wird das Kind mit Entzücken seine Phantasie schweifen lassen. — Einzelne Gedichte in ‚Allerliebster Plunder' (ein nicht eben geistreicher Titel) sind neben andern wirklich gut. Ein besonderes Augenmerk verdienen die Bilder von Paul Hey in ihrer sicheren, schlichten, anschaulichen Art. Sein Weihnachtsbild mit dem nebenstehenden Weihnachtslied von Holst zwingt das Kinderherz unmittelbar in den Zauber der süßen, seligen Weihnacht.

K. W.

Spemanns goldenes Buch der Musik. Eine Hauskunde für jedermann. Herausgegeben unter Mitwirkung von Dr. Karl

Grunsky, Otto Hollenberg, Professor Dr. C. Reinecke, Dr. Hugo Riemann, Dr. Leopold Schmidt, Professor Dr. Bernh. Scholz, Dr. Rudolf Schwartz u. a. Verlag von W. Spemann, Berlin, Stuttgart. Preis geb. 6 Mk.

Spemanns Bücher der Hauskunde sind zum Teil wirklich gut und zuverlässig gearbeitete Spezialiexika ohne lexikographische Anordnung, doch in bezug auf Kürze, Zweckmäßigkeit und Übersichtlichkeit dem modernen Lexikon nicht nachstehend. Ihre beste Empfehlung sind die Mitarbeiter, meist namhafte Fachleute, denen man sich gerne anvertraut. Die stoffliche Disposition ist umsichtig. Das Buch der Musik bringt nach einer allgemeinen Abhandlung von Professor Scholz über das Musiktalent und seine Ausbildung ein Verzeichnis der Konservatorien, Akademien, Musikschulen 2c. in Deutschland, Österreich und der Schweiz, dann einen kleinen Abriß der Musikgeschichte und ein Künstlerlexikon. Einen großen Abschnitt nimmt die Noten-, Instrumenten- und Gesanglehre 2c. ein. Der Abschnitt ‚Das musikalische Kunstwerk' erklärt die verschiedenen Musikformen und charakterisiert die bedeutendsten Werke. Auch ein kurzer Blick in die Musikwissenschaft wird uns gewährt. Das letzte Fünftel des Buches ist den Tonkünstlern der Gegenwart gewidmet, die in Wort und Bild vorgeführt sind. Th.

Unsere Kunstbeilagen.

Camille Corot (1796—1875) ist der älteste unter den Malern der Schule von Fontainebleau, zugleich der ewigjunge, dessen Bilder wohl mancher kunsthistorisch unbewanderte Beschauer für Werke eines Zeitgenossen halten möchte. Ein Meister in der Auffassung aller poetischen Stimmungswerte der Landschaft, bevorzugt er jene Darstellungsweisen der Natur, wo sie, der nüchternsten Tagesbeleuchtungen entkleidet, von selbst ein träumerisch-verschwommenes Ansehen gewinnt, die Dämmerstunden des frühen Morgens zumal, wo ‚alles duftet, alles bebt im erfrischenden Luftzug des kommenden Tages'. Dies kurze Wort, das einem Briefe des Künstlers an Dupré entnommen ist, deutet an, auf welch unmittelbare Weise sich diesem Malerpoeten die Natur belebte. Mochte er, darin an seine klassizistische Schule erinnernd, seine Landschaften noch gerne mit mythologischen Gestalten bevölkern, so sind diese doch ganz wieder zu dem geworden, was sie ursprünglich waren: zu Naturwesen. Der frohe Reigen, der sich im ‚Nymphentanz' vor uns entfaltet, taucht gleichsam immer von neuem wieder unmittelbar hervor aus der Stimmung der umgebenden Natur. Ganz nebensächlich ist die menschliche Staffage in der ‚Sturmlandschaft' geworden, deren unheimlich wirkende Lichtreize unser Mezzotinto wiedergibt. Da sind die Bäume, die Corot stets in so besonders freier und doch wahrer Weise charakterisiert, und auf die wir das besondere Augenmerk der Beschauer lenken, fast menschenähnlich lebendig geworden. Mahnt die Stimmung, in welche uns die Betrachtung eines solchen Bildgedichtes versetzt, nicht an jene, die etwa der ‚Erlkönig' in uns wachruft? Beginen nicht auch hier die Bäume fast zu flüstern und zu drohen?

Offene Briefe.

A. Frhr. v. O. in F. Sie erinnern mit Recht an Baumanns Wort in seinen ‚Forschungen zur Schwäbischen Geschichte' (Kempten 1899) Seite 519: ‚Man darf einen längst erloschenen Namen doch nur so schreiben, wie ihn die Zeitgenossen seiner wirklichen Lebzeit regelmäßig gehört und geschrieben haben' und bemerken zutreffend, daß gegen diese so selbstverständliche Regel fast allenthalben gefehlt wird, wenn es sich um die Schreibweise des Namens unseres mittelhochdeutschen Dichters Hartmann (1170—1210) handelt. Neuester Beleg: Unser Oktoberheft, wo in der Besprechung des Gemäldes von Paul Hey ‚Der arme Heinrich' der allgemeinen Gewöhnung folgend Hartmann von der Aue gesagt ist. Ihre Kritik ist zweifellos berechtigt und sei daher mit ihren Belegstellen dankbar hier registriert. ‚Hartmann von der Aue' nannte sich weder Hartmann selbst, noch wurde-

er je von seinen Zeitgenossen so genannt. Die Eigenbezeichnung des Dichters lautet: ‚Hartmann von Ouwe'; so im ‚Ersten Büchlein' Vers 29, ‚Gregorius' Vers 3, ‚Armer Heinrich' Vers 5. Der ‚arme Heinrich' selbst heißt: ‚Geborn von Ouwe.' Im ‚Iwein' Vers 29 nennt Hartmann sich den ‚Ouwaere'. Von den Zeitgenossen sei nur erwähnt: Wolfram von Eschenbach, der in seinem Parzival von ‚Hartmann von Ouwe' spricht, und Gottfried von Straßburg, der in seinem Tristan Vers 4619 ff. das Lob des ‚Ouwaere' singt. Der Name stammt eben nicht von einer Aue, sondern von einem Orte oder einer Burg des Namens Ouwe, und zwar vermutlich von der Burg Ouwe (dem späteren Obern — Ouwe, jetzigen Obernau) am Neckar oberhalb Rottenburg.

Erklärung: Auf eine Zuschrift von Herrn Dr. Wurm bemerken wir, daß wir nicht daran dachten, ihn einer gewissenlosen Oberflächlichkeit zu bezichtigen. Wir kommentierten nur seine Äußerungen. Außerdem erklärt Dr. Wurm, daß er sein Urteil über Handel-Mazzetti nicht geändert habe. Tant pis!

Diese vorstehende Berichtigung im Januarheft des ‚Hochland' zu bringen, haben wir Herrn Dr. theol. Alois Wurm mit Schreiben vom 17. November 1905 aus Loyalität versprochen. Dr. Wurm hatte an die Aufnahme der Berichtigung die Bedingung geknüpft, sie müsse ohne Zusatz oder Auslassung erfolgen. Auch das wäre ihm zugestanden worden, obwohl es sich hierbei um ein Recht handelt, dessen sich keine Redaktion so leicht begibt. Aber diese Forderung geschah in einem Schreiben an den Herausgeber dieser Zeitschrift, das seinem ganzen Charakter nach ein Drohbrief peinlichster Art ist. ‚Sie wissen,' heißt es darin, ‚daß der Fall „Fogazzaro" als plötzliche, sonnenklare Aufhellung der immer, wenn auch verkappt vorhandenen (sic!) Reformertendenz der Hochlandsleitung — ob mit Recht oder Unrecht berührt uns hier nicht — aufgefaßt und so in die katholische Presse geschleudert werden kann. Tausende werden ihr unterdrücktes Mißtrauen aufleben fühlen.' Und nachdem Dr. Wurm noch einmal auf die Folgen seiner öffentlichen ‚Verteidigung in der Tagespresse' aufmerksam gemacht, fährt er fort: ‚Denn ich möchte nicht, daß ein Mann, der für Weib und Kinder zu sorgen hat, durch mich (sic!) in seiner Lebensstellung noch mehr gefährdet werde, als dies vielleicht in der nächsten Zeit schon der Fall sein wird. Denn kein Verleger wird ein ertragreiches Unternehmen der Person eines Redakteurs opfern.' Daß die Annahme der zweiten Bedingung durch einen Brief solcher Art moralisch unmöglich gemacht war, ist ohne weiteres begreiflich. Wäre doch damit zugestanden worden, daß der Herausgeber Grund gehabt habe, Dr. Wurms Drohungen zu fürchten! Wir fügten also der Zusage die Worte bei: ‚Doch dürfen Sie sich nicht wundern, wenn daselbst noch einiges andere zu lesen steht.' — Eine Antwort von Dr. Wurm ist nicht mehr erfolgt. Dagegen erschien am 13. Dezember ein mit Dr. A. Wurms Unterschrift versehener Artikel (‚Der Chefredakteur des Hochland') im Siglschen ‚Vaterland' (!), der den Herausgeber von ‚Hochland' in ehrenrührigster Weise beschimpft. Dr. Wurm erhebt darin folgende schwere, völlig unbewiesene und unbeweisbare Beschuldigungen: ‚Grobe Fahrlässigkeit,' ‚unnobles literarisches Gebahren,' ‚gröbliche Verletzung des literarischen Anstandes,' ‚Unterschiebung mit voller Absicht,' ‚direkte und bewußte Fälschung,' ‚bewußte Fälschung des Tatbestandes.' Die Leser unserer Auseinandersetzungen mit Dr. Wurm werden nicht verlangen, daß wir uns hier durch Wiederholung von schon früher Gesagtem (vergl. Novemberheft 1905 S. 256) und durch neue Darlegungen rechtfertigen. Den Beweis für seine Beschuldigungen wird Dr. theol. Wurm vor dem Strafrichter zu führen haben. Daß wir die Angelegenheit hier überhaupt noch einmal zur Sprache bringen mußten, bedauern wir im Interesse unserer Leser. Zur vollen sachlichen Aufklärung sei noch folgende Verwahrung Dr. Wurms zitiert: Nachdem nämlich in dem erwähnten Brief von dem ‚Fall Fogazzaro' (vgl. die obige Stelle!) die Rede war, fährt er fort: ‚Diese Situation selbst oder durch andere herbeizuführen, halte ich mich nicht für berufen; aber sie kann jeden Tag eintreten.' Herr Dr. theol. Wurm hat recht gehabt. Sie ist tatsächlich eingetreten, und zwar schon vier Tage später. Am 16. November erschien im Siglschen ‚Vaterland' ein ‚Thusnelda' unterzeichneter leidenschaftlicher Denunziationsartikel gegen ‚Hochland' unter dem Titel ‚Pro Ecclesia et Pontifice?', worin gegen das ‚reformkatholische', den konfessionellen Frieden störende, literarischen Schund und ‚Kitsch' bietende ‚Hochland' aufs schärfste gehetzt und für — Dr. Wurm eine Lanze gebrochen wird. — Zum Schluß sei noch festgestellt, daß Herr Dr. theol. Wurm, obwohl er von der ‚immer, wenn auch verkappt vorhandenen Reformertendenz der Hochlandsleitung' offenbar stets überzeugt war, es doch nicht verschmäht hat, sich um Mitarbeit zu bemühen. Daß es nicht dazu kam, ist nicht unsere Schuld.

Berichtigung. Wir bitten, im Dezemberheft S. 364 die 4. Zeile von unten, die versehentlich hierher zu stehen kam, zu streichen.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Watts pinx. Mezzotinto Bruckmann.

Ariadne and Naxos

Dritter Jahrgang. Februar 1906. 5. Heft.

Der Heilige.

Von

Antonio Fogazzaro.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung fand in Giovannis Studierstübchen statt. Der Raum war so klein, daß der hitzige Don Faré, da man aus schuldiger Rücksicht auf Danes Rheumatismus die Fenster nicht offen lassen konnte, am Ersticken war und das auch mit seiner lombardischen Derbheit aussprach. Die andern taten, als hörten sie es nicht, bis auf di Leyni, der ihm schweigend bedeutete, sich zu beruhigen, und Giovanni, der die Tür zum Korridor öffnete und daneben eine andere, die vom Korridor auf die Terrasse führte. Dane fühlte sofort eine feuchte Waldluft, und man mußte die Tür wieder schließen. Auf dem Schreibtisch brannte eine altmodische Petroleumlampe. Professor Minucci war augenleidend und bat schüchtern um einen Lampenschirm, der gesucht, gefunden und vor die Lampe gestellt wurde. Don Paolo wetterte innerlich: ‚Das ist ja das reine Hospital,‘ und auch sein Freund di Leyni, dem es schien, als müsse man in einem solchen Augenblick all diese kleinlichen Sorgen vergessen, hatte ein unbehaglich erkältendes Gefühl. Selbst Giovanni empfand etwas davon, aber nur als Reflex. Er fühlte den Eindruck, den Dane und vielleicht auch Minucci auf die Anwesenden, die die beiden noch nicht kannten,

machen mußten. Er kannte sie. Dane mit all seinem Rheuma, seinen Nerven und seinen zweiundsechzig Jahren besaß außer seinem reichen Wissen eine unbesiegbare Geisteskraft, einen jeder Gefahr trotzenden sittlichen Mut. Andrea Minucci war trotz des zerzausten blonden Haupthaares, der Brille, gewisser steifer, eckiger Bewegungen, die ihm das Aussehen eines deutschen Gelehrten gaben, eine junge Feuerseele, vom Leben gestählt, nicht auf der Oberfläche Blasen treibend wie die Seele des lombardischen Priesters, sondern eingeschlossen im eigenen Feuer, strenge, vielleicht die stärkere.

Giovanni nahm das Wort. Er sprach mit offener Herzlichkeit. Er dankte den Anwesenden und entschuldigte die Abwesenden, den Mönch und den Priester, ihr Fehlen aufrichtig bedauernd. Er sagte, daß in jedem Fall ihr Zutritt sicher sei, und legte einen ganz besonderen Wert auf diesen Zutritt. Er fügte hinzu, indem er die Stimme hob und langsamer sprach, die Augen auf den Abbé Marinier geheftet, daß er es vorläufig für angebracht halte, sowohl über die Versammlung wie über die Beschlüsse, die gefaßt werden würden, nichts verlauten zu lassen, und er bäte alle, sich als durch Ehrenwort zum Schweigen verpflichtet zu betrachten. Dann entwickelte er noch einmal seinen Gedanken und den Zweck dieser Versammlung etwas ausführlicher, als beim Abendessen geschehen war.

‚Und nun,‘ so schloß er, ‚möge jeder seine Meinung sagen.‘

Es folgte tiefes Schweigen. Der Abbé Marinier war eben im Begriff, das Wort zu nehmen, als sich Dane mühsam erhob. Auf seinem blassen, hageren Gesicht mit den feinen, geistreichen Zügen lag feierlicher Ernst.

‚Ich glaube,‘ sagte er in einem fremdartigen Italienisch, das hart und dennoch voll warmen Lebens klang, ‚da wir uns im Beginne einer gemeinsamen religiösen Handlung befinden, müssen wir zwei Dinge tun. Sofort! Erstens! Wir müssen unsere Seele auf Gott richten, in Schweigen, ein jeder für sich, bis wir Gottes Gegenwart in uns fühlen, seinen göttlichen Willen selbst, seine Glorie in unserm Herzen spüren. Das will ich jetzt tun und bitte Sie, es mit mir zu tun.‘

Und nachdem er das gesagt, kreuzte Professor Dane die Arme über der Brust, neigte den Kopf und schloß die Augen. Alle erhoben sich und falteten mit Ausnahme des Abbé Marinier die Hände. Der Abbé machte eine weite Bewegung, als wollte er die Luft umarmen, und legte seine Arme auf der Brust ineinander. Es war so still, daß man ein leises Tropfen der Lampe, einen Schritt auf dem Gartenkies hörte. Marinier war der erste, der verstohlen blinzelte, ob die anderen noch beteten.

Dane hob den Kopf und sagte: ‚Amen.‘

Dann fuhr er fort: ‚Zweitens! Wir nehmen uns vor, immer der gesetzmäßigen kirchlichen Autorität gehorsam zu sein . . .‘

Don Paolo Faré fuhr auf: ‚Je nachdem!‘

Ein Vibrieren plötzlicher Gedanken, ein dumpfes Brausen unausgesprochener Worte versetzte alle in eine gewisse Erregung. Dane sagte langsam: ‚Vorausgesetzt, daß sie in den geziemenden Formen ausgeübt wird.‘

Die Bewegung sank zu einem Beifallsgemurmel herab, verlor sich. Dane fuhr fort:

‚Und noch dies! Niemals sei Haß auf unseren Lippen, noch in unserer Brust gegen irgend jemand!‘

Don Paolo fuhr wiederum dazwischen: ‚Haß, nein, aber Zorn, ja! Circumspiciens eos cum ira.‘

‚Ja,‘ sagte Don Clemente mit seiner sanften, verschleierten Stimme, ‚wenn wir Christus in uns einen Tempel erbaut haben, wenn wir den Zorn der reinen Liebe fühlen.‘

Don Paolo, der neben ihm saß, antwortete nichts, sah ihn mit Tränen in den Augen an und griff nach seiner Hand, um sie zu küssen. Erschreckt zog der Benediktiner sie zurück, im Gesicht wie mit Feuer übergossen.

‚Und wir errichten Christus nicht in uns einen Tempel,‘ sagte Giovanni, gleichfalls tief bewegt und glücklich über den mystischen Hauch, der ihm über der Versammlung zu liegen schien, ‚wenn wir nicht unsere Reformierungsideen in der Liebe läutern; es wäre gerade, als wollten wir, wenn der Moment der Operation naht, nicht unsere Hände und unsere Instrumente reinigen. Diese Entrüstung, dieser Zorn, von dem Sie, Don Paolo, sprechen, ist eine große Macht des Bösen über uns, gerade weil er den Anschein und zuweilen wie bei den Heiligen auch das Wesen der Güte hat. In uns ist fast immer wahre Feindseligkeit, weil wir nicht zu lieben wissen. Das Gebet, das mir nächst dem Vaterunser das liebste ist, ist das Gebet der Einheit, das Gebet, das uns mit Christi Geist vereint, wenn er den himmlischen Vater bittet: ‚Ut et ipsi in nobis unum sint.‘ Wir haben immer den Wunsch und die Hoffnung der Vereinigung in Gott mit den Brüdern, die durch die Anschauungen von uns getrennt sind. Und nun also sagt, ob ihr den Vorschlag, einen Verein zu gründen, den ich euch mache, annehmt! Erst beratet hierüber und dann, wenn der Vorschlag angenommen ist, werden wir sehen, in welcher Weise er auszuführen ist!‘

Don Paolo rief ungeduldig, daß über diesen Vorschlag doch nicht mehr zu diskutieren sei, und Minucci bemerkte mit schüchterner Stimme, daß der Zweck der Versammlung allen Anwesenden vorher bekannt gewesen sei und sie ihn daher schon durch ihr Erscheinen gebilligt, wie sie auch schon durch ihr einfaches Kommen eingewilligt hätten, sich zu gemeinsamem Vorgehen zu verbinden, mit dem Vorbehalt eben, über die Art und Weise zu entscheiden. Der Abbé Marinier bat um das Wort.

‚Ich bedaure aufrichtig,‘ sagte er lächelnd, ‚aber ich habe nicht das kleinste Fädchen mitgebracht, um mich zu binden. Ich gehöre gewiß zu denen, die sehen, daß viele Dinge in unserer Kirche gehen, wie sie nicht gehen sollten; und dennoch, als Herr Selva mir vor dem Abendessen und soeben hier seinen Gedanken, der mir durch meinen Freund Professor Dane nicht ganz klar geworden war, auseinandersetzte, haben sich mir Bedenken aufgedrängt, die ich für sehr ernste halte.‘

‚Ja,‘ dachte Minucci bei sich, der schon von gewissen ehrgeizigen Strebereien Mariniers hatte sprechen hören, ‚wenn du Karriere machen willst, dann darfst du dich nicht zu uns halten.‘ Und laut sagte er:

‚Sprechen Sie!‘

‚Zunächst meine Herren,‘ begann der geriebene Abbé, ‚will es mir scheinen, als hätten Sie mit der zweiten Beratung den Anfang gemacht. Ich möchte mir zu sagen gestatten, daß Sie mir vorkommen wie brave Leute, die sich vergnügt an den Tisch setzen, um mit einander Karten zu spielen; aber sie kommen nicht vom Fleck, weil der eine italienische, ein anderer französische, ein dritter deutsche Karten hat, und sie verstehen einander nicht. Ich habe von gemeinsamen Ideen sprechen hören, aber vielleicht herrscht unter uns eher eine Gemeinsamkeit negativer Ideen. Darin sind wir wahrscheinlich einig, daß die katholische Kirche einem alten Tempel vergleichbar ist, der, ursprünglich von edler Einfachheit, von großer religiöser Geistigkeit, durch das siebzehnte, achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert mit allerlei Schnörkel und Stuckwerk verunziert und überladen wurde. Vielleicht werden die Übelwollenderen unter ihnen bemerken, daß nur eine tote Sprache laut darin gesprochen wird, daß lebende Sprachen kaum leise darin gesprochen werden, und die Sonne durch die Fenster gefärbt hineinscheint. Aber ich kann nicht glauben, daß wir alle einig sind über die Qualität und die Quantität der Abhilfsmittel. Und ich würde es daher für richtiger halten, daß man, bevor man zu der Gründung dieser katholischen Freimaurerei schreitet, sich über die Art der Reformen verständigte. Ja, ich will noch weiter gehen. Ich glaube, selbst wenn unter ihnen eine völlige Übereinstimmung der Ideen herrschte, würde ich ihnen nicht raten, sich durch ein fühlbares Band zu binden, wie Herr Selva vorschlägt. Mein Bedenken ist sehr delikater Natur. Sie glauben zuversichtlich, daß sie gut unter Wasser schwimmen können wie vorsichtige Fische, und sie denken nicht daran, daß das scharfe Auge des erhabenen Fischers oder eines seiner Stellvertreter sie sehr wohl entdecken und ein gut gezielter Schlag der Harpune sie fangen kann. Nun, ich würde niemals den feinsten, schmackhaftesten, gesuchtesten Fischen raten, sich aneinander zu binden. Sie verstehen, was geschehen muß, wenn einer gefangen und an die Oberfläche gezogen wird. Und sie wissen

recht gut, der große Fischer in Galiläa tat die Fischlein in seinen Fischteich, aber der große Fischer in Rom backt sie.'

‚Das ist gut!' rief Don Paolo mit einem kurzen Auflachen. Die anderen bewahrten eisiges Schweigen. Der Abbé fuhr fort:

‚Ich glaube außerdem nicht, daß Sie mit diesem Bund irgend etwas ausrichten werden. Vereine können vielleicht für die Industrie, den Handel, die Löhne von Vorteil sein, aber für die Wissenschaft und die Wahrheit, nein. Die Reformen werden sich schon eines Tages verwirklichen; die Gedanken sind stärker als die Menschen und machen ihren Weg. Aber wenn Sie sie zum Kriege ausrüsten und kompagnieweise marschieren lassen, setzen Sie sie einem furchtbaren Feuer aus, das sie für eine Weile zum Stillstand zwingt. Die Individuen sind es, die Messiasse, die die Wissenschaft und Religion fortschreiten machen. Ist unter euch ein Heiliger? Oder wißt ihr, wo ihr ihn hernehmen könnt? Nehmt ihn und stellt ihn ins Vordertreffen! Glühende Beredsamkeit, aufopfernde Nächstenliebe, ein paar kleine Wunder, suggeriert ihm, was er sagen soll, und euer Messias wird mehr erreichen als ihr alle zusammen!'

Der Abbé schwieg, und Giovanni nahm das Wort.

‚Vielleicht hat der Herr Abbé sich noch keine klare Vorstellung von dem Vereine gemacht, den wir erstreben. Wir haben uns soeben zu einem stummen, inbrünstigen Gebet vereinigt mit dem Versuch, uns eins zu fühlen in der Allgegenwart Gottes. Das zeigt das eigentliche Wesen unseres Bundes an. In Erwägung der Übel, die die Kirche heimsuchen, die in ihrer Wesenheit Disharmonien sind zwischen ihrem veränderlichen menschlichen Bestandteil und ihrem unveränderlichen Elemente göttlicher Wahrheit, wollen wir uns in dem Gott der Wahrheit vereinigen mit dem Wunsche, daß er diese Disharmonien löse; und wir wollen uns darin eins fühlen. Eine solche Vereinigung erfordert nicht eine Übereinstimmung der einzelnen Gedanken, obschon bei einigen von uns eine Gemeinsamkeit der Ideen vorhanden ist. Wir beabsichtigen weder ein öffentliches noch ein privates Gesamtvorgehen, um die eine oder die andere Reform ins Werk zu setzen. Ich bin alt genug, um mich an die Zeiten der österreichischen Herrschaft zu erinnern. Wenn sich damals die lombardischen und venetianischen Patrioten versammelten, um über Politik zu sprechen, so galt es durchaus nicht immer, Verschwörungen, revolutionäre Handlungen in die Wege zu leiten; es geschah, um sich Nachrichten mitzuteilen, sich kennen zu lernen, die Flamme des Befreiungsgedankens lebendig zu halten. Und das ist es, was wir auf religiösem Gebiet erstreben. Glauben Sie, Herr Abbé Marinier, diese negative Übereinstimmung, von der Sie vorher sprachen, kann sehr wohl genügen! Tun wir das unsere, daß sie sich ausdehne, daß sie die Mehrzahl der intelligenten Gläubigen um-

faſſe, daß ſie vordringe bis zur Hierarchie, und Sie werden ſehen, daß die poſitiven Übereinſtimmungen im Innern verborgen reifen werden wie Lebenskeime in der vergänglichen Hülle der Frucht. Ja, eine negative Übereinſtimmung genügt vollſtändig. Es genügt, daß wir fühlen, Chriſti Kirche leidet, um uns in der Liebe zu unſerer Mutter zu vereinen, oder zum mindeſten, um für ſie zu beten, wir und all unſere Brüder, die da fühlen, daß ſie leidet. Was meinen Sie, Herr Abbé?'

Der Abbé murmelte mit unmerklichem Lächeln:

‚C'est beau mais ce n'est pas logique.'

Don Paolo fuhr auf:

‚Sie mit Ihrer Logik!'

‚Ach ſo!' meinte Marinier mit boshaft-hämiſchem Geſicht, ‚wenn Sie auf die Logik verzichten . . .!'

Zornentbrannt wollte Don Paolo proteſtieren, aber Profeſſor Dane gab ihm ein Zeichen, ſich zu beruhigen.

‚Wir wollen keineswegs auf die Logik verzichten,' ſagte er. ‚Nur iſt es nicht ſo leicht, den logiſchen Wert einer Schlußfolgerung in Fragen des Gefühls, der Liebe und des Glaubens ſo abzuwägen wie den logiſchen Wert einer Schlußfolgerung in Fragen der Geometrie. Bei unſerm Gegenſtand liegt das logiſche Verfahren verborgen. Ganz ſicher hat mein werter Freund Marinier, einer der ſchärfſten Köpfe, die ich kenne, in Erwiderung auf meinen werten Freund Selva nicht behaupten wollen, daß, wenn eine geliebte, uns teure Perſon erkrankt, es notwendig wäre, uns zuvor über die Art ihrer Behandlung zu verſtändigen, ehe wir gemeinſam an das Krankenlager ſtürzten.'

‚Dies ſind ſchöne Redensarten,' rief Abbé Marinier einigermaßen erregt. ‚Aber Sie wiſſen ſehr gut, daß Vergleiche keine Beweiſe ſind.'

Don Clemente, der in der Ecke zwiſchen Korridortür und Fenſter ſtand, und Profeſſor Minucci, der neben ihm ſaß, trafen beide Anſtalt, zu ſprechen. Plötzlich hielten ſie inne, indem jeder dem andern das Wort überlaſſen wollte. Selva ſchlug vor, daß der Mönch zuerſt reden ſollte. Alle blickten auf das edle, errötende, aber ſtolze Geſicht, das dem eines Erzengels glich. Don Clemente zögerte ein wenig, und dann ſagte er mit ſeiner weichen, beſcheiden verſchleierten Stimme:

‚Herr Abbé Marinier hat etwas ausgeſprochen, das ich für ſehr richtig halte. Er hat geſagt: Wir brauchen einen Heiligen. Das iſt meine Meinung auch. Wer weiß? Ich halte es nicht für ausgeſchloſſen, daß er ſchon exiſtiert.'

‚Er ſelbſt,' murmelte Don Paolo.

‚Jetzt,' fuhr Don Clemente fort, ‚möchte ich zu Herrn Abbé Marinier ſagen: Seien wir in gewiſſer Weiſe die Propheten dieſes Heiligen, dieſes

Messias, bereiten wir ihm die Wege; das heißt, machen wir allgemein das Bedürfnis nach einer Erneuerung fühlbar alles dessen, was in unsrer Religion nur Kleid, nicht Leib der Wahrheit ist, selbst wenn diese Erneuerung für gar manches Bewußtsein schmerzhaft sein sollte! Ingemiscit et parturit! Und machen wir alles dies fühlbar von einem absolut katholischen Standpunkt aus, indem wir die neuen Gesetze von den alten Autoritäten erwarten, aber klar beweisen, daß, wenn wir die so lange Zeit und in so vielen Stürmen getragenen Kleider nicht wechseln, niemand aus der bürgerlichen Gesellschaft sich uns mehr annähern wird, und verhüte Gott, daß viele der Unseren sie ohne Erlaubnis ablegen, lediglich aus einem unerträglichen Widerwillen! Ich möchte Herrn Abbé Marinier, wenn er es mir erlaubt, auch sagen: Haben wir nicht allzuviel Menschenfurcht!'

Ein warmes Beifallsgemurmel war die Antwort, und Minucci schnellte in großer Erregung empor. Während der Abbé Marinier gesprochen, hatten di Leyni und Selva es in ihm kochen gesehen; und gerade deshalb hatte Giovanni, der den aufbrausenden Charakter des mystischen Asketen kannte, ihm, als er Don Clemente zuerst das Wort erteilte, Zeit geben wollen, sich zu beruhigen. Er brach los. Die Worte glitten ihm nicht fließend dahin; der übermächtige Ansturm riß sie ruckweise auseinander, und in abgebrochenen Sätzen entströmten sie seinen Lippen, dabei aber klar und wirksam in dem kraftvollen römischen Akzent.

‚So ist es. Haben wir nicht allzuviel Menschenfurcht! Wir wollen zu große Dinge, und wir wollen sie zu ernstlich, um Menschenfurcht zu haben. Wir wollen eine Gemeinschaft bilden im lebendigen Christus, alle, die wir fühlen, daß der Begriff des Weges und der Wahrheit und des Lebens sich . . . sich . . . sich . . . sich ausbreitet, jawohl, sich ausbreitet in unserm Herzen, in unserm Gemüte. Und er zerbricht so vielen — wie soll ich sagen? — so vielen alten Formelkram, der uns erwürgt, der uns erstickt, der die Kirche ersticken würde, wenn die Kirche sterblich wäre. Wir wollen im lebendigen Christus eine Gemeinschaft sein, alle, die wir Durst haben — Durst, Herr Abbé Marinier! Durst! Durst! — darnach, daß unser Glauben, wenn er an Extension verliert, an Intensität wachse — ins Unendliche soll Gott wachsen und bestehen! — und herausstrahle aus uns und wie das Feuer, sage ich, zuerst den Gedanken und dann die katholische Aktion reinige, jawohl. Wir wollen im lebendigen Christus eine Gemeinschaft sein, alle, die wir fühlen, daß er durch Propheten und Heilige eine langsame, aber ungeheure religiöse Umbildung vorbereitet, die sich mit Opfern und Schmerzen und inneren Zwiespältigkeiten vollziehen wird, alle, die wir fühlen, daß die Propheten dem Leiden geweiht sind, und daß diese Dinge uns nicht durch Fleisch und durch Blut, sondern unseren Seelen durch den

lebendigen Gott geoffenbart sind. Wir alle, aus aller Herren Länder, wollen eine Gemeinschaft bilden, unserer Handlung die Weihe geben. Katholische Freimaurerei? Ja, die Freimaurerei der Katakomben. Sie fürchten sich, Herr Abbé? Sie fürchten, daß mit einem einzigen Streich zahllose Köpfe gefällt werden? Ich sage: Wo ist das Beil für einen solchen Streich? Alle können sie getroffen werden, einer nach dem andern: heute Professor Dane zum Beispiel, morgen Don Faré, übermorgen der Pater hier; aber an dem Tage, an dem die phantastische Harpune des Herrn Abbé Marinier Laienbrüder von Ruf, Priester, Mönche, Bischöfe, vielleicht auch Kardinäle, an einem Faden aufgereiht, fischen würde, — wo wäre wohl der Fischer, groß oder klein, saget mir das, der nicht die Harpune mitsamt allem, was daran hinge, entsetzt wieder ins Wasser fallen ließe? — Und dann, Herr Abbé, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie und die Klugen Ihresgleichen frage: Wo ist euer Glaube? Zaudert ihr, Christus zu dienen, aus Furcht vor Petrus? Vereinigen wir uns gegen den Fanatismus, der ihn gekreuzigt hat, und der heute seine Kirche vergiftet, und wenn wir darunter zu leiden haben, so danken wir dem himmlischen Vater dafür: „Beati estis, cum persecuti vos fuerint et dixerint omne malum adversum vos, mentientes, propter me.“‘

Don Paolo Faré sprang auf und umarmte den Redner. Di Leyni blickte ihn an mit Augen, die vor Enthusiasmus leuchteten. Dane, Selva, Don Clemente und der andere Mönch schwiegen verlegen; denn sie fühlten, besonders die drei Geistlichen, daß Minucci zu weit gegangen war, daß seine Sätze über die Extension und die Intensität des Glaubens, über die Furcht vor Petrus des Maßes entbehrten, daß der ganze Ton seiner Rede zu kriegerisch gewesen war und weder mit Danes mystischer Einleitung noch mit Selvas Worten, die den Charakter des vorgeschlagenen Vereins skizzierten, im Einklang standen. Der Genfer Abbé hatte, während Minucci sprach, ihn keinen Augenblick mit seinen kleinen, glänzenden Augen verlassen. Er blickte mit einem Gemisch von Ironie und Mitleid auf Don Paolos Umarmung; dann erhob er sich:

‚Sehr wohl,‘ sagte er. ‚Ich weiß nicht, ob insbesondere mein Freund Dane die Meinungen dieses Herrn teilt. Aufrichtig gesagt zweifle ich ein wenig daran. Der Herr hat von Petrus gesprochen. Nun wohl, mir scheint, man bereitet sich hier darauf vor, Petri Schiff zu verlassen, vielleicht in der Hoffnung, auf den Wellen schreiten zu können. Ich gestehe demütig, daß ich hierzu nicht genug Glauben besitze und unfehlbar ertrinken würde. Ich beabsichtige, in dem Schiff zu bleiben und vielleicht sogar auch noch einige kleine Ruder nach meinem Ermessen in Anwendung zu bringen; denn ich bin, wie der Herr gesagt hat, sehr furchtsam. Es ergibt sich also die Not-

wendigkeit, daß wir uns trennen, und es erübrigt mir nur, Sie um Entschuldigung zu bitten, daß ich gekommen bin. Ich brauche auch einen kleinen Spaziergang für meine dumme Verdauung. — Lieber Freund,' fügte er, sich an Dane wendend, hinzu, ‚auf Wiedersehen im Aniene!'

Und er ging mit vorgestreckter Hand auf Selva zu, um sich zu verabschieden. Sofort drängten sich alle mit Ausnahme von Don Paolo und Minucci an ihn heran, um ihn am Fortgehen zu verhindern. Schweigend beharrte er bei seiner Absicht und wehrte nur die allzu heftig Drängenden, den einen mit einem eisigen Lächeln, den andern mit einem graziös-sarkastischen Wort, den dritten mit einer eleganten Handbewegung ab. Di Leyni wendete sich an Faré und bat ihn durch ein Zeichen, sich den andern anzuschließen; aber der hitzige Don Paolo antwortete ihm durch ein erregtes Achselzucken, durch eine Miene des Unwillens. Inzwischen erhob sich aus der Gruppe, die Marinier umdrängte, eine toskanische Stimme über die andere:

‚Seien Sie gut! Noch ist nichts entschieden. Warten Sie! Ich habe meine Meinung noch nicht gesagt.'

Es war der Skolopianerpater Salvati, der gesprochen hatte, ein Greis mit schneeweißen Haaren, blühendem Gesicht und lebhaften Augen.

‚Noch ist nichts entschieden,' wiederholte er. ‚Ich zum Beispiel bin durchaus für die Union, aber ich will eine Sache, und die Reden, die hier gehalten worden sind, schieben mir eine andere unter. Intellektueller Fortschritt, sehr schön; Erneuerung der Glaubensformeln den Ansprüchen der Zeit gemäß, sehr schön; katholische Reform, ausgezeichnet! Ich gehe mit Raffaello Lambruschini, der ein großer Mann war; ich gehe mit den Pensieri di un solitario; aber was Professor Minucci anbetrifft, so scheint mir der Charakter seiner Reform vor allem intellektuell sein zu sollen, und das, verzeihen Sie . . .'

Hier erhob Dane seine weiße, kleine Damenhand.

‚Verzeihen Sie, Pater!' sagte er. ‚Mein werter Freund Marinier sieht, daß die Diskussion wieder aufgenommen wird. Ich bitte ihn, wieder Platz zu nehmen.'

Der Abbé zog die Brauen ein wenig in die Höhe, lächelte skeptisch und gehorchte. Die andern setzten sich ebenfalls befriedigt nieder. Sie trauten der Diskretion des Abbé nicht, und es wäre ihnen ein großer Schmerz gewesen, wenn er sie ab irato verlassen hätte. Pater Salvati nahm das Wort wieder auf.

Er war dagegen, daß der Reformbewegung ein vorzüglich intellektueller Charakter aufgedrückt würde, nicht sowohl wegen der römischen Gefahr als wegen der Gefahr, eine ungeheure Zahl friedlicher Seelen in ihrem einfältigen Glauben aufzustören. Er wünschte, daß die Union sich vor allem

ein großes moralisches Werk zur Aufgabe stellte, nämlich die Gläubigen zur Ausübung des evangelischen Wortes zurückzurufen. Die Herzen zu erleuchten war seiner Meinung nach die erste Pflicht derjenigen, die da trachteten, die Geister zu erleuchten. Augenscheinlich war es nicht so wichtig, den katholischen Glauben an die Bibel einer rationellen Unterordnung gemäß umzuformen, als den katholischen Glauben in Christi Wort wirksam zu gestalten. Es war nötig, zu beweisen, daß in der Regel Christus von den Gläubigen mit den Lippen geehrt wird, aber das Herz des Volkes ferne von ihm ist; zu beweisen, ein wie großer Platz dem Egoismus gewisser frommer Hitzköpfe gelassen ist, die da glauben, Heilige zu werden. . . .

An dieser Stelle brummten Don Paolo und Minucci:

‚Das gehört nicht hierher.‘

Salvati rief, das gehöre sehr wohl hierher, und sie möchten die Güte haben, abzuwarten. Er fuhr fort, von einer allgemeinen Verderbnis in der Auffassung der christlichen Pflicht in bezug auf die Sucht nach Reichtümern und deren Anwendung zu sprechen, einer Verderbnis, der schwer, sehr schwer wieder zu steuern wäre, da sie unter voller Mitschuld der Geistlichkeit sich seit Jahrhunderten in den christlichen Gemütern verhärtet habe.

‚Die Zeit, meine Herren,‘ rief der alte Mönch, ‚verlangt eine franziskanische Tat. Ich sehe heute kein Anzeichen dafür. Ich sehe alte religiöse Orden, die nicht mehr die Kraft haben, auf die Gesellschaft zu wirken. Ich sehe eine administrative und politische christliche Demokratie, die den Geist des heiligen Franziskus nicht hat, die die heilige Armut nicht liebt. Ich sehe eine Gesellschaft, die franziskanische Studien betreibt — geistiger Zeitvertreib! Ich sollte meinen, daß wir uns zur franziskanischen Tat ermannen müßten. Ich meine, wenn man eine katholische Reform will!‘

‚Aber wie?‘ fragte Faré. Minucci brummte ärgerlich:

‚Das ist nicht das richtige.‘

Selva fühlte, wie die Seelen, die in einem ersten Aufflammen in einander geflossen waren, sich wieder von einander lösten. Er fühlte, daß Dane, Minucci und vermutlich auch Faré, ebenso wie er selbst, beabsichtigten, eine intellektuelle Bewegung ins Leben zu rufen, und daß dieser franziskanische Feuereifer für Zeit und Ort gleich ungelegen gekommen war. Er kam um so ungelegener, als er glühte von lebendiger Wahrheit. Denn das erkannte er an, daß Pater Salvatis Worte ohne Zweifel viel Wahres enthielten, er, der in seinen Gedanken sich häufig mit dem Zweifel herumgeschlagen hatte, ob es nicht zum Besten der Kirche vorteilhafter sei, lieber eine moralische als eine intellektuelle Bewegung hervorzurufen. Aber er fühlte weder in sich die Fähigkeiten zu einem franziskanischen Apostolat, noch sah er sie in seinen Freunden, selbst nicht in dem eifrigsten, in Luigi Minucci,

einem Einsiedler, einem Asketen, der der Menge ebenso feindlich gegenüberstand wie er, Selva, selber. Die Erörterungen Salvatis waren geeignet, zu zerstören, nicht aufzubauen. Giovanni fühlte ein geheimes ironisches Einverständnis zu Marinier führen und auch zu Dane, dessen wenig franziskanische Geschmacksrichtung bekannt war: sein schwer zu befriedigender Gaumen, seine empfindlichen Nerven, seine zärtliche Vorliebe für Schoßhündchen und Papageien. Wenn man irgend etwas erreichen wollte, mußte man einen Ausgleich finden.

‚Der teure Pater Salvati möge mir verzeihen,‘ sagte er, ‚wenn ich bemerke, daß seine vom wärmsten christlichen Geist erfüllte Rede unzeitgemäß ist. Es scheint mir, daß er mit uns in dem Wunsch nach einer katholischen Reform einig ist. Heute abend liegt uns nur ein Vorschlag vor: nämlich eine Art Liga zwischen allen, die den nämlichen Wunsch haben, zu gründen. Wir wollen jetzt darüber beschließen.‘

Der Skolopianer wollte sich nicht ergeben. Eine tatenlose Liga könne er nicht verstehen, und eine Aktion, wie die Intellektuellen sie erstrebten, könne er nicht billigen. Der Genfer Abbé rief:

‚Je l'avais bien dit!‘

Und er erhob sich, um diesmal in allem Ernst fortzugehen. Selva widersetzte sich, schlug vor, die Sitzung aufzulösen, mit dem Hintergedanken, morgen oder späterhin Professor Dane, Minucci, di Leyni und Faré wieder zusammen zu rufen. Mit Salvati war nichts zu machen, und es erschien richtiger, auch Marinier abreisen zu lassen in dem Wahn, daß alles sich zerschlagen hätte. Minucci erriet seinen Gedanken und schwieg, aber der unüberlegte Don Paolo verstand nichts und verlangte lärmend, man solle beraten und umgehend abstimmen. Selva und aus Rücksicht für Selva auch di Leyni hießen ihn abwarten. Aber er tobte, tobte hauptsächlich gegen den Schweizer. Dane und Don Clemente waren unzufrieden; jeder aus einem anderen Grund. Dane war innerlich sehr gereizt gegen Marinier und bereute, ihn mitgebracht zu haben; Don Clemente hätte gern gesagt, daß Pater Salvatis Worte sehr schön und heilig und gar nicht unzeitgemäß gewesen wären; denn vor allem sei es gut, wenn ein jeder nach seiner eigenen, richtig erkannten Bestimmung arbeite, die Intellektuellen auf dem einen Wege, die Franziskaner auf einem andern. Der, welcher ruft, würde schon imstande sein, die Aktion der Berufenen zu vereinigen; die verschiedensten Richtungen könnten sehr wohl in der Liga zusammen vertreten sein. Das alles hätte er gern gesagt, aber er war nicht bereit und ließ den richtigen Moment vorbeigehen, auch aus einer gewissen geistigen Schamhaftigkeit, aus Furcht, nicht gut zu sprechen, aus Rücksicht gegen Selva, der augenscheinlich ein Ende zu machen wünschte. Und es war zu Ende; alle außer Dane und Giovanni standen auf und gingen hinaus auf die Terrasse.

Abbé Marinier beabsichtigte, sich am nächsten Tag nach Santa Scolastica und dem Sacro Speco zu begeben, dann vielleicht über Olevano und Palestrina, einem ihm neuen Wege, nach Rom zurückzukehren. Wer konnte ihm wohl Auskunft darüber geben? Don Clemente vermochte es. Es war derselbe Weg, den er, von Subiaco kommend, gemacht hatte. Er mußte dort hinuntergehen, ein wenig weiter nach links, bei der Brücke von S. Mauro den Aniene überschreiten, sich dann nach rechts wenden und die Berge von Affilani gerade gegenüber hinaufsteigen. Voller Blütenduft kam die Luft aus der engen Schlucht, aus der der brausende Fluß unterhalb der Klöster herausströmt. Über dem großen, schwarzen Berge zitterten zwei Sterne. Minucci machte di Leyni darauf aufmerksam. ‚Sehen Sie,‘ sagte er, ‚wie diese zwei kleinen Sterne blitzen! Dante würde sagen, die Flämmlein des heiligen Benedetto und der heiligen Scolastica, die blitzen, weil sie im Schatten eine Seele erblicken, die ihnen gleicht.‘

‚Sie sprechen von Heiligen,‘ meinte Marinier, indem er näher trat. ‚Ich habe vor kurzem gefragt, ob Sie einen Heiligen haben, und habe Ihnen gewünscht, einen zu besitzen. Das sind Redensarten; denn ich weiß sehr wohl, daß Sie keinen haben. Wenn Sie einen hätten, so würde Ihr Heiliger in Bälde entweder von der Polizei eine Verwarnung bekommen oder von der Kirche nach China verschickt werden.‘

‚Nun?‘ erwiderte di Leyni. ‚Und wenn er verwarnt worden wäre?‘

‚Wenn er heut verwarnt worden wäre, so würde er morgen ins Gefängnis geführt werden.‘

‚Nun?‘ entgegnete der junge Mann. ‚Und St. Paul, Herr Abbé?‘

‚O mein Lieber, St. Paul, St. Paul . . .!‘

Mit diesem Rückhalt wollte Abbé Marinier vermutlich sagen, daß St. Paul eben St. Paul sei. Der andere dachte statt dessen, daß Marinier eben Marinier sei. Don Clemente bemerkte, daß man doch keinesfalls alle Heiligen nach China verschicken könnte. Warum sollte der zukünftige Heilige nicht ein Laie sein?‘

‚Das ist meine Meinung,‘ rief Pater Salvati.

Umgekehrt hielt es der Enthusiast Don Faré für ausgemacht, daß es das Kirchenoberhaupt sein müsse. Der Abbé lachte. ‚Eine ebenso einfache wie vortreffliche Idee,‘ sagte er. ‚Aber ich höre den Wagen, der uns abholt, Dane, mich und wer sonst noch mit uns nach Subiaco will; deswegen gehe ich jetzt, um mich von Herrn Selva zu verabschieden.‘

Er beugte sich über die Brüstung und pflückte einen Zweig von dem auf der unteren Terrasse gepflanzten Olivenbaum.

‚Den müßte ich ihm eigentlich überreichen,‘ sagte er. ‚Und Ihnen desgleichen, meine Herren!‘ fügte er mit einer anmutigen Bewegung lächelnd hinzu. Und er verließ die Terrasse.

Man hörte in der Tat unten auf der Straße das Geräusch eines zweispännigen Wagens, der, von Subiaco kommend, um den Felsen bog, auf dem die Villa lag, und vor dem Gitter hielt. Wenige Augenblicke darnach traten Maria Selva und Dane mit seinem großen, weiten Mantel und seinem riesigen, schwarzen Schlapphut auf die Terrasse. Giovanni und der Abbé folgten.

‚Wer kommt mit uns?‘ fragte Dane.

Niemand antwortete. Man hörte durch das Geräusch des Aniene unten Stimmen und Schritte, die vom Gitter zur Villa emporstiegen. Minucci, der an der Ostseite der Terrasse stand, blickte herunter und sagte:

‚Damen. Zwei Damen.‘

Maria zitterte. ‚Zwei Damen?‘ fragte sie. Sie lief an die Brüstung und sah zwei helle Gestalten, die langsam heraufstiegen und eben an der ersten Biegung des steilen Fußweges angelangt waren. Es war nicht möglich, ihre Formen zu unterscheiden; sie waren noch zu tief unten, und es war schon zu dunkel. Giovanni meinte, es handle sich wahrscheinlich um Personen, die in den ersten Stock wollten, um die Hausbesitzer zu besuchen. Professor Dane lächelte geheimnisvoll.

‚Sie könnten ja auch in den zweiten wollen,‘ sagte er. Maria rief:

‚Sie wissen etwas‘ und schrie herunter:

‚Noëmi! Est-ce vous?‘

‚Noëmis helle Stimme erwiderte:

‚Oui, c’est nous!‘

Man hörte eine andere Stimme laut sagen:

‚Was für ein Kindskopf! Du solltest doch schweigen!‘

Maria stieß einen kleinen Freudenschrei aus, verschwand und lief die Wendeltreppe herunter.

‚Sie wußten davon, Professor Dane?‘ fragte Selva. Ja, Dane wußte davon; er hatte Frau Dessalle, die er früher in ihrer Villa in Venetien, in der Villa mit den Fresken des Tiepolo, gekannt hatte, in Rom getroffen. Ihr Bruder, Herr Carlino Dessalle, war in Florenz geblieben. Sie und Fräulein d’Arxel planten eine Überraschung und hatten ihm verboten, davon zu sprechen. Der Name Dessalle rief Selva blitzschnell ins Gedächtnis, was ihm im Augenblick entfallen war: Don Clementes Anwesenheit, die Möglichkeit, daß er der verschwundene Geliebte dieser Frau wäre, die Notwendigkeit, eine Begegnung zu verhüten, die für beide Teile gleich schrecklich werden konnte. Von dem Zwiegespräch zwischen seiner Frau und dem Pater wußte er natürlich nichts. Inzwischen hörte man Maria im Sturm den Fußsteig hinunterlaufen; dann erklangen Ausrufe und freudige Begrüßungen. Dane, der wegen des allzu langen Aufenthalts auf der Terrasse unruhig wurde, schlug vor, herunterzugehen. Die Damen hätten sich sicher des Wagens

bedient, der ihn abholen sollte. Auch Don Clemente schien sehr unruhig. Selva, seine eigene Bewegung beherrschend, faßte ihn eilends unter dem Arm.

‚Wenn Sie sich mit den Damen nicht erst abgeben möchten,‘ sagte er, ‚so folgen Sie mir schnell, und ich führe Sie an dem Kasino vorbei auf den oberen Fußweg!‘ Damit schien der Mönch sehr zufrieden, und die beiden entfernten sich in großer Eile, der Benediktiner sogar ohne Gruß.

‚Es ist auch sehr spät geworden,‘ sagte er. ‚Ich habe dem Abt, als ich ihn um Urlaub bat, gesagt, daß ich um halb zehn wieder zurück sein würde.‘

Im Laufschritt eilten sie die Wendeltreppe herunter; aber als sie auf den kleinen Platz mit den Akazien heraustraten, setzte Jeanne Dessalle mit Maria und Noëmi von der andern Seite eben den Fuß darauf.

Es war unter den Akazien nicht so dunkel, daß Maria in den beiden Schatten, die aus ihrem Hause traten, nicht ihren Gatten und Don Clemente erkannt hätte. Sie ging neben Jeanne vor ihrer Schwester her und bog schnell nach rechts, ihre Nachbarin mit sich ziehend, auf das kleine Häuschen zu, das ein Anhängsel der Villa ist und mit dem Rücken dagegen steht. Als Selva diese Bewegung seiner Frau bemerkte, flüsterte er seinerseits sofort dem Mönch zu: ‚Gehen Sie geradeaus herunter, schnell!‘

Aber es mißlang.

Es mißlang, weil Noëmi, die erstaunt war, ihre Schwester nach rechts abbiegen zu sehen, stehen blieb und ausrief:

‚Wohin geht ihr?‘

Und weil Don Clemente, anstatt vorüberzugehen und hinunterzusteigen, — vielleicht weil er diese Dame auf seinem Weg hatte stillstehen sehen, — auf den Gärtner zuging, der im dunkelsten Winkel des kleinen Platzes, wo die Seitenwand des Hauses mit dem Berg zusammenstößt, auf ihn gewartet hatte. Er rief: ‚Benedetto!‘ und wendete sich an Selva: ‚Könnten Sie ihm nicht den kleinen Garten zeigen?‘ Giovanni erwiderte: ‚Um diese Zeit?‘, während seine Frau leise zu Noëmi sagte: ‚Es sind Fremde da, die gerade aufbrechen; wir wollen sie vorüberlassen und hier beim Gartenhaus warten.‘ Und gleichzeitig gab sie ihr mit dem Kopf ein so deutliches Zeichen, daß die Dessalle es bemerkte und sofort ein Geheimnis witterte.

‚Weshalb?‘ fragte sie. ‚Sind sie so schrecklich?‘ Und sie verlangsamte ihre Schritte. Noëmi, die die Absicht ihrer Schwester verstanden hatte, ohne ihre geheimen Gründe zu erraten, legte einen allzu verdächtigen Eifer an den Tag, um sie zu unterstützen, faßte beide Gefährtinnen um die Taille und zog sie zum Gartenhaus. Jeanne Dessalle hatte eine instinktive Regung von Widersetzlichkeit, drehte sich unversehens um mit der Frage: ‚Was willst du?‘ und bemerkte Selva, der ihnen entgegen kam, rasch grüßte und die Arme ausbreitete, wie um Don Clemente zu verstecken, der, vom Gärtner

gefolgt, eilig kaum fünf Schritte weit an Jeanne vorüberging und den Weg nach abwärts einschlug.

Noëmi, die bei ihres Schwagers Gruß sich ebenfalls umgedreht hatte, lief auf ihn zu, um ihn zu umarmen.

Als Selva sich aus Noëmis Umarmung gelöst, streckte er Jeanne die Hand entgegen, die, ohne es zu bemerken, abwesend einige unverständliche Worte der Begrüßung murmelte. In diesem Augenblick traten Dane, Marinier, Faré, di Leyni und der Pater Salvati aus der Villa. Die beiden Selva gingen ihnen entgegen, Noëmi und die Dessalle abseits stehen lassend. Der Abschied dauerte ziemlich lange. Dane sprach den Wunsch aus, auch die Dessalle zu begrüßen. Maria sah sie nicht mehr an dem Platz, an dem sie sie verlassen hatte, und nahm an, daß sie und Noëmi an ihnen vorbei in das Haus gegangen seien. Sie übernahm es, die Grüße des Professors auszurichten. Als endlich die fünf, von Giovanni begleitet, herunterstiegen, hörte man Noëmi rufen: ‚Maria!‘

Ein besonderer Ton in der Stimme der Schwester sagte ihr, daß etwas vorgefallen sein müsse. Sie lief eilig hinzu. Auf einem Holzstoß in der Ecke des Gartens, die der Gärtner von Santa Scolastica fünf Minuten vorher verlassen hatte, saß Frau Dessalle und wiederholte immer wieder mit schwacher Stimme: Es ist nichts, gar nichts; laß uns jetzt hineingehen, laß uns hineingehen.‘

Am ganzen Leibe zitternd erzählte Noëmi, daß ihre Freundin plötzlich, während die Herren sich unterhielten, ohnmächtig geworden sei, und daß es ihr die größte Mühe gekostet habe, sie bis zu diesem Holzstoß zu schleppen.

‚Laß uns gehen, laß uns gehen!‘ wiederholte Jeanne und machte eine Kraftanstrengung, um sich zu erheben. Von den beiden gestützt schleppte sie sich bis zum Eingang der Villa, setzte sich auf die Stufe und wartete auf etwas Wasser, an dem sie dann kaum nippte. Etwas anderes wollte sie nicht, und bald war sie so weit wieder hergestellt, daß sie ganz langsam die Treppe hinaufgehen konnte. Aber die Magd, die mit dem Licht voranging, wurde beinahe selbst ohnmächtig, als sie beim Umwenden diesen irrenden Blick, diese weißen Lippen, diese unheimliche Blässe sah. Sie führten sie in den kleinen Salon zum Sofa. Und nach einem Augenblick des Schweigens mit geschlossenen Augen konnte sie, sogar mit einem Lächeln, Frau Selva sagen, daß es nur die Folge der Anämie sei, an der sie leide, und daß sie daran gewöhnt sei. Noëmi und Maria sprachen leise mit einander. Jeanne hörte das Wort ‚Zu Bett‘ und nickte mit einem dankbaren Blick Zustimmung. Maria hatte für sie und Noëmi das beste Zimmer der kleinen Wohnung bestimmt, das Eckzimmer gegenüber von Giovannis Arbeitszimmer auf der anderen Seite des Korridors. Während Jeanne an Noëmis Arm mühsam

hinüberging, kam Selva, der die Freunde bis zum Gitter begleitet hatte, zurück. Seine Gattin hörte seinen Schritt auf der Treppe, ging ihm entgegen und hielt ihn zurück. Sie sprachen im Dunkeln, mit leiser Stimme. Er war es also; aber wie hatte sie ihn erkannt? Nun, Giovanni hatte wohl versucht, sich in dem gefährlichen Augenblick zwischen die Dame und Don Clemente zu stellen, auch war der Mönch fast im Laufschritt davongeeilt. Aber er habe gleich Verdacht gehabt, denn die Dessalle habe kaum seinen Gruß beantwortet, ihm nicht die Hand gereicht und sei wie eine Statue stehen geblieben. Auch der Pater sei unruhig geworden, als er auf der Terrasse gehört habe, daß Frau Dessalle angekommen sei; dann habe er den lebhaften Wunsch gezeigt, ihr aus dem Wege zu gehen; er war jedoch völlig Herr seiner selbst geblieben. O ja, völlig Herr seiner selbst! Das war auch Marias Meinung, die ihre Unterhaltung mit ihm unten an der Treppe erzählte. Mann und Frau stiegen langsam herauf, ergriffen von diesem seltsamen Drama, von diesem tödlichen Schmerz der armen Frau, von dem furchtbaren Eindruck, den auch er schließlich empfangen haben mußte, von der Nacht, die alle beide verbringen würden. Und sie erwogen, was der Morgen bringen, was er, was sie tun würde.

‚Für diese Dinge ist es gut, zu beten, nicht wahr?‘ sagte Maria.

‚Ja, Liebe, es ist gut! Beten wir, daß sie verstehen mögen, ihre Liebe und ihren Schmerz Gott zu weihen!‘ erwiderte ihr Gatte.

Hand in Hand traten sie in das eheliche Schlafzimmer, das durch einen schweren Vorhang in zwei Teile geteilt war. Sie traten an das Fenster, blickten zum Himmel auf, beteten schweigend. Ein Windstoß fuhr gleich einem Klageruf durch die Eiche, die über dem Kirchlein Santa Maria della Febbre hängt.

‚Armes Geschöpf!‘ sagte Maria. Ihr und ihrem Gatten schien es, als liebten sie einander noch zärtlicher als sonst, und dennoch empfanden beide, ohne es auszusprechen, daß ein Etwas sie von dem Kuß der Liebe zurückhielt.

— — — — — — — — — — — —

Noëmi hatte kaum die Zimmertür hinter sich geschlossen, als Jeanne ihr um den Hals fiel und in rückhaltloses Schluchzen ausbrach. Die arme Noëmi, die aus der Wirkung, die sie gesehen, begriffen hatte, daß der Geistliche, der so eilig an ihrer Freundin vorbei gegangen, Maironi gewesen war, verging vor Mitleid. Sie sprach zu ihr Worte glühendster, innigster Zärtlichkeit, mit einer Stimme wie jemand, der ein krankes Kind liebkost. Jeanne antwortete nicht; sie schluchzte nur.

‚Vielleicht ist es besser, Liebe,‘ wagte Noëmi zu sagen, ‚vielleicht ist es besser, daß du es weißt, daß du dich keinen Täuschungen mehr hingeben kannst! Es ist vielleicht besser, daß du ihn in diesem Gewand gesehen hast.‘

Diesmal klang durch das Schluchzen ein so leidenschaftliches: ‚Nein, nein, nein,‘ so seltsam in seiner Wildheit, in die sich kaum etwas wie Schmerz mischte, daß sie einen Augenblick sprachlos blieb. Dann aber fuhr sie etwas zaghafter mit ihren Tröstungen fort:

‚Doch, Liebe, doch, da es nun einmal unwiderruflich ist . . .!‘

Jeanne hob ihr tränengebadetes Gesicht.

‚Begreifst du nicht? Er ist es nicht,‘ sagte sie. Noëmi löste sich aus ihren Armen, starr vor Staunen.

‚Wie, er ist es nicht? Und das alles nur, weil er es nicht ist?‘

Wieder fiel Jeanne ihr um den Hals. ‚Es ist nicht der Mönch, der an mir vorbeiging,‘ sagte sie schluchzend; ‚der andere ist es.‘

‚Welcher andere?‘

‚Der Mann, der ihm folgte, der mit ihm fortging.‘

Noëmi hatte diesen Mann nicht einmal bemerkt. Jeanne umschlang mit einem konvulsivischen Lachen ihren Hals, daß sie fast erstickte.

III.

Stürmische Nächte.

Mit geheimer Furcht fragte sich Don Clemente, während sie zu dem Gartengitter hinuntergingen: Ob er sie erkannt hat? Und wenn er sie erkannt hat, welchen Eindruck hat dieses Erkennen auf ihn gemacht? Beim Gitter angelangt wandte er sich nach demjenigen um, den er mit Benedetto angeredet hatte; er sah ihm forschend ins Gesicht; ein hageres, bleiches, intellektuelles Gesicht. Er las keine Unruhe darauf. Diese Augen blickten ihn fest, fast erstaunt an, als wollten sie fragen: Warum siehst du mich an? Der Mönch dachte: Vielleicht hat er sie nicht erkannt oder er vermutet vielleicht, ich wisse nichts von ihrer Ankunft. Er legte seinen Arm in den des Gefährten, und ihn an sich ziehend schlug er schweigend den Weg links, in der Richtung der brausenden dunklen Schlucht des Aniene ein. Sie hatten erst wenige Schritte unter den Bäumen, die die Straße einfassen, gemacht, als er zu ihm mit viel größerer Innigkeit, als zu den gleichgültigen Worten passen wollte, sagte: ‚Du fragst mich nicht nach der Versammlung?‘

Jener antwortete: ‚Ja, erzählen Sie mir!‘

Die Stimme klang matt und wunschlos. Don Clemente sagte sich: ‚Er hat sie erkannt‘ und sprach wie jemand, dessen Gedanken anderswo sind, ohne Wärme, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Sein Begleiter unterbrach ihn nicht ein einziges Mal durch Fragen oder Zwischenbemerkungen.

‚Man ging auseinander,‘ sagte er, ‚ohne irgend etwas zu beschließen, auch weil Gäste ankamen. So habe ich nicht einmal deinetwegen mit Herrn

Giovanni etwas verabreden können. Aber morgen, glaube ich, werden wir entweder alle oder nur ein Teil von uns noch einmal zusammenkommen. Und du,' fügte er zögernd hinzu, ‚möchtest du wieder mitkommen oder nicht?'

Benedetto antwortete in demselben leisen Ton wie vorher und ohne stehen zu bleiben:

‚Bleiben die Fremden, die ich gesehen habe, dort?'

Don Clemente drückte zärtlich seinen Arm. ‚Ich weiß es nicht,' sagte er. Und ihn wieder drückend fügte er innig hinzu: ‚Wenn ich gewußt hätte . . .!'

Benedetto öffnete den Mund, wie um zu sprechen; aber er unterdrückte, was er sagen wollte. Sie setzten schweigend ihren Weg fort in der Richtung der beiden schwarzen Bergwände am Eingang der tosenden Schlucht. Als sie die Landstraße verlassen hatten, die, wo die Brücke über den Aniene führt, nach San Mauro abbiegt, schlugen sie den steilen Klosterpfad ein, der an der linken Bergwand aufsteigt. Die ungeheure schräge Felswand vor ihnen erschien in diesem Augenblick Don Clemente wie das drohende Symbol einer dämonischen Macht, die sich Benedetto in den Weg stellte, und wie ein drohendes Symbol erschien ihm auch die zunehmende Dunkelheit, und drohend klang ihm das zunehmende dumpfe Gebrause des Flusses in der Einsamkeit.

Als sie an der Betkapelle von San Mauro vorüber waren, da, wo der Klosterpfad sich an der linken Bergseite zu der Madonnina dell' Oro hinaufschlängelt und ein anderer Saumpfad über die Ruinen der neronianischen Termen geradeaus in die Schlucht hineinführt, löste Benedetto seinen Arm sanft aus dem des Mönches und blieb stehen.

‚Hören Sie, Vater,' sagte er, ‚ich muß mit Ihnen sprechen! Vielleicht ein wenig lange.'

‚Ja, Lieber, aber es ist spät! Laß uns hineingehen in das Kloster!'

Benedetto wohnte in dem Pilgerhospiz, dem ländlichen Hause, in dem sich auch die Ställe von Santa Scolastica befinden. Der Zugang ist durch einen Vorhof, der durch ein großes Gitter von der Hauptstraße abgetrennt ist. Durch ein kleines Gitter steht es mit dem Klostergang in Verbindung, der von der Straße zur Kirche und zu dem zweiten der drei Klöster führt.

‚Ich möchte heute nacht nicht in das Kloster gehen, mein Vater!' sagte er.

‚Du möchtest nicht hereinkommen?'

Schon zu verschiedenen Malen hatte Benedetto in den drei Jahren, die er im freiwilligen Dienst des Klosters zubrachte, von Don Clemente die Erlaubnis erlangt, die Nacht außerhalb des Klosters auf dem Berge im Gebet zu verbringen.

Der Meister glaubte zu verstehen, daß für den Schüler wieder eine jener furchtbaren Prüfungen gekommen sei, die ihn trieben, seinem ärmlichen Lager und den eingeschlossenen Schatten, die, Mitschuldige des Bösen, seine Phantasie peinigten, zu entfliehen.

‚Hören Sie mich an, Vater!‘ sagte Benedetto. Sein Ton war so entschlossen, ließ Don Clemente den so bedeutungsvollen Ernst der kommenden Worte ahnen, daß es diesem wie ein Unrecht schien, noch weiter auf der vorgerückten Stunde beharren zu wollen. Von oben dröhnten jetzt Hufschläge von Maultieren, die ihnen entgegen kamen. Sie traten beide hinaus auf das kleine, grasbewachsene Plateau, das bescheidene Baureste aus der neronianischen Glanzzeit aufweist gegenüber den einzelliegenden Triumphbogen in dem wilden Buchenhain auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses, die einstmals Teile der vereinigten Thermen bildeten, durch die jetzt das Flußbett des Aniene eine tiefe Furche zieht. Oberhalb dieser Bogen hatte der teuflische Priester gehaust und die Sünderinnen, die den Jüngern des heiligen Benedikt nachstellten. Der Mönch dachte an Jeanne Dessalle. Dort, am Ausgang der Schlucht, hoch über dem Monte Preclaro und dem Monte Jenne Vecchio funkelten die beiden Sterne, von denen man auf der Terrasse der Selva als von heiligen Gestirnen gesprochen hatte.

Sie warteten, daß die Maultiere vorüberkämen. Als sie vorüber waren, umarmte Benedetto seinen Lehrer in stummem Schweigen. Don Clemente fühlte mit Staunen, wie er an allen Gliedern bebte, sein ganzer Körper von konvulsivischen Zuckungen durchschüttelt wurde. Er glaubte, daß es der Anblick jener Frau gewesen sei, der ihn so erregt habe. Und er wiederholte:

‚Mut, mein Teurer, Mut! Es ist eine Prüfung, die der Herr dir schickt.‘

Benedetto murmelte:

‚Es ist nicht das, was Sie denken.‘

Und nachdem er sich wieder gefaßt hatte, bat er den Meister, sich auf ein altes Stück Mauerrest zu setzen, während er selbst im Grase davor niederkniete und die gekreuzten Arme dagegen stützte.

‚Seit dem heutigen Morgen,‘ sagte er, ‚habe ich Zeichen, daß der Herr abermals etwas mit mir vor hat; aber ich kann nicht verstehen, was es ist. Sie wissen, was mir vor drei Jahren in jenem Kirchlein begegnete, in dem ich betete, während mein armes Weib im Sterben lag.‘

‚Sprichst du von deiner Vision?‘

‚Nein, vor der Vision, mit geschlossenen Augen hatte ich in meinen Augenlidern die Worte der Marta gelesen: „Magister adest et vocat te.“ Heute morgen, während Sie die Messe lasen, habe ich bei der Eleva-

tion dieselben Worte in meinem Innern gesehen. Ich glaubte an ein mechanisches Auftauchen von Erinnerungen. Nach der Kommunion hatte ich einen Augenblick der Beklemmung; mir schien, Christus spräche zu meiner Seele: „Verstehst du nicht? Verstehst du nicht? Verstehst du nicht?“ Ich verbrachte den Tag in beständiger Erregung, obwohl ich versuchte, mich mit der Arbeit im Garten mehr als gewöhnlich zu ermüden. Am Nachmittag las ich ein wenig unter der Eiche, wo die Väter sich zu versammeln pflegen. Ich hatte den heiligen Augustinus bei mir: „De opere monachorum.“ Oben auf der Straße gingen Leute im lauten Gespräch vorüber. Mechanisch blickte ich auf. Dann, ich weiß nicht warum, anstatt in meiner Lektüre fortzufahren, schließe ich das Buch und fange an nachzudenken. Ich dachte an das, was der heilige Augustin über die manuellen Arbeiten der Mönche schreibt; ich dachte an die Regel des heiligen Benedikt, an Rancé und wie man im Benediktinerorden zu der Handarbeit zurückkehren könnte. Und in einem Augenblick der Müdigkeit war es mir, obwohl mir die unermeßliche Größe Sankt Augustins im Herzen stand, als höre ich von der obengelegenen Straße deutlich eine Stimme rufen: „Magister adest et vocat te.“ Mag es eine Täuschung gewesen sein, eine Reminiszenz aus dem hl. Augustin, eine unbewußte Erinnerung an das „Tolle, lege“; ich sage nicht, daß es nicht so war, aber ich zitterte, ich zitterte über und über wie Espenlaub. Und der bange Zweifel stieg in mir auf: Will der Herr mich zum Mönche haben? Sie wissen es, mein Vater, denn ich habe wohl schon zwei- oder dreimal Ihnen davon gesprochen, daß das mit dem Ende meiner Vision, wenigstens in bezug auf eine Sache, in Einklang stehen würde! Ich habe Ihnen aber auch gesagt, als Sie, wie Don Giuseppe Flores mir rieten, nicht an die Vision zu glauben, daß eben dies für mich ein Grund war, nicht daran zu glauben, nicht nur weil ich mich unwürdig zu dem Amt des Priesters fühle, sondern mehr noch, weil es mir seltsam widerstrebt, in irgend einen religiösen Orden einzutreten. Dennoch, wenn Gott es von mir verlangte! Wenn diese große Abneigung vielleicht eine Prüfung wäre? Ich wollte mit Ihnen davon sprechen, als wir zu den Selvas gingen. Aber Sie waren so eilig, es war nicht möglich. Dort, auf dem Holzstoß, unter den Akazienbäumen, empfing ich das letzte Zeichen. Ich war müde, so müde, daß ich mich auf fünf Minuten vom Schlafe überwältigen ließ. Ich träumte, daß ich mit Don Giuseppe Flores unter den Bogengängen des hängenden Hofes in Praglia lustwandelte. Weinend sagte ich zu ihm: „Hier ist es, hier ist es geschehen.“ Und Don Giuseppe antwortete mir mit so viel Innigkeit: „Ja, aber denken Sie nicht daran; denken Sie daran, daß der Herr Sie ruft!“ Und ich entgegnete: „Aber wohin, wohin ruft er mich?“ so voller Angst, daß ich erwachte. Ich hörte eine Stimme von oben aus dem Hause

rufen. Unten im Garten ertönte die Antwort in französischer Sprache. Ich sah eine Dame aus der Villa herauseilen; ich hörte, wie sie sich mit den Neuangekommenen begrüßte; ich hörte jene Stimme. Ich erkannte sie nicht gleich mit Sicherheit. Aber dann, als die Stimmen näher kamen, zweifelte ich nicht mehr. Sie war es. Einen Augenblick erschrak ich, aber wirklich nur einen Augenblick. Dann verbreitete sich eine große Helle in meinem Geiste.'

Benedetto erhob sein Gesicht und die gefalteten Hände. Seine Stimme loderte auf in mystischer Glut.

‚Magister adest,' sagte er. ‚Verstehen Sie? Der göttliche Meister war mit mir; ich hatte nichts zu fürchten, mein Vater! Ich fürchtete nichts, nicht sie und nicht mich. Ich sah sie heraufkommen zu dem kleinen Vorplatz. Mein Gedanke war: Wenn wir uns allein begegnen, spreche ich zu ihr wie zu einer Schwester, ich bitte sie um Verzeihung; Gott wird mir vielleicht für sie ein Wort der Wahrheit eingeben; ich werde sie lehren, für ihre Seele zu hoffen und für die meine nicht zu fürchten.'

Don Clemente konnte nicht länger an sich halten. Er unterbrach ihn: ‚Nein, nein, nein, mein Sohn!' sagte er beinahe entsetzt, seinen Kopf zwischen seine beiden Hände nehmend. Er überlegte gerade, wie eine solche Begegnung zu vermeiden, Benedetto zu entfernen sei. Die Selvas, die Selvas! Man mußte die Selvas benachrichtigen.

‚Ich verstehe, daß Sie in diesem Sinne zu mir sprechen,' fuhr Benedetto bekümmert fort; ‚aber wenn ich ihr begegne, sollte ich da nicht versuchen, sie von meinem Wohle zu unterrichten, wie ich versuchte, sie das Unglück wissen zu lassen? Und haben Sie mich nicht gelehrt, Gott über Alles lieben und das eigne Seelenheil allem voransetzen, daß diese beiden Dinge nicht zusammen gehen? Daß, wenn man liebt, man nie an sich selbst denkt? Daß man nichts anderes ersehnt, als den Willen des Geliebten auszuführen, und daß man wünscht, daß alle es täten? Daß, wer so handelt, sicher den Weg zur Ewigkeit findet; wer aber immer um das Heil der eigenen Seele besorgt ist, Gefahr läuft, es zu verlieren?'

‚Wohl, wohl, Liebster!' antwortete der Priester, seinen Kopf zärtlich streichelnd. ‚Du aber gehst morgen nach Jenne und bleibst dort, bis ich dich zurückrufe! Ich gebe dir einen Brief für den Erzpriester mit; er ist ein guter Mensch, und du wirst bei ihm bleiben. Hast du verstanden? Und jetzt gehen wir heim ins Kloster, denn es ist spät.'

Er erhob sich und hieß Benedetto aufstehen.

Über ihren Häuptern schlug die Turmuhr von Santa Scolastica die Stunde. War es zehn Uhr? War es elf? Don Clemente hatte versäumt, die ersten Schläge mitzuzählen, und er fürchtete das Schlimmste. Ihm war

bei den verschiedenen auf ihn einwirkenden Erregungen das Maß für die Zeit verloren gegangen. Wer konnte das voraussehen? Und was würde nun geschehen? Sie verließen den grasbewachsenen Platz und wandten sich dem steilen, steinigen Saumpfad zu; schweigend schritten sie dahin, Don Clemente voran, Benedetto dicht hinter ihm, die Seele beider in wildem Aufruhr, und ihren Gedanken antwortete nur das dumpfe Brausen des Aniene. Und hier, an einer Biegung, die fernen Lichter von Subiaco. Nur wenige. So ist es vielleicht elf Uhr? Gleich wird die schwarze Einfassungsmauer von Santa Scolastica vor den Wanderern auftauchen. Durch wieviel verborgene Wege, denkt Benedetto, hat Gott ihn nicht geführt, von den Loggien in Praglia, wo Jeanne ihn versucht und besiegt hat, bis zu diesem mühevollen Aufstieg in der Finsternis, zu einem anderen heiligen Ort, und sie in der Nähe und sein Herz auf Christum gegründet! Indessen kämpfte in diesem Engpaß bei Don Clemente die praktische Klugheit, die hier so dringend geboten, mit der idealen Frömmigkeit, die er seinem geliebten Schüler in stillen Zeiten gelehrt, um seinen nicht mehr so festen Willen; die erstere, naheliegende, mit gebieterischer Gewalt, die letztere aus der Ferne nur mit ihrer strengen und traurigen Schönheit. Die beiden ‚heiligen Gestirne' hoch über der schwarzen Ecke der Einfassungsmauer blickten gerade auf ihn, so dünkte ihm, streng und traurig nieder. O unreine Erde, dachte er, traurige Erde! Und vielleicht unreine Klugheit, traurige Klugheit, die irdische Klugheit!

Bei der Ecke angelangt bogen die beiden Wanderer nach links um, dem dumpfen Brausen des Aniene den Rücken wendend. Sie gingen an dem großen Gitter des Klosters vorbei und gelangten, um die zweite Ecke der Einfassungsmauer biegend, durch einen dunklen Gang, der unter der Bibliothek läuft, zu einer kleinen Tür. Don Clemente läutete. Sie mußten eine Weile warten, denn um neun oder wenig später werden alle Schlüssel des Klosters dem Abt überbracht.

‚Also erlauben Sie mir, draußen zu bleiben?' fragte Benedetto.

Die früheren Male, als der Meister es ihm erlaubt hatte, war er auf die nackten Berghänge des Collo Lungo gestiegen, die das Kloster überragen, oder auf diejenigen von Taleo oder den steinigen Abhang, den man durchquert, wenn man von der Kapelle der Santa Crocella zum Walde des Sacro Speco gelangen will, um die Nacht im Gebet zu verbringen.

Der Meister zögerte ein wenig; er hatte nicht mehr daran gedacht. Und der Schüler war ihm an diesem Tage noch hagerer, noch blutloser als gewöhnlich erschienen; er fürchtete für seine Gesundheit, die durch die Anstrengungen der ländlichen Arbeit, die Bußübungen, das beschwerliche Leben schon etwas gelitten hatte. Er sagte es ihm.

‚Denken Sie nicht an meinen Körper!‘ flehte der junge Mann demütig und eifrig. ‚Mein Körper ist unendlich fern von mir! Fürchten Sie nur, daß ich nicht das Mögliche tue, um den göttlichen Willen zu erkennen!‘

Er fügte hinzu, daß er auch beten würde, um Klarheit über die heutige Begegnung zu erhalten, und daß er Gott niemals so gefühlt habe wie beim Gebet des Nachts auf den Bergen.

Der Meister nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf die Stirn.

‚Geh!‘ sagte er.

‚Und Sie werden für mich beten?‘

‚Ja, nunc et semper.‘

Schritte im Gang. Ein Schlüssel dreht sich im Schloß. Wie ein Schatten entschwindet Benedetto.

Der gute alte Bruder Antonio, des Klosters Pförtner, öffnete, tat nicht desgleichen, als ob er auch Benedetto erwartet hätte, und teilte mit jenem würdevollen Respekt, in dem seine Unterwürfigkeit als Untergebener und sein Bewußtsein als alter redlicher Hausgenosse zusammenschmolzen, Don Clemente mit, daß der Pater Abt ihn in seinem Zimmer erwarte. Don Clemente stieg mit einer Handlaterne zu dem großen Korridor empor, an dem die Wohnung des Abtes und gleich daneben seine eigene Zelle lag.

Der Abt, Pater Omobono Ravasio aus Bergamo, erwartete ihn in einem kleinen, durch ein elendes Petroleumlämpchen dürftig erleuchteten Salon. Der kleine Salon in seiner ernsten, klösterlichen Einfachheit bot nichts Ungewöhnliches außer einem Gemälde von Morone, einem schönen, männlichen Bildnis, zwei kleinen Tafeln mit Engelsköpfen in der Art des Luini und einem mit Noten bedeckten Flügel. Der Abt, der für Bilder, Musik und Schnupftabak schwärmte, widmete einen großen Teil der spärlichen Zeit, die ihm seine religiösen Pflichten und Verwaltungssorgen ließen, Mozart und Haydn. Er war intelligent, ein wenig bizarr und gesättigt mit literarischer, philosophischer und religiöser Kultur, die aber verächtlich vor dem Jahre 1850 Halt machte. Er war klein, silberhaarig und hatte ein geistreiches Gesicht. Gewisse derbe Angewohnheiten, eine gewisse bäurische Vertraulichkeit hatte die Mönche, die an die auserlesen vornehmen Manieren seines Vorgängers, eines adligen Römers, gewöhnt waren, in Erstaunen versetzt. Er kam von Parma und hatte erst vor drei Tagen sein Amt angetreten.

Don Clemente kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hand.

‚Was für Sitten habt ihr denn in Subiaco?‘ fragte der Abt. ‚Schlägt's bei euch um elf Uhr erst zehn?‘

Don Clemente entschuldigte sich. Einer Pflicht der Barmherzigkeit wegen habe er sich verspätet. Der Abt forderte ihn auf, sich zu setzen.

‚Mein Sohn,‘ sagte er, ‚sind Sie schläfrig?‘

Don Clemente lächelte und antwortete nicht.

‚Nun gut,‘ fuhr der Abt fort, ‚Sie haben eine Stunde Ihres Schlafes vergeudet, und jetzt habe ich meine Gründe, Ihnen noch ein weniges davon zu rauben. Ich muß über zwei Dinge mit Ihnen sprechen. Sie haben mich um Erlaubnis gebeten, eine gewisse Familie Selva besuchen zu dürfen. Sind Sie dort gewesen? Ja? Können Sie mir die Versicherung geben, daß Sie ein ruhiges Gewissen haben?‘

Mit einer leichten Bewegung der Überraschung erwiderte Don Clemente, ohne sich zu besinnen:

‚Aber gewiß!‘

‚Gut, gut, gut,‘ meinte der Abt, und zufrieden schnupfte er eine große Prise Tabak. ‚Ich kenne diese Selvas nicht, aber in Rom ist jemand, der sie kennt oder sie zu kennen glaubt. Ist Herr Selva Schriftsteller? Hat er nicht über Religion geschrieben? Nach den Leuten zu urteilen, mit denen er verkehrt, stelle ich mir vor, daß er Rosminianer ist; Leute, die nicht wert sind, Rosmini die Schuhbänder zu lösen, verstehen Sie mich recht! Zuverlässige Rosminianer sind die in Domodossola und nicht die, die Weiber haben, verstanden? Also heut abend, nach dem Nachtmahl, habe ich einen Brief aus Rom bekommen, — von einem großen Tier, — daß gerade heut abend im Hause dieses falschen Katholiken Herrn Selva eine Winkelversammlung mit ebenso schädlichen Insekten wie er selber stattfinden sollte, daß Sie wahrscheinlich daran teilnehmen würden, und daß ich es verhindern sollte. Ich weiß nicht, was ich getan hätte; denn wenn der hl. Vater spricht, gehorche ich, und wenn nicht der hl. Vater spricht, dann überlege ich. Aber zu Ihrem Glück waren Sie schon fort. Übrigens gibt es schon so brave Leute, die selbst im Paradies noch Ketzer aufstöbern würden. Nun sagen Sie mir, daß Ihr Gewissen ruhig ist. Dann soll ich also dem Brief keinen Glauben schenken?‘

Don Clemente erwiderte, daß im Hause Selva ganz sicher weder Ketzer noch Schismatiker gewesen wären. Man hätte von der Kirche gesprochen, von ihren Übelständen und deren möglicher Abhilfe, aber so, wie der Pater Abt selber hätte darüber sprechen können.

‚Nein, mein Sohn!‘ antwortete der Abt. ‚Es ist nicht meines Amtes, an die Übelstände der Kirche und ihre mögliche Abhilfe zu denken. Oder vielmehr, ich kann daran denken, aber ich habe nicht darüber zu sprechen außer zu Gott, und sprechen mag darüber der, dem es zukommt. Und so halten Sie es auch! Ziehen Sie es sich zu Gemüte, mein Sohn! Die

Übel sind da, und die Heilmittel werden da sein; aber diese Heilmittel — wer weiß? — können Gifte sein, und man muß es dem großen Arzte überlassen, sie anzuwenden. Wir, wir beten. Wenn man nicht an die Gemeinschaft der Heiligen glaubte, was täte man alsdann in den Klöstern? Und in dieses Haus, mein Sohn, wirst du um unseres Friedens willen nicht wieder gehen! Bitte mich nie wieder darum!'

Indem er so väterlich vom Sie zum Du überging, legte der Abt liebevoll seine Hand auf die Schulter des Mönchs, der betrübt war, daß er diese guten Freunde nicht wiedersehen sollte, insbesondere aber, daß er am nächsten Morgen nicht mit Herrn Giovanni sprechen, ihn auf die Gefahr, die Benedetto lief, nicht aufmerksam machen, nicht mit ihm überlegen konnte, wie ihr zu begegnen sei.

‚Es sind mustergültige Christen,' sagte er traurig mit leiser Stimme.

‚Ich glaube es,' erwiderte der Abt. ‚Ich glaube es, daß sie weit besser sind als diese Eiferer, die solche Briefe schreiben. Du siehst, daß ich ohne Umschweife rede. Du bist aus Brescia, nicht? Gut, ich bin aus Bergamo. Wir würden sagen, daß sie *Landplagen* sind. Sie sind wahrhaftig Plagen für die Kirche. Ich werde ihnen nicht ausweichen. Meine Mönche nehmen an Ketzerversammlungen nicht teil. Aber es bleibt dabei: ins Haus Selva gehst du nicht wieder!'

Resigniert küßte Don Clemente die Hand des väterlichen alten Mannes.

‚Jetzt zu dem zweiten Falle!' sagte dieser. ‚Ich erfahre, daß hier im Pilgerhospiz, wo nach der Regel niemand als der Kuhhirt ständig wohnen dürfte, sich seit drei Jahren ein junger Mann aufhält, den Sie dort untergebracht haben; nun ja, versteht sich, mit der Erlaubnis meines Vorgängers. Ein junger Mann, der sehr an Ihnen hängt, den Sie geistig leiten, und den Sie auch in der Bibliothek studieren lassen. Es ist wahr, daß er im Gemüsegarten arbeitet, wahr, daß er eine große Frömmigkeit zeigt, die allen zum Beispiel dienen kann; aber trotzdem, da er nicht die Absicht zu haben scheint, Mönch zu werden, ist sein Aufenthalt im Hospiz, wo er seit drei Jahren eine Stelle innehat, nicht in der Ordnung. Was können Sie mir darüber sagen? Lassen Sie hören!'

Don Clemente wußte, daß einige seiner Ordensbrüder, und nicht etwa die älteren, sondern gerade die jüngsten, die Gastfreundschaft, die der verstorbene Abt Benedetto gewährt hatte, mißbilligten. Auch wollte es ihnen gar nicht behagen, daß Don Clemente ihm so nahe stand. Don Clemente hatte auch schon manchen Ärger deswegen erduldet. Er verstand, daß die Mißgünstigen keine Zeit verloren und den Abt schon bearbeitet hatten. In sein schönes Gesicht stieg die Zornesröte. Er antwortete nicht sogleich, um

zuvor seinen Zorn durch eine stillschweigende innerliche Verzeihung auszulöschen; dann sagte er, es sei seine Pflicht und sein Wunsch, ihn aufzuklären.

‚Dieser junge Mann,‘ sagte er, ‚ist ein gewisser Piero Maironi aus Brescia. Sie werden die Familie haben nennen hören. Sein Vater, Don Franco Maironi, heiratete ein armes, bürgerliches Mädchen. Er hatte damals keine Eltern mehr, sondern lebte bei seiner väterlichen Großmutter, der Marchesa Maironi, einer herrschsüchtigen und stolzen Frau.‘

‚Ach,‘ rief der Abt, ‚die habe ich gekannt! Ein Scheusal! Ich entsinne mich. In Brescia nannte man sie die Marchesa Haynau. Sie hatte zwölf Katzen! Eine große, schwarze Perücke! Ich entsinne mich.‘

‚Ich habe sie nur dem Namen nach gekannt,‘ meinte Don Clemente lächelnd, während der Abt sich den üblen Nachgeschmack dieser unsympathischen Erinnerung durch eine ordentliche Prise Tabak und durch einen winselnden Kehllaut verscheuchte.

‚Also die Großmutter wollte von dieser ungleichen Ehe absolut nichts wissen. Die Gatten wurden von einem Onkel der Frau, die gleichfalls eine Waise war, aufgenommen. Er, Don Franco, wurde im Jahre 1859 Soldat und starb an seinen Wunden. Kurze Zeit darauf starb auch seine Frau. Der Sohn wurde von der Großmutter Maironi angenommen und nach deren Tode von einer gewissen Familie Scremin, Verwandten im Venetischen. Durch den Tod der Großmutter war er sehr reich geworden. Er heiratete eine Tochter dieser Scremins, die unglücklicherweise ziemlich bald nach der Hochzeit, glaube ich, den Verstand verlor. Er war tief unglücklich darüber und lebte ganz zurückgezogen, bis er, zu seinem Unheil, mit einer von ihrem Manne geschiedenen Frau zusammentraf. Nun folgte eine Periode der Verirrung, des Abweichens von Sitte und Glaube. Als seine Frau, — es scheint ein Wunder Gottes! — die zum Sterben kam, ihre Vernunft wieder erlangt, den Gatten rufen läßt, mit ihm spricht und wie eine Heilige stirbt, — dieser Tod wendet sein Herz Gott zu; er verläßt die Dame, er verläßt seine Reichtümer, er verläßt alles und entflieht bei Nacht aus seinem Hause, ohne jemandem zu sagen, wohin er geht. Da er mich einstens in Brescia, wo ich wegen einer Krankheit meines Vaters weilte, kennen gelernt hatte und wußte, daß ich in Subiaco war, und da ihm unser Orden und gewisse Erinnerungen an unser armes Praglia lieb waren, so ist er hierher gekommen. Er hat mir seine Geschichte erzählt und hat mich angefleht, ihm zu helfen, ein Leben der Reue zu führen. Ich glaubte, daß es sein Wunsch wäre, in den Orden einzutreten. Er aber sagte mir, daß er sich dessen nicht würdig fühle, daß ihm über diesen Punkt der göttliche Wille noch nicht kund geworden sei, und daß er inzwischen Buße tun, mit seinen eigenen Händen arbeiten und sich sein Brot, ein kärgliches Brot, verdienen wolle.

Er sagte mir noch andere Dinge, sprach mir von gewissen übernatürlichen Ereignissen, die er erlebt habe. Ich berichtete alles sofort dem damaligen Pater Abt, und es wurde beschlossen, ihm im Hospiz Wohnung zu geben, ihn in der Klausur als Gehilfen des Gärtners arbeiten zu lassen und ihm den knappen Lebensunterhalt, den er erbat, zu gewähren. In den drei Jahren hat er weder Wein noch Kaffee, noch Milch, noch ein Ei zu sich genommen. Brot, Polenta, Früchte, Kräuter, Öl, reines Wasser, weiter hat er nichts genossen. Sein Leben ist das eines Heiligen gewesen, das kann jedermann Ihnen bezeugen. Und er hält sich für den größten Sünder der Welt.'

‚Hm!' meinte der Abt nachdenklich. ‚Hm! Ich verstehe. Aber warum tritt er nicht in den Orden? Und dann noch etwas: ich weiß, daß er einige Nächte außerhalb zugebracht hat.'

Don Clemente fühlte, wie es ihm wieder siedeheiß ins Gesicht stieg.

‚Im Gebet,' sagte er.

‚Es mag so sein, aber wahrscheinlich werden es nicht alle glauben. Sie wissen, was Dante sagt:

„Stets soll dem Wahren, das der Lüge gleicht,
Der Mensch, so sehr er kann, die Lippen schließen.
Denn, wenn unschuldig auch, bringt es doch Vorwurf."

‚Oh!' rief Don Clemente, in seiner sittlichen Würde errötend für die, die einen so häßlichen Verdacht gegen ihn gefaßt haben konnten.

‚Entschuldigen Sie, mein Sohn!' sagte der Abt. ‚Man klagt nicht an. Man mißbilligt den Schein. Erhitzen Sie sich nicht! Es ist besser, zu Hause zu beten. Und diese übernatürlichen Dinge, sagen Sie, was ist's damit?'

Don Clemente erwiderte, daß es Visionen gewesen seien, Stimmen, die er in der Luft gehört.

‚Hm! Hm!' meinte der Abt wieder, mit einem komplizierten Spiel seiner Runzeln, Lippen und Augenbrauen, als ob er Essig verschluckt hätte. ‚Wie haben Sie gesagt, daß er heißt? ... Sein eigentlicher Name?'

‚Piero; aber als er herkam, hat er gewünscht, diesen Namen abzulegen, und hat mich gebeten, ihm einen andern zu geben. Ich habe Benedetto gewählt; der schien mir der geeignetste.'

An dieser Stelle sprach der Abt den Wunsch aus, den Herrn Benedetto zu sehen, und befahl Don Clemente, ihn ihm am nächsten Morgen nach dem Chor zu schicken. Hierauf geriet Don Clemente in einige Verwirrung und mußte gestehen, daß er es nicht ganz bestimmt versprechen könnte, weil der junge Mann gerade in dieser Nacht wiederum hinausgegangen war, um zu beten, und er nicht genau wüßte, wann er heimkehren würde. Der Abt wurde sehr ärgerlich und brummte eine ganze Reihenfolge von

Vorwürfen und scharfen Bemerkungen. Deshalb entschloß sich Don Clemente die Begegnung mit Frau Dessale, der alten Geliebten, und alles das, was sich dann unterwegs ereignet hatte, zu erzählen, seine Idee, Benedetto nach Jenne zu schicken und ihn dort zu lassen, bis die Dame abgereist wäre. Der Prior hörte ihn mit gerunzelten Brauen und fortwährendem dumpfem Gebrumme an.

‚Hier,‘ rief er endlich aus, ‚kehrt man zurück zum heiligen Benedikt? Zu den Sünderinnen, die Fallstricke legen! Er soll machen, daß er fortkommt, Ihr Benedetto! Nach Jenne und lieber noch weiter! Und das haben Sie mir verschwiegen? Das schien Ihnen geringfügig? Es erschien Ihnen nichtig, daß sich um das Kloster herum Intriguen dieser Art anzettelten? Gehen Sie jetzt; so gehen Sie doch!‘

Don Clemente war im Begriff, zu antworten, daß er nicht wüßte, ob Intriguen angezettelt würden, ob die Dame seinen Schüler erkannt hätte oder nicht, und daß er auf alle Fälle Benedetto schon den Vorschlag gemacht hätte, sich zu entfernen; aber er gebot diesem überflüssigen Erguß der Eigenliebe Schweigen und verabschiedete sich kniend.

Nachdem er die Handlaterne, die er auf dem Korridor gelassen, wieder aufgenommen hatte, ging er nicht in seine Zelle. Ganz langsam durchschritt er den Korridor bis zu Ende, und ganz langsam, zuweilen stehen bleibend stieg er eine Wendeltreppe hinab in den andern sehr engen Korridor, der zum Kapitelsaal führt. Der Gedanke an den geliebten Schüler, der in der Nacht auf dem Berge betete, die Erwartung der Entschlüsse, die er fassen würde, nachdem er mit Gott gesprochen, die versteckte Feindseligkeit der Brüder, der Unwille und die Zweifel des Abtes, die Angst, Benedetto vor die Wahl stellen zu müssen zwischen dem Mönchsgelübde oder der Verbannung aus dem Kloster, alles das lastete auf seinem Herzen mit niederdrückendem Gewicht. Benedettos mystische Glut, seine große, unbewußte Demut, seine Fortschritte in der Erkenntnis des wahren Glaubens, Ideen, die von Herrn Giovanni stammten, gewisse neue Lichter, die im Gespräch aus seinen Gedanken hervorblitzten, die wachsende Macht ihrer gegenseitigen Zuneigung hatten in ihm Hoffnungen erweckt auf eine nahe bevorstehende Offenbarung der göttlichen Gnade, der göttlichen Wahrheit und der göttlichen Macht zum Besten der Seelen bei diesem Zusammenbruch der Welt. Sie hatten es ausgesprochen bei der Versammlung im Hause Selva: man brauchte einen Heiligen. Als erster hatte es dieser Schweizer Abbé ausgesprochen. Manchen zufolge war es gut, wenn dieser Heilige ein Laie wäre. Und das war auch seine Meinung, und es schien ihm ein Wink des Schicksals, daß Benedetto das klösterliche Leben widerstrebte. Fast wollte ihm auch die Ankunft der Dame, die ihn zwang, das Kloster zu verlassen, als von der

Vorsehung bestimmt erscheinen. Aber wie erging es ihm jetzt auf dem Berge? Was sprach Gott zu ihm in seinem Herzen? Und wenn ...

Dieser plötzliche Blitz eines neuen, unerwarteten, fürchterlichen Wenn zwang den in Gedanken Versunkenen auf seinem langsamen Weg zum Stehenbleiben. ‚Magister adest et vocat te.' Vielleicht berief derselbe göttliche Meister Benedetto, daß er ihm im Mönchskleide diene.

Entsetzt ließ er ab vom Denken, trat, nachdem er die Laterne niedergestellt, vom Kapitelsaal in die Kirche und ging geradenwegs auf die Kapelle des heiligen Sakraments zu. Mit der Würde, die kein innerer Sturm den vornehmen Bewegungen seines Körpers, der reinen Schönheit seines Gesichts rauben konnte, kniete er auf dem Betschemel inmitten der Kapelle, zwischen den vier Säulen, unter der Lampe nieder und hob die Augen zum Tabernakel.

Der Meister des Weges und der Wahrheit und des Lebens, die Wonne der Seele, lag hier und schlief wie in der Sturmnacht auf dem Meere von Genezareth, zwischen Gadara und Galiläa in dem Schiffe, dem andere Schiffe durch die tosende Finsternis auf den aufgewühlten Wogen folgten. Er war da und betete wie in einer anderen Nacht einsam auf dem Berge. Er war da und sprach mit seiner milden Ewigkeitsstimme: Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, kommt alle zu mir! Er war da und sprach, der Lebendige: Glaubet an mich, der ich unter euch bin, euer Halt und euer Friede, ich, der Demütige, Sohn des Mächtigen, ich, der Milde, Sohn des Schrecklichen, ich, der Arbeiter in den Herzen für das Reich der Gerechtigkeit, für die zukünftige Einheit von euch allen mit mir in meinem Vater. Er war da, der Barmherzige, im Tabernakel und hauchte aus die unaussprechliche Aufforderung: Komm', öffne dich mir, verlaß dich auf mich!

Don Clemente gab sich ihm hin und sagte ihm, was er niemals, nicht einmal sich selbst, gebeichtet hatte. Er fühlte im alten Kloster alles außer Christus im Tabernakel sterben. Eine Zelle im kirchlichen Organismus, die die in die Welt ausstrahlende christliche Wärme zu bereiten hat, verknöcherte das Kloster in unerbittlicher Greisenhaftigkeit. Ehrwürdige Herde des Glaubens und der Frömmigkeit, in die traditionellen Formen eingeschlossen, verzehrten sie gleich den auf den Altären entzündeten Flammen der Wachskerzen ihre menschlichen Träger und schickten den unsichtbaren Dampf zum Himmel, ohne daß ein einziger wärmender oder erleuchtender Strahl über die alten Mauern hinüberdrang. Kein belebender Luftzug fand mehr Eingang, und die Mönche traten nicht mehr wie in den ersten Jahrhunderten hinaus, um in Wäldern und auf Wiesen zu arbeiten und mit demselben Akt, in dem sie Gott mit Gesang verherrlichten, die lebendigen Kräfte der Natur zu fördern. Die Unterhaltungen mit Giovanni Selva

hatten ihn nach und nach auf Umwegen dahin geführt, über das Klosterleben in seinen gegenwärtigen Formen so zu empfinden, wenn er auch trotzdem davon überzeugt blieb, daß es unzerstörbare Wurzeln in der menschlichen Seele hat. Aber jetzt begegnete es ihm vielleicht zum ersten Male, dieser Empfindung ins Gesicht zu sehen. Seit geraumer Zeit war es sein heißer Wunsch, war es seine Hoffnung, daß Benedetto ein großer Arbeiter im Evangelium werden möchte; nicht ein gewöhnlicher Arbeiter, ein Prediger, ein Beichtiger, wohl aber ein außerordentlicher Arbeiter; nicht ein Soldat im regulären Heere, der durch Uniform und Disziplin behindert ist, wohl aber ein freier Streiter des Hl. Geistes; aber die Klosterregel hatte sich ihm noch nie in solchem Gegensatz mit seinem Ideal eines modernen Heiligen dargestellt. Und wenn sich nun jetzt Benedetto der göttliche Wille offenbarte gerade im entgegengesetzten Sinne zu seinem Wunsche?

Ach, aber war er nicht schon fast am Rande einer Todsünde? Maßte er, vermessener Staub, sich nicht fast schon an, Gottes Wege zu beurteilen? Vor dem Betschemel niedergekauert versenkte er sich in den Allmächtigen, erflehte er ohne Worte Verzeihung und Offenbarung des göttlichen Willens für Benedetto und verehrte ihn von diesem Augenblick an, wie immer er auch verfügen würde. Als er sich erhob, die Augen immer noch auf den Altar gewandt, aber nicht mehr im Banne des Tabernakels, und die mystische Woge nun aus seinem Herzen langsam abflutete, konnte er nicht umhin, an die Dessalle und an die Unterredung mit Benedetto zu denken. Das Mittelbild des Altares stellt die Märtyrerin Anatolia dar, die aus dem Paradiese Audax, dem heidnischen Jüngling, der sie verführen wollte und statt dessen zu Christo geführt wurde, die symbolische Palme reicht. Die Dessalle hatte Benedetto verführt; so sehr auch Benedetto sich bemüht hatte, die Schuld von ihr ab und auf sich zu wälzen, so zweifelte Don Clemente keinen Augenblick, daß die Dinge sich so zugetragen hätten. Wenn er nun jetzt ihre Bekehrung bewirkte? Wenn es richtig wäre, daß er sie versuchte? Wenn Benedettos Empfindung wirklich christlicher wäre als seine Furcht oder des Pater Abts Bekümmernisse? Don Clemente erwog in seinem Kopf diese Fragen, während er gesenkten Hauptes die Kirche durchschritt. Anatolia und Audax! Er erinnerte sich, daß ein skeptischer Fremder, dem er das Gemälde erklärte, gesagt hatte: Ja, aber wenn man sie nun nicht getötet hätte, keinen von beiden? Oder wenn Audax eine Frau gehabt hätte? Und diese spöttischen Worte waren ihm wie eine unwürdige Profanation vorgekommen. Er mußte wieder daran denken und seufzend nahm er die Laterne auf, die er im Kapitelsaal gelassen hatte.

Anstatt sich in seine Zelle zu begeben, ging er in den zweiten Kreuzgang, um den Rücken des Colle Lungo zu betrachten, wo Benedetto vielleicht

im Gebete weilte. Einzelne Sterne glänzten auf dem grauschwarzen Grat und bei ihrem düsteren Licht sah man im Kreuzgang den großen Platz, die spärlichen Bäumchen, den machtvollen Turm des Abts Umberto, die Arkaden, die neun Jahrhunderte alten Mauern und auf dem Spitzbogen des großen Portals, in dem Don Clemente in Betrachtung versunken stand, die doppelte Reihe der in Stein gehauenen Mönchlein, die in Prozession dort aufzogen. Der Kreuzgang und der Turm predigten die Majestät der Kraft in die Nacht hinaus. War es wirklich wahr, daß sie im Sterben lagen? Im Sternenglanz erschien das Kloster lebendiger als im Sonnenlicht, es wuchs in einer geheimnisvollen Verschmelzung religiösen Sinnes mit den Gestirnen. Es war lebendig, es war erfüllt von verschiedenartigen geistigen Strömungen, die zu einer einzigen Person verschmolzen, ebenso wie die verschiedenartigen behauenen und geformten Steine die Einheit seines Leibes darzustellen strebten, gleich verschiedenen Gedanken und Empfindungen desselben menschlichen Bewußtseins. Die altehrwürdigen Steine, erfüllt von all den Seelen, die in Liebe mit ihnen eins geworden waren, gesättigt mit heiligen Wünschen und heiligem Schmerze, mit Seufzern und Gebeten, strömten ein dunkles, in das Unbewußte dringende Etwas aus. Jenen Knechten Gottes, die in unfruchtbaren Stunden sich von der Welt hierher zurückgezogen zu kurzer Rast, konnten sie neue Kraft einflößen wie dem Schnitter im Sommer ein Quell auf öden Bergen. Aber damit die Steine lebendig bleiben, mußte ein immerwährender Strom von Leben sie durchfluten, ein Strom anbetender, in Betrachtung versunkener Geister. Don Clemente empfand fast Reue wegen der Gedanken über die Altersschwäche der Kirche, denen er in der Kirche freiwillig gelauscht, Gedanken, die in seinem persönlichen Urteil wurzelten, die seiner Eigenliebe gefielen, also von jener bösen Lust des Geistes vergiftet waren, die seine geliebten Mystiker ihn zu erkennen und zu verabscheuen gelehrt hatten. Mit gefalteten Händen starrte er auf den wilden Bergesrücken, wo er Benedetto im Gebet vermutete, leistete in seinem Innern Verzicht und gab in Demut seine eigenen Pläne über die Zukunft dieses Jünglings auf. Er pries Gott, ob er ihn zum Laien bestimmt, und er pries Gott, ob er ihn zum Mönche bestimmt habe, ob er seinen Willen enthülle, oder ob er ihn nicht enthülle. ‚Si vis me esse in luce, sis benedictus; si vis me esse in tenebris, sis iterum benedictus.‘ Und er machte sich auf den Weg in seine Zelle.

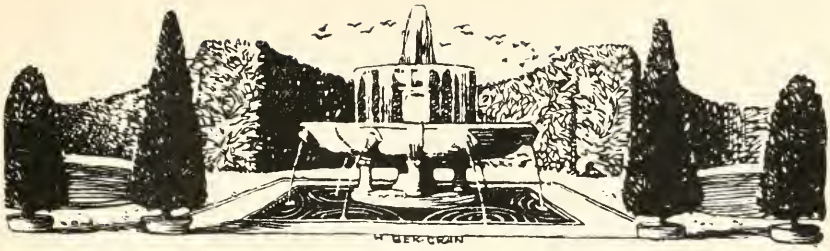
Als er in dem großen Korridor, in dem die beiden matten Lämpchen noch brannten, an der Tür des Abtes vorbeikam, mußte er wieder an die Unterhaltung denken, die er mit dem alten Manne gehabt hatte, und an seine Prinzipien über die Übelstände der Kirche und die Möglichkeiten, sie zu bekämpfen. Er erinnerte sich einer Rede von Herrn Giovanni über die

Worte ‚fiat voluntas tua', die die Mehrzahl der Gläubigen lediglich als einen Akt der Resignation auffaßt, und die im Gegenteil die Pflicht in sich schließen, mit all unsern Kräften zu arbeiten für die Vorherrschaft des göttlichen Gesetzes im Felde menschlicher Freiheit. Herr Giovanni hatte sein Herz stärker schlagen machen, und der Abt hatte es matter schlagen machen. Welcher von beiden hatte das Wort des Weges und der Wahrheit gesprochen?

Seine Zelle war die letzte rechts, neben dem Balkon, der auf das von dem Aniene durchströmte Tal, Subiaco und die Sabiner Berge blickt. Bevor er in seine Zelle trat, blieb Don Clemente stehen; er sah die fernen Lichter in Subiaco, er dachte an das rote Häuschen, das näher, aber von hier unsichtbar lag, er dachte an jene Frau.

Intriguen, hatte der Abt gesagt. Liebte sie Piero Maironi noch? Hatte sie entdeckt, wußte sie, daß er in Santa Scolastica eine Zuflucht gesucht hatte? Hatte sie ihn erkannt? Und wenn, was beabsichtigte sie zu tun? Wahrscheinlich hatte sie in der winzigen Wohnung der Selva kein Unterkommen gefunden; wahrscheinlich wohnte sie in einem Hotel in Subiaco. Waren jene fernen Lichter die Feuer eines feindlichen Lagers? Er machte das Zeichen des Kreuzes und trat in seine kleine Zelle zu einem kurzen Schlummer bis um zwei Uhr, der Stunde des Morgengebets.

(Fortsetzung folgt.)



Römiſche Reformgedanken.

Von

G. Freiherrn v. Hertling.

I.

Unter den nachgelaſſenen Papieren des Biſchofs Ketteler von Mainz befand ſich, wie ſein Biograph, P. Pfülf S. J., berichtet, ein haſtig ſkizzierter Entwurf zu einem Reformplan. Ketteler wollte ihn den deutſchen Biſchöfen unterbreiten und ſodann mit ihrer Hilfe in Rom die Durchführung anregen. ‚Die Reform ſollte ſich auf die geſamte Hierarchie erſtrecken, angefangen von der Papſtwahl und den römiſchen Gebräuchen bis herab zu den Landdechanten und Pfarrern.‘

Wer den großen Biſchof gekannt hat, wird ſich nicht wundern, daß ihm gelegentlich ſolche Gedanken kamen. Die Gegner, die ihn zeitlebens anfeindeten und verdächtigten, hatten keine Ahnung von dem, was er wirklich war. Ihm lag nur *eines* am Herzen, das Heil der Seelen. In den Dienſt dieſer Aufgabe hatte er ſeine ganze Perſönlichkeit geſtellt. An ihren Anforderungen bemaß er den Wert jeder Einrichtung und jeder Tätigkeit. Alle Veräußerlichung des religiöſen Lebens, alles bloß gewohnheitsmäßige Fortſchleppen war ihm ein Greuel, und in hellem Zorn loderte ſeine Feuerſeele auf, wenn ihm ein Mißbrauch des Heiligen entgegentrat.

Vermutungen über die Einzelheiten jenes Planes anzuſtellen, iſt müßig, da es dazu an allen Anhaltspunkten fehlt. Aber nach Abſicht und Grundtendenz mag er einſchneidend genug geweſen ſein. Wer wie Ketteler nur das Höchſte anſtrebt, begreift nicht, daß die reſtloſe Darſtellung des Höchſten eine ſeltene Ausnahme bildet, niemals die Regel iſt. Unausgeſetzt beſtätigt die Geſchichte im kleinen wie im großen die leidige Tatſache, daß alle idealen Beſtrebungen auf die Unzulänglichkeit der Menſchen ſtoßen. Aus eben den Mitteln, welche erſonnen waren, die Erfüllung eines vorgezeichneten Zwecks zu ermöglichen oder zu fördern, ſtammen die Reibungen und Hemmniſſe, welche ſie aufhalten und ſtören. Die Begeiſterung verfliegt, das Pflichtgefühl erlahmt, Herkommen, Routine treten an die Stelle, und an allen Ecken und Enden ſpinnt die Selbſtſucht ihre Fäden. Auch die Geſchichte des Chriſtentums zeigt

kein anderes Bild trotz der Göttlichkeit seines Stifters. Die völkerumspannende Weltkirche bedurfte einer weitgreifenden festgefügten Organisation, sie bedurfte eines sichtbaren Körpers, einer Vielheit von Organen mit getrennten Funktionen, einer abgestuften Hierarchie. Daß sie in Annahme dieser Organisation den innersten Kern des Evangeliums gegen die harte Schale des Römertums ausgetauscht habe, ist rationalistisches Vorurteil. Wie hätte sie allen Nationen das Evangelium predigen, die Gnaden mitteilen, heilend, erziehend, aufrichtend auf die Menschheit einwirken können ohne Unterscheidung der den einzelnen zuteil gewordenen Gaben, ohne Anleitung der Lernenden, ohne Zurechtweisung der Irrenden, ohne Unterstützung der Schwachen? Die zum Priesteramt Berufenen mußten darauf vorbereitet, die Gehilfen der Seelsorge in der Ausübung überwacht, für den Unterhalt aller aus dem Ertrag der Opfergaben Fürsorge getroffen werden. Lauter selbstverständliche Dinge, die aber ebensoviele Punkte andeuten, an denen das Verderben sich einfressen konnte: Herrschsucht, Ehrgeiz, Habgier und alle Gestalten der Verweltlichung. In keiner Periode der Geschichte haben sie gefehlt; niemals hat es ein goldenes Zeitalter gegeben, in welchem die Lehre und das Beispiel Christi für alle Glieder der Kirche die unverbrüchlich gewahrte Norm des Lebens gebildet hätten. Kein Glied des sichtbaren Organismus ist im Ablauf der Zeiten von der Ansteckung unberührt geblieben. Schon im Jahre 420 sah sich der römische Kaiser Honorius veranlaßt, simonistischen Umtrieben bei der Papstwahl entgegenzutreten! Aber auch in keiner Periode hat es an Gliedern der Kirche gefehlt, die das Ideal der Gottes- und Nächstenliebe mit ganzem Ernste umfaßten und nach dem Maße ihrer Kräfte ins Leben umzusetzen bemüht waren. Auch in dunklen Jahrhunderten strahlt uns das Bild einzelner vom Geiste Christi erfüllter Heiligen entgegen. Immer wieder haben die lebendigen Gewässer der Tiefe die kalte, starre Rinde der Veräußerlichung durchbrochen und neuen Segen über das empfängliche Erdreich ausgebreitet.

Von simonistischen Papstwahlen hat die Geschichte seit vier Jahrhunderten nichts mehr zu berichten. Auch die furchtbare Verweltlichung an der römischen Kurie im ausgehenden fünfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhundert gehört einer völlig überwundenen Vergangenheit an und wird so niemals wiederkehren. Das Tridentiner Konzil hat dem gespaltenen christlichen Abendlande die Einheit nicht mehr zurückbringen können, aber als Reformkonzil hat es innerhalb der Kirche tiefgreifend und nachhaltig gewirkt. Endlich hat die italienische Revolution unter passiver Assistenz der Mächte mit dem alten Kirchenstaat aufgeräumt. Damit ist, wie heute kein Einsichtiger leugnen wird, zugleich eine Quelle von Mißständen in Wegfall gekommen. Daß nunmehr für Gegenwart und Zukunft alles in schönster Ordnung sich befinde und an Haupt und Gliedern nichts mehr verbesserungsfähig und reformbedürftig wäre, folgt daraus natürlich nicht. Das würde einen Zustand bedeuten, der so lange nicht eintreten wird, als die Bewahrung des Göttlichen menschlichen Händen anvertraut ist.

Die Tendenz, alles zu beschönigen, ist ebenso verkehrt und auf die Dauer ebenso gefährlich wie die entgegengesetzte Tendenz, die sich in tadelnder Kritik nicht genugtun kann. Keine Rücksichten der Pietät dürfen dahin führen, offenkundige Tatsachen abzuleugnen. Auf der andern Seite aber wird man niemals vergessen dürfen, aus welch zarten Fäden zuletzt das ganze Kirchenwesen gewoben ist. Im Staatsleben gehört, wie es scheint, die Freiheit, über die Regierung, ihre Einrichtungen, Maßnahmen, Persönlichkeiten zu räsonieren, zu den unveräußerlichen Rechten des Staatsbürgers. Aber erstens gibt es doch auch hier Grenzen, welche vom Strafgesetzbuch gezogen werden, und zweitens hört die Zurückhaltung der Gesetzgebung auf, wenn die Kritik in Taten umgesetzt werden soll. Mit Hochverrat, Aufruhr, Widerstand gegen die Staatsgewalt wird nicht gespaßt. In der Kirche gibt es einen materiellen Rückhalt dieser Art nicht. Hier beruht alles auf moralischen Faktoren. Vertrauensvolle Hingabe, treue Anhänglichkeit, gewissenhafte Unterwerfung, das alles beruht zuletzt auf dem Glauben, der nicht nur eine Sache des Willens, sondern, wie die Kirche lehrt, eine Sache der Gnade ist. Nörgelnde Kritik, Erschütterung des Vertrauens in den guten Willen der leitenden Persönlichkeiten, abschätzige Beurteilung bestehender Einrichtungen, übereifriges Hervorkehren wirklicher oder vermeintlicher Schäden sind darum auf dem kirchlichen Gebiete in ihren Folgen weit gefährlicher als auf dem staatlichen. Nicht freilich für den Einsichtigen. Er weiß zu scheiden zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen dem, was von Rechts wegen sein sollte, und dem, was die Schwäche der Menschen immer wieder daraus macht. Er verzweifelt nicht an der Wahrheit der christlichen Heilslehre, weil er erfahren muß, daß sie gelegentlich durch abergläubische Übungen verzerrt, von unwürdigen Priestern entehrt, in schnödem Erwerbssinne mißbraucht wird. Er weiß, mit wie starken Banden uns alle das von den Vorfahren Überlieferte festhält, weiß, wie schwer es ist, geschichtlich Gewordenes zu beseitigen, nachdem ihm Herkommen und Gewohnheit ein Recht der Existenz verliehen zu haben scheinen, welches grundsätzliche Beurteilung ihm absprechen muß. Aber nicht alle haben diese Einsicht. Weiten Kreisen fehlt sie ganz und gar. Dazu kommt dann noch, daß sich das Leben der modernen Welt vielfach in Bahnen bewegt, welche dem übernatürlichen Christenglauben fremd, wenn nicht direkt feindlich sind. Darum pflegen die Halben, die Schwankenden, die Kleingläubigen von einer scharfen Anklage gegen kirchliche Persönlichkeiten oder einer rücksichtslosen Kritik innerhalb der Kirche da oder dort bestehender und geduldeter Einrichtungen widerstandslos betroffen zu werden. Die letzte lose Verbindung reißt, die sie noch innerlich mit der Kirche verknüpfte. Über die ganze katholische Frömmigkeit meinen sie den Stab brechen zu sollen, wenn sie erleben, daß irgend eine abgeschmackte Erfindung frommer Toren dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben wird.

Warum ich das alles sage? Weil ich den Gedanken festlegen möchte, daß als Kritiker oder Reformator seiner Kirche vor der Öffentlichkeit nur auf-

treten soll, wer den Willen und die Macht hat, das von ihm als besserungsbedürftig Erkannte auch wirklich zu bessern, oder zum mindesten in der Lage ist, seinen Ausstellungen und seinen Vorschlägen an maßgebender Stelle Gehör zu verschaffen. Andernfalls wird er bei der besten Gesinnung nur den Schwachen Ärgernis geben und den Feinden eine Freude bereiten.

II.

Im April des vorigen Jahres erschien in Rom eine Broschüre unter dem Titel: Pius X., seine Handlungen und seine Absichten.[1]) Sie enthielt auf 68 Seiten eine freimütige Aussprache über mancherlei Mißstände in der kirchlichen Verwaltung und dem kirchlichen Leben in Rom und Italien, getragen von ernster kirchlicher Gesinnung und einer sicheren Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart. Da der ungenannte Verfasser mit Geschick an das anzuknüpfen verstand, was über die Denkweise und die Absichten des neuen Papstes bekannt geworden war, lag die Vermutung nicht ferne, daß man es hier möglicherweise mit einem auf Pius X. selbst zurückgehenden Reformplan zu tun habe. Auch glaubte man allerhand Anzeichen dafür angeben zu können. Die Broschüre sollte durch Vermittlung der vatikanischen Druckerei an die Verkäufer gelangt sein. Auf die Anfrage einer namhaften deutschen katholischen Verlagsfirma, ob sie in ihrer Eigenschaft eine deutsche Ausgabe veranstalten dürfe, wurde ihr von zuständiger Stelle in Rom mit einem verstärkten Ja geantwortet. Man hörte sagen, der Papst sei mit dem Inhalte einverstanden, wenn er es auch aus begreiflichen Gründen abgelehnt habe, seine Zustimmung zu der Veröffentlichung ausdrücklich zu erteilen. Eifrig wurde nach der Persönlichkeit geforscht, deren er sich als Dolmetsch seiner eigenen Gedanken bedient habe. Mit ziemlicher Bestimmtheit glaubte man zuletzt den Verfasser in einem älteren Beamten der Staatssekretarie ausfindig gemacht zu haben, Mgr. P., dem dabei ein anderer, Mgr. S., zur Seite gestanden habe. Der Glaube an einen offiziösen Charakter der Broschüre mußte nun zwar aufgegeben werden. Wenigstens wußte man nichts davon, daß einer der beiden im übrigen höchst achtbaren Männer durch das besondere Vertrauen des Papstes oder eine Art geistiger Verwandtschaft mit ihm ausgezeichnet sei. Dem Erfolg ihrer schriftstellerischen Arbeit tat das indessen keinen Eintrag. Sie wirkte ‚wie ein Steinwurf ins Taubenhaus' und ließ eine ganze Anzahl von Schriften und Gegenschriften aufflattern.

Von Politik war in der ersten Broschüre — ich werde sie im weiteren Verlauf mit Rücksicht auf die Farbe ihres Umschlags die grüne nennen — nicht die Rede. Diese Lücke suchte alsbald ein anderer, gleichfalls ungenannter Verfasser auszufüllen. Er gab seiner Broschüre einen leuchtend roten Umschlag und die Aufschrift: Friede![2]) Der Friede zwischen dem Papste und dem König-

1) Pio X. Suoi atti e suoi intendimenti. Pensieri e note di un osservatore. (Grün.) Eine deutsche Übersetzung Regensburg, Verlagsanstalt vorm. Manz.

2) Fiat Pax! Libreria internazionale Bernardo Lux. (Rot.)

reich Italien ist das, was ihm als das wichtigste am Herzen liegt. Aber das Mittel, welches er dazu vorschlägt, ist so abenteuerlich, daß man die ganze Auseinandersetzung nicht ernsthaft nehmen kann. Die Lösung des Problems wird darin gefunden, daß der Papst Rom aufgibt und ihm dafür die Mächte — das Königreich Jerusalem als Wohnsitz und Herrschaftsgebiet überweisen.

Nun erschien ein dritter auf dem Plan. Er nannte sich Luigi Tassi [1]) und wollte in jungen Jahren der ehemaligen päpstlichen Armee angehört haben, beides offenbar nur eine vorgehaltene Maske. Wenn er sich rühmt, seine Erwiderung auf die grüne Broschüre in vier Stunden niedergeschrieben zu haben, so ist sie eben auch danach ausgefallen. Als ein fanatischer Anhänger des Bestehenden will er in dem Verfasser derselben nur einen boshaften Nörgler erblicken. Auch selbst wenn er recht hätte, durfte er seine Anklagen in diesen schlimmen Zeitläuften nicht in die Öffentlichkeit schleudern. Nach Luigi Tassi aber sind sie samt und sonders grundlos, und ein Eingehen auf dieselben ist nicht erforderlich. Er sieht seine Aufgabe nur darin, den unbekannten Verfasser lächerlich zu machen, kann daher gleichfalls nicht beanspruchen, daß man sich ernsthaft mit ihm beschäftigt.

Aus ganz anderem Holze geschnitzt ist ein ‚römischer Prälat', Verfasser einer Broschüre mit gelbem Umschlage und dem Titel ‚Religiös-politische Fragen'. [2]) Er steht zweifellos geistig weit höher als die bisher erwähnten und gehört auch einem andern Milieu an als der Verfasser von grün. Muß man ihn unter den römischen Prälaten suchen, so doch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht unter den geborenen Italienern. Scheinbar polemisiert er gegen grün, tatsächlich aber geht er in seiner Kritik und seinen Reformvorschlägen viel weiter. Keiner der bisherigen hat seiner Meinung nach den Finger auf die eigentliche Wunde gelegt. Geschieht dies nicht, so steht zu befürchten, daß eine etwaige Reform auf äußerliches und unwesentliches beschränkt bleibt. Not tut eine völlige Erneuerung, nicht die Amputation einzelner kranker Glieder. Dem ganzen Organismus muß frisches Leben eingeflößt werden. Der Verfasser ist mit der aktuellen Wissenschaft, insbesondere der theologischen, vertraut, denkt modern und vertritt eine freie und weitherzige Auffassung. Seine politischen Ansichten weisen auf das französische Lager hin. Unwillkürlich findet man sich bei der Lektüre in die geistreichen Zirkel des Palazzo Farnese versetzt.

Die Reihe war damit noch nicht geschlossen. Jetzt trat ein ‚römischer Priester' hervor mit einer Schrift, der er den Titel gab: ‚Reformen!! [3]) Kritisch-polemische Anmerkungen.' Für den Umschlag hatte er das von den Farben

1) Luigi Tassi del Corpo de' cacciatori nel disciolto Esercito Pontificio. Risposta all' Opuscolo ‚Pio X'.

2) Questioni Politico-Religiose. Dopo gli ‚Atti ed Intendimenti dio Pio X' Observazioni di un Prelato Romano. Roma, Forzani et C. Editori. (Gelb.)

3) Riforme!!.. Note critico-polemiche di un Sacerdote Romano. (Blau.)

des Regenbogens bisher noch fehlende Blau erwählt. Man erfährt hier zugleich, daß der vorgebliche Tassi auch die gelbe Broschüre mit einer zornsprühenden Erwiderung bedacht habe, und eine Widerlegung der grünen von dem Journalisten Barkas und dem Jesuitenpater Casoli versucht worden sei. In weiteren Kreisen war darüber nichts bekannt geworden. Endlich griff der Verfasser von grün nochmals selbst zur Feder. Niemand zweifelt daran, daß von ihm die ‚Geschichte einer Broschüre'[1]) herrührt, wenn er auch bemüht ist, den Verdacht der Urheberschaft auf eine andere, offenbar fingierte Persönlichkeit zu lenken. Besonderen Wert scheint er auf die Mitteilung zu legen, daß Pius X. jene Broschüre erst nach ihrer Veröffentlichung zu Gesicht bekommen habe. Im übrigen geht seine Absicht dahin, die Ausführungen derselben zu ergänzen und gegen die Kritiker zu verteidigen. Vor der Öffentlichkeit behielt er damit das letzte Wort.

Für das klerikale Rom, zumal für die ältere Generation, war es ein unerhörter Vorgang, der sich da abspielte. Unter den Augen des Papstes erschienen Schriften und Gegenschriften über eingerissene Mißstände auf kirchlichem Gebiete und Mittel der Abhilfe. Männer, die sich römische Priester und Prälaten nennen, beklagen den Mangel an Initiative und noch mehr den der Konsequenz in der Durchführung beschlossener Maßregeln auf seiten der kirchlichen Behörden. Und sie sprechen dabei nicht etwa von weltabgelegenen Gegenden, sondern von Italien und Rom, dem Sitz der obersten Kirchenverwaltung. Wäre das möglich gewesen unter Pius IX., unter Leo XIII.? Jetzt aber geschah es, und der Vatikan schwieg dazu. Hielt man den plötzlich ausgebrochenen, aber auch rasch wieder zu Ende gegangenen Federkrieg nicht für wichtig genug, um eine autoritative Kundgebung zu erlassen? Oder entsprach es den Absichten der höchsten Stelle, daß diese Dinge einmal öffentlich diskutiert wurden? War die grüne Broschüre ein Ballon d'essai?

Wie schon aus dem bisher Bemerkten hervorgeht, behandeln die Reformschriften nebeneinander und miteinander Fragen, die die allgemeine Weltkirche, und solche, die zunächst und unmittelbar nur die Kirche Italiens angehen. Nach dieser letzten Richtung hin wird der Fremde gut tun, sich einer besonderen Zurückhaltung zu befleißigen. Es ist ja wahr, daß uns Deutschen, ich meine uns deutschen Katholiken, mancherlei im kirchlich-religiösen Leben Italiens mißfällt, der Ausputz der Kirchen, die Würdelosigkeit mancher gottesdienstlicher Verrichtungen, außerhalb Roms auch wohl die äußere Erscheinung und Haltung einzelner Mitglieder des noch überaus zahlreichen Welt- und Ordensklerus und in der volkstümlichen Frömmigkeit das Überwiegen der Heiligenverehrung. Aber wir müssen gerecht sein und nicht ausschließlich den Maßstab unseres Empfindens und Gewohntseins anlegen, wo die nationale Eigenart eines anderen Volkes zum Ausdrucke gelangt. Hat doch auch umge-

1) Storia di un opuscolo. Brevi repliche ai censori. Roma, libreria editrice Bellaro e Ferrari.

kehrt der Marquis de Vogüé kürzlich gemeint, der deutsche Katholizismus, dem er im übrigen alles Lob zollt, sei nicht nach dem Geschmack der lateinischen Rassen. Wenn jedoch kompetente Beurteiler aus dem eigenen Volke im italienischen Kirchenwesen ernsthafte und schwere Mißstände erblicken, so haben die Katholiken aller Nationen ein dringendes Interesse daran, daß sie abgestellt werden. Nicht nur weil alljährlich Tausende und Tausende von Reisenden nach Rom und Italien pilgern, Andersgläubige und Ungläubige, die daran Anstoß nehmen und danach ihr Urteil über katholisches Wesen überhaupt bilden, — denn Anmaßung und Unverstand würden von abschätziger Beurteilung katholischen Wesens nicht ablassen, auch wenn alle seine Vertreter Engel und Heilige wären, — wohl aber weil es für die Gläubigen eine Herzensangelegenheit ist, daß am Sitze des Papstes und in seiner nächsten Umgebung die Kirche auch in ihrer äußeren Erscheinung ihre ganze Hoheit in voller Reinheit offenbare. Und noch mehr, ja ganz besonders aus einem anderen Grunde. Italien hat nun einmal das Vorrecht, den Papst und mit ihm die gesamte oberste Verwaltung der Kirche zu beherbergen. Keine notwendige, aber doch eine sehr natürliche Folge dieses Sachverhaltes ist, daß weitaus die Mehrzahl der Päpste Italiener waren und so ziemlich die gesamte Verwaltung in den Händen von Italienern zu liegen pflegt. Aus dem italienischen Klerus rekrutieren sich zum größten Teile die Mitglieder und Beamten der Kongregationen und Behörden, die Prälaten der Kurie, die Kardinäle. Je höher also das Niveau desselben steht, je mehr er in seiner Allgemeinheit durch Ernst und Pflichttreue, durch Bildung und Frömmigkeit ausgezeichnet ist, desto sicherer ist zu hoffen, daß diejenigen darunter, denen das Interesse der Gesamtkirche anvertraut wird, ihrer Aufgabe gewachsen sind.

Vor Jahren sagte mir ein geistreicher Franzose: ‚Avant tout n'oubliez pas que Rome, c'est une cour.' Und seine Meinung näher erläuternd fügte er bei: ‚Wir ausländische Katholiken sehen in Rom den Mittelpunkt der Christenheit, die geweihte Stätte, wo seit Jahrhunderten die Nachfolger des Apostelfürsten ihres Amtes walten. Treten wir den Dingen näher, so finden wir, daß Rom auch ein Hof ist mit den Eigenschaften eines solchen. Aber wir resignieren uns, und auf unsere Gesinnung hat die gewonnene Einsicht keinen Einfluß. Schlimm ist nur, daß die Italiener es von jeher nicht anders wußten. Und so kommen sie hierher, um an dem Hofe ihr Glück zu machen.' Das Wort war nicht als Vorwurf gegen einzelne Personen gemeint, sondern wollte nur einen Zustand und eine Denkweise charakterisieren, welche eine lange Vergangenheit ausgebildet hat. Man erinnere sich, daß der Papst bis zum Jahre 1870 weltlicher Herrscher war, daß aber alle und jede Stelle, sei es Kirchenamt oder Staatsamt oder Hofamt nur mit Klerikern besetzt wurden. Es gab keinen Weg, um vorwärts zu kommen, als den Eintritt in den geistlichen Stand. Richter und Finanzmann, Diplomat und Politiker mußten die Soutane anlegen, und für gar manchen mag auch der Empfang der Weihen nicht viel anderes gewesen sein als das Anlegen eines Gewandes. Der

Kirchenstaat mit seiner Beamtenschaft ist nicht mehr, aber eine von vielen Generationen her eingewurzelte Gewöhnung wird nicht in einem kurzen Menschenalter ausgerottet. Und gibt es nicht auch heute noch an der Kurie zahlreiche Ämter, Würden und Pfründen, geeignet, dem Ehrgeiz und der Gewinnsucht lockende Ziele zu stecken? Je näher aber die Gefahren der Verweltlichung liegen, desto notwendiger ist es, denselben umsichtig und nachdrücklich entgegenzutreten. Ein Papst, der wie Pius X. die Erneuerung der Welt in Christus als Losung ausgegeben hat, wird zweifellos die Erneuerung des Klerus vor allen Dingen in Angriff nehmen.

III.

Die Anklagen, welche der Verfasser der grünen Broschüre gegen den italienischen und speziell den römischen Klerus erhebt, um die Notwendigkeit einer solchen Erneuerung zu begründen, sind auf energischen Widerspruch gestoßen nicht nur bei Tassi und seinen Gesinnungsverwandten; auch der Verfasser der gelben Broschüre hält sie in dieser Allgemeinheit für unbegründet, bestätigt aber doch auch seinerseits einzelne der hervorgehobenen Mißstände. Nach einer Richtung hin ist inzwischen schon von Pius X. sehr energisch Abhilfe geschafft worden. Ein im Laufe des vorigen Jahres ergangener Erlaß bestimmt, daß Priester fremder Diözesen, welche ihren dauernden Aufenthalt in Rom nehmen wollen, beim Kardinalvikar um die Erlaubnis nachsuchen und die Einwilligung des Diözesanbischofs vorlegen müssen. Der Papst selbst behält sich die Entscheidung vor. Handelt es sich um vorübergehenden Aufenthalt, so genügt zwar die Vorstellung beim Kardinalvikar, doch muß auch hier die ausdrückliche Genehmigung des Bischofs vorgezeigt werden, und diese muß den Grund und die Dauer des bewilligten Aufenthalts angeben. Für Italiener soll sich derselbe in der Regel nicht über drei, für Ausländer nicht über sechs Monate erstrecken. Dadurch ist dem Hereinströmen unbeschäftigter, Stellen suchender Kleriker ein Riegel vorgeschoben.

Unbedenklich wird man dagegen dem beipflichten können, was grün über eine bessere Erziehung und Vorbildung der Geistlichen ausführt. Denn es ist einleuchtend, daß unter den gegenwärtigen Umständen auch beim besten Willen den gesteigerten Anforderungen der Neuzeit nicht Genüge geschehen kann. Italien zählt rund 280 Diözesen, von denen eine jede ihr eigenes Priesterseminar besitzt. Wie soll es möglich sein, eine so große Anzahl von Lehranstalten mit ausreichenden Lehrkräften und Lehrmitteln zu versehen? Wenn, wie der Verfasser behauptet, kaum vierzig unter ihnen solche aufweisen, so ist dies nicht verwunderlich. An den übrigen hilft man sich, so gut es geht. Der fleißige Schüler von heute muß morgen den Professor abgeben, der die rasch erlernte Kompendienweisheit den andern einzuprägen bemüht ist. Von wissenschaftlicher Vertiefung, von gelehrtem Studium, vom Erwerben einer breiteren allgemeinen Bildung kann da keine Rede sein. Vielleicht mag vor hundert Jahren die mangelhafte Ausrüstung, welche sich an einer solchen

Winkelanstalt gewinnen läßt, dem Seelsorger auf dem Lande genügt haben, wenn er nur fromm und seeleneifrig war. Heutzutage wird der italienische Klerus im weitesten Umfange seine Stellung nur behaupten und nur dann eine erfolgreiche Tätigkeit entfalten können, wenn er an allgemeiner Bildung den übrigen gelehrten Berufsständen gleichsteht und einen vollständigen Kursus wirklicher theologischer Wissenschaft durchgemacht hat. Der Vorschlag von grün erscheint daher durchaus sachgemäß. Die Seminarien der einzelnen Diözesen sollen in Zukunft bloße Knabenseminare sein, Vorbereitungsschulen, für deren Ausstattung die vorhandenen kärglichen Mittel allenfalls ausreichen mögen. Den höheren Unterricht dagegen sollen die Kandidaten des Priesteramts in philosophisch-theologischen Lehranstalten finden, deren für jede Kirchenprovinz oder eine analoge Gruppe von Diözesen je eine errichtet und aus den Mitteln der zusammengehörigen Sprengel unterhalten werden soll. Ich vermute, daß die Zahl derselben immer noch größer sein wird als die der theologischen Fakultäten und der bischöflichen Lehranstalten in Deutschland; immerhin würden die auf solche Weise zustande kommenden Provinzialseminare die Möglichkeit eines vollständigeren und gründlicheren Unterrichts bieten, als bisher den jungen Klerikern in der Regel zuteil wurde. Auch steht zu hoffen, daß der Plan in der einen oder andern Form zur Verwirklichung gelangen werde. Denn ein im vergangenen Sommer von der Kongregation der Bischöfe und Ordensgeistlichen an den italienischen Episkopat erlassenes Rundschreiben bewegt sich ganz in der Richtung der gemachten Vorschläge.

Auch das herkömmliche Erziehungssystem hält grün vielerorts für reformbedürftig. Dabei denkt er vornehmlich an die Charakterbildung. ‚Wir brauchen Männer, welche mit erhobener Stirn, offenen Herzens und klaren Geistes den Kampf des Lebens zu bestehen wissen.‘ Auf Unterrichtsfragen geht er nicht ein. Hier bringen gelb und blau ergänzende Bemerkungen, jener mit mehr, dieser mit weniger Sachkenntnis. Beide betonen den Wert des Bibelstudiums und der historischen Theologie überhaupt. Über den durch Leo XIII. inaugurierten Thomismus spricht gelb ziemlich abfällig, während blau sich als ein Verehrer des hl. Thomas und der scholastischen Philosophie vorstellt; nur möchte er die letztere in italienischer Sprache vorgetragen sehen. Sehr eingehend scheint er indessen sich nicht damit beschäftigt zu haben, sonst würde er schwerlich wenige Zeilen später gegen die ‚Abstraktionen‘ eifern, von denen die Kandidaten der Theologie nichts verstünden, und die vielleicht der heutigen positiv gerichteten Denkweise überhaupt unzugänglich seien. In Wahrheit liegt die Sache doch so, daß das heutige Lehrgebäude der systematischen Theologie ganz und gar auf der Scholastik ruht und daher ein Verständnis der ‚abstrakten‘ scholastischen Begriffe zum Verständnis der theologischen Doktrin unentbehrlich ist. Nur genügt es freilich nicht, die Lernenden mit der scholastischen Terminologie wie mit einem toten Stoffe zu belasten. Die Begriffe müssen geschichtlich hergeleitet, und es muß das, was diese in der Theologie leisten sollen, zu deutlichem Verständnisse gebracht werden. Auf-

fallend ist bei gelb die hohe Wertschätzung, vielleicht auch Überschätzung der experimentellen Psychologie. Auch das gehört zu den Zügen, die nach Frankreich deuten.

Von den Seminarien wendet sich grün zu den jungen Priestern, welche schon die erste Enzyklika Pius X. der besonderen Fürsorge und Obhut der Bischöfe anempfohlen hatte. Wenn er das Verlangen ausspricht, daß keiner zum Pfarramte zugelassen werde, der nicht zuvor als Hilfspriester angeleitet und in die Seelsorge praktisch eingeführt worden ist, so wird man darin bei uns nur eine selbstverständliche Forderung erblicken. Auch an den römischen Predigern und ihrer Predigtweise hat er mancherlei auszusetzen, doch halten sich die Bemerkungen sehr im allgemeinen. Interessant ist die Erwähnung einer im Jahre 1894 von der Congregatio episcoporum et regularium erlassenen vortrefflichen Instruktion, die nur leider, ‚wie es immer an der Kurie geschieht,' toter Buchstabe geblieben sei.

Bekanntlich hat der Papst im ersten Jahre seines Pontifikats im Damasushofe gepredigt. Er hat damit durch sein eigenes Beispiel zu erkennen gegeben, wie wichtig in seinen Augen die religiöse Unterweisung des Volkes ist. Hier mag in der Tat manches im argen liegen. Die verschiedenen Verfasser der Reformbroschüren sind so ziemlich alle einig in dem Tadel der überwuchernden Heiligenverehrung und des Bilderwesens, wodurch die wahre Gottesverehrung in den Hintergrund gedrängt werde. Gelb meint geradezu, in Italien finde sich mehr Aberglaube als Glaube. Aber auch die Enzyklika Acerbo nimis vom 15. April 1905 — die also zur gleichen Zeit ausgegeben wurde wie jene Broschüren — hat ohne Zweifel italienische Verhältnisse im Auge, wenn es dort heißt: ‚Die Zahl derjenigen, welche von der Religion nichts wissen oder von Gott und dem christlichen Glauben eine so kümmerliche Kenntnis haben, daß sie ohne Bedenken inmitten der vom Geiste der katholischen Religion erleuchteten Länder wie die Heiden dahinleben, ist heute ungeheuer groß und wächst von Tag zu Tag.' Mit allem Nachdrucke betont daher der Papst die Notwendigkeit des religiösen Unterrichts. ‚Denn vergeblich hofft man die Erfüllung der Christenpflichten von dem, der sie nicht kennt.' Im Anschlusse an die Dekrete des Konzils von Trient erklärt er es als die erste und wichtigste Pflicht der Seelsorger, daß sie die christliche Welt belehren. ‚Kunstvoll gehaltene Predigten, wo die Zuhörer in Scharen sich um die Kanzel drängen und dem Redner mit Beifall zuhören, haben oft und allzu reichlich nur die Wirkung, daß sie die Ohren kitzeln; aber auf die Seele machen sie keinen Eindruck.' Weit wichtiger, weit fruchtbarer sei der schlichte, einfache katechetische Unterricht! Die Enzyklika bringt sodann eine Reihe von Bestimmungen über die Erteilung des Religionsunterrichts an die Jugend, aber auch an die Erwachsenen, deren strenge Beobachtung eingeschärft wird, und die wiederum in erster Linie auf die Zustände und Einrichtungen in Italien Bezug nehmen.

Der römische Prälat kommt in der gelben Broschüre auch auf die Katechismusfrage zu sprechen. Bekanntlich beschäftigt dieselbe zur Zeit bei uns

sehr ernsthaft Religionslehrer und kirchliche Behörden. Schwerlich um dazu in autoritativer Weise Stellung zu nehmen, sondern um einem vorhandenen dringenden Notstande abzuhelfen, hat Pius X. seitdem für die Herausgabe eines neuen Katechismus Sorge getragen. Daß er sich aber auch über das unmittelbare Bedürfnis hinaus mit der Frage eingehend beschäftigt, ist durch zuverlässige Mitteilungen bekannt geworden.

Der neue Papst will vor allem und in erster Linie Priester und Seelenhirte sein. Das war der Eindruck, den er vom ersten Tage seines Pontifikates an auf jedermann machte, der mit ihm in Berührung kam. Wenn er Reformen anstrebt, so sind es solche, die das eigentliche innere Leben der Kirche angehen. Alle Maßregeln, die er ergreift, werden von den höchsten, ins übernatürliche Gebiet hineinreichenden Gesichtspunkten aus entworfen sein.

IV.

Zum ersten Male seit langer Zeit ist in Pius X. ein auswärtiger Kardinal im Vatikan eingezogen. Er kannte Rom nur aus vereinzelten flüchtigen Besuchen und die Einrichtungen und Gepflogenheiten an der Kurie nur so, wie jeder Bischof sie aus dem amtlichen Geschäftsverkehr kennen lernt. Nimmt man dazu noch die Unbekanntschaft mit den Personen, so kann man sich einigermaßen die Schwierigkeiten ausdenken, vor welche der ehemalige Patriarch von Venedig sich gestellt sah. Aber eben dies, daß er nicht selbst an der Kurie aufgewachsen ist, nicht selbst in herkömmlicher Weise Stellen verwaltet und Pfründen besessen hat, gibt ihm eine große Freiheit und Unabhängigkeit. Grün ist überzeugt, daß der Papst, sobald er nur erst eine genaue Kenntnis der vorhandenen Mißstände erworben hat, nicht zögern wird, die bessernde Hand anzulegen. Niemand, meint er, der mit dem heutigen Stande der Dinge bekannt sei, könne bestreiten, daß eine durchgreifende Neuordnung der kirchlichen Behörden nottue. Eine solche ist in der Tat seit Sixtus V. nicht mehr vorgenommen worden; kein Wunder also, daß die bestehenden Einrichtungen den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen oder eine gegen ihre ursprüngliche Bestimmung völlig veränderte Gestalt angenommen haben. Leos XIII. selbstherrliche Natur war wenig geneigt, sich durch einen mangelhaften und mangelhaft funktionierenden Behördenorganismus einengen zu lassen, und die beispiellose Arbeitskraft des Kardinals Rampolla kam ihm dabei zu Hilfe. Aber die unausbleibliche Folge war eine weitere Desorganisation.

Abgesehen von dem Kardinalskollegium zerfallen die obersten Organe der Kirchenverwaltung in sogenannte Kongregationen und in Sekretariate und Kanzleien. Das diplomatisch-statistische Jahrbuch des Gothaischen Hofkalenders zählt achtzehn unter der ersten und acht unter der zweiten Kategorie auf. Ein grundsätzlicher Unterschied besteht zwischen ihnen nicht. In beiden finden sich neben wichtigen und ausgedehnten Behörden minder wichtige und unbedeutende. Grün verlangt hier vor allem eine erhebliche Verringerung des Apparats durch Verschmelzung bisher getrennter Behörden, sowie strenge Scheidung ihrer

Zuständigkeit. Inwieweit seine Vorschläge im einzelnen zweckmäßig und durchführbar sind, müssen sachkundige Beurteiler entscheiden. Gelb und blau sind mit ihm einverstanden. Allgemeine Zustimmung wird sodann die weitere Forderung finden, daß überall ein bestimmter Geschäftsplan und eine strenge Geschäftsordnung eingeführt werde, und daß feste Grundsätze für die Anstellung der Beamten bestimmend seien. Alles für uns, die wir an die Gesetze und Einrichtungen des modernen Rechtsstaates gewöhnt sind, selbstverständliche Dinge; aber für den, der berufen ist, in eine Jahrhunderte alte Tradition grundstürzend einzugreifen, überaus schwierige Aufgaben.

Erst mit der Lösung dieser Aufgaben werden die beiden Übelstände verschwinden, die von alters her und bis in die Neuzeit hinein zu berechtigten Klagen über den Geschäftsgang an der Kurie Anlaß gegeben haben, seine Langsamkeit und seine Kostspieligkeit. Vor ein paar Jahren bat eine Dame der süddeutschen Aristokratie den päpstlichen Nuntius um seine Intervention in einer wichtigen Angelegenheit, welche der Entscheidung des Hl. Stuhles unterbreitet war. Mit besonderem Nachdrucke fügte sie hinzu: ‚Mais Monseigneur, cela presse.‘ Lächelnd antwortete der Prälat: ‚Madame la comtesse, ce mot n' existe pas dans notre dictionaire.‘ Darin liegt ein vollberechtigter Kern. Die grundsätzliche, weit über den konkreten Einzelfall hinausgehende Bedeutung, welche die römischen Entscheidungen fast immer besitzen, schließt jede Überhastung aus und verlangt die sorgsamste Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Umstände. Der einzelne Fall, dessen Erledigung die Interessenten mit Ungeduld herbeiwünschen, gehört der Zeit an und verschwindet mit ihr; die grundsätzliche Entscheidung aber bleibt für alle Zeit. Daher gilt auch in diesem Sinne der Satz: ‚Roma patiens, quia aeterna.‘ Auf der anderen Seite aber ist nicht zu leugnen, daß der schleppende Geschäftsgang — grün spricht von einer fenomenale lentezza — durch die fehlerhafte Behördenorganisation, die patriarchalischen Gewohnheiten und den Umstand mitbedingt ist, daß auch bloße Formalien zu ihrer Erledigung eine Menge von Instanzen zu passieren haben.

Was den zweiten der oben genannten Übelstände betrifft, so muß man sich zwar vor Übertreibungen hüten. In kirchlichen und noch mehr in außerkirchlichen Kreisen stößt man gelegentlich auf geradezu abenteuerliche Vorstellungen. Wer heute gegen die Kurie den Vorwurf der Bestechlichkeit oder Käuflichkeit in irgend einer Form erhebt, handelt entweder in sträflicher Anmaßung ohne Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse oder wider besseres Wissen. Richtig aber ist, daß man an der Kurie noch immer in dem alten Taxen- und Sportelwesen drinnen steckt, welches der moderne Staat so ziemlich überall abgeschafft hat. Grün möchte hier radikal vorgehen. Die Beamten sollen ein festes Gehalt beziehen, sonst nichts. Doch ist dies leichter gesagt als getan. Feste Gehälter setzen feste Einnahmen voraus, wofür der Staat die Steuern eintreibt. Der Papst dagegen ist zur Bestreitung der Kosten für die Kirchenverwaltung zu einem großen Teile auf die Gaben der Gläubigen

angewiesen. Auch ist es keineswegs unbillig, daß, wer eine Sache bei der Kurie anhängig macht, für die Kosten aufkommt, welche dadurch verursacht werden. Aber die zuvor berührte Vereinfachung des Verfahrens durch Beseitigung überflüssiger Instanzen würde von selbst auch eine Verringerung der Kosten nach sich ziehen. Und mehr als alles andere würde hiezu beitragen, wenn die verbesserte Organisation und strenge Geschäftsordnung das Kommissions- und Speditionsgeschäft der geistlichen Agenten in Wegfall bringen würde.

In diesem Zusammenhange spricht gelb noch einen weiteren Gedanken aus. Ist es notwendig, alles und jedes an die höchste Stelle zu bringen, eine australische Ehesache so gut wie das Verlangen, irgendwo in Spanien eine Privatkapelle zu errichten? Wäre es nicht zweckmäßiger, die Diözesanbischöfe, die den Dingen unmittelbar nahestehen, von vornherein mit den erforderlichen Vollmachten auszurüsten? Blau schließt sich ihm hierin an.

In der grünen und ausführlicher noch in der zuletzt erschienenen Broschüre erwähnt der anonyme Verfasser eines Reformplanes, welchen seiner Zeit der Abate, spätere Kardinal Sala entworfen und Pius VII. vorgelegt hatte. Mit dem Sturze Napoleons hielt Sala den Augenblick für gekommen, seine Gedanken durch den Druck zu verbreiten. Er war der festen Überzeugung, daß nur durch einschneidende Reformen in der kirchlichen Verwaltung wie im Kirchenstaate der Wiederkehr gefährlicher Katastrophen vorgebeugt werden könne. Er stieß jedoch auf den heftigen Widerspruch des Kardinals Consalvi. Der begonnene Druck wurde inhibiert, die in Umlauf gekommenen unvollständigen Exemplare wurden nach Möglichkeit zurückgekauft. Der Reformplan geriet in Vergessenheit. Der Verfasser erinnert an die schweren Katastrophen, welche tatsächlich in den Jahren 1848, 1860 und zuletzt 1870 über das Papsttum hereingebrochen sind, und warnt ernstlich davor, die notwendigen Reformen noch weiter zu verschieben. Auch erneuert er einzelne der von Sala gemachten Vorschläge, so den auf Abschaffung der sog. posti cardinalizi, d. h. der mit gewissen Stellen verbundenen sicheren Anwartschaft auf die Kardinalserhebung. Die Einrichtung hat heute nicht mehr die Bedeutung wie früher, wo beispielsweise auch die Stelle des römischen Polizeipräfekten ein posto cardinalizio war; sie besteht indessen innerhalb der kirchlichen Verwaltung noch fort, und grün hat gewiß recht, wenn er verlangt, daß nicht das bekleidete Amt, sondern ausschließlich das Verdienst den Zugang zum hl. Kollegium eröffnen dürfe. Auch in dem, was er über die römische Prälatur vorbringt, wird man ihm nicht unrecht geben können. Leo XIII. wollte, wie er berichtet, hier bessernde Hand anlegen und insbesondere alle Sinekuren beseitigen. Er beauftragte eine Kommission von Kardinälen, Vorschläge auszuarbeiten, aber es blieb bei dem bloßen Anlauf. Nicht besser war der Erfolg, als der gleiche Papst eine weitere Kommission ernannte, die ihn bei der Auswahl der italienischen Bischöfe unterstützen sollte. Nach dieser Richtung setzt grün große Hoffnungen auf Pius X. und knüpft daran allerhand nützliche Bemerkungen über bischöfliche Visitationen und Diözesansynoden, die unerwünschten Trans-

lokationen von Bischöfen nach anderen Sprengeln und die Notwendigkeit, leistungsunfähig gewordene abzurufen. Eine sehr einschneidende Kritik übt er, wiederum unter Berufung auf Sala, an der päpstlichen Diplomatie. Er verlangt eine den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechende berufsmäßige Vorbildung und bestimmte Dienstvorschriften. Von den ergänzenden Bemerkungen, mit welchen gelb und blau diese Ausführungen begleiten, mag erwähnt werden, daß beide einer stärkeren Beteiligung der fremden Nationen an der kirchlichen Verwaltung das Wort reden, der letztere der päpstlichen Diplomatie seit der Aufhebung des Kirchenstaats die Existenzberechtigung abspricht — zweifellos mit Unrecht.

V.

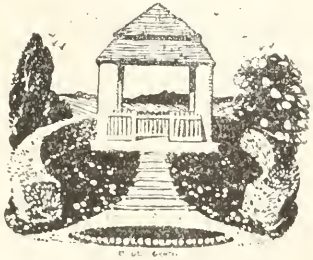
Oben wurde erwähnt, daß der ‚römische Prälat' die Reformgedanken der grünen Broschüre ungenügend finde. Das Ziel mußte seiner Meinung nach weit höher gesteckt werden. Was er in diesem Zusammenhange über die große Aufgabe der Kirche in der Gegenwart mehr andeutet, als ausführt, läßt sich wohl hören; aber die Vorschläge, die er im einzelnen, über grün hinausgehend, formuliert, stehen damit in keinem oder nur sehr losem Zusammenhange. Er spricht von der römischen Frage und meint, die beste Lösung sei, keine Lösung vorzuschlagen; denn eine Aussöhnung des Papstes mit dem Königreich Italien würde auf den Widerstand der Mächte stoßen, worunter doch nur Frankreich gemeint sein kann. Er verlangt für Italien eine Volkspartei, die sich durch ihr soziales Programm von den Konservativen und durch ihren katholischen Standpunkt von den Sozialisten unterscheiden müsse. Er wünscht, daß der Papst den einzelnen Nationen größere Freiheiten gebe, als sie bisher besitzen, und denkt an die Veranstaltung von Nationalkonzilien. Er vermißt eine authentische Interpretation und genaue Umgrenzung der päpstlichen Unfehlbarkeit. Trocken bemerkt solch weitausgreifenden Gedanken gegenüber die abschließende Broschüre, fürs erste handle es sich darum, Ordnung zu schaffen und die kirchlichen Grundsätze überall und einem jeden gegenüber zur Geltung zu bringen.

Und das ist es, was wir von Pius X. erhoffen und, falls ihm nur die nötige Lebensdauer beschieden ist, zuversichtlich erwarten dürfen.

Das Pontifikat Leos XIII. war eine Periode des Übergangs. Künftigen Geschlechtern wird es sich immer deutlicher als eine solche herausstellen.*

* Ein zutreffendes Urteil wird erst möglich sein, wenn die Geschichte dieses Pontifikats von dem Grafen Soderini vorliegt. Da dem Verfasser auf das ausdrückliche Geheiß des verstorbenen Papstes alle Aktenstücke ohne jeden Vorbehalt zur Verfügung gestellt werden sollen, wird auf neue Aufschlüsse über wichtige Punkte gerechnet werden dürfen. Inzwischen ist der geistige Entwicklungsgang Leos XIII. von Martin Spahn zum Gegenstande einer ebenso geistvollen als eindringenden Studie gemacht worden. Ich ergreife gern die Gelegenheit, auf dieses Buch hinzuweisen (München, Kirchheim 1905). Es ist ein biographischer Essay in der Weise Macaulays, dem die deutsche katholische Literatur nichts Ähnliches an die Seite zu setzen hat. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß man jedem einzelnen Urteile des Verfassers zustimmen müsse.

Trügen nicht alle Zeichen, so bedeutet die Thronbesteigung seines Nachfolgers den Beginn eines neuen Abschnitts in der Kirchengeschichte. Das Mittelalter ist endgültig abgetan. Wir können es nicht mehr zum Leben erwecken; und wir sollen nicht länger seinen Schatten beschwören! Das schützende Dach, welches die christlichen Staaten der vergangenen Jahrhunderte über der Kirche ausbreiteten, ist weithin zusammengebrochen, und das öffentliche Leben der modernen Welt hat sich bis zum letzten Rest der geistlichen Leitung entzogen. Immer mehr sieht sich die Kirche wie in den ersten Jahrhunderten ausschließlich auf die eigene, innere, übernatürlichen Quellen entstammende Kraft hingewiesen. Von den Mächten der Erde verlassen, wenn nicht verfolgt, wird ihr einziger Schutz in Zukunft die Freiheit sein. Aber nur dort und nur so lange wird sich dieser Schutz wirksam erweisen, wo und solange die Gläubigen selbst in ihrem Innern das heilige Feuer hüten und nähren. Daß dieses Feuer der Religion Christi in ihnen allen zur hellsten Reinheit entfacht werde, daß es leuchte in der Finsternis, welche die Nebel des Unglaubens und Irrglaubens erzeugen, daß seine sanfte Glut die mannigfachen Übel lindern und heilen möge, an denen die moderne Gesellschaft krankt, das ist es, worauf das Sinnen und Sorgen Pius' X. sich richtet. Und darum wird er auch den Schutt hinwegzuräumen bemüht sein, den die Vergangenheit zurückgelassen hat, nicht zum wenigsten an der römischen Kurie. Für bureaukratische Schablone, für tote Form, für Vermengung des Geistlichen mit Weltlichem ist heute kein Raum mehr.



George Frederick Watts.

Von

Joseph Popp.

‚Der Mensch ist der Stil‘ — gilt auch für die bildende Kunst: Rembrandts Farbenwelt ist ebenso der notwendige Ausdruck seiner frohen, reichen, tiefen Seele, wie sich in den vibrierenden Strichen, blitzenden Lichtern und dem mystischen Dunkel der Radierungen die Kämpfe, Leiden und Ekstasen seines verborgensten Innenlebens abspiegeln. Michelangelos titanisches Ringen mußte sich jene elementarischen Formen schaffen, in denen jede Muskel noch unter der Ruhe zu zucken scheint; die Peterskuppel war ihm gerade mächtig genug, um seinen Traum von innerer Größe und äußerer Stoffüberwindung zu verwirklichen. Des Cornelius idealer Gedankenzug erging sich mit Behagen in der mehr abstrakten Linie, aus der er mächtige Gestalten zu majestätischem Flug über weite Flächen schuf. So bedingt bei den ganz großen Künstlern der Inhalt ihrer Gedanken wie die Art ihrer Persönlichkeit immer auch die Form der Werke, für deren Entstehen sie meist einem inneren, unerbittlichen ‚Muß‘ folgen, das sie nicht mehr frei gibt, bis die Aufgabe gelöst ist. Dadurch haben wir in der hohen Kunst die reinste Synthese von möglichster Freiheit und drängender Notwendigkeit. Was die Kunst kann und soll, erfahren wir nur durch solche Meister, denen wir uns deshalb willig überlassen müssen. Wer dazu nicht den Mut oder die Fähigkeit hat, wird nie in die letzten Tiefen unsterblicher Kunstschöpfungen hinabsteigen, noch die Schauer ihrer Offenbarungen erleben dürfen. Ihnen gegenüber ist eine Kritik im Sinne des Richtens Profanierung. Dankbar und ehrfürchtig übernimmt sie hier das Amt des Führers und Deuters, das ihr Genuß und Belehrung zugleich bietet, ja ihr im Nachgestalten ihrer Eindrücke etwas von dem schmerzlichsüßen Entzücken des Schaffens gewährt.

Solch ein Einzigartiger, der ganz in sich ruht und aus sich gibt, der aus seiner freiesten, reichsten Persönlichkeit Werke von höchster objektiver Wahrheit und Kraft geboren, ist George Frederick Watts, als Mensch fast noch größer denn als Künstler, als Künstler aber einer der allergrößten aller Zeiten. Ihm war die Kunst eine hohe Mission an sein Volk, an die ganze Menschheit; er fühlte sich als Prophet und Apostel. Sein Wahlspruch war: ‚Alles fürs höchste.‘ Und was er zu einem Freund gesagt: ‚Fürs höchste setze ich alles ein, meine ganze Kraft, mein Leben,‘ das hat er jederzeit durch die Tat bestätigt. Die Sorge für sich schien ihm kleinlich und hemmend: ‚Unser kurzes Leben ist nur dann ganz arm, wenn es durch unsere persönlichen Wünsche und phantastischen Forderungen begrenzt wird.‘ Er war durch und durch Altruist

und hierin unerbittlich gegen sich und andere: ‚Ich glaube an meine künstlerische Mission; ich wünsche, daß das Publikum beim Betrachten meiner Werke nachdenkt, aber ich buhle nicht um seine Gunst. Ich greife am liebsten ins Gebiet der metaphysischen Welt, und vor allem beherrschen mich philosophische, menschliche Probleme und das, was wir die ewigen Wahrheiten zu nennen pflegen. Ich scheue mich nicht, weder an mich selbst noch an die, die meine Werke betrachten, im vollen Ernste jene großen, die Menschheit bewegenden letzten Fragen: woher? wozu? wohin? zu richten. Kompromisse sind mir fremd, und was ich tue, tue ich ganz. Die Kunst beglückt mich, weil ich in ihr den Exponenten meiner Ideale finde. Ich besitze viel Ehrgeiz und den heißen Wunsch, meiner Generation nützlich zu sein; aber ich ziehe es vor, still und unbemerkt zu schaffen. Außer einer gewissen Ermutigung, nicht für mich selbst, sondern für die gute Vollendung des Werkes, verlange ich nichts. Um Großes hervorzubringen, müssen wir alles daran setzen und niemals bedenken, ob etwas in abstracto groß oder klein ist. Das wahrhaft Große liegt so weit außerhalb unseres Bereiches, daß jeder Vergleich unwürdig erscheint. Mit ganzem Herzen bei seiner Sache zu sein, d. h. mit Einfalt des Herzens, das ist das Richtige, und wer so handelt, wird sich befriedigt fühlen, wie auch immer der Erfolg seiner Arbeit sein mag.‘

In solcher Auffassung stellte Watts immer die Idee über seine Person. Das ging so weit, daß er unter einem Pseudonym ausstellte und fast nie seine Werke signierte. Zweimal schlug er den Baronetstitel aus und meinte: ‚Ich sehe nicht ein, warum ich als Baron besser als bisher werde malen können.‘ Als er nach dem Tode Leightons mit Recht annehmen mußte, daß er zum Präsidenten der Akademie gewählt würde, trat er vorher aus. Wenn man ihn fragte, wo er geboren sei, meinte er: ‚Irgendwo im Nordwesten von London.‘ Bat man ihn aber um Aufschluß über den Sinn eines seiner Werke, wurde er beredt. Die meisten von ihnen schenkte er der Nation; andere stiftete er für Kirchen, öffentliche Gebäude oder suchte damit Trost zu spenden. So schickte er Lord Dufferin auf die Nachricht, daß sein ältester Sohn in Südafrika gefallen sei, den ‚glücklichen Krieger‘, dessen Inhalt am besten die Verse Wordsworths charakterisieren:

‚Während der Todesschlaf seine Stirne umlagert,
Hebt sich seine Brust im Vertrauen auf des Himmels Beifall:
Das ist der glückliche Krieger. Er ist so,
Wie jeder Mann in Waffen sein sollte.‘

Watts höchste Freude war, wenn seine Werke wirkten, nicht so fast im künstlerischen als ethischen Sinn; so sagte er von ‚Liebe und Leben‘, das er selbst zu seinen besten Schöpfungen zählte: ‚Diesem Bilde danke ich einen der schönsten Erfolge meiner Laufbahn. Es hat mir eine Fremde zugeführt, die mich in einer verzweifelten Lage um Hilfe bat. Die Geldsumme war für mich nicht gering, aber ihr Vertrauen auf den Maler von „Liebe und Leben“ belohnte mich reichlich.‘

Fragt man, wie Watts so geworden, erhält man die gleiche Antwort, wie wenn man nach dem Werdegang seiner Kunst fragt: Er ist alles aus sich geworden. Alle Spitzfindigkeit und geistreichen Andeutungen der Milieutheorie versagen bei ihm ganz und gar. Und das ist nicht der schwächste Beweis seiner überragenden Bedeutung. Das Genie ist im letzten und tiefsten Grund immer etwas Unerklärliches wie der Heilige; es ist einfach da wie ein Stück Offenbarung. Höchstens Watts' stark moralisierenden Zug kann man aus nationaler Eigenart erklären: England gab uns die ‚moralischen Wochenschriften', und sein erster Maler, Hogarth, war satirischer Moralist, wie selbst die Philosophen und Dichter des Landes mit Vorliebe ethischen Absichten dienen.

Einer keltischen Familie entsprossen verzog Watts' Vater von Hereford nach London, wo er bessere Geschäftsverhältnisse erhoffte, aber nicht erreichte. Dort wurde ihm am 23. Februar 1817 George Frederick geboren. Mit zehn Jahren bezog der Knabe die Akademie, um sie nach ein paar Wochen wieder zu verlassen und bei dem Bildhauer Behnes in die Lehre zu treten. — Sollen wir darin schon seine Doppelneigung für Malerei und Plastik erkennen, oder war es nur die starke Reaktion gegen die unmalerische Richtung seiner ersten Schule? Aber auch Behnes, ein guter Durchschnittskünstler, vermochte dem jugendlichen Watts nichts zu geben. Um so mehr sprachen zu ihm des Lehrers Abgüsse antiker Kunstwerke, die Watts täglich um sich sah. Sie führten ihn an die Quelle, zu den Parthenonskulpturen, die Lord Elgin 1814 nach London gebracht hatte. Diese wurden für Watts Elementar- und Hochschule zugleich wie für die Präraffaeliten die Fresken des Camposanto von Pisa. Während diese sich aber einer mehr äußeren Nachempfindung ergaben, ließ Watts sich von dem Geiste der Antike nur befruchten. Deren Einfachheit und Größe, ihre innere Ruhe und äußere Geschlossenheit fanden in ihm verwandte Seiten, die sich nun gar schnell erschlossen. Schon in den Zeichnungen des Zwölfjährigen zeigt sich diese selbständige Verarbeitung der Antike. Noch mehr steigerte sich dies zu durchaus individuellem Ausdruck, als Watts 1857 durch eine Reise nach Griechenland und bei den Ausgrabungen von Halikarnaß auch noch den genius loci aufnahm. Mit 26 Jahren ermöglichte ihm eine Preiskonkurrenz die Reise nach Italien, wo er drei Jahre zu Florenz bei dem englischen Gesandten Lord Holland weilte. Auch hier bezeichnet seine Eigenkraft die außergewöhnliche Tatsache, daß er nicht einen alten Meister kopierte, obgleich er sie bewunderte und besonders für Tizian, Veronese, Giorgione und Lionardo eine starke Neigung hegte. Gemälde aus jener Zeit zeigen italienische Einflüsse, wie frühere Porträts die Einwirkung von Lawrence, Gainsborough, Reynolds und die Figurenbilder Flaxman erkennen lassen. Aber auch nicht mehr. So konnte Watts ohne Überhebung sagen: ‚Ich habe nie einen Lehrer oder eine Stunde gehabt. Niemals in meinem Leben, auch nicht einmal in Italien, fertigte ich eine Kopie an. In meiner langen Künstlerlaufbahn trat niemals eine Entwicklung oder Änderung ein; ich male heute, wie ich immer gemalt habe, und arbeite z. B. seit dreißig Jahren an demselben Bild. Ich

bin bemüht, unter Ausschluß aller bisherigen abgenutzten bildlichen Phrasen und Gleichnisse Neues zu schaffen, durch idealisierende Kunst zu lehren, zu erziehen und Moral zu predigen. Das kann nur symbolisch geschehen; denn Leben und Tod sind schon an und für sich symbolische Mysterien.'

Zu solcher Arbeit fand ihn jeder Tag schon morgens fünf Uhr im Atelier, das er aber ohne bestimmten Plan betrat. Was er schaffen wollte, darüber ließ er die Stimmung entscheiden, vor allem aber, ob er glaubte, an irgend einem Werke noch etwas verbessern zu können. Nur ganz wenige seiner Schöpfungen erklärte er für ‚fertig'. Von zahlreichen seiner bedeutendsten Bilder schuf er Varianten, um die Präzision ihres Ausdrucks zu steigern und ihren symbolischen Gehalt zu vertiefen. Trotzdem kennt Schleinitz, der sich die Mühe gemacht, Watts' Werke möglichst vollständig zusammen zu stellen, gegen 1000 Gemälde, Skizzen, Zeichnungen und Plastiken des Meisters. Für dessen Entwicklung aber ergibt diese chronologische Festlegung soviel wie nichts.

Das wundert uns kaum, wenn wir das Selbstporträt des Siebzehnjährigen mit den späteren Bildnissen vergleichen. Hochaufgerichtet wie eine Standarte ragt die schlanke Gestalt mit dem edlen Kopf, dem reiches Gelock einen ernsten Rahmen gibt. Träumerische Augen schauen erwartend aus; eine feine, längliche Nase steht über dem vollen Mund, dessen edler Schnitt wie die ganze Profilierung etwas Antikes haben. Den Mann, der sich schon mehr erwacht ist, sich aber noch nicht ganz gefunden hat, zeigt Watts als Ritter aus dem Jahre 1850. So denken wir uns einen Kreuzfahrer, der neben dem Schwert die Lyra trug. Ganz er selbst ist der Künstler in dem Porträt mit dem Schlapphut und Mantel: Gütig und groß zugleich, die breite Stirne voll hoher Gedanken, ruht er ganz in sich, — und unsere Seele möchte bei ihm ruhen. Mächtig wie seine tiefsten Ideen tritt er uns 1880 in dem Selbstporträt für die Uffizien entgegen: eine tizianische Erscheinung, die er durch innere Hoheit überragt.

Eine merkwürdige Kraft und Weichheit paart sich in Watts; eine herrliche Gesundheit des Leibes und Geistes adelt ihn und seine Werke. Das Herz eines Kindes mit dem Feuerodem des gottbegeisterten Predigers, ein starker Wirklichkeitssinn, der alles Seiende bejaht und doch die Übersetzung, nicht Nachahmung der Natur als Ziel der Kunst erklärt und übt. Daher seine seltene Vereinigung von Realismus und Idealismus in der Farbe und Linie wie in der Erfindung und Form.

Schon den Knaben fesselte vor allem das Geistige; seine ersten Zeichnungen gehen auf Romane und Gedichte von Walter Scott zurück. Später folgten diesem Boccaccio, Petrarka, Dante, Homer, Shakespeare, Bojardo, Tennyson, Wordsworth, Spenser. Niemals aber gab er Illustrationen wie die Präraffaeliten. Er ließ sich durch die Dichter nur zu eigenem Schaffen anregen und war sich stets bewußt, daß die Malerei andere Gesetze habe: ‚Ich vermag kein Buch zu illustrieren, weil ich die Gedanken anderer nicht malerisch zu beschreiben imstande bin.'

Das Schöpferische in ihm war zu stark; und so entstand aus der Lektüre stets etwas Neues für seinen Pinsel, wie er die Wirklichkeit gerne

symbolisch nahm. Karrengäule in der ‚Mittagsruhe‘ malt er wie ein Monument entschwindender Zeiten gegenüber den modernen Verkehrsverhältnissen. Er versieht sie mit der kurzen Notiz: ‚The order of things fast changing.‘ Unter ein altes, ausgearbeitetes Pferd schreibt er: ‚Ein geduldiges Leben voll unbelohnter Mühe.‘ Sein erstes Bild, das in der Öffentlichkeit Aufsehen erregte, war ein ‚verwundeter Reiher‘. Der Riesenvogel will sich noch einmal vom Boden erheben, um den heransprengenden Reitern zu entgehen. Es ist dies aber kein bloßes Jagdstück, sondern ein Aufruf zum Mitleid für die Tierwelt; wie der greise Watts gegen die Unsitte, Vögel auf den Hüten zu tragen, das ergreifende Bild ‚Der schaudernde Engel‘ malte, der sich vor dem Altar verhüllt, auf dem die gefiederten Sänger ruhen. Eine ‚Selbstmörderin‘, die er von der Themse ans Land geschwemmt sieht, veranlaßt ihn, die Szene zu malen — als Mahnung an das Elend der Großstadt. Eine arme, jugendliche ‚Näherin‘, die abgehärmt über ihrer Arbeit sitzt, wird ihm zum Appell des Mitleids für all ihre leidenden Genossinnen, die mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte für andere schaffen und dabei kaum für sich leben können. ‚Eine bedrängte Familie‘, die ergebungsvoll aneinander geschmiegt den Tod erwartet, wird ihm zum politischen Programm in der Home Rule-Frage; er tritt damit zugleich für die Linderung der irischen Hungersnot ein.

Aus diesen flüchtigen Andeutungen ergibt sich, wie Watts gern den einzelnen Fall ins Typische erhebt und zum Symbolischen steigert. Auch wo er scheinbar nur Gestalten der antiken Götterwelt und Mythe wiedergibt, will er mehr als bloße Schönheit, will er den Geist der Antike vor uns lebendig werden lassen. Er erreicht das mehr als irgend ein Meister der Winckelmannzeit mit seiner äußeren Nachahmung der griechischen Kunst. Watts war einer der ganz wenigen, die das Land der Griechen mit der Seele suchten und fanden. Vor allem reizte ihn aber auch hier das seelische Problem: ‚Die Psyche‘, die im heftigsten Leid des Verlassenseins vor ihrer erlöschenden Lampe steht, und ‚Ariadne‘ in ihrem Liebesschmerz sind tief ergreifende Bilder. Ist jene wie ein in den unendlichen Raum zurücksinkender Lichtstrahl, so gleicht diese einer kaum erblühten Blume, die der Reif getroffen. Dort eine ganz griechische Körperbildung, hier eine antike Draperie und Linienführung wie am Parthenon, dessen Skulpturen sie durch die Beseelung übertrifft. Dem Leibe nach noch halb in den Banden des Schlafes, aus dem sie der Kuß des Dionysios geweckt, ist die Seele zum vollen Leben, in der Erkenntnis des Verlustes und der Empfindung verzehrender Sehnsucht, erwacht. Die üppigen Bäume zur Rechten und die spielenden Panther zur Linken steigern das Relief der Gestalt wie den Ausdruck ihres Kummers. In einem wundervollen Halbkreis senkt sich Diana auf den schlafenden Endymion herab, und die beiden schließen sich in einem innig verschlungenen Rhythmus wogender Liebesharmonie zusammen. In Eurydikes Sterben steigert Watts durch eine erstaunlich kühne Anordnung der zwei Gestalten das Verzweifelte der Sage zu einem hoffnungsvollen Aufleuchten. Der Dichter reißt die in sich versinkende Gestalt seiner Gattin mit einem

elementaren Ruck an sich und ermöglicht uns so den Gedanken, daß er sie dem Leben noch zurückgewinne. Der Gegensatz der Bewegung des weiblichen und männlichen Körpers, die Erfassung des Momentes unmittelbar vor der Entscheidung sind tief erschütternd wie in ‚Paolo und Franceska da Rimini' der melancholische Flug der zu gemeinsamem Schicksal Verbundenen.

Daß sich Watts bei solcher Anlage und Neigung vor allem zur Bibel hingezogen fühlen mußte, wo Geschichte und Symbol ineinanderfließen, empfinden wir als selbstverständlich. Sein philosophischer Geist, der immer an das Universellste dachte, geht zunächst über diese hinaus und bis auf die Urzeit oder das ‚Chaos' zurück. Aus einer grandiosen geistigen und räumlichen Perspektive gesehen erhebt sich dieses Bild wie das Tongewoge eines Riesenorchesters vor uns. Unter tiefblauem Himmel stehen braungelbe Giganten als Symbol der Massenbildung; zu ihren Füßen schlingen zierliche Frauen einen lieblichen Reigen, um die Zeitenflucht anzudeuten; mächtige Fluten wogen um sie, und zu ihrer Linken mengen Feuer und Menschen und Wolken sich in eins. ‚Gäa', die Urmutter und ihre Kinder, stellt ein Riesenweib dar, wie aus den ersten Weltstoffen geformt: ein ungeheures Erwachen der Materie. — Das sollten die Einleitungskapitel für eine Geschichte der Menschheit werden, die aus Kämpfen zur Entwicklung materiell und sozial geordneter Zustände kommt.

Die ‚Erschaffung der Eva' wird zu einer Jubelhymne von symphonischer Fülle und Wucht: Aus des schlafenden, bräunlichen Adams Seite steigt der helle Leib seines Weibes wie eine Lichtgarbe in dunkler Nacht empor. Über ihnen erheben sich frohlockende Geister wie in Allelujagesängen. Anders wird der gleiche Vorwurf als erstes Bild einer Evatrilogie behandelt. Watts fügte diesem Bild die Worte bei: ‚In der erhabenen Majestät ihrer Unschuld vertritt Eva den Typus alles dessen, was für die gesamte Menschheit erhofft werden mag.' Die monumentale Gestalt wächst aus fast trunkener Freude in die Höhe. Mit geschlossenen Augen steht sie in Wolken und Licht wie unter aromatischem Himmelsregen. Goldene Wolken, Blumen und singende Vögel weben ihr ein wogendes Gewand. Ihre Büste umsäumt wie eine Aureole ein blonder Kreis wirbelnder Haare. ‚Eva versucht' gibt den Rausch der Sünde in einer ebenso intensiven wie diskreten Weise: Die mächtige Gestalt wühlt sich ganz in die Blätter, Blüten und Früchte des Erkenntnisbaumes hinein, um sich an dessen betäubendem Duft und Reiz vollzusaugen. Über ihr flüstert eindringlich verführerisch die Schlange. Zu ihren Füßen wälzt sich fast wollüstig ein Panther. Ergreifend steht die ‚bereuende Eva' gegen einen Riesenbaum gelehnt, den sie mit ihrer Scham in den Boden zu drücken droht. — Watts geht nun der Geschichte der ersten Menschen weiter nach und malt ‚Kain verflucht' und zehn Jahre später ‚Kain kehrt reuig zurück'. Man könnte es auch ‚Schuld und Sühne' bezeichnen. Noah sehen wir als ‚Erbauer der Arche': eine michelangeleske Gestalt, mächtig gegen das Meer gestellt und eben bereit, ein paar riesige Bretter herbei zu tragen. Hierher gehört auch die ‚Begegnung Jakobs mit Esau'. Wie die beiden in den Raum

gestellt sind! Esau ganz leidenschaftliches Ungestüm, Jakob ängstliche Erwartung; hier noch ein Stück Wildheit, das von der Versöhnungsfreude gebändigt wird, dort eine bedächtige Ruhe, die fast kühl wirkt.

Noch manche Tatsache und Szene derart ließen sich aus dem alten Testament nennen; weit deutlicher und reicher wird aber die moralisch-allegorische Anwendung im neuen Bund. Watts ist durchaus christusgläubig, aber nicht im Sinne eines bestimmten Bekenntnisses. Den ‚Geist des Christentums', ‚allen Kirchen gewidmet', bildet er als eine hoheitsvolle, unpersönliche Gestalt, die auf Wolken thront, mit einer Erlösergebärde: Kommt alle zu mir! Unter ihrem roten Mantel birgt sie als gleichberechtigte Kinder alle Konfessionen und Rassen. Sie spricht des Künstlers Bedauern über die religiöse Spaltung und die Mahnung zur Einheit aus, gegenüber derartigen Kämpfen in England. Ihm ist die Religion in der Auswirkung als Humanität wichtiger und wertvoller denn als Glaubensnorm. Den ‚Glauben' malt er als eine Art Jungfrau von Orleans, die nach dem Kampf in der freien Natur ausruht. Dazu schreibt er: ‚Müde und matt von den Verfolgungen wäscht der Glaube seine blutbefleckten Füße und erkennt den Einfluß der Liebe durch die Schönheit in der gesamten Natur, durch den Duft der Blumen und den Gesang der Vögel. Der Glaube entledigt sich des Schwertes, weil er zur Einsicht gelangt, daß dies nicht das stärkste Beweismittel.' ‚Die Hoffnung,' der er in mannigfacher Weise Ausdruck verliehen, hat er in einem allbekannten Bild auch eigens gemalt: Ein zartes Mädchen sitzt mit verbundenen Augen auf der Weltkugel; über ihre Lyra gebeugt sucht sie der letzten Saite mit fast sterbender Hand noch einen Klang zu entreißen. Farbig ist das Werk von einer blassen, matten, blaugrünen Dämmerlichtstimmung umsponnen, die den leisen, pessimistischen Zug noch erhöht: Die Hoffnung verzehrt sich, ohne die Erfüllung zu erleben. — Watts kennt eben noch eine stärkere Macht: die Liebe, der er seine tiefsten, ergreifendsten und schönsten Werke widmet.

So eigentlich die Kanzel besteigt Watts in seinen rein symbolischen Bildern, zu denen er sich von frühester Zeit auf hingezogen fühlte: ‚Zeit und Vergessen' reicht bis an das Ende der vierziger Jahre zurück; und die ‚Illusionen des Lebens', die er selbst in vieler Hinsicht als eines seiner besten Werke bezeichnete, entstanden in den gleichen Jahren. Von tizianischer Farbenglut in den Frauenkörpern und einer ungeheuren Kühnheit ihrer Aufwärtsbewegung, spricht aus der virtuosen Bewältigung und Gegenüberstellung der Massen klar der Triumph des höheren Lebens über das rastlose Jagen der materiell gesinnten Welt.

Mit dieser Deutlichkeit seiner selbstgeschaffenen Typen und ihrer Gruppierung steht Watts wohl einzig in der Kunstgeschichte da. Wir wissen, daß Vischer, veranlaßt durch die Äußerlichkeit der meisten Allegorien, trotz einzelner glücklicher Ausnahmen wie des Rubens gewaltiger ‚Krieg', mit viel Geist diese als unkünstlerisch zu erweisen suchte. Bei Watts spricht aber jede Figur wie die Wirklichkeit und ganz für sich. Sie haben einen allgemein menschlichen, zeitlosen Sinn und können von jedem Denkenden verstanden werden, der sich

ihrem äußeren Zauber wie ihrer inneren Tiefe unbefangen hingibt. Personen der Geschichte wie der Parabel oder Schöpfungen seiner Phantasie erhalten bei Watts etwas durchaus Gegenwärtiges, unmittelbar zu uns Sprechendes. In ihnen nimmt Watts Stellung zu den Problemen der Zeit, wird ihr Richter und Prediger, ihr Tröster und Erzieher.

‚Jonas‘ steht in der Arena von Ninive, an deren Rückwand in Reliefs Trunkenheit, Spiel, Wetten, Habsucht und Geldgier dargestellt sind. Die Assyrerstadt wird uns sofort zum Typus der Weltstadt, die Bilder ein Spiegel der Jetztzeit und der Prophet zu einem Menschen, der unter Aufbietung seiner ganzen körperlichen und geistigen Energie ihr ein ‚Zurück!‘ entgegenruft. Seine Gestalt bäumt sich wie eine Schleudermaschine, die zu ungeheurem Wurf ausholt; jede Ader und Muskel ist geschwellt.

Der ‚Mammon‘, ‚gewidmet seinen Anbetern,‘ ist ein Symbol des krassen Reichtums, der das Leben degradiert: Eine rohe Fleischergestalt mit Stiernacken und wüstem Mund thront als brutaler Nero, dessen innere Roheit durch das Gewand aus Goldbrokat nur noch gesteigert wird. Der Gewaltige hat seinen Fuß auf den Nacken eines Jünglings gesetzt, und seine schwere Faust lastet auf einem nackten Mädchen, das enttäuscht, beschämt und verzagt das gleiche Schicksal erwartet. ‚Der reiche Jüngling‘ gibt das nämliche Motiv in geistigerer Fassung für feinere Seelen: Trotz aller Abzeichen seiner Macht und Würde steht er innerlich hilflos da und kann zu keinem befreienden Entschluß kommen. — ‚Fata Morgana!‘ Der Vorwurf entstammt Bojardos ‚Orlando Innamorato‘, erhebt sich aber wiederum zu allgemeiner Bedeutung: Ein Ritter jagt in wilder Hast hinter einem fast entblößten Mädchen einher, das er aber nicht zu erhaschen vermag. Ein Kobold zu ihren Füßen deutet uns das Lächerliche alles sich überhastenden, leidenschaftlichen Begehrens an. Die blendende, verführerische Schönheit dieser flüchtigen Gestalt könnte einen auch an Schopenhauers Wort, das Weib sei ein Knalleffekt der Natur, erinnern: Alles ist an ihr gestrafft, wie zur Explosion gespannt. ‚Unheil‘ nennt Watts den Wirbeltanz, in dem ein leicht geschürztes Mädchen mit drängender Neckerei und schmeichelnder Grazie einen Jüngling durch anfängliche Rosen in immer dichteres Dorngehege führt. Es soll die Tyrannei der sinnlichen Liebe darstellen, durch die Rosen zu wildem und hemmendem Gestrüpp werden. ‚Habgier und Arbeit‘ zeigen uns einen herkulischen Mann, der an seiner schweren Säearbeit innerlich froh wird, während hinter ihm wie das böse Gewissen die verschrumpfte Gestalt eines Geizigen feige in sich zusammenkauert.

Zur ergreifendsten Gedankentiefe und höchsten künstlerischen Gestaltungskraft erhebt sich Watts, wo er Liebe, Tod, Zeit und Gericht schildert. Im ‚Todesboten‘ berührt eine majestätische Frauengestalt von klassischer Ruhe mit ihrer Rechten sanft den Arm eines lebensmüden Mannes, der in seinem Stuhle kraftlos zurückgesunken ruht, und entledigt sich ihrer Botschaft: Es ist Zeit; ich sorge gütig für dich; ich bringe dir Ruhe, Trost und Erlösung. In einem anderen Bilde ‚krönt der Tod die Unschuld‘. Wie in einer Kapelle

sitzt der Genius unter seinen gewölbten Flügeln und neigt sich liebevoll streichelnd über das tote Kind in seinem Arme. Ein überirdischer Schein gleitet verklärend über die Gestalt. Vor dem Schatten einer unbezwinglichen, hohen Macht — eine eherne Frauengestalt in weißem Gewande, das wie flüssiges Erz in phidiasischem Faltenwurf herabrieselt — bricht der kleine Cupido, der ihr den Eingang in das rosengeschmückte Haus des Lebens wehren will, sterbend zusammen: Der Tod ist stärker als die Liebe. Im ‚Hof des Todes' stehen das Schweigen und Geheimnis wie kolossalische Wächter hinter dem Thron einer madonnenhaften Frau, zu der Könige und Bettler, jung und alt, Schönheit und Krüppelhaftigkeit ergebungsvoll wallen.

Bei Watts wirkt der Tod durch sich selbst. Er ist nicht wie das Totengerippe Holbeins und seiner Nachahmer nur der Packträger von Gedanken, die der Künstler anders nicht bewältigen kann. Welch eminente Fähigkeit Watts überhaupt besitzt, auch das Abstrakteste konkret werden zu lassen, zeigt das einzige Stilleben, das er gemalt; es zeigt zugleich, wie erschütternd er die tote Welt der Gegenstände zu beseelen vermag. Vor einem dunklen Vorhang mit den Worten:

‚Was ich ausgab, hatte ich;
Was ich sparte, verlor ich;
Was ich gab, habe ich'

als Leitmotiv sehen wir eine aufgebahrte Leiche, unter deren Hülle der Körper nur wie eine leise atmende Welle emporgedrängt. Am Boden liegen Bücher, Waffen, Musikinstrumente und mancherlei Lebenszier: ‚Sic transit gloria mundi.'

Wenn Watts die Liebe malt, meint er die geistige und nicht die physische. In ‚Liebe und Leben', wohl seinem ergreifendsten Bild, sehen wir ein kaum erblühtes, zartes Mädchen von einem starken, gefiederten Jüngling über rauhe Pfade in die Höhe geleitet. Der Künstler bemerkt dazu: ‚Ohne Liebe vermag die gebrechliche Menschheit keine geistige Höhe zu erreichen. Nur der Liebe ist es gegeben, uns auf dem steinigen, harten Wege zu führen und den Felsgrat erklimmen zu helfen. Sie ist es allein, die alle Leiden vergessen und uns in die reinen, vor uns liegenden himmlischen Regionen blicken läßt.' In einem anderen Werke ‚steuert die Liebe das Boot der Menschheit' mit mächtigem Arm durch die Wogen des Zeitmeeres. Die ‚christliche Liebe' ist Watts eine holde Frau, die für alle Kleinen, die zu ihr kommen, Muttergefühle hat.

‚Zeit, Tod und Gericht' beschrieb der Meister selbst also: ‚Die Zeit, dargestellt als der Typus unwandelbarer Jugend und Kraft, bewegt sich Hand in Hand mit dem Tode (einer müden, blassen Frau) vorwärts, während in den Wolken über ihren Köpfen die Figur des Gerichtes mit dem Attribute des ewigen Gesetzes ihnen folgt.' Die Zeit, immer frisch und vorwärtsdrängend; der Tod an ihrer Seite, ein Zurückhalten und Ruhenwollen; über beiden die überirdische Gestalt eines Engels mit der Wage — ist das nicht tiefste und verständlichste Symbolik zugleich? Eine statuarische Größe der Form und monumentale Erhabenheit des Ausdrucks kleiden sich hier in das

Gewand gigantischer Schönheit. — Zuletzt aber siegt doch die Liebe. Watts ‚triumphierende Liebe' ist der höchste Ausdruck seines Optimismus. ‚Zeit' und ‚Tod' liegen auf der Erde, die Arme ineinander verschlungen. Mit loderndem Gewand, dankerfülltem Blicke, erhobenen Armen und emporgerichtetem Haupt steht eine beflügelte Gestalt über ihnen. Apotheotisch leuchtet es ringsum in den Wolken von Gold, Rot und Tiefblau.

Wir haben in diesen Bildern mächtige Altarblätter für einen Menschheitstempel, welcher dem Dienste des Ewigen, seiner Gedanken und Werke geweiht ist. Aus glühender Seele schreibt Watts in großen Zügen seine Gedanken wuchtig und schön nieder. Frei von dem barocken Überschwang des Riesen Michelangelo, den die eigene Seele fast erwürgte, geben des Engländers Schöpfungen diesem nichts an Kraft nach. Watts ist der Symbolismus nicht von außen durch irgend welchen Auftrag oder andere Rücksicht aufgezwungen. Er ist ihm innerstes Bedürfnis. Griechische Form hat sich hier mit christlichem Geist vermählt zu einem persönlichen, erhabenen Stil voll beredter Feierlichkeit, deren schöpferische Macht sich in neuen, lebendigen Formen erweist. Farbe und Linie verbinden sich mit dem Pathos der Empfindung. Man hat nirgends das Gefühl des mühsam Erklügelten, vielmehr dies, daß ein großer Geist sich hier durchaus organisch und souverän ausspricht.

Wir sagen mit Muther: ‚Nur in plumpen Worten konnte ich den Inhalt umschreiben. Was sich nicht schildern läßt, ist der feierlich erhabene Stil, die psychische Gewalt dieser ruhig ernsten Gebärdensprache und die Suggestionskraft dieser Farben, die bald jubilierend, bald drohend sind, da das Gefühl der Angst und des Hasses, dort das der Seligkeit und der Ruhe geben.' — Das lebensfrohe Weltkind fühlt sich bei Watts wie in einer Kirche, fühlt sich religiös ergriffen.

Watts war aber auch noch auf anderen Gebieten groß. Mon-Khouse schreibt im Magazine of Art: ‚Watts ist als Führer der Porträtmalerei in England zu betrachten; er gab ihr eine neue Inspiration und Ausgangspunkt. Seine Kunst bestand darin, „das Gesicht zum Fenster der Seele zu machen."' Nicht im Sinne eines Lenbach benützt er den Dargestellten als Vorwand, seinen eigenen Geist zu zeigen, der sich oft bis zur Kaprize, ja Malize fortreißen läßt; nicht gibt er nur einen besonderen Moment, in dem sich die ganze Persönlichkeit fasziniert und faszinierend zusammenfaßt. Watts will vor allem körperliche Ähnlichkeit und geistige Vollständigkeit. Er hat eine zu große Ehrfurcht und Liebe vor der Wahrheit auch im Individuellen, wie er andrerseits zu bescheiden ist, um sich mit seiner persönlichen Meinung anderen aufzudrängen. Er verkörpert in seinen Personen die Hauptrichtung ihres Lebens und dessen geistigen Niederschlag im Gesicht. — Bedeutende Menschen sind ihm Apostel der Menschheit, und er glaubt, dieser damit zu dienen, wenn er sie malt. Er bittet daher viele von ihnen um die Gunst, daß sie ihm sitzen. Außer Ruskin, H. Hunt, Darwin und Gordon hat er alle bedeutenden Landsleute innerhalb siebzig Jahren gemalt. Damit verdiente er sich seinen Erwerb und die Mittel für seine große Freigebigkeit und die Unterstützung

aufkeimender Talente. Wie er seine großen allegorischen Werke der Tategalerie vermachte, so stiftete er dreißig seiner Porträts in die National Portrait Gallery; ein großer Rest beider befindet sich in seinem Londoner Heim ‚Little Holland House' und auf seiner Besitzung ‚Limnerslease' als eine Art öffentlicher Galerie. Beim Verkauf entschied nie der Preis, wohl aber oft die Würdigkeit des Käufers. In den Porträts kommt sein realistisch-idealer Zug besonders deutlich zur Geltung. Vor dem Beginn der Arbeit las er möglichst viel über und von dem Darzustellenden; in der Sitzung suchte er durch entsprechende Unterhaltung dessen Seele flüssig zu machen und zu erhalten. Man kann sagen, er malte jeden auch in individueller Technik. Während er für sachliche Details nur die notwendige Andeutung hatte, ging er in den persönlichen Einzelheiten so weit, daß er meinte: ‚Jede Nase muß anders gemalt werden, weil sie auch immer anders ist.' Dabei gibt die Farbe gern den Gesamtcharakter an. In ‚Joachim', mit dem ihn eine leidenschaftliche Liebe zur Musik verband, ist alles Wohlklang. Man glaubt die Geige zu hören, der der Künstler seine ganze Seele überläßt. Bei Burne Jones packen uns die klaren, durchdringenden Augen des Malers; in Rossetti sehen wir den visionären Träumer. Ganz das Gegenteil ist der phantasielose, sachlich-kühle Denker in Stuart Mill herausgearbeitet. Aus Manning spricht auch der scharfe Denker, aber noch mehr der Mann der Tat und inneren Glut, die ihn selbst zu einer Art Fanatiker für das Gute werden läßt, für das er sich bis zum letzten Tropfen hingibt. Newman ist auch im malerischen Vortrag neben der mehr bröseligen Weise in Mannings Porträt der Spirituellere. Über ihm weht das Pneuma der Schrift; er wird in seiner Weise von Watts segnend dargestellt. Carlyle, den Whistler ganz schweigend und niedergeschlagen wiedergegeben, wird von unserem Meister mehr in seinem grimmen, abgearbeiteten Wesen festgehalten, so daß sich dieser darnach selber sehr gut als einen ‚halb verrückten Taglöhner' bezeichnete. Das Bild entstand innerhalb vier Stunden. Feierlich ernst gibt Watts Meredith, die seelische Glut in Swinburne, hingebendste Güte im Philantropen Paßmore, pompöse Dekoration in Leighton, in Tennyson den dichterisch-seherischen Geist mit romantischem Anschlag.

Diese paar Beispiele, aufs Geratewohl herausgehoben, müssen genügen, um einen Begriff von dem zu geben, was Watts als Porträtmaler wollte und konnte.

Seine Frauenbildnisse werden oft zu Huldigungen an die Schönheit und sind dekorative Meisterstücke im höchsten Sinne. Aber nicht als bloße Farbenstimmungen, wie es die Moderne liebt, sondern im Sinne eines geschlossenen Arrangements von schöner Linie, edler Gewandung und geistvoller Pose. Berühmt und typisch hiefür ist aus dem Jahre 1867 die Mrs. Wyndham, die er in einem idealen Kostüm gab. Watts war wie Lenbach ein Gegner der heutigen Frauenkleidung mit ihrer Einschnürung der Taille; aber während dieser nur retrospektive und antiquarische Vorbilder kannte, tritt der schöpferische Watts in einer Broschüre für jede Draperie ein, die künstlerisch wirkt.

Seine Landschaften suchen nicht bloß das Charakteristische der jeweiligen Gegend und ihrer Jahreszeit, sondern auch deren Rolle in der Geschichte der Menschheit festzuhalten, wie z. B. ‚Der Ararat‘; sie sind Zeichen scharfer Beobachtung wie idealer Vertiefung.

In der Plastik will Watts Energie mit Ruhe verbinden. Sein frühestes Werk, eine Büste der ‚Clytia‘ (1858), verleiht diesem Gedanken Ausdruck, vor allem aber die mächtige Reiterstatue des ‚Hugh Lupus‘, die für Cecil Rhodes nach Südafrika bestimmt war: Ein Jüngling von sehniger Kraft sitzt mit zurückgezogenen Schultern und triumphierend erhobenem Haupte auf einem feurigen Rosse, das er ganz in seine Gewalt gebracht hat. Das gleiche Motiv bearbeitete Watts in riesigen Dimensionen unter dem Titel: ‚Physische Energie‘. Zwanzig Jahre widmete er diesem Werke, das wie eine ins Plastische übersetzte Figur aus seinen Bildern wirkt. Es könnte wie eines von diesen die Unterschrift tragen: ‚A Translation from the Greek.‘

Obwohl Watts ‚nicht durch den Glanz seiner Palette, die Feinheiten der Zeichnung und das Raffinement der Komposition erstaunen will‘, findet sich doch all dies bei den meisten seiner Schöpfungen in höchster Vollendung. Watts ist auch einer der besten Fleischmaler. Das Nackte war ihm nie Selbstzweck; er konnte und wollte es aber für seine Kunst nicht entbehren. Seine Auffassung hierüber kann manchen Gegner des Nackten in seiner Ansicht klären und in seiner Einsicht bereichern: ‚Modell- und Aktstehen kann ich niemals als erniedrigend ansehen, und dies so aufzufassen ist einfach lächerlich, es sei denn, daß das Modell aus derjenigen Klasse von Frauen genommen wird, mit denen in Berührung zu kommen überhaupt unter allen Umständen erniedrigend wirkt. Dies müssen natürlich alle Künstler sorgfältig vermeiden. Indem ich so spreche, gebe ich nicht nur meine eigene Ansicht, sondern auch die von Lord Leighton, dem Präsidenten der Akademie, und anderer erster Künstler. Ich habe viele Modelle gekannt, welche die ehrbarsten Mädchen waren und blieben. Das Modell aufgeben hieße die wahre Kunst vernichten, denn ohne das Studium der Natur und des menschlichen Körpers ist keine wirkliche Kunst denkbar. Das professionelle Modell abschaffen hieße den jungen Künstler in gefährliche Liaisons hineintreiben. Die fortschreitende Kultur und Zivilisation hat auch die erhöhte Heuchelei im Gefolge. Diese in Schranken zu halten gehört auch zu meinen künstlerischen Bestrebungen. Meine Bilder sollen gleichmäßig zu Herzen gehen und zum Verstande sprechen. Dies will ich z. B. in dem Bilde Mammon (1885) tun, und bin ich deshalb genötigt, das Nackte darzustellen. ‚Mammon‘ zertritt unter seinen Füßen die ohne Gewand dargestellte Figur eines Knaben, und des ersteren schwere Hand legt sich brutal auf den Kopf eines Mädchens. Warum habe ich nun diese kleinen Opfer nackt gemalt? Weil sie Typen des Menschengeschlechtes sind, und wären sie bekleidet gewesen, so wäre die Kraft dessen, was sie darstellen sollen, und die hieraus zu gebende Lehre verloren gegangen. Kann jemand behaupten, daß diese beiden Figuren indezent sind, weil sie nackt dargestellt

wurden? Ich malte sie nach lebenden Modellen, die sehr ehrbare Leute wurden. Mit aller meiner Kenntnis vom menschlichen Körper wäre ich damals doch nicht imstande gewesen, diese Figuren korrekt wiederzugeben. . . . Die Kunst und Dichtung haben eine gewisse Mission zu erfüllen. Niemand ist reiner als Tennyson, und niemand wird ihn der Obszönität anklagen; und doch hat er in seinen schönsten Versen Poesie geschaffen, die man im Salon nicht wiederholt. Das Nackte unterdrücken zu wollen ist nicht Zartgefühl, sondern einfach Prüderie. Ich bin stets allen weiblichen Modellen so gegenübergetreten, wie ich jede Dame außerhalb meines Ateliers behandle.'

Was Tennyson von der Lady Godiva sagte, die nackt durch die Straßen der Stadt ritt, um deren Bewohner von drückender Steuer zu erlösen:

‚So ritt sie denn fort, bekleidet mit Keuschheit,'

gilt von allen derartigen Gestalten Watts. Nicht wenig trägt dazu neben ihrem Seelenadel die Gravität ihrer Formen bei wie die Art, mit der Watts das Karnat behandelt.

Auf seiner vollen Höhe ist der Künstler gegen das Verschmelzen der Farben, das ihm nicht bloß den Eindruck verweichlicht, sondern auch die Haltbarkeit und Leuchtkraft schwächt. So malt er eigentlich hochmodern durch die Zerlegung der Pigmente, wozu er wie Segantini auf eigenem Wege gekommen. Zugleich erhöht er damit die Plastik seiner Bilder, die wie farbige Reliefs monumental vor uns treten. Watts machte nie eine Skizze von seinen Bildern und malte die Vorzeichnung mit dem Pinsel. In seinen Formen von Männern und Frauen, die man eine durchaus persönliche Auffassung und geistvolle Übersetzung der Phidiasperiode ins Englische nennen könnte, verfügt er über einen reichen Wechsel, der ebenso wie seine Farbe sich ganz in den Dienst der jeweiligen Idee stellen muß. In dieser Hingebung seiner Kunst an das Ideale hat Watts nur einen ebenbürtigen Rivalen: Cornelius, der das Jahrhundert einleitete, wie Watts es schließt. Beide fühlten sich als Erzieher der Menschheit. Jener, mehr dogmatisch angelegt, glaubte durch seine christliche Gedankenkunst die ungläubige Philosophie zu überwinden, — selbst Fichte erwartete die neue Menschheitserziehung nicht von Gelehrten und Moralisten, sondern von Künstlern, — dieser will, als durchaus moderner Mensch, vor allem die Entfaltung der Persönlichkeit durch die Betonung des Moralischen. Ob er damit mehr Glück haben wird, als Cornelius hatte? Jedenfalls besitzen wir in Watts einen Idealisten, der für England, wo die meisten seiner Werke sich befinden, mehr als einen bloßen Kulturfaktor, eine sittliche Macht bedeutet. Was er kurz vor seinem Tode gesagt, der am 1. Juli 1904 erfolgte, könnte seine Grabschrift bilden wie das Programm einer neuen, geistesstarken Idealkunst: ‚Ich hoffe, daß in der Zukunft und in stärkeren Händen wie die meinigen die Kunst mit dem feierlichen und majestätischen Klange reden möge, in dem die Propheten des alten Bundes zu den Juden gesprochen, edles Streben von ihnen verlangten, zugleich aber in der schärfsten Weise die Laster verurteilten, wie in überzeugendem Tone vor dem Abfall von Moral und Pflicht warnten.'

Der Treubecher.

Eine Kamingeschichte.

Von

Karl Linzen.

(Schluß.)

Nach aufgehobenem Mahle begann sich Herrn Capistrans weiterer Festplan gleich einem wohlaufgezogenen Uhrwerk abzuwickeln. Schon waren während des Tafelns Veranstaltungen derart getroffen worden, daß die Edelleute, sich von ihren Sitzen erhebend, den fröhlichen Tumult eines bereits in bestem Fluß befindlichen Bürgerschießens vor Augen erschauten. Heiter zerstreuten die gesättigten Herrschaften sich zwischen dem bunten Volk, indem sie nach ihrer Weise an der allgemeinen Festlust teilnahmen. Der eine und andere von den Rittern ließ sich auch wohl die Armbrust reichen und versuchte mit den schießlustigen Bürgern sein Auge und Glück. Selbst die Dame Lakme, von Kavalieren umringt, hob scherzend ein zierliches Gewehr an ihre schöne Wange, und siehe da, der fernschwirrende Bolzen saß sogar innerhalb des ersten Ringes, dicht über dem Schwarzen!

So erfüllte, bald leise, bald anschwellend, ein fröhliches Summen und Brausen die Wiese, wie wenn zur Sommerszeit fremde Bienenheere um blühende Linden schwärmen. Auch das Gauklervolk hatte begonnen, vor einer schaulüsternen Menge seine Wunderkünste zu entfalten. Da tänzelte hier ein waghalsiger Gesell in buntschillerndem Wams über ein ausgespanntes Seil, dort lud ‚ein Magier aus fernen Morgenlanden', der eine dicke, bunte Schlange als Gürtel um den Leib gewunden trug, mit künstlich fremdem Akzent zum Besuch seiner Schaubude ein. Zwei Zigeuner führten ein Tanzbärenpaar an Kette und Nasenring daher. Brummend richteten die Tiere sich hoch und schwankten auf ungefügen Tatzen durch die Menge, so daß die heiter schwatzenden Brünnerinnen mit Geschrei und Zetern auseinander fuhren.

Hinter Herrn Capistrans anmutigem Zierhaus, das heut als Festbühne zu dienen bestimmt war, erhob sich das Zelt der Studenten, worin seit geraumer Weile eine geheimnisvolle und fieberhafte Tätigkeit herrschte.

Es war ein Plaudern, Laufen und Springen, ein wirres Durcheinander. Hier plünderten einige die Kisten und Truhen, die von reichgestickten Gewändern strotzten; andere liefen mit gerunzelten Stirnen auf und nieder und überflogen noch einmal mit Eifer ihre Rollen.

‚Collegae,‘ bemerkte Herr Rabow, der soeben ins Zelt eingetreten war, zu den beiden andern Magistern mit Würde; ‚gottlob, auch der Herr Graf sind der maßgeblichen Meinung, daß eine ernste und tiefsinnige tragoedia, falls sie nur mit bewährter Fürtrefflichkeit vonstatten gehe, den hellichten Maientag weniger zu scheuen habe als eine comoedia, deren mangelhafte Aufführung nur die Heiterkeit des Spottes erwecken würde. Maßen also wegen schwerer, sträflicher Völlerei und Trunkenheit unseres Hans Lerche — wo gäbe es, leider, ein talentum ohne Leichtsinn? — das geplante Stück des Plautus nur verstümmelt und unvollkommen zur Darstellung gelangen könnte, so sollen wir nach seiner gräflichen Gnaden Meinung doch kein Bedenken tragen, des Dichters Aischylos schmerzgewaltiges Perserdrama den erlauchten Gästen vor Augen zu führen.‘

Herr Liborius Laberhittel stimmte bedächtig der Relation des Amtsbruders bei, indem er es seinerseits für eine Mahnung des vorahnenden Genius erachtete, daß er bei der Ausfahrt von Brünn in letzter Stunde noch Anweisung gegeben, die persischen Kostüme, die jüngst gelegentlich der Anwesenheit des Oberstkanzlers benutzt worden waren, mit auf den Wagen zu laden. ‚So wird also,‘ wandte er sich an die Studenten, ‚statt des frohen Plautischen Lachens das Wehe! Wehe! der persischen Greise aus euern Kehlen schallen. Aber auch der Schmerz ist zuletzt befreiend und göttlich, wenn er auf der geweihten Stirn der tragischen Muse erscheint, und zugleich wird das gewaltige Pathos des hellenischen Dichters euch junge Taugenichtse daran gemahnen, weise Maß zu halten inmitten der überschäumenden Festlust. Denn das Unmaß, die schwelgende Hybris, rächen die Götter, wie zu ersehen ist an dem betrübenden Exempel des unnützen Lerche. Heu me! Oft dacht' ich: Welch junger Titan! Flamma ex scintilla! Aber Täuschung — ein gewöhnlicher Trunkenbold!‘

Der gute Magister blähte die Nasenflügel und schleuderte einen Zornesblitz nach dem vom Weine gebändigten Sünder, der in der Ecke des Zeltes einen bleiernen, traumlosen Schlummer schlief. Da verglaste Herrn Laberhittels Blick, als er in einer langgeschwänzten, scheckigen Maus, die auf Hans Lerches blutleerer Wange kauerte, sein eigenes, künstlich zusammengedrehtes Taschentuch erkannte. ‚Althoff — Lerich,‘ wollte er schon nach seiner Weise loshadern, ‚die ihr Mercurium, den Gott der Schelme und Diebe, noch an Arglist übertrumpft —!‘ Da ward die Zeltplane gelüftet, und Herrn Capistrans erhitztes Gesicht mahnte herein: ‚Hurtig, liebe Freunde!

Soeben erschießen noch die Barchentweber ihre Preise; darnach aber harren die Herrschaften sogleich des Reigens und Festspiels.'

In der Tat begannen, lebhaft den morgigen Jagdzug besprechend, die Edelleute sich bereits auf den Bänken vor der Lusthalle zu versammeln. Viel Volk gruppierte sich herum, und es währte nicht lange, so traten die Brünner Scholaren, Hortleder an der Spitze, in weiten, antiken Gewändern vor den Säulen zum Reigen an. Ihnen nahten von der andern Seite, wie Lilien dichtgedrängt, die weißgekleideten, jungen Brünnerinnen, von der blonden Angelina angeführt. Unter dem Gesang heiterer Frühlingsmelodien vereinigten sich in gemessenem Tanzschritt die beiden Chöre und schmolzen, während die Bewegungen der einzelnen immer mehr an Behendigkeit gewannen, in einem scheinbaren Wirrwarr zusammen, der wie ein lichtes Gewölk drehend den Rasenplatz erfüllte, jedoch immer wieder zu harmonischer, in zierliche Bilder und Einzelgruppen gegliederter Ordnung zurückgeführt ward. So gestaltete sich immer bewegter der Tanz; immer leichter und hurtiger schlangen sich die Paare durcheinander. Da — ein Zeichen Hortleders mit dem bekränzten Stabe, und die Geschlechter entwirrten sich wieder und bildeten, wie wenn aus dem Chaos der Elemente zwei feste Kristalle zusammenschießen, zwei gesonderte Chöre, über denen nur ihre jungen, herrlichen Stimmen im Wechsel von Frage und Antwort innig vereint blieben und sich hoch unterm Himmelszelt in schwebendem Jubel umarmten, bis gegen Schluß der mühsam zurückgedämmte Beifall der Festgenossen aufschwoll und wie Sturmesrauschen den Gesang in die Lüfte fortriß.

Nun hätte die Plautische Komödie ‚Aulularia' als Haupttrumpf des Tages folgen sollen. Statt ihrer aber begann, da Hans Lerche, der wichtigste Spieler im Stück, noch immer vom Wein bewältigt im Studentenzelte lag, die Schaustellung der uralten griechischen Tragödie ‚Die Perser'. Ein kurzer Prolog, den der Syntaxist Rainer Stapius sprach, leitete ein. Dann tauchte langsam in feierlichem Zuge ‚die Schar der Treuen' — zwölf weißbärtige Greise in schweren, orientalischen Prunkgewändern — aus dem Säulendämmer hervor und versammelte sich — wie Herr Capistran den Zuschauern mit halblauter Stimme erläuterte — vor den Toren des alten Königspalastes zu Susa. Dismas Hortleder und Georg Streumans waren die Sprecher. Mit bangen, dumpfen Stimmen gaben sie der Sorge um ihres Königs Schicksal, der mit gewaltiger Heeres- und Flottenmacht gen Griechenland gezogen war, Ausdruck.

.Vom Perservolke, das nach Hellas zog,
Sind wir der „Treuen" greise Ehrenschar,
Der üpp'gen goldnen Herrensitze Wächter,
Die König Xerxes, der Dareiossohn,
Des Reiches ihm zu sorgen, auserwählt.

Nun schied des Mutterlandes ganze Kraft,
Und Asia jauchzte ihren Knaben nach;
Doch nimmer kam ein Bote, kam ein Reiter
Verkündigend zur Perserstadt zurück;
Und schon im Busen regt sich mir das Herz
Um meines Königs Wiederkehr in Bangen
Und Böses ahnend um das stolze Heer.'

Folgte die Aufzählung der Könige und Fürsten, der Feldherren, Rossebändiger und pfeilgewaltigen Helden, die, ein bunter Schlangenzug, mit ihren Scharen im Gefolge des Großkönigs dahingewallt waren.

‚Kurz, was das Schwert nur trägt in Asias Reichen,
Das folgt' dem Ruf des großen Königs nach;
Die Männerblüte Persiens fuhr dahin,
Und Asia, die sie nährte, seufzt in Bangen.
Ihr leeres Lager netzt die Perserin
Mit heißen Tränen nach dem fernen Gatten,
Dem lieben Helden, den sie weinend hingab
Dem wilden, blut'gen Lanzenschwinger Krieg.'

Anerkennend nickte das Grafenpaar; es nickten die Damen und Ritter wohlgefällig zu dem fürtrefflichen Vortrag. Auch Herr Ludwig Regendanz, der Bürgermeister, die Magistratsmitglieder, Ratsverwandten und Ringbürger steckten kunstverständige Mienen auf, und der Stadtmedikus Jakob Secundörffer, der bei vorgerücktem Alter die Herrschaft über seine Zunge verloren hatte, lobte mit lautgeschwätzigem Beifall Hortleders Spiel.

Atossa, des Xerxes grauhaarige Mutter, schwankte jetzt über die Bühne, dargestellt durch einen hagergeschossenen, bleichen Schüler der Rhetorenklasse von schweigsam grüblerischem Wesen. Sie sprach:

‚Aus meines Hauses goldner Pforte tret' ich,
Aus meinem und Dareios' Schlafgemach
Mit sorgerfülltem Busen —'

und erzählt ihr schlimmes Traumgesicht der letzten Nacht. Bang erkundigt sie sich bei den ‚Treuen' nach Artung und Macht des Feindes. Da bricht schon der Unglücksbote — ein gewaltiger Rufer — in die ahnungsvolle Wechselrede herein:

‚Weh — Asias Land und allen seinen Städten,
Weh — Perserland, des Reichtums weitem Port!
Wie hat mit einem Schlag die Pracht ein Ende!
Die ganze Blüte Persiens liegt im Staub.
Weh mir, nun muß ich künden all das Leid!
Der erste Bote, muß ich's euch entfalten:
Zugrunde ging das ganze Perserheer!'

Bei Salamis' Gestade lag die Riesenflotte des Königs zertrümmert. Über ganz Hellas ging ein Schrei des Sieges.

Fred Watts, pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Die Begegnung Jakobs und Esau.

‚Kein Waffen half; bewältigt von dem Stoß
Der Schiffe sank das ganze Heer in Grund.
Verhaßter Schreckensname „Salamis"!
Und du, Athen, mit Jammer denk' ich dein!'

Der Bote gab ein wahres Musterstück lebendigster Vortragskunst. Ihn stellte der kleine Martin Hladil aus der Poetenklasse dar, fünf Schuh hoch, ein fuchsiges, gewiegtes Bürschchen von unbekannter Herkunft, das die Brünner Torwache vor Zeiten als winziges Lumpenbündel im Stadtgraben aufgelesen und der Magistrat dann um Christi willen zu einer armen Frau, die die Toten kleidete und wusch, in Kost gegeben hatte.

Beifälliges Gemurmel lohnte den stimmgewaltigen Findling. Der Landeskämmerer, der soeben noch im stillen über Mittel und Weg zu einer Erhöhung der Abgaben an die königliche Kammer, insbesondere des Wein- und Bierabsatzes, nachgesonnen, unterbrach seinen Gedankengang und lauschte. Herr Gabriel Schram von Deblin, Hanns Schnöller von Lichtenau und Hieronymus Bechnauer zubenannt vom roten Berg, drei weltbefahrene und schwertgewandte Ritter, stritten leise darum, wer von ihnen wohl den munteren Knaben, der auf Erden niemandem angehörte, auf Johanni sich als Schildknappen und Sekretarius erküre. Weniger zufrieden schien Herr Capistran, der Festleiter, wie er sah, daß ein tiefer, schattiger Ernst auf allen Stirnen zu lagern begann, und schon tadelte er in seinem Herzen die Wahl des Stückes, dessen wuchtende Schwere wie aufsteigendes Wettergewölk die sonnige Maienstimmung zu umdunkeln drohte.

‚Weint, heult gen Himmel! Schreit die Schmerzensklage
Entsetzlich, grauenvoll ins Land hinaus!'

so schwoll jetzt mit erschütterndem Klang der Jammer der Greise auf, die, sich niederbückend, ihre gestickten Mäntel am Boden schleifen ließen und Staub auf ihre weißen Häupter streuten.

Inzwischen kehrte Atossa im schleppenden Trauergewand wieder und brachte ihrem verstorbenen Gemahl Dareios die fromme Totenspende dar:

‚— der Jungkuh weiße Milch,
Der emsigen Blumenfreundin klaren Seim,
Den frischen Trank der jungfräulichen Quelle
Und, wie die milde Mutter ihn gebar,
Der alten Traube ungemischten Saft;
Dann aus des dunklen Ölbaums immergrünem,
Traulichem Blätterschoß die duftige Frucht
Und Kränze von der Erde Blumenkindern.'

Unter dem Beschwörungsgesang der Greise steigt der Schatten des Dareios aus der Königsgruft hervor und lallt mit hohler, schwacher Stimme, die erst allmählich an Kraft und Leben gewinnt:

‚Ihr meiner Treuen — Treueste, — meiner Jugend —
Greise Genossen — was geschah dem Reich?
Es jammert — schlägt — zerreißt sich alles Land. —
Und weil ich hier am Grab die Gattin sehe,
Nehm' ich erbangend ihre Spenden an.
Ihr aber weint, um meine Gruft gedrängt,
Und weckt mich auf mit zaubermächt'gen Klagen.
Da bin ich. Säumig schilt mich keiner. Sagt,
Was ist der Perser neue Leidenslast?'

Atossa:

‚— Hör' es kurz:
Vernichtet liegt dein Persien. — Das geschah.'

Dareios:

‚Doch wie? Befiel die Pest — Empörung euch?'

Atossa:

‚O nichts! Es sank das Heer uns um Athen.'

Dareios:

‚Wer meiner Söhne führt' es dort hinaus?'

Atossa:

‚Der kühne Xerxes hat das Reich verwaist.'

Dareios:

‚Zu Land — zu Meer? Wie wagt' er solchen Wahn?'

Atossa:

‚Zu Land und Meer mit doppelt stolzer Stirn.'

Dareios:

‚Weh, ein gewalt'ger Dämon riet ihm falsch!
Weh, schnell erfüllten sich die Sprüche! Zeus
Warf der Vollendung Strahl auf meinen Sohn,
Daß nicht zu hoch der Mensch sein Haupt erhebe.
Blühender Übermut trägt schon die Ähre
Der Schuld, zu tränenreicher Ernte reif.'

Da erscheint Xerxes in der Ferne:

‚Weh mir Unsel'gem, den so grauses Schicksal,
Solch unerwartetes, getroffen! Weh!
Zum Fluch, zum Unheil meinem Land geboren,
Weh mir, ach weh, beraubt der blüh'nden Kraft!
Fließt, meine Tränen, dem gefällten Heere,
Flutet zum not- und todgeschwellten Meere!
Strömt hin mit meinen Zähren, laute Klagen,
Daß uns der Griechenschiffe grauser Hort,
Ares, der eh'rne Todesschnitter, dort
Am Jammerstrand verraten und geschlagen!
Schwill an, du Seufzersee! —
Schlagt euch und jammert, jammert mir zuliebe! —
Noch lauter, lauter, lauter! —
Greift in die Locken euch zum Totensang
Und reißt das Kleid euch heulend von der Brust!'

Unter dem erschütternden Jammer der Greise, die den wankenden König nach seinen Gemächern geleiteten, verhallte das seltsam grause Maienspiel. Die Menge saß einen Augenblick noch wie erstarrt. Aber auch dann brach kein Beifall oder gar Jubel über die Meisterschaft der Studenten aus. Man stand vielmehr in lebhaft gestikulierenden Gruppen umher und besprach mit größerer oder geringerer Kenntnis Sinn und Bedeutung des Stückes in der alten Historie, um dann auf naheliegenden Brücken zu den aufgeregten politischen Zuständen der Gegenwart überzuspringen und die Möglichkeit hart bevorstehender kriegerischer Verwicklungen im Reiche zu erörtern.

Das große Wort führte inmitten eines rasch verdichteten Haufens der Schneider Tobias Zwickelstoß, der nicht bloß infolge seiner feurigen, vom Wein beflügelten Einsicht in die Dinge dieser Welt überhaupt, sondern namentlich auch als Augenzeuge der tollen Ereignisse, die sich vor wenigen Jahren zu Prag abgespielt hatten, eine besondere politische Autorität für sich beanspruchen durfte. Mit seiner Behauptung zwar, daß er als königlich böhmischer Regimentstrompeter in der Schlacht am Weißen Berge zum Angriff geblasen habe, stieß er auf wenig Glauben, und Jakob Böß, der Schmied vom Königskloster, meinte spottend, daß nach seiner Meinung ein Schneider zwar schlechte Lungen zum Blasen, dafür aber um so spitzere Knöchlein habe, um als Heerpauker oder Drummler einen tapferen Rückzugswirbel zu schlagen. Der mutige Zwickelstoß ließ sich diesen Hohn nicht verdrießen und gewann sogar reichlich Beifall, als er gleich darauf mit behender Zunge dartat, welcher Art er wachen Auges mit angesehen habe, wie der Statthalter Slawata bei dem vielberedeten bösen Fenstersturz köpflings an das steinerne Burggesims geschlagen sei, und wie er — Tobias Zwickelstoß — den Röchelnden in das Haus der Kanzlerin habe tragen helfen, und wie die himmlische Gnade den Domherrn Kotwa herzugeführt habe, die heilige Ölung zu spenden. Solcher Bericht mundete allen, und als hierauf der hitzige Schneider — indem er nach echter Schwätzerart jeglichen Steg und Übergang zu dem neuen Gedanken verschmähte — noch den Trumpf aufsetzte: ‚Der Teufel hol' mich, oder ich hab' recht! So heute der schlimme Raubfürst von Siebenbürgen sein Streitschwert in die eine Schale der Weltenwage schmeißen wollte, dann flöge die andre, darinnen des heiligen römischen Reiches Glorie strahlt, wie ein Federspiel in die Lüfte, es sei denn, Hochdieselben, unser gräflicher Gastgeber und Wirt, Herr Stanislaus Slatok, hätten zuvor mit Ihrem ehernen Degenknauf daraufgedrückt,' da klatschten und tranken die Meister und Meisterweiber dem treffsichern Schneider zu, und der fühlte sich in seiner Schneiderhoffart plötzlich wie geadelt.

Gleichwohl — das war nicht zu verkennen — lagerte während der ersten halben Stunde nach dem Spiel der Brünner Studenten noch die

tragische Wirkung wie ein winterlicher Reif auf der blühenden Feststimmung. Aber wie es nach einem geheimnisvollen Gesetze, das die menschlichen Seelen regiert, unausbleiblich scheint, daß eine tiefgehende Erschütterung — sei es des Schmerzes, sei es der Freude — allzeit in ihr Gegenteil umschlagen muß, so löste sich auch hier die leise Lähmung, davon die Gemüter ergriffen waren, bald in um so lärmenderes Lachen und lustigen Streit. Lauter und schriller hoben sich die Stimmen einiger volksbeliebter Witzbolde und Spaßvögel aus dem verworrenen Lärm, und bei der allgemeinen Ausgelassenheit kam manch armer, dunkler Gesell, der über nichts weiter als sein Wollhemd und ein paar fröhliche Schnurrpfeifereien verfügte, zu ungeahnten Ehren.

In der Nähe der Scheiben, wo soeben die Schreiner, Drechsler und diesen verwandte Handwerksleute das Schießen wieder aufgenommen hatten, entstand plötzlich eine lebhafte Zusammenrottung, und als die Notabeln, wohl in Erwartung eines erheiternden Zwischenfalles, sich nach der Ursache erkundigten, da ward ihnen die Meldung, ein paar von den Gildenknechten hätten einen wild aussehenden, bewaffneten Kerl, der in verdächtiger Weise über die Gartenmauer gespäht, abgefangen. Der Halunke sehe just so aus, als ob er irgendwelchem Raubgelichter zugehöre, und wenn einigen Weibern zu glauben sei, so hätten sich im Verlaufe des Nachmittags drüben im Untergehölz schon einige mehrere von diesem spitzhütigen Gesindel gezeigt.

Der Graf entgegnete lachend: Niemand solle sagen, daß solch armen, verhungerten Teufel sein schlaffer Magen vergeblich auf Schloßgebiet getrieben habe. Und er ordnete allen Ernstes an, den Kerl wohl zu mästen und auch seinen Kumpanen, die etwa noch auf Einladung harrten, zu bedeuten, daß am heutigen Tage Küche und Keller im Schloß für jedermann offen stünden.

Der Graf befand sich in überquellender Laune, die besonders genährt ward durch den Gedanken an die glückliche Vollendung seiner politischen Mission, die durch das Fest verbürgt schien. Ein wundersames Gefühl der Lebensfülle ließ seine Augen wie im Feuer erster Jugend sprühen. Stanislaus Slatok verspürte, als Freund des Kaisers hochgeehrt und als Schirmherr der Markgrafschaft gefeiert, im ungestörten Besitz des wiedergewonnenen Reichtums und häuslichen Glücks die sichere Kraft in sich, jedem zukünftigen Schicksal als ein siegreicher Held die Stirn zu bieten.

Mittlerweile hatte die Lenzessonne ihre noch nicht weit bemessene Bahn beinahe vollendet und verbreitete einen zarten Purpurschimmer über dem Fasanenwald. Von fernen Dörfern her trug ein warmer Wind das Abendläuten. Die westliche Glut färbte sich immer dunkler; brennende Goldstreifen durchflammten den blauseidenen Baldachin des Himmels, und die vom Reigen und Tanz und rauschender Musik befeuerten Gesichter strahlten allgemach in einem hitzigen Widerschein.

Der eifrigsten Tänzer einer war Gaspard de Gaze, dem dafür auch die Ehre ward, die schöne Schloßfrau selbst einmal zum Reigen zu führen. Herr Amos vom Rosenbusch aber schritt etwas abseits vom lauten Tumult und unterhielt sich bedächtig mit dem Reichshofrat Pappus und dem Schloßvikar, welch letzterer über interessante Bücherfunde zu berichten wußte, die er kürzlich beim Ordnen einer Schloßbibliothek gemacht habe. Trotz einer unverkennbaren Weinfreudigkeit, davon der gelehrte Reichshofrat ergriffen war, brannte er sogleich vor Begier, die raren Handschriften in Augenschein zu nehmen, und folgte einer Einladung des Kaplans, ihn ins Schloß zu begleiten, um so lieber, als eine halbe Stunde der Zurückgezogenheit und Stille auch seinem armen, summenden Haupte nicht unerwünscht kam.

Der Zufall wollte es fügen, daß die Drei, indem sie gemächlich dem Herrenhause zuschritten, der daherwandelnden Gräfin begegneten, die soeben dem Familienglück Krasopanis einen kurzen Besuch abgestattet hatte. Mit dem Bemerken, daß er gerade auf einem hochwissenschaftlichen Entdeckungsgang begriffen sei, und unter scherzhafter Anspielung auf ihrer beider vormalige gemeinsame Studien wußte der Reichshofrat die Herrin, deren Wangen ihm seltsam genug von den erhitzten Gesichtern in der Runde abzustechen schienen, zu bestimmen, daß sie gleichfalls, ehe sie von neuem sich dem Festtrubel hingab, ein wenig die stillen, kühlen Schloßgemächer aufsuchte.

Das Abendlicht durchwob eben in voller Pracht ein hochbelegenes Turmzimmer; es stützte, durch farbige Scheiben dringend, die Aktenrepositorien wie mit schimmernden Säulen und erbaute über den alten Bücherschränken goldene, smaragdgrüne und blaue Gewölbe und Grotten. Die Herrin hatte beim Emporklimmen der Wendelstiege eine merkwürdige Schwere, die seit Stunden an ihren Gliedern zog, noch stärker empfunden, und als sie, sich aufraffend, mit einer Art ängstlicher Hast an der niederen Tür des Ahnensälchens vorbeigestrebt, da hatte ihr Herz einen Augenblick gestockt. Nun pochte stärker, wie Einlaß begehrend, und mit dumpferen Hammerschlägen als zuvor der Dämon der Vergangenheit an ihre Seele. Mit starren Augen stand sie auf der Schwelle gebannt. Wie einst war der Dämon wieder in lebendiger Gestalt vor sie getreten: Aus der Flut von Licht und Dämmer lächelte Don Diegos Werk, der junge Stanislaus Slatok in seiner koketten, höfischen Tracht, der Schloßfrau mit unverändertem Ausdruck entgegen.

‚Ein Jugendbildnis seiner gräflichen Gnaden,‘ erläuterte arglos der Kaplan. Dann, von der Wirkung befremdet, die das alte Kunstwerk offenbar auf die stumme Herrin ausübte, fügte er die Erklärung hinzu, wie er die Leinwand arg beschädigt drunten im Ahnensälchen zwischen allerlei Gerümpel vorgefunden und aus dem Umstand, daß ein altes, rostiges Schwert quer darauf gelegen, habe folgern müssen, daß wohl einer der Ahnen des Herrn

Grafen aus irgendwelchem geheimnisvollen Rachebrüten bei Nacht wieder in sein schwarzes Eisengehäuse gefahren sei und das Bild des schönen Enkels in blindem Geisterzorn von der Wand getrümmert habe. Weshalb, so fuhr Herr Capistran fort, er selber Sorge getragen, das wertvolle Malwerk, nachdem es leidlich wieder geflickt, zur besseren Sicherheit hier im oberen Stockwerk unterzubringen. Man gehe — der Kaplan lächelte bei dem unheimlichen Scherz — übrigens wohl nicht fehl, wenn man in dem Bildzerstörer den argen Ritter Zderad vermute, dessen Totenhaupt dort auf dem Simse soeben in schönster Beleuchtung zu schauen sei.

Die Abendsonne, die als ein feuriger Glutball über dem Walde schwebte, hielt eben in ihrer Strahlenhand ein weißes, hohläugiges Totengebein, das wie trunken aus Strömen roten Weines hervorzugrinsen schien.

‚Beim Bau der neuen Schloßkapelle förderten die Werkleute, als sie eine alte Tumba hoben, den Schädel zutage,‘ erklärte Herr Capistran, ‚desgleichen in einer wohlverschlossenen Bleikapsel diese wunderlich gottlose Rechtfertigung eines argen Sünders der Vorzeit.‘

Frau Gemma beugte sich über ein kleines Pergament, das dem Stirnbein des Schädels aufgeheftet war, und las die Worte:

‚durch Even luſt litt Adam tod;
so lat mich ungerüeget ſin,
der ich die vrevels froüwelin
oft bracht in bitter herzen not.‘

Ein Grauen beschlich jetzt die Herrin, da sie, aufschauend, sich allein in dem Turmgemach gewahrte. Wie im Traum hörte sie Herrn Capistrans Stimme aus einem der anstoßenden Räume zu sich dringen: ‚Die alten Chroniken berichten nichts Genaues darüber, zu welcher Zeit ein Ritter Zderad hier gehauset habe. Der Spruch aber ist zweifellos spätere Zutat und, wie ich annehme, von einem verwilderten Sänger der Hohenstaufentage aus Anlaß der Zderadmär dem Grabe einverleibt worden. Denn um mehr als eine Sage wird es sich bei dem ganzen Spuk nicht handeln.‘

Noch immer stand die Herrin unbeweglich. Da fühlte sie leicht ihre Schulter berührt und blickte, sich umwendend, in das von der Freude des Festes gerötete Antlitz ihres Gemahls.

‚Liebste,‘ fragte er, während ein Ausdruck von zärtlicher Sorge seine heitere Stirn umschattete, ‚warum meidest du die Geselligkeit? Was führt dich hierher an diesen entlegenen Ort?‘

Sie umschlang seinen Nacken und hauchte, auf den lichtumglühten und, wie es schien, zu einem gespenstigen Leben neu erwachten Schädelknochen weisend, nur das eine Wort: ‚Zderad!‘

Er nickte, die Bewandtnis sogleich erratend. Durch ihren schmiegsamen Körper aber ging ein plötzliches Erschauern, und ihr Atem flog.

‚Schaff' den Spuk fort, Slatok, zernichte ihn!' Aber da der Graf nun ruhig lächelnd einen Schritt darauf zu tat, fiel sie ihm sogleich in den Arm: ‚Nein, Stanislaus, berühr' das Tote nicht! Komm, laß uns fliehen! Grauenvoll ist seine Nähe und sein Lächeln Fluch, der auf uns überströmt.'

Aber der Graf, der bei der Hast und dem flackernden Auge seines Weibes fürchten mochte, daß der alte Wahn wieder Gewalt über dieses Gemüt gewinne, und dem daher eine ruhige und gelassene Tat am Platze schien, hatte schon mit starkem Arm eine eiserne Lade emporgehoben. Im nächsten Augenblick rollte, wie von einem Faustschlag getroffen, das grinsende Haupt vom Brett und schlug dumpf auf den Boden der Truhe wie auf einen Henkerblock nieder. Da geschah, noch ehe der Graf den wuchtenden Deckel wieder aus der Hand gelassen, etwas Seltsames: Sein eigenes Jugendbild, am Nagel erschüttert, glitt jäh von der Wand herab und ward mit dem Schädel zugleich in der Truhe begraben.

Betroffen blickte der Graf, bestürzt die Gräfin. Aber schon hielt er sie lachend in seinen Armen, und während er ihren Mund mit Küssen bedeckte, da begannen die umschatteten, blauen Augen des Weibes allmählich wieder aufzustrahlen wie in bräutlichem Glück.

‚Gemma, mein Weib, mein liebes Weib!'

Von ferne herauf drang verworrener Festlärm.

Sie neigte sich ganz nahe zu ihm: ‚Slatok, mir ist, als hätt' ich all die Jahre verträumt und verschlummert, als wacht' ich jetzt in deinen Armen erst auf zu vollem, unnennbarem Glück! Doch auch zur Angst, zur Angst um dich und mein Glück! Sag', Stanislaus, was meinte wohl Maruschka?'

Er sann nach. ‚Bah, am Becher hing' es, unkte das schwarze Weib, am Becher!' Die dunklen Augen des Grafen blitzten entschlossen auf wie wohl vormals oft in den Abenteuern der Jugend. ‚Nun, Gemma, der Becher ruht uns geborgen und sicher am tiefen Grund, und wenn du es nur mit der Wimper befiehlst, so soll er schon vor dem nächsten Sonnesinken dir im Schoße liegen!'

Es war mittlerweile immer dunkler im Turm geworden. Von der Sonnenscheibe stand in dem Ausschnitt eines fernen Wipfels nur noch ein schwacher Rand, wie eine im Feuer durchglühte Sichel zu schauen. Dann fiel es wie Asche über die Welt. Der Graf aber hob in trunkener Seligkeit sein Weib auf die starken Arme und trug die teure Lebenslast die engewundene Turmstiege hinunter in den Garten.

Dort war inzwischen das abendliche Bankett gerüstet worden. Fackelschein flackerte über die Tische und floß breit auf die olivdunklen Matten. Drüben am Schloßteiche hatte der städtische Konstabler ein Feuerwerk zugerüstet, das eben mit lustigem Geknatter und Prasseln aufpuffte. Leuchtkugeln stiegen, von den bewundernden Blicken der Menge begleitet, still ins hohe

Pappelgeäst; Raketen zischten, und der schweigende, graugrüne Schloßteich mit seinem Schilf und Wassergeschling gewann von dem Licht der griechischen Flammen ein gespenstiges Leben. Da irrte durch die Unachtsamkeit eines der Knechte eine Feuergarbe abseits aufs dunkle Feld. Bei ihrem Schein zeigte sich dem Auge der Zuschauer eine rätselhafte, hohe Gestalt, die wie angewurzelt in der noch niedrigen Saat stand. Ein weiter, roter Mantel umhüllte die mächtigen Schultern; die Hand hielt den Schaft einer Armbrust umspannt. Das Antlitz aber, aus dem ein langer, wilder Bart niederwallte, schien wie spähend in die Menge gerichtet.

Nur einen — zwei Herzschläge lang blieb das ragende Bild sichtbar. Dann war es zugleich mit dem Funkensprühen erloschen.

Einer aus der drängenden Menge aber schrie: ‚Etzel — der wilde Etzel! Gott bewahre uns! Ich hab' ihn genau erkannt.'

‚He, was zetert der Schneider?' schalten zwei andere. ‚Will er uns etwa die Weiber schrecken?'

‚Ich sage, daß der wilde Etzel —.'

‚Schweig! Der Wein hat dich toll gemacht.'

Es entstand ein Zusammenlauf.

‚Ich behaupte, daß es der wilde Etzel war, der drüben im Felde stand,' verteidigte sich starrsinnig Tobias Zwickelstoß mit den Ellenbogen. ‚Am Bart und zackigen Mantelkragen hab' ich ihn genau erkannt.'

Ein halbes Dutzend Weiberstimmen krischen entsetzt auf. Hans Adam Haubs Wittib aber, die am Arme des Schneiders hing, rief: ‚Recht hat der Meister. Ich hab's auch gesehen.'

‚Was — was gesehen?'

‚Den wilden —.'

‚Daß dir das Maul verbrenne! Seht die Metze! Sie hält es mit dem — pfui! — dem Schneider und hat doch schon fünf Lebendige zu Haus!'

Die freiledige Katharina Kniebandelin rief es, von der die Rede ging, daß sie selber sich bei verblühender Lieblichkeit nicht ungern an des Schneiders Brust gerettet hätte.

Der schmächtige Meister mit dem Geisbärtchen sah die Volksstimmung, auf deren hoher Woge er soeben noch mit prahlerischen Segeln einhergefahren war, also bedenklich gegen sich umschlagen. Aber der Widerspruch, den seine Kundgebung erfuhr, reizte ihn aufs äußerste, und so begann er, von den Weingeistern gestachelt, mit einem wilden, blutdürstigen Schneidermut zu schreien: ‚Etzel war's, der Mordhund, bei meiner Seel'! Ich hab' meine eigenen Nadelstiche an seinem Mantel wiedererkannt. An der Mazzocha, wo die böse Stiefmutter mit zerschellten Knochen im Grunde liegt, da ward ich einst in einer Herbstnacht von seinen Raubknechten aufgegriffen und in den

Wald gezerrt, um dem Alten den zerschlissenen Mantel zu flicken. Es war ein saures Stück Arbeit, ihr Herren, Stich für Stich den ganzen Mantel entlang! Daher kann ich's auf meine Seligkeit nehmen —.'

‚O Gott, o Gott, er will's auf seine Seligkeit nehmen!'

‚Still, ihr Weiber!' sagte Jakob Böß, der Schmied, indem er zwei große Kannen Bier, die er etwas schwankend daher trug, niedersetzte. ‚Dein Sündenhäflein ist voll, verdammter Ellenreiter! Daß du am Weißen Berge für den Winterkönig die Trommel geschlagen, das haben wir dir noch gnädig nachgesehen. Nun du dich aber brüstest, dem Bluthund den Mantel geflickt zu haben, da soll dich —!'

Er wollte mit der schweren Schmiedetatze nach dem Freudeverstörer langen. Aber die Knechte kamen ihm zuvor, indem sie den borenden, kratzenden, beißenden Schneider am Kragen packten und nach dem Schlosse fortschleppten, wo er hinter einem schweren Holzriegel auf ausgedörrtem Pferdemist eine Stätte fand, um über Gunst und Neid der Götter nachzudenken.

Mittlerweile hatten einige kühnbeherzte Festgenossen unter Anführung des Schmiedes den ganzen Feldstrich abgesucht, ohne jedoch die mindeste Spur eines Räubers zu entdecken. Und als gleich darauf das Gerücht verbreitet ward, daß einer der Scholaren sich, um Hasenherzen zu schrecken, den schlechten Spaß erlaubt habe, da fuhr vollends das letzte Wölklein von Besorgnis als ein fröhlicher Weindampf aus den erhitzten Köpfen.

Die Nacht war schwül wie eine Julinacht; nur hin und wieder strich ein kühleres Lüftchen vom Walde her über die Mauer. Der Mond war inzwischen heraufgezogen. Groß und brandig stand er fern über den Wipfeln. Wie er gleich einer glühenden Ampel allmählich höher schwebte, da klärte sich unvermerkt sein blutroter Schein zu einer kupfrigen Helle, um dann in lauteres Gold überzufließen.

Eine dämonische Ausgelassenheit war nach Hereinbruch der Nacht in alles Volk gefahren. Vergebens strebte Herr Capistran, der eine solche Wendung der Festfreuden nicht vorbedacht hatte, Maß und Ordnung an; die Trabanten und Gildenknechte, selber halbtrunken durch die haltungslose Menge taumelnd, ließen ihn im Stich. Auch unter dem Adel steigerte sich allgemach die Fröhlichkeit des Gelages zu bacchantischer Lust. Wie ein arger Zauber floß das ungewisse Doppellicht der Fackeln und des Mondes um die silbernen Gefäße und strömte mit dem perlenden Wein über in die Adern der Zecher und schönen Zecherinnen. Kecke, bedenkliche Worte und Witzreden kreuzten einander wie Fechterklingen bei einem hitzigen Gang. Inmitten der lärmvollen Tafelrunde, als ihr Haupt, aber präsidierte mit glänzenden Augen, schön und wild wie in den Tagen seiner Jugend, der Reichsgraf. Ihm gegenüber sitzend zerfloß Herr Dismas Ignatius Hoffer, des großen, regierenden

oder sitzenden Rates zu Brünn Senior, in breit hinströmender Fröhlichkeit, während Ritter Hanns Schnöller von Lichtenau, dessen mächtiges, kahles Haupt wie eine Ampel erstrahlte, durch gerührte Ansprachen ein über das andre Mal Anlaß zu hellem Bechergetön bot. Die Dame Lakme Tumani verteilte, wie eine Fortuna lächelnd, die Almosen ihrer Gunst unter die Assessoren des Landeskämmerers, nachdem sie zuvor den eitlen Ritter Kadublek aus Warschau durch die Kunst ihrer Augen vollends zum Narren gemacht. Unter einer Rosenlaube aber becherte mit einigen befreundeten Ringbürgern der Magister Polycarp Sculteius. Indessen seine beiden Amtsbrüder sich wie ängstliche Glucken mühten, die ihnen anvertrauten jungen Wilderpel unter ihren schwarzen Fittichen zusammenzuhalten und vor gefahrdrohendem Ausschwärmen zu behüten, hatte sich der leichtfertige Hagestolz den dünnen Scheitel mit ‚Eppich' bekränzt, den er von dem profanen Gezweig einer Birke gestreift, und zwitscherte unter schallendem Evoëruf das Horazische ‚Quo me, Bacche, rapis tui plenum —?' Dazwischen vergaß er keineswegs, nach manch hüftenschlanker Maid zu schielen, die als angebetete ‚Cloë' oder ‚Lalage' in dem lustigen Aufruhr seines weinverstörten Hirns spukte.

So war die Mitte der Maiennacht schon nahegerückt, und die Himmelsgestirne, die sich nur hin und wieder mit leichtem Gewölk umschleierten, strahlten in so reiner, goldener Pracht von der blaudunklen Kuppel nieder, daß es der irdischen Leuchten kaum noch bedurfte. Wenn der verworrene Festtrubel für Augenblicke schwieg, so hörte man im lauen Nachtwind das leise Traumrauschen der nahen Eichen und das Flattern der Zeltlinnen. Viele Gäste hatten schon, darunter mancher mit trübstumpfem Blick, ihr Lager aufgesucht, um dem morgenden Tag mit guten Kräften zu begegnen. Vergebens mahnte auch Frau Gemma den Grafen, der einen Beutel Goldes nach dem andern dem launischen Glück opferte, zum Aufbruch. Barhäuptig saß der Schloßherr, die erhitzte Stirn von der Nachtluft umspielt, und sah gelassen, wie unsichtbare Spielteufelchen ihm die Würfel zum Verluste rollten.

Da kam ein bierseliges Meisterlein von den Barchentwebern dahergelaufen. In verwegener Begier, unter dem Auge des Herrn Grafen mit dem Schießpreis zu prahlen, drängte der Schlucker sich dicht an die Herrentafel und schwenkte die Ehrengabe, einen silbernen Becher, hoch in der Luft.

Slatok fühlte die Hand seines Weibes wie eine Fieberhand in der seinen zucken. Bei dem zwiespältigen Licht des Mondes und der Lanzen erschien das Gefäß nach Kunstart und Form einem andern, das beide nur zu gut kannten, täuschend ähnlich.

Da stieß der Graf die Tafel von sich, so heftig, daß Goldstücke, Schüsseln und Kannen erklirrten und wankten. Mit einer Stimme, in welcher der Wein brauste, rief er: ‚Man bringe Rosse! Fackelträger und

Netze herbei! Auf, wir reiten noch diese Nacht in den Fasanenwald! — Herr Komtur, seid Ihr dabei?'

Wirres Lachen und Lärmen erscholl. Aber der Graf mit einer Gebärde, als gelte es das wichtigste und feierlichste Unternehmen seines Lebens, hatte sich schon vom Sitz erhoben und in gemessener Eile die nötigen Anordnungen erteilt. Hastig liefen die Knechte. Die Rosse wurden aus den Ställen geführt, gesattelt und gezäumt, und ehe noch eine Viertelstunde verronnen war, da hatte eine kleine berittene Gesellschaft, von Fackelträgern und Trabanten begleitet, den öder werdenden Festgarten verlassen.

Wie Wetterschein lag es auf der Stirn des Grafen. Die Herrin aber, die bis zuletzt gezaudert und sich erst, als der Gatte sie mit einem siegesgewissen Augenleuchten ansah, in den Steigbügel hatte heben lassen, ritt wie im Traum dahin. Allzu laut und abenteuerlich deuchten ihr die Stimmen der Damen und Ritter, grell und gespenstig das Gelächter. Allmählich aber, da man beim leisen Rauschen des Waldes stiller geworden, und nur der gedämpfte Schlag des Trabes durch die Laubhallen hinscholl, da ergab auch sie sich dem wunderbaren Zauber der Maiennacht, deren Schwüle selbst die Nüchternsten wie von einem schweren, süßen Wein schwindeln machte.

Jetzt lag mondüberflutet vor ihnen die Lichtung, wo der Graf vor manchem Jahr der flüchtigen Fähe nachgeschossen hatte. Die Funken der Brände knisterten an den Buchen hoch; schnaubend warfen die aus dem Schlummer gestörten Rosse die Köpfe, während das Pech vor ihre Hufe hintriefte. Da brannten die Fackeln düstrer. Feucht und kalt schlug der Hauch der ins Steinloch stürzenden Sotta den Reitern entgegen; die Wasser donnerten überlaut durch die Stille der Frühlingsnacht, und einen Augenblick schienen Rosse, Menschen und Fackeln von dem dampfenden Brodem verschlungen. Nun gab der Graf seinem Hengst die Sporen, und im Galopp, während manche der Brände erloschen, ging es durch den eichenüberrauschten Hohlweg.

Da hob sich die alte Siedelung einsam im Mondenglanz. Das Haus war in Winterstürmen zusammengebrochen; wie schwärzliche Silberblöcke lagen die Mauertrümmer auf dem Plane verstreut. Nur die Königslinde drüben stand in alter Herrlichkeit und warf ihre großgezackten Schatten auf den Rasen, der von einem milchigen Nebelglanz fast weiß schien.

Man hörte die Bäume atmen; kein lautes Wort unterbrach die fast heilige Stille. Mancher Ritter preßte die Hand einer Dame, deren Namen er gestern noch kaum gewußt, in plötzlicher Aufwallung, und allen deuchte, was sie schauten, wie ein Märchenbild, vor Zeiten in der Kindheit geträumt, da der Graf und die Knechte nun langsam und feierlich mit den Netzen dem Weiher sich nahten. Die Mondstrahlen tauchten in dem Wasser unter; sie sogen einen silbrigen Schimmer aus der Tiefe herauf, der sich wie feuchtes,

schleppendes Frauengewand durch die Luft verbreitete. Ein blasses Mädchenhaupt schien aus der stillen Flut emporzuschweben, von triefenden Locken umrahmt und die Augen mit brennendem Vorwurf auf die Störer des nächtlichen Waldesfriedens gerichtet.

Da rauschte es im Gebüsch, und vor dem Grafen stand, wie aus der Erde hervorgewachsen, eine Gestalt in zerfetztem Kaftan. Es war Tatirek Schei, der Galizier. Er warf sich wie ein Gehetzter zu Boden und keuchte in wahnsinniger Hast: ‚Gnade, Gnade! Schützt mich, Herr Graf, vor dem rasenden Weibe! — Fort, fort, Rebekkchen! Was zerreist du an meinem Gewand? Pfui, der Galgen! Ich will dir das Witwengeld dreifach bezahlen, — hörst du? — neunfach! Dein Ehebett soll brechen unter der Silberlast meiner Buße.‘

‚Gib mir den Mantel frei, Jude! Hebe dich aus meinen Augen!‘ herrschte voll Ekel und Grimm der Graf den Knienden an.

‚Geh, — geh, Rebekkchen!‘ ächzte Schei, mit den Armen wild nach der Spukgestalt schlagend. ‚Der Gestrenge hier soll zwischen uns schlichten. — Still und dumpf war die Nacht, Herr Graf! Da ward ich der Fesseln ledig und erdrosselte Löb Mandelstamm im Schlafe. Aber Rebekkchen lauerte mir auf, da ich floh; sie jagte mir nach mit flatterndem Gewand von Busch zu Busch und schrie immer: „Vor den Schöppenstuhl, an den Galgen, du Mörder! Mein graues Haar ist Witwenhaar. Löbs Kinder sind Waisen.“ — Still, törichtes Weib, was schreist du so? Ich sag’ dir, deine Kinder sollen in meinen eigenen Schatztruhen schlafen. — Herr Graf, Dienst gegen Dienst! Deckt zu Brünn Euern mächtigen Mantel über mich, und ich offenbar’ Euch ein Geheimnis!‘

Der Jude brachte seinen Bart dicht an Slatoks Ohr und raunte: ‚Herr Graf, sie wollen Euch ans Leben! Im Walde hier lauern sie — hundert, zweihundert und mehr. Sie kriechen durchs Gebüsch und flüstern und spähen wie Panther nach Euch aus.‘

‚Es ist genug!‘ Des Grafen Miene war verstört vor Zorn. ‚Nehmt diesen besessenen Narren fest!‘

Mittlerweile waren die meisten Fackeln niedergebrannt. Niemand dachte daran, neue zu entzünden, und da sich zu gleicher Zeit ein dunkles Gewölk vor den Mond schob, so war die Lichtung plötzlich verfinstert. Nur verworren hoben sich die Umrisse von Menschen- und Pferdegestalten aus der Schwärze der Nacht. Ein schwüler Wind begann plötzlich stark und anhaltend in den Büschen zu rauschen. Während der Graf jetzt hastig den Aufbruch anordnete und sein Weib, das er wie schirmend an sich gepreßt, auf den Zelter hob, entwand sich der Jude immer von neuem den Häschern. Seine Angst schien plötzlich in wahnwitzige Lustigkeit umgeschlagen. Sich an den Steigbügel des Schloßherrn klammernd kicherte er: ‚Gräflein, es ist süß, aus der Jugend zu plaudern! Hei, hussa, wie war man lustig und wild! Jeder Tag

ein Laubhüttenfest! Zu Lemberg einst sagten die Mädchen: „Da kommt der Tatirek — der Schei! Ein schöner Mann, ein fröhlicher und freigebiger Mann! Spart weder mit Ringen noch mit Kettlein von Gold.“ — Ha, ihr schwarzen Rosen, ihr Töchter Aarons, des Wechslers, warum glüht ihr mich an so wild? Warum steht ihr im Kreise und weint, ihr blonden Harfenspielerinnen? Lustig, lustig! Laßt rasseln die Ketten und Ringlein von Gold!‘

Der Faustschlag eines Knechtes machte den Juden still, aber nur für wenige Sekunden. In den scharfen Trab der Reiter, die eilig den Plan verließen, mischte sich, immer ferner nachschallend, ein heiseres Gelächter: ‚Herr Gra—af, — mit Vergunst, — wie lang ist's doch her? — Hahahahaha! — Da habt Ihr einem alten Mann — einem alten Mann — sein Enkeltöchterchen — hahahaha — ver—fü—ührt!‘

Der Hufschlag hallte; die Pferde begannen auszugreifen wie von unsichtbaren Geißelhieben gepeitscht. Zuweilen hob ein verworren flüchtiger Mondschimmer das Reitergewimmel wie ein Geisterbild aus dem Schoße der Nacht; dann wieder war alles finster. Unruhig trieb und türmte der Wind am Himmel die Wolken. Jetzt fing die Hohlgasse mit dumpfem Echo das Getümmel auf, das sich wie ein schallender Sturzbach zwischen die Eichen ergoß. Da — ein leiser Aufschrei Gemmas — ein plötzliches Stocken und Gedränge! Der Schweißhengst des Grafen stieg kerzengerade in die Luft; denn der Schimmel der Herrin, um eine halbe Leibeslänge voraus, wälzte sich und schlug mit den Hufen in einem dichten Dorngestrüpp, das künstlich aufgetürmt die Gasse versperrte.

Der Graf stieß eine Verwünschung aus: ‚Vorwärts, den Weg freigeschafft!‘ herrschte er die Knechte an, indem er sich selber niederbeugte und sein an allen Gliedern zitterndes Weib zu sich in den Sattel zog.

Die Knechte lärmten in Verwirrung durcheinander: ‚Unmöglich, Euer Gnaden! Heck' auf Hecke starret hier entgegen.‘

‚Gottes Fluch auf die Schurken! — Zurück!‘ befahl mit plötzlich veränderter Stimme der Graf, indem er den linken Arm fester um den Leib der Herrin schlang und mit der Rechten sein Schwert aus der Scheide riß.

Aber ehe die Kavalkade, von einem schweigenden Entsetzen erfaßt, noch hastig auf dem engen Raum die Rosse gewendet hatte, da wälzte es sich rauschend die steilen Böschungen hernieder, und ein zweiter mächtiger Dornenwall schüttete, auch den Rückweg sperrend, die Hohlung zu. Im selben Augenblick zischte an vier, fünf Stellen zugleich Pulver auf und ergriff mit gierigen Flammen das dürre Strauchwerk, so daß in weniger als zehn Sekunden die Edelleute, jeder einzelne grell beleuchtet, in einem blendenden Feuerring zusammengedrängt waren. Zu ihren Häupten aber auf einem Felsenrand, wie in rote Flammen gegürtet, erhob sich die mächtige

Gestalt eines Greises, der, die Armbrust spannend, in ein wildes Gelächter ausbrach: ‚Eine angenehme Nacht, Herr Graf! Lang währte das Fest; doch nun ist es hohe Zeit, die letzten Fackeln zu entzünden.‘

Ein Pfeil schwirrte dicht am Haupte des Grafen vorüber und durchbohrte Frau Gemmas Kehle. Lautlos sank der enggeschmiegte Körper der Herrin über den Nacken des Hengstes, während zugleich aus allen Dickichten hervor bewaffnete, verwegene Gestalten brachen und sich mit wütendem Kampfgeschrei gegen die Edelleute warfen. Auf einem Raum von fünf, sechs Schritten im Geviert, in der Gluthitze der beiden Feuerherde, entspann sich ein grausiger Kampf. Die Ritter und Knechte, mauergleich um die ohnmächtigen Damen und unbewehrten Pfaffen geschart, hieben wie Verzweifelte auf das andringende Raubgesindel ein. Aber die Überzahl der Keulen und aufkrachenden Musketen säuberte erschrecklich rasch die Sättel der adeligen Rosse. Da stürzte der schöne Ritter Kadublek, der sich als ein Wackerer gewehrt, von zwei Spießen durchrannt mit blutenden Locken zur Erde und ward, mit dem Sporenstiefel im Steigbügel hängend, von seinem rasenden Tier durch die feurige Lohe geschleift. Da schlug Herr Gabriel Schram von Deblin mit zerschossener Brust kopfüber in die rotspiegelnde Lache, und neben ihm sank Hieronymus Bechnauer vom Berg, dem ein Axthieb den Nacken gespalten. Die Mörderaxt aber riß Graf Slatok, der soeben mit dem zerschellten Schwertknauf Etzels Haupt zertrümmert hatte, dem Buben aus der Faust und bahnte sich damit einen furchtbaren Weg durch den zurückweichenden Raubschwarm. Sein sterbendes Weib im Arm ritt er langsam durch die niedersinkende Glut mit dem unheimlichen Bedacht eines Löwen, der, von Feinden umstellt, die Leiche der Löwin umschreitet.

Die Wasser der Sotta weckten ihn aus seinem Brüten. Auffahrend schlug er dem Hengste die Sporen in die Weichen, daß das Tier mit gewaltigen Sätzen keuchend dahinflog, während dem Grafen dumpf ein Moment vor die Seele trat, da er schon einmal dieses Weib auf seinen Armen durch die sausende Nacht getragen — in der Brust ein Flammenmeer.

Da — was war das? Waren das nicht wirkliche Flammen? Nicht helles, springendes Feuer, das dort aufschlug?

‚Szczegin brennt!‘ schrie ein sarmatischer Knecht, der wie ein verkrümmter Waldschrat im Dunkel vorüberwich, dem einsamen Reiter zu.

In grellem Widerschein leuchteten die Waldberge. Der Himmel, in Schwefel und Blut gebadet, schien ein großes Schlachtgetümmel. Windzerfetztes, zackiges Nachtgewölk schob sich vordringend in die feurige Brunst hinein gleich den vorderen Sturmkolonnen dunkel heranwogender Heeressäulen. Der Himmel des dreißigjährigen Krieges, des schrecklichsten seit Anbeginn, war über der dumpferregten Welt aufgegangen.

Da schlug im Angesicht des brennenden Schlosses die Sterbende voll und klar die Augen auf. ‚Fahr' wohl, mein Slatok!' sagte ihr brechender Blick. ‚Vergiß mich nicht, du Wilder! Dich zu lieben war mein Schicksal und alles andere nur Traum.'

Auf prasselte das Gebälk der dürren Dachstühle von Szegin, und wo die Mauern niederdonnerten, da bauten sich neue auf, wie von Riesen getürmt: aus gelbem, schwarzem, alles umhüllendem Qualm.

Längs der Straße, die von Szegin nach Brünn führt, stob der Graf mit seinem toten Weibe wie ein geschlagener Heerführer der verworrenen Flucht der Festgäste vorauf. Als er auf schaumbedecktem Renner vor Brünn hielt, fand er Herrn Rochus Reich, den Stadtrichter, Hanns Schnöller von Lichtenau und den Komtur von Zschepplitz bereits vor dem Tore harrend. Barhäuptig schwankte Herr Schnöller im Sattel; sein mächtiger, kahler Schädel klaffte von einem tiefen Schwerthieb.

‚Mein Gott, Herr Graf, Euer Weib!' kam es entsetzt von seinen erbleichten Lippen.

Slatok gab keine Antwort; er hob die Axt und dröhnte ans Tor. ‚Munter, munter, ihr Schläfer!' Ein rauhes Lachen stieg schütternd aus seiner Brust. ‚Das Fest ist geendet. Die Gäste schwärmen zurück. — Ei, Herr Komtur, was tragt Ihr doch für ein Mordbrennergewand?' unterbrach er sich mit einem starren Blick auf den blutüberströmten, weißen Ordensmantel des Deutschritters.

Der Torflügel kreischte in den Angeln. ‚Dringende Nachricht, Herr Graf!' meldete der wachhabende Offizier. ‚Bethlen Gabor ist mit zehn Regimentern — mein Gott, Euer Weib, Herr Graf! — ist mit zehn Regimentern gegen die Stadt im Anzug.'

Zu Brünn hatte die Nachricht von dem schrecklichen Ausgang des Maienfestes sich bald nach der Kunde, daß der Fürst von Siebenbürgen mit seinen Scharen herannahe, verbreitet. Eine erregte Bürgermenge durchwogte die Vorstädte und füllte den nächtlichen Markt. Man stand in Gruppen umher und besprach den jüngsten Kometen und die schlimme Vorbedeutung des Ereignisses für die kommende Zeit.

Die Gewölbe und Stiegen des Rathauses waren von Fackeln erhellt. Seinen Gastfreund, den Reichshofrat, am Arm stützend klomm eben Gaspard de Gaze schweren Schrittes die Stufen hinan. Oben im großen Rats- und Sitzungssaale, auf einem eilig hergerichteten Katafalk ruhte Frau Gemma zwischen Frühlingsblumen. Da trat Slatok, von dem Bürgermeister Regendanz und den Stadthauptleuten gefolgt, unter die leichenstille, um das hohe Gestühl gedrängte Versammlung. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, da er bleichen Antlitzes ein mit dem kaiserlichen Siegelwappen geschlossenes Schreiben langsam entfaltete und überlas. Ein eigentümlich starres Lächeln trat auf seine Lippen

dann sprach er laut: ‚Gebt mir einen Becher Weines! Und bringt Blumen, mehr Blumen für die Tote hier! Denn eine Fürstenkrone nimmt sie mit ins Grab. — Bürger von Brünn! Zum Fürsten erhöht mich in dieser schwarzen Stunde des Kaisers Huld. In Kaisers Namen: Das Kommando über das Erbland Mähren ruht in meinen Händen. — Auf die Wälle!‘

Kein Heilruf scholl. Schweigend zerstreute sich die Menge, und als der Morgen im Ost heraufdämmerte, da starrten die Wälle der Stadt in Kanonen, und vom Spielberg nieder spähten scharfe Wächteraugen nach den Staubwolken, die der Wind am Horizont auftrieb.

* * *

Die Hochzeiter am Kamin hatten sich, als der Erzähler also geendet, eines nach dem andern erhoben und an die Mittagstafel begeben, die der Hausherr im angrenzenden Saale hatte rüsten lassen.

‚Und der Graf?‘ fragte jemand — ‚der Fürst?‘ verbesserte Fräulein Mechtild — während der schweigenden Stille des ersten Ganges.

‚Die Geschichte,‘ erwiderte Herr Quintus Bogenhard, ‚nennt den Fürsten Slatok nicht unter den berühmten Heerführern des dreißigjährigen Krieges. Der Riß, den sein Leben in jener Nacht empfing, schloß sich nicht wieder; aus ihm verblutete, wie es den Anschein hat, unaufhaltsam die Kraft, die den Namen Stanislaus Slatok vielleicht mit goldenen Zügen in die Sterne geschrieben haben würde. Nicht lange nach einer glänzenden Waffentat im Dienst des Kaisers verwandelte sich des Fürsten Wesen; sein Antlitz bekam ein menschenscheues, düsteres Gepräge. Zwischen seinen Herrschaften ruhlos hin- und herreitend soll er zuletzt ein altes Schloß mit einer geringen Macht von Knechten gegen andringende Schweden verteidigt haben und dann selbst in den Trümmern des rauchenden Baues verschollen sein. Wenigstens war schon zehn Jahre nach dem großen Friedensschluß die Gestalt Stanislaus Slatoks von einigem Laubwerk der Sage umrankt.‘

‚Und der Treubecher?‘ erkundigte sich die junge, blonde Frau mit den dunklen Augen.

‚Den sah, wie es heißt, kein irdisches Auge wieder. Als ein versunkener Glückshort ruhe er schimmernd am tiefen Grunde; die Wassergeister schlürfen gierig daraus mit ihren kalten Lippen, bis — so verlautet die Sage — einmal ein Menschenpaar, das im Glücke wahrhaft erprobt ist, sich über den Weiher beugt und den Becher zu sich heraufwünscht.‘

Da blickten alle in den Sonnenschein hinaus, der eben — zu Signor Goldonis Freude — das Schneerieseln fast frühlingshaft überleuchtete. Die Gedanken der Tafelnden aber machten sich auf und wanderten mit den beiden jungen Hochzeitsleuten, die jetzt schon weit draußen auf ihrem noch frischbekränzten Lebensschiff ungewissen Schicksalen zutrieben.

Ein Dichter des christlichen Ideals

(Antonio Fogazzaro).

Von

Karl Muth.

(Schluß.)

Als Antonio Fogazzaro zu Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Feder zu seinem Roman Piccolo mondo antico (1896) ansetzte und damit den Grundstein einer Trilogie legte, da befand er sich künstlerisch zweifellos in einer Stimmung, völlig verschieden von derjenigen, die fast alle seine berühmten Vorgänger auf dem Gebiete der zyklischen Romanform beherrschte.

Diese der epischen Darstellungsweise von alters her willkommene Form hat ihre moderne Ausgestaltung in der Comédie humaine Balzacs erfahren. Ihm folgten in Frankreich Zola mit seinen ‚Rougon Macquarts', in Deutschland Gustav Freytag mit den ‚Ahnen', in Polen Sienkiewicz mit seinen drei ersten historischen Romanen. Fast alle diese Erzähler gehen ursprünglich bei dem Entwurf ihres Planes, der über die allgemeinsten Linien nicht hinausgreift, von Gesichtspunkten aus, bei denen sich wissenschaftliche Ideen und Absichten in ganz eigentümlicher Weise mit künstlerischen und dichterischen mischen: soziologische bei den zwei Romanen, kulturhistorische und nationale bei dem Germanen und Polen. Balzac arbeitete bekanntlich fast ohne Plan. Er griff nur seine alten Gestalten mit Vorliebe wieder auf, um sie in stets neue Situationen zu werfen, die dann ihr persönliches Schicksal bestimmten. Denn Balzacs materialistische Empfindungsweise ließ ihn nicht an die Kraft des selbstbestimmenden Willens glauben, nicht an die Existenz von Charakteren, denen die Umwelt nur Stoff und Anlaß ist, sich an ihr zu entwickeln und in eine schließlich unabhängige geistige Welt hineinzuwachsen. Auch Zola hat nur den Glauben an das Milieu und die ererbte Anlage. Diese sind das Gesetz, nach dem seine Menschen ihren Lebensgang antreten und vollenden. Gustav Freytag und Sienkiewicz zeigen sich, der erste nur wenig, der andere gar nicht, von wissenschaftlichen Methoden belastet. Sie geben als stofffreudige Erzähler nur Kulturbilder, doch ohne die Kontinuität einer seelischen oder

physischen Entwicklung. Der nationale Werdegang mit seinem Auf und Nieder und die ganz individuellen, mehr äußeren als inneren Erlebnisse der darin handelnden Personen verschlingen das Hauptinteresse der Leser.

Fogazzaros Trilogie ist all dem gegenüber etwas ganz anderes. Sein Unternehmen stellt sich in erster Linie als ein rein dichterisches dar. Weder wissenschaftliche Theorien noch nationale Absichten greifen bestimmend in die Arbeit des Dichters und Künstlers ein. Mehr als bei irgend einem Werk der genannten Vorgänger scheinen zwar die Titel der zwei ersten Romane der Trilogie auf eine vorwiegende Schilderung und Darstellung der Umwelt hinzudeuten. Aber es ist nur ein äußerer Zufall, daß gerade derjenige Dichter, der seine Menschen am wenigsten abhängig zeigt von ihrer Umwelt, doch durch die Titel den Anschein erweckt, als sei ihm die Zeichnung dieser, nicht jener die Hauptsache. So sind die Titel wohl das wenigst gelungene bei diesen beiden Romanen. Denn unser ganzes Interesse wird beherrscht nicht durch die Schilderung der Kleinwelt, des Provinzlebens in zwei verschiedenen Zeitepochen, sondern durch die inneren Schicksale einiger Menschen, von denen ein Elternpaar und ihr Sohn wiederum die größte und tiefste Teilnahme herausfordern.

Der Entwicklungsgang dieser Menschen ist von Anfang an aufs tiefste und reichste durchdacht. Während Zola in seiner ‚psychologisch-sozialen Geschichte einer Familie' von einzelnen sozialen, physiologischen und psychologischen Daten ausgeht und alle Folgerungen daraus gleichsam dem Spiel des Milieus überantwortet, in das seine fabulierende Phantasie seine Menschen von Fall zu Fall hinträgt, hat Fogazzaro mit einer Fähigkeit seelischer Projektion ohnegleichen schon in der ersten Generation seiner Familiengeschichte alle die seelischen Elemente grundgelegt, deren Mischung und harmonischem Ausgleich die Höhe zu verdanken ist, zu der sich der letzte Vertreter der Familie schließlich erhebt. Und auch das ist ein bezeichnender Unterschied zwischen dem Werke des großen idealistischen Dichters und denjenigen seiner naturalistisch befangenen Vorgänger, daß hier zum erstenmal die Geschichte einer Familie in *aufsteigender* Linie dargestellt ist. Wie zu jeder positiven Leistung im Bereich des Moralischen, so gehören auch in der Kunst ganz andere Kräfte dazu, um ein positives Weltbild bis zur Höhe eines Ideals zu gestalten, das zwar noch menschlich erfaßbar, nicht aber jederzeit empirisch studierbar ist. Derjenige Dichter, dessen größtes verfügbares Kapital nur die Welt der äußeren Beobachtung ist, und der sich auch in seinen inneren Erlebnissen nicht über einen beschränkten Kreis sinnlicher Erfahrung erhebt, kann unmöglich dergleichen leisten. Sein künstlerisches Verhältnis zur Welt wird sich entweder in der Zustandsschilderung schlechtweg oder in indirekter Gesellschaftskritik im Dienste des Pessimismus betätigen. Um wieviel leichter ist kritisieren als aufbauen! Das letztere allein aber ist Künstlerarbeit.

Ich habe oben Fogazzaros Trilogie durchdacht genannt. Das ist zu wenig gesagt. Sie ist wie jedes echte Dichterwerk *durchlebt*. Balzacs und

Zolas viel planloser geschriebene Zyklen erscheinen trotzdem ihr gegenüber fast konstruiert.

Die Peripherie von Fogazzaros innerer Welt ist größer als diejenige seiner Fabulierkunst. Es sind nur wenige Gestalten, denen er als Dichter Leben gegeben hat, aber diese Gestalten leben alle ein Stück von seinem Leben. Sie sind nicht der Wirklichkeit abgelauscht und haben doch die volle Echtheit menschlicher Wesen. ‚Ich nehme eine Gestalt aus der Wirklichkeit,' so gesteht der Held in dem Roman ‚Das Geheimnis des Dichters', ‚und umspinne sie mit Poesie, folge ihren Linien und verhülle sie zugleich vor andern.' Das ist auch Fogazzaros Verfahren, soweit sich so was begrifflich fassen läßt. Jede Menschengestalt, die ein echter Dichter schafft, ist eine irrationale Größe. Man kann sie nicht einseitig erfassen noch deuten, weder nur aus ihren Handlungen noch nur aus ihren Worten, Gedanken und Empfindungen, weder nur mit dem Verstand, noch nur mit dem Herzen. Daher die Erscheinung, daß sich um solche Gestalten oft die größten Meinungskämpfe von Menschen entspinnen, denen die künstlerische Fähigkeit abgeht, eine solche Gestalt in ihrer Totalität zu erfassen. Je nach dem größeren oder geringeren Eindruck, den ein einseitig beanlagter Beurteiler von dieser oder jener Lebensäußerung einer solchen Gestalt empfangen hat, macht er seine beschränkte Erfassung nun zum A und O seines Urteils, seiner Kritik, seines Lobes oder seiner Angriffe. Wieviel Unberufene haben sich in solcher Weise an Fogazzaros dichterischen Gestalten versündigt! Sie haben sie aus der idealen Welt der Poesie hinausgezerrt in die unharmonische Welt der Parteigegensätze, hinein in den beschränkten Gesichtskreis von Menschen, denen es von Natur aus versagt ist, eine dichterische Gestalt nachzuerleben, worauf doch allein Kritik beruhen kann.

Noch in Daniele Cortis war die Psychologie verhältnismäßig einfach. Ein starker voluntaristischer Grundzug herrschte darin. Der Konflikt war rein moralischer Natur, und zu seiner Lösung brauchte es nur ein Ja oder Nein. Anders in den Romanen der Trilogie. Hier kämpfen intellektualistische und religiös-mystische Gegensätze einen schweren Kampf in den Seelen der Hauptgestalten. Es sind nicht im Grund einfache, nur durch eine Leidenschaft hervorgerufene Konflikte des menschlichen Herzens mit einer klar erkannten Pflicht, sondern seelische Zustände, die, an sich einfach, durch ihre Gegenüberstellung in verschiedenen Individuen den Charakter eines fast unlösbaren Problems gewinnen. Aber was für den Verstand unlösbar erscheint, ist es nicht für das Leben. Ein Problem, aus dem Leben geboren, kann nur durch das Leben selber, durch den handelnden Menschen, nicht durch das Denken gelöst werden. Und so drängt denn alles mit innerer Gewalt nach der Höhe des im Leben bewährten christlichen Ideals, — nach dem praktisch Vollkommenen, dem Heiligen.

Diesen Heiligen werden die Leser Hochlands im Verlauf der nächsten Monate kennen lernen. Er ist der Sohn eines Ehepaars, dessen Schicksale den Inhalt des ersten Bandes der Trilogie, der ‚*Kleinwelt unserer Väter*' ausmachen. Diese Schicksale beginnen mit dem Tag der Verheiratung Franco

Maironis, eines jungen reichen Mannes aus altem Adel mit Luisa Rigey, einem feingebildeten, aber armen Bürgermädchen, dessen herrliche Mutter Theresa bald nach dem Ereignis wie eine Heilige stirbt. Mit schwerer Sorge ist sie aus dem Leben geschieden. War doch ihr Schwiegersohn gegen den Willen seiner Großmutter, einer alten bigotten, aber adelsstolzen Marchesa in diese Ehe getreten und dadurch nicht nur der Unterstützung durch sie, sondern auch seines großen Erbes verlustig gegangen. Noch mehr: Frau Theresa Rigey wußte, was Franco noch nicht weiß, daß die Marchesa das Testament, worin Franco zum Haupterben des großväterlichen Vermögens eingesetzt war, unterschlagen hat, und sie wußte, daß die Großmutter sich ihrer dadurch erlangten Macht über Franco bis zum letzten bedienen wird, daß also der Friede der jungen Ehe schwer bedroht war. Und dennoch ist weder das unterschlagene Testament noch die rachsüchtige herzlose Marchesa das Schicksal der beiden. Das droht vielmehr aus ihren ungleichen Charakter- und Geistesanlagen, aus ihren verschiedenen Weltanschauungen.

Die äußeren Ereignisse sind nur der Anlaß, diese innere Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit zu entwickeln und auf die Spitze zu treiben. Aber sie vermögen diese beiden Menschen nicht zu trennen. In herzlicher Liebe sind sie sich zugetan, und in der gemeinsamen Liebe zu einem Töchterchen werden sie des tiefsten Elternglücks teilhaftig. Ihre Seelen jedoch umschlingt nicht das feste Band der gleichen religiösen Überzeugung und Stimmung, obwohl beide in den Übungen der katholischen Religion erwachsen sind. Franco glaubt wie ein Kind, ohne je zu zweifeln, und er lebt nach diesem Glauben mit der Gewissenhaftigkeit eines Menschen, der seine Ruhe allein in der Erfüllung seiner religiösen, kirchlichen Pflichten findet. Auch Luisa erfüllt diese Pflichten; aber die Inbrunst jener glücklichen Tage, da sie zum ersten Male dem Tisch des Herrn genaht, ist erloschen und hat einer intellektuellen Frühreife Platz gemacht, die wie erkältend über ihrem heißen Herzen liegt. Ihr kraftvoller und entschlossener Charakter hatte sie von früh auf zum selbständigen Handeln getrieben. Sie hatte sich gewöhnt, nicht über das gegenwärtige Leben hinauszublicken, noch in sich selbst, sondern nur für andere tätig zu sein mit einem starken und stolzen Gerechtigkeitssinn. ‚Sie ging in die Kirche, erfüllte die äußeren Vorschriften der Religion ohne bewußte Ungläubigkeit, aber auch ohne die Überzeugung, Gott damit wohlgefällig zu sein. Sie hatte den unklaren Begriff eines so erhabenen und großen Gottes, daß keine direkte Verbindung zwischen dem Menschen und ihm möglich wäre.‘ Unter so gearteten Naturen können Mißverständnisse und Reibungen nicht ausbleiben. Und diese Kämpfe sind es, die neben und über den äußeren aufwühlenden Ereignissen den Leser in tiefster Teilnahme und in oft tränenvoller Ergriffenheit mit hineinreißen in das Glück und den Jubel, in das Weh und das Leid dieser Herzen, die mit unvergleichlicher Zartheit und Innigkeit gezeichnet sind. Wo ist in der neueren Dichtung eine Frauengestalt wie diejenige Luisas, in deren schmerzverdunkelte süße Seele man mit so seltsam sehnsüchtiger Schwermut hinabschaut? Ein träumerischer

Zauber geht von ihr aus und ruht lange auf dem Gemüt des Lesers wie ein goldener Spätsommerabend über der sonnenwarmen, vor der Nachtkühle erschauernden Erde.

Der erste heftige Zusammenstoß dieser Seele mit der ihres Mannes erfolgte wegen der Erziehung ihres Töchterchens Maria. Beide liebten das Kind leidenschaftlich, aber ein jedes in seiner Weise: Franco mit heftigen Ausbrüchen, Luisa ruhig, zurückhaltend, aber tief. Sie hatte bei dem Kind ein moralisches Übergewicht im Vergleich mit dem Einfluß des Vaters. Auch schien das Kind stärker an ihr zu hängen. Sie konnte das nicht ungerecht finden, und sie war heimlich glücklich darüber, denn ‚sie trug eine Zukunftsmaria im Herzen, die vermutlich ganz verschieden war von der, die Franco im Herzen trug'. Dieser begünstigte nach ihrer Meinung eine allzu starke Entwicklung des religiösen Empfindens, was ihr um so gefährlicher schien, als das Kind eine allen religiösen Phantastereien sehr zugängliche Einbildungskraft besaß, wodurch es leicht aus dem moralischen Gleichgewicht kommen konnte. Sie war gewiß weit entfernt, das religiöse Gefühl unterdrücken zu wollen; aber sie hielt es für notwendig, ‚daß Maria, einmal Weib geworden, den Stützpunkt ihres Lebens in einem sicheren, in sich selbst gefestigten moralischen Sinne zu finden wisse' . . . ‚Am Rechten und Wahren festzuhalten, losgelöst von jedwedem andern Glaubensbekenntnisse, losgelöst von jedweder Hoffnung oder Furcht, schien ihr die höchste Staffel des menschlichen Bewußtseins.' — ‚Das Schicksal konnte Maria Reichtum in den Schoß werfen. Sie mußte absolut davor bewahrt werden, ein frivoles Leben voller Nichtigkeiten hinzunehmen, das durch die Frühmesse, den Abendsegen und durch Almosen ausgeglichen würde. Luisa hatte ein paarmal versucht, mit Franco Fühlung zu finden über diesen Punkt, und der Versuch war immer übel ausgeschlagen. Daß jemand an Religion nicht glaubte, verstand Franco; daß aber jemand die Religion als Richtschnur für das Leben nicht ausreichend finden könne, war ihm völlig unbegreiflich. Daß dann alle nach der Heiligkeit streben müßten, daß der kein guter Christ wäre, der Tarock- und Primieraspiel, die Jagd, das Fischen, gutes Essen und feine Weine liebte, der Gedanke kam ihm nicht einmal im Traum. Und diese von der Religion losgelöste moralische Richtung der Erziehung schien ihm ein schlechter Spaß.'

Es wird Leser geben, die in diesen Ideen Luisas so etwas wie die Tendenz des Romans zu haben glauben. Sie werden zur Bekräftigung dieser ihrer Meinung anführen, daß Franco seiner Frau gegenüber als der schwächere erscheine, und daß seine Einwände gegen deren Ansichten nicht als sieghafte Widerlegungen wirkten. Sie werden sich nicht damit zufrieden geben, daß wir aus dem folgenden Roman ‚Der Kleinwelt unserer Zeit' erfahren, daß Luisa vor ihrem Tode den Weg zum Glauben und zum Herzen ihres Mannes wiedergefunden hat; denn ihr Interesse geht nicht auf das dichterische Nachleben zweier mit größter Wahrheit gezeichneter Menschenschicksale, sondern auf die apologetische Verteidigung *ihres* Standpunktes, auf dem sie sich trotz

ihrer angeblichen Sorge für andere doch im tiefsten Grunde *selber* bedroht sehen, da sie niemals in diesem Punkte mit sich selber fertig geworden und zu einem beruhigten und tiefen, unerschütterlichen Glaubens*leben* gelangt sind. Denn nur der reife Mensch, der seine sittlichen und religiösen Überzeugungen nicht bloß auf guten Glauben hin angenommen, sondern zugleich auch im ehrlichen Ringen um den *inneren* Besitz tief *erlebt* hat, nur der vermag dem Spiel des Lebens und der Dichtung in ruhiger Beschaulichkeit gegenüberzustehen und aus jeder Erscheinung darin Gewinn zu ziehen für Geist und Seele. Gewiß wird er keine Apologie des Glaubens gering schätzen; aber er wird wissen, daß es nicht bloß eine, daß es unzählige Arten gibt, für den Glauben Zeugnis abzulegen, und daß es ein anderes ist, wenn ein Theologe, ein anderes, wenn ein Dichter sich ausspricht.

Auch Fogazzaro sah sich veranlaßt, seine Dichtung gegen solche unverständige Kritiken zu verteidigen, und er tut es in einem Brief an einen jungen Kritiker, der wohl hier eingeschaltet werden darf. Fogazzaro gibt sich nicht der Hoffnung hin, die Meinung seines Auslegers damit zu ändern; er wolle vielmehr nur die Idee andeuten, die er als *Christ* in seinem Buch vertreten habe. Dann fährt er fort:

„Ich habe aus Luisa eine *sehr edle* und *wahrhaft hochstehende* Natur gemacht, gewiß; aber schon im Anfang kommen auch die schwachen Seiten ihres Wesens zur Erscheinung, und ich habe diese mit Absicht zur Erscheinung gebracht. Anläßlich des Testamentes und in allen ihren Beziehungen zu der alten Marchesa fehlt es Luisa — in Rücksicht auf ihren Gatten — an *Liebe*. Hier ist ein Mangel ihrer Natur und zugleich eine Frucht ihrer kalten, schwachen und oberflächlichen Religiosität. Sie hat nur Gefühl für Gerechtigkeit und keines für die Liebe, und darin liegt, historisch und psychologisch, der Keim ihres späteren seelischen Zusammenbruchs.

Franco hinwiederum steht ihr nach in bezug auf den Willen, auf das Handeln. Es gibt viele Gläubige, die hierin Franco ähnlich sind. Sie erfüllen zwar ihre Pflichten, halten sich vom Bösen fern, wirken aber wenig: sie entbehren des wahren christlichen Geistes. Um diesem Begriff Fleisch und Blut zu geben, schien mir eine Künstlernatur geeigneter als eine Denkernatur. Was in Franco wirkt, ist schließlich das, was das wahre Wesen des Christentums ausmacht; die Liebe, das Kreuz, dasjenige, was der Lebensnerv der Religion ist, und was unter den Menschen seit den Tagen des hl. Paulus viel mächtiger wirkt als philosophische und theologische Vernunftgründe; die Liebe und das Kreuz richten ihn auf, lehren ihn seine ehemalige Zerfahrenheit fühlen, schließlich auch überwinden und erzeugen in ihm eine gewisse Gemütsbewegung, die auch auf die Leser des Buches übergehen muß. Was aber die Vernunftgründe selbst des besten Theologen betrifft, wer wüßte nicht, daß die glänzendsten Verteidigungen des Glaubens bereits geführt worden sind und stets geführt werden können, und wer wüßte nicht, daß dennoch der Glaube nicht gänzlich bewiesen werden kann, weil anders er dann keine große Tugend wäre; wer wüßte nicht, daß zwischen Vernunft und Glaube zwar kein logischer Widerspruch möglich ist, aber daß der Glaube doch immer ein Geschenk der göttlichen Gnade bleibt? Die Auflehnung

Luisas gegen Franco ist nicht berechtigt außer in bezug auf seinen Mangel an Taten. Franco erkennt zur richtigen Zeit diesen Fehler und überwindet ihn.

Durfte ich die künstlerische Wirkung des Romans verpfuschen, indem ich eine mit Vernunftgründen arbeitende Apologie des Glaubens einschob, die wohl viele gelangweilt und, leider, kaum einen bekehrt hätte? Nein! Ich wollte, daß die Tatsachen sprächen, und es genügte mir, daß die Apologie damit gegeben sei.'

Aber auch in dem Roman selber hat es der Dichter nicht an einer klaren Charakteristik seiner Personen in dieser Richtung fehlen lassen. Nennt er doch Luisa ausdrücklich ‚das Geschöpf des starken, stolzen, über die Liebe gehenden Intellekts'. Sie ist von dem Gedanken der Gerechtigkeit wie besessen. Kaum hat sie von dem Testament des Großvaters Kenntnis erhalten und von Franco außerdem erfahren, der Ursprung des Maironischen Vermögens liege in einem Rechtsirrtum bei einem Prozeß gegen das große Mailänder Spital, da weiß sie nichts mehr als: ‚Erstatte alles dem Ospitale Maggiore zurück! Übe Gerechtigkeit!'

Franco, der ihre reinen Absichten verkennt, weigert sich. ‚Hirngespinste!' erwidert er. ‚Der Zweck heiligt nicht die Mittel. Dein wahrer Zweck ist, die Großmutter zu treffen. Die Geschichte mit dem Hospital dient dir nur zum Deckmantel.' Und nun folgt eine Aussprache der Gatten und dieser ein stiller, tiefer Kampf der beiden Seelen, der zum Schönsten und Echtesten gehört, was ich in der ganzen modernen Erzählungsliteratur kenne. Ich glaube nicht, daß ein Mann von einiger Phantasie und der Fähigkeit, die Schwere dieses Konflikts nachzuerleben, dem weiteren Verlauf der Dinge ohne heftige Bewegung wird folgen können. Mit leidenschaftlich liebendem Ungestüm hält Luisa dem Gatten vor, was sie irre an ihm gemacht.

‚Ich fand, daß du die Güte selbst warst, daß du das wärmste, edelste, großmütigste Herz von der Welt besaßest, aber daß dein Glaube und deine religiösen Andachten diese Schätze fast überflüssig machten. Du handeltest nicht. Du begnügtest dich damit, mich zu lieben, das Kind, Italien, deine Blumen, deine Musik, die Schönheiten des Sees und der Berge; darin folgtest du deinem Herzen. Dein ideales Bedürfnis wurde befriedigt durch den Glauben und das Gebet. Ohne diesen Glauben und ohne das Gebet hättest du das Feuer deiner Seele dem, was wirklich wahr, was wirklich gerecht auf Erden ist, geweiht; du hättest das Bedürfnis zur Betätigung empfunden, wie ich es fühlte. Du weißt es ja, wie ich dich in gewissen Dingen gern anders gesehen hätte! Wer könnte zum Beispiel patriotischer empfinden als du? Niemand. Nun gut; wie hätte ich gewünscht, daß du versuchtest, deinem Vaterland in Wahrheit in geringerem oder höherem Maße zu dienen! Jetzt gehst du nach Piemont, aber du gehst vor allem dorthin, weil wir fast nichts mehr zu leben haben.'

Franco, finster blickend, machte eine Gebärde zornigen Widerspruchs.

‚Wenn du willst,' sagte Luisa demütig, ‚höre ich auf.'

‚Nein, nein; weiter, heraus mit allem, das ist am besten!'

Er sprach so gereizt, so erbittert, daß Luisa schwieg und erst nach einem zweiten ungeduldigen ‚Weiter!' in ihrer Rede fortfuhr:

‚Auch ohne daß du nach Piemont gingst, wäre in Valsolda, in Val Porlezza, in Vall'Intelvi zu tun gewesen, was V. am Comersee getan hat; man

hätte sich mit den Leuten in Verbindung setzen, das richtige Gefühl in ihnen lebendig halten können, alles, was not tut für den Tag des Krieges, wenn er kommen sollte, vorbereiten. Ich habe es dir gesagt, und du wolltest dich nicht davon überzeugen; du legtest mir so viel Schwierigkeiten in den Weg. Diese innere Trägheit bestärkte meine Abneigung gegen deine Auffassung der Religion und meine Neigung zu einer anderen Auffassung. Denn auch ich hatte meine Religion. Mein Begriff von Religion, der sich in meinem Geiste immer klarer gestaltet hatte, war in kurzem folgender: Gott existiert, er ist auch allmächtig und allwissend, gerade, wie du es glaubst; aber daß wir ihn anbeten und zu ihm sprechen, daran liegt ihm nichts. Das, was er von uns will, ist ersichtlich aus dem Herzen, das er uns gemacht, aus dem Gewissen, das er uns gegeben, aus dem Ort, an den er uns gestellt hat. Er will, daß wir all das Gute lieben, daß wir all das Böse verabscheuen und mit all unseren Kräften dieser Liebe und diesem Hasse entsprechend handeln sollen, und daß wir uns nur mit der Erde befassen, mit den Dingen, die wir begreifen, die wir fühlen können! Jetzt verstehst du, wie ich meine Pflicht auffasse, unsere Pflicht angesichts aller Ungerechtigkeiten, aller Gewalttätigkeiten!'

Je länger Luisa fortfuhr, ihre eigenen Ansichten zu erklären und darzulegen, je zufriedener war sie, endlich aufrichtig sein zu dürfen, sich mit Freimut auf eigenem, sicherem Terrain zu bewegen; in dem Maße, in dem jede Bitterkeit gegen den Gatten schwand, füllte sich ihr Herz mit zärtlichem Mitleid für ihn.

‚Siehst du,' fügte sie hinzu, ‚wenn es sich nur um diese Unannehmlichkeit wegen der Großmutter handelte, glaubst du nicht, daß ich lieber tausendmal meine Meinung geopfert hätte, als dich zu betrüben? Es mußte schon etwas anderes dahinter stecken. Jetzt weißt du alles. Jetzt habe ich meine Seele in deine Hände gelegt.'

Sie las auf der Stirn ihres Mannes einen düsteren Schmerz, eine feindliche Kälte. Sie stand auf und näherte sich ihm leise, leise, mit verschlungenen Händen, ihn fest anblickend, seine Augen suchend, die sie vermieden, und sie blieb stehen, von einer höheren Macht zurückgehalten, obwohl er kein Wort gesprochen, keine Bewegung gemacht hatte.

‚Franco!' flehte sie, ‚du kannst mich nicht mehr lieben?'

Er gab keine Antwort.

‚Franco, Franco!' sagte sie, die verschlungenen Hände nach ihm ausstreckend. Dann machte sie Miene, zu ihm zu treten. Er zog sich heftig von ihr zurück. Eine endlose halbe Minute standen sie so schweigend einander gegenüber.

Franco preßte seine Lippen aufeinander, man hörte seine schnellen Atemzüge. Er brach das Schweigen.

‚Das, was du gesagt hast, das meinst du wirklich?'

‚Ja.'

Seine Hände hielten die Lehne eines Sessels. Heftig stieß er dagegen und sagte bitter: ‚Genug.'

Luisa blickte ihn mit unsäglicher Traurigkeit an und murmelte: ‚Genug?'

Zornig antwortete er: ‚Ja, genug, genug, genug, genug!' Er schwieg einen Augenblick und fuhr mit Härte fort: ‚Ich mag faul sein, träge, ein Egoist, alles, was du willst; aber ich bin kein Kind, das man mit ein paar Liebkosungen beruhigt, wenn man ihm all das gesagt hat, was du mir gesagt hast. Genug!'

‚O Franco, ich habe dir weh getan, ich weiß, aber es ist mir so schwer geworden, dir weh zu tun! Könntest du nicht Nachsicht mit mir haben?‘

‚Ah, Nachsicht mit dir haben! Du willst verletzen und willst mit Güte behandelt werden! Du stehst über allen, du urteilst ab, du richtest, du bist die einzige, die versteht, was Gott will, und was er nicht will! Nein, meine Liebe, das denn doch nicht! Von mir sage nur ruhig, was du magst, aber laß deine Hand von Dingen, die du nicht verstehst! Beschäftige dich lieber mit deinem Stiefel!‘

Er wollte in seiner Frau nur den Hochmut sehen, und sein Zorn entsprang doch fast ausschließlich dem Stolz der gekränkten Eigenliebe; es war ein unedler Zorn, der ihm Geist und Herz trübte. Sowohl die Frau wie der Mann waren der Meinung, daß man sie aller möglichen Dinge beschuldigen konnte, aber nicht des Hochmuts.‘

Und doch ist die schwerste Prüfung noch nicht über die beiden gekommen. Sie bricht in demselben Augenblick herein, da Luisa in Abwesenheit ihres von bitterstem Kummer um sie bedrückten Gatten den ersten Schritt gegen die alte Marchesa unternehmen will. Das höchste irdische Kleinod dieses Elternpaares, ihr Töchterchen Maria, ertrinkt im See. Der tiefgreifenden Wirkung der Szenen, welche diesem Ereignis mit der Wucht eines Orkans und mit der unheimlich fressenden Gier eines tückisch angelegten Feuers folgen, ist berichtend nicht mehr beizukommen. Nur die plastisch gestaltende Kraft des Dichters ist hier dem Ungeheueren gewachsen. In dieser Feuertaufe des Schmerzes vollzieht sich die Läuterung der beiden Seelen, bereitet sich ihre Umwandlung vor. Doch geht ihr der völlige Zusammenbruch Luisas vorauf. Die erste Nacht auf den Unglückstag ist soeben überstanden:

‚Das schwache Licht der Morgendämmerung mischte sich in ihre Gedanken wie in die Francos: feierlich und tröstend für ihn, haßerweckend für sie. Er, der Christ, dachte an eine Empörung des Zornes und in Waffen gegen seine Brüder in Christo, aus Liebe zu einem kleinen Punkt auf einem winzig kleinen Gestirn am Himmel; sie träumte eine ungeheure Auflehnung, eine Befreiung des Universums. Es konnte scheinen, daß ihr Gedanke großartiger, ihr Intellekt stärker wäre als der Francos. Aber Er, der um so besser erkannt wird, je mehr menschliche Generationen zu Kultur und Wissenschaft hinaufsteigen, Er, der es geschehen läßt, daß jede Generation ihn nach ihrem Ermessen ehrt, und der nach und nach die Ideale der Völker umwandelt und sie erhöht und sich dabei zur gegebenen Zeit, um die Erde zu gewinnen, auch vergänglicher und falscher Ideale bedient, Er, der der Friede und das Leben ist und es duldet, der Gott der Heere genannt zu werden, Er hatte das Zeichen seines Gerichts auf das Antlitz der Frau und auf das Antlitz des Mannes geprägt. Während die Morgendämmerung sich zu glühendem Morgenrot entzündete, begann Francos Stirn von einem inneren Licht zu strahlen; seine Augen brannten, während sie voll Tränen standen, von Lebenskraft; Luisas Stirn wurde immer dunkler, tiefe Nacht stieg auf im Blick ihrer erloschenen Augen.‘

Die Ereignisse folgen sich nunmehr auf dem Fuß. Sie zu erzählen liegt nicht in unserer Aufgabe. Diese ist vielmehr, nur die seelischen Faktoren herauszuheben, die das eigentlich bewegende Element der ganzen dreiteiligen

Dichtung sind. Wer die Seelen Francos und Luisas kennt, wird dem Werdegang auch ihres Sohnes mit um so größerer Liebe und um so tieferem Verständnis folgen. Die Geburt dieses Sohnes fällt nicht mehr in den Rahmen der ‚Kleinwelt unserer Väter'. Luisa empfängt ihn in schicksalsschwerer, aber großer Zeit. Nach langer Trennung war der Gatte in ihre Arme geeilt. Mit diesem Vermächtnis seiner Liebe nimmt er von neuem Abschied. Seine Tatkraft ist geweckt. Mit hoher Begeisterung folgt er dem Ruf der Patrioten von 1859 und verschwindet für unsere Blicke in dem Pulverdampf der ersten italienischen Kämpfe gegen die Österreicher. Damit schließt der Roman. Es war die alte gute Zeit, die er uns in einer Fülle der reizvollsten, mit feinstem Humor erzählten Episoden vor Augen stellte, bedeutsam durch den geschichtlichen Hintergrund der nationalen Gegensätze und doch nie verletzend trotz des durchleuchtenden patriotischen Gefühls des Dichters, weil der politische Sarkasmus stets durch einen hohen menschenfreundlichen Sinn und Humor gemildert und ins komische gewendet ist.

In der ‚Kleinwelt unserer Zeit' (1901) liegen die großen Ereignisse von 1866—1870 hinter uns. Francos und Luisas Sohn ist zum Mann herangewachsen. Er lebt im Hause seiner Schwiegereltern, jedoch getrennt von seiner Gattin, die nach einjähriger Ehe in ein Irrenhaus verbracht werden mußte. In einer Art Lebensbeichte, die er dem herrlichen Priestergreis Don Giuseppe Flores ablegt, erfahren wir die Schicksale seiner Jugendjahre. In seiner äußerst sensiblen, gewissenszarten und tiefreligiösen Seele, nicht minder in seiner kräftigen, jedoch künstlerisch geläuterten Sinnlichkeit erkennen wir den Vater wieder. Die grüblerische Unrast, der Drang nach innerer Selbständigkeit, ein tiefes soziales Gerechtigkeitsgefühl, die Scheu vor jeder Halbheit im Leben, mit anderen Worten das jedem Idealisten eigentümliche leidenschaftliche Streben, das einmal als richtig Erkannte auch ganz zu tun, ohne Paktieren und Lavieren, das ist ein Erbe der Mutter. Von früh stand sein Sinn nach der Ruhe eines klösterlichen Lebens. Mit fünfzehn Jahren wollte er Priester, Benediktiner werden. Nur seinen Pflegeeltern zulieb (sein Vater war bald nach seiner Geburt 1860 in Oria an den Folgen einer Verwundung in den Armen seiner Gattin gestorben, die ihn ihrerseits nur um zwei Jahre überlebte) hatte er deren Tochter geheiratet. Seit Jahren lebt er ein streng zölibatäres, aber von keiner rechten Tätigkeit ausgefülltes Leben. Da naht ihm in den Tagen der größten äußeren und inneren Verlassenheit die Versucherin. Sie naht ihm in einer Gestalt, die doppelt verführerisch auf ihn wirken mußte, da ihr nichts Gemeines anhaftet, wohl aber hohe Vorzüge des Geistes und Leibes sie über seine ganze Umgebung hinausragen lassen.

In einer anderen, modernen Umwelt und von dem skeptischeren Geistesleben derselben stärker beeinflußt, hat Jeanne Dessale die fast gleiche Rolle in bezug auf die Entwicklung ihres männlichen Partners wie Luisa gegenüber Franco. Auch jene ist die scheinbar intellektuell stärkere. Auch Jeanne kann mit Piero, obwohl sie ihn mehr mit dem Geiste als mit den Sinnen liebt, dennoch nicht

eins werden in den höchsten Höhen und in den tiefsten Tiefen seiner Seele. ‚Die Glühhitze ihres Stolzes, ihrer intellektuellen Überreizung verzehrte die Wärme seiner niederen Lebenstriebe.‘ Auch in Jeanne weint eine verirrte Sehnsucht nach dem Vaterhaus der Religion. Frierend steht sie in der kalten Welt des Zweifels, zu stolz, ihre Blöße zuzugeben, zu aufrichtig und zu wahrhaftig, um sich mit Wahrheiten zu drapieren, die sie nicht erlebt hat. Ein Sinn seelischer Reinheit ließ sie den Umgang mit einem Gatten verschmähen, dessen Dasein im rohen Genuß der Sinne aufging. Piero verfällt ihrer Zaubergewalt in dem Augenblick, da er ihr am sichersten zu entfliehen hoffte. Die Begegnung der beiden in den Ruinen des alten Benediktinerklosters Praglia* ist ein Bild von berückender Schönheit und von seltsamer Kontrastwirkung zu der kurz vorangegangenen Unterredung Pieros mit Don Giuseppe. In dieser Aussprache hatte Piero dem greisen Freunde seiner Familie, für dessen herrliche Gestalt nach Fogazzaros eigener Aussage der ehrwürdige Erzbischof Capecelatro Modell gestanden hat, einen tiefen Einblick in seine Seele gewährt. Die Versuchungen der Sinne haben seinen Geist in einem Maße bestürmt, daß sogar die Fundamente seiner Gläubigkeit zu wanken beginnen. Was ihm Don Giuseppe so ganz aus der Situation heraus darauf erwidert, diese Worte tiefsten, mitfühlenden Verständnisses und ruhigster geistiger Sicherheit sind gerade infolge ihrer künstlerischen Notwendigkeit im geistigen Organismus der Dichtung von starker apologetischer Wirkung.

Don Giuseppe empfindet tief, wie so manche Unzulänglichkeit in dem moralischen und geistigen Verhalten so vieler Katholiken der Gegenwart schwankende, aber aufrichtig ideale Naturen an dem Katholizismus selber, an seiner Lebenskraft und ewigen Jugend irre zu machen imstande ist. Ja, er fürchtet ein Gleiches für seinen Freund! ‚Aber müssen wir,‘ so meint er mit deutlicher Anspielung auf solche, die die Kirche verlassen, weil ihnen zufällig eine Anzahl von Menschen darin nicht gefällt, ‚müssen wir, weil wir Patrioten sind, ins Exil gehen?‘

Pieros Weg aber scheint, je länger seine Beziehungen zu Jeanne dauern, um so sicherer ins Exil zu führen. Es ist ein feiner psychologischer Zug, daß diese innere Entfremdung von dem kirchlichen Leben parallel geht mit der Entfremdung von dem sittlichen Ideal des Christentums. Wie tief der Dichter von dieser Anschauung durchdrungen ist, haben wir bereits durch die auf S. 428 wiedergegebenen Stellen aus Fogazzaros erstem Roman ‚Malombra‘ ersehen. Kurz vor der drohenden sittlichen Katastrophe wallt noch einmal Pieros ganzer Groll und Unmut auf gegen diesen ‚gewöhnlichen engherzigen Katholizismus, der das Licht der Vernunft fürchtet, in

* Dieses in Oberitalien gelegene, längst verwaiste Kloster, ein Wunderwerk der Baukunst, ist neuerdings seinem ursprünglichen Zweck zurückgegeben worden; die italienische Regierung hat seine Besiedlung durch Benediktinermönche zugelassen nach langjährigen Bemühungen des heute von gewissen Kreisen als Ordensgegner verschrienen Senators — Antonio Fogazzaro!

allem und jedem ein Sklave der vergöttlichten, despotischen Autorität war, streng und ablehnend gegen die Draußenstehenden, durch irdische Interessen gefesselt, veraltet in Geist und Sprache'! Er hatte bereits innerlich jedes offizielle Glaubensbekenntnis abgelegt, obwohl ihn ein unbeschreibliches Langen des Geistes nach Gott wieder und wieder befiel. Aber sein Weg war ihm vorgeschrieben, seit er im Vaterhause zu Oria den herrlichen Briefwechsel seiner Eltern (vergl. den ersten Band) aufgefunden und darin die Berührung mit dem Geiste seiner Mutter wie einen elektrischen Schlag empfunden hatte. Der Entschluß stand fest in ihm, sich des ungerechten Vermögens der Maironi im Dienst der sozialen Gerechtigkeit, die ihn ganz erfüllte, völlig zu entäußern. Jeanne widersetzt sich seinem Vorhaben. Sie will ihm nicht die Kraft zugestehen, diesen Weg zu Ende zu gehen. Tatsächlich aber ahnt sie, daß ein solcher heroischer Entschluß in ihm sittliche Kräfte wecken könnte, die ihn ihrem Bannkreis entführen müßten. Ihr Widerstand beschleunigt jedoch nur den Prozeß der inneren Loslösung von ihr, der bereits in vollem Gange ist. Da erhebt sich, gleichsam wie um die göttliche Gnadenführung nur um so sichtbarer zu machen, die Gefahr der sittlichen Katastrophe in Riesengröße. Piero erliegt dem Ansturm seiner begehrenden Leidenschaft — innerlich. Daß seine Sünde im Geiste nicht auch eine im Fleische wurde, das verdankt er nächst dem sittlichen Stolz der Geliebten, der er — auch darin der edle und hochherzige Mann — ein rührendes Zeugnis ausstellt, einem — äußeren, ihn mit furchtbarer Wucht aufrüttelnden Ereignis. Er wird in dem Augenblick, da ihn seine in Fesseln rasende Begierde wie mit Keulenschlägen betäubt hat, durch ein Telegramm an das Bett seiner sterbenden Frau ins Irrenhaus gerufen.

Ein Deus ex machina! möchte man diesem Bericht gegenüber denken. Aber es ist nicht so. Alles ist planvoll und wie natürlich vorbereitet, und, was die Hauptsache bleibt, das Geschehnis, obwohl es den Charakter des Zufälligen an sich trägt, greift nicht in die logische Verkettung der seelischen Vorgänge ein. Was der nur dem Natürlichen zugewandte Mensch eben als einen Zufall einschätzt, das wird der gläubige Leser, genau wie angesichts so mancher verblüffenden Begebenheiten im Leben, als das Walten der lenkenden Vorsehung verehren. Wüßten wir nicht, daß Fogazzaro ein eben so großer Dichter wie Künstler wäre, wir würden es bewundernd erfahren in der Art und Weise, wie er nunmehr den außerordentlichen Umschwung in der Seele Pieros sich vollziehen läßt. Um diese Peripetie glaubhaft zu machen, hat er nicht nötig, mit dem gläubigen Sinn seiner Leser zu rechnen. So eminent und spezifisch katholisch manche Leser diesen Schluß auch empfinden werden, er ist es gewiß nicht dadurch, daß der Dichter sich etwa einer besonderen, ich möchte sagen, konfessionellen Psychologie bedient. Nichts weniger als dies! Die seelischen Motive sind vielmehr so allgemein und rein menschlich, daß schon eine gehörige Dosis von konfessionellem Rationalismus dazu gehört, um wie ein protestantischer Verehrer des Dichters gegen diesen Roman einzuwenden: ‚Fogazzaro verläßt damit das Gebiet des rein Menschlichen, auf dem noch alle

seine bisherigen Dichtungen sich bewegten, und begibt sich auf das Feld einer dogmatisch-religiösen, in den Einzelheiten sogar spezifisch katholischen Weltanschauung, auf das ihm nur ein eng begrenzter Teil seiner bisherigen Verehrer wird folgen können.'

In diesem Satz steckt ein weittragender Irrtum. Er hat seine Quelle in den oberflächlichen Begriffen, die heute sehr viele mit Ausdrücken wie ‚reiner Menschlichkeit' und ‚dogmatisch-religiöser Weltanschauung' verbinden. Hier soll damit offenbar ein Gegensatz festgestellt werden zwischen dem ‚Gebiet des rein Menschlichen' und dem in jeder wahrhaft religiösen Weltanschauung enthaltenen Übernatürlichen. Ob es sich bei einer derartigen Weltanschauung um die katholische oder eine andere positive Religionsform handelt, ist ganz belanglos. Hauptsache ist der moderne Fundamentalsatz: Ein Dichter, der sich vom rein Menschlichen entfernt, verläßt damit das einzige Gebiet, auf dem allein er der reinsten Wirkungen seiner Kunst sicher ist. Nun bin ich weit entfernt, die Richtigkeit dieses Satzes von meinem Standpunkt aus zu bestreiten. Habe ich mir doch zu Anfang dieses Aufsatzes ein Wort Goethes zu eigen gemacht, das ziemlich das nämliche sagt. Dennoch halte ich das Wort von der reinen Menschlichkeit in bezug auf den beschränkten Umfang, den unsere Zeit diesem Begriffe gibt, für eine der kunstfeindlichsten Ketzereien. Denn unsere Zeit versteht darunter jene Menschlichkeit des *modernen*, allen übernatürlichen Beziehungen entfremdeten Menschen, jenes Menschen, der sich im positivistischen Sinne als determiniert erkennt, und bei dem das rein Menschliche da aufhört, wo die Natur in die Übernatur erhöht erscheint. Aber nicht die *erhöhte Natur* ist es, die als Ideal darzustellen des Künstlers, des Dichters unwürdig ist; — solches ist stets und immer nur die *Unnatur*, das heißt jene Erscheinung des rein gesellschaftlichen Menschen, der nicht mehr nach den Gesetzen seiner menschlichen Persönlichkeit, sondern mit Verleugnung dieser nach den Konventionen eines künstlichen Lebens empfindet und handelt. Einer solchen künstlerischen Verirrung aber hat sich Fogazzaro niemals schuldig gemacht. Wenn daher gewisse seiner ‚bisherigen Verehrer' den letzten Werken in bezug auf die Weite und Höhe des menschlichen Erlebens darin nicht mehr folgen können, so ist das schlimm für sie, nicht aber für den Dichter.

Doch kehren wir zu dem Schluß des Romans zurück! Die äußeren Vorgänge in dem Buche selber zu lesen kann und will ich auch hier den Lesern nicht ersparen. Ich bin überzeugt, daß sie dies Buch wie auch das frühere nicht nur trotz dieser Studie, sondern als notwendige Folge in die Hand nehmen werden. Denn die hinreißende Kraft und sittliche Schönheit dieser letzten Kapitel kann nur der ganz empfinden, der aus der Quelle selber schöpft.

Die inneren Aufregungen Pieros am Sterbebett seiner Gattin, die ihr Bewußtsein für kurze Zeit wiedererlangt hat, sind so gewaltig, daß sie nicht nur alle Kräfte, die sich in seiner Seele im Kampf um seine sittliche Selbstbehauptung angesammelt haben, verdoppeln, sondern mit einem

scheinbar plötzlichen Ruck in ganz neue Bahnen werfen. Sein gesteigertes, sublimiertes Empfinden wird zu Ekstasen erhöht, und in einer übernatürlichen Vision erscheint ihm sein künftiges Leben vorgezeichnet. Magister adest et vocat te! Zwar erhebt sich sofort die skeptische Weltwissenschaft in der psychischen Diagnose des Irrenarztes gegen ihn, aber Don Giuseppe ahnt bei aller Zurückhaltung das Walten eines göttlichen Geistes. Er erkennt in dem ganzen Verhalten Pieros eine ‚unerwartete Rückkehr zum christlichen Glauben'. Piero verschwindet, ohne von irgendwem formellen Abschied genommen zu haben. Kein Mensch weiß wohin und in welcher Absicht. Einige glauben, daß er in einen religiösen Orden eingetreten sei.

Drei Jahre später setzen die Ereignisse des dritten Romans, ‚Der Heilige,' ein. Aber hier gebührt das Wort dem Dichter vor dem Kritiker. Piero, der künftig Benedetto heißt, hat sich durchgerungen zu der tiefgläubigen, religiösen Inbrunst seiner Jugend. Seine leidenschaftliche Kritik an der angestammten Kirche, die auch äußerlich zu fliehen er im Begriffe stand, hat einer ruhigen Abwägung zwischen dem Menschlichen und Göttlichen in ihr Platz gemacht. Aber auch alle Kritik gegen die menschlichen Gebrechen nützt nichts, wenn ihr nicht die positive Arbeit im Geiste der Kirche zur Seite geht. Reformieren wir uns zunächst selber im Geiste der wahren Kirche Christi, dann wird ganz von selbst das christliche Leben auch um uns erstarken und die Schönheit und ewige Jugend unserer Mutter, der Kirche, im hehrsten Glanze erstrahlen. Das ist in allgemeinsten Worten der Geist, der Fogazzaros neueste Dichtung erfüllt, und der sich darin in einer erstaunlichen Fülle konkretesten Lebens und farbengesättigter Wirklichkeit ausspricht und verkündigt.

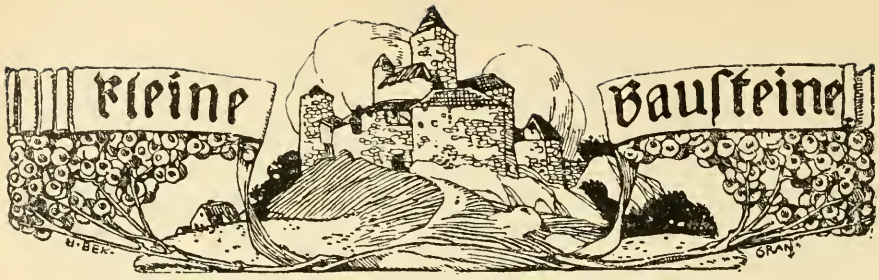
Man hat, um auch ein Wort von der literarischen Bedeutung der hier nur nach ihrer Hauptidee charakterisierten Werke zu sagen, den zweiten Roman nicht gelten lassen wollen im Vergleich mit dem ersten. Die zum Teil abfälligen Urteile sind begreiflich aus einer Zeit, da der Schluß dieses zweiten Romans die Leser vor ein Geheimnis, vor ein Rätsel stellte. In der ideellen Perspektive der ganzen Trilogie erscheint er uns in wesentlich besserem Licht. Dennoch steht er, rein ästhetisch betrachtet, nicht auf der Höhe des Vorgängers, über den ein unvergleichlicher Zauber von Poesie und ein solcher Reichtum erhebender Tragik und befreienden Humors ausgegossen ist, daß er mit Recht als Fogazzaros Meisterwerk schlechtweg gelten kann. In der ‚Kleinwelt unserer Zeit' nimmt die Schilderung der kleinstädtischen Parteiintriguen neben dem im Interesse des Lesers sich fast allein behauptenden Seelenkonflikt einen verhältnismäßig zu großen Raum ein, so daß auch der groteske Humor darin die Gefahr einiger Langeweile nicht ganz zu beschwören vermag. Piero könnte wohl hin und wieder kraftvoller erscheinen. Tadellose Gebilde des schöpferischen Künstlergeistes aber sind die Geschwister Dessale. Jeanne, ‚die durch die Kraft ihrer Liebe die Gefahren eines tiefen Skeptizismus besiegen wird,' haben wir kennen gelernt. Ihr Bruder Carlino ist der prachtvolle Typus des modernen, künstlerisch geadelten Renaissancemenschen, an dem übrigens auch die

Zeitstimmung der letzten Jahre nicht spurlos vorübergegangen ist; sehen wir ihn doch zu Anfang des dritten Romans wie einen romantischen Mystiker schwärmen und posieren.

Über Fogazzaros Erzählertechnik wäre viel zu sagen. Der Dialog ist sparsam und sehr überlegt. Die Kunst des indirekten Berichtes ist virtuos ausgebildet. Das macht die Lektüre nicht gerade leichter, bringt aber den Roman stofflich ins Enge und beflügelt die Phantasie des eindringenden Lesers.

Seine theoretischen Anschauungen über den ‚großen Dichter der Zukunft' hat Fogazzaro in einem Vortrag ausgesprochen, den wir, falls sich der Raum in diesem Jahrgang dafür noch erübrigen läßt, den Lesern am liebsten in seinem Hauptteil erstmalig übersetzt darbieten möchten. Was er von dem großen Dichter der Zukunft am Schluß seiner Ausführungen sagt, das spricht auch unsere Empfindungen für Fogazzaro und seine Dichtung aus:

‚Sein Ursprung ist uns fast gleichgültig. ... Wir werden nicht fragen, woher er kommt, noch wohin er geht; wir werden ihm nur hingebungsvoll lauschen, wie es uns zuweilen beim Genuß einer tiefen Musik begegnet, mit jener unbestimmten Empfindung, in eine ideale Heimat entführt zu werden.'



Zur Psychologie des Schlafes.

Auf den ersten Blick kann es vielleicht befremden, den Schlaf im allgemeinen und nicht nur den Traum im besonderen als Gegenstand einer psychologischen Betrachtung gewählt zu finden; denn während die Träume augenscheinlich eine eigenartige Klasse der seelischen Erscheinungen darstellen, wird der Schlaf oft für einen Zustand der völligen Bewußtlosigkeit gehalten, aus dem die Träume nur als isolierte Inseln, gleichsam als Wirkungen plötzlicher Bewußtseinseruptionen hervorragen. Derartige Vorstellungen vom Wesen des Schlafs halten aber nur so lange stand, als man sich mit dem Befund der unmittelbarsten Selbstbeobachtung oder, besser gesagt, Selbsterinnerung begnügt. Soviel ist allerdings richtig: Wenn man sich des Morgens beim Erwachen fragt: ‚Was habe ich verflossene Nacht erlebt?‘, dann kann man sich gewöhnlich nur an einige wenige Traumbilder erinnern, die übrigens auffallend rasch auch ihrerseits dem Gedächtnis entschwinden. Sehr oft wird man sich auch nicht einmal solcher Träume erinnern können, und einzelne Personen, wie z. B. Lessing, behaupten, überhaupt niemals geträumt zu haben. Es ist aber sehr leicht, die große Unzuverlässigkeit dieser unmittelbaren Erinnerungsauskünfte nachzuweisen. Dritte Personen haben den betreffenden Schlafenden oft im Traume reden, lachen, weinen hören; mit Schlafwandlern kann man, wie ich aus eigner Beobachtung weiß, sogar kleine Gespräche anknüpfen, deren sie sich beim Erwachen absolut nicht mehr entsinnen.

Sobald man über den unmittelbarsten Erinnerungsbefund hinaus allen faktischen und hypothetischen Wahrscheinlichkeitsgründen Rechnung trägt, läßt sich die Annahme vielfältig erhärten, daß ein völlig bewußtloser Schlaf überhaupt nicht vorkommt. Lipps meint sogar gelegentlich einmal aus seinen theoretisch-psychologischen Überlegungen heraus:* ‚Ein absolut traumloser Schlaf wäre offenbar ein Wunder.‘ Wir lassen hier die schwierigeren Theorien beiseite und begnügen uns mit einigen Erfahrungsgründen, die bereits hinreichend die hohe Unwahrscheinlichkeit eines solchen Seelenzustands dartun. Es gibt bekanntlich verschiedene Grade, verschiedene ‚Tiefen‘ des Schlafes, und schon die populäre Meinung weiß, daß der Schlaf um so ‚traumloser‘ erscheint, je tiefer er ist. Nun ist aber die Tiefe des Schlafes, welche man in der Kräpelinschen Schule durch allmähliche Verstärkung der Weckreize auch zu

* Leitfaden der Psychologie, Leipzig 1903, S. 308.

A. Hudler fec. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Schmerzensmann.

Hoch Land

messen verstand, nach verschiedenen seelischen Interesserichtungen hin gleichzeitig eine verschiedenartig abgestufte. Dieselbe Mutter, welche bei den heftigsten Donnerschlägen eines Gewitters ruhig weiterschlummert, erwacht schon beim leisen Weinen ihres Kindes, der Soldat vom gedämpften Ertönen des Signals, jedermann beim verhältnismäßig leisen Rufen seines Namens. Selbst die Stille kann als Weckreiz wirken: Der ans Mühlengeklapper gewöhnte Müller erwacht bei dessen plötzlichem Verstummen. Alle diese Erscheinungen widersprechen in ihrem Verlauf jedweder rein physiologischen Erklärung; denn die betreffenden Weckreize wirken nicht nach dem Maß ihrer körperlichen Eindrucksstärke, sondern im Verhältnis ihrer seelischen Interessebewertung. Das Mutterherz wendet auch im Schlaf den Verlautbarungen des Kindes noch eine besondere ‚Beachtung', ‚Aufmerksamkeit' zu, und entsprechend verhält es sich in den anderen Fällen. Unterschiede der Beachtung vermag man sich aber in gar keinem anderen Medium vorzustellen als in dem des Bewußtseins, sei es auch eines noch so getrübten oder herabgesetzten.

Inwiefern das Gesamtbewußtsein im Schlafe ein herabgesetztes sei, erhellt am unmittelbarsten aus der großen Fülle von Außenreizen, die von vornherein ausgeschaltet sind (Gesichtsreize durch Dunkelheit bezw. Augenschließen, Bewegungsempfindungen durch Ruhelage ꝛc.), und aus der großen Zahl weiterer Reize, die ohne ihre gewohnten Wirkungen bleiben, also jedenfalls unbeachtet, wenn auch vielleicht nicht gänzlich unbewußt verlaufen. Es wäre voreilig, wenn man etwa aus dem ruhigen Fortschlummern eines umlärmten Schläfers schließen wollte, er habe von all dem Spektakel in seiner Umgebung gar nichts gehört. Wenn sich der Betreffende beim Erwachen seiner Träume noch erinnert, kann man aus deren Inhalt oft ganz deutlich feststellen, wie er manche Lautempfindungen in seinen Vorstellungsgang verwoben hat. Freilich finden sich dann diese Sinneswahrnehmungen meist ganz phantastisch ausgedeutet und oft ungeheuerlich übertrieben. Und wenn wir uns der Träume erinnern, dann sind es gerade immer diese Ausdeutungen und phantastischen Verarbeitungen, auf welche wir uns besinnen, während die Sinnesreize, an welche sich der Traum knüpfte, gewöhnlich erst indirekt erschlossen werden müssen. Ich träumte z. B. von meiner Hinrichtung durchs Fallbeil nebst vorausgehender Moritat und Prozessierung und stellte nachträglich fest, daß ein Knopf an dem verschobenen Kopfkissen lästig auf den Nacken drückte und die beklommenen Vorstellungen hinsichtlich dieser Körperregion verursachte. Ganz besonders sind es aber die beim Wachen meist unbeachteten Körper- und Organempfindungen, auf welche sich ganze Klassen von Träumen zurückführen lassen, so z. B. das ‚Alpdrücken' auf geringfügige Atembeschwerden;* wir atmen bekanntlich im Schlaf tiefer. Es liegt nun gar kein Grund zu der Annahme vor, daß die betreffenden Sinnesempfindungen sich nur dann im Schlafbewußtsein abspielen, wenn sie sich durch angeschlossene Träume indirekt feststellen lassen. Vielmehr spricht

* Weitere Beispiele siehe bei S. Freud, Die Traumdeutung, Leipzig und Wien 1900.

vieles dafür, daß gerade die Organempfindungen um so mehr im Schlafbewußtsein vorherrschen, je traumloser, je ‚tiefer' der Schlaf ist. Im Traume dämmert bereits wieder das höhere Geistesleben; da urteilen, überlegen und denken wir bereits wieder, wenn auch meist konfus genug; im reinen Schlafleben sind vor allem die sinnlichen Funktionen unserer Seele wach, vermöge deren sie die innere Ökonomie des Organismus regelt; gerade darum wirken geringfügige organische Störungen auch so intensiv ins Traumleben hinüber; gerade darum spielen sich andererseits die vegetativen Funktionen wie Verdauung, Wachstum, Blutlauf, Atmung mit so förderlicher Regelmäßigkeit während des Schlafes ab, und der Schlaf wird auf Grund althergebrachter Erfahrungen als körperliches und ebenso als seelisches Heilmittel geschätzt.

Das Bewußtseinsleben des Schlafes bestimmt sich also negativ dahin, daß die höheren intellektuellen Seelentätigkeiten und die klare Sinneswirkung der Außenwelt aufgehoben sind, positiv dahin, daß die Sinnesempfindungen der körperlichen Innenwelt die Vorherrschaft und — solange keine Traumphantasien oder starkwertigen Außenreize eingreifen — vielleicht auch die Alleinherrschaft üben. Diese Konzentration des Seelenlebens nach innen hat schon früh eine seltsame mystische Mißdeutung erfahren. Schon bei einigen altgriechischen Denkern, wie bei dem Stoiker Zeno, werden Schlaf und Traum als Zustände einer höheren Erleuchtung angesehen; der Neuplatoniker Jamblichus nennt ‚die Nachtzeit des Leibes die Tageszeit der Seele'; der Theosoph Swedenborg entwirft ein ganzes System der Loslösung von der Erscheinungswelt und der geistigen Wiedergeburt im Schlaf, und in ähnlichem Sinne will neuerdings John Bigelow ‚Das Geheimnis des Schlafes'* lösen, wobei er übrigens neben vielen mißdeuteten Bibelstellen manches sachlich und kulturhistorisch interessante Material zusammenträgt. Auch bei Theodor Jouffroy, einem Schüler Cousin's, und anderen neueren Autoren findet sich die Neigung zu einer Art okkulter Psychologie des Schlafes. Wenn sich in der Auffassung eines wissenschaftlichen Problems derartige abergläubige Vorstellungen vordrängen können, so ist dies immer ein Zeichen allzu großer Mißachtung der einschlägigen Fragen und Schwierigkeiten durch die zunftgerechte Gelehrsamkeit. Wie man jetzt in der Psychologie ganz allgemein von einer okkultistischen Hochwelle als Reaktion gegen die Verflachung rein physiologischer Theorien überrascht wird, so war auch speziell die psychologische Auffassung des Schlafs viel zu einseitig in den Bann der physiologischen Ermüdungstheorie geraten. Noch Lotze hatte in seiner ‚Medizinischen Psychologie' (S. 427 ff.) vor dem ‚leicht sich darbietenden Gedanken' gewarnt, daß man den Schlaf einfach als periodischen Stillstand zum Widerersatz verbrauchter Kräfte verstehen könne. Tatsächlich entsteht der Schlaf weder überall aus einem solchen Ersatzbedürfnis, noch ist seine Dauer

* Deutsch von L. Holthof, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt 1904. — Der greise, als Diplomat und biograph. Schriftsteller wohlangesehene Verfasser ist nicht zu verwechseln mit dem Weltreisenden und Publizisten Poultney Bigelow, der bei uns durch Schriften über Kaiser Wilhelm II. bekannter wurde.

und Tiefe diesem Bedürfnis proportional. Tatsächlich ist auch, wie neuestens Experimente von Römer und Weygandt gezeigt haben, die geistige Arbeitsfähigkeit nach dem Erwachen am Morgen keineswegs die günstigste, sondern erst einige Zeit danach; man muß sich gewissermaßen erst vom Schlafen ausruhen; auch dies ein Zeichen, daß unterdes die Seele keineswegs untätig war. Der psychologischen Erklärung des Schlafes als eines einfachen Ruhezustandes ist um so mehr der Boden entzogen, als diese Auffassung neuestens auch im allgemein biologischen Denken immer lebhafterem Widerspruch begegnet. Die ‚toxische' Theorie, welche von der seltsamen Vorstellung einer täglichen Vergiftung des Nervensystems ausgeht, bekämpft mit besonders guten Gründen Eduard Claparède* und sucht sie in anscheinend unbewußter Übereinstimmung mit Lotze durch eine ‚instinktive' Theorie des Schlafes zu ersetzen. Danach ist der Schlaf eine positive Handlung, welche reflexartig durch besondere Reizzustände ausgelöst wird. Allerdings spielt unter diesen die Vermehrung der Giftstoffe im Blut und die subjektive Ermüdungsempfindung eine Rolle, aber der Schlaf selber erscheint nicht mehr als Folge einer Vergiftung, sondern beugt vielmehr — mit dem echten Zweckmäßigkeitscharakter des Instinkts — einer solchen vor. Ferner erklärt sich so, wie der Schlaf durch andere seelische Antriebe zurückgedrängt, verschoben werden kann, was bei einer chemischen Verursachung unbegreiflich wäre; auch pathologische Erscheinungen wie die Schlaflosigkeit der Neurastheniker und viele andere Schwierigkeiten werden durch die Claparèdesche Grundauffassung viel ungezwungener erklärlich. Unzureichend beantwortet bleibt nur entsprechend der modernen Unklarheit des Instinktbegriffs überhaupt auch bei Claparède die Frage, was für eine positive seelische Funktion nach seinem Eintritt der Schlaf zu üben habe. Diese Frage ist nur zu lösen, wenn man zu der alten Vorstellung von der Seele als Mittelpunkt auch für die lebendige Ausbildung und Entwicklung des Körpers zurückkehrt. Die Annahme, die sich uns eingangs über den Bewußtseinsinhalt des Schlafes aufdrängte, daß nämlich die inneren Organempfindungen im Schlafbewußtsein vorherrschen, diese Annahme paßt aufs beste zu dem angedeuteten metaphysischen Seelenbegriff und zu der Claparèdeschen Instinkttheorie.

Nach alledem erscheint der Schlaf in biologischer und psychologischer Hinsicht nicht mehr als ein Zustand der Wirkungslosigkeit; die Vorstellung, daß wir ein Drittel unseres irdischen Daseins in voller Untätigkeit hinbringen, verliert ihre letzte Berechtigung; vielmehr besteht auch für diesen Teil unseres Daseins das Wort Goethes zu Recht:

‚Die Natur hat keine Pause und sucht mit einem Fluche alle Untätigkeit heim.'

* Vgl. Sitzungsber. des Gießener Kongresses für experimentelle Psychol. Leipzig 1904, S. 76 ff.; ausführlicher in den Archives de Psychol., Bd. IV.

Dr. Max Ettlinger.

Aufgaben der katholischen Krankenpflegeorden in der Gegenwart.*

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart haben es mit sich gebracht, daß diejenigen Orden, welche sich der mühen- und segensreichen Aufgabe der Krankenpflege widmen, an Verbreitung und Bedeutung außerordentlich gewonnen haben. Und erfreulicherweise sind die großen Fortschritte, die in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Medizin errungen wurden, auch auf die meisten Krankenhäuser, in welchen katholische Orden und Genossenschaften ihre Wirksamkeit entfalten, nicht ohne tiefgreifenden Einfluß gewesen. Nicht bloß diejenigen Hospitäler, welche im Besitz von politischen und kirchlichen Gemeinden sind, sondern auch die meisten den Orden selbst gehörigen Hospitäler haben sich innerhalb der letzten Dezennien den Anforderungen der neuzeitlichen Hygiene entsprechend umgestaltet. Merkwürdigerweise sind aber die in diesen Häusern tätigen Orden und Kongregationen selbst in ihrer Organisation in der Ausübung ihrer Tätigkeit von dem Einflusse der Zeit fast völlig unberührt geblieben. Es ist das um so merkwürdiger, als nach übereinstimmender Ansicht der Ärzte Änderungen darin durchaus notwendig sind und sich durchführen ließen, ohne das innere Wesen der religiösen Genossenschaften irgendwie zu berühren. Die Frage nach der Notwendigkeit und Angängigkeit von Reformen auf diesem Gebiete zu stellen, wird sich gerade derjenige gedrängt fühlen, der von Hochachtung für die Leistungen der katholischen Krankenpflege erfüllt und von dem Wunsche beseelt ist, daß das reiche Kapital von Arbeit und Aufopferung, welches in den katholischen Krankenpflegeorden vorhanden ist, der leidenden Menschheit noch reichere Zinsen wie bisher bringen möge.

Wenn wir beginnen mit dem, was zunächst ins Auge fällt, mit der Kleidung, so müssen wir gestehen, daß die jetzige Tracht in hohem Maße unpraktisch, ja schädlich ist sowohl für die Trägerinnen selbst als auch für die von ihnen gepflegten Kranken. Der größte Fehler des Habites besteht in seiner durchweg dunklen Farbe und seinem Mangel an Waschbarkeit. Die Mehrzahl unserer barmherzigen Schwestern trägt schwarze Wollkleider, und da jede Schwester in der Regel nur zwei solcher Kleider besitzt und dieselben jahrelang trägt, so läßt sich leicht ermessen, wieviel Krankheitskeime sich darin bei dem steten und nahen Umgang mit Kranken festsetzen müssen. Die Schürzen, welche vielfach über dem Habit getragen werden, sind viel zu klein und lassen besonders den Oberkörper, der doch am meisten mit den Kranken in Berührung kommt, zu sehr frei, als daß sie als genügender Schutz des Kleides dienen könnten. So ist das Habit, auf dem wegen seiner dunklen Farbe eine Verunreinigung zudem schwer zu bemerken ist, sehr geeignet, eine Quelle der Ansteckung für die Trägerin selbst und die von ihr ver-

* Wir geben die nachstehende Kritik um so unbedenklicher wieder, als sie die Meinung einer größeren Zahl katholischer Krankenhausärzte zum Ausdruck bringt. Wie uns der Verfasser mitteilt, haben viele seiner Kollegen auf dem letzten Chirurgenkongreß in Berlin eine öffentliche Erörterung der Frage als unerläßlich erklärt. D. Red.

sorgten Kranken zu werden. Daß insbesondere die Tuberkulose unter den katholischen Krankenschwestern so zahreiche Opfer fordert, daran ist die unpraktische Tracht mindestens als Hilfsursache beteiligt. Unpraktisch und ungesund im besonderen Grade ist ferner die übliche Kopftracht, die mit steifen Leinen Haare und Ohren völlig bedeckt und bei manchen Orden noch in langherabwallende ‚Schleier' ausläuft. Gerade diese, deren Zipfel bei jeder Bewegung irgendwo anstreifen, behindern in hohem Grade die Verwendbarkeit der Schwestern zur Assistenz bei chirurgischen Operationen; sie sind eine stete Gefahr für die Aseptik der Instrumente und des Operationsfeldes. Selbst wenn sie, wie es mehrfach üblich ist, bei Operationen durch Nadeln hochgesteckt werden, müssen diese als Staubfänger gefürchteten Hauben den für die Aseptik besorgten Operateur mißtrauisch machen, besonders wenn bei naher Assistenz zwei solcher Hauben kollidieren, ganz abgesehen davon, daß sie dem Operationsfelde oft das Licht benehmen. Zudem beeinträchtigen alle diese Hauben, weil sie den äußeren Gehörgang völlig verdecken, nicht unbeträchtlich die Hörfähigkeit, ein Umstand, der insbesondere für geschwächte und daher nur leise redende Kranke recht störend ist. Aus dem Gesagten geht wohl zur Genüge hervor, daß die historische Tracht der barmherzigen Schwestern durchweg dringend einer Reform bedarf. Man sollte doch meinen, daß es bei gutem Willen gelingen müßte, eine Tracht zu ersinnen, welche einerseits den Charakter der Ordensfrauen hervortreten läßt, aber anderseits den berechtigten Forderungen der Hygiene Rechnung trägt. Diese gipfeln darin, daß entweder das Habit selbst aus hellem, waschbarem Stoff bestehe, oder daß über dem eigentlichen Habit im Dienste stets ein großes, die ganze Gestalt einhüllendes, waschbares Überkleid getragen werde, daß die Kopftracht vereinfacht werde und wenigstens die Ohren freilasse. Die jetzt vielfach gemachte Konzession, daß für größere Operationen besondere weißleinene Überröcke getragen werden, kann nicht als genügend erachtet werden, weil gerade dem ausgedehnteren Teile des Krankendienstes — Pflege ansteckender Kranker, Versorgung eiternder Wunden — so die Vorteile der waschbaren Kleidung nicht zugute kommen.

Wichtiger noch als die vorhergehende erscheint die Frage, ob die jetzt übliche Art der technischen Ausbildung unserer barmherzigen Schwestern für ihren Beruf den Anforderungen der Zeit entspricht. Denn auch der Krankenpflege sind in der Jetztzeit neue Aufgaben erwachsen und neue Wege zur Durchführung der alten erschlossen. Das Gebiet der Krankheitsprophylaxe, welches alle Maßnahmen umfaßt, die zur Verhütung der Weiterverbreitung von Krankheiten jetzt erfordert werden, hat gegen früher eine ungeahnte Ausdehnung gewonnen. Ganz besonders die Vorbeugung der Wundinfektion, das System der sogenannten Anti- und Asepsis hat die Hilfeleistungen bei Operationen und die Pflege Verwundeter zu einer viel komplizierteren, aber freilich auch dankbareren Aufgabe gemacht, als sie es früher war. Um ihr gerecht zu werden, ist aber ein hohes Maß technischer Schulung erforderlich. Und wenn auch nicht alle Schwestern geeignet und bestimmt sind, bei größeren Operationen zu assistieren oder Instrumente und Verbandsmittel zu derselben vorzubereiten, so muß doch jede mit den Grundsätzen der modernen Wundbehandlung soweit vertraut sein, daß sie die Pflege Operierter und Verwundeter sowie die Assistenz beim Verbandswechsel und kleineren oder dringlichen Operationen übernehmen kann. Und ebenso muß verlangt werden, daß jede Schwester über die ansteckenden Krankheiten, die Art ihrer Übertragung und die Maßregeln zur Verhütung ihrer Weiterverbreitung genügend unterrichtet sei. Ob dazu aber die jetzt übliche Instruktion der Novizen in den Mutterhäusern genügt, darf wohl mit Recht bezweifelt werden, denn dazu ist der Unterricht viel zu wenig eingehend. Die wenigen Kenntnisse, die in der Novizenzeit gesammelt wurden, gehen namentlich bei denjenigen Schwestern, die in der Folgezeit weniger Gelegenheit zur praktischen Betätigung dieser Kenntnisse hatten, langsam wieder verloren. Deswegen darf man wohl die Frage aufwerfen, ob es nicht angängig ist, vielleicht

im Anschlusse an die regelmäßige Einberufung der Schwestern zu den geistlichen Exerzitien auch Wiederholungskurse zur Ausbildung in der Krankenpflege einzurichten. Eine zu starke Belastung des Mutterhauses und des dort den Unterricht erteilenden Arztes könnte dadurch wohl nur bei großen Genossenschaften eintreten; aber diese verfügen in der Regel über mehrere große Krankenhäuser, auf welche sich diese Unterrichtskurse leicht verteilen ließen. So würde sich eine bessere theoretische Ausbildung wohl ohne zu große Schwierigkeiten erreichen lassen.

Nun darf aber nicht verkannt werden, daß der Schwerpunkt der Ausbildung nicht in dem allgemeinen Unterricht, sondern in der täglichen praktischen Unterweisung am Krankenbett liegt, welche Sache des Hospitalarztes ist, der dabei auch mehr den individuellen Fähigkeiten der einzelnen Schwester Rechnung tragen kann. Aber gerade diese wichtige Seite der Ausbildung ist an den meisten katholischen Krankenhäusern sehr erschwert durch den Mangel jeglicher Fühlung zwischen der Ordensleitung und den Krankenhausärzten. Es besteht meistens lediglich eine Verbindung zwischen den Ordensoberen und dem Kuratorium des Hospitals. Da aber in diesem der Hospitalarzt weder Sitz noch Stimme zu haben pflegt,* so hat derselbe gar keine Gelegenheit, über die besonderen ärztlichen Bedürfnisse und Wünsche mit der Ordensleitung zu verhandeln. Und darum erfolgen die häufigen und plötzlichen Versetzungen der Schwestern von einem Krankenhaus zum anderen ohne jede Rücksicht auf den Arzt, ja ohne jede vorherige Benachrichtigung desselben. Es kann passieren, daß eine Schwester, deren besondere Veranlagung zur chirurgischen Hilfeleistung der Hospitalarzt erkannt und um deren praktische Ausbildung er sich besondere Mühe gegeben hat, über Nacht auf Nimmerwiedersehen abberufen wird. Der Arzt kann das mühevolle Werk, eine Schwester in die Einzelheiten der von ihm geübten Wundbehandlungsmethode einzuweisen, von neuem beginnen. Wäre er von dem bevorstehenden Wechsel der Schwester zeitig benachrichtigt worden, so würde er Gelegenheit gehabt haben, seine Gründe für den Verbleib der Schwester in ihrem bisherigen Wirkungskreise zu betonen, und wenn die Abberufung derselben trotzdem aus wichtigen anderen Gründen nicht zu umgehen war, so hätte er wenigstens bei Zeiten mit Hilfe der bereits ausgebildeten Schwester für die Heranbildung einer Nachfolgerin sorgen können. Es wäre ihm dadurch dann wenigstens viel Zeit und Mühe gespart. Daß solche Erfahrungen aber auf den Eifer des Arztes lähmend einwirken müssen, und daß schließlich der Unterricht der Schwestern darunter leiden muß, liegt auf der Hand.

Auf denselben Mangel an Fühlung zwischen Ordensleitung und Hospitalarzt muß es auch wohl zurückgeführt werden, daß in allen Krankenhäusern, in denen die Mitglieder desselben Ordens tätig sind, bis auf die kleinsten Einzelheiten die gleiche Haus- und Tagesordnung herrscht, obgleich die Verhältnisse einer Großstadt und eines Dorfes doch unendlich verschieden sind, und die Zeiteinteilung eines Arztes, der ausschließlich oder doch in der Hauptsache als Hospitalarzt tätig ist, doch eine andere ist als die eines Landarztes, der bloß im Nebenamte die Hospitalpraxis versieht. Man sollte es ferner doch eigentlich für selbstverständlich halten, daß die Verteilung der Kranken auf die einzelnen Räume nach den Anordnungen des Hospitalarztes zu erfolgen hätte, daß betreffs der allgemeinen Kostordnung, betreffs Anschaffung von Betten und Möbeln er wenigstens eine gewichtige Stimme haben müßte. Aber in der Regel werden alle diese Dinge mehr oder minder selbständig von der Oberin des Hauses geordnet. Eine notwendige Folge davon ist, daß vielerorts der Hospitalarzt nicht die autoritative Stellung inne hat, die ihm nach dem Wesen und der Verantwortlichkeit seines Amtes gebührt. Es ist

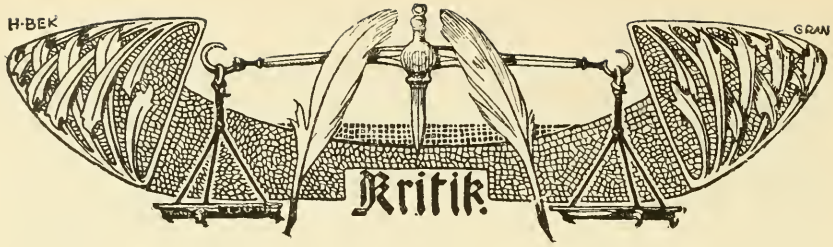
* Es scheint dies eine spezifische Eigentümlichkeit der Kuratorien katholischer Krankenhäuser zu sein, eine Eigentümlichkeit, deren Beseitigung dringend zu wünschen ist. Denn wie es keinen Schulvorstand ohne einen praktischen Schulmann, so sollte es auch keinen Krankenhausvorstand ohne einen Arzt geben.

klar, daß darunter der Einfluß, den der Arzt auf die Disziplin und die Technik des Krankendienstes doch ausüben soll, erheblich leiden muß. Auch die barmherzigen Schwestern sind Menschen, und wenn sie sehen, wie wenig maßgebend die Stellung des Arztes in ihrem Reiche ist, so müssen notwendigerweise seine Lehren und Anordnungen an Gewicht verlieren. Für viele derselben liegt ja der Grund nicht auf der Oberfläche, und die oft nicht leichte gewissenhafte Erfüllung derselben ist daher nur zu erwarten, wenn sie getragen werden von der Autorität. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch an manchen katholischen Krankenhäusern der Hospitalarzt diese Autorität besitzt, aber dann hat er sie sich meistens erobert durch seine Persönlichkeit *trotz* der Verhältnisse, oft nach manchem stillen, aber harten Kampf.

Am ungünstigsten liegen die Verhältnisse an den kleinen Krankenhäusern, in denen ein bestimmter Hospitalarzt nicht angestellt ist, sondern in denen jeder Arzt seine Kranken behandeln kann. Hier sinkt der ärztliche Einfluß oft geradezu auf Null, aber in gleichem Verhältnisse damit pflegt auch meistens die Leistungsfähigkeit und die Verwendbarkeit der Schwestern auf den nur unter straffer ärztlicher Kontrolle fruchtbar zu gestaltenden Gebieten der Antiseptik und allgemeinen Krankheitsprophylaxe zu sinken. Mancher der beteiligten Ärzte mag das peinlich empfinden, aber zu einer wirksamen Reform fehlt ihm sowohl die Berechtigung wie die Gelegenheit. Legitimiert dazu wäre einzig und allein ein *wirklicher* Hospitalarzt, aber ein solcher existiert ja hier nicht. Denn wenn in jüngster Zeit auf Drängen der Verwaltungsbehörden auch für jedes der kleineren Krankenhäuser ein ‚Aufsicht führender Arzt' zu benennen ist, so ist das bis jetzt eine harmlose Formalität geblieben; denn die Rechte und Pflichten eines solchen aufsichtführenden Arztes sind recht problematisch. Wollte er sich mit Tadel und Lehre direkt an die einzelnen Schwestern wenden, so wird er bald das Mißliche solchen Vorgehens inne werden, das ihn in den Ruf eines Nörglers bringt, der mehr verlangt als das, womit seine Kollegen zufrieden sind. Er wird sich seine Position im Krankenhause so sehr erschweren, daß ihm bald die Lust zu weiteren Reformen vergehen wird. Er wird sich gar bald auch zu dem Grundsatze bekennen: ‚Quieta non movere,' und es geht hübsch im alten Schlendrian weiter. Es liegt mir fern, mit diesen Worten einen Stein auf den Arzt oder die barmherzigen Schwestern zu werfen. Die Resignation des einen und die Rückständigkeit der anderen sind eine notwendige Frucht der Verhältnisse, die dringend einer Reform bedürftig sind. Der erste Schritt, besseres anzubahnen, ist die Darlegung der Unzulänglichkeit des Bestehenden. Nur von diesem Bestreben ist die vorstehende Kritik diktiert.

Die Geschichte der Kirche zeigt zur Genüge, wie die Gestaltung des Ordenslebens stets den Bedürfnissen der Zeit gefolgt ist, wie diesen entsprechend neue Orden gegründet und alte umgestaltet wurden. Dem konservativen Grundzuge des Katholizismus entsprechend erfolgten solche Umänderungen stets nur langsam und nicht ohne Kampf. Aber dieser Kampf zwischen fortschrittlichen und mehr konservativen Strömungen hat der Kirche nie zum Schaden gereicht, sondern ihre Institutionen im Laufe der Zeit vor ungesunder Stagnation auf der einen und überstürzten Fortschritten auf der anderen Seite bewahrt. In den Krankenpflegeorden ist man nun lange genug konservativ gewesen; das Neue, das an ihre Pforten klopft, ist anderenorts nun lange genug erprobt und als gut befunden, um seine Aufnahme zu rechtfertigen. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr ferne, wo die barmherzigen Schwestern unter Führung der Hospitalärzte mit allen Waffen, die ihnen ein gesunder Fortschritt in die Hand gibt, ausgerüstet sind, um sie mit dem altbewährten Opfermute gegen die Feinde der menschlichen Gesundheit zu führen.

Dr. Cl. Niemann.



Albert Schäffles Memoiren.*

Mit seiner Selbstbiographie hat sich Schäffle ein Denkmal gesetzt, das seiner würdig ist. Es spricht nicht wie ein steinernes von einem festgelegenen Platze aus zu dem Volke, das an ihm vorüberzieht; es überläßt den Beschauern auch nicht die Wahl, in dem Denkmal den Professor oder den Volkswirt oder den Staatsmann gefeiert zu wissen. Nein, das zweibändige Bücherdenkmal hat schier unzählige Standorte aufgesucht. Es liegt auf dem Schreibtische des Journalisten, es ziert den Bücherschrank des Staatsmannes, es glänzt in den nationalökonomischen Weltbüchereien, es belebt die stille Professorsstube. Und überall verkündet es den Ruhm des ganzen Schäffle, des vom Lehrerssohn bis zum Minister und hervorragendsten Gelehrten aufgestiegenen Selfmademan.

Es ist daher viel zu bescheiden, wenn Schäffle sein Werk mit den Worten einleitet: ‚Die folgenden Blätter sind für meine Enkel, Waldemar und Julia Beck, entstanden.' Sie sind für das ganze deutsche Volk geschrieben und werden darüber hinaus überall jene Bedeutung erlangen, welche ihnen des Verfassers nationalökonomischer Weltruf im vorhinein sichert.

Besonders wertvoll ist das Buch aber für die Journalisten; verdiente sich Schäffle doch als Redakteur des ‚Schwäbischen Merkur' im Jahre 1848 seine ersten literarischen Sporen. Er gibt selbst zu, daß ‚die journalistische Schule beim „Schwäbischen Merkur" für seine weitere Entwickelung günstig angetan war', und fügt bei, daß ‚die Bearbeitung der ersten Weltausstellung zu London im Jahre 1851 für den „Merkur" es war, was ihn zum ersten Eindringen in die Nationalökonomie fast zwingend veranlaßte'. Seine Dankbarkeit gegenüber dem journalistischen Berufe, der ihn emporgetragen, hat er nie vergessen.

Eindringlicher, als es beim ‚Schwäbischen Merkur' möglich war, entfaltete sich Schäffles Wissen und Schaffensdrang als Oberleiter der ‚Allg. Zeitung' und Mitarbeiter der ‚Deutschen Vierteljahrschrift', welche ihm sein väterlicher Freund Johann Georg von Cotta zur Verfügung gestellt hatte. Es ist fast rührend, mit welch kindlicher Verehrung er von Cotta schreibt. Diese journalistischen Berufsjahre beim ‚Schwäbischen Merkur' und dann unter und später neben Cotta haben, wie er selbst schreibt, seine ‚ganze Lebensrichtung entschieden'.

Dem radikalen Individualismus und vulgären Liberalismus war Schäffle ‚innerlich entfremdet'. ‚Die Schlagworte von 1848 widerten ihn teilweise an.' Er verkehrte am liebsten mit gemäßigten Konservativen. Er verstand unter Freiheit ‚die Freiheit jedes Gesellschaftsgliedes in seiner organischen gesellschaftlichen Berufsfunktion'. Schon frühzeitig war er für ‚zeitgemäße, positiv berufsgenossenschaftliche Organisation' eingetreten. Ihm war der Mensch nicht Mittel, sondern Zweck aller

* ‚Aus meinem Leben.' Von Albert Schäffle. Mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage (zwei Bände; Berlin, Ernst Hofmann u. Comp. 1905).

Volkswirtschaft und allen Staatslebens, weshalb er ihn, sein Wohlbefinden, seinen Fortschritt, seine Freiheit und sein Gebundensein an die anderen Menschen zum Mittelpunkt aller Wirtschaftspolitik machte. Er erblickte im Menschen nicht bloß und nicht besonders das einzelne lebende Individuum, sondern jene gottgesetzte soziale Ordnung, welche, aus der Vergangenheit schöpfend, die Gegenwart befruchtet und die Zukunft sichert.

‚Im Zweifel war Schäffle stets für wirtschaftliche Freiheit, für das internationale Ineinandergreifen der Märkte, aber wo der Freihandel entwickelungsfähige nationale Produktionszweige an der Entwickelung zu hemmen oder schon entwickelte wieder zu ersticken und zu verkümmern drohte, für Schutz der nationalen Arbeit im verständigen Sinne des für die Entwickelung und für die Erhaltung erforderlichen Schutzausmaßes.‘

Der Zolleinigung aller deutschen und der anderen mitteleuropäischen Staaten, deren ‚begeisterter Anhänger‘ er seit 1858 geworden, war Schäffle ein warmer und gewandter Befürworter. Das Fehlschlagen der Handels- und Zolleinigung zwischen Österreich und dem Zollverein ist ihm ‚eine der größten Einbußen, welche das Deutschtum in Österreich erlitten hat‘. Schäffle getraut sich trotz allem auf den Eintritt einer mitteleuropäischen Zolleinigung zu hoffen.

In staatsrechtlicher Beziehung war Schäffle ein Großdeutscher gewesen im besten Sinne des Wortes. ‚Heute, wo auf dem entgegengesetzten Wege von Blut und Eisen das Deutsche Reich unter Preußens Führung glorreich hergestellt worden ist, wird der wahrhaftige Großdeutsche von einst für diese Schöpfung den letzten Pfennig und den letzten Blutstropfen gerne einsetzen.‘

Interessant ist, wie er vom Landtagsleben (1861—1865) schon damals Eindrücke empfangen hatte, die doch so ‚modern‘ klingen: ‚Servilismus gegen die Wähler und deren Kirchtumsinteressen, das Schachern um kleine Vorteile des Bezirks auf Kosten des Landes, der Führer- und Rednerehrgeiz, die Fraktionsverbohrtheit, das Übergewicht der Rednerei über die Sach- und Fachkenntnis, der Geriebenheit über die Gradheit, die Fälschung der Reden im stenographischen Protokolle und dergleichen habe ich nicht bloß löffel-, sondern scheffelweise zu kosten bekommen.‘

Im Jahre 1868 war Schäffle vom Bezirke Ulm-Blaubeuren-Laupheim-Biberach mit 9979 gegen 3927 Stimmen in das Zollparlament gewählt worden, ‚das ziemlich interesselos verlief.‘ ‚Das Bedeutendste am Zollparlament für meinen weiteren Lebensgang war die erste persönliche Erfahrung über das allgemeine Stimmrecht, aus welchem das Zollparlament hervorgegangen war.‘

Die unmittelbare Berührung mit den Wählern, die stärkere Unzugänglichkeit gegen die amtlichen Wahleinflüsse, das ‚Reden vor großen Volksmassen frisch von der Leber weg‘, das Sieghafte eines gesunden Humors, das schienen Schäffle große Vorteile gegenüber ‚den kleinen Konventikeln des Zensuswahlrechts‘. Sein Gegenkandidat habe, so erzählt Schäffle, den Freihandel gepriesen, der es ermögliche, daß die Pariser Laupheimer Ochsen und die Laupheimer dafür Pariser Krinolinen kaufen können. Darauf habe er, Schäffle, erwidert, daß ihm doch ein Laupheimer Ochse lieber sei als eine Pariser Krinoline.

‚Darauf ertönte aus allen Teilen des großen Marktplatzes ein betäubender Heiterkeitsapplaus. Mein Wahlgefolge sagte mir nachher, ich hätte schon mit dieser humoristischen Entgegnung gesiegt und weiter zu reden eigentlich gar nicht nötig gehabt.‘

Ferner hatte Schäffle gefunden, daß die Wähler für das Wahlrecht und die Ausübung desselben das lebhafteste Interesse hatten. Er empfand es, daß, wenn jeder Soldat und Steuerzahler ist, er auch ein unbestreitbares Recht habe, politisch mitzusprechen, und daß ‚unser Zeitalter ein solches der unaufhaltsamen Demokratie geworden war'. ‚Die Überzeugung, daß das allgemeine Stimmrecht, wenn auch nicht die alleinige, so doch die hauptsächliche Basis für den Aufbau der modernen Volksvertretung sein und bleiben müsse, ist mir immer klarer und fester geworden.' Dabei hielt er an der genossenschaftlichen Organisation unentwegt fest und brachte auch ein Wahlprogramm zustande, welches die unvereinbar scheinenden Gegensätze des im allgemeinen Stimmrecht verkörperten Individualismus und des in der Berufsgenossenschaft niedergelegten Sozialismus glücklich zu einem organischen Ganzen zusammenfügte.

Einen großen Teil des Werkes nimmt Schäffles Wirksamkeit in Österreich in Anspruch. Schäffle war ein warmer Freund Österreichs. Schon anläßlich seiner ersten Reise nach Wien im Jahre 1857 ‚suchte er Österreich zu studieren'. Aber er ‚las es mit der falschen Brille des bureaukratischen Zentralismus'. Und er dachte sich Österreich lange so. Erst später kam er zur Einsicht, daß das, was er bis jetzt als Österreich angesehen, ‚doch nur das absolutistisch-zentralistische Österreich war, nicht das Österreich, wie es auf seinen natürlichen Grundlagen aufgebaut allein blühen und gedeihen kann.'

Welche Bedeutung Schäffle dem Bestande Österreichs beilegte, geht aus den Worten in den ‚realpolitischen Gedanken aus der deutschen Gegenwart' (1859) hervor: ‚Die moralische und materielle Kraft Österreichs mag noch so geschwächt sein, es gehört dennoch Taubeneinfalt dazu, an ein gemütliches Zerbröckeln Österreichs zu glauben. Ein Staat von 38 Millionen Menschen in der Mitte Europas hat einen mächtigen Schutz gegen Zerfall schon in der Schwierigkeit, für eine solche Menschenmenge neue staatliche Anziehungspunkte zu finden. Das ganze europäische Staatensystem müßte vorher durcheinandergerüttelt, zertrümmert und erschöpft werden, ehe Österreich daraus wegfallen könnte. Dieses hochwichtige realpolitische Element dürfte selbst dann nicht unterschätzt werden, wenn in Österreich, wie so viele Parteiurteile es darstellen wollen, nur morsche Zustände, moralische und materielle Schwächen zu finden wären.'

In dieses Österreich war Schäffle, und zwar an die Wiener Universität berufen. Zehn Jahre früher hatte er einen solchen Ruf abgelehnt. Als er im Oktober 1868 seine Antrittsvorlesung hielt, ‚klopfte ihm das Herz.' Neue Bekanntschaften wurden angeknüpft, aus denen einige in Freundschaften sich vertieften, so zu Ihering und insbesondere zu Habietinek, seinem nachmaligen Ministerkollegen.

Von den innerpolitischen Parteikämpfen in Österreich hatte Schäffle, als er das Land betrat, keine Ahnung, ‚auch nicht annähernd eine richtige Vorstellung.' Er ‚sah nur ein politisches Tohuwabohu, jedermanns Hand gegen jedermann; alles lag sich auf das gehässigste in den Haaren'. Er hatte also ‚keinen Anlaß, den mitgebrachten Entschluß, dem außerakademisch öffentlichen Leben fern zu bleiben, aufzugeben'.

Trotzdem hören wir Schäffle bald auf der öffentlichen Tribüne über Börsenschwindel, Arbeiterbewegung u. a. sprechen und die Zustimmung weiter Kreise finden. Am meisten Zustimmung, aber auch am meisten Gegnerschaft fand Schäffles ‚Kapitalismus und Sozialismus', erschienen 1870. Den einen erschien er nun ‚als radikal und staatsgefährlich; denn ich verpuffe auch nicht ein Quäntchen sittlicher

Indignation gegen die Theoretiker des Sozialismus, und ich rede rückhaltlos von den Schäden der bestehenden Gesellschaft'. Den andern galt er als zu konservativ, ‚weil ich im vollen und jähen Abbruch der bestehenden ökonomischen Gesellschaftsformen kein Heil zu erblicken vermag.' Der Genossenschaftsbewegung verhieß er eine ‚großartige Ausdehnung'.

Besonders verübelte man es ihm, daß er das Heil des allgemeinen Stimmrechts verkündete. Er bleibt bei seiner Behauptung, daß ‚das allgemeine Wahlrecht zur Lösung der sozialen Reform ganz unentbehrlich ist'. Klassenwahlen wirken partikularistisch, erheben überallhin Scheidewände, während der soziale Körper doch innig durch die vielfachsten Wechselbeziehungen verbunden ist. Besonders für Österreich hielt er das allgemeine Stimmrecht für wichtig, weil es nur auf diesem Wege ‚seiner zahllosen Sonderschichten Herr werden könne, denen man dafür im Gebiete und Umfange ihrer wahren Berechtigung rückhaltlose Autonomie einräumen möge'. Von großem Interesse speziell für den Österreicher sind Schäffles Beziehungen zu Habietinek, Graf Dürkheim, Graf Hohenwart und andern, seine Auffassung über die damalige politische und parlamentarische Lage, seine Mitwirkung bei der Bildung des Ministeriums Hohenwart, seine Verhandlungen mit den Czechen, seine Audienz bei Kaiser Franz Josef usw. Zahlreiche bisher ungedruckte Briefe berühmter Männer machen das Buch zu einer reichhaltigen Quelle für Rechtshistoriker. Wir übergehen trotzdem die Tage der Ministerschaft Schäffles, einerseits weil sie doch nur eine mehr nebensächliche Episode in seinem Leben ist, anderseits weil dieselbe wohl nur für die österreichische Verfassungsgeschichte ein, wenn auch ganz hervorragendes, Interesse hat.

Nach Deutschland zurückgekehrt lebte Schäffle zunächst dem wissenschaftlichen Schaffen. Immer mehr und inniger fühlte er sich zu Bismarcks ‚gewaltiger Politik' hingezogen. ‚Bismarcks Staatskunst hat mich von nun an immer stärker gefesselt;' insbesondere als der Fürst eine Sozialpolitik einschlug, die sich den Anschauungen Schäffles näherte, da ‚konnte es nicht fehlen, daß mein wissenschaftliches und publizistisches Dichten und Trachten ganz in den allgemeinen deutschen Interessen aufging'. Doch war Schäffle kein blinder Verehrer Bismarcks. Er bekämpfte dessen Sozialistengesetz, manches an den Tarifen 1881 und 1885 und ‚würde auch dem Kulturkampfe entgegengetreten sein, wenn derselbe nicht zur Zeit, als ich der publizistischen Tätigkeit im deutschen Reiche mich hauptsächlich zuwendete, bereits eingeschlafen gewesen wäre'. Die Handelspolitik des Grafen Caprivi hat Schäffle lebhaft unterstützt, obwohl sie von Bismarck beanstandet war.

Schäffle trat für die Verstärkung der deutschen Armee 1887 und 1897 für den Plan der Vermehrung der deutschen Flotte ein.

Als das Hauptwerk seines Lebens bezeichnet Schäffle das zuerst (1875 bis 1878) in vier Bänden, in zweiter Auflage (1896) in zwei Bänden erschienene, umfassende Buch ‚Bau und Leben des sozialen Körpers'. Sehr interessant sind auch seine Schriften über die Grundverschuldung. Dem ersteren Werke hat Schäffle vier Jahre ‚einer ununterbrochenen, durch nichts abgezogenen Arbeit' gewidmet. Es ist für ihn selbst ‚sehr fruchtbar geworden'. ‚Von dem wissenschaftlich unzulässigen Kultus der sogenannten Prinzipien hat es mich gründlich und für immer befreit.' In ‚Bau und Leben des sozialen Körpers' haben Unitarismus und Föderalismus, Ordnung und Freiheit, Freiheit und Gleichheit, Recht und Staat, Aristokratie und Demokratie, Konkurrenz und Monopol, Einzelstaaten und Koalition, Individualismus und Kollektivismus, kapitalistische und sozialistische Gestaltung, Verstaatlichung und

Privatbetrieb, kurz, alle möglichen Zweige des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens in der Tat durch Schäffle einen festen, einheitlichen Zusammenhang gewonnen.

Den Spruch: ‚Habent sua fata libelli' hat Schäffles Schrift ‚Die Quintessenz des Sozialismus' an sich erfahren. In mehr als 23000 Exemplaren verbreitet, übersetzt in alle bedeutenden Sprachen Europas — die ungarische nicht ausgeschlossen —, hat die vier Bogen starke Schrift ‚bei allen Staatsmachtwächtern Ärgernis erregt', obwohl darin die Aussichtslosigkeit des sozialistischen Programms dargelegt war, allerdings unter Aufrechthaltung jener sozialen Gesellschafts- und Wirtschaftsorganisation, deren Vater Schäffle eben ist. Schäffle ward als ‚verkappter Sozialdemokrat', als ‚Sozialdemokrat im Ministerfrack' nach oben verleumdet; die Schrift wurde in Preußen unter Quadt verboten, auf Beschwerde aber wieder freigegeben. Die ‚Quintessenz' hat aber wirklich große Aufklärungswirkung geleistet und Wesen, Mittel und Ziel der Sozialdemokratie schonungslos bloßgelegt.

Wir haben schon hervorgehoben, daß das Werk mehrerlei Briefe hervorragender Zeitgenossen enthält. Es finden sich abgedruckt Briefe von Cotta, M. von Gagern, Schmerling, Graf Hohenwart, Graf Dürkheim, Graf Clam-Martinitz, Miquel, Albert Graf Apponyi, Baron Chlumetzki, Adolf Wagner, Buchenberger u. a. Größere Bedeutung haben die Briefe Bismarcks an Schäffle. Dieser hatte dem Fürsten einen von ihm verfaßten Artikel in der ‚Augsb. Allg. Zeitung' über Arbeiterversicherung, welche damals in öffentlicher Diskussion stand, unter dem 11. Oktober 1881 übersendet. Bismarck antwortete sofort am 16. desselben Monats mit einem Schreiben, worin er nach einigen sachlichen Bemerkungen erklärte, daß er ‚sich freuen würde, wenn er bei den Vorarbeiten und bei der Prüfung der Wege zum Ziele den Beistand einer auf diesem Gebiete so bewährten Kraft wie der Ihrigen (Schäffles) haben könnte', und lud ihn zunächst zu mündlicher Besprechung ein, welche auch tatsächlich später stattfand. Schäffle hatte die Freude, daß sein Gesamtplan der berufsgenossenschaftlichen Versicherung im wesentlichen Bismarcks Billigung fand. Schäffle schließt sein Werk mit folgenden Sätzen:

„Ich bin mir bewußt, in schwankender Zeit nicht schwankend gesinnt gewesen zu sein. Wo es darauf ankam, dem Übelwollen und der Verunglimpfung der Welt die Stirne zu bieten, glaube ich, stets den Mut gefunden zu haben, um mir vor meinem Gewissen „den Wert selbst zu geben". Meine Nachkommen werden nun wohl auch die Tatsache begreifen, die ich bisher nicht hervorgehoben habe, daß mir jede Ordensauszeichnung entgangen ist, oder — wie ich vielleicht auch sagen dürfte — daß ich jeder solchen Auszeichnung entgangen bin.

„Einsam, oft auch trotzig" bin ich gewesen wie jene, welche sich gedrängt fühlen, frei vom Banne der Parteien und der Schulen, ohne Rücksicht auf die gleich gebrechlichen Dinge der Fürsten- und der Volksgunst, unempfänglich für die Reizungen des Mammons und der äußeren Ehrungen, für die Verwirklichung der Ideen, die ihnen als feuriger Kern ins Herz gelegt werden, zu leben, dafür die Schranken des Vorhandenen zu durchbrechen, neuem Leben die Bahn frei machen zu helfen. Trotzig im Kampfe für die Sache bin ich — wie ich glaube — wenig trutzig gewesen gegen Menschen. Gott hat mir die Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit, die er mir an meine Wiege legte, immerfort erhalten, vor Neid und Hochmut mein Herz bewahrt und es mir stets möglich gemacht, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, empfänglich für Leid und Freud anderer.

Einsam war ich auch nicht allein. Ich fühlte mich stets geborgen in der unsichtbaren Gemeinde gleichstrebender Zeitgenossen und habe Freundschaft und

innigste Zuneigung edelster Herzen erfahren dürfen bis in das vorgerückte Alter. Dafür werde ich dankbar sein bis zu meinem letzten Atemzuge.'

Der Verleger hat dem Buche einige Nekrologe angefügt, so aus ‚Über Land und Meer', wo es heißt: ‚An fast allen großen politischen Ereignissen, die Deutschland und die deutschsprechenden Lande im Laufe eines halben Jahrhunderts bewegten, hat Schäffle lebhaften Anteil genommen.'

Im Wiener ‚Fremdenblatt' schrieb Schäffles Ministerkollege, der Präsident des Obersten Gerichts- und Kassationshofes, Dr. Habietinek, einen warmen Nachruf.

Und andere mehr. An Beilagen enthält das Buch: Die böhmischen Fundamentalartikel vom Jahre 1871, die ‚Internationale der Regierungen', Tagebuchaufzeichnungen über die österreichische Verfassungskrisis vom 7. bis 31. Oktober 1871, Dr. Albert Schäffles Werke. Ferner sind dem Buche folgende Abbildungen beigegeben: Schäffle (jugendlich und im Alter), Johann Georg von Cotta, Graf Hohenwart, Graf Heinrich Clam-Martinitz, Graf Friedrich Dürkheim.

Am 25. Dezember 1903 — am Weihnachtstage — ist Schäffle verschieden. Ein echter deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle, einer der hervorragendsten Nationalökonomen der Welt, hat Deutschland an seinem Sohne viel verloren. Sein Herz gehört in das Pantheon der Nation, für die er gearbeitet sein Leben lang.

Dr. Alfred Ebenhoch.

Sprüche.

Ein warmer Blick, ein liebes Wort,
Wie sind sie leicht gegeben,
Und doch erfrischen sie oft hinfort
Ein ganzes Menschenleben!

Und tut ein Herz so ganz vergällt:
Woher ein Schimmer Sonnenschein
Noch in ein andres Leben fällt,
Muß noch ein Stückchen Himmel sein.

Und ob ihr euer ‚Cum infamia!' schreit,
Der Schneidigkeit blindwütige Verehrer:
Ich weich ihm aus, dem schnöden Essenkehrer,
Und nenn's nicht Feigheit, nenn' es Reinlichkeit.

Ins Scheiden müssen sich all' ergeben
Die Herzen, verwachsen in Glück und Not;
Mit scharfem Messer trennt sie der Tod,
Mit stumpfem — das Leben.

O süßer Schlaf, du schenkst im Traum ein Glück,
Das nie dem Wachen wird: den Weg zurück.

Hans Nordeck.

Charakter oder — Geschäft in der katholischen Presse?

Nicht wahr, wir Katholiken ‚sind doch bessere Menschen'? Wir machen den modernen Journalistentanz ums goldene Kalb nicht mit, — bewahre! Wir kämpfen für unsere Ideale und verteidigen im Streite der Geister unsere unwandelbaren Grundsätze, unbekümmert darum, ob dies der Menge gefällt oder nicht. Unser höchster Lohn besteht in dem inneren Bewußtsein des Rechts. Sehr schön!

Ganz in Übereinstimmung damit ist in Nr. 41 der ‚Allgemeinen Rundschau' vom 7. Oktober 1905 beifällig auf den wackeren Kampf hingewiesen worden, den der Herausgeber von ‚The Catholic fortnightly Review' zu St. Louis, Artur Preuß, gegen die schamlose amerikanische sog. ‚gelbe Presse' führt, — ‚gleichgültig, ob sie protestantisch oder — was leider auch vorkommt — katholisch ist.' Dabei wurde erwähnt, ‚daß die französische Provinzialpresse in Kanada sich machtvoll aufbäumt gegen die hauptstädtische Presse, die vorgibt, katholisch zu sein, aber den schmutzigsten Anzeigen Aufnahme gewährt.' Das gab dem erwähnten deutschamerikanischen Redakteur Preuß Anlaß, selber in Nr. 46 des genannten Organs vom 11. November 1905 jene ‚geisttötende und sittenverderbende Tagespresse, die man hier (in Amerika) die „gelbe" nennt', und die Stellung der amerikanischen Katholiken zu ihr genauer zu zeichnen. Er behauptet von ihr:

> ‚Sie ist der lebenswahre Spiegel unserer Kultur oder, ich sollte lieber sagen, Unkultur. Sie ist so, wie sie ist, weil das Publikum, zunächst das der Großstädte, wo diese Sumpfpflanze am üppigsten gedeiht, sie so haben will.... Es ist charakteristisch für den Übergang der amerikanischen Kultur vom Puritanismus in die geistige und moralische Zerfahrenheit unserer Tage, daß das erste „gelbe" Journal, die „N. Y. World", ursprünglich als ein von Predigern geleitetes Kirchenblatt zur Reform des öffentlichen Lebens, besonders des politischen, ins Leben trat. Das ist kaum ein Menschenalter her. Heute vertritt dasselbe Blatt die Dollarwut und Sensationssucht....'

Im Anschluß an die Erwähnung des einsetzenden Widerstandes gegen diese Sensations-, Geschäfts- und Schandpresse heißt es weiter:

> ‚Leider haben alle Mittel bislang wenig oder gar nichts genützt. Die „gelbe" Presse blüht üppig weiter, und die Zahl ihrer Organe vermehrt sich von Jahr zu Jahr.... Selbst die gute Presse muß, um ihre Leser nicht zu verlieren, Dinge drucken, welche sie vor zehn Jahren mit Abscheu von sich gewiesen hätte. Als ehemaliger Redakteur einer von Katholiken

herausgegebenen größeren Tageszeitung rede ich hier von bitterer Erfahrung. Leider ist auch unter uns Katholiken der Geschmack so verdorben und die Sensationsgier dermaßen geweckt, daß unsere Glaubensgenossen, statt die besseren Blätter zu unterstützen ..., vielfach die „gelben" Journale halten und mit ihren Leistungen zufrieden sind. Sogar der Klerus ist, Gott sei's geklagt, zum Teile verseucht.'

Die amerikanischen Katholiken scheinen also doch nicht ausnahmslos jene ‚besseren Menschen' zu sein, von denen eingangs die Rede war. Jedenfalls dürften die Zeitungsleiter ihre Fahnen mehr als wünschenswert nach dem Winde des Publikums hängen. Man darf ohne Überhebung sagen, daß bei uns in Deutschland die spezifisch katholische Presse in dieser Hinsicht auf einem viel höheren Standpunkt steht, wenigstens im allgemeinen; und die innere Kraft unserer Publizistik wird auf der eifersüchtigen Wahrung ihrer ‚diesbezüglichen' Charakterfestigkeit beruhen. Deshalb müßten auch alle etwaigen Versuche, die Haltung unserer Blätter von dem ephemeren Geschmacke des Publikums einseitig abhängig zu machen, a limine abgewiesen werden — im Interesse der katholischen Publizistik selbst. Die Gefahr, daß irgend ein deutsches katholisches Organ sich zum Diener der niederen Sensationssucht oder gar des Mammonismus und der frechen Schmutzerei hergebe, ist allerdings vorläufig wohl ausgeschlossen. Indessen dürfte es doch geraten sein, die Augen offen zu halten, damit nicht in anderer Beziehung unsere Presse an Charakter einbüßt und — wie in Amerika — sich unter die Fuchtel des Herrn ‚Toutlemonde' beugt, ‚um ihre Leser nicht zu verlieren'! An sehr naiven und deutlichen Winken nach dieser Richtung fehlt es ab und zu nicht. Aber selten ist das Axiom, daß die Richtung eines katholischen Blattes durch die Rücksicht auf den Leserkreis, also aufs ‚Geschäft', bestimmt werden müsse, mit so verblüffender Unzweideutigkeit und Ungeniertheit ausgesprochen worden wie in einer literarischen Besprechung in Nr. 285 der ‚Augsburger Postzeitung' vom 17. Dezember 1905, wo es mit Bezug auf eine bestimmte katholische Wochenschrift, die hier völlig außer acht bleiben soll, ganz nonchalant heißt:

‚Zwei Dinge sind bei einer Zeitung die Hauptsache: ihre Auflage und ihr Publikum. Man wird mich erstaunt fragen: Ja, lieber Herr, wo bleibt denn das „Programm"? Das macht eben das Publikum! Es ist heutzutage nicht mehr wie in der guten alten Zeit, wo jeder die in seinem abonnierten Blatte gegebenen Anschauungen als unumstößlich gültig hinnahm. Heutzutage will jeder, der ein Blatt bezahlt oder auch nur im Wirtshaus liest, mitreden. Jeder Kollege von der Feder wird es seufzend bestätigen.' Sic! um die abgenutzte Interjektion wieder mal einzuschalten.

Es ist, um dies vorwegzunehmen, unbegreiflich, daß die katholische Journalistik dieses monströse Diktum ohne Protest ruhig hingehen ließ. Wir aber dürfen, um die Ehre der Zunft zu retten, nicht schweigen. Das betreffende Organ, bei dessen empfehlender Besprechung das Paradoxon gefallen ist, scheidet hier, wie gesagt, ganz aus — in der Unterstellung, daß es nicht auf jenen

Grundsatz zugeschnitten ist. Wir haben es lediglich mit den abstrakten Sätzen zu tun, daß bei einer Zeitung ‚Auflage und Publikum' ‚die Hauptsache' seien, und daß das Publikum das ‚Programm' ‚mache'. Auch wir müssen da im Namen der journalistischen Moral allerdings ‚erstaunt fragen': Sind wir wirklich schon so weit amerikanisiert, daß unsere katholische Publizistik für das Verständnis solch mephistophelischer Ratschläge ‚reif' ist, welche die prinzipielle Charakterlosigkeit proklamieren? Wenn ein jüdischer Preßentrepreneur en gros seine Tintenkulis mit derartigen Instruktionen versieht, wenn ein großkapitalistischer Generalanzeiger seinen Ehrgeiz darein setzt und — was die ‚Hauptsache' ist — seinen Profit darin sucht, nichts anderes zu sein als der automatische Abklatsch der Stimmungen ‚seines' Publikums, — nun, so denkt man eben unter nachsichtig-verächtlichem Lächeln über solche Charakterlosigkeit: Geschäft ist Geschäft! Die ‚farblosen' Blätter verkünden ja auch offen im Interesse des ‚Geschäfts' ihre prinzipielle Programmlosigkeit — mag sie in praxi auch zweideutig genug sein — und verzichten damit von vornherein auf eine Überzeugung und die Vertretung eigener Grundsätze. Aber wenn ein Zentrumsblatt, das die Verfechtung der katholischen Weltanschauung auf seine Fahne geschrieben hat, sich vom ‚Publikum' das ‚Programm' machen lassen will, dürfen wir die Sache dann auch mit dem verständnisvollen Hinweis auf die Geschäftsrücksichten abgetan sein lassen? Nimmermehr! Hier steht zu viel und zu hohes auf dem Spiel; hier muß es heißen: Principiis obsta! Und nachdem Dr. Julius Bachem bereits im Novemberhefte dieses Jahrgangs sich gegen einen in anderer Beziehung emporwuchernden gewissen äußeren ‚Scherlismus' innerhalb der Zentrumspresse ausgesprochen, muß jetzt beim ersten Debüt dem Versuche entgegengetreten werden, die katholische Journalistik auch geistig nach dem Muster der Firmen Scherl, Mosse usw. unter das Joch des Leserwillens, d. h. der programmatischen Charakterlosigkeit, zu beugen.

Dieser — glücklicherweise recht plumpe — Versuch ist ein weiterer Beweis der fortschreitenden ochlokratischen Verseuchung des öffentlichen Lebens unter den deutschen Katholiken, einer Demokratisierung, die längst viele feiner empfindende Geister abgestoßen hat. Man komme nicht mit dem Einwande, daß wir ‚also' einer schematischen, der Individualität keinen Platz lassenden Uniformierung der katholischen Presse das Wort redeten! Gerade das Gegenteil ist unser Ideal. Unsere Blätter sollen selbstverständlich alle im letzten Grunde das eine gemeinsame Ziel verfolgen, Herolde und Verteidiger der katholischen Idee zu sein; dabei sind aber sehr viele Nuancen denkbar, und je vollständiger alle diese Schattierungen und Richtungen zu Wort kommen, — was bisher leider noch nicht in wünschenswertem Maße der Fall ist, — um so besser wird es sein. Nur soll jedesmal das betreffende ‚Programm' von der lebens- und charaktervollen Persönlichkeit eines Schriftleiters und seines Mitarbeiterstabes getragen werden, nicht aber von der undefinierbaren Stimme des ‚Publikums', die nur zu leicht nach Geschäftsrücksichten gedeutet werden

kann. Also auch hier Mannigfaltigkeit in der Einheit, aber eine Mannigfaltigkeit, die kontrolliert und von einer bestimmten Individualität vertreten werden kann, niemals jedoch eine bewußte oder unbewußte Färbung der berühmten ‚öffentlichen Meinung', keine unter der Flagge der ‚Volksstimme' segelnde Suggerierung privater Auffassungen! Einstweilen glauben wir nicht, daß unsere katholischen Preßleute auf den gestreuten Leim gehen werden. Sollten sich aber — was Gott verhüten möge — Journalisten finden, die charakterlos genug wären, den Scherlismus in die katholische Presse einführen zu wollen, so bleibt unsere letzte Hoffnung immer das katholische deutsche ‚Publikum'; dieses ist doch noch nicht verdorben genug, um sich katholische Schmoks bieten zu lassen.

Dr. Rhenanus, unter dem sich ein bekannter katholischer Politiker verbirgt, hat einmal in der ‚Kölnischen Volkszeitung' geistreiche ‚Gedanken über Journalistik' veröffentlicht. Er hat unter diesen auch kurz und nett der Ansicht Ausdruck gegeben, um deren willen dieses ‚Echo' ertönt ist: ‚Sei nicht Macher der öffentlichen Meinung, noch weniger sei ihr Sklave! Folge der eigenen Überzeugung, gemildert durch die Erkenntnis, daß „hart im Raume stoßen sich die Dinge"!' Er hat aber auch ausgesprochen, was der Journalist denen gegenüber tun soll, welche der Würde der Zunft zu nahe treten: ‚Wenn dir so einer begegnet, so setze dich auf dein höchstes Pferd! Das bist du dem Stande schuldig.'

—b—.

Philosophie.

Neue psychologische Literatur. Erst vor kurzem noch durfte in ‚Hochland' (Oktoberheft 1905 S. 84) die Überzeugung bekundet werden, daß eine zeitgemäße Weiterentwicklung der aristotelisch-scholastischen Denkweise notwendig verbunden sein muß mit einer sachlichen Würdigung und prinzipienklaren theoretischen Einarbeitung der neueren experimentellen Psychologie. Nun sind noch vor Ablauf des Jahres 1905 zwei umfassende psychologische Gesamtdarstellungen von seiten katholischer Philosophen erschienen, von welchen die besagte Grundanschauung offenbar geteilt wird und höchst begrüßenswerte Früchte trägt. Der Bonner Universitätsprofessor Dr. Adolf Dyroff, welcher bereits im Philosophischen Jahrbuch der Görresgesellschaft größere psychologische Spezialuntersuchungen veröffentlichte und eine mit lehrreichen Proben kindlicher Dichtkunst ausgestattete Studie ‚Über das Seelenleben des Kindes' (Bonn 1904, bei P. Hanstein) darbot, hat den altbewährten Hagemannschen Leitfaden der ‚Psychologie' einer tiefgreifenden und stark erweiternden Neubearbeitung unterzogen (7. Auflage, Freiburg i. B. 1905, Herderscher Verlag). Die Gesamtanordnung des Stoffes ist völlig verändert worden, alle Ableitungen aus der Metaphysik wurden ausgemerzt und die Disposition in recht glücklicher Weise dahin getroffen, daß erstens die psychologischen Grundbegriffe (Analyse), zweitens die psychologischen Grundgesetze (Synthese) und drittens das Wesen der seelischen Erscheinungen (Spekulation) dargestellt werden. Obschon diese Disposition sich nicht ganz folgerichtig durchführen ließ und bei einzelnen Abschnitten (über die Gefühle, die Entwicklung der Raumwahrnehmung u. a.) eine noch radikalere Neubearbeitung zu wünschen bleibt, ist die nunmehrige Gestaltung des Werkes doch im ganzen als sehr glücklich zu rühmen. Ich wüßte aus der deutschen Literatur kaum einen zweiten Leitfaden der Psychologie zu nennen, der bei verhältnismäßig geringem Umfang (rund 350 Seiten) so allseitig orientiert und ohne wesentliche prinzipielle Bedenken empfohlen werden kann. Bedauerlich bleibt bei der sonstigen Allseitigkeit des Buches die gänzliche Ausschaltung der Tierpsychologie; dagegen verdienen die reichlichen und meist glücklich gewählten Literaturnachweise und der anhangsweise gegebene Abriß einer Geschichte der Psychologie noch besondere Hervorhebung. — Eine ganz andere Aufgabe als der Hagemann-Dyroffsche Leitfaden stellt sich die ‚Psychophysik' von Prof. Konstantin Gutberlet (Mainz 1905, bei Kirchheim und Co.). Der hochverdiente Fuldaer Philosoph und Apologet hat hier die staunenswerte Arbeitsmenge zusammengefaßt, die er seit seinen ersten beiderseits höchst achtungsvollen Auseinander-

setzungen mit Fechner durch sorgfältige Verfolgung, Registrierung und Charakterisierung der psychologischen Spezialuntersuchungen geleistet hat, und die man zum beträchtlichen Teil bereits in den Literaturberichten des von Gutberlet seit 1888 herausgegebenen Philosophischen Jahrbuchs niedergelegt findet. Die vorliegende umfangreiche Zusammenfassung, welche ihren Nebentitel: ‚Historisch-kritische Studien über experimentelle Psychologie' besser als Haupttitel gewählt hätte, ist für alle, welche sich mit den einschlägigen Prinzipien- und Spezialfragen näher beschäftigen wollen, höchst lehrreich und eine wahre Fundgrube wertvollen und übersichtlich geordneten Materials. Doch hätte dasselbe noch ergänzt und namentlich weit mehr zur Einheit verarbeitet werden sollen. — Unzureichend berücksichtigt wird die neuzeitliche Psychologie in der für Schulzwecke berechneten ‚Empirischen Psychologie', welche Hofrat O. Willmann, der Verfasser der monumentalen ‚Geschichte des Idealismus', als zweites Bändchen seiner philosophischen Propädeutik herausgegeben hat (Freiburg i. Br. 1904, Herderscher Verlag). Das zieht u. a. die Aufrechterhaltung so unhaltbarer Anschauungen wie derjenigen von der Objektivität von Farben und Klängen (S. 57) nach sich. Mag man auch die Gymnasialjugend noch so ängstlich vor aller unsicheren Hypothesenwissenschaft bewahren wollen, so dürfte eine nähere Unterrichtung über den jetzigen Wissensstand und auch über die herrschenden Grundauffassungen doch unumgänglich geboten sein. Die diesbezügliche Zurückhaltung Willmanns ist um so bedauerlicher, da er sich in der geistvollen Heranziehung einschlägiger Beispiele aus antiken und gelegentlich auch neueren Autoren wieder ganz als ein Meister des Wissens bewährt und hinsichtlich aristotelischer oder ciceronianischer Aussprüche der Fassungskraft eines Gymnasiasten eher zu viel zutraut. — Gewiß ist das Mißtrauen, welchem die moderne Psychologie noch an vielen Stellen begegnet, aus der gedanklichen Voreiligkeit und theoretischen Umsturzlust mancher ihrer Vertreter sehr wohl zu begreifen. Doch beginnt glücklicherweise dieser Sturm und Drang vielerorts einer ruhigen Selbstbescheidung zu weichen. Als eine der glücklichsten Leistungen in diesem Sinn sei die vom empiristischen Standpunkt aus geschriebene ‚Einführung in die Psychologie' Alexander Pfänders (Leipzig 1904, bei Ambr. Barth) empfehlend hervorgehoben. Der Verfasser trägt kein Bedenken, im Vorwort offen von der ‚großen Enttäuschung' zu sprechen, ‚welche diejenigen meistens befällt, welche sich aus innerem Bedürfnis der vorhandenen psychologischen Wissenschaft nähern.' Diese Bemerkung zielt offenbar auf solche Geister, die von der Psychologie eine neue Grundlegung unseres gesamten wissenschaftlichen Denkens, wohl gar eine ‚neue Weltanschauung' erwarten. Im Gegensatz zu solchen phantastischen Vorstellungen will Pfänder ganz nüchtern, klar und verständlich in die Psychologie einführen, wie sie in Wahrheit als Wissenschaft existiert und arbeitet. Die wichtigsten Methoden, — darunter die experimentelle nur als eine von mehreren, — einige wichtigste Grundbegriffe und Grundgesetze unseres Wissensgebietes werden in einer nicht nur für Anfänger lehrreichen, scharfsinnigen Art erläutert und unter möglichster Vermeidung schulmäßiger Einseitigkeit fixiert. Der Verfasser, der trotz mancherlei Abweichungen die Lippsche Schule nicht verleugnet, legt besonderes Gewicht darauf, ganz ‚voraussetzungslos' vorzugehen, d. h. insbesondere alle erkenntnistheoretischen und metaphysischen Anschauungen aus dem Spiel zu lassen. Die beiden einzigen Voraussetzungen, von denen er als selbstverständlich ausgehen will, sind folgende: Es gibt eine psychische (von der materiellen verschiedene) Wirklichkeit als Gegenstand der Psychologie,

und ferner: Das psychische Sein und Geschehen ist gesetzmäßig, also wissenschaftlicher Ergründung zugänglich. Es muß bei der sonstigen Begriffsschärfe Pfänders überraschen, daß er nicht einsieht, wie zahlreiche erkenntnistheoretische und metaphysische Lehrsätze schon in diesen beiden ‚Voraussetzungen' eingeschlossen sind. Übrigens kommen diese Voraussetzungen dem Werk im ganzen und insbesondere seiner Gemeinverständlichkeit nur zugute; die sehr beachtenswerte Kritik des psychophysischen Parallelismus ist allerdings infolgedessen nicht ganz frei von Zirkelschlüssen. — Unter denjenigen Sondergebieten der Psychologie, die am meisten das Allgemeininteresse beschäftigen, steht obenan die Kinderpsychologie, namentlich wegen ihrer praktisch-pädagogischen Bedeutung, dann auch wegen des Liebreizes ihrer Beobachtungsgegenstände. Darum hat W. Preyer sein grundlegendes Buch über ‚Die Seele des Kindes' nicht nur für Fachgenossen bestimmt, sondern es ‚Deutschlands Kinderfreunden und -freundinnen gewidmet'. Das prächtige Werk, welches sorgfältige Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Menschen in den ersten Lebensjahren zusammenträgt und damit auch einige Beobachtungen an neugeborenen Tieren verbindet, hat denn auch bereits die sechste Auflage erreicht, welche Preyers früherer Assistent, der Physiologe Karl L. Schäfer, unter möglichster Schonung des ursprünglichen Textes, doch unter Nachtrag der wichtigsten neuen Ergebnisse besorgt hat (Leipzig 1905, Th. Griebens Verlag). Unter den drei Teilen des Werkes: I. Von der Entwicklung der Sinne und Gefühle. II. Von der Entwicklung des Willens. III. Von der Entwicklung des Verstandes und der Sprache ist der erste Teil heute noch am wenigsten überholt und am wenigsten von theoretischen Auffassungen beeinflußt. Doch behalten auch von den weiteren Abschnitten insbesondere die Untersuchungen über das Sprechenlernen, trotzdem darüber neuestens viel Wichtiges gearbeitet wurde, ihre vorbildliche und sachliche Bedeutung. Was Preyer über die ‚Tiernatur' des erstzeitlichen Säuglingsverhaltens ausführt, kann durchaus einwandfrei interpretiert werden; denn wenn späterhin rasch der ‚anfangs kaum erkennbare Unterschied zwischen Tier und Mensch eine außerordentliche Größe erreicht', so muß auch von Anfang an die Anlage eine außerordentlich verschiedene gewesen sein.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft.

Darwinismus und Lamarckismus. Das von Dr. E. Dennert glücklich geprägte Schlagwort ‚Vom Sterbelager des Darwinismus' hat mancherlei Mißverständnisse neubestärkt, die sich aus der Verschiedenheit des Sinnes ergeben, welchen man in der Wissenschaft und in populären Kreisen mit dem Wort Darwinismus verbindet. In volkstümlicher Redewendung versteht man leider darunter immer noch oft die Abstammungslehre (Deszendenztheorie) ganz im allgemeinen, während eigentlich darunter nur die besondere Erklärung der Abstammung vermittels der natürlichen Zuchtwahl (Selektionstheorie) verstanden werden darf. Nur in diesem exakteren Sinn gebraucht auch Dennert das Wort, und er faßt seine trefflich orientierenden Berichte ‚Vom Sterbelager des Darwinismus' (erster Teil in 2. Aufl., Stuttgart 1905, bei M. Kielmann, neue Folge ebd. 1906) wohlgemerkt folgendermaßen zusammen: ‚Die Deszendenzlehre wird heute von fast allen Naturforschern als eine berechtigte Theorie anerkannt. Zwar ist es trotz gegenteiliger Behauptungen noch nicht gelungen, sie als unzweifelhaft zu erweisen; allein es läßt sich doch nicht leugnen, daß sie eine einleuchtende Erklärung für eine Reihe von sonst weniger verständlichen Problemen und Tatsachen

bildet. Dem gegenüber wird heute auf der ganzen Linie der Darwinismus, d. h. die Lehre von der natürlichen Auslese im Kampf ums Dasein, zurückgedrängt. Die meisten Naturforscher erkennen seine Geltung überhaupt nicht mehr an, und die, welche sich zu diesem Standpunkt noch nicht durchgearbeitet haben, müssen wenigstens zugeben, daß die Darwinsche Erklärung eine untergeordnetere Bedeutung hat, als man ihr früher zuschrieb. An die Stelle der Darwinschen Prinzipien sind mehr und mehr Gedanken getreten, die einmal den vor Darwin schon aufgestellten Prinzipien der Gewöhnung und des Gebrauchs (Lamarck) entsprechen, die andrerseits aber den inneren Entwicklungsgründen eine weitgehende Bedeutung zusprechen. Damit ist die Anerkennung verbunden, daß die Entwicklung keine lediglich mechanistische gewesen ist.' Dennert belegt diese Zusammenfassung durch eine ganze Reihe von Einzelaufsätzen über die Stellungnahme hervorragender zeitgenössischer Zoologen, Biologen und Paläontologen, wie Pauly, Reinke, Kassowitz, Wettstein, Hatschek, Schwendener, Goebel, Wasmann, De Vries, E. Fischer, Driesch, Hammann, Haacke, K. C. Schneider, Goette, Korschinski, Steinmann, Eimer, O. Schultze, Fleischmann, O. Hertwig, G. Wolff, Koken. Fast alle die genannten (etwa $^9/_{10}$ sind deutsche Universitätsprofessoren, die übrigen könnten es ebenso gut sein) sind Anhänger der Abstammungslehre und Gegner des Darwinismus. Wenn trotzdem immer wieder in populären Darstellungen, wie des Weismannianers K. Günther ‚Der Darwinismus und die Probleme des Lebens'* (2. Aufl., Freiburg i. Br. 1904, bei Fehsenfeld), die Naturzüchtung als ‚einziges' Erklärungsprinzip für die Entwicklung der Lebenswelt hingestellt wird, so kann dies — gelinde ausgedrückt — nur als Rückständigkeit im wissenschaftlichen Denken bezeichnet werden. Gewiß sind die theoretischen Streitfragen noch in vielen Punkten nicht endgültig geklärt, aber dann müßte doch gerade ein Populärisator dies überall nachdrücklich betonen und nicht vor einer sachunkundigen Leserschaft seiner Einzelanschauung Scheinerfolge erfechten. Seit Dennert seine Zusammenstellung abschloß, hat die Sache der darwinistischen Strenggläubigkeit schon wieder einen schweren Schlag erlitten durch das aus dreißigjähriger Gedankenarbeit erwachsene Werk des Münchener Zoologieprofessors August Pauly: ‚Darwinismus und Lamarckismus. Entwurf einer psychophysischen Teleologie' (München 1905, E. Reinhardts Verlag). Was darin speziell Kap. IV, V, VIII, X, XIII zur Kritik des Darwinismus und der mechanistischen Biologie im allgemeinen gesagt wird, ist kaum zu widerlegen und reich an eigenartigen, geistvoll formulierten Gedanken. Nicht im Artproblem, bei dem Darwin einsetzte, sondern in der Frage der organischen Zweckmäßigkeit liegt der Angelpunkt der biologischen Grundauffassung. Pauly überschüttet den Leser geradezu mit mannigfaltigen Beispielen, die eine innere Harmonie aller Teile im Organismus beweisen, die eine aus der Funktion erwachsende Gestaltung der einzelnen Organe dartun und einen wesentlich psychischen Ursprung aller organischen Entwicklung ins Licht rücken. Leider aber biegt Paulys Denkweise noch im letzten Moment, nachdem er sich mit Lamarck, Pflüger und Driesch dem aristotelischen Entelechiebegriff ganz unmittelbar genähert hat, ins materialistische im feineren Sinn des Worts ab, und er führt den bei Darwin so glänzend ad absurdum gewiesenen Zufallsbegriff seinerseits für das Zusammentreffen von Mittel und Zweck (vergl. z. B. S. 113) wieder ein. Schuld an dieser bedauerlichen Inkonsequenz

* Das stilistisch hübsche Buch leistet sich außer vielem philosophischen Unsinn u. a. auch die beifällige Anführung der Ansicht, daß in katholischen Ländern das Zölibat ein ‚Überleben der Dummen' zur Folge habe. (!)

sind mangelhafte psychologische Grundbegriffe. Pauly sieht nämlich in dem Psychischen schließlich doch nur ein räumlich ausgedehntes und induktionsartig fernwirkendes Physisches feinster Art (den Argwohn okkultistischen Gedankeneinflusses können wir nicht unterdrücken) und meint, alle Seelenvermögen seien nur ‚als verschiedene Phasen eines kontinuierlichen Empfindungsvorgangs anzusehen'. In diesem und anderen Punkten wird die antidarwinistische Reaktion wohl noch weit näher auf Lamarck zurückgehen, als Pauly selbst will. Es ist eigentümlich, daß der Münchner Zoologe, der bei Roux und Pflüger den Rückfall in mechanistische Vorstellungen so scharfsinnig nachweist, selbst diesem Schicksal verfällt und auch bei seiner sonstigen Vorurteilslosigkeit eine Befangenheit gegenüber aller ‚übernatürlichen Teleologie' und ‚Mystik' zeigt, die ihn vergessen läßt, daß seine eigene Annahme einer ‚jedem chemischen Körper innewohnenden eigenen Energie, welche ihn als Subjekt der Veränderungen seiner Zuständlichkeiten inne werden läßt', höchst mystischen Charakter trägt. Doch Leser, welche zu unterscheiden verstehen, werden über derartiges hinweglesen und sich im ganzen durch Paulys bedeutsames Werk in der Überzeugung befestigt finden, daß die Tage des Darwinismus und einer im Doppelsinn geistlosen Naturauffassung gezählt sind.

Dr. H. Merker.

Literatur.

Ottomar Enking hat durch seinen Roman ‚Familie P. C. Behm' (Leute von Koggenstedt, 1. Teil) die Hoffnung erweckt, daß in ihm ein neuer, eigenartiger Vertreter der ‚Heimatkunst' erwachsen werde, welcher das Zeug habe, diesen viel mißbrauchten Begriff zu neuer Ehre zu bringen. Schlicht, echt, warm und gemütvoll, aber lebensvoll scharf schildert er mit jenem glücklichen Humor, der wirklich unter Tränen lächeln kann, die Leute der kleinen schleswig-holsteinischen Hafenstadt, ohne uns in ihrer philiströsen Enge mit zu erdrücken. Sein Talent ist offenbar, aus der kleinlichen Gebundenheit des Heimatlichen durch Welterfahrenheit in das allgemein Menschliche hinausschauen zu lassen. Als zweiten Teil hat Enking jetzt den Roman ‚Patriarch Mahnke' (Dresden, Verlag von Karl Reißner 1905) folgen lassen, der aber nur insofern eine Fortsetzung der Familie P. C. Behm bildet, als er ebenfalls in dem kleinbürgerlichen Milieu von Koggenstedt spielt. Mir scheint das Buch nicht auf der künstlerischen Höhe seines Vorgängers zu stehen; wenigstens bedeutet es keinen Fortschritt in der Entwicklung des Autors: ich fürchte, wenn er in den nun gebahnten Geleisen bleibt, versinkt er in Routine und Manier, weil gerade der Stoffkreis des Spießbürgertums hier seine Gefahren, namentlich hinsichtlich der lockenden Karikierung, hat. An sich ist aber Patriarch Mahnke eine höchst achtenswerte Leistung, wie sie uns nicht jeden Tag unter die kritischen Augen kommt. Behandelt wird die wohlgemeinte, aber höchst unglückliche Bevormundungssucht eines ehrbaren Vaters, der seine heranwachsenden Kinder nicht zur inneren und äußeren Selbständigkeit kommen läßt und daher in den ihnen aufgedrungenen Berufen erschütternde Schicksale an ihnen erleben muß, bis er resigniert ins Grab sinkt. Die Charakterzeichnung und Technik stehen auf der früheren Höhe der Meisterschaft; insbesondere bietet die anspruchslose Gediegenheit der fein individualisierenden Sprache einen angenehmen Genuß. Das ist der Stempel echter Kunst, wenn das Werk die Mühe der Konzeption gar nicht merken läßt. Die Milieuschilderung ist stellenweise überflüssig breit; da zeigt sich eben, wie z. B. in der gewiß liebevoll gemalten Figur des Kommis Meier, die Gefahr der Karikatur. Gänzlich deplaziert ist vor allem die Episode mit dem ‚Prehsident vun de Swienskass'', dem

Dienstmann Biel: in einem Witzblatt würde das Stückchen sich ganz nett ausnehmen, aber hier stört es die Stimmung. In allem übrigen aber verleugnet sich der echte Dichter nicht, der seine Gestalten wirklich geschaut hat und die Darstellungskraft besitzt, sie in uns wieder aufleben zu lassen. Es ist wieder ein Schleswig-Holsteiner, der als neuer Stern auftaucht, — immer diese Norddeutschen mit ihrer rassigen Eigenart in der erzählenden Literatur! Man möchte fast neidisch werden und fragen: Wann werden z. B. auch wir Rheinländer unsere ‚Heimatkünstler' haben?

J. Mumbauer.

N ‚Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands', so lautet nunmehr ausführlicher, farbebekennender, aber auch anspruchsvoller der Titel der von der literarischen ‚Warte' herausgegebenen Weihnachtsbücherschau. ‚Hochland' hat bereits im Februarheft 1904 den damaligen zweiten Jahrgang des mühevollen Unternehmens gewürdigt. Der neue, vierte Jahrgang gibt namentlich deshalb zu abermaliger Meinungsäußerung Anlaß, weil eine wesentliche Erweiterung der Gesamtanlage stattgefunden hat; neue, hohe Aspirationen eröffnen sich, die eine gesinnungsverwandte Kritik mit den besten Wünschen vollen Gelingens, aber gerade deshalb auch mit der rückhaltlosen Aussprache wesentlicher Bedenken begleiten muß. Eine wichtige Erweiterung sehen wir mehr noch als in der Angliederung neuer Sparten in der erst teilweise durchgeführten Absicht, ‚neben den neuen Büchern des laufenden Jahres auch das Erprobte aus den früheren Jahrgängen' aufzunehmen. Damit scheint der ‚Literarische Ratgeber' der Warte eine ähnliche Entwicklung einzuschlagen, als sie bei dem älteren gleichnamigen Unternehmen des Kunstwarts stattfindet; letzteres ist 1905 überhaupt nicht neu ausgegeben worden, sondern will nur noch in größeren Zwischenräumen ausgereiftere Urteile zusammenfassen. Der Kunstwart begründet diesen im 17. Jahrgang gefaßten Entschluß nicht zuletzt mit der Überlastung seines Mitarbeiterstabs durch die alljährlichen Gesamtrevuen; bei dem viel beschränkteren Kreis katholischer Fachkritiker dürfte sich diese Schwierigkeit noch rascher geltend machen, und wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß der vorliegende Jahrgang bereits unter der übermäßigen Inanspruchnahme einzelner Referenten leidet. Gleich der erste Bericht, in dem ein so tüchtiger Kenner wie Dr. P. Expeditus Schmidt nunmehr klassische Literatur und Literaturgeschichte zusammenfaßt, läßt hie und da die frühere Gründlichkeit vermissen. Wie hätten sonst z. B. neben den ‚Neudrucken des 16. und 17. Jahrhunderts' die ‚Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts' übersehen werden können, wie Heinemanns Goetheausgabe oder Erich Schmidts Kleistausgabe u. v. a. Sollte etwa der bereits am 2. Jahrgang bemängelte Grundsatz noch fortwirken, daß die Erwähnung von den Einsendungen der Verleger abhängig bleibt? Dann dürfte sich das Unternehmen überhaupt nicht mehr ‚Ratgeber', sondern nur noch etwa ‚Kondensierter Büchertisch' nennen. — Wenn wir diese Bemerkungen gleich an das erste Referat knüpfen, so sollen dessen große Vorzüge damit nicht in Schatten gestellt werden. Bei dem zweiten Referat dagegen über ‚Neuere und neueste Erzählungsliteratur' erscheinen uns die Mängel so tiefgehend, daß es völliger Neubearbeitung bedarf. Was vorliegt ist nur eine vielfach unkritische und nicht selten auch geschmacklose (‚ein ganz kolossaler Menschen- und Seelenkenner'; Paul Keller wird geduzt und hört zum Schluß ein ‚Leb wohl und dichte immer zu!' ‚Den Kerl kann man in keine literarische Rubrik stellen' ꝛc. ꝛc.) Plauderei über allerlei gerade gelesene und nach dem persönlichen Gefühlseindruck gewertete Bücher; daß dabei noch so und

so oft auf frühere oder spätere Besprechungen in der ‚Warte' verwiesen wird, ist unzulässig, sofern der Ratgeber ‚den Katholiken Deutschlands' dienen will und nicht nur den Lesern der ‚Warte'. Einen andersartigen prinzipiellen Fehler zeigt das Referat über Musikliteratur, trotzdem es durch wissenschaftliche Gediegenheit hervorragt. Es ist nur allzu wissenschaftlich gehalten, eine lehrreiche, geschichtliche Abhandlung über neuere Musikliteratur, aber weder ganz gemeinverständlich noch ein eigentlicher Ratgeber.

Wir unterdrücken gerne weitere Bemängelungen, um Verbesserungsvorschläge anzudeuten. Vorbildlich erscheinen uns dabei in vielem die Referate über Jugendlektüre, Kunstliteratur, Länder- und Völkerkunde, Lyrik und Epos. Dr. Thalhofer spricht absichtlich nicht von Jugendliteratur, sondern von Jugendlektüre. ‚Soll die Jugendliteratur aus ihrem Elend herauskommen, so muß erst die Jugendlektüre, ich will sagen, das Lesen der Jugend in bessere Bahnen gelenkt werden.' Ob das nicht auch vielfach vom Lesen und der Literatur der Erwachsenen gilt? Ob nicht auch hier nach den ‚Alters'stufen der Selbsterziehung differenziert werden könnte und von einem Ratgeber, der nicht nur seine abgeklärte Meinung kundgeben, sondern so verschiedenen Geschmacks- und Urteilsrichtungen dienen will, differenziert werden muß? Als Ideal erschiene uns, daß überhaupt nirgends ein einzelner, sondern überall ein Kollegium urteilte; hie und da heißt es ja schon: ‚Wir von der Warte.' Jedenfalls aber wäre zu wünschen, daß die Hauptberater so, wie Dr. Thalhofer es tut, weitere gediegene Hilfskräfte zuzögen, und daß die einzelnen Sparten noch in viel mehr Unterabteilungen zerlegt würden. Unmöglich kann ein einziger Mann über die ‚neuere und neueste Erzählungsliteratur' oder die naturwissenschaftlichen Schriften auch nur eines Jahres allseitig sachkundigen Aufschluß geben, geschweige denn zugleich über die früheren Jahrgänge. Da man einen so umfassenden Referentenkreis schwerlich gewinnen kann, wäre es ratsamer, manche Sparte wieder fallen zu lassen und dafür die alten besser auszubauen. Die fremdsprachlichen Literaturen dürften nur von wenigen vermißt werden; auch über die wissenschaftliche Literatur holen sich ernsthafte Interessenten doch meist anderwärts Rat. Was in unserem Märzheft 1905 über die außerliterarischen Sparten des Kunstwartratgebers gesagt wurde, hat auch im vorliegenden Fall vielfach entsprechende Geltung, wobei übrigens im Gegensatz zum Kunstwart hervorgehoben sei, daß man sich auf unserer Seite nicht scheut, seine Ratschläge auch mit Namen (darunter Fachmänner wie Professor M. Spahn, Privatdozent Th. Kroyer u. a.) zu vertreten.

Trotzdem hielten wir es für besser, wenn sich der Ratgeber der Warte vornehmlich auf schöne Literatur und etwa noch Kunst-, Musik- und Jugendliteratur beschränken wollte. Dies auch aus einer Erwägung, zu deren Aussprache hier nur ein willkommener Anlaß gegeben ist. Uns will es scheinen, als verfüge das katholische Schriftwesen nachgerade über kritische Organe und Besprechungsteile der Tages-, Wochen-, Halbmonats- und Monatsschriften ꝛc. im Überfluß. Wir wagen nicht zu unterscheiden, ob zu dieser Fülle von Referatsarbeit die Produktion schöner und gelehrter Literatur immer im richtigen Verhältnis steht. Die Gefahr kann man jedenfalls nicht leugnen, daß entweder die zuständigen Kräfte durch Überladung mit Kritiken an wichtigerer Arbeit gehindert werden, oder daß unberufene Beurteiler notgedrungen zu Wort gelassen werden. Wenn der Literarische Ratgeber der ‚Warte' mit der oben erwähnten Selbstbeschränkung alle paar Jahre eine kritische Musterleistung zustande brächte, könnte er nicht nur seinem unmittelbaren Ziel näher kommen, sondern zugleich zur

Besserung weiterer Verhältnisse beitragen.

Dr. M. E.

Theater.

Berliner Theater. Wahrhaftig, es verlohnt sich nicht, bis heute nicht, von Leben auf unseren diesjährigen Brettern zu sprechen. Ein Teil der Gründe hängt mit den mehrfachen Schiebungen zusammen, die Personen und Bühnen durchgemacht und offenbar noch nicht überwunden haben. Programm und Projekt; der Progreß scheint wirklich schwieriger. Im ‚Neuen Theater' spielt man den Sommernachtstraum, im ‚Deutschen', das jetzt Max Reinhardt gehört, den Kaufmann von Venedig, und so schön das an sich ist, es ist doch ein sehr zweifelhafter Bühnenbetrieb. Bringt Barnowsky im ‚Kleinen Theater' Heyermans muffiges und phrasenreiches ‚Ghetto'-Stück und läßt Wedekinds hochstaplerischen Marquis von Keith in zweiter Auflage durchfallen und Bierbaums dramatisierten Stilpe, so nimmt man das ohne Aufregung hin wie die etlichen Lustspiele, an denen es selbstverständlich nirgends fehlt; Dreyers Völkerwanderungsstück ‚Venus Amathusia', Burkhards ‚Rat Schrimpf' — Szenen voll guter Gesinnung — alles kompromittiert. Und was übrig bleibt, sind auch nur zwei Stücke des Lessingtheaters, die nicht zur besten Tradition ihrer Väter halten, die aber immerhin bekannte Familiennamen tragen, der neue Sudermann und der neue Schnitzler, Gegensätze in ihrer Art, gegensätzlich auch in den Ausblicken, die sie geben — ‚Stein unter Steinen' abwärts, das ‚Zwischenspiel' allerdings vorwärts in Schnitzlers Entwicklung, doch ohne daß sich das Ende verriete.

Stein unter Steinen ist der eben aus dem Zuchthaus entlassene Steinmetz Jakob Biegler auf dem Steinmetzplatz. Er ist nur Nachtwächter allhier; muß er doch zufrieden sein, durch den Verein für entlassene Strafgefangene nach den vielen mißglückten Anläufen bei einem Manne Arbeit gefunden zu haben, dessen menschenfreundliche Gutmütigkeit gerade entlassenen Gefangenen gegenüber ins ungemessene geht. Sudermann charakterisiert sie in seiner zarten Weise dadurch, daß er den guten Alten einen seiner Zuchthäusler, einen schweren und geriebenen Einbrecher, zum Magazinverwalter machen läßt, — weil er auch ihn bestohlen. Biegler fühlt sich weniger wohl; denn er leidet seelisch unter seinem Makel und der sozialen Vereinsamung; er bekundet dies Leiden dadurch, daß er sich licht- und menschenscheu stumm herumdrückt. Das Gefürchtete trifft ihn auch hier: seine Tat wird bekannt, und man weigert sich, mit ihm zusammen zu arbeiten. Ein Gewaltmensch von Sudermannscher Gesundheit führt den offenen Ausbruch der Spannung herbei; beinahe hätte eine heilige Entrüstung Biegler zum zweitenmal zum Totschläger gemacht, aber auch mit diesem Beinahe kehrt der Pfeil zu seinem Schützen zurück, die gesunde Bestie hat sich unmöglich gemacht, Biegler darf bleiben; noch entgeht er durch einen Zufall einer Art Höllenmaschine seines Gegners, und dann ‚pfeift das Glück', wie sich seine Braut ausdrückt; zwei Unglückliche haben sich und das Glück gefunden, denn dies Mädchen hat eben die blonde Bestie treulos mit ihrem Kinde sitzen lassen. Nur die virtuose Beobachtung täuscht über die Dürftigkeit des Stückes, das Milieu nimmt außerordentlich viel Platz ein. Und die alte Geschicklichkeit ist noch aus der Berechnung der vielen Beziehungen zu ersehen, die kreuz und quer laufen. Aber die vielberühmte Sudermannsche Dramentechnik im inneren Aufbau läßt im Stich. Von der wahrhaft ernsthaften Not der Frage gar, wie ein Mensch, den die Menschen ausgestoßen, für die Menschen wieder zu gewinnen ist, einen über das Ungefähre hinaus echten und tiefen Ton zu vernehmen, das war allerdings von Sudermann nicht zu verlangen. Gerhart

Hauptmann konnte es noch wagen, einen Fuhrmann im Leiden zu zeigen; wenn Sudermann sozial sein will, dann müssen Steinblöcke herbei, im Vergleich und in der Wirklichkeit, um solche ihm wesensfremde Seelen zu demonstrieren. Doch auch das ‚Glück' u. a. darf nicht fehlen.

Von Sudermann zu Schnitzler ist wie vom starr gewordenen Stein zum amorphen Gasnebel, wo alles im Werden ist und zumeist das Unvermutete. An der Körperlichkeit Sudermannscher Gestalten ist nicht zu zweifeln, — man sieht sich nach ihrem Lebendigen um, — Schnitzler gibt zuweilen nur Konturen, nur Formen aus dem Seelenleben. Im ‚Zwischenspiel' erkennt man nicht eine Physiognomie mit menschlichen Zügen. Feinste Typen aus psychologischen Rubriken messen ihre Affinitäten: Typus Wien, Typus Herz, Typus Lust, Typus Künstler, Typus Mann, Typus Weib. Ein jeder Typus dargestellt mit Diskretion statt Konkretion. Wie subtil die Kombinationen freilich behandelt sind, sagt der Name Schnitzler. Was bedeutet es da, wenn Schnitzler neuerdings Ideen gibt von einer Robustheit, die an Ibsen anklingt? Er übersetzt sein Ironisches ins Pathetische, freilich nicht des Nordens. Es ist schwer zu sagen, ob das ästhetisch oder moralisch zu nehmen ist; sentimental war er immer, und die ‚großen Worte' hat er ständig ausgelacht, weil er sie — los haben wollte. Wieviel Ironie gegen das Eheleben moderner Gesellschaftskreise enthalten seine Sachen, von ‚Anatol' angefangen; aber auch wieviel Anerkennung dieser Ironie: comédie humaine, nicht bloß auf dem Hintergrund der Gesellschaft, nein, samt diesem Hintergrunde und samt dem fein Lächelnden im Vordergrunde dazu. — Amadeus, der Musiker, und Cäcilie, seine Frau, die Sängerin, wollten immer wahr sein zueinander, auch in ihren innersten Regungen. Diese Abmachung schließt etwas Ironisches in sich. Sie wollen wahr sein und Kameraden bleiben. Schon ‚Anatol' zeigt, wie es mit Wahrheit und Kameradschaft aussieht. Doch es scheint zugleich sehr großartig zu sein, wie bei Menschen, wie sie die Zukunft einmal bringen soll. Diesen Ausblick läßt Schnitzler. Inzwischen quält den Mann die Eifersucht und die Frau, die der empfindlichere Typus ist, der Ekel. Die beiden sind sich nach siebenjähriger Ehe und einem Jungen fremd geworden; er hat Beziehungen zu einer anderen Frau, und sie fühlt in sich die Liebe erwachen zu einem anderen Mann. Und sie sind wahr zueinander, und sie sind dennoch schwach genug, darnach unter der Maske ihrer Ehe ein ‚Abenteuer' zu haben; man denkt an die Wahlverwandschaften. Der Ehe ist nicht nur die Realität, sondern das Fundament entzogen, und nicht einmal mehr die äußere Fortdauer als Kameradschaft läßt Cäciliens Gefühl zu. Sie trennen sich; die Wahrheit, die sie trennt, ist jene ironische nicht mehr, es ist die Wahrheit menschlichen Empfindens in der Frau.

Wie das sich entwickelt, wird lose vor uns konversiert, und es kommt auch zu einigen grotesken Knoten in den Fäden, die zu glätten nicht viel Mühe aufgewandt wird. Man kann nicht, heute noch nicht, die Ehe von den ‚großen Worten' frei halten. Man kann sie noch nicht zum Konkubinat machen. Das natürliche Gefühl ist ‚Wahrheit und Kameradschaft' noch nicht günstig; das Noch kann man auch streichen. Sehr wahrscheinlich hat das natürliche Gefühl, wo es weniger theoretisch und abgedämpft ist als hier, noch viel höhere Kräfte, als Schnitzler bis heute entdeckt, und sehr wahrscheinlich dann ebenso auch sein Stück. Es ist ein Zwischenspiel vielleicht auch für ihn. Warum soll man sich da wundern, daß er einen Konférencier, den Dramatiker Albertus Rohn, hineingesetzt hat, der die Erläuterungen macht und die großen Worte ausspricht, die die andern selbst nicht

sagen sollen. Noch nicht? Oder ist es bloß das interessante, oder ehrliche, Bekenntnis vom Mißgeschick eines interessanten, oder ehrlichen, Experiments?

J. O.

N Münchener Theater. Der Hesiodische Mythus hat einst als viertes Zeitalter der griechischen Anthropogonie die Insel der Seligen gekannt, wo sich unter der Herrschaft des Kronos ein Heroen- und Titanengeschlecht in überirdischer Glückseligkeit die Zeit vertrieb. Geistige Elitemenschen unserer Zeit, aber ihrer Art und Überzeugung, Helden der Idee nicht nur, sondern ‚Propagandisten der Tat' hat Max Halbe auf seiner ‚Insel der Seligen' versammelt (Uraufführung im Schauspielhaus). Typen der modernen Literaten- und Künstler-Welt oder besser -Bohème bilden das Hauptkontingent der eigenartigen Gesellschaft, die Halbe in seiner neuen Komödie zusammengewürfelt, aber nicht zusammengeschweißt hat. Gewiß ein Stoff zu einer Komödie wie geschaffen, wenn diese tolle Welt, von realen Beziehungen abstrahiert, sich in naiver Wirklichkeit auslebt, oder noch eher zu einer geistreichen Satire, wenn diese Helden einer neuen Menschheit sich und damit gewisse moderne Bestrebungen persiflieren und vor allem, wenn der Autor selbst nicht in dem gleichen Sauerteige steckt und mitgährt. Es schadet der Komödie nichts, und der Satire ist es nur nützlich, wenn der Stoff aus der Umwelt herausgegriffen und ein Ausschnitt aus der Gegenwart in humorvoller Verulkung oder kräftiger Karrikatur auf die Bühne gebracht wird; im Gegenteil, die Komödie wird vorwiegend, die Satire muß von der Gegenwart leben und zehren. Nur muß die Komödie des Lebens Unverstand fröhlich genießen, und die Satire muß wissen, was sie will.

Die ‚Insel der Seligen' von Halbe hat einen Begründer. Bruno Wiegand, früherer Pastor und Prinzenerzieher am Teklenburgischen Hofe, dann Missionär und zuletzt Anarchist, wendet eine reiche Erbschaft an, um sie ins Leben zu rufen. Er will seinen Freunden und, wer sich getrieben fühlt gleich ihm, den ‚Gehirnmaschinen und Denkapparaten', wozu die modernen Menschen geworden sind, Gelegenheit geben, durch die Rückkehr zur Natur wieder Vollmenschen zu werden. Es haben sich um ihn gesammelt ein Pamphletist, Bildhauer, alter und junger Dichter, Nationalökonom, Buddhist, eine Malerin, Dichterin und noch anderes, Männliches und Weibliches. Seine Frau und sein hoffnungsvoller Sprößling sind auch des Glückes teilhaft, auf der Insel der Seligen wohnen zu dürfen, vermögen das aber in ihrem hausbackenen Verstand nicht zu würdigen. Ein Baron von Marenholdt, früher schon Gönner und Frohbote der Familie, muß der Frau Wiegand helfen, den Idealisten und Schwärmer zu einem brauchbaren Menschen im gewöhnlichen Leben der Allgemeinheit zu gewinnen. Marenholdt bringt ihm seine Berufung zum Minister des Fürsten von Teklenburg. Hier setzt der Konflikt ein. Wird Wiegand seine ureigenste Schöpfung, der er Gut und Geist gegeben, oder den hohen Titel und Gehalt eines Untertanen vorziehen? Intrigen seiner Frau und seines Gegners und Schmarotzers, des Pamphletisten Dubsky, eine bedrohliche Versammlung der Sippschaft, die glücklich dazwischen gekommene Flucht seines Söhnchens, der in seinem naiven Kindergemüt nach einem würdigeren Leben Bedürfnis hat, wovon man allerdings aus seinen Reden und Taten sonst nicht viel spürt, das alles bringt Wiegand dahin, daß er geht und die Insel den Bewohnern schenkt, die sogleich ein Königreich unter dem alten Dichter und Narren Medardus Neumann ausrufen. Das ist die Lösung.

Sie ist nicht Resultat einer geistreichen Verwicklung oder eines inneren Kampfes zwischen zwei so grundgegensätzlichen Lebenswegen, sondern nur eine Frage der

Zeit und Umstände, sobald man Wiegand kennen gelernt hat, ein Lärm um nichts, eine Tatsache, deren spätes Eintreten ein normales Gehirn nicht begreift, sobald man die einzelnen Bewohner der Insel der Seligen zu Gesicht bekommen hat. Statt ‚Gehirnmaschinen und Denkapparaten' sind es nämlich gutenteils Gehirnlahme und Denkkrüppel oder Narren. Wiegand gleicht in etwas dem Ibsenschen Helden in der ‚Wildente', der mit seiner ‚sittlichen Forderung' die Leute zu Helden und Märtyrern stempelt. Jenes Stück hat mehr Anlage zu gemütvollem Humor, der allerdings mit der ernsthaften Einkleidung in Zwiespalt kommt. Wenn aber Wiegand nicht einsieht, daß bei den Exemplaren seiner Edelmenschengemeinschaft von vornherein alles verloren ist außer Hopfen und Malz, denn zu festen verstehen sie, so wirkt er mit seiner Idee nicht komisch, sondern lächerlich. Eine Komödie ist die Insel der Seligen nicht geworden, schon weil alle innere Wahrscheinlichkeit fehlt; eine Satire ebenfalls nicht, denn manche Figuren wollen ernst genommen werden, und die Karikatur ist eine unfreiwillige. Auch paßt die Apologie am Schluß, die Wiegand sich selber hält, und in der er in seinem idealen Streben abrechnet mit dem Verneiner und Pamphletisten Dubsky, in ihrer tragisch-schmerzlichen Maske schlecht zur Bekrönung des Werkes. Im einzelnen kann man an den Expektorationen verschiedener Typen eine frostige Belustigung haben. Doch sind sie wirklich zu sehr verständnismäßiges Extrakt der gelben Blume der Dekadence, Auszüge aus den neuen Evangelien, wie sie die längst verkrachte Berliner ‚Neue Gemeinschaft' verkündete. Wie es heißt, wollte Halbe in dem Stück Abrechnung halten mit literarischen Genossen. Das wäre neben seiner Unzulänglichkeit eine Erklärung mehr für die literarische Geringfügigkeit.

Einen geraden Gegensatz zu dieser Ästhetenkunst und literarischen Pikanterie bildet das Stück, das im Volkstheater seine Uraufführung erlebte, ‚Die Landesdefensoren' von H. M. Winter, ein Drama zum Gedächtnis der bayerischen Volkserhebung 1705/06. Daß das Stück den bayerischen Patriotismus zur Seele und die bayerische Volkserhebung, die im Oberland und in München so populär ist und sich eben zum 200. Male jährte, zum Gegenstand hat, steigert den stürmischen Beifall noch, mit dem das Publikum im Volkstheater die ihm auf den Leib geschnittenen Stücke zu belohnen pflegt. Ein gutes Volksstück zu schreiben ist sehr schwer. Unmittelbarkeit und frisches Leben sind am notwendigsten, Absichtlichkeit und wortreiche Reflexion müssen am weitesten wegbleiben; sonst sind Pose und Theatralik unvermeidlich. Da aber meist ein Stoff auf die Bretter kommt, der dem einen oder andern Teil des Publikums irgendwie persönlich am Herzen liegt, so geht diesem jeglicher Maßstab für den Kunstwert verloren, und es kann im Volkstheater passieren, daß ein pathetisch vorgetragener politischer Leitartikel an Wirkung nichts zu wünschen übrig läßt. ‚Die Landesdefensoren' verherrlichen die fürstentreue Erhebung der Oberländer Bauern und den Opfertod in der Sendlinger Mordweihnacht mit äußerlich wirkungsvollen Mitteln. Alle nötigen Ingredienzien sind vorhanden. Flammende patriotische Proteste, volkstümliche Gestalten (der Schmiedbalthes von Kochel), ein Dirndl, die den Männern ihre Hasenherzigkeit und ihre Pflicht vorhält und hinterher für den Liebsten bangt, ein Rädelsführer, der den Anstoß gibt und nicht mehr zurück kann (der Jägerwirt), — in dieser Figur wird am meisten dramatische Vertiefung versucht, und sie ist am stärksten mißlungen, — weiter ein Verräter, zügellose feindliche Panduren, Schlachtenlärm und Tod fürs Vaterland. Was so ins Herz des Volkes hinübergreift, kann nicht streng künstlerisch bewertet werden. Was der Dilletantismus und die Tirade auf

der Bühne nicht tut, das ergänzt das gutwillige Gefühl der Zuschauer dankbar. Solche Gedächtnis- und Festspiele haben auch nicht bloß künstlerischen Zweck.

K. Weiß.

Kunst.

Neue Wege in der religiösen Plastik. Albrecht Dürer hat es einmal in zwei Sätzen gesagt, was das Wesen der Kunst sei. Der erste heißt: ‚Wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur; wer sie heraus kann reißen, der hat sie,' und der andere lautet: ‚Ein echter Künstler ist inwendig voller Figur; in seinen Werken wird der heimlich versammelte Schatz seines Herzens offenbar.' Ohne Naturstudium kann keine Kunst bestehen; aber sie kann auch nicht bloß Natur sein wollen, sondern wird immer Kunst bleiben müssen. Natur im Kunstwerk ist, wo wir in einem Werke unmittelbare Züge reinen Schauens, selbstloser Hingabe an das Objekt, liebevolle Durchdringung und Einfühlung in den Stoff wahrnehmen. Kunst ist überall, wo das Bestreben ist, das Wesen eines Dinges in sichtbarer Form und Gestalt auszudrücken. Ein wahrer Künstler wird seinen Sinn immer auf das Wesen der Sache gerichtet haben; er hat immer das Ganze, Form und Gehalt im Auge. Die Kunst wird ihm nicht bloßes Spiel, ein Mittel zur Erregung sinnlicher Freude, sondern ein Geistiges, Höchstes sein, das ihn ganz erfüllt, durchdringt, erhebt und begeistert.

Ein Künstler, der, wie Dürer sagt, inwendig voller Figur ist, ein solcher Künstler wird, von überaus lebhafter, ja leidenschaftlicher Empfindung durchglüht, im heißen Ringen der Arbeit Gestalten bilden, in denen sein tiefes Schauen offenbar wird. Sollte von solchen Künstlern nicht auch eine Bereicherung jener Kunst zu erwarten sein, die wie keine andere der unmittelbar naiven Anschauung und zugleich dem innigsten Gefühlsleben zugekehrt ist? Wir meinen die kirchliche Kunst. Es wird sich darum handeln: Soll die Befruchtung der immer mehr verflachenden kirchlichen Kunst von einer streng stilistischen hieratischen Kunst, wie die Beuroner ist, ausgehen oder von der subjektiv lyrischen Kunstrichtung, die dem Fühlen des modernen Menschen am nächsten liegt? Ohne Zweifel wird der Stil der Beuroner die strenge Absonderung und doch einheitliche Harmonisierung aller Künste zu einem kirchlichen Gesamtkunstwerk von großer Einfachheit, Ruhe und vornehmer Repräsentation, eine Regeneration der kirchlichen Kunst bewirken. Aber daneben wird auch eine andere Entwicklung in den Einzelkünsten, Plastik und Tafelmalerei, einhergehen, auf die das moderne ästhetische Gefühl Einfluß gewinnt. Wir möchten hier auf eine solche Erscheinung hinweisen, die auf den ersten Blick jenem strengen Wesen und Stil, wie sie sich in der Beuroner Kunst offenbaren, gerade entgegengesetzt erscheint, indem es sich hier nicht um eine bestimmte und bewußte Zielrichtung und Stilbildung, die sich aus wesentlich formalen Gesetzen ergibt, handelt, sondern um eine in unmittelbarer Naturnähe stehende naive Kunst, die, wie sich deutlich in dem im gleichen Heft abgebildeten Relief ‚Der Schmerzensmann' zeigt, auch über alle die Elemente verfügt, die jener strengen hieratischen Kunst eigen. Es wäre nicht uninteressant, das Gemeinsame daraus abzuleiten. Wir haben hier die Kunst des am 23. November 1905 in Dresden verstorbenen Bildhauers und Lehrers an der dortigen Kunstakademie August Hudler im Auge. Die Quelle, aus der seine künstlerischen Vorstellungen fließen, ist die Wärme und Innigkeit seines Gefühlslebens. Dafür spricht schon die eine Tatsache, daß ein Motiv in allen Perioden seines Schaffens wiederkehrt, die Mutterliebe. Die Mutterliebe, wie sie sich gleichsam in der Übertragung des eigenen Körpergefühls auf den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit äußert. Hudler hat dieses Motiv immer wieder behandelt und ihm verschiedenartigen Ausdruck

geliehen. Er hat eine ganze Reihe herrlicher Skizzen hinterlassen, in denen Liebe, Zärtlichkeit, Fürsorge, Spiel und Schmerzen der Mütter zum Ausdruck kommen. Seine tiefe Liebe zur Natur, sein lebendiges Mitgefühl mit allen menschlichen Wesen, vielleicht auch die Schule harter, andauernder Leiden, drängte ihn früh auf jenen Weg, auf dem er eine seiner schönsten Schöpfungen geschaffen hat, das Relief des Schmerzensmannes. Die Form des Reliefs verdankt ihre Entstehung dem Anlaß, daß Hudler den Auftrag erhielt, für die Kirche von St. Wilden bei Dresden ein das Portal abschließendes Bildwerk (Tympanon) zu schaffen. Portalskulpturen boten schon seit dem frühen Mittelalter der Skulptur den besten Anlaß zur Entfaltung raumschmückender Gebilde, Erzählungen und Schilderungen von Legenden und Heilslehren. Manchmal trägt die Arbeit des Steinbildhauers den Charakter einer volkstümlich gehaltenen Predigt in köstlich naiver Bildersprache.

Hudler hat das Relief in gebranntem und glasiertem Ton (Majolika) ausgeführt. Die dabei verwendete Farbe entspricht ganz dem feinen Realismus, in den er seinen hochgestimmten Idealismus einzukleiden pflegte. Die Komposition genügt den strengsten Anforderungen der Kunst sowohl in der räumlichen Austeilung der Figuren auf der Fläche als auch in der Behandlung des Reliefs. Unter der Mitte des Bogens sitzt Christus als Schmerzensmann, ganz ruhig und still, voll Demut und Hoheit. Als die Hauptperson ist er in die Mitte des Gesichtsfeldes gerückt und in der Reliefdarstellung als ganze Figur sichtbar. Ein feiner Zug. Von rechts her naht ein kleiner Bursche, der in seinem Hemdchen Früchte trägt und sie mit kindlicher Gebärde dem Heiland anbietet. Etwas von dieser Naivität und diesem echt kindlichen Wesen wird auch in den Engelsköpfchen über dem Erlöser sichtbar. Diese erscheinen ganz zufällig vorhanden und gegenwärtig; sie bilden aber in ihrer lockeren Raumverteilung einen sehr wirksamen Kontrast zu den übrigen rhythmisch bewegten, mehr geschlossenen Massen. Die beiden größeren Engelgestalten zu beiden Seiten des Christus betonen die Senkrechte, die bereits in der sitzenden Figur nachdrücklich zum Ausdruck kommt. Diese drei lotrechten Linien bilden die Architektur des Reliefs; sie wirken gewissermaßen symbolisch und steigern die ernste, weihevolle Stimmung. Der Grundzug der ganzen rhythmisch bewegten Komposition in ihrem packenden und rührenden Ausdruck erregten und doch tiefinnerlichen Gefühlslebens ist Ruhe, — eine gewisse feierliche, ernste Ruhe, die sich augenblicklich dem Beschauer mitteilt und ihn vorbereitet zum Eintritt in das Haus des Herrn.

Alexander Heilmayer.

Musik.

Hugo Wolf und Wagner. In der bereits recht stattlichen Literatur, welche die künstlerische Erscheinung Hugo Wolfs hervorgerufen hat, ist mit besonderer Vorliebe stets die Frage des Verhältnisses des größten modernen Lyrikers zu Richard Wagner, dem Allherrscher der modernen Musik, ventiliert worden. Vor kurzem ist nun eine selbständige Broschüre über dieses Thema erschienen, deren Verfasser Karl Heckel, der Mannheimer Freund Wolfs ist. (Hugo Wolf in seinem Verhältnis zu Richard Wagner. — München und Leipzig bei Georg Müller.)

Mit dankenswerter Ruhe und Klarheit bespricht die interessante Schrift die einzelnen in Betracht kommenden Punkte, die Veranlassung wurden, daß manche Wolf den ‚Richard Wagner des Liedes' nannten. Der Verfasser teilt seinen Stoff gedanklich in zwei Abschnitte. Zuerst werden die Beziehungen des Wolfschen Liedes, dann die seiner Opern zu der Kunst des Bayreuther Meisters untersucht. Der wichtige Berührungspunkt, den die

künstlerische Tätigkeit der beiden im ersten Falle aufweist, wird von Heckel mit Recht in der innigen Beziehung zwischen Ton und Wort gefunden, die das Wolfsche Lied mit dem Wagnerschen Musikdrama gemein hat, und die sich sowohl in der sich eng an den Sprechton anschließenden Melodik wie in der stimmungsmalenden harmonischen Begleitung kundgibt. Freilich ist es zu weit gegangen, wenn Heckel die der letzteren zugeteilte Aufgabe eine ‚vor Wagner undenkbare' nennt. ‚Wolf hat ... in seinen Liedern dem Klavier jene orchestrale Aufgabe zuerteilt, die Wagner als die eigentliche Bestimmung des Orchesters erkannt hat, nämlich die Aufgabe, dem Gefühle das unmittelbar kundzugeben, was der Wortsprache unaussprechlich blieb.' Das ist richtig; allein derartiges Bestreben, den Instrumentalpart des Liedes aus der Rolle einer bloßen ‚Begleitung' zu selbständiger Bedeutung emporzuheben, findet sich vereinzelt schon im achtzehnten Jahrhundert; Phil. Em. Bach z. B. strebte dieses Ziel an und wurde von den Zeitgenossen ebenso wegen seiner ‚überladenen' Klavierstimmen getadelt, wie dies bei Wolf geschah und geschieht. Am wichtigsten jedoch ist das Vorbild Schumanns. Schumann geht, nachdem er sich zuvor ausschließlich der Klavierkomposition gewidmet hatte, an die Liedkomposition, wodurch ihm a priori die reichere Ausgestaltung des pianistischen Teils des Liedes nahegelegt wurde; er gibt nun Lieder mit deklamatorischer Melodik der Singstimme und sinfonisch poetisierendem Klavierpart. (Ein charakteristisches Beispiel ist z. B. das Lied ‚Der Nußbaum'.) Robert Franz bringt aus seinen Bach- und Händelstudien polyphone Elemente in das Klavierlied und befruchtet sie mit der modernen Harmonik. Hier schöpft Wagner selbst Anregungen für seine dramatische Orchesterpolyphonie; die Lieder von Franz lagen während der Arbeit an den Nibelungen fortwährend auf seinem Klavier. So handelt es sich hier also keineswegs um eine ‚vor Wagner undenkbare' Sache, wie denn Wolf selbst gelegentlich Schumann als sein Vorbild bezeichnet hat; das Neue bei Wolf liegt vielmehr darin, daß er diese sinfonisch-stimmungsmalende Gestaltung des Klavierparts zum Stilprinzip erhoben hat, während sie bei den Vorgängern mit anderen Gestaltungen abwechselt (z. B. bei Schumann dürfte kaum ein Drittel der Gesamtheit seiner Lieder in der bezeichneten Form gehalten sein), und hierin, sowie in der unendlich reicheren Ausgestaltung des Details ist Wolf natürlich Wagners Schüler.

Bei der Besprechung des Verhältnisses der Wolfschen Oper zu Rich. Wagner weist Heckel erstmalig darauf hin, daß Wolf im Gegensatz zu Wagner für die notwendigen Beziehungen zwischen Orchester und szenischem Vorgang kein Verständnis gehabt habe; was hier von der Gleichgültigkeit des Komponisten für die Szene anläßlich der Corregidorproben in Mannheim erzählt wird, gemahnt fast an den von Wagner so satyrisch beschriebenen Opernkapellmeister vom ‚alten Schlag'. Das Streben Wolfs, Unabhängigkeit vom überwältigenden Meister des Musikdramas durch eine vom Vorbild möglichst abweichende Textwahl zu erzielen, wird seiner vollen Bedeutung nach von Heckel gewürdigt und sicherlich mit Recht auf das ganze Naturell des Komponisten zurückgeführt. Daß aber infolgedessen Wolf auch kein rechtes Verhältnis zu dem mächtigen Pathos, das die historische Größe Wagners ausmacht, gefunden habe, und seine Verehrung der Wagnerschen Kunst mehr der heiteren Seite derselben gegolten habe (Meistersinger, Siegfried), ist wohl doch nicht anzunehmen.

Sehr deutlich beleuchtet Heckel auch das Bestreben des Künstlers, die Selbständigkeit, die ihn von den anderen komponierenden Wagnerianern auszeichnet, auch äußerlich anerkannt zu sehen. Von

diesem Gesichtspunkt aus wird die prinzipielle Abneigung Wolfs gegen die Wagnervereine, denen er doch ziemlich viel verdankt, und die man deshalb leicht als Undankbarkeit auslegen könnte, erst recht verständlich. Er wollte eben um keinen Preis als ‚Epigone' gelten, seine Kunst sollte um ihrer selbst willen, nicht als Abglanz eines musikalischen Obergottes gefeiert und gepflegt werden. Daß er sich trotzdem wohl bewußt war, wieviel er Wagner verdanke, zeigt u. a. besonders deutlich eine von Heckel zitierte (aber nicht in diesem Sinne benützte) Briefstelle: ‚Deshalb aber dürfen Sie nicht annehmen, daß ich plötzlich unter die Antiwagnerianer gegangen, wogegen ich mich allerdings ernstlich zu verwahren hätte, wäre es auch nur, um meine eigene künstlerische Existenz zu rechtfertigen.' Hier spricht Wolf klar sein Bewußtsein aus, daß trotz aller Selbständigkeit doch seine Kunst ohne den Vorgang Wagners nicht zu denken wäre.

Zwei Opernnovitäten wurden uns im Hoftheater als Weihnachtsgabe beschert. Auf die erste, ‚Feuersnot' von Richard Strauß, werden wir demnächst ausführlich zurückkommen; vorläufig sei nur konstatiert, daß das geniale Werk verdientermaßen eine glänzende Aufnahme beim Publikum fand. Die zweite Novität ‚La Cabrera' von Dupont wurde vom Publikum entschieden abgelehnt. Dieses Werk hat voriges Jahr unter 200 Konkurrenten den Sozognopreis davon getragen. Wie mögen die 199 andern Opern ausgesehen haben, wenn man dieses Produkt plattester Routine des Lorbeers für würdig erachtete? Der junge, unlängst verstorbene Komponist zeigt darin eine anerkennenswerte Beherrschung der Mittel; das ist aber auch alles. Man braucht keineswegs ein Beckmesser zu sein, um in dieser Partitur ‚von Melodei auch nicht eine Spur' zu finden. Auch die Textdichtung von Cain ist dramatisch absolut unzulänglich, und die wenigen dankbaren Höhepunkte, die sie dem Komponisten bot, hat dieser ganz außer acht gelassen. Langeweile *κατ' ἐξοχήν* ist das bedenkliche Charakteristikum für diese Preisoper, die wohl bald der verdienten Vergessenheit anheimfallen wird.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen.

Zur Würdigung unserer drei ersten Kunstbeilagen, Ariadne auf Naxos, Orpheus und Eurydike, die Begegnung Jakobs mit Esau, die sämtliche Reproduktionen nach Gemälden von Watts sind, verweisen wir auf den einschlägigen Hauptartikel von Dr. Joseph Popp im gleichen Hefte. Das vierte Bild ‚Der Schmerzensmann', eine Reproduktion nach einem Relief August Hudlers findet seine künstlerische Interpretation in dem Rundschauartikel ‚Neue Wege in der religiösen Plastik'. — Die Erlaubnis zur Nachbildung der ersten und dritten Beilage verdanken wir dem photographischen Verlag Hollyer in London.

Zu unseren beiden Kunstbeilagen nach Camille Corot im Januarheft bemerken wir noch, daß der ‚Nymphentanz' aus der Kollektion Arnold und Tripp und die ‚Sturmlandschaft' aus der Kollektion Warnier stammt, und daß unsere Bilder nach vorzüglichen Aufnahmen des photographischen Verlags Braun, Clément und Cie. reproduziert wurden.

Berichtigung. In dem Rundschauartikel über Kunst im Januarheft S. 513 bitten wir den Namen des ersten dort genannten Künstlers in Otto (statt Leo) Greiner zu ändern.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

C. Spitzweg pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Kaktusfreund.

Horte Land

Dritter Jahrgang. März 1906. 6. Heft.

Der Heilige.

Von

Antonio Fogazzaro.

(Fortsetzung.)

Benedetto hatte den Weg nach Sacro Speco eingeschlagen. Er überschritt das ausgetrocknete Bett eines Gießbachs auf der anderen Seite des Klostergebäudes, gelangte, sich rechts wendend, zu der uralten Betkapelle von Santa Crocella, stieg hinauf über das Steingeröll, das dem brausenden Aniene zu jäh abfällt, den Buchenhainen des Francolano gegenüber, der schroff und dunkel bis zu dem sternengekrönten Kreuz auf seinem Gipfel aufragte. Bevor er den Triumphbogen, der zum Wald des Sacro Speco führt, erreichte, verließ er den Weg. Er klomm an der linken Seite hinauf und suchte nach der Stelle seiner letzten Nachtwache, hoch über den quadratischen Dächern und dem gedrungenen Turm von Santa Scolastica. Das Suchen nach dem Stein, vor dem er in einer anderen schmerzlichen Nacht auf den Knien gebetet hatte, lenkte seine Gedanken aus dem mystischen Feuer, das sie umloderte, kühlte sie ab. Er gewahrte es alsbald und empfand ein schmerzliches Bedauern, eine Ungeduld, die Glut seiner Seele wieder zu entfachen, die noch verschärft wurde durch die Furcht, daß es mißlingen könne, daß er die Schuld daran trage durch die Erinnerung

an andere traurige Enttäuschungen. Kälter wurde es in ihm und kälter. Er sank in die Knie, er rief nach Gott in verzweifeltem Gebete. Wie die kleine Flamme am grünen Holz vergeblich leckt, so verglomm das Feuer seines Willens, ohne sein erstarrtes Herz aufzurühren, und erstarb in gedankenlosem Horchen auf das gleichmäßige Brausen des Aniene. Mit jähem Schrecken kehrte ihm das Bewußtsein wieder. Vielleicht würde so die ganze Nacht vergehen; der starren Kälte würde die heiße Versuchung folgen! Er gebot dem Fieber seiner Vorstellungen Schweigen, faßte den festen Vorsatz, den Mut nicht zu verlieren. Deutlich und klar stieg der Gedanke in ihm auf, daß feindliche Geister um ihn seien. Wenn aus den Ritzen der Steine um ihn her teuflische Augen aufgeflammt wären, hätte er dessen nicht sicherer sein können. Er fühlte, wie ein Gift in ihm arbeitete; er fühlte ein Versagen der Liebe, ein Versagen des Schmerzes, einen Verdruß, eine Last, tötliche Betäubung, die sich auf ihn senkte. Wieder verfiel er in das gedankenlose Horchen auf das Geräusch des Flusses, die Augen blicklos auf den düsteren Wald des Francolano geheftet. Er schaute in einer inneren Vision, langsam mechanisch, das Bild des ruchlosen Priesters, der dort gelebt mit seinem Gefolge von Sünderinnen. Das Knien ermüdete ihn; er sank in sich zusammen. Noch immer sah er langsam mechanisch die Vision. Mit mühsamer Anstrengung wandte er sich um, ließ sich nieder. Seine Hände glitten über die weichen, duftenden Gräser, die zwischen den Steinen sproßten. Er schloß die Augen in der Süße dieser weichen Berührung, des würzigen Duftes, der Ruhe. Und er sah Jeanne, bleich unter der abfallenden Krempe eines schwarzen Federhutes, sie lächelte ihm mit tränenfeuchten Augen zu. Sein Herz begann zu schlagen, stärker und stärker; ein Faden, ein einziger Willensfaden hielt ihn auf dem abschüssigen Gelände davon zurück, sich dieser Erscheinung hinzugeben. Weit öffnete er die Augen, mit ausgebreiteten Armen und offenen Händen stieß er einen langen Seufzer aus. Aber sogleich dachte er, daß ein nächtlicher Wanderer ihn gehört haben könnte, und er hielt den Atem an und horchte. Schweigen, Schweigen überall, nichts als das Brausen des Flusses. Allmählich wurde sein Herz ruhiger. ‚Mein Gott, mein Gott!‘ flüsterte er, schaudernd vor der Gefahr, in der er geschwebt, dem Abgrund, in den er geblickt. Er saugte sich mit den Augen, mit der Seele fest an den großen heiligen Würfel von Santa Scolastica dort unten, an den kurzen, gedrungenen Turm, der etwas so Gutes hatte, den er so liebte. Mit dem Geiste drang er durch die Dunkelheit und die Dächer, beschwor in seinem Innnern die Vision der Kirche herauf, der ewigen Lampe, des Tabernakels, des Sakraments und klammerte sich gierig daran fest. Mit äußerster Kraftanstrengung versinnlichte er sich die Klostergänge, die Zellen, die großen Kruzifixe neben den Lagern der Mönche, das seraphische

Antlitz seines schlafenden Meisters. Er verharrte mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft bei dieser Vorstellung, mit angstvollem Bangen das immer wiederkehrende Bild des schrägen Federhutes und des bleichen Gesichts in sein Inneres zurückdrängend, bis das Bild schwächer und schwächer wurde, sich verlor in unbewußten Tiefen der Seele. Nun stand er schwerfällig auf, und langsam, als ob die Majestät einer eingebildeten Größe selbst seine Gebärden regierte, faltete er die Hände und neigte das Kinn darüber. Er richtete seinen Gedanken auf das Gebet der ‚Nachfolge Christi': ‚Domine, dummodo voluntas mea recta et firma ad te permaneat, fac de me, quidquid tibi placuerit!' Sein Inneres blieb unbewegt. Es schien, als seien die bösen Geister daraus entwichen; aber es waren auch keine Engel herniedergestiegen. Sein müder Geist blieb an äußeren Dingen haften, an unbestimmten Formen, an den matten Lichtungen in dem Dunkel, an dem fernen Schrei der Nachteule in den Buchenhainen, an dem leisen Duft des Grases, der noch an den gefalteten Händen haftete. Der herbe Walldduft rief ihm den Augenblick zurück, da er die Hände über das Gras gleiten ließ, bevor Jeannes trauriges Lächeln ihm erschien. Jäh löste er die Hände auseinander, seine langenden Blicke kehrten zum Kloster zurück. Nein, nein, Gott würde es nicht zulassen, daß er unterläge; Gott bewahrte ihn für seine Werke auf. Und nun stiegen aus den Tiefen seiner Seele, ohne daß der Wille daran teil hatte, Bilder auf, die er auf des Meisters Rat nicht mehr heraufbeschworen hatte, seit er nach Santa Scolastica gekommen war, Bilder jener Vision, die er niedergeschrieben und Don Giuseppe Flores in Gewahrsam gegeben hatte.

Er sah sich in Rom bei Nacht auf dem Petersplatz auf den Knien liegen zwischen dem Obelisk und der Fassade des gigantischen Tempels, den das Mondlicht badete. Der Platz war leer; das Brausen des Aniene wurde für ihn zu dem Murmeln der Springbrunnen. Aus der Pforte des Tempels trat eine Gruppe von Männern in roten, violetten und schwarzen Gewändern auf die Stufen der Treppe. Sie sahen ihn drohend an, mit den Fingern nach der Engelsburg weisend, als geböten sie ihm, diesen heiligen Ort zu verlassen. Aber jetzt, das war nicht mehr die Vision, das war eine neue Erscheinung! Er erhob sich, aufrecht und stolz stand er der feindlichen Schar gegenüber. Hinter sich hörte er etwas wie das Getöse von herbeieilenden Menschenmassen, die von allen Straßenmündungen sich stromweise auf den Platz ergossen. Eine Menschenwoge riß ihn mit sich fort, ihn als den Reformator der Kirche, den wahren Stellvertreter Christi begrüßend, und drängte ihn zu der Schwelle des Tempels. Hier wandte er sich um, wie um Besitz zu nehmen von der Welt. In demselben Augenblick blitzte der Gedanke in ihm auf: Satan, der Christus das Reich der Welt anbietet.

Er stürzte nieder zur Erde, mit dem Gesicht die Steine berührend, und stöhnte im Geiste: ‚Jesus, mein Jesus, ich bin nicht würdig, nicht würdig, versucht zu werden wie du!‘ Und er drückte die zusammengepreßten Lippen auf den Stein, Gott suchend in der stummen Kreatur, Gott, Gott, das Verlangen, das Leben, den heißersehnten Frieden der Seele. Ein Windstoß streifte über ihn hin, bewegte die Gräser und Pflanzen um ihn her.

‚Bist du es? Bist du es? Bist du es?‘ stöhnte er.

Der Wind schwieg.

Benedetto preßt die Fäuste gegen die Wangen, hebt, die Ellbogen auf den Stein stützend, den Kopf und lauscht, ohne zu wissen auf was. Er seufzt, setzt sich auf. Gott wird nicht zu ihm sprechen. Gedankenleer schweigt die müde Seele. Langsam schleicht die Zeit dahin. Die müde Seele beschwört mit Aufbietung all ihrer Kraft zu ihrem Troste den letzten Teil der Vision herauf: sein Aufsteigen zu einem stürmischen Nachthimmel, herabsteigenden Engeln entgegen. Und er dachte trübe: Wenn dieses Schicksal mich erwartet, warum mich betrüben? Wenn ich versucht werde, werde ich nicht unterliegen; und wenn ich unterliege, wird Gott mich wieder aufrichten. Auch brauche ich ihn nicht zu fragen, was er mit mir vorhat. Warum gehe ich nicht zum Schlafe hinunter?

Bleierne Schwere im Kopf stand Benedetto auf. Der ganze Himmel bis zu den Bergen von Jenne, wo das Tal des oberen Aniene sich hinzieht, hatte sich mit schwerem Gewölk überzogen. Benedetto konnte kaum die düster schwarze Wand des Francolano und das bläuliche Schwarz des Steingerölls zu seinen Füßen in der Dunkelheit unterscheiden. Er wollte den Abstieg beginnen. Beim zweiten Schritt mußte er stehen bleiben. Seine Beine trugen ihn nicht; eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Er hatte seit fast dreißig Stunden nichts genossen. Nur ein Stück Brot hatte er um zwölf Uhr zu sich genommen. Er fühlte ein Stechen im Körper wie von Myriaden von Nadeln, sein Herz schlug zum Zerspringen, sein Geist umnebelte sich. Was war das für ein Gewirr von Schlangen, das sich um seine Füße wand und tat, als sei es unschuldiges Gras? Welch unheimlicher Teufel lauerte dort unten zusammengeduckt auf dem Stein auf ihn, um sich auf ihn zu stürzen, und tat, als sei er harmloses Gebüsch? Erwarteten ihn die bösen Geister nicht auch im Kloster? Nisteten sie nicht in den Augen des zinnengekrönten Turmes? Leuchteten nicht schwarze Flammen aus diesen Augen? Nein, nein, jetzt nicht mehr. Jetzt sahen sie ihn unter halbgeschlossenen Lidern spöttisch an. Das Brausen des Aniene wäre das? Nein, das Geheul der triumphierenden Hölle. Er glaubte in seinem Innersten nicht an das, was er sah, was er hörte; aber er zitterte, zitterte wie ein Strohhalm im Winde, und die Myriaden Nadeln liefen über seinen ganzen Körper. Er versuchte

seine Füße aus dem Schlangengewirr zu befreien. Es gelang ihm nicht. Aus der Angst wurde Zorn. ‚Ich muß können!‘ rief er mit lauter Stimme. Aus der dunkeln Schlucht von Jenne antwortete ihm das dumpfe Rollen des Donners. Er blickte nach jener Seite. Ein Blitz öffnete die Wolken über der Dunkelheit des Monte Preclaro und verschwand. Noch einmal versuchte Benedetto die Schlangen von den Füßen abzustreifen, und wieder antwortete ihm die drohende Löwenstimme des Donners.

‚Was tue ich?‘ sagte er zu sich selbst, indem er sich zu sammeln versuchte. ‚Warum will ich hinuntergehen?‘ Er wußte es nicht mehr; es bedurfte einer geistigen Anstrengung, um sich daran zu erinnern. Ja, das war es. Er hatte hinuntergehen und sich niederlegen wollen, weil das Gebet überflüssig war für einen Mann, der sicher ist, in den Himmel zu gelangen. Und auch in seinem Innern flammte ein Blitz auf:

‚Ich versuche Gott!‘

Die Schlangen hielten ihn umklammert; der Teufel kam auf allen Vieren über das Steingeröll, auf dem wilde Geister ein höllisches Leben entfesselten, auf ihn zu. Die schwarzen Flammen brannten in den Augen des Zinnenturmes. Siegesgeheul drang aus dem Höllenschlund. Aber ein Brausen lauter als das Rollen des Donners schallte durch die Wolken: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.‘

Benedetto hob das Gesicht und die gefalteten Hände zum Himmel; er betete, so gut er es vermochte mit dem letzten Schimmer seines schwindenden Bewußtseins; er schwankte, breitete die Arme aus, griff in die Luft, neigte sich langsam nach hinten, fiel rücklings nieder auf den Abhang und blieb reglos liegen.

— — — — — — — — — — — — — —

Unbeweglich lag sein Körper in dem Gewittersturm, wie ein gefällter Baum, zwischen den schwankenden Ginstern und dem wogenden Grase. Die Seele mußte sich im Kontakt mit dem zeit- und raumlosen Wesen geschlossen haben; denn als Benedetto das Bewußtsein wiederkehrte, war ihm der Sinn für Zeit und Ort ausgeschaltet. Er empfand eine seltsame Leichtigkeit der Glieder, eine wohlige physische Mattigkeit, eine unendliche innere Glückseligkeit; erst auf dem Gesicht, dann auf den Händen unzählige, unendliche, kleine, prickelnde Reize wie von lebendigen, verliebten Luftatömchen; leises Summen schüchterner Stimmen um das, was ihm sein Bett schien. Er richtete sich auf, schaute verwirrt, aber ruhigen Gemüts um sich; in völliger Vergessenheit des Wo und des Wann, aber so beruhigt, so zufrieden über die stille Quelle einer unbestimmten Liebe, die sich in seinem Innern aufgetan, alle seine Lebensadern durchströmte und sich über die Dinge um ihn her, über die zarten, kleinen Leben, die ihm teuer geworden

waren, ergoß. Über seine eigene Verwirrung innerlich lächelnd erkannte er das Wo und das Wie. Das Wann nicht. Auch trug er kein Verlangen danach; er fragte sich nicht, ob seit seinem Falle Stunden oder Minuten vergangen wären, so beglückte ihn die köstliche Gegenwart. Das Gewitter war nach Rom zu niedergegangen. In dem Plätschern des ohne Wind gleichmäßig fallenden Regens, in der brausenden Stimme des Aniene, in dem herben Duft des nassen Steinfeldes, im eigenen Herzen empfand Benedetto ein Göttliches, das der Kreatur anhaftet, eine verborgene Wesenheit des Paradieses. Er fühlte, wie er aufging in der Seele der Dinge, so wie eine kleine Stimme in einem Riesenchor, wie er eins wurde mit dem duftenden Berge, eins mit der beseligenden Luft. Und versunken in einem Meer paradiesischer Wonne, die Hände auf den Knien, die Augen halb geschlossen, geblendet von dem sachte niederfallenden Regen, gab er sich dem Genusse hin, nicht ohne ein unbestimmtes Verlangen, daß auch Leute, die nicht glauben, Leute die nicht lieben, diese Süße kennen lernen möchten. Wie seine Verzückung wich, kehrte ihm auch das Warum seiner Anwesenheit auf dem einsamen Berg in nächtlicher Finsternis ins Bewußtsein zurück, und die Ungewißheit des Morgen und Jeanne und die Verbannung aus dem Kloster. Aber Unsicherheit und Zweifel waren jetzt seiner fest in Gott vertrauenden Seele gleichgültig wie dem unbeweglichen Francolano das Rascheln seines Blätterkleides. Ungewißheit, Zweifel, Erinnerungen an die geheimnisvolle Vision lösten sich in einer tiefen Hingabe an den göttlichen Willen, der nach seinem Ermessen über ihn verfügen würde. Jeannes Bild, gewissermaßen von der Höhe eines unzugänglichen Turmes aus betrachtet, erregte in ihm nur das Verlangen, brüderlich an ihr zu handeln. Die ruhige Vernunft trat wieder in alle ihre Rechte. Er fühlte, daß der Regen ihn bis auf die Haut durchnäßt hatte, und es regnete gleichmäßig sachte weiter. Was tun? In das Pilgerhospiz einkehren, ging nicht an, denn der Hirt schlief. Ihn wecken, um sich öffnen zu lassen, mochte er nicht; auch würde es nicht leicht getan sein. So beschloß er, unter den Steineichen von Sacro Speco Schutz zu suchen. Er richtete sich mühsam auf. Ein Schwindel befiel ihn. Er wartete ein wenig, und dann stieg er langsam, langsam hinunter zu der Straße, die von Santa Scolastica zu dem Triumphbogen am Eingang des Waldes führt. Dort, in dem schwarzen Schatten der großen hängenden Steineichen auf dem Abhang des Berges, zur Rechten der matte Schimmer auf der Außenseite des Triumphbogens, zur Linken der matte Schimmer auf der Außenseite des Waldes, sank er nieder mit ausgebreiteten Armen. Er war am Ende seiner Kräfte.

Ihn hungerte, und er wagte nicht, den Herrn um Nahrung zu bitten; denn es schien ihm, als würde er um ein Wunder bitten. Er schickte sich

an, den Tag zu erwarten. Die Luft war lau, der Boden fast trocken, einzelne Tropfen tropften dann und wann von den Blättern der Eichbäume. Benedetto fiel in einen leichten Schlummer, der seine Sinneseindrücke kaum verschleiernd in Traumbilder wandelte. Er glaubte an einer sicheren Zufluchtsstätte des Gebets und des Friedens zu weilen, im Schatten heiliger Arme, die sich schützend über sein Haupt breiteten, und es schien ihm, daß er diesen Ort verlassen müßte aus Gründen, deren Notwendigkeit ihm einleuchtete, deren Natur er aber nicht kannte. Er konnte ihn verlassen durch eine Pforte zu dem Wege, der hinunterführte in die Welt; er konnte auf der entgegengesetzten Seite hinausgehen zu einem Weg, der hinaufführte in heilige Einsamkeiten. Unschlüssig zauderte er. Ein großer, fallender Regentropfen ließ ihn die Augen aufschlagen. Nach einem Augenblick der Benommenheit erkannte er rechts den Bogen, der zu der absteigenden Straße nach Santa Scolastica, nach Subiaco hinunterführte, links den Weg, der zum Sacro Speco aufsteigt. Und mit Staunen bemerkte er, daß zu beiden Seiten außerhalb des Waldes die nackten Steine viel heller schimmerten als vorher, daß tausend kleine Lichter durch die Blätter über seinem Kopfe schienen. Tag? Es wird Tag? Benedetto hatte geglaubt, daß Mitternacht kaum vorüber sei. Auf Santa Scolastica schlug die Uhr: eins, zwei, drei, vier. Es ist Tag, und es würde noch heller sein, wenn nicht der ganze Himmel von den Bergen von Subiaco bis zu den Bergen von Jenne eine schwere Wolke wäre, obgleich es nicht mehr regnet. Ein Schritt aus der Ferne; jemand, der in der Richtung des Tores heraufkommt.

Es ist der Kuhhirt von Santa Scolastica, der durch einen besonderen Zufall zu dieser Stunde die Milch zum Sacro Speco bringt. Benedetto begrüßte ihn. Als der Hirt diese Stimme hörte, blieb er stehen wie vom Schlag gerührt und ließ vor Schreck beinahe das Gefäß mit der Milch fallen.

‚O Benedé! Ihr hier?‘ rief er, Benedetto erkennend.

Benedetto bat ihn um Gottes Barmherzigkeit willen um einen Schluck Milch.

‚Du sagst es den Vätern,‘ sagte er, ‚du sagst ihnen, daß ich mich schwach fühlte und dich um Gottes Liebe willen um ein wenig Milch gebeten habe.‘

‚Ja, ja, schon gut! So nehmt doch! So trinkt doch!‘ entgegnete der Hirt ehrerbietig, denn er hielt Benedetto für einen Heiligen.

‚Und die Nacht habt Ihr hier verbracht? Und den ganzen Regen habt Ihr abbekommen? Himmel, wie seid Ihr naß! Wie ein Schwamm seid Ihr vollgesogen, ja, wie'n Schwamm!‘

Benedetto trank.

‚Gott segne dich,‘ sagte er, ‚für deine Güte und für die Güte der Milch.‘

Er umarmte ihn, und nach Jahren noch erzählte der Kuhhirt Nazzareno Mercuri, daß, während Benedetto ihn in die Arme schloß, es ihm war, als ob er nicht mehr er selbst gewesen; sein Blut sei erst wie Eis erstarrt und habe dann gebrannt wie Feuer; sein Herz habe so stark geklopft wie damals, als er zum erstenmal Christus im Sakrament empfangen habe; ein heftiger Kopfschmerz, der ihn seit zwei Tagen schon plagte, sei wie weggeblasen gewesen; nun sei ihm sofort klar geworden, daß er in den Armen eines wundertätigen Heiligen ruhe, und er sei vor ihm niedergekniet. In Wirklichkeit war er nicht niedergekniet, sondern wie versteint geblieben, so daß Benedetto ihm zweimal sagen mußte: ‚Nun geh, Nazzareno, nun geh, mein Sohn!‘ Und nachdem er den Hirten in liebevoller Weise so auf den Weg nach Sacro Speco gebracht, machte er selbst sich auf den Weg nach Santa Scolastica.

Das helle Steinfeld war frei von guten und von bösen Geistern. Berge, Wolken, selbst die dunklen Mauern des Klosters und der Turm schienen bei dem fahlen Licht in tiefem Schlaf zu liegen. Benedetto trat ein in das Hospiz, streckte sich, ohne die durchnäßten Kleider abzulegen, auf sein armseliges Lager, kreuzte die Arme über der Brust und sank in tiefen Schlaf.

IV.

Von Angesicht zu Angesicht.

1.

Das Rollen des Donners weckte Noëmi kurz nach zwei Uhr, wenige Minuten nachdem sie eingeschlummert war, wieder auf. Sie schlief neben dem von Jeanne bewohnten Zimmer und hatte die Tür zu Jeanne aufgelassen. Jeanne rief sie sogleich. Bis um zwei Uhr hatten sie miteinander geplaudert, und völlig erschöpft hatte Noëmi endlich nach langem vergeblichem Bitten erreicht, daß die Freundin sie in Frieden ließ. Sie tat, als hörte sie nicht. Jeanne rief noch einmal:

‚Noëmi! Ein Gewitter! Ich habe Furcht.‘

‚Du hast gar keine Furcht,‘ antwortete Noëmi ärgerlich. ‚Sei still und schlafe!‘

‚Ich fürchte mich. Ich komme zu dir.‘

‚Das verbiete ich dir.‘

‚Dann komm du zu mir!‘

Noëmi antwortete mit einem so energischen ‚Hörst du endlich auf!‘, daß die andere still wurde.

Auf kurze Zeit. Mit der kläglichen Kinderstimme, die Noëmi so gut kannte, hob sie von neuem an:

‚Hast du noch nicht genug geschlafen? Jetzt kannst du doch mit mir sprechen? Du schläfst seit mindestens drei Stunden.‘

Noëmi zündete ein Streichholz an und sah nach der Uhr, mit der in der Hand sie vorher um Ruhe gefleht hatte.

‚Zweiundzwanzig Minuten!‘ sagte sie. ‚Jetzt ist's genug!‘

Jeanne schwieg einen Augenblick. Dann stieß sie jene kleinen ‚Hm, hm, hm!‘ aus, die bei einem verwöhnten Kind die Vorboten des Weinens zu sein pflegen. Und mit unterdrückter Stimme ging es weiter:

‚Du hast mich nicht ein bißchen lieb. — Hm! — Hm! — So habe doch Mitleid! Sprich doch ein bißchen mit mir! — Hm! — Hm!‘

‚O mon Dieu!‘ seufzte Noëmi in ihrer Muttersprache. Und mit einem zweiten Seufzer ergab sie sich. ‚Los! Was kannst du mir zu sagen haben, was du mir in den vier Stunden noch nicht gesagt hättest?‘

Der Donner grollte. Aber Jeanne kümmerte sich jetzt nicht mehr darum.

‚Morgen früh gehen wir zum Kloster,‘ sagte sie.

‚Ja, ja, schon recht.‘

‚Wir gehen beide allein?‘

‚Aber freilich, das ist ja schon abgemacht.‘

Einen Augenblick schwieg die weinerliche Stimme; dann hub sie wieder an:

‚Hast du es mir schon heilig versprochen, daß du hier im Haus nichts davon sagen willst?‘

‚Ich habe es dir schon zehnmal versprochen.‘

‚Und du weißt doch, was du wegen der Ohnmacht von gestern abend sagen sollst, wenn man dich darnach fragt?‘

‚Ich weiß es.‘

‚Du sollst sagen, daß jener Mönch nicht er war, daß ich eine Enttäuschung erlebte, und daß mir davon schlecht wurde.‘

‚Aber mein Gott, Jeanne, das ist das zwanzigste Mal!‘

‚Wie schlecht du bist, Noëmi! Du liebst mich kein bißchen.‘

Schweigen.

Jeannes Stimme fängt wieder an:

‚Sage mir, was du denkst! Glaubst du wirklich, daß er mich vergessen hat?‘

‚Ich antworte nicht mehr.‘

‚Ach, antworte doch! Ein einziges Wort! Nachher lasse ich dich auch schlafen.‘

Noëmi dachte ein wenig nach, und dann erwiderte sie trocken, um ein Ende zu machen:

‚Nun gut, ich glaube, ja. Ich glaube, daß er dich niemals geliebt hat.‘

‚Das sagst du nur, weil ich es dir gesagt habe,‘ gab Jeanne schroff, mit tränenloser Stimme zurück. ‚Das kannst du gar nicht wissen.‘

‚Bon, ça!‘ murmelte Noëmi. ‚C'est elle qui me l'a dit et je ne dois pas le savoir!‘

Schweigen.

Die klägliche Stimme:

‚Noëmi!‘

Keine Antwort.

‚Noëmi, so hör' doch!‘

Nichts. Jeanne fängt an zu weinen, und Noëmi gibt nach.

‚Aber, heiliger Gott, was willst du denn?‘

‚Piero kann nicht wissen, daß mein Mann gestorben ist.‘

‚Gut. Und was noch?‘

‚Dann kann er auch nicht wissen, daß ich frei bin.‘

‚Und dann?‘

‚Dummes Ding, du machst mich ganz rasend!‘

Schweigen. Jeanne weiß ganz gut, welcher Art ihre Raserei ist. Die Freundin denkt zu sehr wie sie selbst, während sie doch so sehr wünschte, in ihrer schmerzlichen Vorahnung Widerspruch zu finden, ein Wort des Trostes und der Hoffnung zu hören.

Sie stieß ein leises, gezwungenes Lachen aus.

‚Noëmi, jetzt spielst du absichtlich die Beleidigte, um nicht sprechen zu müssen!‘

Schweigen.

Mit sanfter Stimme fängt Jeanne wieder an:

‚Höre! Glaubst du nicht, daß er noch Versuchungen hat?‘

Schweigen.

Diesmal beachtet es Jeanne nicht, daß Noëmi nicht antwortet. Sie ruft:

‚Das wäre noch schöner, wenn er gerade jetzt keine Versuchungen mehr hätte!‘

Ihre Entrüstung ist so komisch, daß Noëmi, obgleich sehr empört, ihr Lachen nicht zurückhalten kann; und sie lacht ebenfalls. Noëmi lacht, aber sie schilt sie auch wegen dieser unglaublichen Torheiten, die sie gedankenlos ausspricht. Denn Noëmi kennt Jeanne und weiß, daß Jeanne in diesem Augenblick nicht die richtige Jeanne ist, bewußt und Herrin ihrer selbst; oder vielleicht ist sie gerade die richtigere Jeanne, aber ganz sicher nicht die, die Piero Maironi gegenüber stehen wird, wenn sie sich je begegnen.

Der Donner schweigt, und Jeanne möchte sehen, was für Wetter ist; aber es ist ihr lästig, aus dem Bett zu steigen; sie fürchtet, daß ihr schlecht wird; sie fürchtet, es könne zweifelhaft sein, ob sie auch in einigen Stunden zum Kloster wird heraufsteigen können. Sie fürchtet sich auch vor den Schwierigkeiten, die ihre Wirte ihr machen könnten, falls das Wetter zu schlecht wäre; es liegt ihr also alles daran, zu erfahren, was der Himmel für ein Gesicht macht. So muß Noëmi aufstehen, die Sklavin, deren Aufstände selten siegreich enden. Noëmi steht auf, öffnet das Fenster und durchforscht mit ausgestreckter Hand das Dunkel. Kleinwinzige, eilige Tröpfchen rieseln wollüstig auf ihre Hand. Das Dunkel gewinnt nach und nach Form. Sie unterscheidet dort unten, grau auf schwarzem Grunde, Santa Maria della Febbre. Das schwere, drohende Gewölk erhellt sich, und über den Zweigen der Eiche, die rechts hineinragt, dräuen schwarz die Profile der Berge. Die kleinwinzigen, eiligen Tröpfchen rieseln, rieseln wollüstig auf die ausgestreckte Hand, die sich zurückzieht. Jeanne fragt:

‚Nun?‘

‚Es regnet.‘

Sie seufzt: ‚Wie langweilig!‘, als ob es in Ewigkeit nun fortregnen müsse. Und die Tröpfchen stimmen eine bedeutsamere Sprache an, erfüllen das Zimmer mit leisen Worten, werden wieder schwächer. Jeanne hat die leisen Worte nicht verstanden; sie hat nicht verstanden, daß der Mann, der ihr Herz erfüllt, ohnmächtig auf dem öden Steingrund liegt, den der Regen spült.

Frau Selva, die ein wenig unruhig war, daß zu vorgerückter Morgenstunde keine der beiden Damen noch sich gezeigt hatte, trat vorsichtig leise in das Zimmer ihrer Schwester. Noëmi war fast fertig angekleidet und machte ihr ein Zeichen, zu schweigen. Jeanne war endlich eingeschlafen. Die beiden Schwestern gingen zusammen hinaus und in Giovannis Arbeitszimmer, wo er sie erwartete. Also? War wirklich Don Clemente der Mann? Mann und Frau wünschten es zu wissen, um sich darnach zu richten. Giovanni zweifelte nicht mehr; seine Frau zweifelte noch. Noëmi, Noëmi mußte es wissen. Giovanni schloß die Tür, während Maria, die das Schweigen ihrer Schwester für eine Bestätigung ansah, dringend fragte: ‚Also wirklich? Also wirklich?‘

Noëmi schwieg. Sie würde vielleicht der Freundin Geheimnis verraten haben in der Absicht, mit Selvas für ihr Glück zusammen zu wirken, wenn nicht die Furcht vor einer Meinungsverschiedenheit mit Selvas und auch das Gefühl der eigenen Unsicherheit sie davon zurückgehalten hätte. Möglicherweise würden Selvas als Katholiken es nicht billigen, daß der Mann, der aus der Welt geflüchtet war, wieder dorthin zurückkehrte. Sie

als Protestantin konnte nicht so denken. Wenigstens hätte sie es nicht gedurft. Sie mußte daran festhalten, daß man Gott besser in der Welt und in der Ehe dient. Sie dachte so, aber sie konnte es sich nicht verhehlen, daß sie Herrn Maironi, wenn er Jeanne jetzt heiratete, nicht sehr achten könnte. Alles in allem war es besser, die seltsame Wahrheit zu verschweigen.

‚Was meint ihr?‘ fragte sie. ‚Daß dieser Geistliche, der gestern Abend nach all eurem sonderbaren Gebahren an uns vorüberkam, der alte Geliebte gewesen wäre? Ist das euer Don Clemente? Gut, der war es nicht.‘

‚Ach! Wahrhaftig nicht?‘ rief Giovanni halb überrascht, halb ungläubig. Seine Frau triumphierte.

‚Siehst du?‘ sagte sie.

Aber Giovanni gab sich noch nicht für besiegt. Er fragte Noëmi, ob sie auch dessen, was sie da behaupte, ganz sicher sei, und wie sie dann den Ohnmachtanfall von Frau Dessalle erklären wolle. Noëmi erwiderte, daß da gar nichts zu erklären sei. Jeanne litte an Bleichsucht und sei solchen Anfällen von tötlicher Erschlaffung unterworfen. Giovanni schwieg, wenig überzeugt. Wenn es sich wirklich so verhielt, wie vermochte dann Noëmi mit solcher Sicherheit zu behaupten, daß Don Clemente der Mann nicht wäre? In den Worten, in den Gesten, im Gesicht seiner Schwägerin fühlte Giovanni etwas Unklares, etwas Gezwungenes. Maria erkundigte sich nach der Nacht. Wie hatte Frau Dessalle sie verbracht? Unruhig? Aber in was für einer Art Unruhe?

‚Sie ist unruhig gewesen. Was soll ich da noch weiter sagen?‘ meinte Noëmi ein wenig ärgerlich. Und sie ging ans offene Fenster, wie um die Absichten der Wolken zu erkunden. Giovanni trat auf sie zu, entschlossen, ihren Hinterhaltigkeiten ein Ende zu machen. Sie fühlte seine Absicht und suchte Deckung, indem sie ihn nach seiner Meinung über das Wetter fragte.

Der Himmel war ganz bedeckt; schwere, niedrige Wolken hingen vom Monte Calvo über die Cappuccini und la Rocca. Die Luft war lau; der Aniene tose gewaltig. Tief unten schimmerte das gewundene Band der Straße von Subiaco trübe vor Schlamm durch die Blätter der Oliven. Giovanni antwortete:

‚Regen.‘

Rasch fragte Noëmi, wie weit es von der Villa bis zu den Klöstern wäre. Nach Santa Scolastica zwanzig Minuten. Weshalb sie frage? Nachdem Maria gehört hatte, daß Jeanne beabsichtigte, noch denselben Morgen mit Noëmi hinzugehen, erhob sie Einspruch. Bei einem derartigen Wetter? Das letzte Stück mußte man zu Fuß machen. Konnten sie nicht warten, es auf morgen, auf übermorgen verschieben?

‚Wann hat sie es dir gesagt?‘ fragte Giovanni beinahe barsch.

Noëmi zögerte; dann antwortete sie:

‚Heute nacht.‘

Sie verstand, während sie sprach, daß sie Verdacht erregte, namentlich nach diesem Moment des Zauderns; und sie erwartete einen Angriff, unsicher, ob sie Widerstand leisten oder nachgeben sollte.

‚Noëmi!‘ rief Giovanni streng.

Sie blickte ihn an, das Gesicht mit leichter Röte übergossen. Indessen fragte sie ihn nicht: Was gibt's? Sie schwieg.

‚Leugne nicht!‘ begann ihr Schwager wieder. ‚Die Dame hat Don Clemente wiedererkannt. Leugne nicht, sage es mir, es ist eine Gewissenspflicht für dich! Man darf unmöglich zugeben, daß sie sich begegnen.‘

‚Ich habe die Wahrheit gesagt,‘ erwiderte Noëmi, die jetzt sicher war über den Weg, den sie einhalten wollte. In ihrer gefügigen, beinahe unterwürfigen Stimme lag das Eingeständnis, daß sie nicht die ganze Wahrheit gesagt habe.

‚Sie hätte ihn nicht erkannt? Aber irgend etwas weißt du!‘

‚Ich weiß etwas, ja,‘ antwortete Noëmi, ‚aber ich kann nicht sagen, was ich weiß. Ich sage euch nur, laßt Don Clemente sofort davon benachrichtigen, daß Frau Dessalle und ich heute morgen die Klöster besichtigen wollen! Etwas anderes sage ich euch nicht, und jetzt gehe ich und sehe nach, ob Jeanne aufgewacht ist.‘

Sie lief eilends davon. Selvas sahen sich an. Was bedeutete dieser Wunsch, Don Clemente benachrichtigen zu lassen? Maria las in ihres Mannes Gedanken etwas, das ihr mißfiel, von dem sie nicht wünschte, daß es über seine Lippen käme.

‚Schreibe einstweilen diesen Brief an Don Clemente!‘ sagte sie.

Aber Giovanni wollte lieber, bevor er schrieb, seine Gedanken aussprechen. Für ihn gab es nur eine mögliche Erklärung. Don Clemente war eben doch der Mann. Noëmi hatte Frau Dessalle versprochen, es nicht zu sagen, wollte aber eine Begegnung verhindern. Lebhaft rief Maria: ‚O, Noëmi sollte lügen? Nie!‘ Und dann errötete sie, lächelte und umarmte ihren Gatten, als ob sie fürchtete, ihn verletzt zu haben. Denn Giovanni war gerade einmal über ein paar Worte, die ihr über die geringe Zuverlässigkeit der Italiener entschlüpft waren, sehr beleidigt gewesen, und ein Schatten jener Wolke konnte jetzt, durch ihren Ausruf veranlaßt, vielleicht wiederkehren. Er war wirklich gekränkt, mehr durch die Umarmung als durch ihren Protest, errötete bei der Erinnerung ebenfalls und behauptete, daß an Noëmis Stelle Maria gerade so leugnen würde. Maria schwieg und verließ das Arbeitszimmer, während in ihren Augen eine unberufene

Träne glänzte. Zuerst war Giovanni mit sich zufrieden, daß er eine so beleidigende Zärtlichkeit abgewehrt hatte, und machte sich daran, das Briefchen an Don Clemente zu schreiben. Aber ehe er noch damit fertig war, hatte sich sein Zorn schon in Reue gewandelt. Er stand auf, um seine Frau zu suchen. Sie stand im Korridor mit Noëmi, die leise auf sie einsprach. Sie wandte ihm sogleich ihr Gesicht zu, verstand ihn, lächelte ihm mit noch feuchten Augen zu, machte ihm ein Zeichen, näher zu treten und leise zu sprechen. Was gab es? Nichts, als daß Jeanne sofort nach Santa Scolastica aufbrechen wollte. Noëmi vertröstete sie, daß sie eben erst aufgewacht sei, und daß dieses sofort mindestens ein und eine halbe Stunde bedeute. Aber man mußte aus Subiaco einen Wagen holen lassen; denn Jeanne war nicht imstande, zu Fuß mehr als das absolut Notwendige, das letzte Stück Weges, zu machen.

Ein Klingeln rief Noëmi zurück. Ungeduldig erwartete Jeanne sie.

‚Was für eine geschwätzige Kammerzofe!‘ rief sie halb lächelnd, halb gereizt. ‚Was hast du nun wieder deiner Schwester erzählt?‘

Noëmi drohte, wieder fortzugehen. Flehend faltete Jeanne die Hände. Und sie sah ihr in die Augen und fragte, als wolle sie ihre Seele erforschen:

‚Wie soll ich mich frisieren? Wie soll ich mich anziehen?‘

Zerstreut erwiderte Noëmi:

‚Aber wie du willst.‘

Jeanne stampfte wütend mit dem Fuß auf. Da verstand Noëmi.

‚Als Bäuerin,‘ sagte sie.

‚Abgeschmacktes Geschöpf!‘

Noëmi lachte.

Jeanne winselte ihr altes Lied:

‚Du liebst mich nicht! Du liebst mich nicht!‘

Da wurde Noëmi ernst und fragte sie, ob sie denn wirklich ihren Maironi zurück erobern wolle.

‚Ich will schön sein,‘ rief Jeanne. ‚Merke dies!‘

Sie war wirklich schön so, in ihrem Schlafrock aus feurigem Gelb, mit der Flut ihrer braunen Haare, die bis weit über die Taille wallten. Sie war viel schöner und jünger als am Abend vorher. Ihre Augen hatten das intensive Leben, das sie erfüllte, wenn Maironi in ein Zimmer trat, worin sie weilte, oder wenn sie auch nur seinen Schritt im Vorzimmer hörte.

‚Ich möchte mich kleiden wie damals in Praglia,‘ sagte sie. ‚Ich möchte in meinem grünen, pelzgefütterten Mantel vor ihn treten, jetzt im Mai. Ich möchte, daß er auf den ersten Blick sähe, wie sehr ich noch dieselbe bin, und wie sehr ich dieselbe zu sein wünsche. — O mein Gott, mein Gott!‘

Und in einer plötzlichen Anwandlung schlang sie die Arme um Noëmis Hals, preßte den Mund auf ihre Schulter und murmelte mit erstickten Seufzern Worte, die Noëmi nicht verstehen konnte.

‚Nein, nein, nein,‘ rief sie, ‚ich bin verrückt, ich bin schlecht; wir wollen fort, wir wollen fort.‘

Sie erhob ihr tränenüberströmtes Gesicht. ‚Wir wollen nach Rom,‘ sagte sie.

‚Ja, ja,‘ erwiderte ergriffen Noëmi, ‚wir wollen nach Rom; wir wollen sofort abreisen. Ich will mich gleich erkundigen, wann ein Zug geht.‘

Jeanne packte sie und hielt sie zurück. Nein, nein, das war Unsinn. Was würde ihre Schwester sagen? Was würde ihr Schwager sagen? Es war Unsinn; es war unmöglich. Und dann, und dann, und dann ... Sie bedeckte ihr Gesicht und murmelte zwischen den Händen, daß es ihr genügen würde, ihn einen einzigen Augenblick nur zu sehen; aber abreisen, ohne ihn zu sehen, das konnte sie nicht, das konnte sie nicht, das konnte sie nicht.

‚Gehen wir!‘ sagte sie nach einem langen Schweigen, die Hände vom Gesicht nehmend. ‚Kleiden wir uns an! Ich will anziehen, was du willst, einen Sack und ein Büßerhemd, wenn du es wünschest.‘

Sie hatte wieder ihr gereiztes Lächeln von vorhin.

‚Wer weiß?‘ sagte sie. ‚Vielleicht wird es mir gut tun, ihn als Bauer gekleidet zu sehen.‘

‚Mich würde es sofort heilen,‘ murmelte Noëmi; und sie errötete, denn sie fühlte, daß sie eine grobe Unwahrheit gesagt hatte.

Als Frau Selva an die Tür klopfte, um zu melden, daß der Wagen bereit sei, bat Jeanne Noëmi mit komischer Unterwürfigkeit, ihr zu erlauben, den großen Rembrandthut, den sie besonders liebte, aufsetzen zu dürfen. Die schwarzen Federn, die ihr bleiches Gesicht, das düstere Feuer ihrer Augen und ihre hohe, von einem dunklen Mantel umhüllte Gestalt überschatteten, schienen das Leben ihrer eigenen düsteren, leidenschaftlichen und stolzen Seele zu leben. Sie fühlte die Bewunderung, die sie erregte, als sie Maria Selva begrüßte. Sie fühlte sie auch in Giovannis Augen, aber anders, nicht wohlmeinend. Kaum hatte sie ihn verlassen, um mit Noëmi zum Gitter hinunterzugehen, wo der Wagen wartete, so fragte sie sie, ob sie ihrem Schwager nichts, wirklich gar nichts verraten hätte. Auf Noëmis beruhigende Antwort murmelte sie:

‚Es schien mir so.‘

Nach ein paar Schritten drückte sie ihr heftig den Arm und rief fröhlich wie nach einer unerwarteten Entdeckung:

‚Und ich bin doch noch schön!‘

Noëmi beachtete sie nicht. Noëmi fragte sich: Kann der Name Dessalle dem Mönche etwas gesagt haben? Könnte er ihn von Maironi gehört haben? Wenn Maironi ihm von dieser Liebe erzählt hat, könnte er ihm den Namen der Frau nicht verschwiegen haben? Im Grunde war sie ungeheuer neugierig, den Mann kennen zu lernen, der Jeanne eine so heftige Empfindung eingeflößt hatte, und der in einer so seltsamen Art aus der Welt verschwunden war. Aber sie hätte ihn allein sehen mögen. Sie entsetzte sich bei dem Gedanken, daß die beiden sich unvorbereitet begegnen könnten. Zum mindesten vorher mit diesem Mönche, mit diesem Don Clemente sprechen können, sich vergewissern, ob er weiß, ihn aufklären, wenn er nicht weiß, von ihm etwas über jenen andern, über seinen Gemütszustand, über seine Absichten in Erfahrung bringen! ‚Genug,‘ dachte sie, als sie in den Wagen stieg; ‚möge die Vorsehung walten! Und möge sie diesem armen Geschöpfe beistehen!‘

Als sie beim Beginn des Saumpfades den Wagen verlassen hatten, schlug Jeanne schüchtern, mit der Miene von jemandem, der eine abschlägige Antwort voraussieht und sie auch als vernünftig anerkennt, vor, sie wolle allein zu den Klöstern hinaufsteigen unter der Führung eines Gassenbuben, der von Subiaco an hinter dem Wagen her gelaufen war. Die Weigerung erfolgte in der Tat und äußerst lebhaft. Das war unmöglich. Was kam ihr nur eigentlich in den Sinn? Nun legte Jeanne sich aufs Bitten; sie möge wenigstens mit ihm allein gelassen werden, wenn sie ihn gefunden hätte. Noëmi wußte nicht, was sie antworten sollte.

‚Und wenn ich vorausginge?‘ sagte sie. ‚Wenn ich nach Pater Clemente fragte? Wenn ich versuchte, in Erfahrung zu bringen, wie er ist, was er macht, und was er denkt, dein . . .?‘

Heftig erschrocken unterbrach Jeanne sie.

‚Den Pater? Mit dem Pater sprechen?‘ rief sie, indem sie ihr beide Hände vors Gesicht hielt, als wollte sie ihr den Mund verstopfen. ‚Wehe dir, wenn du mit dem Pater sprichst!‘

Langsam schritten sie auf dem steinigen Saumpfad vorwärts. Jeanne blieb häufig stehen, von Zittern gepackt, vibrierend wie ein wehender Faden im Wind. Dann streckte sie schweigend Noëmi ihre eiskalten Hände entgegen, damit sie sie fühle, und lächelte ihr zu. Aus dem Nebelmeer, das allmählich zerfloß, lugte neugierig das bleiche Gesicht der Sonne.

2.

Don Clemente las gegen sieben Uhr die Messe, hatte eine Unterredung mit dem Abt und begab sich dann in das Pilgerhospiz. Er fand

Benedetto schlafend, die Arme in Kreuzform auf der Brust, die Lippen halbgeöffnet, das Gesicht friedlich im Anschauen innerer Glückseligkeit. Er streichelte ihm die Haare und rief ihn leise beim Namen. Der junge Mann fuhr zusammen, hob verwirrt den Kopf, sprang aus dem Bette, ergriff Don Clementes Hand und küßte sie; der zog sie mit leidenschaftlicher Demut zurück, die er aber sofort im Bewußtsein der Würde seines Amtes und aus einer gewissen Seelenkeuschheit zügelte.

‚Also?‘ fragte er. ‚Hat der Herr zu dir gesprochen?‘

‚Ich gehorche seinem Willen wie ein Blatt dem Winde,‘ erwiderte Benedetto, ‚wie ein Blatt, das von nichts weiß.‘

Der Mönch nahm mit beiden Händen seinen Kopf, zog ihn an sich, preßte die Lippen auf seine Haare und hielt ihn lange so in schweigender Übereinstimmung der Geister.

‚Du sollst zum Abt kommen,‘ sagte er. ‚Nachher kommst du zu mir!‘

Benedetto sah ihn an, befragte ihn ohne Worte: ‚Wozu dieser Besuch?‘ Don Clementes Augen verschleierten sich mit Schweigen, und der Schüler demütigte sich in einer schweigenden, aber sichtbaren Ekstase von Gehorsam.

‚Sofort?‘ fragte er.

‚Sofort.‘

‚Darf ich mich im Gießbach waschen?‘

Der Meister lächelte.

‚Geh, wasch’ dich im Gießbach!‘

Sich in dem Wasser zu waschen, das manchmal, nach reichlichen Regenfällen, im Pucceiatale, östlich vom Kloster, tost und die Straße nach Sacro Speco unterhalb Santa Crocella mit kleinen Regenbächlein unterspült, war das einzige körperliche Vergnügen, das Benedetto sich gönnte. Es rieselte; in dem Hochtal dampften Nebel; die feinen, zitternden Wässerchen, die über den Weg liefen, klagten Benedetto ihr Leid, verstummten zufrieden in seiner hohlen Hand und ergossen auf seine Stirn, seine Augen, seine Wangen, seinen Hals, bis in sein Herz hinein die Empfindung ihrer keuschen, milden Seele, die Empfindung der göttlichen Güte. Benedetto goß sich das Wasser in Strömen über den Kopf, und der Geist des Wassers wehte in sein Denken. Er fühlte, daß der Vater ihn für einen neuen Weg bereitete, daß er ihn mit seiner eigenen mächtigen Hand dorthin geleiten würde. In Ehrfurcht segnete er die Kreatur, durch die so große Erleuchtung ihm zuteil geworden: das reinste Wasser; und er kehrte zum Hospiz zurück. Don Clemente, der ihn im Hofe erwartete, zitterte bei seinem Anblick, so verklärt erschien er ihm. Unter dem feuchten Wald seiner verwirrten Haare leuchteten die Augen friedlich in himmlischer Freude, und das hagere, elfenbeinerne Gesicht zeigte eine geheime Durchgeistigtheit, die dem Pinsel eines Quattro-

centisten entstammt schien. Wie konnte dieses Gesicht sich nur mit der bäurischen Kleidung vertragen? Don Clemente freute sich innerlich des Gedankens, der ihm in der Nacht gekommen war, und den er dem Abt auch schon mitgeteilt hatte: Benedetto das alte Gewand eines Konversen zu geben. Bevor der Abt seine Erlaubnis erteilen oder verweigern wollte, wünschte er Benedetto zu sehen, mit ihm zu sprechen.

In Erwartung Benedettos spielte der Abt ein Stück eigener Komposition mit den Fingerknöcheln und begleitete die Töne mit fratzenhaften Verrenkungen der Lippen, der Nasenflügel und der Augenbrauen. Als er leise an die Tür klopfen hörte, antwortete er weder, noch unterbrach er sein Spiel. Nachdem das Stück fertig war, fing er wieder von vorne an und spielte es noch einmal von Anfang bis Ende durch. Dann horchte er auf. Es wurde noch einmal geklopft, leiser als zuvor. Der Abt rief:

‚Störenfried!‘

Und nachdem er einige Akkorde angeschlagen, begann er, chromatische Tonleitern zu spielen. Von den chromatischen Tonleitern ging er zu Arpeggien über. Dann horchte er wieder drei oder vier Minuten lang. Als er nichts mehr hörte, erhob er sich, um zu öffnen, und sah Benedetto, der niederkniete.

‚Wer ist das?‘ fragte er barsch.

‚Mein Name ist Piero Maironi,‘ erwiderte Benedetto, ‚aber hier im Kloster heiße ich Benedetto.‘

Und er wollte die Hand des Abtes ergreifen, um sie zu küssen.

‚Einen Augenblick!‘ sagte der Abt, indem er die Brauen runzelte und die Hand zurückzog und erhob. ‚Was tun Sie hier?‘

‚Ich arbeite im Klostergarten,‘ erwiderte Benedetto.

‚Dummkopf!‘ rief der Abt. ‚Ich frage, was Sie hier vor meiner Türe machten.‘

‚Ich wollte zu Ihnen, ehrwürdiger Vater!‘

‚Wer hat Ihnen gesagt, daß Sie zu mir kommen sollen?‘

‚Don Clemente.‘

Der Abt schwieg und betrachtete eine Weile den Knienden; dann brummte er etwas Unverständliches in den Bart und reichte ihm schließlich die Hand zum Kusse.

‚Stehen Sie auf!‘ sagte er noch barsch. ‚Treten Sie ein! Schließen Sie die Tür!‘

Als Benedetto eingetreten war, schien der Abt ihn zu vergessen. Er klemmte die Brille auf die Nase und begann in Büchern zu blättern und Papiere durchzulesen, wobei er ihm den Rücken zukehrte. Benedetto stand in militärisch ehrerbietiger Haltung und wartete, daß er zu ihm spräche.

‚Maironi aus Brescia?‘ sagte der Abt mit derselben feindseligen Stimme und ohne sich umzudrehen.

Nach erfolgter Antwort fuhr er mit Blättern und Lesen fort. Endlich nahm er die Brille ab und drehte sich um.

‚Warum sind Sie nach Santa Scolastica gekommen?‘ sagte er.

‚Ich bin ein großer Sünder gewesen,‘ antwortete Benedetto. ‚Gott hat mich aus der Welt herausgerufen, und ich bin dem Ruf gefolgt.‘

Der Abt schwieg einen Augenblick, sah den jungen Mann fest an und sagte mit ironischer Freundlichkeit: ‚Nein, mein Lieber!‘

Er zog die Tabaksdose aus der Tasche, schüttelte sie, wiederholte dabei einige kurze: ‚Nein, nein, nein‘ fast im Flüsterton, blickte bedächtig auf den Tabak, steckte die Finger hinein, fixierte wiederum Benedetto und sagte, die Worte langsam aussprechend, zu ihm:

‚Das ist nicht wahr.‘

Mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger griff er die Prise, hob die Hand mit einer schnellen Geste, als wollte er den Tabak in die Luft werfen, und fuhr mit erhobenem Arm fort:

‚Mag wahr sein, daß Sie ein großer Sünder gewesen sind, aber unwahr ist, daß Sie die Welt verlassen haben. Sie sind weder darin noch draußen.‘

Er schnupfte geräuschvoll und wiederholte:

‚Weder darin noch draußen.‘

Benedetto sah ihn an, ohne zu antworten. Es lag etwas so Ernstes und so Sanftes in diesen Augen, daß der Abt die seinen niederschlug, wieder in die geöffnete Dose blickte, darin herumstöberte, mit dem Tabak spielte.

‚Ich verstehe Sie nicht,‘ sagte er. ‚Sie sind in der Welt und sind nicht in der Welt. Sie sind im Kloster und sind nicht im Kloster. Ich fürchte, daß Ihr Kopf ebenso viel taugt wie der Ihres Urgroßvaters, Ihres Großvaters und Ihres Vaters. Nette Köpfe!‘

Benedettos elfenbeinernes Gesicht überflog eine leichte Röte.

‚Ihre Seelen sind bei Gott, hoch über unseren,‘ sagte er, ‚und Ihre Worte widersprechen Gottes Gebot.‘

‚Schweigen Sie!‘ rief der Abt. ‚Sie sagen, Sie haben die Welt aufgegeben, und Sie sind voll weltlichen Hochmuts. Wenn Sie die Welt im Ernst aufgeben wollten, mußten Sie versuchen, Novize zu werden. Warum haben Sie es nicht versucht? Sie wollten hier Sommerfrische genießen, das ist die ganze Geschichte. Oder vielleicht haben Sie zu Hause Unannehmlichkeiten gehabt, irgend eine heikle Sache, — Sie verstehen mich. Nec nominentur in nobis. Und Sie wollten sie los werden, um dann wieder von vorne anzufangen. Und da kommen Sie und binden dem guten Don

Clemente Märchen auf, nehmen einem armen Pilger mit Gebeten und Gelübden den Platz weg und — geben Sie es nur zu! — versuchen dabei noch den Brüdern weiszumachen, daß das ganz leicht ist, und unserem Herrgott, daß es schwer ist. Sagen Sie nicht nein!'

Die leichte Röte hatte sich über das elfenbeinerne Gesicht verbreitet. Die Lippen, die sich einen Augenblick zu Worten von gelassener Strenge geöffnet hatten, bewegten sich nicht mehr; die durchdringenden Augen ruhten mit demselben milden Ernst wie vorher auf dem Abt. Den Abt schien dieses ruhige Schweigen zu reizen.

‚So sprechen Sie!' sagte er. ‚Beichten Sie! Haben Sie sich nicht auch besonderer Gaben gerühmt, Visionen, was weiß ich, vielleicht gar Wunder? Sie sind ein großer Sünder gewesen? Beweisen Sie, daß Sie es nicht mehr sind! Rechtfertigen Sie sich, wenn Sie können! Sagen Sie, wie Sie gelebt haben! Erklären Sie, was Sie dazu berechtigt, anzunehmen, daß Gott Sie berufen habe! Erklären Sie, was Sie hierhergetrieben hat, das Brot der Mönche umsonst zu essen! Mönch wollten Sie nicht werden, und was die Arbeit anbelangt, so haben Sie herzlich wenig gearbeitet.'

‚Vater,' antwortete Benedetto, und der strenge Ton der Stimme, der würdevolle Ernst des Gesichts paßten schlecht zu der demutsvollen Bescheidenheit seiner Worte, ‚das ist gut für mich Sünder, dessen Geist seit drei Jahren in Wohlbehagen und Wonnen lebt, der in Frieden lebt, in der Liebe zu heiligen Menschen, in einer Luft, die erfüllt ist von Gott! Ihre Worte sind meiner Seele gut und süß; sie sind eine Gnade des Herrn. Ihre Nadelstiche haben mir gezeigt, wieviel Stolz noch in mir ist, von dem ich nichts wußte; denn in der Geringschätzung meiner Person empfand ich Freude. Als Diener der heiligen Wahrheit jedoch sage ich Ihnen, daß Härte nicht einmal gut ist für den, der betrügt; denn vielleicht würde Milde ihn veranlassen, seinen Betrug zu bereuen; und in Ihren Worten, hochwürdiger Vater, lebt nicht der Geist unseres einzigen und wahren Vaters im Himmel, der gepriesen sei!'

Bei den Worten ‚der gepriesen sei' fiel Benedetto auf die Knie; sein Gesicht leuchtete von erhabener Inbrunst.

‚Bist du es, elender Sünder, der mich meistern will?' rief der Abt.

‚Sie haben recht; Sie haben recht,' antwortete Benedetto mit ausbrechender Leidenschaft, tiefbekümmert. Er faltete die Hände. ‚Jetzt will ich Ihnen meine Sünde sagen. Ich trug Verlangen nach einer unerlaubten Liebe. Ich fand Wohlgefallen an der Liebe einer Frau, die einem andern angehörte, wie auch ich einer andern angehörte, und ich nahm diese Liebe an. Ich unterließ jede Andachtsübung; es kümmerte mich nicht, daß ich Ärgernis erregte. Diese Frau glaubte nicht an Gott, und ich lästerte Gott bei ihr mit meinem toten Glauben. Ich war sinnlich, selbstsüchtig, schwach,

falsch. Gott rief mich durch die Stimme meiner Toten, meines Vaters und meiner Mutter. Da entfernte ich mich von der Frau, die ich liebte, aber ohne Willenskraft, in meinem Herzen schwankend zwischen gut und böse. Bald kehrte ich zurück zu ihr, brünstig nach Sünde; ich wußte, ich werde mich ins Verderben stürzen, und war entschlossen, mich ins Verderben zu stürzen. Es war kein Atom guten Willens mehr in meiner Seele, als eine sterbende, teure, heilige Hand nach mir griff und mich rettete.'

‚Sehen Sie mir ins Gesicht!' sagte der Abt, ohne daß er ihn aufstehen hieß. ‚Haben Sie niemand hier gesagt, wer Sie sind?'

‚Niemand. Niemals.'

Der Abt antwortete trocken:

‚Ich glaube Ihnen nicht.'

Benedetto zuckte nicht mit der Wimper.

‚Sie wissen,' fuhr der Abt fort, ‚warum ich Ihnen nicht glaube.'

‚Ich vermute es,' antwortete Benedetto, den Kopf senkend. ‚Peccatum meum contra me est semper.'

‚Stehen Sie auf!' befahl der unbeugsame Abt. ‚Ich weise Sie aus dem Kloster. Gehen Sie jetzt zu Don Clemente in die Zelle, nehmen Sie Abschied, und dann gehen Sie fort und kommen Sie niemals wieder! Haben Sie verstanden?'

Benedetto nickte und wollte, wie der Ritus es vorschreibt, das Knie beugen, als der Abt ihn mit einer Bewegung zurückhielt.

‚Warten Sie!' sagte er.

Er setzte die Brille wieder auf, nahm ein Blatt Papier und schrieb im Stehen einige Worte darauf.

‚Was werden Sie tun, wenn Sie draußen sind?' fragte er, indem er schrieb.

Benedetto antwortete leise:

‚Das Kind, das der Vater, während es schläft, in seine Arme nimmt, weiß es, was der Vater mit ihm tun wird?'

Der Abt antwortete nicht, schrieb zu Ende, tat das Blatt in ein Kuvert, schloß es und reichte es Benedetto, der hinter ihm stand, ohne den Kopf zu wenden.

‚Nehmen Sie,' sagte er, ‚geben Sie es Don Clemente!'

Benedetto bat ihn um die Erlaubnis, ihm die Hand küssen zu dürfen.

‚Nein, nein, gehen Sie, gehen Sie!'

Die Stimme des Abtes bebte vor Zorn. Benedetto gehorchte. Kaum war er im Korridor, so hörte er den zornmütigen Mann auf dem Klavier hämmern.

Benedetto blieb, bevor er in Don Clementes Zelle trat, vor dem Fenster am Ende des Ganges stehen. Hier hatte vor wenigen Stunden der Meister gestanden und nach den Lichtern von Subiaco hinübergeschaut. Er hatte an die Feindin gedacht, an dieses Geschöpf voll Schönheit, Geist, natürlicher Güte, das vielleicht gekommen war, ihm seinen geistigen Sohn abwendig, ihn Gott abwendig zu machen. Dieser sein Sohn im Geiste fühlte jetzt mit geheimnisvoller Sicherheit, daß die Frau, die er in der Zeit seines blinden und leidenschaftlichen Neigens zu niederen Dingen mit sündiger Liebe liebte, seine Anwesenheit im Kloster entdeckt hatte und ihn aufsuchen würde. Mit dem Geist in die innersten Tiefen seines Herzens hinuntersteigend, schöpfte er dort aus der andachtsvollen Empfindung des Göttlichen, des Göttlichen, das auch in ihr lebte, ihr selbst verborgen, eine geheimnisvolle Hoffnung, daß auf irgend einem dunkeln Wege auch sie einst zu dem Meer der ewigen Wahrheit und Liebe gelangen werde, das so vieler armer, irrender Seelen harrt.

Don Clemente hatte ihn kommen hören und öffnete die Tür seiner Zelle halb. Benedetto trat ein, reichte ihm den Brief des Abtes.

‚Ich muß das Kloster verlassen,‘ sagte er ohne Erregung, ‚sofort und für immer.‘

Don Clemente antwortete nicht; er öffnete den Brief. Nachdem er ihn gelesen, bemerkte er lächelnd zu Benedetto, daß seine Abreise nach Jenne schon seit dem vorigen Abend beschlossen gewesen sei. Schon wahr; aber der Abt hatte gesagt: um nie wieder zurückzukehren. Don Clemente hatte Tränen in den Augen und lächelte wieder.

‚Sie sind zufrieden?‘ sagte Benedetto fast schmerzlich.

O, zufrieden! Wie hätte sein Meister ihm sagen sollen, was er empfand? Sein geliebter Schüler verließ ihn, ging fort für immer nach drei Jahren inniger geistiger Gemeinschaft. Aber der verborgene göttliche Wille hatte sich geoffenbart; das war es. Gott nahm ihn fort von dem Kloster, rief ihn auf andere Wege. Zufrieden! Ja, traurig und zufrieden, aber den Grund seiner Zufriedenheit konnte er Benedetto nicht sagen. Das göttliche Wort würde für Benedetto keinen Wert haben, wenn er es nicht selbst hörte.

‚Zufrieden, nein,‘ sagte er, ‚aber ruhig im Gemüte. Wir verstehen uns, nicht wahr? Und nun sammle dich für meine letzten Worte! Ich hoffe, du hältst sie wert.‘

Bei diesen mit leiser Stimme gesprochenen Worten errötete Don Clemente über und über.

Benedetto neigte den Kopf vor ihm, der mit liebreicher Würde seine beiden Hände darauf legte.

‚Willst du,‘ sagte die männlich klangvolle Stimme leise, ‚dein ganzes Selbst der höchsten Wahrheit, ihrer sichtbaren und unsichtbaren Kirche hingeben?‘

Als ob er diese Handlung und diese Frage erwartet hätte, antwortete Benedetto ohne Zögern mit fester Stimme:

‚Ja.‘

Die leise Stimme:

‚Versprichst du, Mann zu Mann, unvermählt und arm zu leben, bis ich dich deines Versprechens entbinde?‘

Die feste Stimme:

‚Ja.‘

Die leise Stimme:

‚Versprichst du, immer der von der heiligen Kirche nach ihren Gesetzen ausgeübten Autorität gehorsam zu sein?‘

Die feste Stimme:

Ja.‘

Don Clemente zog seines Schülers Kopf an seine Brust und sprach auf seine Stirn:

‚Ich habe den Abt gebeten, dir das Kleid eines Laienbruders geben zu dürfen, damit, wenn du fort von hier gehst, du wenigstens das Zeichen eines bescheidenen Dieners Gottes an dir trägst. Der Abt wollte, bevor er sich entschied, mit dir sprechen.‘

Jetzt küßte Don Clemente den Schüler auf die Stirn, um ihm die Entscheidung des Abtes nach der Unterredung symbolisch mitzuteilen; er schloß in diesen Kuß stumme Worte des Lobes, die zu äußern er weder seiner väterlichen Würde noch der Bescheidenheit des Schülers angemessen glaubte. Und er gewahrte nicht, daß der Schüler zitterte vom Kopf bis zu den Füßen.

‚Sieh, was der Abt schreibt, nachdem er mit dir gesprochen!‘ sagte er.

Er zeigte Benedetto das Blatt, auf das der Abt geschrieben hatte:

‚Ich willige ein. Lassen Sie ihn sofort abreisen, damit ich nicht in Versuchung gerate, ihn zurückzuhalten!‘

Benedetto warf sich in des Meisters Arme. Er lehnte die Stirn an seine Schulter, ohne zu sprechen. Don Clemente flüsterte:

‚Bist du zufrieden? Jetzt frage ich dich.‘

Er wiederholte seine Frage zweimal, ohne Antwort zu erhalten. Endlich kam es wie ein Hauch:

‚Darf ich nicht antworten? Darf ich einen Augenblick beten?‘

‚Ja, Lieber, ja!‘

Neben dem schmalen Bett des Mönches, hoch über dem Betpult, sagte ein großes, kahles Kreuz: Christus ist auferstanden; nagle jetzt du deine Seele an mir fest! Und wirklich hatte jemand, vielleicht Don

Clemente, vielleicht einer seiner Vorgänger, darunter geschrieben: ‚Omnes superbiae motus ligno crucis affigat.‘ Benedetto warf sich nieder und legte seine Stirn auf die Stelle, die für die Knie bestimmt war. Durch das offene Fenster fiel ein schräger Streifen blassen Lichtes von dem umwölkten Himmel auf den Rücken des am Boden Liegenden und auf den Stehenden, der zu dem großen Kreuz sein Angesicht erhoben hatte. Das rieselnde Geräusch des Regens, das Brausen des Aniene in der Tiefe würden zu Jeanne von einer verzweifelten Klage alles dessen, was lebt und was liebt, gesprochen haben. Don Clemente sprachen sie von der frommen Zustimmung der niederen Kreatur mit dem beim gemeinsamen Vater demütig bittenden Geschöpf. Benedetto hörte sie nicht.

Er stand auf, Friede auf dem Gesicht; er legte auf einen Wink des Meisters die Kutte des Konversen an, die auf dem Bett ausgebreitet lag, und gürtete sich mit dem Ledergurt. Lächelnd und die Arme ausbreitend zeigte er sich fertig angekleidet dem Meister, der sich freute, ihn in diesem Kleid so würdevoll, so von innerer Schönheit strahlend zu sehen.

‚Sie haben nicht verstanden?‘ fragte Benedetto. ‚Ihnen ist nicht etwas eingefallen?‘

Nein, Don Clemente hatte geglaubt, daß Benedettos große Ergriffenheit durch seine Bescheidenheit veranlaßt worden sei. Jetzt begriff er, daß ihm anderes dabei hätte einfallen sollen; aber was?

‚O!‘ rief er plötzlich, ‚vielleicht deine Vision?‘

So war es. Benedetto hatte sich auf der nackten Erde sterben sehen, im Schatten eines großen Baumes, mit der Benediktinerkutte. Und nach dem Rat des Don Giuseppe Flores und des Don Clemente war für ihn ein Grund, nicht an die Vision zu glauben, der Widerspruch gewesen zwischen diesem inneren Schauen und seiner seltsamen Abneigung gegen die klösterlichen Gelübde, die, seitdem er die Welt verlassen hatte, immer gestiegen war. Nun schien dieser Widerspruch sich aufzulösen; die Glaublichkeit des prophetischen Charakters der Vision schien damit wieder zu neuem Leben erweckt. Don Clemente kannte diesen Teil, und er hätte in Benedettos Herzen das Erschrecken lesen können bei diesem erneuten Zeichen eines geheimnisvollen Plans, den Gott mit ihm vorhatte, die Furcht, in die Sünde des Hochmuts zu verfallen. Er hatte nicht daran gedacht.

‚Denke auch du nicht daran!‘ sagte er. Er beeilte sich, den Gegenstand der Unterhaltung zu wechseln. Er gab ihm einen Brief und Bücher für den Erzpriester von Jenne. Einstweilen würde der Erzpriester ihm Gastfreundschaft gewähren. Ob er in Jenne bleiben sollte oder nicht, zurückkehren und wenn, ob nach Subiaco oder irgendwo andershin, das würde die göttliche Vorsehung ihn wissen lassen.

‚Mein Vater,‘ sagte Benedetto, ‚wahrlich, ich sorge mich nicht, was morgen mit mir sein wird! Ich denke einzig an das: „Magister adest et vocat me,“ aber nicht wie an eine übernatürliche Stimme. Ich hatte unrecht, nicht zu verstehen, daß der Meister immer gegenwärtig ist und immer ruft: mich, Sie, alle. Man braucht nur seine Seele ein wenig zum Schweigen zu bringen, so hört man seine Stimme.‘

Ein matter Sonnenstrahl drang in die Zelle. Don Clemente dachte sogleich, daß, wenn es aufhörte zu regnen, Frau Dessalle wahrscheinlich kommen würde, um das Kloster zu besichtigen. Er sagte nichts, aber seine innere Unruhe verriet sich durch ein Zusammenfahren, durch einen Blick zum Himmel, die Benedetto bedeuteten, daß es Zeit sei zum Aufbrechen. Er erbat es sich als besondere Gunst, vorher noch einmal, erst in der Kirche von Santa Scolastica und dann auf dem Sacro Speco beten zu dürfen. Die Sonne versteckte sich; es begann wieder zu regnen. Lehrer und Schüler gingen zusammen hinunter in die Kirche; dort blieben sie nebeneinander im Gebet, und das war ihr einziger Abschied. Benedetto trat um neun Uhr den Weg nach dem Sacro Speco an. Unbemerkt verließ er Santa Scolastica, während Fra Antonio mit dem Boten von Giovanni Selva freundschaftlich schwätzte. In diesem Augenblick brach das Sonnenlicht von neuem durch das Gewölk, und die alten Mauern, die Straße, der Berg lagen in vollem Glanze; ein lautes Jubilieren, schnelles Flügelschlagen von kleinen Vögelein drang von allen Seiten durch das Waldesgrün, und unwillkürlich stieg auf seine Lippen das Wort:

‚Ich komme.‘

3.

Um zehn Uhr trafen Jeanne und Noëmi im Kloster ein. Wenige Schritte vor dem Gitter wurde Jeanne von starkem Herzklopfen befallen. Sie hätte vorgezogen, erst den Garten und dann das Kloster zu besichtigen; denn der geschwätzige kleine Bursche aus Subiaco hatte ihr erzählt, daß die Mönche von Santa Scolastica einen schönen Garten besäßen, und wer dort arbeitete: ein alter Mann aus Subiaco und ein junger von außerhalb. Jetzt konnte davon nicht mehr die Rede sein. Blaß, völlig erschöpft schleppte sie sich an Noëmis Arm bis zur Tür, wo ein Bettler auf die Suppe wartete. Glücklicherweise öffnete Fra Antonio, noch bevor Noëmi läutete, und Noëmi bat ihn um einen Stuhl und ein Glas Wasser für die Dame, die sich unwohl fühle. Erschreckt von Jeannes Aussehen, die totenbleich am Arm ihrer Begleiterin hing, gab das alte, freundliche Mönchlein den Napf mit Suppe, den er für den Bettler gebracht hatte, Noëmi in die Hand und lief nach dem Stuhl und dem Wasser. Der drollige Anblick der verdutzten Noëmi mit dem Napf in der Hand, das Ausruhen, das Wasser, die Vorstellung des

alten, in Frieden schlafenden Klosters, die Willensanstrengung, alles dies zusammen bewirkte, daß Jeanne nach wenigen Minuten wieder erholt war. Fra Antonio ging, um den Fremdenpater zu rufen, der die Besucherinnen herumführen sollte.

‚Sagen Sie ihm, die beiden Damen vom Haus Selva!‘ sagte Noëmi.

Don Clemente erschien. Er errötete in der unberührten Aufrichtigkeit seiner Seele, weil er, ohne daß Jeanne es wußte, von ihren Angelegenheiten Kenntnis hatte, wie er über einen Betrug errötet wäre. Er hielt Noëmi, die ihm zuerst entgegentrat, für die Dessalle. Hochgewachsen, schlank, elegant, entsprach sie sehr wohl dem Bilde einer verführerischen Frau. Sie sah nicht älter aus als fünfundzwanzig Jahre und konnte aus diesem Grunde nicht die Frau sein, deren Geschichte Benedetto ihm erzählt hatte. Aber das berechnete der Benediktiner nicht. Noëmi drängte es, sich zu versichern, ob Fra Antonio seinen Auftrag richtig ausgerichtet hatte.

‚Guten Tag, mein Vater!‘ sagte sie mit ihrer klangvollen Stimme, der der fremdartige Akzent noch einen besonderen Reiz verlieh. ‚Wir haben uns gestern abend gesehen. Sie kamen aus dem Hause Selva.‘

Don Clemente nickte leicht mit dem Kopf. In Wirklichkeit hatte Noëmi ihn kaum gesehen. Sie war jedoch von seiner Schönheit betroffen gewesen und hatte gedacht, wenn das Herr Maironi wäre, so würde sie Jeannes Leidenschaft begreifen. In dem Bewußtsein ihrer frischen Jugend kam es ihr nicht einen Augenblick in den Sinn, daß man ihre fünfundzwanzig Jahre mit den zweiunddreißig von Jeanne verwechseln könnte. Jeanne überlegte indessen, wie sie aus ihrem Unwohlsein Vorteil ziehen könnte.

‚Sie waren gestern abend nicht erwartet worden,‘ sagte Don Clemente zu Noëmi. ‚Sie kommen aus dem Venetischen?‘

‚Aus dem Venetischen?‘ Noëmi schien überrascht.

‚Die Herrschaften Selva haben mir gesagt, daß Sie in Venetien wohnen,‘ fügte er hinzu.

Jetzt begriff Noëmi. Sie lächelte, antwortete mit einem einsilbigen Wort, das weder ein Ja, noch ein Nein war, und dachte nun ihrerseits gleichfalls Vorteil aus diesem Umstand zu ziehen, sich dank dieses Mißverständnisses auf eine Sonderunterhaltung mit Don Clemente vorzubereiten, um ihn, wenn es notwendig sein sollte, zu instruieren. Es schien ihr auch amüsant, mit dem schönen Mönch zu plaudern, während er sie für Jeanne hielt. Sie verständigte sich mit dieser durch einen Blick. Jeanne sah verlegen bald auf sie, bald auf den Mönch; sie hatte seinen Irrtum bemerkt und wußte nicht, sollte sie schweigen oder reden.

‚Meine Freundin,‘ sagte Noëmi, ‚kennt Santa Scolastica natürlich schon. Ich aber bin noch niemals hier gewesen.‘

Sie wandte sich an Jeanne:

‚Wenn der Pater die Güte hat, mich zu begleiten, so, scheint mir, könntest du, da du dich nicht wohl fühlst, hier bleiben.‘

Jeanne stimmte so bereitwillig zu, daß Noëmi irgend einen geheimen Plan bei ihr vermutete und sich selbst fragte, ob sie nicht einen Irrtum beginge. Gleichviel, jetzt war es zu spät. Don Clemente, sehr wenig davon erbaut, eine Dame allein zu begleiten, schlug vor, daß man warten sollte. Vielleicht würde die andere Dame sich bald besser fühlen. Jeanne protestierte. Nein, man sollte nicht warten; sie sei sehr zufrieden, hier zu bleiben.

Auf dem Weg von dem ersten zum zweiten Kreuzgang kam Noëmi wieder auf ihre Begegnung mit dem Mönch vom vorhergehenden Abend zurück.

‚Sie hatten einen Begleiter?‘ sagte sie und errötete gleich darauf über ihre Verstellung, darüber, daß sie den Mönch nicht gleich über seinen Irrtum aufgeklärt hatte. Don Clemente antwortete beinahe flüsternd:

‚Ja, gnädige Frau, einen Klostergärtner!‘

Beide waren rot im Gesicht. Aber sie sahen sich nicht an. Jedes fühlte nur die eigene Röte.

‚Sie wissen, wer wir sind?‘ fuhr Noëmi fort.

Don Clemente antwortete, daß er glaube, es zu wissen. Sie müßten die beiden von Frau Selva erwarteten Damen sein. Ihm scheine, Frau Selva habe ihre Schwester und Frau Dessalle genannt.

‚Ah, Sie haben es von meiner Schwester erfahren?‘

Bei Noëmis letzten Worten konnte Don Clemente sich nicht enthalten, auszurufen:

‚Also sind Sie nicht Frau Dessalle?‘

Noëmi war es jetzt klar, daß dieser Mann Bescheid wußte. Er hatte also sicher seine Vorkehrungen getroffen; eine unvorhergesehene Begegnung war ausgeschlossen. Sie atmete auf, und ihr weibliches Herz, von Unruhe befreit, füllte sich mit Neugier.

Don Clemente sprach zu ihr von dem Turm, von den alten Bogengängen, von den Fresken neben der Kirchtür, und sie überlegte: Wie kann ich es einrichten, daß er von Maironi spricht? Gedankenlos unterbrach sie ihn, während er ihr die Prozession der steinernen Mönchsgestalten zeigte, um ihn zu fragen, ob es oft vorkomme, daß weltmüde, enttäuschte Seelen, die sehnsuchtsvoll verlangten, sich Gott hinzugeben, das Kloster aufsuchten.

‚Ich bin protestantisch,‘ sagte sie. ‚Das alles interessiert mich sehr.‘

Don Clemente dachte bei sich, daß sie sich nicht wegen ihres Protestantismus, sondern ihrer Freundschaft mit Frau Dessalle wegen so sehr dafür interessiere.

‚Häufig nicht,‘ erwiderte er, ‚zuweilen. In der Regel ziehen solche Seelen andere Orden vor. Ach, Sie sind Protestantin? Trotzdem widerstrebt es Ihnen also nicht, in unsere Kirche einzutreten? Ich meine nicht in die katholische Kirche,‘ fügte er lächelnd und errötend hinzu, ‚ich meine in die Kirche unseres Klosters.‘

Und er erzählte von einem protestantischen Engländer, der so für den heiligen Benedikt schwärmte, daß er häufig und lange in Subiaco weilte, um Santa Scolastica und Sacro Speco zu besuchen.

‚Er ist eine schöne Seele,‘ sagte er.

Aber Noëmi wünschte auf den früheren Gegenstand zurückzukommen und zu erfahren, ob es je vorkäme, daß jemand aus der Welt sich zurückzöge, um dem Kloster nur aus Bußfertigkeit zu dienen, ohne das geistliche Kleid anzuziehen. Sie erhielt keine Antwort; denn Don Clemente hatte einen riesengroßen Mönch in den Klosterhof treten sehen und entschuldigte sich bei ihr, ging auf ihn zu, kam, nachdem er mit ihm gesprochen hatte, mit dem majestätischen Gefährten zurück, stellte ihr in Don Leone einen Führer vor, der ihm in bezug auf die Fülle und Tiefe seiner Kenntnisse weit überlegen sei, und entfernte sich zu ihrem großen Mißvergnügen.

Als Jeanne allein zurückgeblieben, wurde sie wieder von heftigem Herzklopfen befallen. Mein Gott, wie die Vergangenheit wieder auflebte, wie Praglia wieder auflebte! Zu denken, daß er durch diese Pforte, durch diese Höfe aus- und einging, wer weiß, wie oft am Tage, daß er sich fortwährend an Praglia gemahnt fühlen mußte, an jene schicksalsschwere Stunde, an jenes vergossene Wasser, an jenen Rausch und an die bei der Rückkehr unter dem Pelz so eng verschlungenen Hände! Zu denken, daß er frei war, und daß auch sie frei war! Welche Aufregung! Welche fieberhafte Aufregung!

Fra Antonio, der zuerst erschrocken war, daß er mit dieser Dame, die so erschöpft und atemlos schien, allein bleiben sollte, wurde nun völlig betäubt durch den Redestrom, den sie plötzlich mit tausend Fragen über ihn ergoß. Hatte das Kloster nicht in der Nähe einen Gemüsegarten? — Ja, ganz nahe, nach Norden gelegen. Nur ein ganz kleines Sträßchen lag dazwischen. — Und wer bestellte ihn? — Ein Gärtner. — Jung? Alt? Aus Subiaco? Ein Fremder? — Alt. Aus Subiaco. — Und niemand sonst? — Ja, Benedetto. — Benedetto? Wer war Benedetto? — Ein junger Mann aus der Heimat des Fremdenpaters. — Woher war der Fremdenpater? — Aus Brescia. — Und dieser junge Mann hieß Benedetto? — Alle nannten ihn Benedetto; ob es sein wirklicher Name wäre, konnte Fra Antonio nicht sagen. — Aber was für eine Art Mensch war er? —

O, was das anbetraf, das konnte Fra Antonio sagen! Er war fast noch heiliger als die Brüder. Man sah es seinem Gesicht an, daß er aus guter Familie sein mußte, und dabei wohnte er wie ein Hund, aß nichts wie Brot, Früchte und Kräuter; manche Nächte verbrachte er im Gebet, sogar auf dem Berge. Er bearbeitete die Erde, aber er studierte auch mit dem Fremdenpater in der Bibliothek. Und ein Herz! Ein großes Herz! Oft hatte er selbst sein bißchen dürftiges Essen den Armen gegeben. — Und wo könnte man ihn jetzt wohl sehen? — Nun, ganz sicher im Gemüsegarten. Fra Antonio nahm an, daß er damit beschäftigt sei, die Weinstöcke mit Kupfersulfat einzuspritzen.

Jeannes Herz klopft so heftig, daß es ihr schwarz vor den Augen wird. Sie schweigt und regt sich nicht. Fra Antonio glaubt, daß sie nicht mehr an Benedetto denkt. ‚O gnädige Frau,' sagt er, ‚Santa Scolastica ist ja ein schönes Kloster, aber Sie müßten Praglia sehen!' Denn Fra Antonio hat in seiner Jugend, vor der Aufhebung des Klosters von Praglia, einige Jahre dort zugebracht und spricht von ihm wie von einer verehrten Mutter. Ach, und die Kirche von Praglia! Die Kreuzgänge! Der hängende Garten, das Refektorium! Bei diesen unerwarteten Worten gerät Jeanne in höchste Erregung. Sie sagen ihr: Geh', geh', geh' sogleich! Sie springt von ihrem Sitze auf:

‚Dieser Garten? Wie gelangt man dorthin?'

Ein wenig überrascht antwortet ihr Fra Antonio, daß sie entweder durch das Kloster oder auch außen herumgehen könne. Jeanne, in den einen brennenden Gedanken versenkt, geht fort, durchschreitet das Gitter, wendet sich nach rechts, betritt den Gang unterhalb der Bibliothek, bleibt dort einen Augenblick stehen, indem sie die Hände auf ihr Herz preßt, und geht dann weiter.

Der Kuhhirt des Klosters, der im Eingang des Hofes, wo das Pilgerhospiz sich befindet, steht, zeigt ihr an der andern Seite des zwischen zwei Mauern eingeschlossenen schmalen Weges die Tür des Gemüsegartens. Sie fragt, ob sie wohl im Garten einen gewissen Benedetto finden würde. Ungeachtet der Anstrengung, mit der sie sich beherrscht, zittert ihre Stimme in der Erwartung eines Ja. Der Hirte antwortet, daß er es nicht weiß, erbietet sich, nachzusehen, klopft mehrmals an und ruft: ‚Benedé! Benedé!'

Ein Schritt — endlich. Jeanne stützt sich an den Pfosten, um nicht zu fallen. Gott, wenn es Piero ist, was soll sie ihm sagen? Die Tür öffnet sich; es ist nicht Piero, es ist ein Alter. Jeanne atmet auf, für einen Augenblick erleichtert. Verwundert sieht der Alte sie an und sagt zum Hirten: ‚Benedetto ist nicht hier.'

Ihre Zufriedenheit weicht; sie fühlt eine eisige Kälte; die beiden sehen sie in staunendem Schweigen an.

‚Ist es diese Dame, die Benedetto sucht?‘ fragt der Alte.

Jeanne antwortet nicht. Der Hirt antwortet für sie; und dann erzählt er, daß Benedetto die Nacht draußen zugebracht, und daß er ihn gegen Morgen gefunden hätte im Walde von Sacro Speco, ganz aufgeweicht vom Regen, daß er ihm Milch gegeben, und daß Benedetto getrunken habe wie ein Sterbender, in den das Leben zurückströmt.

‚Höre, Giovacchino!‘ fügte der Hirt auf einmal förmlich feierlich hinzu. ‚Dieser Mensch umarmte mich, nachdem er getrunken hatte. Ich war krank, hatte nicht geschlafen; der Kopf tat mir weh und alle Glieder dazu. Nun also: aus seinen Armen kam es über mich wie lauter kleine Schauer und dann wie eine gute Wärme, ein Behagen, ein solches Wohlgefühl, als ob ich ein paar Schluck Branntwein, und noch dazu vom feinsten, im Magen hätte. Der Kopfschmerz fort, das Gliederweh fort, alles fort. Und da habe ich mir gesagt: Bei der heiligen Katharina, dieser Mensch ist ein Heiliger! Und ein Heiliger ist er auch.‘

Während er sprach, kam ein armer Lahmer, ein Bettler aus Subiaco, des Weges. Als er die Dame erblickte, blieb er stehen und hielt ihr seinen Hut hin. Jeanne, die noch ganz bei dem war, was der Hirt erzählt hatte, hörte und sah ihn nicht, als er sie, nachdem der Hirt aufgehört hatte zu sprechen, um Gottes willen um ein Almosen bat. Sie fragte den Gärtner, wo dieser Benedetto wohl zu finden sein möge. Der Gärtner kraute statt einer Antwort sich am Nacken. Da winselte die dünne Stimme des Bettlers:

‚Sie suchen Benedetto? Er ist in Sacro Speco; er ist in Sacro Speco.‘

Begierig wandte sich Jeanne zu ihm.

‚In Sacro Speco?‘ sagte sie. Und der Gärtner fragte den Bettler, ob er ihn dort selber gesehen habe.

Der Bettler erzählte noch winselnder als zuvor, wie er sich vor einer guten Stunde auf dem Weg nach Sacro Speco befunden habe mit einem Bündel Holz, jenseits des Steineichenwaldes, eben gerade noch zwei Schritte vom Kloster entfernt, wie er sehr unglücklich hingestürzt und unter das Reisigbündel zu liegen gekommen sei.

‚Gott und der heilige Benedikt fügten es,‘ sagte er, ‚daß gerade ein Mönch vorüberkam. Dieser Mönch half mir auf, tröstete mich und begleitete mich zum Kloster, wo die andern Mönche mich erquickten. Ich ging dann wieder fort, und der Mönch blieb in Sacro Speco zurück.‘

‚Und was folgt daraus?‘ meinte der Gärtner.

‚Daraus folgt, daß ich ihn zuerst in der Kleidung nicht erkannte, aber dann erkannte ich ihn. Er war es.‘

‚Wer er?‘

‚Benedetto.‘

‚Aber wer war Benedetto?‘

‚Der Mönch.‘

‚Du bist wohl verrückt? — Einfaltspinsel, der du bist!‘ riefen der Gärtner und der Hirt.

Jeanne gab dem Lahmen eine Silbermünze.

‚Denken Sie genau nach!‘ sagte sie. ‚Sagen Sie die Wahrheit!‘

Der Lahme wand sich in Segenswünschen und schaltete dazwischen wiederholt unterwürfig ein: ‚Alles, was Sie wollen, alles, was Sie wollen; — ich werde mich wohl geirrt haben; ich werde mich wohl geirrt haben.‘ Und unter fortwährendem frommem Gemurmel entfernte er sich. Jeanne befragte den Hirten und den Gärtner. War es möglich, daß Benedetto das Ordenskleid genommen hätte? Aber warum nicht gar? Der Bettler war ein armer Einfaltspinsel.

Der Hirt entfernte sich ebenfalls, und Jeanne betrat den Garten, setzte sich unter einen Olivenbaum und dachte bei sich, daß Noëmi ja leicht durch den Pförtner erfahren könne, wo sie zu finden sei. Der alte Gärtner, der nun seinerseits neugierig geworden war, fragte sie unter vielen Entschuldigungen, ob sie eine Verwandte von Benedetto wäre.

‚Denn man weiß ja, daß er ein Herr ist,‘ sagte er, ‚ein großer Herr.‘

Jeanne beantwortete seine Frage nicht. Vielmehr wollte sie wissen, woher diese Meinung über Pieros Reichtum käme. O, das verstand sich aus seiner Art und Weise und auch aus seinem Gesicht; so ein echtes Herrengesicht! Und er war nicht Mönch geworden? Aber nein. Und warum nicht? Das wußte man nicht gewiß. Es wurde mancherlei darüber geschwätzt. Man ging so weit, zu sagen, daß er eine Frau habe, und diese Frau habe, wie der Gärtner es ausdrückte, ihm übel mitgespielt. Jeanne schwieg, und da schoß es dem Gärtner durch den Kopf, daß gerade diese die Frau sein könnte, die Frau mit dem üblen Spiel, die nun reuig daherkäme, um Verzeihung zu erbitten.

‚Wenn diese Geschichte mit der Frau wahr ist,‘ sagte er darauf, ‚so wird sie wohl ihre Gründe gehabt haben; das will ich ihr nicht absprechen. Aber was seine Güte und Menschlichkeit anbelangt, so können Sie keinen Besseren finden. Sehen Sie, meine Dame, diese Brüder sind Heilige, da ist gar nichts zu sagen; aber einen so Guten, das schwöre ich Ihnen, gibt es weder in Santa Scolastica, noch in Sacro Speco, obgleich Don Clemente dort ist, der doch hochheilig ist! Aber so wie dieser Benedetto, nein.‘

In Jeannes Herz tauchten plötzlich wieder des Bettlers Worte auf: Benedetto ist Mönch geworden. Warum geschah das? Sie erschrak darüber, daß sie ohne jeden Grund wieder in ihrem Herzen waren. Hatten die zwei nicht versichert, daß es Unsinn sei, und daß der Bettler ein blöder Tropf

wäre? Ja, ja, reiner Unsinn, das war auch ihr klar; ja, ja, ein blöder Tropf, so war er auch ihr vorgekommen; aber die unsinnigen Worte pochten und pochten wider ihr Herz, unheildrohend wie fratzenhafte Masken, die an unsere Tür klopfen, wenn die Zeit des Karneval längst vorüber ist.

‚Wenn Sie warten wollen, meine Dame,‘ sagte der Gärtner, ‚es vergeht keine halbe Stunde, bis er wieder da ist! Was sage ich? Keine Viertelstunde. Er ist vielleicht mit Don Clemente in der Bibliothek, um zu studieren, oder vielleicht in der Kirche.‘

Man gelangt von der Bibliothek, die die enge Straße überquert, direkt in den Garten.

‚Da ist er,‘ rief der Alte.

Jeanne sprang auf. Die Tür, die von der Bibliothek in den Garten führt, öffnete sich langsam. An Pieros Stelle erschien Noëmi, von einem riesigen Mönche gefolgt. Noëmi sah die Freundin zwischen den Olivenbäumen und blieb unversehens erstaunt stehen. Jeanne im Gemüsegarten? War es möglich, daß...? Nein, der Greis neben ihr konnte unmöglich Maironi sein, und kein anderer war in ihrer Nähe. Sie lächelte und drohte ihr mit dem Finger. Don Leone verabschiedete sich, nachdem Noëmi ihm mitgeteilt, dies sei die Dame, von der sie ihm gesagt habe, daß sie während der Besichtigung des Klosters beim Pförtner geblieben wäre. Denn die Damen würden doch natürlich nach Sacro Speco hinaufsteigen, und der Spaziergang nach Sacro Speco sei für sein Körpergewicht nicht mehr recht geeignet.

Es war fast elf Uhr, und der Wagen sollte sie um halb eins wieder dort erwarten, wo sie ihn verlassen hatten, da man bei Selvas um ein Uhr speiste; wenn Jeanne Sacro Speco sehen wollte, war keine Zeit zu verlieren, vorausgesetzt, daß ihr Unwohlsein vergangen wäre, wie es ja den Anschein hatte. So riet Noëmi und hielt sich erst nicht damit auf, in Gegenwart des Gärtners Erklärungen zu verlangen, wieso sie Fra Antonio den Abschied gegeben und statt dessen den Gemüsegarten ausgekundschaftet habe. Sie begnügte sich, zu flüstern: ‚Aha, du glaubtest wohl...?‘ Jeanne erwiderte, sie, Noëmi, möge nach Sacro Speco gehen und zwar sogleich, eilends. Sie selbst beabsichtige, sie hier im Garten zu erwarten. Noëmi witterte eine neue Komödie.

‚O nein!‘ sagte sie. ‚Entweder du kommst mit nach Sacro Speco, oder du bist nicht wohl, und dann gehen wir direkt nach Subiaco hinunter.‘

Jeanne wandte dagegen ein, daß das keinen Sinn haben würde; denn sie würden den Wagen jetzt nicht finden; aber Noëmi gab nicht nach. Sie würden den Abstieg ganz gemächlich machen und würden gerade, wenn der Wagen käme, bereit sein, einzusteigen. Jeanne widersprach mit größter

C. Spitzweg pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Briefträger.

Heftigkeit, da sie keine Gründe zur Weigerung hatte. Da blickte Noëmi ihr schweigend in die Augen, um irgend einen geheimen Plan zu erspähen. In diesem Augenblicke des Schweigens stiegen des Bettlers Worte wieder qualvoll in Jeannes Herzen auf. Stürmisch ergriff sie der Freundin Arm.

‚Du willst, daß ich nach Sacro Speco mitgehe?‘ sagte sie. ‚Gut, gehen wir! Du glaubst etwas, und du weißt nichts. Möge das Schicksal walten!‘

Aber ehe sie noch einen Schritt getan, ließ sie Noëmi, die sie betroffen ansah, wieder los und schrieb mit Bleistift auf ihr Portefeuille: ‚Ich bin in Sacro Speco. In Don Giuseppe Flores' Namen, erwarten Sie mich!‘ Sie unterzeichnete nicht, riß das Blättchen aus, gab es dem Gärtner: ‚Für diesen Mann, falls er zurückkommt,‘ nahm von neuem der Freundin Arm und sagte: ‚Gehen wir!‘

Die Sonne brannte auf das Gestein, das den feuchten Duft der Kräuter und Felsen ausströmte, und versilberte die Nebelflöckchen, die längs der Seitenwände des engen, wilden Tales schwebten, bis sie sich in der Höhe mächtig zusammenballten und dort oben wie ein Hut auf den Höhen von Jenne lagerten; die tosende Stimme des Aniene erfüllte die Einsamkeit. Jeanne ging, ohne ein Wort zu sprechen, ohne Noëmi, die sich mehr und mehr über ihr Schweigen, über ihre Blässe, über die eng zusammengepreßten Lippen, die das Schluchzen zurückhielten, über das Zucken ihres Armes beunruhigte, zu antworten. Weshalb? Während der Nacht und bis zur Ankunft in Santa Scolastica hatte die Ärmste in einem Fieber der Erwartung zwischen Furcht und Hoffnung geschwankt. Jetzt war es ein anderes Fieber; wenigstens schien es so. Es schien, als habe sie dort im Garten irgend etwas erfahren, wovon sie nicht sprechen wollte, irgend etwas Peinigendes, Beängstigendes. Was konnte es nur sein? Die trostlose Klage des unsichtbaren Wassers, das lautlose Zittern der Gräser auf dem Gestein, die glühende Hitze selbst preßten das Herz zusammen. Einige Schritte vor dem Bogen, der die schwärzliche Masse der Steineichen abschließt, hörte Noëmi zu ihrem Trost menschliche Stimmen. Es waren Dane zu Pferde und Marinier und der Abt zu Fuß, die miteinander von Sacro Speco herunterkamen.

Dane zeigte sich sehr erfreut über die Begegnung, hielt sein Pferd an, stellte die Damen dem Abt vor und sprach mit Enthusiasmus von Sacro Speco. Nachdem Jeanne einige Worte mit dem Abt gewechselt hatte, fragte sie ihn, ob wohl jemand neuerdings das heilige Gelübde abgelegt oder zum mindesten das Ordensgewand genommen habe. Der Abt erwiderte, daß er erst vor wenigen Tagen nach Santa Scolastica gekommen und daher nicht in der Lage sei, so ohne weiteres zu antworten; aber er glaube nicht, daß, gering gerechnet, seit einem Jahre jemand in Santa Scolastica das feierliche

Gelöbnis getan, noch auch das Kleid des Novizen angezogen habe. Jeanne strahlte vor Freude. Jetzt begriff sie, wie dumm sie gewesen war, daß sie es auch nur einen Augenblick für möglich gehalten hatte, Piero hätte binnen zwölf Stunden aus einem Bauern zum Mönch werden können. Am liebsten wäre sie sofort in den Garten von Santa Scolastica zurückgekehrt; aber wie das bewerkstelligen? Was zum Vorwand nehmen? Sie ging weiter, von dem Wunsche beseelt, Sacro Speco möglichst rasch abzumachen. Noëmi schlug vor, ein wenig im Schatten der Steineichen zu rasten, die hier, auf dem Wege der von göttlicher Liebe erfüllten Seelen, selber wie durch innere asketische Begeisterung, durch den leidenschaftlichen Drang, der Erde zu entfliehen und mit den Armen in den Himmel zu reichen, sich zu verrenken scheinen. Ungeduldig wies Jeanne den Vorschlag zurück. Sie hatte wieder Farbe bekommen, und ihre Augen leuchteten. Sie lief rasch die kleine Treppe hinauf, die am Ende des kurzen Weges angebracht ist, und trotz Noëmi, die nicht begriff, warum diese Eile, wollte sie, oben angelangt, nicht einmal Atem schöpfen, dort, wo plötzlich sich die düstere Szenerie des tiefen Tales auftut und oben links der starre, von Raben und Falken bewohnte Fels sichtbar wird, der über dem verwahrlosten, durch Spalten und Löcher rissig gewordenen Mauerwerk ragt, das dort oberhalb der öden Schluchten verwittert und eben das Kloster Sacro Speco ist. Unterhalb des Klosters hängt ganz in der Tiefe der Rosenstrauch des heiligen Benedikt, und unterhalb des Rosenstrauches hängen die Gärten, hängen die Olivenhaine am tosenden Aniene, der hier sichtbar wird. Die Nebelmasse, die auf den Gipfeln von Jenne gelagert war, stieg in die Höhe und bedeckte den Himmel. Eine Schattenwolke lief über den gewaltigen Felsen, über das Kloster, über das Geländer, auf das, in Betrachtung versunken, Noëmi die Arme gestützt hatte.

‚Das ist großartig,‘ sagte sie. ‚Laß uns wenigstens hier ein wenig verweilen, jetzt, da wir Schatten haben!‘

Aber in diesem Augenblicke wurde, zwei Schritte von ihnen entfernt, das Klosterpförtchen geöffnet, und eine Gesellschaft von Fremden, Herren und Damen, trat heraus. Der Mönch, der sie geführt hatte, hielt, als er Noëmi und Jeanne erblickte, die Tür mit einem Ausdruck der Erwartung geöffnet. Jeanne trat rasch ein, und Noëmi folgte ihr widerwillig.

‚Fresken aus dem Trecento,‘ sagte mit gleichgültiger Stimme der Benediktiner in dem dunklen Korridor und ging weiter. Noëmi, die sich für alte Bilder interessierte, blieb stehen. Jeanne hielt sich, ohne nach rechts oder links zu blicken, dicht hinter dem Benediktiner, zerstreut, von Zweifeln gequält. Wie, wenn der Abt nicht die Wahrheit gesagt hätte? Wenn der Bettler sie gesagt hätte? Ihre Phantasie spiegelte ihr jene glückliche Begegnung im Hofe von Praglia vor, sein todblasses Gesicht, sein ‚Danke‘, das

sie vor Freude hatte erbeben lassen. Es liefen ihr Schauer über den Leib, und wie um mit einem Ruck die Zügel ihrer Einbildungskraft anzuziehen, wandte sie sich an Noëmi: ‚Komm'!' sagte sie.

Sie folgte dem Mönch, hörte nichts von dem, was er sagte, sah nichts von dem, was er zeigte. Noëmi war kaum imstande, ihre eigene Unruhe zu verbergen. Sie hatte ein Vorgefühl von Gefahr bei der Rückkehr. Der gefährliche Punkt war der Garten von Santa Scolastica, wohin Jeanne nach dem, was sie dem alten Gärtner gesagt hatte, zurückzugehen beabsichtigte. Der Wunsch, diesen berühmten Maironi zu sehen, war ihr jetzt vergangen. Sie wünschte nichts, als mit Jeanne ins Haus Selva heimzukehren, ohne irgend eine Begegnung gehabt zu haben, nichts, als den Besuch in Sacro Speco möglichst auszudehnen, damit nachher die Zeit fehle, noch in Santa Scolastica sich aufzuhalten. Deshalb gab sie vor, für das kostbare Innere dieses Klosters mit der armseligen Schale ein brennendes Interesse zu empfinden, während sie in Wahrheit nur den einen Wunsch hatte, ein andermal mit Schwester oder Schwager in Ruhe wieder herzukommen.

Als sie in die heilige Grotte hinunterstiegen, wußten sie alle beide nicht, wo sie gingen, durch abgestandene, eisige Luft, durch geheimnisvolles Dunkel, durch fahl schimmerndes Licht, das von oben hereinfiel, durch feuchten Modergeruch, den Dunst qualmender Lampen und verwitternder Gerätschaften, durch flüchtige Visionen von Kapellen und Grotten und Kruzifixen in dunklen Hintergründen von Treppen, die sich mit ihren Spitzbogen in noch tiefere Grotten hinunter verloren; durch Visionen von Marmor, der die Farbe des Blutes oder die Farbe der Nacht oder die Farbe von Schnee hatte, durch ein Gewimmel strenger Heiliger mit byzantinischen Gesichtern, die die Wände und Giebelfelder der Wölbungen bedeckten, vorüber an Mönchen und Nonnen, in Fensternischen, in vertieften Wölbungen und längs der Bogenwindungen aufgestellt, ein jedes mit seinem ehrwürdigen Heiligenschein. Sie wußten nicht, welchen Weg sie gingen, und Jeanne hatte kaum eine Empfindung seiner Wirklichkeit.

Als sie die heilige Treppe hinabstiegen, voraus der Mönch, unmittelbar hinter ihm Jeanne, und Noëmi als letzte in einem Abstand von fünf oder sechs Stufen, packte Jeanne plötzlich den Führer bei den Schultern und zog die Hände dann, beschämt über diese unwillkürliche Bewegung, rasch zurück, während der Mönch stehen blieb und sich erstaunt nach ihr umdrehte.

‚Ich bitte um Entschuldigung,' sagte sie. ‚Wer ist dieser Pater?'

Zwischen zwei Absätzen der Treppe stand hinter einem Mauervorsprung links in einer dunklen Ecke eine ganz schwarze Gestalt in der Benediktinerkutte, die Stirn an den Marmor gepreßt. Jeanne hatte sie um vier oder

fünf Stufen überholt, ohne sie zu bemerken. Zufällig hatte sie sich umgedreht, um etwas anzusehen; ihr Auge war auf sie gefallen, und ein instinktiver Verdacht hatte ihr zitterndes Herz durchzuckt.

Der Mönch antwortete: ‚Das ist kein Pater, gnädige Frau!‘ Und er bückte sich, um das Gitter einer Kapelle aufzuschließen.

‚Was gibt's?‘ fragte Noëmi hinzutretend.

‚Es ist kein Pater?‘ wiederholte Jeanne.

Noëmi erbebte, als sie die seltsame Stimme der Freundin hörte. Sie hatte die im Schatten der Mauer stehende Gestalt ebenfalls nicht bemerkt.

‚Wer?‘ fragte sie.

Der Mönch, der inzwischen aufgeschlossen hatte, verstand ‚Hier?‘ und bezog die Frage auf den vorher besprochenen Gegenstand.

‚Nein,‘ sagte er, ‚das authentische Bildnis des heiligen Franziskus ist nicht hier. Weiter unten befindet sich ein von Manente gemalter heiliger Franziskus; den werden wir später sehen. Wenn Sie weiter gehen wollen ...‘

Noëmi fragte Jeanne leise: ‚Was hast du?‘ und auf die von der andern mit ruhiger Stimme gegebene Antwort: ‚Nichts‘ ging sie an ihr vorüber, trat in die Kapelle und lauschte den Erklärungen des Mönchs. Jetzt löste sich die schwarze Gestalt von der Mauer. Jeanne sah sie langsam im Schatten unter den spitzbogigen Wölbungen hinaufsteigen. Als sie den obersten Treppenabsatz erreicht hatte, verschwand die Gestalt nach rechts und tauchte plötzlich auf einem Treppenflügel, der von dem schrägen Hintergrund des Raumes durchquert und von dem Licht eines unsichtbaren Fensters erhellt wurde, wieder auf. Die Gestalt stieg langsam, beinahe mühselig. Ehe sie hinter der gewaltigen Ausladung eines Bogens verschwand, beugte sie den Kopf vor, um herunterzusehen. Jeanne erkannte sie.

Im Augenblick, gleichsam einem blitzartig ihr auferlegten Willen gehorchend, vom Wirbel ihres Geschickes wie fortgerissen, begann sie bleich und entschlossen den Aufstieg, ohne zu wissen, was sie sagen, was sie tun würde. Als sie den obersten Absatz überschritten hatte, stürzte sie, im Begriff, den Fuß auf die helle Treppe zu setzen, zu Boden und blieb einen Augenblick liegen, so daß Noëmi, als sie aus der Kapelle trat, sie nicht sah und glaubte, sie wäre hinuntergegangen, um das Bildnis des heiligen Franziskus zu besichtigen.

Sie stand wieder auf, ein armes Geschöpf der Leidenschaft, und setzte ihren Weg fort, vergeblich von den auf den heiligen Wänden erstarrten Bildern himmlischen Friedens zurückgerufen. Alles vor ihr war Schweigen und Leere. Wie in der Hellsichtigkeit der Hypnose schritt sie schnell, sicher durch ihr unbekannte Wege. Sie kam durch dunkle, schmale Gänge, durch weite, helle Räume, ohne je zu zögern, ohne nach rechts noch nach links zu

schauen, alle ihre Sinne im Gehör vereinigt und geschärft, atemlos horchend auf ein Summen in der Ferne, auf das leise Knarren einer Tür, den Luftzug einer anderen, das Streifen eines Gewandes gegen einen Säulenschaft. So tauchte sie plötzlich zwischen den beiden geöffneten Flügeln der letzten Tür ihm gegenüber auf.

Auch er hatte sie auf der heiligen Treppe im letzten Augenblick erkannt. Er seinerseits war fast sicher, daß sie ihn nicht erkannt habe. Trotzdem suchte er den von den Besuchern für gewöhnlich eingeschlagenen Weg zu vermeiden. Als er das eilige Rascheln von Frauenkleidern diesem entlegenen Saal sich nähern hörte, fühlte er, daß es sein mußte; der Tür gegenüber wartete er.

Sie sah ihn und blieb wie erstarrt zwischen den geöffneten Flügeltüren stehen. Ihre Augen senkten sich in seine Augen, die nicht mehr Piero Maironis Blick hatten.

Er war ein anderer. Seine Gestalt erschien vielleicht durch die schwarzen Kleider schmächtiger. Von der hohen Stirn seines bleichen, hageren Gesichtes strahlte eine Würde, ein Ernst, eine milde Trauer, die Jeanne nie zuvor an ihm gekannt hatte. Und die Augen, vor allem die Augen waren andere. Ein unaussprechlich Göttliches sprach aus ihnen, so voller Demut und voll Macht, die Macht einer transzendenten Liebe, die nicht in seinem Herzen ihren Ursprung hatte, sondern einem geheimnisvollen inneren Quell entsprang, einer Liebe, die über ihr Herz hinausging, sie in einem versteckten, ihr selbst unbekannten Winkel ihrer Seele suchend. Langsam, ganz langsam faltete sie ihre Hände und beugte die Knie zur Erde.

Benedetto legte den Zeigefinger der linken Hand an seine Lippen und wies mit dem anderen auf die Wand, deren geöffneter Balkon auf die Wälder des Francolano blickte und den brausenden Fluß in der Tiefe. Auf der Mitte der Wand leuchtete in großen, schwarzen Buchstaben das Wort: Silentium!

Seit Hunderten von Jahren, seitdem das Wort dort geschrieben stand, war hier drinnen keine menschliche Stimme gehört worden. Jeanne blickte nicht um sich; sie sah es nicht. Ihr genügte dieser Finger auf Pieros Lippen, um die ihrigen zu schließen. Aber er genügte nicht, das Schluchzen gewaltsam in der Kehle zurückzuhalten. Sie schaute auf zu ihm, auf seine geschlossenen Lippen, und große Tränen rannen über ihr Gesicht. Unbeweglich, die Arme schlaff am Körper hängend, neigte Benedetto leise den Kopf und schloß, im Geist versunken, die Augen. Das große, schwarze, gebieterische Wort, düster und todesschwer, triumphierte über die beiden Menschenseelen, während von dem leuchtenden Erker die rebellischen Seelen des Aniene und des Windes brausend dagegen eiferten.

Plötzlich, wenige Sekunden nachdem Benedettos Augen sich vor ihrem Blick geschlossen hatten, taumelte sie, und ein Seufzer, in dem die ganze

bittere Schwere ihres Schicksals zitterte, entrang sich ihrem Innersten. Nun öffnete er die Augen, schaute sie sanft und gütig an, und gierig trank sie seinen Blick und stöhnte noch zweimal auf mit fast schmerzlicher Dankbarkeit. Und da der Geliebte wieder den Finger an den Mund legte, nickte sie ja, ja; sie würde schweigen, ganz stumm würde sie sein. Immer seiner Gebärde, seinem Blick gehorsam, stand sie auf, trat beiseite, ließ ihn vorbeigehen durch die geöffneten Flügeltüren, folgte ihm demütig mit ihrer erstorbenen Hoffnung im Herzen, so vielen süßen, erstorbenen Vorstellungen im Kopf, mit ihrer Liebe, die in Bangen und Ehrfurcht sich gewandelt hatte.

Sie folgte ihm bis zu der Kapelle, die die obere Kirche genannt wird. Dort, gegenüber den drei kleinen Spitzbogen, die innere Schatten einschließen, von denen sich ein Altar abhebt, und ein silbernes Kruzifix auf dunkelgetönte, alte Malereien einen Glanz strahlt, kniete Jeanne auf ein Zeichen von ihm auf dem Betstuhl an der rechten Seite des großen Bogens, der sich über der spitzen Wölbung hinzieht, nieder, während er auf dem an der linken Seite niederkniete. Auf das Giebelfeld des Bogens hat ein Maler des vierzehnten Jahrhunderts das Drama des höchsten Schmerzes gemalt. Von einem hohen Fenster links fiel das Licht auf die Schmerzensreiche. Benedetto war im Schatten.

Seine Stimme flüsterte kaum hörbar:

‚Noch immer ohne Glauben?‘

Leise, wie er gesprochen hatte, und ohne den Kopf zu wenden, antwortete sie:

‚Ja.‘

Einen Augenblick schwieg er; dann fuhr er mit derselben Stimme fort:

‚Sehnen Sie sich darnach? Könnten Sie handeln, als glaubten Sie an Gott?‘

‚Wenn ich nicht zu lügen brauche, ja.‘

‚Versprechen Sie, für die Armen und Elenden zu leben, als ob jeder einzelne von ihnen ein Teil der von Ihnen geliebten Seele wäre?‘

Jeanne antwortete nicht. Sie war zu klarsehend und zu ehrlich, um zu versichern, daß sie es könnte.

‚Versprechen Sie, es zu tun,‘ fuhr Benedetto fort, ‚wenn ich verspreche, Sie zu mir zu rufen in einer bestimmten Stunde, die kommen wird?‘

Sie wußte nicht, an welche feierliche, nicht mehr ferne Stunde er dachte, als er so sprach. Klopfenden Herzens antwortete sie:

‚Ja, ja, ich will.‘

‚In jener Stunde werde ich Sie rufen,‘ sprach die Stimme im Schatten. ‚Aber versuchen Sie niemals, mich vorher wiederzusehen!‘

Jeanne preßte die Hände gegen die Augen und antwortete ein ersticktes ‚Nein‘. Es war ihr, als würde sie von den beklemmenden Träumen

eines tödlichen Fiebers herumgewirbelt. Piero sprach nicht mehr. Es vergingen zwei, drei Minuten. Sie nahm die Hände von den tränennassen Augen, hob die Augen zu dem Kreuz, das gegenüber hinter den kleinen Spitzbogen auf die dunkelgetönten, alten Gemälde einen Glanz warf. Sie flüsterte: ‚Wissen Sie, daß — Don Giuseppe Flores tot ist?‘

Schweigen.

Jeanne wandte den Kopf. Es war niemand mehr in der Kirche.

V.

Der Heilige.

1.

Der Mond war schon untergegangen; in dem Wind des späten Abends sprach der Aniene bald laut, bald leise, wie jemand, der in erregter Unterhaltung seinem Unterredner von Zeit zu Zeit Dinge zuflüstert, die kein anderer hören soll. Vielleicht der einzige, der in dem schönen Tal von Subiaco aufmerksam seinen Reden lauschte, war Giovanni Selva. Er saß auf der Terrasse, die Ellbogen auf die Brüstung gestützt, und blickte schweigend in die klingende Dunkelheit. Maria und Noëmi, die auch herausgekommen waren, um die Frische und die würzigen Düfte des Nachtwindes zu genießen, hielten sich abseits. Maria flüsterte der Schwester ein Wort ins Ohr; Noëmi ging hinaus. Allein geblieben näherte sie sich leise, leise dem Gatten, drückte einen Kuß auf seine Haare.

‚Giovanni!‘ sagte sie. Wie oft hatte sie ihm nicht, übermannt von der Gewalt ihrer Liebe, ihre ganze Seele, sich selbst hingegeben in diesem einen leise gesprochenen Wort, da alle anderen ihr unzulänglich schienen oder zu abgenützt von allzu vielen Lippen!

Giovanni antwortete traurig, müde:

‚Maria!‘

Da er ihr Gesicht nicht mehr auf seinen Haaren fühlte, fürchtete er, er möchte ihr kühl erschienen sein.

‚Meine Liebe!‘ sagte er.

Sie schwieg einen Augenblick. Dann legte sie beide Hände auf seinen Kopf, und indem sie begann, ihn sanft zu streicheln, sagte sie:

‚Selig sind, die um der Wahrheit willen leiden.‘

Lächelnd, in Liebe erschauernd, wandte er sich zu ihr, schaute sich um, ob Noëmi noch da wäre, und zog mit einem Arm das liebe Gesicht zu seinem Mund.

‚Ich brauche dich, deine Kraft so nötig,‘ sagte er.

‚Darum gehöre ich dir,‘ antwortete Maria, ‚und stark bin ich nur, weil du mich liebst.‘

Er nahm eine ihrer Hände und küßte sie ehrfurchtsvoll.

‚Siehst du?‘ rief er dann, das Gesicht hebend. ‚Vielleicht kennst du nicht das Tiefinnerste meines Leidens; denn es ist auch mir dunkel, der ich alt bin und mich selbst noch nicht kenne. Ich dachte eben daran. Ich dachte, wenn man an einer Wunde leidet, so sieht man die Ursache des Schmerzes; aber wenn man an einem Fieber leidet, bleibt die Ursache dunkel, und man erkennt den wahren Grund nie mit voller Sicherheit.‘

Es war noch kein Monat verflossen seit dem Versammlungsabend, an dem man von einem Bunde der fortschrittlichen Katholiken gesprochen hatte. Kein Bund war daraus hervorgegangen, aber eine seltsame Kette unliebsamer Begebenheiten konnte man logischerweise einer anderen Ursache nicht zuschreiben. Professor Dane war von seinem Erzbischof nach Irland zurückberufen worden. Er hatte sich sofort zu einem Kardinal der Kurie, einem Engländer, begeben, um ihm seinen schlechten Gesundheitszustand auseinanderzusetzen und ihn zu bitten, einen Antrag wegen Aufschiebung der Frist bei dem Erzbischof zu unterstützen. Seine Eminenz hatte ihm die Augen geöffnet. Der Schlag war von Rom gekommen, wo man sehr übel von ihm dachte. Nur aus Rücksicht auf den Kardinal selbst, einen Freund von Dane, und vor allem aus Rücksicht auf die englische Regierung hatte man davon abgesehen, seine Bücher auf den Index zu setzen und ihn zu zwingen, auf den Lehrstuhl zu verzichten, wie seine Feinde es gewünscht hätten. Der Kardinal hatte ihm geraten, von Rom, wo die Hitze schon lästig wurde, abzureisen und in Montecatini oder Salsomaggiore etwas ernstlicher zu erkranken, wo man ihn dann in Ruhe lassen würde. Don Clemente hatte sich nicht mehr sehen lassen. Giovanni hatte ihn in Santa Scolastica aufgesucht, wo der Mönch ihm mit Tränen in den Augen bedeutet hatte, daß sie ihre Freundschaft begraben müßten wie einen Schatz in Kriegszeiten. Don Paolo Faré, der in Pavia für die jungen Leute ein Religionskolleg hielt, war Schweigen auferlegt worden. Dem jungen di Leyni war der Schlag durch die eigene Familie zugefügt worden. Seine fromme, ausgezeichnete Mutter hatte ihn im Namen des verstorbenen Vaters weinend angefleht, mit den gefährlichen Freunden Selvas zu brechen. Er glaubte, daß dieser Schritt ihr von ihrem Beichtvater suggeriert worden sei. Er hatte Widerstand geleistet, aber auf Kosten seines häuslichen Friedens. Schließlich hatte eine klerikale Zeitschrift drei Artikel über das Gesamtwerk Giovannis veröffentlicht, in denen eingeschränktes Lob und scharfer Tadel über den nach Ansicht des Zensors rationalistischen Charakter des genannten Werkes und über die unerträgliche Vermessenheit des Verfassers, der gewagt hatte, nur mit laienhaftem Wissen

ausgestattet, Schriften zu veröffentlichen, in denen der Mangel theologischer Wissenschaft jämmerlich zutage trete, zu einem sehr strengen Urteil zusammengefaßt waren. Ihrem Wesen nach waren diese Artikel im voraus eine furchtbare Verdammung des Buches über die rationellen Grundlagen der christlichen Moral, an dem Giovanni gerade arbeitete, und weissagten nach dem Urteil der Erfahrenen den Index für seine anderen Schriften.

‚Zweifelst du an deinen Ideen?‘ sagte Maria.

Es war keine aufrichtige Frage. Trotz ihrer großen Liebe sah sie tief und klar in der Seele ihres Gatten. Sie glaubte, daß es das Vorgefühl einer kirchlichen Verdammung war, das ihn innerlich quälte. Giovanni konnte über gewisse Urteilssprüche der Indexkongregation mit Mißachtung sprechen, aber sein Gewissen, das der kirchlichen Autorität viel ergebener war, als er selbst glaubte, beunruhigte sich nach Marias Ansicht mehr, als er selbst wollte, bei dem drohenden Schlage. Und Maria, die fürchtete, ihn zu kränken, wenn sie sagte: ‚Hast du Furcht?‘, hatte fälschlich einen anderen Zweifel laut werden lassen, um ihm den Weg zum freiwilligen Bekenntnis der Wahrheit zu öffnen. Giovannis Antwort überraschte sie.

‚Ja,‘ sagte er, ‚ich zweifle an mir, doch nicht in der Art, wie du es glaubst. Ich bin im Zweifel, ob ich nicht ein rein Intellektueller bin; ich fürchte, ich überschätze die Wichtigkeit meiner Ideen vor Gott. Ich fürchte, ich lebe sie nicht, meine Ideen. Ich fürchte, ich hege allzu lebhaften Groll gegen die, die sie nicht teilen, gegen die Verfolger, die wir lieben sollen, gegen den Schweizer Abbé, der mit Dane hierher kam, und der wahrscheinlich über das, was unter uns gesagt wurde, an einer Stelle und in einer Art gesprochen hat, wie er es nicht hätte tun dürfen. Ich fürchte, daß ich ein allzu untätiges, allzu leichtes, zu behagliches Leben nicht ertragen kann; denn die Arbeit ist mir Freude. Ich zweifle sogar an meiner Liebe zu Gott; denn ich fühle allzu wenig Nächstenliebe. Mir kommt der Gedanke, daß die mystischen Freuden diesen Zweifel einschläfern könnten. Du, Maria, du lebst deinen Glauben! Du besuchst die Kranken, du arbeitest für die Armen, du tröstest, du belehrst. Ich tue nichts.‘

‚Ich bin du,‘ flüsterte Maria. ‚Du bist es, der mich so gemacht hat. Und außerdem übst du geistige Wohltätigkeit.‘

‚Nein, nein, das ist für mich ein anmaßendes Wort.‘

Er versank wieder in die Betrachtung des klingenden Dunkels.

Maria wußte, daß in Wahrheit das innige Gefühl der menschlichen Brüderlichkeit in ihm nicht lebendig war. Ohne es sich selbst eingestehen zu wollen, empfand sie, daß dieser Mangel es war, der ihren Gatten hinderte, mit Erfolg das große religiöse Apostolat auszuüben, das seinen intellektuellen Fähigkeiten, seinem tiefen und leuchtenden Glauben, der bei ihm mehr die

Frucht des Geistes, des Studiums und göttlicher Liebe war als Tradition und Gewohnheit, entsprochen haben würde. Sie warf sich vor, daß Giovannis Kälte gegen die Menschen sie zuweilen gefreut habe in dem köstlichen Genuß, daß alle seine Liebesschätze für sie allein aufbewahrt blieben. Aber das Bewußtsein brüderlicher Pflicht besaß er, und niemals hatte sie ihn gegen die Bitten anderer taub, gegen den Schmerz anderer verhärtet gesehen. Er fühlte und liebte daher Gott nicht in den Menschen; diese höchste Flamme der Nächstenliebe fehlte ihm; er fühlte und liebte die Menschen in Gott, eine kühle Liebe, wie ein guter Bruder den Bruder liebt, nur um dem Vater zu gefallen, aber die gewöhnliche Art der Liebe auch der besten menschlichen Herzen. So eingeschränkt war auch Giovannis Liebe. Er konnte die höchste Nächstenliebe, von der er sich selbst demütig und traurig leer wußte, nicht geben. Maria, die seine Haare mit unendlicher keuscher Zärtlichkeit liebkoste, träumte, daß aus ihrem Herzen durch ihre Hände die milde göttliche Nachsicht auf jenes geliebte Haupt überströmen könnte.

‚Weißt du,‘ sagte sie, ‚ich will dir sogleich Gelegenheit zu einem sehr verdienstvollen Werk der Nächstenliebe geben. Es handelt sich um Noëmi; sie hat einen Brief von ihrer Freundin Dessalle erhalten und sagt, daß sie deiner Hilfe bedürfe.‘

‚So rufe sie!‘ sagte er.

Noëmi kam. Es war an diesem Tage eine leichte Wolke zwischen sie und Giovanni getreten. Sie hatten, ein seltener Fall, zusammen über Religion gesprochen. Noëmi hielt mit blinder Zähigkeit an der eigenen fest und liebte keine Unterhaltungen über diesen Gegenstand. Trotz ihrer zärtlichen Liebe für Maria, ihres liebevollen Respekts vor Giovanni, fürchtete sie, daß bei einer Prüfung über die Gründe und die Natur ihres Glaubens sie sich eher Jeannes Skeptizismus als dem fortschrittlichen Katholizismus der Selva zuneigen würde. Dieser Katholizismus schien ihr ein Zwitterding. Vielleicht hatte sie von Jeanne gelernt, ihn so zu beurteilen; denn in Momenten gewisser nervöser Bösartigkeit verteidigte Jeanne mit Schärfe ihre Skeptik gegen diesen Glauben, der, weil leuchtend von Geist und Wahrheit, dieser verderblich werden konnte. Auch hatte Noëmi immer nicht ihre Schwester, wohl aber Giovanni in dem Verdacht, daß er sich mit dem Gedanken trüge, sie zu bekehren; und an diesem Tage hatte sie im Gespräch mit Giovanni über die Glaubensbekenntnisse in der Lebhaftigkeit einer Antwort diesen Verdacht durchblicken lassen.

Darauf hatte Giovanni sie milde und ernst vermahnt, daß der mit aufrichtigem und reinem Verlangen nach Wahrheit unbewußt festgehaltene Irrtum vor Gott ohne Schuld sei, aber daß, wenn ein diesem Verlangen fremdes Gefühl an dem Zurückweisen der Wahrheit teilhabe, die Sünde daraus erstehe.

Dieses Argument verletzte Noëmi noch tiefer. Sie war drauf und dran, den Schwager nach seinen Rechtstiteln eines göttlichen Vizerichters zu fragen. Sie tat es nicht und brach die Unterhaltung ab.

Später, als sie daran dachte, empfand sie Gewissensbisse wegen ihres mürrischen Schweigens, nicht so sehr, weil Giovannis letzte Worte sie überzeugt hätten, als weil sie wußte, welche Unannehmlichkeiten die religiösen Ansichten, zu denen er sich bekannte, ihm eingetragen hatten, und weil sie ihn so niedergeschlagen sah. Auch aus diesem Grunde entschloß sie sich, als sie von der Schwester, die sie bat, recht freundlich mit ihm zu sein, zu ihm gerufen wurde, zu einer Untreue gegen Jeanne. Seitdem Jeanne ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit geschrieben hatte, hatte sie Maria nur das unbedingt Notwendige anvertraut. Jeanne, immer noch krank an Leib und Seele, hatte von dem Heiligen von Jenne sprechen hören, der Körper und Seele heilte. Sie bat sie, nach Jenne zu gehen, diesen Heiligen aufzusuchen und ihr etwas über ihn zu schreiben. Nun konnte Noëmi nicht ganz allein nach Jenne gehen; sie mußte Giovanni bitten, sie zu begleiten. Soweit hatte sie sich der Schwester anvertraut. Jetzt brach sie alle Siegel der Freundin und sprach.

Die arme Dessalle war unglücklicher als je. Bei ihrem kurzen Aufenthalt in Subiaco war sie dem früheren Geliebten begegnet. Zwischenruf von Giovanni: So war es also doch Don Clemente? Nein, es war der Mann, der in der Begleitung des Mönches am Abend von Jeannes Ankunft zu der Villa gekommen war, der Gärtnerbursche von Santa Scolastica, derselbe, der jetzt nicht mehr im Kloster war, von dem man schon im ganzen Tal des Aniene und auch in Rom als von dem Heiligen von Jenne sprach. Noëmi entschuldigte sich, daß sie es nicht gleich damals gesagt habe. Wehe, wenn Jeanne es erfahren hätte, nachdem sie ihr so streng verboten hatte, zu sprechen! Und dann hätte es keinen Sinn gehabt.

Giovanni nahm fast verstohlen die Hand seiner Frau und führte sie an die Lippen. Maria verstand ihn und lächelte. Beide bestürmten Noëmi mit Fragen.

Ja, sie hatte ihn am Abend der Ankunft erkannt, und nun konnten Giovanni und Maria den Grund jener Entgeisterung begreifen, die sie an ihr gesehen. Die Begegnung hatte dann am darauffolgenden Morgen in Sacro Speco stattgefunden. Noëmi wußte nur, daß ihre Hoffnungen vernichtet worden waren, daß er Mönchskleider trug und gesprochen hatte wie ein Mensch, der sich Gott auf immer geweiht hat, daß sie ihm versprochen hatte, sich den Werken der Nächstenliebe zu widmen, und daß zwischen ihnen keine direkten Beziehungen mehr möglich waren.

Jetzt schrieb ihr die Dessalle aus Villa Diedo, ihrem Besitztum im Venetischen, wohin sie mit dem Bruder von Rom aus, zwei Tage nach-

dem sie Subiaco verlassen hatte, gegangen war. Sie hatte ihr in einer Stunde tiefster Verzweiflung geschrieben. Ihr Bruder, erstaunt, daß sie sich soviel mit den Armen beschäftige, sei gereizt wegen dieser Neuerung in ihrer Denkart und in ihrer Lebensweise. Geld möge sie ausgeben, wenn es ihr gefiele, und soviel sie wolle. Aber Scharen von Bettlern ins Haus kommen lassen, sie in ihren Hütten besuchen, o nein! Das war albern, war überflüssig, war lästig, war lächerlich, war närrisch, war klerikal. Außerdem gab es noch andere Schwierigkeiten. Sie hätte gewünscht, den wohltätigen Frauenvereinen der Stadt beizutreten. Bei der Berührung der Dame, von der man im Zusammenhang mit Maironi soviel geredet hatte, die, wenn sie Sonntags zuweilen auch in die Kirche ging, doch das Ostergebot nicht erfüllte, zogen sie sich mimosenhaft in sich selbst zurück. Und schließlich waren es auch ihre Gewohnheiten der müßiggängerischen Dame, die nach dem ersten Anlauf sie allmählich von dem neubetretenen Weg abbrachten, und das um so schneller, je schwieriger der Weg sich zeigte. Sie fühlte, daß sie unterliegen müsse, wenn ihr nicht ein Wort des Rates, der Hilfe von ihm käme. Sehen konnte sie ihn nicht; zu schreiben wagte sie nicht, weil es zweifellos in seiner Absicht gelegen hatte, auch das zu verbieten, und lieber wäre sie gestorben, als etwas ihm Unangenehmes zu tun, wenn sie es vermeiden konnte. Sie hatte im Corriere eine römische Korrespondenz über den ‚Heiligen von Jenne' gelesen, in welcher gesagt war, daß der Heilige jung sei und als Gärtner im Gemüsegarten von Santa Scolastica gearbeitet habe. Er war es also. Sie flehte Noëmi an, nach Jenne zu gehen und ihn um das Almosen eines Trostes für sie zu bitten.

Noëmi war entschlossen zu gehen. Würde Giovanni sie wohl begleiten? In dem schüchternen Tone der Frage fühlte Giovanni eine schweigende Abbitte und den Wunsch nach Frieden, und er reichte ihr die Hand.

‚Herzlich gern,' sagte er.

Maria erbot sich als dritte im Bund. Es wurde beschlossen, am nächsten Morgen zu Fuße zu gehen und schon um fünf Uhr in der Frühe aufzubrechen, um der auf dem nackten und steilen Hang von Jenne brennenden Sonne zu entgehen. Dann sprach man vom Heiligen.

Das ganze Tal war voll von ihm. Der verlesene Brief der Dessalle berichtete, daß eine Menschenflut nach Jenne ströme, um den Heiligen zu sehen und zu hören, daß von ihm vollbrachte wunderbare Heilungen die Runde machten, daß die Benediktiner mit Bewunderung von dem Leben in Buße und in Gebet erzählten, das er während dreier Jahre als Arbeiter im Garten von Santa Scolastica geführt habe. In Subiaco wurde noch ganz anderes verbreitet. Ein gewisser Torquato, ein braver Mensch, der Forstwart und ein Verwandter von Selvas Dienstmädchen war, hatte dieser

erzählt, er sei mit einem Fremden, so einer Art Poeten, der von Rom gekommen wäre, um mit dem Heiligen zu sprechen, nach Jenne gegangen. Auf dem Hin- und dem Rückweg habe er an die fünfzig Personen beisammen gesehen, die sich zum gleichen Zwecke nach Jenne begaben. Ganz feine Herren dabei; auf dem Berghang von Jenne eine Prozession von Frauen, die Litaneien sangen. In Jenne hatte er dann die ganze Geschichte erfahren. Eines Nachts hatte der Erzpriester von Jenne im Traum eine Feuerkugel auf dem großen Kreuze gesehen, das auf der Höhe des Hügels steht, und diese Feuerkugel hatte das Kreuz entzündet, das glühte und leuchtete, ohne zu verbrennen, und alle Berge und alle Täler erhellte. Den Tag darauf war ein als Benediktiner-Konverse gekleideter Jüngling zu ihm gekommen, der den Auftrag hatte, ihm einen Brief zu übergeben. Dieser Brief war vom Abt von Santa Scolastica und besagte: ‚Ich schicke Ihnen einen Engel aus loderndem Feuer, der Jenne in der ganzen weiten Welt berühmt machen wird.‘ In dem Briefe stand auch geschrieben, dieser Jüngling sei geboren als ein großer Fürst aus königlichem Geblüte, und er habe, um Gott in Demut zu dienen, drei Jahre lang als Gärtner in Santa Scolastica gelebt. Und der Erzpriester war wie närrisch geworden vor Aufregung über dies geträumte Feuer und über dies eingetroffene Feuer, und er war in ein heftiges Fieber verfallen. Am nächsten Tage war Feiertag. Von den beiden andern Priestern, die in Jenne sind, war der eine krank, und der andere war zwei Tage zuvor nach Filettino gegangen, um seine kranke Mutter zu besuchen. Des Pfarrers Magd hatte von diesem Benediktiner und von dem Traume und überhaupt von allem im Orte herumerzählt. Die Leute aus dem Ort waren in die Kirche gelaufen, um die Messe des Benediktiners zu hören; denn sie hatten ihn hineingehen sehen und wollten nicht glauben, daß der Benediktiner nicht Messe läse. Sie wollten, daß er wenigstens predigte, trotz seinem Einspruch, daß er nicht das Recht habe, es in der Kirche zu tun; und nachdem sie ihn in ihre Mitte genommen, bedrängten sie ihn derart, daß er ihnen mit der Hand ein Zeichen machte, aus der Kirche hinauszugehen, und den Nächststehenden versprach, draußen zu sprechen. Und draußen hatte er gesprochen. Was er eigentlich gesagt hätte, hatte die Magd Maria nicht erzählen können, noch hatte Maria vermocht, es so recht aus Torquato herauszubringen. Ein bißchen durch Fragen und ein bißchen mit Hilfe ihrer Einbildungskraft hatte sie die Rede folgendermaßen sich zurechtgemacht:

‚Dürft ihr in die Kirche eintreten? Seid ihr mit euren Brüdern versöhnt? Wißt ihr, was der Herr Jesus euch sagt mit dem Worte, daß man nicht an den Altar treten darf, ehe man sich denn mit seinen Brüdern versöhnt hat? Wißt ihr, daß ihr nicht die Kirche betreten dürft, wenn ihr

gegen die Barmherzigkeit oder gegen die Gerechtigkeit gefehlt habt und nicht Buße dafür getan oder, wenn keine Buße möglich ist, eure Fehler bereut habt? Wißt ihr, daß es euch verwehrt ist, die Kirche zu betreten, nicht nur wenn ihr Groll gegen eure Brüder hegt, sondern auch wenn ihr ihnen in irgend einer Weise, in ihren Interessen oder an ihrer Ehre, unrecht getan, wenn ihr ihnen eine Beleidigung zugefügt habt, wenn ihr in eurem Herzen gegen ihre Leiber oder gegen ihre Seelen böse Wünsche traget? Wißt ihr, daß alle Messen und Segnungen und Rosenkränze und Litaneien weniger als nichts gelten, wenn ihr nicht zuvor euer Herz nach dem Worte Gottes reiniget? Seid ihr unrein von Haß, von Unkeuschheit? Geht, Jesus will euch nicht in der Kirche!'

‚Ach Gott!' sagte Torquato. ‚Die Worte waren gar nichts, aber die Stimme machte es und das Gesicht und die Augen!' Der gute Mann sprach davon, als ob er dabei gewesen wäre. ‚Und nun die Leute, nieder auf die Knie und ein Geweine; und manche Frauen, die Feindinnen unter sich waren, umarmen sich. Denn es waren ja nur Frauen und Greise da, weil die Männer von Jenne alle Schafhirten in Nettuno und Anzio sind und vor Ende Juni nicht heimkommen auf ihren Berg. Als der Heilige sie so zerknirscht sah, hatte er gesagt: „Tretet ein, kniet nieder! Gott ist mitten unter euch. Betet ihn in Schweigen an!"' Die Leute waren eingetreten, eine große Menschenmenge. Alle waren sie auf die Knie gefallen, und während einer Viertelstunde, so erzählte Torquato, hätte man in dieser großen Kirche eine Fliege summen hören können. Dann hätte der Heilige mit lauter Stimme das ‚Vaterunser' angestimmt und hatte es, vom Volke begleitet, langsam vorgebetet, bei jeder Bitte innehaltend. Und Torquato erzählte, daß der Erzpriester, nachdem er all das angehört, seinen Gast geküßt hätte, und durch den Kuß sei er vom Fieber genesen. Nun bringen sie dem Heiligen Kranke ins Haus, damit er sie segne und sie heile. Er wollte nicht, aber die, denen es gelang, wenn auch nur verstohlen, seine Kutte zu berühren, die wurden gesund. Und viele, viele gingen zu ihm, um sich Rats zu erholen. Ein großes Wunder war geschehen mit einer Mauleselin, die auf dem steilen Berghang gescheut hatte und gerade angesichts des Heiligen, der Wasser tragend vom Infernillo heraufstieg, ihren Reiter auf die Steine abwerfen wollte. Der Heilige hatte nur die Hand ausgestreckt, und die Mauleselin hatte sich sofort beruhigt.

Die Erzählung des Waldhüters wurde Maria hinterbracht.

‚Wenn alles so stimmt wie der Fürst aus königlichem Geblüt?' sagte Noëmi.

‚Morgen werden wir es erfahren,' erwiderte Giovanni, sich erhebend.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Geschichtschreibung und ihr Bildungseinfluß.

Von

Else Hasse.

Immer zu Zeiten, wo der Kulturbegriff eine Umwandlung erfährt, und wo neue Werte in den Mittelpunkt des Daseins gerückt werden, da kommt ein lebendigerer Zug in die Geschichtschreibung hinein. Der Historiker, voll scharfblickender Anteilnahme an den Zeitströmungen, steigt empor mit der Woge, die unter ihm aufrauscht, und fühlt sich mitten hineinversetzt in die kämpfende Brandung, wo alte und neue Weltanschauungen, soziale Beschaffenheiten und politische Systeme und Programme, wo Konventionalismus und freies Leben feindlich aufeinanderprallen; und indem er das Auf- und Abwogen beobachtet und alle Tiefen des Lebens aufgewühlt sieht, wird sein Gemüt in volle Mittätigkeit versetzt, und sein rascher Geist erfaßt die Gesetze und den Sinn des Lebens von einer neuen Seite.

So ist es den Historikern des 19. Jahrhunderts ergangen, die sich sämtlich durch führende Bewegungen ihrer Zeit, seien sie nun philosophischer, sozialökonomischer, politischer oder naturwissenschaftlicher Art, emportragen ließen zur Höhe einer neuen Geschichtsbetrachtung. Was der Historie einst als das Wichtigste erschien: die rein beschreibenden Darstellungen der tatsächlichen Verkettung von Ereignissen, das trat als nebensächlich in den Hintergrund; der Historiker erhob sich höher über die Prozesse und Entwicklungen, die er zu entwirren, miteinander zu verbinden, zu schildern und zu beurteilen hat, und er behandelte seine Aufgabe, wenn nicht mit tieferer persönlicher Anteilnahme, so doch mit größerer künstlerischer Feinheit und in engerem Anschluß an die Wissenschaft. Biologie, Paläontologie, Altertumswissenschaft, Psychologie, Soziologie eröffneten ihm neue Horizonte, und nicht zuletzt war es die Philosophie, die nicht nur — durch die aufeinanderfolgenden Schulen und Anschauungsweisen: Hegelianismus, Materialismus, Neukantianismus — Einfluß gewann auf den erkenntnistheoretischen Standpunkt des Historikers und auf seine Formulierung des Entwicklungsgedankens, sondern die vor allem auch seine Auffassung vom Sinn des Lebens bestimmen half.

Die Historiker, durch die Fülle neuer Gesichte geradezu gezwungen, den Makrokosmos des geschichtlichen Verlaufs mit den Augen des Künstlers, den Mikrokosmos der bedingenden Ursachen und Kräfte durch die Brille des Forschers zu betrachten, zogen doch das letztere zunächst vor: aus der Geschichtschreibung sollte eine exakte Wissenschaft gemacht werden. Man hoffte, im historischen Geschehen eine feststehende Gesetzlichkeit nachzuweisen und dasselbe auf einen primären und elementaren Vorgang, auf letzte Ursachen und quantitativ bestimmbare Wirkungsweisen von Kräften zurückführen zu können.

Buckle war einer der ersten, die einen streng gesetzlichen Verlauf der geschichtlichen Tatsachen feststellen zu können glaubten; noch viel energischer versuchten Marx und Engels eine mit naturwissenschaftlichem Geiste erschaute und ‚voraussetzungslos' beobachtete, ewige Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen Entwicklung zu erweisen; Gobineau und Chamberlain untersuchten den Einfluß der Rasse auf die historischen Geschicke der Völker; Ritter erforschte die politische Geographie; durch Ratzel wurden die Beziehungen zwischen dem geographischen Raum und dem seelischen Verhalten dargestellt; Bücher hat gesetzliche Beziehungen zwischen Wirtschaft und Kunst (‚Arbeit und Rhythmus'), Sombart hat die Technik als bedingende Kraft der Wirtschaft nachgewiesen; Ratzenhofer führt die Bewegungen des sozialen Lebens auf die Leidenschaften der Liebe und des Hasses zurück und beurteilt diese wieder analog der chemischen Anziehung und Abstoßung; er will nachweisen, daß die Vereinigungen und Gegnerschaften der Menschen, welche aus ihrer größeren oder geringeren Verwandtschaft (Affinität) hervorgehen, auf dem Drange nach einer Art von geistigem Stoffwechsel beruhen, usw.

Solcherlei gelehrte Untersuchungen haben aber dem Geschichtschreiber nur formale Grundsätze der Geschichtsbehandlung, sogenannte ‚Entwicklungsbegriffe' an die Hand gegeben und vermochten nicht, die Geschichte in den Hafen der Gesetzeswissenschaften hineinzubugsieren; sie trugen überdies dazu bei, der Geschichtschreibung die Volkstümlichkeit zu nehmen. Der Wegfall des erzieherischen Einflusses der Geschichtslektüre aber ist im sittlichen Leben empfindlich zu spüren als eine Auflockerung des inneren Zusammenhangs mit der Vergangenheit, als eine Loslösung von der Ehrfurcht gegenüber dem Arbeiten und Erleben der Vorfahren.

Wer unhistorisch denkt, lebt abgesondert und vereinzelt. Er steht mitten im Getriebe ohne ein Gefühl des Zusammenhangs mit den Kultur- und Lebenskräften, welche die gegenwärtigen Ordnungen aufgebaut haben. Er kennt keine rückwärtsblickende Dankbarkeit. Er wird unfähig sein, altheilige Glaubens- und Lebensformen zu verstehen, weil er ihren Werdegang nicht kennt und die Notwendigkeit ihres Daseins nicht einsieht. In dem unveredelten Arbeits- und Genußleben, das er führt, und das nur dem augenblicklichen Nutzen dient, wird sich sein Unterscheidungsvermögen für tote und lebendige Werte abstumpfen; er schleppt sich kritiklos mit kurzlebigen neuen Lebensformen, die den Tod im Herzen tragen, — so wie Zarathustra sich mit

dem Leichnam des Seiltänzers schleppte. Durch all das, wonach er begehrt und was er schätzt, hilft er eine Scheinkultur aufbauen, die wohl die mechanische Beweglichkeit des Lebens hat, aber nicht durchblutet ist von echten Lebens Saft und Kraft.

In einem Leben, das auf dem rollenden Rade des Egoismus vorwärtsstürmt, und dem das Haltmachen und sinnende Rückblicken fehlt, da muß der Mensch die Aneignungsfähigkeit für den geistigen Erbschaftsbesitz der Menschheit verlieren. Nietzsche hat sich in seiner Abhandlung über den ‚Wert und Unwert der Historie' mit bittern Worten darüber ausgesprochen; er sagt:

‚Alles, wissenschaftliche Wahrheiten, mühsam erkämpfte Grundsätze der geselligen Sittlichkeit, Offenbarungen religiöser Begeisterung und künstlerischer Anschauung, alles unterliegt der Abtötung; je höher sich der Reichtum dieser Erwerbungen den späteren Geschlechtern aufhäuft, desto weniger werden sie innerlich erlebt, selbst wenn sie, was nicht der Fall ist, äußerlich anerkannt und festgehalten werden. Was einst in Wahrheit damals, als es zuerst in den Gesichtskreis der Vorzeit eintrat, eine lebendige Befreiung des Gemüts und ein verständnisvolles Innewerden einer neuen Seite der menschlichen Bestimmung war, ist in den Händen der Nachkommen eine abgegriffene Münze, deren Wert man zwar benützt, aber fast ohne ihr Gepräge noch zu kennen. Der Fortschritt der Wissenschaft ist daher unmittelbar kein Fortschritt der Menschheit; er würde es sein, wenn mit dem Anwachsen des aufgesammelten Wahrheitsinhalts auch die Teilnahme der Menschen für ihn, ihr Wissen um ihn und die Klarheit ihrer Übersicht über ihn zunähme.'

Diesem skeptischen Urteil arbeitet jedoch ein leises Empfinden des modernen Menschen entgegen, der sich in seiner Vereinzelung nicht mehr wohl fühlt und mit neuer Sehnsucht darnach verlangt, verloren gegangene Beziehungen wieder anzuknüpfen und sich einzugliedern in große lebendige Zusammenhänge. Immer klarer wird es ihm: er muß die inneren Erlebnisse vergangener Zeiten und Völker kennen lernen, um diejenigen des gegenwärtigen Geschlechts daran zu messen. Er braucht die Erfahrungen großer Menschen, er wurzelt in ihnen und muß sie nachzuerleben suchen, muß die bleibenden Grundwerte der menschlichen Natur in allem Zeitenwechsel wieder auffinden, um sich von der sicheren Vergangenheit zur unsicheren Zukunft Brücken zu bauen. Sein Fühlen, Urteilen, Handeln muß bestimmt werden durch die Einsicht in die Zusammenhänge von Tun und Folge, wie die Geschichte sie abspiegelt, in deren Bereich er sich wieder als Glied in der Kette der Menschheit fühlen kann, als ein Erhalter und Fortsetzer, als ein unvergängliches Kraftteilchen des unendlichen Lebens.

Das aber ist nun die Frage: Auf welche Weise wäre die innerliche Anteilnahme des modernen Menschen an dem Edelgehalt der Menschheitsgeschichte wiederzuerwecken? Welche wissenschaftlich-künstlerische Formen der Geschichtsbehandlung wären geeignet, wirklich bildend auf das Gemüt einzuwirken, so daß die ganze Persönlichkeit in mittätiges Erleben versetzt werde

und Wissen, Phantasie und sittliche Kraft, gleichmäßig erregt, einander durchdringen und antreiben?

Die alten epischen Formen der Geschichtschreibung haben zum Teil ihre wirkende Kraft verloren, und das ist ein Zeichen für die gereifteren Ansprüche des gebildeten Publikums. ‚Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vorgehen sieht; der Gebildete will fühlen, der Durchgebildete denken,‘ sagt Goethe. Damals, als noch Archenholtzs ‚Geschichte des siebenjährigen Krieges‘, Försters ‚Geschichte der Befreiungskriege‘, Raumers ‚Geschichte der Hohenstaufen‘, Scherrs ‚Germania‘ Volksbücher waren, aus denen die Vaterlandsliebe herausschaute so, wie etwa ein Paar grundgütige blaue Augen mit jugendlichem Trotz durch ein Helmvisier hindurchschauen, damals wollte man sich noch an langen Schilderungen erwärmen und begeistern. Diese Bücher entflammten eine stürmische und unbedachte Heldenverehrung: der eifrige Leser hätte jede schwertbewehrte Faust, die sich für die Heimaterde kämpfend geregt, mit Inbrunst ans Herz drücken mögen, und er begann, stolz auf die angestammte Art, sich in deutscher Bruderliebe zu üben.

Das geschichtelesende Publikum war schon kühler und distinguierter geworden, als Ranke und später Treitschke auftraten und nunmehr mit wissenschaftlicher Klarheit die These verfochten: ‚Das Vaterland muß größer sein!‘ Es schloß sich ihnen eine kleinere Gefolgschaft von nüchtern denkenden, verstandesscharfen Lesern und Hörern an, die sich ihren politischen Willen im Feuer der Beredsamkeit ihres Historikers stählen lassen wollten und die keine Gemütserbauung und Gefühlserwärmung mehr suchten. Rankes ‚Preußische Geschichte‘ z. B., worin er die Großmachtspolitik aus dem Grundwesen des Staates und dessen Selbsterhaltungstrieben heraus erklärt und zu rechtfertigen sucht, hat einen Bismarck inspiriert und das Staatsbewußtsein in ihm ausgebildet; und fast noch besser gelang es Treitschke mit seinen Ansichten vom Wesen der Politik, die patriotischen Kraftgefühle und Machtinstinkte zur Höchstspannung zu bringen.

Von einem wirklichen Bildungseinfluß dieser Geschichtsauffassungen und Schilderungen (mit ihrem auf Aristoteles zurückgehenden Begriff des Menschen als eines ‚politischen Wesens‘) kann man freilich nicht sprechen, versteht man unter Bildung ein Ergriffensein des ganzen Menschen und einen harmonischen Aufschwung aller Seelenkräfte. Energiebefeuerung: das war die Wirkung der Geschichtschreibung um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die mächtigsten dahingehenden Einflüsse hat Karl Marx ausgeübt, dessen Geschichtsauffassung durch ihren verkappten Idealismus bekanntlich sehr stark auf den Willen der sozialistischen Kreise gewirkt, ja ihn fanatisiert hat. Es ist bezeichnend, daß gerade zur Zeit, als man das Menschenstudium vernachlässigte und sich lediglich auf die umwandelnde Kraft äußerer Verhältnisse verließ, ein üppiger geschichtlicher Optimismus ins Kraut schoß. Einerseits wurden die Menschenmöglichkeiten weit überschätzt: unter gebesserten wirtschaftlichen Verhältnissen sollte sich der Mensch alsbald moralisch vollenden; andrerseits aber mußte sich das moralische Element im Menschen dadurch unterdrückt

fühlen, daß dem guten Willen nur mehr ein so kleiner Spielraum gegönnt war, weil ja doch die treibenden Kräfte auch der inneren Entwicklung nach außen, in die Produktionsverhältnisse und Klassenkämpfe, verlegt wurden. Durch die materialistisch-mechanistische Auffassung der geschichtlichen Vorgänge ist der innerste Zweck des Geschichtstudiums: die Erkenntnis des menschlichen Wesens beiseite geschoben worden. Der Mensch, welcher vom ökonomischen Naturprozeß von Ort zu Ort, von Produktionsform zu Produktionsform, von Verfassung zu Verfassung weitergeschoben wird, der konnte nicht mehr tief interessieren.

In den Jahrzehnten nach Marx begann ein wahres Kampfspiel verschiedener Geschichtsauffassungen, und neue Prinzipien kamen zum Durchbruch. Weil eine letzte treibende Ursache der geschichtlichen Entwicklung doch nicht aufzufinden war, so wurde eine ganze Reihe von bedingenden Kräften ins Auge gefaßt; einzelne Seiten der Geschichte — politische, Wirtschafts-, Sitten-, Kulturgeschichte — wurden nicht mehr von einander abgesondert; man konstatierte ein allgemeines Ineinandergreifen von Tatsachen, Bewegungen usf. Die universalgeschichtliche Betrachtungsweise kam auf: man machte Querschnitte durch ganze Epochen, suchte nachzuprüfen, wie die Völkergeschicke sich verflochten und bedingt haben, wie Rassen und Nationen trotz des unaufhörlichen Sichbekriegens einander mit unvergänglichen Gaben beschenkt, wie ihre geistige Eigenart Impulse ausgeteilt und neue Entwicklungen veranlaßt hat. Nun war Klio schon nicht mehr die Schwertrasselnde. Ohne dahingehende Tendenz hat diese Geschichtschreibung wertvolle Aufklärungen über die Völkersolidarität gegeben und friedliche Gesinnungen gefördert.

Hatten die politischen Historiker der Vergrößerung des Staates das Wort geredet, so hieß es nun: Die Menschennatur muß größer, tiefer sein! Durch die Berücksichtigung des Kultur- und Sittengeschichtlichen wurde man wieder mehr auf das schöpferische Wesen des Menschengeistes aufmerksam. Selbst die formalen Methoden der Geschichtsforschung gingen von nun an zurück auf die psychologische Beurteilung des Menschen. Dem einen schien der Mensch in seinen sozialen Funktionen, dem andern in seiner individuellen Eigenart wichtiger; jener erkannte dem unwillkürlichen, durch Zeitströmungen beeinflußten Tun, dieser den bewußten Willenshandlungen einen größeren Spielraum zu. Wenn auch noch die Naturtatsachen: Bodenbeschaffenheit, Klima, Rasse, oder die objektiven Schöpfungen des Menschen: Wirtschaftsordnung, Staat, Kirche, oder die Massenerscheinungen als stärkste bedingende Mächte innerhalb der Geschichte galten, so erkannte man doch mehr und mehr: Der Mensch macht die Geschichte. ‚Der einzelne ist ein Stück fatum, ein Gesetz mehr, eine Notwendigkeit mehr für alles, was kommt und sein wird.‘

Die modernen Geschichtschreiber scheiden sich bekanntlich in Kollektivisten und Individualisten; hier werden die persönlichen, dort die genossenschaftlichen Leistungen höher bewertet. An drei großen Typen lassen sich diese Standpunkte darstellen.

Lamprecht — der erste, der das geschichtliche Leben ‚entwicklungsbegrifflich' zu erklären suchte — erkennt als ein den Wandel der Erscheinungen beherrschendes Gesetz die regelmäßigen Übergänge vom Typischen und Konventionellen zum Subjektivistischen und Individuellen; er verlangt indes, daß die geschichtliche Forschung auf das Kollektive, Allgemeine, auf die Grundstimmung eines Zeitalters gehen solle, nicht auf das Individuelle, Singuläre. Der Mensch ist das Glied überindividueller Organismen, ein Schnittpunkt sozialer Fäden; Geschichte ist das ungewollte Ergebnis aus dem Zusammenwirken persönlicher und unpersönlicher Kräfte. Hier darf man sich vielleicht ein ‚Aber' erlauben: Ist nicht jede Kulturlage und Zeitstimmung zugleich ein ‚singuläres' Ereignis? Und ist nicht das Individuum zugleich eine geschlossene Welt, die sich dem Strom des Geschehens handelnd entgegenstellt?

Diese Geschichtsauffassung erhebt den Blick des Lesers ja freilich über das Interesse am Eignen und Vaterländischen hinauf in eine geistige Überwelt, wo alle Wirkungen menschlichen Tuns zusammenströmen und wieder wie Ungewitter und Sonnenschein auf uns herabregnen; aber unser Charakter fühlt sich doch bei dieser Lektüre noch zu sehr unter der niederdrückenden Gewalt unpersönlicher Kräfte.

Burckhardt nimmt in seiner ‚Kultur der Renaissance' — einem Meisterwerk der Geschichtschreibung — einen vermittelnden Standpunkt ein: Das Geistesleben einzelner steht im Vordergrund, aber es wird eine sozialgeschichtliche Pointe daraus hervorgeholt; die Verantwortung des einzelnen für die Geschicke aller wird sichtbar.

Breysig, in seiner ‚Kulturgeschichte der Neuzeit', dringt durch das Gewirr der Tatsachen vor zu den tiefsten bewegenden Kräften in der menschlichen Seele und gibt uns eine Abwandlung des Verhältnisses der Einzelseele zur Gesamtseele, der Persönlichkeit zur Familie, Gemeinde, Kirche, zum Staat und zur Menschheit. Weil das Gemeinschaftsleben nicht nur eine Frage des Intellekts und Willens, sondern auch des Gefühls ist, weil ferner die innersten Charakterzüge zugleich die allgemeinsten sind, so hat er den Mut, auch die Geschichte des Fühlens für wesentlich zu halten, um den ‚Empfindungskern' eines Zeitalters aufzufinden: Mit kundigem Auge spürt er allenthalben den seelengeschichtlichen Besonderheiten, den zartesten, entwicklungversprechenden Erregungen in den Seelen der geistigen Repräsentanten einer Epoche — Denker, Dichter, Künstler, Glaubenshelden — nach. Und indem er dem Aschenbrödel ‚Seele' wieder zu seinem Rechte verhilft, setzt er sich in strengen Gegensatz zu der bloß nach mechanischer Gesetzmäßigkeit suchenden Geschichtschreibung; er dringt kühn hinein ins warme Leben und will nicht mehr, daß die Geschichte abrückt vom Menschen; denn sie ist ja nur da im Fühlen, Wollen, Denken der auf Erden wandelnden Geschlechter.

Man hat Professor Breysig vorgeworfen, daß die begrifflichen Teilungen, die er gibt, keine echt entwicklungsgeschichtliche Darstellung erlauben; aber selbst wenn sich da Mängel herausstellen sollten, so ist es doch eine dem neuen Empfinden entgegenkommende schöne Tat, daß sich ein Historiker wieder als

Künstler fühlt, der, über die Mühen der Entwirrungs- und Registrierarbeit emporwachsend, sich den Dingen gegenüber wählend und wertend verhält und dem Seelenleben suchend nachgeht.

Der heutige Mensch hört wieder gerne von der Seele und ihren Geheimnissen reden. Dies neuerwachende Interesse hat eine rasch anwachsende Monographienliteratur ins Leben gerufen, welche sich die Pflege der Persönlichkeitsgeschichte zur Aufgabe gemacht hat — ein Nachklang von Carlyles Geschichtsauffassung, die sich in Emersons ‚Repräsentanten der Menschheit' volltönend wiederholt. Ein jüngst erschienenes bedeutendes Werk von Dr. R. Saitschick: ‚Menschen und Kunst der Renaissance,' das eine große Anzahl knapp gefaßter, ungemein feiner und eindringlicher Seelenschilderungen enthält, verdankt seine Entstehung unserer heutigen Sehnsucht nach vollem persönlichem Leben.

Solche Erfolge einer lebendigen Geschichtsbetrachtung treffen zusammen mit dem neuen gemäßigten Optimismus der Historiker, welche nicht mehr, wie noch der schwarzgallige Johann Scherr wollte, die Geschichte als unsinnige, sich ewig wiederholende Tragikomödie betrachten, sondern als einen Entwicklungsvorgang, in dem sich nicht bloß Umwandlungen, sondern auch Aufhöhungen finden. Sie ist eine fortschreitende Entwicklung, insofern als das Individuum allmählich aus dem bloßen Instinktleben, aus Unfreiheit, Armut, Starrheit herausgehoben wird und neue Seelenenergien in sich ausbildet, ohne daß freilich der Übel, Hemmnisse, Kämpfe weniger würden. Alles drängt heute nach einer bewußteren, nicht mehr bloß durch Zufall, Leidenschaft und äußere Einflüsse bewirkten Gestaltung der Dinge. ‚Wir haben eine einschränkende Gewalt über die Ereignisse des Lebens, wenn auch nicht die mindeste über die Gesetze seines Laufs.'*

Die moderne Geschichtschreibung beginnt uns den Glauben an die Kraft bewußten Eingreifens wiederzugeben; und damit unsere Tatkraft an der richtigen Stelle einsetzt, wollen die Wahrscheinlichkeitsberechnungen des Historikers uns auf jene Punkte hinweisen, wo sich neue Entwicklungen anspinnen, neue Formen des gesellschaftlichen Lebens zum Durchbruch gelangen. Auch wird die künstlerische Darstellung nicht verfehlen, im Hinblick auf den ehernen Gang und großen Zusammenhang der Ereignisse und auf die unendliche Arbeit der auftauchenden Individuen und Geschlechter das Gemüt des Lesers wieder heilsam zu erbauen.

So sind denn teils vom Zeitgeist, teils von der Geschichtschreibung selber die Voraussetzungen geliefert worden für ein bedeutendes Erstarken der Einflüsse, welche die historische Wissenschaft auszuüben besonders berufen ist. Es handelt sich nur darum, die neue Kunst des Historikers weiteren Kreisen nahe zu bringen und vor allem den Schulunterricht, der noch an der alten Methode des Ableierns von Tatsachenreihen aus der politischen Geschichte krankt, profitieren zu lassen von den Forschritten der neueren Geschichtschreibung. Die Lehrbücher im Sinne jener umzuschreiben, wäre eine verdienstvolle Tat.

* Dr. J. W. Draper: ‚Geschichte der geistigen Entwicklung Europas.'

Karl Spitzweg.

Von

A. Heilmeyer.

Als vor einigen Jahren die Münchener Sezession ihre Pforten zur Schwind-ausstellung öffnete, da konnten die weiten Säle ihres Ausstellungs-gebäudes die frohbewegte Menge kaum fassen. Schwinds Kunst zog alle mächtig an. Längst entwöhnte Töne, Farben, Stimmungen tauchten mit diesen Bildern wieder auf und erfreuten die Augen und bewegten die Herzen. Die ganze Wunderwelt der Romantik war auf einmal wiedererstanden und lag wie ein Garten mit tausend Blumen und Blüten vor den offenen Sinnen. Man sah in duftigen Umrissen Zeichnungen und Bilder vor sich, die alles das aus-drückten, wonach man sich im stillen sehnte. Schwinds Kunst stand uns auf einmal unendlich nahe. Ähnlich ergeht es uns jetzt mit Spitzwegs Bildern. Es ist freilich eine viel engere und beschränktere Welt als die Schwinds, aber es wird uns doch warm ums Herz, so oft wir sie betrachten. Was dem modernen Menschen in dem Treiben der Großstadt so unendlich fern liegt, darnach er sich aber doch manchmal sehnt, idyllische Ruhe, Behaglichkeit, gemüt-liches Stilleben, all diese Dinge finden wir bei Spitzweg im reichsten Maße. Wir sehen in ihm nicht allein den phantasievollen Romantiker und witzigen Erzähler, den originellen Charakteristiker und gemütvollen Humoristen Spitzweg, sondern vor allem den Maler. Er ist im malerischen Ausdruck mannigfaltiger, reicher als der ihm sonst so nahe stehende Schwind. Es verlohnt sich, mit dem Schaffen und Leben dieses Münchener Kleinmalers ein wenig vertrauter zu werden.

Der Schauplatz, auf dem wir Spitzweg aufsuchen müssen, ist das alte München, jene kleinen Gassen, wie sie in der Nähe vom Rosental und der Sendlingerstraße noch erhalten sind. Ganz selten sind schon jene stillen Höfe, wo man durch die niederen Fenster am Abend einen Schuster bei den merk-würdig hell strahlenden, mit Wasser gefüllten Glaskugeln sitzen und oben auf dem ziegelbelegten Dache manchmal am hellen Tage ein Wiesel oder einen Marder nach einem Taubenschlag schleichen sah. Noch weiter zurück muß man denken, bis an den Anfang des 19. Jahrhunderts, wo angesehene Bürgerhäuser die so charakteristischen Putzfassaden mit vielem lustigen Schnörkelwerk um Tür

und Fenster zeigten und nicht selten hinter dem Wohn- und Geschäftshaus sauber gepflegte Gärten mit schön bekiesten Wegen, Bosketts, Lauben, Brunnen und hübsche Sandsteinfiguren, Zwerge, Amoretten u. dgl. sich befanden. Da blühten in den mit allerlei Steinen oder Buchs umrahmten Beeten gelber Lack, Levkoien, Tulpen und dufteten Reseden, Lavendel und Rosen. An besonders warmen, geschützten Stellen standen auf Mäuerchen neue und seltene Pflanzen in Töpfen, der Stolz des Besitzers. Wenn einmal eine der seltenen Kaktusarten blühte, wie oft stand dann der Hausherr davor, manchmal schon am frühen Morgen im Schlafrock von indischer Seide, die silberbeschlagene Pfeife im Mund und die Schirmmütze über den Augen!

In dem Hause des sehr wohlhabenden Kaufmanns Simon Spitzweg, dem am 5. Februar 1808 ein Sohn geboren wurde, eben der, mit dem wir uns so ausführlich beschäftigen, umgab den heranwachsenden Knaben die ganze bürgerliche Behaglichkeit jener Zeit. Es mußte ihm schon mit in die Wiege gegeben worden sein, daß gerade er einmal den besonderen Reiz und poetischen Zauber dieses Lebens in so vielen köstlichen Schöpfungen verherrlichen sollte. Sein Lebensweg schien freilich vorerst eine ganz andere Richtung zu nehmen.

Die Zeit, in welcher der junge Spitzweg heranwuchs, war schon eine andere als die, in der sein Vater lebte. Wohl standen noch die alten, hochgiebeligen Häuser mit den oft schmucken, bemalten Rokokofassaden, aber neben den Bürgern mit langschoßigen Röcken, Halsbinden und Chapeaux sah man langhaarige Maler mit Sammtbaretts oder breitrandigen Hüten, den faltenreichen Mantel um die Schultern geschlungen einhergehen. Von allen Seiten strömten Baumeister, Maler, Bildhauer, Erzgießer, Holzschneider, Kupferstecher, Steinzeichner, Glasmaler und andere Mitglieder des Künstlerstandes herzu.

Den Mittelpunkt bildete Cornelius, der 1826 nach München gekommen war. Er gab der Malerei die Richtung auf das Große und Monumentale. Bernhard Neher bemalte das Isartor mit dem Einzug Kaiser Ludwig des Bayern in München nach der Schlacht bei Ampfing. Und wenn die Bürger am Sonntag nachmittag ins Café Tambosie im heutigen Hofgarten gingen, so konnten sie das allmähliche Werden und Entstehen von Rottmanns Fresken, den bekannten Zyklus italienischer Landschaften, unter den Arkaden verfolgen. Außerdem wurden auch noch der neue Residenzbau und verschiedene Kirchen mit Bildern geschmückt. Überall, wo der Kronprinz baute und der Architekt und der Bildhauer eine Wand frei ließ, saß ein Maler davor mit Pinsel und Farben. Es schien, als wäre die Malerei nur dazu geschaffen, auf großen Mauerflächen sich auszubreiten, ganz im Dienste einer auf das Erhabene und Große gerichteten Idee.

Cornelius sah ein wenig hochmütig auf die Genre- und Landschaftsmaler als die sogenannten ‚Fächler' herab, deren Werke neben der hohen Kunst freilich nicht aufkamen. Aber gerade die ‚Fächler' waren es, die den Zusammenhang mit der Tradition bewahrten. Wirkte und schaffte doch bis 1819 Johann Georg Edlinger, bürgerlicher Malermeister. Später kamen die Quaglio,

Kobell, Dorner und Wagenbauer, Heß und Klein und vor allem Heinrich Bürkel, der sich auf allen Scheibenschießen, Kindstaufen und Hochzeiten im bayerischen Oberlande herumtrieb und Leben und Sitten dieser Leute in seiner charakteristischen Weise unübertrefflich schilderte.

Das künstlerische Leben war demnach äußerst mannigfaltig und reich. Die hohe monumentale Kunst wirkte wie eine erhabene symphonische Musik, und daneben ließ sich die gemütliche, farbenfreudige Genremalerei wie ein kleines Bierorchester mit Geigen und Flöten vernehmen.

Auf die Münchener Bürger machte dieses neue und ungewohnte Leben zunächst einen gegenteiligen Eindruck. Man empfand all diese Herrlichkeiten, die vielen Neubauten, griechischen Tore und Tempel, Erzbilder und Monumente als unnötige Neuerungen. In den Kneipen belachte man die närrischen Pläne des Kronprinzen, der lauter Häuser baue, in denen niemand wohnen und sich aufhalten könne. Man empfand den vom Kronprinzen und späteren König Ludwig I. herangezogenen Künstlerstand als Eindringling. Vater Spitzweg, der als angesehenes Mitglied des Magistrats für die Errichtung eines Monuments zu Ehren Maximilian Joseph I. gestimmt hatte, war ein vorsichtiger Mann, welcher der immer mehr hervortretenden Neigung seines Sohnes für den künstlerischen Beruf wohl Beachtung schenkte, aber ihn dazu bestimmte, die sichere Laufbahn eines Apothekers einzuschlagen.

So kam nun der junge Spitzweg zunächst in die Hofapotheke zu Dr. Pettenkofen und zerstampfte in großen Mörsern allerlei Kräuter zu Pulver und strich klebrige Pflaster auf lange Streifen weißer Leinwand, die er viel lieber mit bunten Farben bemalt hätte. Später, nach vollendeter Lehrzeit und absolviertem Hochschulstudium, begann er seine Laufbahn als Provisor mit der trostlosen Aussicht, das Ziel seiner heißersehnten Wünsche immer weiter hinausgerückt zu sehen. Heimlich trieb zwar sein bescheidenes Kunstreislein manche Knospen. Auf seinen häufigen Exkursionen führte er ein Büchlein in der Tasche mit, worin er alles fein säuberlich mit spitzem Bleistift aufzeichnete, was ihm in der Natur draußen so wohl gefiel. Zuerst versuchte er sich in der Wiedergabe von Pflanzen, die er ohnehin als Botaniker scharf ins Auge faßte. Er zeichnete mit peinlicher Genauigkeit Blätter, Blüten und Stengel und betonte alle besonderen Einzelheiten und Merkmale. Mit sauberer Handschrift steht dabei oft der botanische Name der Pflanze, z. B. Salvia glutinosa, Saponaria officinalis usw. Allmählich erweitert sich der Kreis seiner Beobachtung, besonders als er sich einmal in der Nähe des Gebirges, in Weilheim aufhält. Immer wieder zeichnet er die schmucken Häuser mit den hellen, blinkenden Fenstern, den blumengeschmückten Vorbauten und mit dem steinbelasteten Dach. Um diese Zeit scheint er auch mit seinen Wünschen, Maler zu werden, endlich durchgedrungen zu sein. Sein Vater starb und hinterließ ihm einiges Vermögen, so daß er nun ungehindert seinem inneren Berufe nachgehen konnte. Für einen eigentlichen Unterricht war er schon zu alt, und so war er denn als Autodidakt ganz auf sich selber angewiesen. Aber er

wußte es anzufangen, ‚daß aus einem verpfuschten Apotheker doch noch ein ordentlicher Maler wurde'.

Das erste Werk, mit dem der Fünfundzwanzigjährige im Kunstverein debütierte, war ein kleines Bildchen ‚Der arme Poet'. Das Bildchen zeigte in allem bereits die Qualitäten des späteren Spitzweg. Man erhält einen Einblick in eine Dachkammer, in der auf einer Matratze am Boden, in wollene Decken gehüllt, außerdem noch mit Janker und Zipfelmütze angetan, der arme Poet an seinen vor Frost starren Fingerspitzen das Versmaß skandierte; verschiedene dickleibige Opera, zu praktischem Gebrauch verwandt, sind in der Kammer und vor dem Ofen zerstreut: das Ganze eine originelle Schilderung mit witziger Pointe, aber zugleich so eminent malerisch gesehen und erfaßt, daß das Auge seine helle Freude an dem Bildchen erlebt. Spitzweg hatte am Heumarkt seine Werkstätte aufgeschlagen. Ein Blick durchs Fenster zeigte ihm alte Ziegeldächer, Dachkammern, enge, stille Höfe, lauter Stätten, in denen er täglich intime Züge bürgerlichen Kleinlebens aufgreifen konnte.

Und als er bald mit Hermann Dyk, dem Maler köstlicher architektonischer Kleinstadtbilder bekannt wird, unternimmt er mit diesem Studienreisen in jene Städtchen und Fleckchen, die in den dreißiger Jahren noch so still und unberührt dalagen, als wären die Jahrhunderte spurlos an ihnen vorüber gezogen. Rothenburg, Dinkelsbühl, Nördlingen, Landsberg, Burghausen hat er fleißig besucht und die malerischen Schönheiten dieser reizvollen alten Nester studiert. Meist kaufte er sich beim Krämer im Städtchen ein paar Bogen Schreibpapier, heftete sie auf sein Malbrett oder seine Mappe und saß stundenlang in einer winkeligen Gasse. Seine zeichnerische Fertigkeit wurde nach und nach so groß, daß er selbst perspektivische Ansichten, die er auch oft von einem erhöhten Standpunkte aus, von dem Fenster oder der Dachlucke eines Hauses oder von einem Turme aufnahm, fast ohne jede Korrektur direkt mit sauberen Linien auf das Papier entwerfen konnte. Man staunt ob dieser Geschicklichkeit, so oft man eine dieser Zeichnungen betrachtet. Ein solches Blatt zeigt uns ein Gewimmel von Dächern, Firsten mit ragenden Kaminen, aufstrebenden Giebeln und Netzen von Balken in den geweißten Wänden, Türmchen, Erker mit Spitzen und Windfahnen, dazu noch Gucklöcher, Dachlucken, Fenster, Ritzen und Spalten. Man glaubt in diesen Winkeln, Gassen auch alle diese alten, vermauserten Originale, die Junggesellen mit den Schirmmützen und Igelkappen, die alten Jungfern mit ihren Katzen, Hunden, Blumen, Kanarienvögeln herumlaufen und hinter den Fenstern auftauchen zu sehen. Da ergeben sich dann von selbst in einem phantasievollen Kopfe jene reizenden Kleinstadtbilder, die uns bei Spitzweg immer wieder entzücken. Der Briefträger in der alten Thurn- und Taxisschen Uniform geht über die Gasse, die gelbe Postkutsche humpelt über das Pflaster und hält vor dem Gasthof zur Post. Mädchen und Buben umstehen die Kutsche und bestaunen mancherlei Reisende, die aus dem Innern steigen, so z. B. den Herrn im apfelgrünen, verschnürten Rock und gelben Reithosen, den gelehrten Professor mit der Hornbrille, die alte Dame mit ihrem Schoßhündchen und die Dienerin mit der

Wärmflasche. Anders als in dem Gasthof zur Post geht es im ‚letzten Heller' zu, einer Einkehr an der Landstraße. Da geben sich Handwerksburschen und allerlei fahrende Leute ein Stelldichein. Sie vertrinken ihren letzten Pfennig und singen allerhand Schelmenlieder. Natürlich fehlen auch Musikanten nicht, Klarinette und Pfeife ertönen zur Melodie: ‚Hidele, hedele, hinterm Städele hält der Bettelmann Hochzeit'. So geht es fort, bis der Gemeindediener und Polizeispitzel mit ein paar grimmigen Flüchen dazwischen fährt. Die ehrbaren Bürger dagegen sieht man im goldenen Lamme oder im roten Ochsen beim Bier und trübbrennender Öllampe sitzen. Sie sprechen von Geschäften und Zeitläuften, von Krieg und Kriegsgeschrei mitten im tiefsten Frieden. Man hört von Kartaunen und Musketen, vom dicken Hauptmann und vom langen Korporal, von Nachtwachenparaden und anderen Plagen der Bürgerwehr. Des Abends, wenn der Mondschein auf der Gasse liegt und das Schwätzen der Mägde am Brunnen verstummt und nur das Wasser seine einförmige Melodie weiterrauscht, kommt der Nachtwächter mit Spieß und Laterne und verkündet mit lauter Stimme:

‚Hört ihr Leute und laßt euch sagen:
Die Glocke hat eben zwölf geschlagen;
Löscht das Feuer, bewahret das Licht,
Daß der Stadt kein Schad geschicht!'

Diese Zeit deutschen Kleinstadtlebens, wie sie in der gleichzeitigen Literatur Jean Paul so unübertrefflich poetisch zu schildern weiß, bleibt auch Spitzwegs eigentliche Domäne. Auch er ist in erster Linie Humorist in jenem tieferen Sinne, wo der Humor aus dem innigen Sicheinfühlen und Versenken in die menschlichen Dinge erwächst. Er versetzt sich in die verschiedensten Situationen und Zustände und beseelt sie mit durchdringender Wärme der Empfindung wie mit witziger Laune und geistreicher Einbildungskraft. Als Maler ist er, wie Dürer es ausdrückt, ‚inwendig voller Figur'. Seine Handzeichnungen, die jetzt leider in alle Winde zerstreut sind, lassen einen tiefen Blick in die Werkstatt seines schaffenden Geistes tun. Am Abend, wenn er gewohnterweise viele Teller Suppe eingenommen hatte, zeichnete er zu seinem eigenen Vergnügen, was ihm gerade einfiel, ein buntes Durcheinander von Dingen wie in einem Kaleidoskop gesehen. Vieles aus diesen Zeichnungen und Skizzen verarbeitete er für die ‚Fliegenden Blätter'. Die alten Jahrgänge von 1848—50—60 sind eine Fundgrube für den Spitzwegverehrer.

Spitzweg hatte sich nach und nach zu einem sehr schätzbaren Zeichner ausgebildet. Wie er sich als Maler auf dem mühsamen Wege des Autodidakten weiter brachte, ersieht man gleichfalls aus einer Reihe erhalten gebliebener Studien. Seine Malweise und seine besondere Art der malerischen Komposition setzt ein genaues Studium der alten niederländischen Kleinmeister voraus. Die Gelegenheit dazu bot sich ihm auch in der gräflich Schönbornschen Galerie zu Pommersfelden, einem reizend gelegenen, alten Rokokoschlößchen. Hier kopierte Spitzweg, oft zusammen mit seinem Freunde, dem bekannten Münchner

Landschaftsmaler Schleich, fleißig alte italienische Meister, vor allem aber Rembrandt, Berghem, Ostade, van der Poel u. a. Hatte er auch nicht dasselbe feine Organ für Galerietöne wie sein Freund Schleich, so zeigen seine Kopien doch eine hohe Vollendung und Beherrschung der Ausdrucksmittel. Von den Alten lernte er die Eindrücke zu einem einheitlichen harmonischen Bild abzustimmen. Bei ihnen hat er das Geheimnis ergründet, daß jedes Bild eine in sich abgeschlossene Welt darstellt. Er sah, wie hier das Licht mit zartem Schein und zauberhaftem Glänzen alle Gegenstände umgibt und wunderbare Reize selbst aus dem Geringsten hervorlockt. In der Anordnung von Licht und Schatten befolgt er ganz bestimmte Maximen. Helligkeiten setzt er gegen Dunkelheiten und umgekehrt, wodurch sehr effektvolle malerische Kontrastwirkungen entstehen. Die Komposition seiner Bildchen beruht meistens auf dieser Entwicklung der Lichtwirkungen. Er befolgt dabei verschiedene Anordnungen; bald läßt er das Licht in diagonaler Richtung durch das Bild ziehen, bald in eliptischer Form, bald in konzentrischen Kreisen, je nachdem er dadurch die Aufmerksamkeit des Beschauers auf das Gegenständliche hinlenken will. Wir dürfen daraufhin nur den Kaktusfreund, den Briefträger und den Antiquar betrachten, und wir werden bald bemerken, welche künstlerische Weisheit die malerische Schönheit dieser Bilder erstehen ließ. Zu noch eindringlicheren, stärkeren Wirkungen gelangt er, als er auf einer Reise im Jahre 1851 nach Paris und London dort die Werke der gefeiertsten Koloristen Decamps, Isabey, Delacroix, Constable, Turner u. a. kennen lernt. Von nun an taucht er seinen Pinsel viel mehr in die Farbe. Seine Bilder erhalten eine Tiefe und Leuchtkraft, daß die Farbe wie festes Email hervorschimmert und doch ein ahnungsvolles Spiel von Hell und Dunkel die festen Massen in Fluß bringt.

Man könnte diese Periode in Spitzwegs Schaffen die türkische heißen, weil er von nun an in einer Reihe von Bildern das morgenländische, besonders das türkische Leben in feurigen, kräftigen Farben schildert. Ein bekanntes Bildchen aus dieser Zeit stellt einen im Schatten einer hohen Mauer ruhenden Muselmann dar, ein anderes einen türkischen Teppichhändler. Auf allen ist die Gesamtstimmung so gut getroffen, als ob Spitzweg sein Lebtag am goldenen Horn gewohnt und statt mit Schlafrock und Pfeife mit Kaftan und Nargileh einhergegangen wäre. Er muß sich auch einmal mit dem Gedanken getragen haben, den Orient aufzusuchen, denn unter seinen hinterlassenen Papieren fand man allerlei darauf bezügliche Aufzeichnungen.

Zu Spitzwegs Zeiten suchten die Maler das Schöne in der Fremde. Die Landschafter durchstreiften nach Rottmanns Vorbild Italien und Spanien. Die Gegend um Reggio, die Campagna, Sorrent und das tyrrhenische Meer, Griechenland und die jonischen Inseln waren dem Münchener aus den Arkaden und vom Kunstverein her bald mehr bekannt wie die Ansichten von dem Gebirge und den heimischen Seen. Und auch Spitzweg sehen wir öfter nach Südtirol und Italien ziehen. Nach seiner Art greift er auch dort vor allem Motive auf, die Anlaß zu hübschen Anekdoten geben: Höfe, in denen die

Brunnen verschlafen rauschen, verlassene Gärten mit schimmernden Marmorbildern, Mauern, Pfeiler, Erker und Säulen umrankt von den Zweigen der Kletterrose. Füllt das Mondlicht mit seinem Silberglanze die stillen Höfe, duften die Rosen in der linden, lauen Sommernacht, so zaubern jene herrlichen Mondnächte im Süden die prächtigsten Bilder vor. Eine echte Romeo- und Juliestimmung umweht die Balkone, Erker und Lauben; eine südliche Schöne erscheint im Nachtgewande, und Wange, Hals und Brust umschmeicheln die kühlen Lüfte. Unten im Dunkel der Büsche und Lauben huschen Schatten, unter eiligen Tritten knirscht der Sand, liebliche Musik ertönt, ein Ständchen ist im Gange.

Spitzweg kennt auch die Schauer einsamer Nächte an verlassenen Stätten, verfallenen Klöstern und Burgen, Kreuzwegen und Richtplätzen. Auf seinen Bildern kommen zuweilen Geisterbeschwörer, Zauberer, Hexen, Drachen, nächtliche Unholde, Waldgeister, Nixen und Erdmännlein vor. Hierin berührt sich seine Kunst mit der seines Freundes Moritz Schwind. Auch in ihm sind dieselben Phantasien lebendig und drängen nach Verwirklichung, und mit Recht hat man Spitzweg den bürgerlichen Romantiker genannnt. Aber sein eigentlichstes Gebiet liegt doch der Wirklichkeit näher. Den stärksten Zauber seiner Stimmungsmalerei entfaltet er in seinen Landschaften. Spitzweg als Landschafter steht unserem modernen Kunstempfinden sehr nahe. Zwar ist er kein Freilichtmaler und Stimmungskünstler in der Landschaft im Sinne unserer heutigen fortgeschrittenen Technik, aber nichtsdestoweniger weiß er doch unser Auge sogleich zu fesseln und anzuziehen. In kleinen Bildchen läßt er uns fühlen, was sein sinniges Auge ahnungsvoll draußen gesehen und sozusagen innerlich durchkostet hat. Er ist Landschafter von Gemüts wegen. Sonst ein Stubenhocker sehnt er sich, sobald die rechte Jahreszeit kommt, hinaus. Mit dem beginnenden Frühjahr richtet er von seiner Dachstube aus sein Fernrohr, einen echten Fraunhofer, immer häufiger nach der Gegend, woher die Isar strömt, nach den fernen blauen Bergspitzen. Und sobald die Sonne höher und höher steigt und die Landschaft im Glanze der Sommersonne vor ihm ausgebreitet liegt, da hält er es nicht mehr aus in der Stube. Er greift zu seinem Wanderstab, meist zu einem großen Regenschirm und zu einem Lederranzen, der das Nötigste zum Malen birgt, und verläßt das Haus.

Manche Woche bringt er in einem entlegenen Gebirgstale, in einer einsamen Waldmühle oder in einem Dörfchen zu. Und dort malt er auf kleine Zigarrenbrettchen und zeichnet, was ihm gefällt. Aber das beste von aller Schönheit da draußen trägt er doch nicht im Lederranzen mit nach Hause. Im Winter, im warmen Stübchen, malt er aus der Erinnerung an die herrlich verlebten frohen Tage jene so überaus stimmungsvollen Landschaften, den blauen Sommerhimmel über der Hochebene mit den fernen Dörfern und Kirchtürmen am Horizont, den prächtigen Sommertag, wo der Herr Pfarrer mit seinem Spitz durchs erntereife Korn schreitet, und die Ausflügler schweißtriefend dem nahen Wäldchen zueilen. Er malt die Heuernte im Gebirge,

den einsamen Waldweg mit dem Bildstöckl am Wege und dem betenden Mädchen davor und das scheue Reh im grünen Waldgrund. Gern und oft weilt er im Gebirge. Wasserfälle, Gießbäche mit alten Mühlen kehren auf seinen Bildern häufig wieder. Auf den Steigen und Pirschwegen sieht man die schmucke Älplerin mit rotem Rock und weißem Leinenhemd am Brustlatz; im dunklen Fichtenwald stellt der Jäger dem Wild nach, oder er steigt bergan zum Haus der Sennerin. Man glaubt frohe Jauchzer und muntere Schnaderhüpferln zu hören. Eines seiner schönsten Bildchen stellt eine solche Bergkuppe dar, auf der ein Kranz schöner Mädchen gelagert ist und der untergehenden Sonne entgegenschaut. Das ist viel mehr als bloße geschaute Natur. Spitzweg malt in solche Bilder seine eigene Freude an jeder Erscheinung, seine ganzen Erinnerungen mit hinein; daher löst er aus jedem Fleckchen Erde, aus jedem Erlebnis eine ganz neue Welt von Reiz, Stimmung und Farbenzauber aus. Die Kunst ist ihm Herzenssache. Er pflegt sie manchmal fast ein wenig dilettantisch, mehr zur eigenen Freude und Erholung. Man muß sich den alternden Spitzweg vorstellen, wie er in seinem Stübchen am frühen Morgen zuerst seinen Kanarienvogel füttert, seine Blumen vor dem Fenster begießt und nach dem Wetter ausschaut. Dann setzt er sich vor seine Staffelei und pinselt behaglich drauf los, ohne an einen Kunsthändler oder an eine Ausstellung zu denken. Ein alter Bekannter erzählt, so oft man zu ihm kam und Bilder kaufen wollte, war er immer ein wenig verlegen, wenn er sie taxieren sollte. Er ging viel lieber darauf ein, wenn ein Angebot erfolgte. Sobald aber die Summe etwa hundert Gulden erreichte, fragte er ängstlich, ob man denn wirklich so viel Geld an das ‚Bildl' hängen wolle. Nicht selten verschenkte er seine Bildchen, und der Besucher, der ihm gefiel, fand, zu Hause angekommen, in seiner Überziehertasche auf einmal einen echten Spitzweg, den ihm der Alte zu seinem größten Spaß heimlich in die Tasche praktiziert hatte. Seinen goldechten kindlichen Humor behielt er bis an sein Lebensende. Als er am 23. September 1885 starb, ist mit ihm nicht nur ein ausgezeichneter Künstler, sondern auch ein warmfühlender Mensch dahingegangen. Nur wenige können sich noch an den alten Spitzweg erinnern, wie er bei unfreundlichem Wetter mit aufgekrempeltem Rockkragen etwas scheu und ängstlich an den Häusern entlang schritt, aber mit lebhaft zwinkernden Augen hinter den scharfen Brillengläsern seine Umgebung betrachtete.

Peter Cornelius.

Von

Karl Weinmann.

‚Un gracieux talent' nennt die Pariser ‚Revue Musicale' den Dichterkomponisten Peter Cornelius, und der ‚Guide Musical' widmet ihm im laufenden Jahrgange ein umfangreiches Gedenkblatt. Ich meine, nachdem das eifersüchtige Frankreich den großen Toten auf den Schild erhebt, müssen wir Deutsche uns doppelt Mühe geben, sein Andenken der Vergangenheit abzuringen und die werbende Kraft seiner Werke auf uns wirken zu lassen. Neben anderen wurde hauptsächlich Adolf Sandberger durch seine Monographie der Bannerträger einer besseren Zeit für den fast schon vergessenen Meister, aber so recht hat sich sein Name noch lange nicht in die musikalischen Herzen eingegraben, und doch — wie verdiente er es! Speziell das psychologische Moment in seinem geistigen Werdegang, der ‚Mensch' Cornelius wurde noch viel zu wenig in den Kreis der Betrachtung und Würdigung gezogen; gerade aber aus dem von den verschiedensten Strömungen durchfluteten Lebensschicksale wird der Dichterkomponist geboren. Seine vor kurzem erschienenen ‚Literarischen Werke',* vor allem seine zahlreichen Briefe, geben uns den besten und unmittelbarsten Einblick in sein Seelenleben; darauf sei auch der Schwerpunkt in folgender Studie gelegt.

Karl Peter August war das dritte Kind, welches Friederike ihrem Gatten, dem Mainzer Schauspieler Karl Cornelius, am Weihnachtsabende des Jahres 1824 als Christgeschenk in die Wiege legte. Der Mutter aufopfernde Sorge wachte treulich über den Lebensmorgen ihres kleinen Lieblings. Sieben Jahre alt begann Peterchen seine Gelehrtenlaufbahn in der Bürgerschule, wo er durch Talent und Eifer sich auszeichnete. Gar bald schon trat aber auch der Vater mit seinen Plänen hervor. Das Künstlerblut, das in seinen Adern

* Peter Cornelius, Literarische Werke. Erste Gesamtausgabe im Auftrage seiner Familie herausgegeben. I. und II. Band: Ausgewählte Briefe nebst Tagebuchblättern und Gelegenheitsgedichten. Herausgegeben von seinem Sohne Karl Maria Cornelius. III. Band: Aufsätze über Musik und Kunst. Herausgegeben von Edgar Istel. IV. Band: Gedichte. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1904 und 1905.

rollte, — hatte er es doch selbst vom Goldschmied zum Schauspieler gebracht, — sollte auch bei seinem Sohne in Wallung kommen: auch er sollte sich der Bühne weihen. In dieser Anschauung bestärkte ihn die Fertigkeit, die der kleine Peter bei den ersten musikalischen Übungen offenbarte; in Familienabenden wurde im Verein mit stimmbegabten Schwestern und deren Freundinnen mit Andacht und Inbrunst am Klaviere gesungen und das reiche Opernrepertoire einer damals vorzüglichen Bühne durchgenommen. Das alles versetzte den Knaben früh schon in jene künstlerische Atmosphäre, die manches seiner erzogene Talent oft sehr spät erstrebt und einatmet.

Doch über der musikalischen Ausbildung wurde die dramatische nicht vergessen. Der Vater selbst nahm den Kunstjünger in seine Schule, und er muß kein schlechter Lehrmeister gewesen sein, wie Peter in seiner Autobiographie bekundet: ‚Des Vaters vollendet schöne Deklamation, frei von aller Manier, edel rein, menschlich schön, — ein lauteres, makelloses Deutsch, das von seinen Lippen klang, — ein begieriges Gedächtnis, welches alle Gedichte in sich aufsog, die liebevollste Anleitung, welche ich hier erhielt, — alles legte den Keim in mich, der erst nach einer wechselvollen Jugend, aus ganz anderen Richtungen und Lebensabsichten heraus, plötzlich in mir erblühen sollte, — den Keim zum Dichter.‘

Mit 14 Jahren trat der junge Cornelius aus der Bürgerschule, ohne daß deswegen seine Studien unterbrochen worden wären; nur nahm der Vater ihn von nun an etwas fleißiger in die Lehre. Eine Gastreise des Mainzer Orchesters nach London brachte Abwechslung in das eintönige Tagewerk; als zweiter Geiger durfte Peter an der Künstlerfahrt teilnehmen. Daß die Weltstadt mit ihrem Tun und Treiben auf den damals erst Sechzehnjährigen einen fast verwirrenden Eindruck übte, läßt sich begreifen; war er doch zum ersten Male auf eigene Füße gestellt. Für seine Entwicklung aber waren die musikalischen Größen, die er hier zu hören bekam: Staudigl, Tichatscheck, Wagners erster Rienzi und Tannhäuser, dann die berühmte Stöckl-Heinefetter, von hoher Bedeutung; nicht minder festigten sich seine Sprachkenntnisse im Lande Shakespeares und Lord Byrons. Und trotz aller dieser Genüsse und Herrlichkeiten zog das unverdorbene, kindliche Gemüt eine stille Sehnsucht zurück ins Elternhaus. ‚Je näher der Tag kommt, der mich auf dem Rhein nach Koblenz führt, desto höher, desto freudiger schlägt mir das Herz. Wie will ich euch alle küssen und umarmen und euch alle mit staunender Freude ansehen! . . . Warum kommt nicht die Mutter, daß ich nicht bis Mainz warten muß, um sie ans Herz zu drücken, an dies Herz, das stets an sie gedacht und darum ebenso rein an die Brust der Mutter zurückkehrt, als es sich von ihr losgerissen? Ja, lieber Vater, rein und unbefleckt kehre ich aus dem wilden Getümmel Londons zu dir, in euren lieben Kreis zurück! Ich bin nicht stolz darauf, ich rühme mich nicht; denn wie könnte ich den Gedanken ertragen, daß es nicht so wäre; aber ich freue mich, daß ich es sagen kann, und danke Gott, daß es so ist!‘

Mit neuem Eifer wurden nun die alten Übungen wieder aufgenommen; aber eine innere Befriedigung über seinen schauspielerischen Beruf wollte nicht in sein Herz einkehren. ‚Auf meiner edlen Laufbahn als dramatischer Künstler,‘ schreibt er seinem älteren Bruder Karl, dem nachmaligen Münchener Universitäts-Professor, ‚bin ich bis jetzt noch nicht weit vorgedrungen; auch kann ich weiter wenig Rühmliches von mir sagen, als daß ich erst einmal ausgelacht worden bin, und zwar in dem dir als ein Erzeugnis Kotzebues wahrscheinlich unbekannten Ritterschmarren Bayard, in der Rolle des Volteggio. . . Der gute Vater hat mir jetzt einem Hauptmangel abgeholfen, indem er mir eine schöne Wattage machen ließ, und ich erwarte nur die nächste gute Gelegenheit, um mich wenigstens durch ein paar schöne Beine auszuzeichnen.‘ Doch nicht einmal die schönen Beine scheinen einen Fortschritt in der dramatischen Kunst herbeigeführt zu haben, und so kämpfte er denn einen schweren Kampf, ob er nicht hintreten sollte vor seinen Vater und ihm sagen: ‚Vater, laß mich ganz der Kunst der Töne weihen; als Schauspieler blüht mir kein Lorbeer!‘ Der schwere Schritt blieb ihm erspart; unerwartet schnell, am 3. Oktober, starb der Vater. Damit begann eine Wendung in des Jünglings Leben.

Der Maler Cornelius, sein ‚großer Ohm‘, nahm sich nun seiner an, und Peter siedelte 1844 nach Berlin über. Den Schauspieler hatte er ausgezogen, um von nun an nur mehr Musiker zu sein. Da der bisherige musikalische Unterricht nichts weniger als systematisch gewesen war, so galt es nun, die Lücken auszufüllen und eine strenge Schulung durchzumachen. Hiefür war wohl niemand besser geeignet als der unerbittliche S. W. Dehn, der als Theoretiker sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Hart und bitter war die Schule, die Peter durchlaufen mußte, — die trockenen Formen des Kontrapunktes wollten ihm anfangs wenig zusagen, — aber sie war für ihn notwendig. Zu diesen Anstrengungen kamen noch die Sorgen für seinen Unterhalt; wenn ihn auch sein Oheim über Wasser hielt, so mußte er doch durch Klavierstunden und Musikberichte für die Berliner Zeitungen sich das Notwendigste verdienen. Doch das Ziel, das ihm winkte, stählte seine Energie. ‚Stolz macht es mich, daß ich mich auf dem rechten Weg weiß, . . . daß ich hungern und darben kann und doch ein Künstler sein, daß ich fest und unverrückt über jahrelange, mühselige Arbeit meinem Ziele zugehe.‘ Wie bitter war darum die Enttäuschung, die ihm Hofkapellmeister Nicolai bereitete, als er ihn um ein Urteil über seine Befähigung als Komponist bat. ‚Nun nach fast fünf Jahren, wo ich bei Dehn gelernt habe, was ich lernen konnte, komme ich zu Nicolai, und der sagt mir: „Sie *scheinen* ein Mensch von Talent zu sein, aber Sie haben nichts gelernt.“‘ — Cornelius war niedergeschmettert. Er wollte Berlin um jeden Preis verlassen und in Paris bei Meyerbeer sein Glück versuchen; aber die Mittel reichten nicht zur Reise, und so mußte er bleiben.

Vielleicht mögen all die trüben Erfahrungen im Laufe der Jahre dazu beigetragen haben, daß der junge Cornelius in dem Glauben seiner Kindheit kälter wurde und allmählich bei einem seichten Rationalismus anlangte. ‚Ich

C. Spitzweg pinx. *Jos. Kösel autotyp.*

Der Antiquar.

bete zu keinem Gott, wenn es mir schlecht geht; denn er hat seiner Natur die ewigen Gesetze vorgeschrieben.' Ja sogar einen ‚guten Republikaner und Atheisten' nennt er sich, wenn es ihm damit auch nicht so ganz ernst ist. Sicher ist jedenfalls, daß er in späteren Jahren wieder ein treuer Sohn seiner Kirche wurde; davon zeugen zahlreiche Stellen in seinen Briefen: ‚Am Kreuze wollen wir festhalten. Diese anderen meinen, es wäre eines hohen Geistes unwürdig, den Firlefanz zu glauben, können nicht begreifen, daß Cornelius, den sie hoch feiern, gläubig ist. . . . Ich bin entschieden katholisch. . . . Da habe ich doch meinen Ohm, Liszt und die Fürstin und manche andere zur Stütze. Wir wollen an unserer heiligen Kirche festhalten.'

Auch ein Sonnenstrahl war in diese düsteren Berliner Tage gefallen, die Zeit der ersten Liebe. In einer befreundeten Familie hatte der junge Musiker freundliche Aufnahme gefunden; bald gestand er der einzigen Tochter seine Herzensneigung. Seiner Seele entströmten nun die schönsten Lieder, die er aber auffallenderweise nicht den Tönen anvertraute, wie man es bei ihm als Musiker hätte erwarten sollen. Der Dichter zwar war erwacht, der Dichtermusiker aber noch nicht geboren.

Die Kompositionen, die Peter bisher geschaffen, waren größtenteils Schularbeiten, unter ihnen allerdings manche bemerkenswerte Nummer, z. B. ein Stabat mater für Chor, Soli und Orchester. Mehrere zwölfstimmige Chöre und ein achtstimmiger Kanon waren die letzten Arbeiten in Dehns Schule; der Komponist des ‚Weltgerichts', Friedrich Schneider in Dessau, stellte ihm auf Grund derselben einen ‚Lehrbrief' aus. So gestaltete sich die Zukunft freundlicher, der Sorgen um des Lebens Notdurft wurden weniger; der Umgang mit gleichgesinnten Freunden brachte Aufmunterung und Anregung, und dennoch fühlte er ein unbestimmtes Etwas, das ihm den Boden unter seinen Füßen immer heißer werden ließ. Die Namen ‚Wagner' und ‚Liszt' waren wie ein überirdischer Klang an seine Ohren gedrungen; er mußte auf, mußte fort; er wollte sehen, wollte hören.

Am 5. März 1852 stand er vor Liszt. Der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte mächtig auf Cornelius. Und erst, als der Weimarer Hofkapellmeister ihn auf das herzlichste aufnahm, da kannte seine Freude keine Grenzen. ‚Du glaubst nicht, wie gut und groß Liszt ist,' schreibt er flammenden Herzens an seinen Bruder Karl. ‚Das erhabene Kunstleben und Kunsttreiben, das mich wie mit einem Zauberschlag berührte, entschied mich augenblicklich dahin, nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern, wie es mir auch ergehen möge, aufs neue anzufangen, Kunst zu lernen und womöglich früher oder später diesem Kreis anzugehören.' . . . ‚Mein hiesiger Aufenthalt, geteilt zwischen anhaltender Arbeit und den höchsten Kunstgenüssen, ist für meine ganze Zukunft entscheidender geworden, als du in deinem letzten Briefe glaubtest.' Nicht also bloß eine vorübergehende Stimmung ist es, die den leicht zu begeisternden Kunstjünger überwältigt, sondern es beginnt abermals eine neue, bestimmende Wendung in seinem Künstlerleben.

Liszt mit seinem scharfen Kennerblicke hatte sofort den göttlichen Funken erkannt, der in des bescheidenen Jünglings Seele lohte; ihn zur Flamme zu entfachen, wollte der Meister sich nun zur hehren Aufgabe machen. Vor allem wies er Cornelius auf das Gebiet der Kirchenmusik hin; das sollte seine Domäne für die Zukunft werden. Freudig und begeistert nahm Cornelius den väterlichen Rat an: ‚Alles Kokettieren mit anderen Richtungen, womit ich nur Zeit verschleudern würde, hört auf, und ich danke Gott, daß ich noch nicht zu alt bin, um auf diesem einen Felde etwas Tüchtiges vor mich zu bringen.‘ Die nächste Zeit zeitigte mehrere Kirchenkompositionen, die ihm aber alle nicht mehr als einen bloßen Achtungserfolg bei Liszt eintrugen. Inzwischen hatte Cornelius auch die Bekanntschaft mit den Werken des Franzosen Berlioz gemacht; der Eindruck war ein gewaltiger: ‚Ich höre Berlioz, stürze über seine Partituren her, studiere Tag und Nacht darüber und war ganz verliebt in diesen „Benvenuto Cellini“, noch eh' ich den „Lohengrin“ gehört.‘ Ein weiterer Aufenthalt in Weimar, wo er diesmal auf der Altenburg als Gast von Liszts Freundin, der Fürstin Sayn-Wittgenstein, wohnte, zog ihn immer mehr in den Bannkreis dieses Meisters. Die Ideen, die ihn bewegten, verließen ihn auch nicht, als er nach Mainz und hierauf nach Wallerfangen bei Saarlouis zog. Hier entstand sein denkwürdiges Op. 1.

‚Weit, weit von Weimar sind' ich ein freundliches Asyl in einer kleinen Stadt an einem kleinen Strom; ein Nebenfluß, wie ich eben ein — Nebenmensch bin. Da ist in den schönen Kreisen, in denen ich sehr gütig aufgenommen war, eine junge Dame; die spielt sehr schön Klavier, singt auch sehr schön dazu. Der wollt' ich denn später vom Land aus eine Artigkeit erweisen, mich wohl auch ein wenig zeigen. Da schrieb ich ihr sechs kleine Musikbriefe. Jedes Lied durfte nicht größer sein, als es sich gerade auf den Briefbogen schreiben läßt. Der Dichter in mir war, wie ich erzählte, unter großen Wehen geboren; der Musiker war ein Angstkind von jeher; da kam aber nun das Glückskind, das von beiden das beste hatte und mit freiem künstlerischen Gebahren in die Welt lachte. Das war der Dichter-Musiker. Mein Op. 1 war da.‘ Damit hatte sich unbewußt der Dualismus seiner Natur in jene Harmonie vereinigt, die ihn zeitlebens beseelen sollte: Wort und Ton vermählten sich zu innigem Liebesbunde.

Zwei Ereignisse brachte die nächste Zeit für Cornelius: das Karlsruher Musikfest, mit dem die ‚neudeutsche Richtung‘ in Süddeutschland zum Durchbruche kam, und das erste Zusammentreffen mit Richard Wagner in Basel, der von Zürich aus dorthin eilte, um Liszt und seinen Freunden den eben vollendeten ‚Ring der Nibelungen‘ vorzulesen. Man sollte meinen, daß die Berliner Tage mit ihrer Not und Entbehrung noch zu frisch in seiner Erinnerung hafteten, um sich aufs neue wieder in Weimar dem gleichen Schicksale zu überliefern; allein seine Künstlernatur setzte sich darüber hinweg. Das Glück, diesem ‚Weimarer‘ Kreise anzugehören und angeregt durch diese Geister sein Talent zu entfalten, ließ ihn alles andere vergessen; die Erteilung von

Musikstunden und literarische Berichte und Übersetzungen mußten wieder die Brücke schlagen. Besonders zwei von Liszts Schülern waren es, mit denen Cornelius in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat, Hans von Bronsart und Karl Tausig; alle Freundestreue aber überstrahlte seine Verehrung und Liebe zu seinem großen Meister. Es ist rührend, welche kindliche Hingabe an Liszt alle seine Briefe atmen; er ist die Sonne, die sein Leben durchleuchtet und verklärt. Trotz dieser Hingabe aber an Liszt, trotz dieses Enthusiasmus für ‚Neu-Weimar' blieb Cornelius eine starke Persönlichkeit.

Wir müssen hier einen Irrtum zurückweisen, ein Unrecht, das man dem Dichterkomponisten immer wieder zufügt mit der Behauptung, er sei infolge seiner Begeisterung für Liszt in diesem aufgegangen, ein Spielball seiner Ansichten geworden, kurz, ein Geschöpf des Weimarer Kreises. Nichts ist unrichtiger als das. Schärfer und einschneidender prägt sich wohl in dem Seelenleben des Jünglings und besonders des späteren Mannes keine Charaktereigenschaft aus als gerade die Betonung seiner Persönlichkeit, die tief wie ein Eichstamm in seinem Wesen wurzelt. Gegen diesen Vorwurf spricht sein Tun und Handeln, das ihm gerade wegen seines offenen und selbständigen Charakters manchen schweren Konflikt brachte. Mögen seine Briefe Zeugen sein! — ‚Gestern erst noch habe ich einen kleinen Zug erlebt, der mir Freude machte. Wir waren um die Fürstin versammelt, und sie sprach sich sehr gut über Berlioz' Konzert aus, sagte aber dann mit vielem Umschweif und vielen glänzenden Worten, daß Liszt *besser* instrumentiere. Du weißt, wie das so ist, im Salon vor einem Diner, heißt das den Leuten Daumenschrauben ansetzen, *Ja* zu sagen. Und mich frug sie nun gar in liebenswürdigstem Tone: „Ne trouvez-vous pas?" — Nein, sagte ich, aber — ich bewundere Berlioz vielleicht zu einseitig, und dabei wurde ich über und über rot, daß ich gewagt hatte, der lieben großen Frau im seidenen Kleid zu widersprechen. Aber mein „Nein" ist mir lieber als alle Schätze der Welt; . . . wer die Frage meiner Überzeugung auf ein einfaches Ja oder Nein stellt, der hört Ja oder Nein von mir, wie ich es denke, und wenn es der Kaiser von China wäre. — Eine ähnliche Geschichte, wie die obige, hatte ich mit Liszt selbst. . . . Ich aber sagte quod non. So mache ich's mit Liszt. — Abends stieß sich Griepenkerl an einigen Ausdrücken (in einer von Cornelius angefertigten Übersetzung) und nahm mich ganz freundschaftlich mit der größten Süßigkeit beiseite, ob er nicht die Sache vielleicht noch einmal mit mir revidieren sollte. — „Das ist durchaus nicht nötig, Herr Professor; ich habe die Sache gemacht und vertrete sie, und damit holla! Der soll für seine eigenen schlechten Theaterstücke sorgen!"'

Möge es um dieses traditionellen Irrtums willen gestattet sein, im Lebensbild des Dichterkomponisten vorauszugreifen und hier gleich sein Verhältnis zu Richard Wagner zu berühren. Wagner stand im Zenit seines Ruhmes. Der Bayern Stolz, der kunstsinnige Ludwig II., hatte ihn nach München gezogen. Sein Glück zu teilen, rief er seinen Freund Cornelius;

hatte dieser doch auch die Jahre schwerer Prüfung von 1860—64 mit ihm in selbstloser Freundschaft durchlebt. Ich frage, welcher von des Meisters Verehrern und Bewunderern würde dem Rufe nicht gefolgt sein, selbst wenn ihm kein anderes Glück erblüht wäre, als der Freund und Hausgenosse Richard Wagners genannt zu werden? Wer hätte es verschmäht, sich in dem Ruhmesglanz des Schöpfers der ‚Meistersinger' zu sonnen? Anders Peter Cornelius, der in Wien mit Not und Elend kämpfte.

‚Unterdessen war ein Sturm mit Wagner. Er sagte, komm mit Haut und Haar zu mir nach Starnberg, — oder es ist aus mit uns! Er wollte, daß wir uns überhaupt ganz zusammentun! . . . Ich sollte Kurwenal werden. Wagner begreift nicht, daß ich dazu bis zur Hundetreue manche ganz entsprechenden Eigenschaften habe, aber leider ein einzig bißchen Selbständigkeit* in Charakter und Talent zu viel, um diese Null hinter seiner Eins zu sein. Ein Höriger schreibt keinen Cid.'

Und wie war sein Verhältnis zu Brahms? ‚Mit einem bin ich jetzt ganz entschieden fertig, das ist Herr Johannes Brahms. Er ist ein ganz eigensüchtiger, selbstschätzender Mensch. Ich habe ihn schon dies Jahr nicht mehr aufgesucht; er kam zu mir. Er möge den Pfad seiner Berühmtheit wandeln! Ich will ihn fürder nicht stören und nicht begleiten.'

So spricht kein ‚Nachtreter', kein ‚Sklave fremder Meinung'; so spricht nur ein Mann, der im Vollbewußtsein seines eigenen Ich auch seine eigenen Pfade schreitet, ein Peter Cornelius. Diese Selbständigkeit in der Auffassung machte nicht einmal da Halt, wo man meinen sollte, daß der Meister über dem Schüler stünde, in der stofflichen Wahl des Kunstwerkes. Als Cornelius der Bühne Valet sagte, schied er damals schon mit dem tröstlichen Zielgedanken, ‚als dramatischer Autor, als Komponist komischer Opern mit der Bühne in engster Beziehung zu bleiben.' Der Plan zur ersten komischen Oper, zum ‚Barbier von Bagdad' war gefaßt; den Text hatte der Dichter Tausendundeine Nacht entnommen, und ‚übermorgen, teuerster Freund', schreibt er an Hans v. Bronsart am 6. November 1856, ‚fange ich an zu komponieren; der Himmel und die Muse unserer hohen Kunst werden mich ja nicht verlassen. Heute habe ich denn auch der Fürstin meinen Entschluß mitgeteilt, so schwer es mir wurde; beides, mein Hierbleiben (in Bernhardshütte) und das Wiederaufnehmen des ihnen antipathischen Planes wird Liszt und die Fürstin unangenehm berühren und im schlimmen Falle vielleicht auch auf das äußere Gelingen der Sachen nachteilig wirken. Ich muß mich aber über alle diese und andere Rücksichten mutig hinaussetzen und tun, was mir mein Genius eingibt.' — Das Schicksal der Oper ist bekannt. Am 15. Dezember 1858 erlebte sie ihre Erstaufführung im Weimarschen Hoftheater unter Liszts Leitung, der sich für den vollendeten ‚Barbier' nun so interessierte wie für keine Opernmusik seit Berlioz' ‚Cellini'. Eine starke, wohlorganisierte Opposition erhob sich gegen die Oper; allerdings galt die Niederlage, welche sie erlitt, weniger dem Komponisten als

* Von Cornelius selbst unterstrichen.

der ‚neuen Schule' und ihrem Haupte, Franz Liszt. Der Meister fühlte es wohl; am nächsten Tage legte er seine Hofkapellmeisterstelle nieder. Damit hatte dieser einzig in der Kunstgeschichte dastehende Theaterskandal sein Ende erreicht. Für Cornelius war der Abend des 15. Dezember der Prüfstein seiner eisernen Energie, die Feuerprobe seines Künstlergenius. Ungebeugt, wie ein Sieger schritt der Besiegte daher im Bewußtsein des moralischen Erfolges: ‚Von nun an bin ich ein Künstler, der auch in weiteren Kreisen genannt werden wird. Mit einem kräftigen Ruck ist mein ganzes Wesen erhoben. Bis zum letzten Atemzug werde ich mit begeistertem Fleiße meine Bahn fortgehen.' Freilich sollte diese Bahn nun auch recht rauh sich gestalten; das Gold mußte geläutert werden im Feuerofen.

Die Kaiserstadt am Donaustrande wurde Cornelius' neue Heimat. Die fünf Jahre seines Aufenthaltes in Wien gipfeln in dem Ringen und Streben, ein zweites dramatisches Werk zu schaffen, den ‚Cid'. Nur langsam konnte er sich in die neuen Verhältnisse finden, zumal er noch mit allen Fasern seines Herzens an Weimar hing; der Freundeskreis, den er hier fand, war ein bedeutend beschränkter und kleiner; man verstand den jungen Künstler mit seiner Feuerseele, mit seinem warmen Freundesherzen, seinem lauteren Gemüte und seiner grundehrlichen Gesinnung viel zu wenig, wenn auch Männer wie Dr. Standhartner ihm ihr edles Herz ganz und ohne Rücksicht öffneten. So mag es denn als ein psychologisches Rätsel erscheinen, wie Cornelius so lange Zeit die seelische Kraft besaß, ein Leben zu führen, das, ohne irgendwelche sichere Aussicht für die Zukunft zu bieten, nur mit Sorgen für das tägliche Brot verbunden war. Dieser niederdrückenden und alle Schaffensfreude lähmenden Stimmung gibt er oft in seinen Briefen Ausdruck. ‚Wo stehe ich nun nach dem labyrintischen Wandel dreier Jahre? Was habe ich? Was bin ich? Fülle ich einen Platz in der Welt aus? Kann ich zu etwas gut sein? Was hilft mir aber alles Klagen. Jeder ist seines Glückes Schmied. Ich verstehe nicht, mir ein besseres Geschick zusammenzuschmieden. Ich möchte drei böse Mächte unterscheiden, welche zu meinem schlimmen Schicksale Gevatter stehen: Leichtsinn, Indolenz, Sinnlichkeit. Hätte ich den dreien gegenüber einen guten Geist!' Dem Leichtsinn gegenüber fehlte ihm allerdings ganz gewiß dieser gute Geist; denn das Wort ‚haushälterisch' hatte er nicht in sein Lebensprogramm aufgenommen. ‚Es gibt keinen ärgeren Menschen wie mich. Hosen und Schuhe hätt' ich mir kaufen sollen, Schott bezahlen, und kaufte mir Lieder von Schubert, Kreisleriana von Schumann, Wagners Porträt, Tom Jones von Fielding, Gerard de Nervals Werke, Hebbels Genofeva, Arnims Novellen, die ich ungelesen wieder Kulke schenkte!' Zugleich eine Probe seiner klassischen Lektüre, die er übrigens fleißig pflegte, ebenso wie die fremden Sprachen.

So war es denn ein Glück für Cornelius, daß er diesen mißlichen Verhältnissen durch die Gnade Ludwig II. entrissen wurde, der ihn 1864 nach München rief und ihm eine jährliche Pension aussetzte. Die Jahre des Ringens und der Not waren vorüber; nun konnte mit einem soliden Lebens-

fundamente auch eine mehr geregelte Arbeitsweise beginnen, zumal er 1867 an die neuorganisierte königliche Musikschule als Professor für Harmonielehre und Rhetorik berufen wurde. Im Herbste des gleichen Jahres führte er seine Braut, Bertha Jung, ein Mainzer Kind, zum Altare und schloß den Bund fürs Leben. So glücklich sich sein Familienleben auch gestaltete, einen Gedanken konnte er nie aus seiner Seele bannen, München zu verlassen und an einem anderen Orte seiner Wirksamkeit eine Stätte zu bereiten; das Glück war ihm nicht hold. Nachdem er noch eine reiche kompositorische Tätigkeit entfaltet, eine dritte Oper ‚Gunlöd' geschrieben, legte er sein müdes Haupt zur Ruhe, am 26. Oktober 1874.

Das schöpferische Talent in Cornelius, sein gottbegnadetes Genie wird wohl niemand zu bestreiten wagen. Eine andere Frage allerdings ist die, ob dieses Talent immer auf dem Boden sich bewegte, aus dem der Quell der Individualität sprudelt? Diesen Stempel der Individualität trägt in den Cornelianischen Schöpfungen nur das lyrische und humoristische Element an der Stirne; wo der Künstler Dramatiker werden soll, da versagt seine Kraft. An diesem Mangel dramatischer Gestaltungskraft krankt der ‚Cid' ebenso wie die unvollendete ‚Gunlöd'; ja selbst seine beste Oper, der ‚Barbier', über dem ein goldiger Humor lacht und eine Flut von lyrischen Schönheiten ausgegossen liegt, fällt überall da ab, wo eine dramatisch gesteigerte Entwicklung herauswachsen muß. Das ist auch der innere Grund, warum seine beiden besten Opernschöpfungen den Weg zur Bühne — trotz mancher Bemühungen — nicht gefunden haben, während der Barbier vollendete Aufführungen erlebte. Mögen ihm noch mehrere beschieden sein, besonders seitdem der feinsinnige Max Hasse die Originalpartitur gegenüber der gewiß gut gedachten, aber unberechtigten Umarbeitung Felix Mottls wieder zu Ehren gebracht hat! Weimar ist bereits durch eine glänzende Aufführung vorangegangen und hat so aufs neue die Schmach gesühnt, die man der ersten Aufführung mit Unrecht angetan hatte; denn Peter Cornelius ist und bleibt mit seinem ‚Barbier' das Prototyp der deutschen komischen Oper.

Hätte nicht der ‚Barbier' seines Schöpfers Namen in die Annalen der Musikgeschichte als unsterblich eingemeißelt, so hätten es seine Lieder getan. Cornelius war ein Lyriker, der aus der Tiefe seiner Seele schuf, der das Beste gab, was er besaß, der es gleichsam mit seinem Herzblute noch durchtränkte. Darin liegen auch die Vorzüge seiner Muse. Nicht für die breiten Massen schrieb er, dazu war er eine viel zu aristokratisch angelegte Natur; nicht zu viel komponierte er, dazu war er ein zu feinsinniger Eklektiker; nichts Oberflächliches schuf er, davor bewahrte ihn seine Innerlichkeit. ‚Die Weihnachtslieder', welch' ein unschuldiges, frommes Kinderherz spricht hier in Tönen zu uns! ‚Die Kinderlieder' (op. 1), schlicht und einfach; ‚die Brautlieder', innig und zart. Eine der schönsten Blüten ist des Komponisten ‚Komm, wir wandeln im Mondenschein!' aus ‚drei Lieder für Tenor oder Sopran, der Prinzessin Marie von Sayn-Wittgenstein gewidmet, op. 4', das als Probe diesem

Aufsätze beiliegt. — Auch seine Chorkompositionen sind von tiefem Ideengehalt und oft von prächtiger äußerer Wirkung, so z. B. ‚Der alte Soldat' für neunstimmigen Männerchor, der mich beim erstmaligen Hören von allen auf dem Programm stehenden Kompositionen am mächtigsten packte. Die Vertonung des Textes ‚Mitten wir im Leben sind' aus op. 9, Trauerchöre für Männerstimmen, nennt Kretzschmar (in einem Vortrage über Peter Cornelius) ein kleines Wunder: ‚Ich kenne einen großen Teil der Chorliteratur gründlich, aber ich wüßte nicht zu sagen, was man diesem kleinen Satze an die Seite stellen könnte; es ist ein Meisterstück, eine Musik aus dem ff, und es ist eine Schande, daß sie so wenig gekannt ist.'

Was den Liedern des Meisters vor allem zu statten kam und ihnen das Gepräge des tiefinnerlichen Erlebens gab, ist natürlich der Umstand, daß der Komponist zu dem größten Teile der Lieder den Text selbst dichtete, daß somit die Musik, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu einer potenzierten Poesie sich gestaltete. Als Poet aber eignete dem Künstler eine solche Kraft der Anschauung, eine Energie und Plastik der Phantasie, eine Beherrschung der Formen und des jeweiligen Situationsbildes, daß wir uns über die Vielseitigkeit seines Talentes staunen müssen. Und wie der Dichterkomponist ein selbständiger, nach dem Kranz der Meisterschaft ringender Musiker war, so auch ein völlig selbständiger, an den reinsten Mustern seiner Kunst gebildeter Lyriker. Die Sammlung seiner ‚Gedichte' spiegelt, wie der Herausgeber Professor Stern aus begeistertem Freundesherzen im Vorworte schreibt, ‚im Reichtum ihrer Gefühle und Stimmungen, ihrer Bilder und Naturlaute, ihrer Rhythmen und Verskünste, im schlichtesten Ausdruck des bewegt tiefen Gemütes wie im übermütigsten Spiel der Lebensfreude und des Humors, nicht reiner und schöner, aber so rein und schön wie Cornelius' Tonschöpfungen das seelische Leben und den ganzen Wert des Menschen wie des Künstlers wieder. Innere Verwandtschaft des Schauens und Fühlens, nicht Nachahmungstrieb rückt einen Teil seiner Naturbilder und Liebeslieder an Goethesche und Rückertsche Poesie heran.'

Was endlich des Meisters schriftstellerische Tätigkeit anbelangt, so bieten uns seine ‚Aufsätze über Musik und Kunst', die uns ein Geistesverwandter des Dahingegangenen, Edgar Istel, in einem prächtigen Bande pietätvoll darreicht, so feinsinnige und charakterisierende Schöpfungen, daß sie in der Tat dickleibige Bände voll biographisch-historischer Weisheit aufwiegen. Tolle et lege!

Wenn wir zum Schlusse noch fragen: Woher kommt bei der Vortrefflichkeit der Cornelianischen Werke ihre geringe Verbreitung, so daß Sandberger in dem Vorworte seiner Monographie sagen konnte: ‚In einem Jahrhundert, das alle Kulturvölker an Kopfzahl ums Doppelte wachsen sah, in dem die Mittel zur Verbreitung geistiger Güter, zur Mitteilung an jeden einzelnen eine nie geahnte Vollkommenheit erreicht haben, wirkt und stirbt der Dichtermusiker Peter Cornelius, ohne daß sein Name über einen engen Kreis von Berufsgenossen hinausgedrungen wäre.' Die Antwort haben wir teilweise schon gegeben. Der Grund hiefür liegt vor allem einmal in seinen

Werken selbst, in denen der Komponist nicht die ausgetretenen Pfade eines leichten und seichten Augenblicksmusikers wandeln, sondern Persönliches, Originelles schaffen wollte. Damit stehen natürlich in ursächlichem Zusammenhange die hohen musiktechnischen Anforderungen, so daß viele seiner Werke von einer ungeahnten Schwierigkeit sind. Ich brauche hier gar nicht auf seine Opern zu verweisen, in seinen Chorkompositionen und Liedern finden sich hievon genug Beispiele; ich nenne z. B. nur das ganz hervorragend schöne Lied aus op. 11 über ein Gedicht von Heine: ‚Der Tod ist die kühle Nacht.' Später wurde Cornelius einfacher. Bedenkt man ferner, daß die Zahl seiner Kompositionen im Verhältnis zu unserer produktionsfreudigen Zeit gering ist, daß er — wenigstens am Anfange seines Schaffens — als Anhänger des Weimarer Kreises immer mit einer Gegenströmung zu kämpfen hatte, daß er selbst endlich für die Verbreitung seiner Werke, namentlich seiner Opern, fast gar nichts tat, so werden wir diese Erscheinung begreiflich finden können. Gott sei Dank, hat aber Cornelius neben diesen schwierigen Werken noch viele einfache geschaffen, die es verdienen, Gemeingut der Nation zu werden. Unsere Zeit hat den Anfang dazu gemacht; möge sie in Zukunft ihre Auferstehung feiern, dann wird zur Ehre des musikalischen Deutschland nicht zutreffen, was der tote Meister von sich gesungen:

‚Ich war ein Hauch, ich war ein Ton,
Von Lust und Schmerz durchdrungen;
Nun ist es still, nun bin ich schon
Verklungen.'

Der englische Roman der Gegenwart.

Von

Karl Bleibtreu.

Seit Richardson und Fielding im 18. Jahrhundert den eigentlichen modernen Roman gegründet, behauptete die englische Literatur lange den Vorrang auf diesem Gebiete. Scott schuf den historischen Roman, und alles Treffliche dieser Art in außerenglischer Sprache galt nur als Nachahmung, sei es minderwertig wie Dumas' ‚Drei Musketiere', sei es ebenbürtig wie die Werke des ‚märkischen Scott', Willibald Alexis. Im Gesellschaftsroman leuchtete das Dreigestirn Bulwer-Dickens-Thackeray so hell bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, daß alle kontinentalen Versuche moderner Lebenskonterfeiung nur als matter Abglanz davon erschienen. Auch ein ausnahmsweise eigenständiges Gewächs wie Freytags ‚Soll und Haben' verriet noch in der zweiten Jahrhunderthälfte den Einfluß von Dickens, nicht minder Daudets Übertragung solcher Stimmungen ins Französische. Doch schon letzterer wußte mit ‚Nabob' und ‚Sapho' Stoffkreise zu betreten, welche dem englischen Schriftstellertum verschlossen bleiben, da es in erotischen Dingen auf Rücksichten angewiesen war, denen sich einst derbe Realisten wie Fielding und Smollett nicht zu unterwerfen brauchten. Seit dem Augenblick, wo die soziale Frage in die Literatur eindrang und man das Volk bei der Arbeit aufsuchte, mochte England zwar wiederum mit G. Eliot und Kingsley, welch letzterer auch den historischen Roman neu zu beleben suchte, auf einige Zeit die Führung übernehmen. Aber andrerseits verlangte die neue Entwicklungsphase der menschlichen Gesellschaft auch feinere Psychologie und vertiefteres Verstehen der Daseinsprobleme; ein ungestümes Drängen nach Wahrheit, und klinge sie noch so brutal, machte sich geltend. Die großen Russen erschienen auf dem Plan, seit Flaubert begann der sogenannte Realismus sein Werk, ihm wurden bald durch Zola alle Literaturen untertänig. Überall regte sich Neues, und in unsern Tagen wetteifert der deutsche Roman erfolgreich mit Russen und Franzosen. Das stolze Albion aber steht abseit wie ein Aschenbrödel bei diesem Siegeszug der modernen Muse. So tief wie sein Theater sank zwar sein Erzählerhandwerk nicht. Aber wenn heute Deutschland im Drama das relativ Bedeutendste vollbringt und Frankreichs leichtgeschürzte Theaterherrschaft vom Throne stieß, ja sogar im Roman mancherlei zutage fördert, was den Gesamtstand der französischen Erzählung auf der ganzen Linie schlägt, seit Zola und Maupassant von hinnen schieden, so kommt England, in seinem Bühnenwesen

geradezu barbarisch hinter allen Errungenschaften des Kontinents zurückgeblieben, auch im Roman schon lange nicht mehr als ausschlaggebend in Betracht. Hier zeigt sich erfreulicherweise, daß unsere deutsche Neigung für ausländische Literatur doch im wesentlichen nicht blinder Fremdtümelei, sondern ernstem Geschmack für fremde Bedeutung entspringt. Denn Deutschland, das früher englische Romane in Masse verschlang, — in welchem andern Lande wäre die Tauchnitz-Edition möglich! — wendet sich heute fast völlig davon ab. Man frage doch, wie viele Deutsche sich für Kipling oder Frau Ward interessieren, um die Bekanntesten zu nennen. Mit anderen Worten, der modernste Realismus hat den britischen Roman verdrängt, weil dieser sich dem neuen Tonfall der Literatur nicht anschließen wollte oder vielmehr es nicht konnte. Der britische Autor hat selbst im Buche ähnliche Rücksichten zu nehmen wie ein Familienblatt, alle zu grellen und kräftigen Töne sind verpönt. Wenn man also die britische Lebensschilderung heute sozusagen nicht mehr für voll nimmt, so ereilt hier den ‚Cant', den konventionellen Konservatismus der britischen Pseudofreiheit, ein tragikomisches Verhängnis. Denn ursprünglich neigt ja niemand mehr als der Brite zum Realismus jeder Schattierung, auch zu derbsinnlichem Ausdruck der Erotik, wie die gesamte Literatur von Chaucer bis Byrons ‚Don Juan' lehrt. Auch ist der jedem Realismus eigene Pessimismus, die schonungslose und melancholische Auffassung der Welt, gerade dem britischen Naturell nicht fremd. Doch die holde Leserwelt will keine Störung ihres konventionellen Behagens, und so bleibt der englische Novellist meist im ausgetretenen Gleise. Nicht als ob die angeborene Sicherheit der Menschenzeichnung dem englischen Intellekt verloren gegangen wäre. Das Einzelne wird oft meisterlich wiedergegeben, das Ganze aber wirkt unecht, meist sogar absichtlich unwahr. Dazu kommt ein im britischen Kaufmannsvolk natürlicher Nützlichkeitszweck. Man will dogmatisch moralisieren, einer bestimmten politischen oder religiösen Tendenz nachhelfen, zum Durchbruch verhelfen. Das trat schon bei Dickens leidig hervor. Ein britischer Romancier blickt mit nachlässiger Gleichgültigkeit auf das eigentlich Künstlerische, seine unausrottbare Lehrhaftigkeit läßt reinpoetisches Betrachten nicht aufkommen. Selbst bei Bebauern des historischen Romans bemerkt man oft nur ein äußerliches ethnographisches oder kulturhistorisches Moment als springenden Punkt des Erzählertriebs, nicht ein naives Untertauchen in die Vergangenheit wie beim homerischen Scott. Auch die dichterisch nicht reine Vortragsweise Bulwers in dessen historischen Romanen wird von keinem Heutigen erreicht; da fehlt wieder die Fülle tieferer Geschichtsphilosophie, die Bulwer über seine farbigen Gemälde ausgoß.

Nichtsdestoweniger sei anerkannt, daß Stanley Weyman's historische Genrebilder, meist Ausschnitte aus französischer Renaissance, einer künstlerischen Abtönung nicht entbehren, die im Vergleich zu so vielen britischen Erzählungen aus dem modernen Leben besonders wohltut. Sein bekanntestes Buch ‚A gentleman of France' hat manche Feinheit, das vorletzte Werk des betagten Autors ‚Count Hannibal' (1902) muß als Kabinetstück zarter

Psychologie geschätzt werden. Es handelt sich hier um den wilden Hannibal de Tavannes der Bartholomäusnacht, und wie im erstgenannten Buche ein rauher Troupier die Liebe einer sensitiven Jungfrau durch innere Vornehmheit gewinnt, so verwandelt hier eine stolze, finstere Herrennatur die bitterste Abneigung einer hugenottischen Dame in leidenschaftliche Bewunderung. Ähnliche Motive behandelt die stofflich starke Erzählung ‚Rotha', wo ein anmutiges Frauenbildnis sich vom düstern Hintergrund des dreißigjährigen Krieges abhebt. Bei aller Wertung der tüchtigen Eigenschaften dieser Bücher kann man sie aber nicht als Beispiele wirklicher Historien großes Stils gelten lassen.

Höhere Ansprüche erhebt Rider Haggard, der für Heroisches und Ethnographisches in jeder Zone gleichmäßig erglüht. So reist denn seine Phantasie von Island, dem er eine kraftvolle Sigurdmär abgewinnt, bis nach Mexiko (‚Montezumas Daughter') und gar Nicaraguas unbetretenen Urwäldern, wo er versunkene Aztekenherrlichkeit belauscht und eine goldene Stadt (‚Heart of the World') aus Trümmern geheimer Überlieferungen aufbaut. Dies seltsame Abenteuerbuch hat gewisse typische Züge für den gegenwärtigen Stimmungsgehalt der britischen Fabulierung und die Neigungen ihrer Leserwelt. Wie bei Wells (s. später) spukt hier Sucht nach dem Wunderbaren, Umbildung fabelhafter Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten zu scheinbarer Realität, Rekonstruierung vergangener Mythen oder naturforschender Zukunftschimären, dabei alles noch mit Lehrhaftem verquickt. Die versunkene ‚Goldene Stadt' bietet nämlich, weil auf theokratischem Sozialismus aufgebaut, Anlaß zu soziologischer Studie. Wirklich dichterische Erregungen löst natürlich solche Mischung von Jules Verne'schem Fabulieren und doktrinären Absichten nicht aus. Dagegen enthält ‚Montezumas Tochter' sehr glückliche Züge, und die reizvolle Einkleidung der Fabel — ein Engländer wird nach Mexiko verschlagen und durchlebt dort die wüsten Eroberertaten des Cortez mit dem Britenhaß gegen die Armada-Spanier im Herzen — gibt Gelegenheit zu prächtiger Dekorationsmalerei. Doch bei diesem Dekorativen des ethnographischen oder kulturhistorischen Milieu bleibt es wesentlich; wirkliche historische Fresken mit handelnden Heroen und weiter Perspektive darf man auch dort kaum suchen, wo Haggard ins mystische alte Ägypten schweift und nicht nur Kleopatra, sondern gar noch unseren alten Freund Odysseus aus fernster Rhamseszeit heraufbeschwört. Doch haucht hier schwüle Wunderpoesie.

Ähnlich tummelt sich White Melville in fernen Landen umher, die Ninive-Funde kleistert er mit gutem Darstellungsmörtel in ‚Sarchedon' zusammen, zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken zieht er sogar den ewigen Juden an den Haaren herbei: ‚An Indian Prince'. Er ist ziemlich gleichen Schlages wie jener amerikanische Oberst, dessen ‚Ben Hur' aus stofflichen Gründen so ungeheuren Erfolg errang, jedoch keine andere literarische Bedeutung als Proben einer üppigen Schilderungskraft (das Wettrennen in Antiochien) aufweist.

Eine hübsche Historie steuerte auch Connan Doyle bei, ‚The White Company,' das Treiben britischer Freischaren während der mittelalterlichen

Kämpfe auf französischem Boden ausmalend. Einige Novellen ‚The Great Shadow', ‚Uncle Bernac', ‚Rodney Stone' wandeln dem Schatten napoleonischer Kriegszeit nach; sein Meisterstück in dieser Hinsicht leistete Doyle in seinen köstlichen ‚Adventures of brigadier Gérard'. Hier plaudert ein napoleonischer Offizier seine Erinnerungen aus Wahrheit und Dichtung; mit köstlicher Ironie läßt Doyle immer die Frage offen, ob Gérard durchweg lügt oder zur Hälfte die Wahrheit sagt, und gibt anschaulich zu verstehen, daß man ein Held und doch ein Prahler, ein Münchhausen und doch ein Gentleman sein könne. Das Drolligste und Ungeheuerlichste vertraut uns Monsieur Gérard in der neuen Sammlung (1904) an: wie er Napoleon bei Waterloo rettete. Berühmt geworden ist besonders die famose Fuchsjagd vor den Linien von Torres Vedras, deren zwerchfellerschütternde Pointe freilich einem Nicht-Engländer unverständlich sein dürfte; noch berühmter eine andere martialische Schnurre Doyles: von dem Waterlooinvaliden, der als Trottel plötzlich in der Todesstunde, wo er seiner Heldentat gedenkt, sich zum stattlichen Krieger auf kurzen Augenblick verwandelt. Das hat man eiligst auf die Londoner Bühne gebracht, und es trauern wohl viele, daß Doyle nicht auch seine Detektivschnurren dramatisierte. Diese ‚Abenteuer' und ‚Memoiren' des Privatamateurs Sherlock Holmes, der alle Polizeirätsel löst und die schwierigsten Verbrechen entlarvt, verdienen allerdings ihre Weltberühmtheit, soweit die britische Zunge klingt. Doch abgesehen von der Anlehnung an Gaboriau, dessen Detektiv Lecocq das Urbild lieferte, abgesehen davon, daß die amerikanischen Detektivromane von Green kaum minderen Scharfsinn der Erfindungsgabe betätigen, kann auch hier von ernster literarischer Bedeutung keine Rede sein. Kunststücke und Schnurren, Virtuosität in literarischen Handwerksmätzchen, rein stoffliche Neugieranregung, manierierter Spezialismus auf engem Gebiete — so weit kam diese Literatur herunter.

Der zunehmenden Neigung zum Spiritualismus in Form von Okkultismus und Spiritismus vermochte sich die Belletristik natürlich auch nicht zu entziehen. Und so machte denn Rider Haggard wiederholt den Versuch, Überirdisches ins gewöhnliche Tagesleben hineinragen zu lassen. Dies geschah schon in ‚The Wizard', einer seltsamen Mär aus Zentralafrika, noch deutlicher in ‚She', am kühnsten in seinem neuesten Roman ‚Stella Fregelius' (1904). Hier werden ganz moderne englische Zustände, gruppiert um einen jungen Naturforscher und Erfinder, mit altskandinavischer Mystik verknüpft, und Stella, Tochter eines Pastors, trägt gleichsam als Walküre die Seele ihres Geliebten von der Erde ins Unendliche hinauf. Solche Verwischung aller Naturgrenzen zwischen sichtbarer Materie und unsichtbarem Transzendentem erweist sich einem frischen plastischen Gestalten nicht förderlich. Dies neue Genre des okkultistischen Romans paßt eigentlich nur für jene, die von vornherein auf reale Lebensschilderung verzichten müssen, weil ihnen realistische Darstellungskraft fehlt, also für eine Marie Corelli. Diese Dame hat früher in abenteuerlichen Cagliostroromanen in christlich-orthodoxem Sinne mystifiziert; sie erkühnte sich, uns ins

Allerheiligste der Lichtkreise zu Christo zu geleiten, und entdeckte großartig die Elektrizität als einzige Ur- und Schöpfungsquelle, auch der christlichen Wunder. Neuerdings beutet sie jedoch die Reinkarnationslehre aus und macht fürs Karmagesetz der Wiedergeburt eine wenig glückliche Propaganda. Ihre Wiederbelebung ägyptischer Mumien führt nur zu verwaschenen Bildern.

Da ist H. Wells ein derberer Wundertäter; denn als praktischer John Bull speist er seine Phantasie und das Schauerbedürfnis seiner Leser mit Vorstellungen, die auf festem Boden der Naturwissenschaft zu stehen scheinen. Er erfindet ‚Food of the Gods', weiß phantastische Unmöglichkeiten so scharfsinnig und gleichsam praktisch aufzubauen, daß man dem Teufelskerl seine Schnurren glaubt. Freilich recht unheimliche Schnurren. Wir möchten ihn daher nicht mit dem heitern, harmlosen Jules Verne vergleichen, dem er offenbar nacheifert, sondern als literarisch viel höher stehend mit dem alten Daniel Defoe, von dessen vielseitiger Fabulierungslust im Analysieren unmöglicher Dinge sein allein weltbekannt gewordener ‚Robinson' nur eine einseitige Probe bietet. Wells düstere Mär von den Marsbewohnern, die in einer Flugmaschine zur Erde kommen und England erobern, nennt er ‚War of the Worlds'. Aber gegen die bestehende ‚Welt' führt er auch sonst ‚Krieg', indem er in seinen Vorträgen ‚Mankind in the Making' eine neue Republik gründen will. Im Grunde will er darauf hinaus, der Menschheit könne nur geholfen werden, wenn man alle echten Schriftsteller sozusagen zu Prinzen ernenne. Denn von ihnen allein hänge geistige Verbesserung der Rasse ab. Gut gebrüllt, Löwe! So fordert auch der Amerikaner Fergusson Vertilgung jeder Staatssouveränität, Ausgestaltung einer Zukunftskirche, wo man ‚an Stelle von Beherrschern von Armeen Beherrscher geistiger Kräfte setzt'. Doch wie leicht solche Carlylesche ‚Heroenverehrung' zu plumpem Schwindel führen könnte, lehrt ein feinironischer Roman von Bennett ‚A great man' (1904). Hier wird das nichtige Leben eines Modeskribblers gegeißelt, dessen ganze literarische Mission darin besteht, 40 000 Pfund Sterling im Jahre zu verdienen. Die oberflächliche Seichtigkeit der halbgebildeten Massen, deren naive Geschmacklosigkeit nur dem Unkünstlerischen und vor allem dem Reklamelärm folgt, wird hier nicht übel bloßgelegt.

Die Engländer sind in Einschätzung literarischer Verdienste recht bescheiden geworden. So hat man Conan Doyle, der sich übrigens in Sachen des Burenkrieges anständig benahm und gegen die Burenhetze Front machte, zum Baronet ernannt, ebenso Walter Besant, einen um pekuniärsoziale Hebung des Schriftstellerstandes verdienten Romancier, der beiläufig in dem geistreichen Roman ‚Herr Paulus' schroff gegen spiritistische Schwindeleien auftrat. Doyle beteiligte sich freilich auch an einer immer schlagfähigen Spekulation, nämlich der chauvinistischen, was seine Popularität erhöhte. Koloniale Soldatengeschichten sind durch Kipling Mode geworden, und so steuerte Doyle z. B. ‚The tragedy of the Korosko' bei, wo er die Mahdi-Fanatiker den herrlichen, unbezwinglichen britischen Rotröcken gegenüberstellt. Wie er seinen Detektiv Holmes in ‚The Scarlet letter' mit den Mormonen in Verbindung

brachte, so schwelgt er in ‚The Sign of Four' in orientalisch kolonialer Phantastik. (Seine dritte größere Holmesgeschichte ‚The hound of Baskerville' steht tief unter den kleinen Holmesskizzen, deren neueste Sammlung 1905 sogar noch technischen Fortschritt bekundet. Es verdient Erwähnung, daß sich ein Sturm des Bedauerns in der englischen Leserwelt erhob, als er den famosen Holmes sterben ließ, so daß er ihn in neuester Serie eiligst wieder zum Auferstehen brachte.) Überall sehen wir also reinstoffliches Interesse wachgerufen. Reiseliteratur für Globe-Trotter! Im kolonialen Weltreich müssen natürlich Schilderungen aus den Tropen einen praktischen Wert besitzen, und darauf stützten manche Autoren ihre Beliebtheit. So der verstorbene Stevenson, der allerlei wilde Mären aus maritimer Tropenwelt spann (‚The Wrecker', ‚Treasure Island' 2c.), gruselige Indianer- und Seeräubergeschichten als Coopers und Marryats seliger Erbe, jedoch von einem gewissen unheimlichen Glanz umspielt, der sich in ‚Kidnapped' wirklich zu warmem Leuchten ruhiger Epik verdichtete. Auch hier spezialistische Kunststücke, Übung einer bestimmten Manier, im Grunde bloße Unterhaltungsliteratur, durchaus im Gegensatz zum modernen Roman auf dem Kontinent. Paart sich das Ethnographisch-Kulturhistorische solcher Kolonialwaren nun noch mit dem Zuckerkand patriotischer Rührung, dann kommt ein Kipling zustande, Englands populärster heutiger ‚Dichter'. Auch ihm verleihen bestimmte Absichten sehr materieller Art sein eigentümliches Gepräge. Seine weit überschätzten Soldatengeschichten aus Indien verfolgen den Zweck, für ‚Tommy Atkins' (Spitzname des britischen Militärs) und hiermit für militaristischen Imperialismus Stimmung zu machen. Da kann es natürlich nicht fehlen, daß alle Mordspatrioten mit brüllendem Hurra solchen Nationalsänger begrüßen. Allerdings spielte für Kiplings Erfolg auch das oben berührte ‚Koloniale' eine entscheidende Rolle. Es war gar zu süß, sich daheim von einem geborenen Anglo-Inder etwas vom fernen Wunderland vorplaudern zu lassen, dessen Gangesdelta als fruchtbarste Quelle das britische Weltreich speist. So hat denn auch Kiplings ‚Dschungle Book', das unsern menschlichen Urahnen im Urwald in sinniger Tierfabel veranschaulichen soll, ungeheuren Beifall gefunden, dem wir nur teilweise beipflichten können. Daß Kipling ein Dichter — ohne Gänsefüßchen — einstmals war, das hat er unwiderleglich in einem unsterblichen Meisterwerke dargetan, das aber mit Indien und Imperialismus nichts gemein hat. Davon später. In seinen Skizzen aus dem Indischen und Soldatenleben zeigt er saftigen Sinn fürs Gegenständliche, strotzenden Humor und eine oft ergreifende Melancholie über des Lebens Widersprüche. Doch alles bleibt im Skizzenhaften stecken und erreicht bei aller Frische doch nicht entfernt die Meisterschaft des kalifornischen Seelengoldgräbers Bret Harte. Vieles wirkt als ganz hohler Chauvinistenhumbug, alles ist auf den Effekt hin gearbeitet. In seinen Gedichten blitzt manchmal etwas Echtes auf; auch hier aber stört meist unleidliche Imperialistentendenz, und dies patriotische Bänkelsängertum endete logisch mit dem albernen Trutzgesang gegen die deutschen ‚Goten und Hunnen'.

Solch zweckbewußte Tendenzstreberei mit dem offenbaren Nützlichkeitszweck herrscht aber auch im sonstigen heutigen Gesellschaftsroman der Briten. Hier schließt der Zweck zugleich das Mittel zum Zwecke ein, das doktrinär zu bearbeitende Publikum möglichst zu amüsieren, damit es Tendenzpillen leichter mit Zuckerplätzchen spannender Stofflichkeit hinunterschlucke. So verdankte z. B. ein so mäßiger Versuch wie ‚The Woman who did' von Grant Allen seine kurze Berühmtheit eben nur der sensationellen Tendenz (Freie Liebe). In diesem pseudorevolutionären Erguß besteht das erschrecklich Gefährliche im Grunde nur in starken Redensarten. Die talentvollen Erzeugnisse eines Norris, gern mit gewagten Problemen spielend, bleiben nach schwachen Anläufen zuletzt nur seichte und leichte Unterhaltungslektüre. Sein ‚Mariettas Marriage' geht zwar sexuellen Dingen möglichst aus dem Weg, erscheint aber wie Besants ‚Lying Prophets' wohl britischen Lesern schon als Gipfel der Kühnheit. Besant und Meredith* streben zwar nach höherer Psychologie; wir haben aber auch bei letzterem, den heut einige Kreise besonders ernstnehmen, nichts entdecken können, was sich mit kontinentalen Romanpsychologen vergleichen ließe. Ernst und eigenartig, voll dichterischen Empfindens in Landschaftsspiegelungen schottischer Heimat, vermögen Macdonald und Black nicht über enge Grenzen des Könnens wegzukommen. Man fühlt zuletzt, daß es nichts Künstlerisches im höheren Sinne, sondern stofflicher Anreiz ihrer schottischen Stoffe ist, was fesselt. Selbst nach dem herrlichen Erbteil altenglischer Literaturbestrebung, der Gesellschaftssatire, sehen wir uns heute vergebens um; Thackerays Geist entfloh. Als vereinzelt dastehende Durchführung seiner Satire empfehlen wir P. Whites ‚Mr. Bailey-Martin', ‚A Passionate Pilgrim', beißende Geißelung bourgeoisen Snobtums.

Die Zahl der jährlich erscheinenden Novellen ist ja Legion. Wozu den Leser mit Namen und Büchertiteln ermüden? Von Norris ‚Nature's Comedian', ‚A Victim of good luck' wird z. B. typische Charakteristik des eiteln naivegoistischen Schauspielerberufs angestrebt, es bleibt aber wieder bei liebenswürdig schwächlichen Ansätzen. In ‚Loves Proxy' von Bagot, einer an sich tüchtigen und reifen Arbeit, wird ein promptes Senkblei in die stillen Tiefen einer vornehmen Frauenseele getaucht. Doch das Thema, daß aus Mitleid eheliche Liebe erwachsen könne, ist uralt, und so gleichen sich im Grunde die meisten solcher Familienromane wie ein Ei dem andern. Man fragt, wozu immer neue Varianten. Bei Lösung eines Schachproblems sind Varianten willkommen; doch Literatur sollte ein zu ernstes Ding sein, um sie zu bloßen Spitzfindigkeiten zu benutzen. Der deutsche Roman bemüht sich heut, wirklich neue Seeleneinblicke und Lebensausschnitte zu bieten; der englische verharrt im alten Geleise. Und wo er mal nicht darauf verzichtet, uns mit irgend einer

* Von George Meredith liegen in deutscher Übersetzung vor: ‚Diana vom Kreuzweg' und ‚Rhoda Fleming', beide von J. C. C. Bruns' Verlag, Minden i. W., und ‚Richard Feverel', Verlag von S. Fischer, Berlin.

neuen Methode zu kommen, da verzichteten wir selber gern auf diesen Genuß. In Besants neuem Roman ‚The Fourth Generation' wird das Problem des Atavismus und der Erblichkeit in oberflächlicher und dabei noch ungesund romantischer Weise gestreift. Überhaupt mischt man solchen modernen Genrebildern außer falsch angewendeten naturwissenschaftlichen Phrasen noch gern eine Dosis Schauerromantik bei. In Bennetts ‚The Grand Babylon Hotel' wird uns ein wahrer Ammenglaube an organisiertes Verbrechertum eines Londoner Highlife-Hotels zugemutet. In Pembertons ‚Red Moru' (schon der Titel sinnlos und effekthaschend) entpuppt sich ein verdächtiger Strolch ausgerechnet als Lord von hundert Ahnen. Merriman, ein angesehener Autor, baut sich ein ‚Schloß Oronto' voll russischer Nihilisten und Spione, dem Verdeutschung in Lutz' Bibliothek von Kriminalromanen zuteil wurde. Fragwürdige Ehre, seltsamer Ehrgeiz, den Doyles Holmes-Lorbeer nicht schlafen läßt! Auch Merrimans letztes Opus ‚Barlash of the Guard' (welch unmöglicher französischer Name!) setzt einen Veteranen der Alten Garde in Mitte einer Verschwörer- und Spionengeschichte, wo sich allerlei unmögliche Vorgänge um Napps Gouverneurschaft in Danzig und den mythischen Tugendbund gruppieren. Sensationslüsternheit bis in den historischen Roman hinein! Natürlich stößt man auch überall auf das früher berührte Symptom eines spielerischen Mystizismus. Was man nicht deklinieren kann, das sieht man dann als Mystik an. In einer hübschen Novellensammlung ‚Byeways' von Hichens macht sogar ein afrikanischer Schlangenbeschwörer seine Aufwartung, und eine Lady erinnert sich pünktlich ihrer eigenen früheren Schlangenexistenz. In einer Seegeschichte, wo wir mit einem ‚Midshipman' zu Schiffe steigen, regnet es Vorahnungen und Traumgesichte, desgleichen in einer interessanten Erzählung aus der Kommunezeit, wo ein Theosoph schwarmgeistert, ohne uns zu offenbaren, ob er übernatürliche Kräfte besitzt oder bloß als Charlatan betrügt. Natürlich fehlt es auch nicht an allerlei Lederstrumpferzählungen aus Australien und Transvaal; die Tätowierung der Mohikaner als Australier, Buschrangers, Buren, Kaffern ist dabei die Hauptsache. Das ganze Kolonialgebiet muß literarisch ausgebeutet werden, selbst Kanada muß herhalten; denn in so fremden Zonen steht üppigster Räuberromantik in des Waldes tiefsten Gründen ja nichts im Wege. Immer wird ans Ethnographische appelliert, der Leser nur rein stofflich angeregt. Daß diese sonst so unbedeutenden Sachen manchmal recht treffsicher und nervig angepackt sind, soll nicht verschwiegen werden. In einem Roman ‚Der Jaggernautwagen' wird sogar ein moderner Konquistadorenstreber, etwa wie der deutsche Karl Peters, vorgeführt. ‚Ring of Jaipur', ‚Rose of the World' (letzteres recht kraftvoll) versetzen uns nach Indien, ‚The Garden of Allah' von Hichens, eine dichterisch hervorragende Leistung, in die Sahara. Selbst das übrige Europa verfällt solch literarischer Annexion. Maartens (‚Greater Glory', ‚Sin of Aveling' usw.) schwelgt in holländischem Porzellan und Tulpenzucht; der Sensationswüterich Hall Caine rudert uns auf die Insel Man und nach unechtem Island (‚Prodigal Son'), Grant Allen in

‚Hilda Wade', ‚An African Millionaire', ‚What's bred in the bone' nach allen Himmelsgegenden, Merriman in ‚Kedars Tent' nach Spanien, Muddock ‚For God and the Czar' nach Rußland. Maria Corelli stellt uns in einem Buche ein unrichtiges Norwegen, in einem andern (‚Wormwood') ein unrichtiges Paris vor. Als Halbitalienerin verweilt sie in einem dritten auf Neapels Boden, wo sie einen lebendig Begrabenen auferstehen läßt! Wieder die krankhafte, krampfhafte Sensationswüterei, das Effekthaschen um jeden Preis. Diese in England vielgelesene Dame gehört überhaupt zu den typischen Erscheinungen einer in völliger Auflösung befindlichen Literatur. Ihre unleugbare Begabung vergeudet sie an eine christliche Mystik, deren bizarre Ausschweifung wie Morphiumrausch zerrüttet. Halbverrückte ideologische Hysterie zetert hier in spiritistischen Halluzinationen unaufhörlich gegen den greulichen modernen Realismus und macht die Unsittlichkeit der Belletristik für den Verfall der Gesellschaft verantwortlich. Man fragt erstaunt, was sie unter angeblicher Realistik der englischen Belletristik versteht! Schon vor ihr brachte die Halbfranzösin Ouida (Louise de la Ramée) ein ausländisches Element in den britischen Gesellschaftsroman hinein. Da sie jedoch wesentlich einer älteren Generation angehört, können wir sie ebenso wenig näher betrachten wie etwa den trefflichen Charles Read, dessen breitangelegte soziale Romane trotz ihrer aufdringlichen Tendenzreiterei ein ungleich ernsteres und größeres Wollen verrieten als die neuesten, die sich nicht mal grenzenlos erdreisten, sondern bescheiden ihren kleinen Spezialacker pflügen. Die Ouida nun, eine rühmenswerte, hochbegabte Dichternatur, blieb leider im Mischmasch gequälter Realistik und überschwenglicher Romantik stecken, aber ihr innerer Schwung und ihr Verweilen bei weiten Perspektiven hat etwas sehr Anziehendes. Daß sie ihre Welterfahrung, die ihr französisches, russisches, italienisches Highlife zu malen gestattet, oft in der unerträglichen Art einer feudalen Feuilletonchroniqueurin, wie sie in Tageszeitungen Modeberichte ‚aus der Gesellschaft' schwätzen, auszubeuten pflegt, und ihr schwülstiger Stil, mit Fremdworten in jeder Zeile gespickt, den nur oberflächlich Kunstverständigen ebenso abschreckt wie ihre oft dilettantische Verzeichnung von Charakteren, zwischen Karrikatur und sentimentaler Verhimmelung schwankend — das alles täuscht den Tieferblickenden doch nicht über die stattliche seelische Kraft und das wahre noble Empfinden dieser Salondame, die sich nach Drapierung als Staëlsche Corinna sehnt. ‚Friendship', ‚Moths' und manche andere ihrer Versuche enthalten auch recht wackere Analysen perverser Frauenseelen; ihrer reizvollen Russin Nadine Napraxine hat sie zuletzt im ‚Syrlin' in dem englischen ladyliken Eisklumpen Hilda ein meisterliches Pendant gesellt. Da sie seit langem in Florenz lebt und Italien zur Genüge kennt, läßt sich ihren Schilderungen aus italienischem Volksleben eine gewisse Echtheit nicht abstreiten, und die südliche Natur hat sie, besonders in ‚Maremma', mit entzückten Dichteraugen gesehen.

Aber auch sonst zeigt die englische Erzählung merkwürdige Vorliebe für italisches Stoffgebiet. Immer wieder das Streben, mangelhaften

Gehalt durch fremdartig anlockende Schale zu verstecken. Während noch eine sehr bekanntgewordene Novelle ‚Dr. Antonio' ebensowenig ihren Ruf verdient wie ähnlich eine sentimentale Blaustrümpfelei ‚Ships that pass in the night' über das St. Moritzer Badeleben, muß allerdings die erstaunliche Richtigkeit in M. Crawfords Romanserie aus der hohen römischen Gesellschaft zugestanden werden. Da Crawford in Rom selber geboren, löst sich ja leicht das Rätsel seiner scharfen Detailkenntnis. Seine Portraits hochmütigen Patriziertums sind ganz vorzüglich, manchmal weht uns auch ein Hauch tieferer Weltanschauung an. Zuletzt überrascht uns aber peinliche Erkenntnis, daß auch bei diesen trefflichen Arbeiten vorzugsweise das Ethnographische gefangen nimmt und wir nur dürftige poetische Anregung davontragen. Fürchterlich aber wird die Verleugnung des Grundsatzes: ‚Bleib im Lande und nähre dich redlich; wozu in die Ferne schweifen?', wenn die jüngste Sensation britischer Romanindustrie ‚Eternal City' von Hall Caine sich ein Rom und Italien aus dem eigenen Busen zurecht zimmert und mit unangenehmer Pathospose in diesem spanischen Luftschloß blitzt und donnert. Es fällt schwer, zu entscheiden, wo hier ideologische Begeisterung gewittert, und wo nur Theaterdonner rasselt, und endloses Breittreten puritanischer Religiosität verquickt die soziale Frage mit mystisch angehauchtem Urchristentum in verwegenem Spiel. Mag aber der Verfasser es ehrlich meinen und ein guter Mensch sein, ein schlechter Musikant ist er gewiß. Seine Hauptfigur stellt ein makelloses Fabelwesen dar wie einst Richardsons berüchtigter Charles Grandison. Dieser Beste, Bravste, Schönste vereint alle körperlichen und geistigen Vorzüge wie ein Held von Dumas und Sue. Italiens schönste Dame liebt ihn zum Sterben, den furchtbaren ‚Diktator' Bonelli (Crispi) tötet er im Zweikampf mit eigener Hand. Kaum führt ihn, den Plebejer David Rossi, der Zufall unter Aristokraten, als er auch schon alle durch Vornehmheit des Auftretens beschämt und die Edelsten der Nation durch Jockeykünste aussticht. Keinem Deputierten sitzt der Frack so angegossen, niemand hat solche Augen, solche Stimme und vor allem ein so großes Herz. Dieser Wunderknabe, der an der Spitze der Zivilisation marschiert, liest aus dem Evangelium eine Republik der Vereinigten Staaten von Europa heraus. Durch solch evangelistische Politik bricht das goldene Zeitalter so schnell heran, daß man seinen Sinnen nicht traut und nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll.

Von derlei ‚sensationellen Erfolgen' — das Machwerk ward auch eiligst dramatisiert — wendet man sich verdrießlich ab, überhaupt von all diesen pseudomodernen Romanen, an denen nichts modern als Kostüm und Redeweise. Gewiß vermissen wir am deutschen Roman noch Behandlung großer Allgemeinfragen statt der ewigen schalen Erotik, aber Tendenzraisonnements wie obige sind noch minder zu empfehlen. Es scheint daher bezeichnend, daß den Kunstkenner eigentlich nur zwei neueste englische Romane angenehm berühren, und daß dies gerade historische sind. Während der historische Professorenroman in Deutschland mit Recht in Mißkredit geriet, treibt diese

Gattung neben soviel tauben Blüten des Gesellschaftsromans in England reifere Früchte. Während es dort beim Blühen und uneingelösten Versprechen bleibt, widmet man hier gründliche künstlerische Pflege nur dem Nachschaffen der Vergangenheit. Zwar Melvilles ‚Holmby Castle' (1899) und Yetts ‚Lord Protektor' (1903) setzen nur den alten Kavalierroman fort, neue Auflage von Scotts ‚Woodstock'. Um so befreiendere Eigenart bekundet der Erstling eines unbekannten Autors ‚Mary Queen of Scots'. Diese uns als Schillers pathetisch sentimentale Maria Stuart — die Briten kennen sie nur unter obigem Titel — bekannte Schottenfürstin wird hier in neuem Lichte gezeichnet, ins Pathologische zerfasert mit erstaunlicher Lebensähnlichkeit, auch das Zeitmilieu soziologisch sehr tief erfaßt. Minder geistvoll, doch mit fester, sicherer Gestaltung gewinnt Mrs. Campbell Praed in ‚Nyria' einem so verbrauchten Thema wie der Christenverfolgung unter Domitian neue Seiten ab und formt uns besonders Patrizierinnen mit prächtiger, strotzender Anschaulichkeit, belebt uns jene faulende Kultur mit lebendiger Blutwärme. Leider zollt die geschätzte Verfasserin in unnötiger, lästig störender Vorrede dem Humbug ihren Tribut, ohne den man anscheinend auf dem Londoner Büchermarkt nicht auskommt. Sie versichert nämlich, Nyrias Schicksale seien ihr von dieser reincarnierten Dame persönlich mitgeteilt worden auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege spiritistischer Hypnose! Nichtsdestoweniger widerlegt Frau Praed hier glänzend den Männerwahn, daß Frauen wohl Gesellschaftsromänchen mit kleinlichem Familienkram, nicht aber Werke höheren Stils schaffen könnten.*

Und siehe da, das männlichste Buch des heutigen England verdankt man wiederum einer Frau! Mrs. Humphrey Ward haben wir uns bis zum Schlusse aufgespart, um endlich einmal aus dem Vollen loben zu können und etwas Positives unter so viel zerflatternden Erscheinungen herauszugreifen. Wie wir schon Frau Ouida als wirkliche Dichternatur unter so vielen begabten Literaturhandwerkern hervorhoben, so preisen wir Frau Wards ‚George Treffady' als edeln dichterischen Ausdruck geläuterter Mannhaftigkeit, als Hohelied des kommenden modernen Menschen. Ihre ersten Werke ‚Robert Elsmere', ‚David Grieve' stellen wir freilich lange nicht so hoch, so gewaltiges Aufsehen sie machten. Polemik über dogmatische Dinge in Romanform stößt ein feineres Empfinden ab. Die hier vertonten religiösen Fragen der High Church lassen den gebildeten Deutschen kalt, da man bei uns längst über Dinge zur Tagesordnung überging, die in England noch Unzähligen heiße Köpfe machen. Solche mehr oder minder rituale Angelegenheiten bieten Probleme nur dort, wo die Hochkirche als Zwitterding zwischen Katholizismus und Protestantismus schwankt. Immerhin erfreut der kraftvolle Mut, mag

* Auch Mrs. Crespigny's ‚Mischief of a glove' sei hier freundlich erwähnt. Als Historien ferner Hewletts ‚Fond Adventures', ‚New Canterbury Tales', ähnlich den Goldschmiedekünsten C. F. Meyers, des Benvenuto Cellini der Renaissancenovelle, Trowbridges ‚Marquis of Brandenburg', Friedrichs des Großen Jugend behandelnd, Pembertons ‚Beatrice', worin Bonaparte auftaucht.

man auch ihren zu freien Standpunkt nicht teilen, mit dem Frau Ward hier manch fossilem Überrest mittelalterlicher Vorstellungen zu Leibe geht, nicht ohne erhebliche Vorzüge seelischer Analyse. Denn trotz alledem fußt sie auf dem Boden des Christentums und einer geläuterten Ethik. Doch steht sie hier noch im Bann ihrer Vorgängerin G. Eliot, welche wir ebenso wie G. Sand durch Frau Ward künstlerisch überholt erachten. Vergleicht man Eliots ‚Middlemarch', ‚Daniel Deronda' mit späteren Werken der Ward wie ‚Heirat von William Ashe', ‚Eleanor', worin sie der Italien-Sucht zu frönen für gut fand, so erkennt man den Fortschritt modernster Erzählungskunst seit Zolas und Daudets Vorbild in festgeschlossener, abgerundeter Komposition. Bereits in ‚Marcella' prägt die Hauptfigur des strebernden Salonsozialisten sich unverwischlich dem Gedächtnis ein, und ein großer Zug, den Roman wahrhaft ‚modernen', zeitbewegenden Fragen dienstbar zu machen, tritt unverkennbar hervor. Doch erst die Fortsetzung ‚George Tressady' enthüllt uns Frau Wards ganze Stärke. Hier führt uns diese feine Frauenhand mit vornehmer Sicherheit den müden jungen Mann unserer Tage vor, den Skeptiker wider Willen, der doch so gern zu etwas Ernstem und Großem sich aufraffen möchte. Sir George Tressady ist kein ‚Held', wie unsere Altvordern ihn liebten, keine aufgedonnerte Moralgliederpuppe wie Hall Caines Rossi, sondern ein armer, leidender Mensch voll Schwäche und Bedürftigkeit, aber voll jener Fähigkeit zu heroischer Selbstüberwindung in letzter Stunde, von der geschrieben steht: ‚Morgen wirst du im Paradiese sein.' In diesem Sinne darf man das Buch, das in sozialen Fragen Frieden und Versöhnung predigt, sogar ein christliches nennen. Wohl zählt Frau Wards mannhaftes Meisterwerk nicht zu jenen Schöpfungen des Genies, eines Zola und Dostojewski; auch gebricht es ihr an Turgeniefs zartpoetischem Duft, aber an innerer seelischer Ergriffenheit reicht es völlig zu Turgeniefs ‚Väter und Söhne' hinan, an Weite des Gesichtskreises läßt es Turgenief weit hinter sich. Wir haben hier große Meister genannt und gestehen unumwunden, daß wir im ganzen Bereich der Prosadichtung nichts Erschütternderes kennen als Tressadys innere Erlösung in frühem Tod. Oder doch? Ja, so unfreundlich wir im allgemeinen über Englands Literaturzustand urteilten, müssen wir neben Frau Wards herrlicher psychologischer Tragödie noch einem andern die Ehre geben, die ihm gebührt, dem sonst nach unserm Dafürhalten so sehr überschätzten Kipling. Wir meinen natürlich seine berühmte Novelle: ‚The light that failed.'

Rudyard Kipling gilt in der englischredenden Welt als größter lebender Dichter, weil er den Bratenbarden des imperalistischen Chauvinismus mimt. Wir sagten schon, was wir davon halten. Wie billig diese knappen Soldatengeschichten, zeigt Doyles Nachahmung in der Novellensammlung ‚The green flag', die man von Kiplings Manier kaum zu unterscheiden vermag. Was freilich den Nationalbriten so besonders bei Kipling anheimelt, das ist sein bärbeißiger, grimmer, sozusagen gewalttätiger Humor, jenes eigenartige herzhafte Lachen in Not und Kampf, wie es den Briten von ihren normännischen und skandinavischen Eroberern eingeimpft scheint und vielleicht

allgemeines Erbteil des Germanentums ist, das finstere Schmunzeln des Berserkers, der keinen Strohtod sterben, sondern mit Leben und Tod hohnlächelnd bis zu Ende ringen will. Dies dämonische Kraftgefühl, das mit ‚Humor' härteste Pflichten trägt und mit dem echtenglischen Sprüchwort ‚Never say die' (sag' niemals sterben!) die Welt unterwarf, tobt sich in Kiplings wundersamer Erzählung aus. Ein anscheinend unbedeutender Gegenstand, Erblindung eines jungen Malers, wird hier in höchste Höhen mächtiger Weltanschauung erhoben, in tiefste Tiefen des Daseinsleids eingewühlt. Kipling selbst soll wie Thackeray anfangs Illustrator gewesen sein, schwere Augenkrankheit durchlitten haben. Eigenes Erleben begeisterte ihn also zur Schöpfung. Das würde ein wenig das unbeschreibliche Etwas darin erklären, daß wir gleichsam wirkliches Leben und gar kein Buch zu sehen glauben. Wir erleben alles mit; die beiden schauderhaften Frauenzimmer, die hier Schicksal mit einem genialen Mann spielen, sind uns genaue persönliche Bekannte, und der blinde Maler selber steht uns so nahe, als ob wir es selber wären. Der Stil hat eine spröde, spöttische Trockenheit mit Vermeidung aller lyrischen Floskeln, aber jedes Wort zittert von Leben und Wahrheit, einem geradezu titanischen, wilden Daseinstrotz. Ein Miniaturgemälde von bescheidenem Umfang, in dem jede Linie der Konturen, jeder Farbenspritzer der Pinselführung eine Welt von Können offenbart, eine Welt von düsterer Erkenntnis birgt. Meisterlich von der ersten bis zur letzten Zeile. Man muß dies Juwel immer wieder vornehmen, um zu staunen, welch reife Kraft hier gleichsam mit einer Löwenklaue gefeilt hat.

Ach, unser notgedrungenes Bewundern tut uns weh, denn diesem nämlichen Kipling gönnen wir sonst nichts Gutes. Zu deutlich entlarvt sich dem Verstehenden in seinem Gesamtschaffen der literarische Streber und Charlatan. Glaubt man, daß seine ursprüngliche Genialität ihm seinen Weltruhm verschaffte? Daß er der bestbezahlte Autor seit Erschaffung der Welt sei, dem man jede Zeile buchstäblich mit Goldpfunden aufwiegt, wird als wichtige Reklame verbreitet. Aber nicht die schlichte Geschichte vom blinden Maler machte ihn reich und berühmt; sie machte ihn nur unsterblich, wenn all sein anderer gekünstelter Spezialistenquark versunken und vergessen. Wohl finden sich im ‚Licht, das ausging', ein paar Momentaufnahmen von Port Said und Sudan, die unter allen sonstigen ethnographischen Schildereien ausschauen wie eine Radierung von Menzel unter Ruppiner Bilderbogen. Aber derlei haut der Meister hier nur so nebenbei als Bagatelle hin. Dagegen in seinen sämtlichen angloindischen Abenteuern, Dschungel und Nicht-Dschungel, befriedigt er das wahre Bedürfnis der britischen Leserwelt: eben das ethnographische nach Kolonialwaren und andern Südfrüchten. Dazu die patriotische Drehorgel: England, England über alles, über alles in der Welt! und der Nationaldichter ist fertig.

Ist's vielleicht ein symbolisches Symptom, daß wir von unserer Zeit nichts Großes und Ganzes erwarten dürfen, wenn selbst ein genial Veranlagter wie Kipling unweigerlich in öder Maniriertheit endet? Das Können heut vielfach groß, das Wollen klein, und in solch kleinem Wollen erstickt zuletzt auch

das immer kleiner werdende Können eines sich in engerm Kreise auspumpenden Spezialismus. Erleben wir dies bloß in England und nicht auch anderswo?

Bezeichnend, daß seichte Highlifeskizzen wie Ritas ‚Vanity', ‚Masqueraders', noch mehr harmlose Ulkereien wie die Schuljungenschnurre ‚Vice Versa' oder ‚Visits of Elisabeth' oder ‚Letters of a Selfmade-Merchant to his Son' Furore machen. Bezeichnend, daß selbst bei sonst vernünftigen Autoren alles Ausländische immer noch zu drolliger Karrikatur dient, besonders vulgäres Lächerlichmachen deutscher Aussprache des Englischen, ja der deutschen Aussprache selber und deutscher Sitten sich breitmacht. Sogar in Doyles letzter Holmes-Sammlung findet sich eine unanständige Anspielung auf Wilhelm II. Diese Autoren wissen eben, was ihrem Publikum gefällt. Bezeichnend, daß ein historisch gebildeter Mann wie Doyle in ‚Micah Clarke' das kleine England schon zur Stuartzeit ‚die andern Nationen leiten' läßt. Bezeichnend, daß ein neustes Opus ‚The White Causewey' von F. Moore die unglaublichsten okkulten Phänomene heraufbeschwört, um dann in furchtsamen Gemeinplätzen zu versanden, daß Pembertons ‚Mid the thick arrows', Hopes ‚Tristram of Blent' mit verzwickten Ehe- oder Geburtsdilemmas tändelt und allen Konsequenzen aus dem Wege geht, daß sogar Collins' und Braddons Kriminalspielereien wieder aufleben (‚Wyvern Mystery', Wylders hand' von Le Fanu). Noch bezeichnender, daß ein durchaus ehrlich gemeintes Buch von Maxwell ‚Rugged messenger', worin ein wahrer Idealist einer erbärmlichen Alltagswelt entgegengestellt wird, in der Buchhändlerannonce als Verhöhnung eines ‚verrückten Predigers' mißverstanden wird. Am bezeichnendsten, daß Kipling im bedeutendsten seiner Indischen Bücher, dem überaus originellen Roman ‚Kim', worin er uns tatsächlich das ganze Panorama indischen Glaubens oder Aberglaubens entfaltet, mit unverständlichen Fragezeichen uns entläßt und abbricht, wo wir endlich Lösung seines eigenen Seelenrätsels von ihm erwarteten, — bloß damit er über Buddhismus sich nicht redlich zu äußern braucht.

Im barocken ‚A fallen idol' von Anstey bleibt man im unklaren, ob hier Verhöhnung oder Anpreisung theosophischer Mystik beabsichtigt ist. Ein sehr erfreuliches Erzeugnis ist freilich Harlands Humoreske ‚The Cardinals snuff-box', worin das Ideal eines hohen katholischen Würdenträgers mit Liebe und feiner Eleganz der Darstellung uns innig nahegebracht wird. Demgegenüber hat Maxwell Gray, dessen ‚Silence of Dean Maitland' den Kriminalroman in höhere Sphäre echter psychologischer Analyse erhebt, mit herber Bitterkeit einen pharisäischen Dechanten der englischen Hofkirche gezeichnet, der mit romantischem Pathos das verbrechenversteckende Grab seines verlogenen Innern übertüncht. Meisterhaft wird hier ein ungläubiger Mediziner durch schwerstes Leid zu reiner gottvertrauender Ethik, ein an sich edel angelegter Geistlicher durch Schwäche und Eitelkeit zu Trug und Niedertracht hingeleitet, bis endlich sein besseres Selbst erwacht und im Tode sühnt. In ‚The Reproach of Annesley' läßt Gray eine bis zum Verbrechen gesteigerte Leidenschaft im Schoß der katholischen Kirche Ruhe finden. Eine ähnliche

Tendenz wie erstgenannter Roman verfolgt kraftvoll ‚Peccavi' von Hornung. Eine tiefernste Studie über Lehr- und Wanderjahre des Idealismus bietet auch Goulds ‚John Herring'. Doch nur zu bald stecken wir, abseits von derlei würdigeren Arbeiten, wieder in der Sensation. Selbst der oben gerühmte Gray weiß uns in ‚In the Heart of the Storm', wo schon der Titel bombastisch-sensationell abstößt, nichts Besseres vorzusetzen als unmögliche Familiengeheimnisse und krankhafte Hypersensitivität, natürlich auch mit einem Ausflug nach Indien. Denn wo realistische Begriffe fehlen, da stellt im englischen Roman das Indische zur rechten Zeit sich ein. In Grant Allens obengenannten Romanen muß Naturwissenschaft oder Atavismus — es gibt da sogar Vererbung von Schlangenbeschwörungstänzen durch viele Generationen! — dazu herhalten, um gleichzeitig auch dem Genre Sherlock Holmes Konkurrenz zu machen. Denn ohne Kriminalistik kommt britische Fabulierung nicht mehr aus. Schreibt einer ‚Diary of a Doctor' (Meade und Halifax, ähnlich ein Buch des in Verbrecherromantik schwelgenden Conway, dessen ‚On the track' freilich die spannendsten Abenteuer von Green mit einem Rekord schlägt), so weiß man schon, daß hier Hypnose oder Hellgesicht und schaudervolle Taten sich zu prickelndem Ragout vermengen werden. ‚A Millionaires Love Story' von Boothby muß natürlich auch mit einer Mordbeichte schließen. Und wenn Phillpotts ‚A deal with the devil' mit der starken Strömung der modernen mystischen Bewegung schwimmt, so könnte der Okkultismus durch solchen Schauerbericht krassen Aberglaubens nur anrüchig gemacht werden. Doch Sensationslüsternheit ist dem britischen Lesemarkt so tägliche Nahrung geworden, daß sogar eine recht hübsche historische Erzählung als ‚Manuscript in a red box' ausgegeben wird, die anonym aus den Wolken herabschneite. Und den platten Utilitarismus neben solch verlogenem Spekulieren auf Neugierinstinkte illustriert am besten die Tatsache, daß ein Dichter wie Rider Haggard es fertig brachte, einen Roman ‚Doctor Therne' ausdrücklich zugunsten der — Pockenimpfung loszulassen, und sich mit dem praktischen Erfolg dieser seltsamen hygienischen Leistung noch brüstet.

So also steht es um den britischen Romanzier der Gegenwart. Ist er dichterisch angehaucht und wird er mal ausnahmsweise künstlerisch fein, so geschieht dies förmlich wider Willen. Gleichwohl leugnen wir nicht, daß der scharfe realistische Beobachtungssinn und die im Vergleich zu uns Kontinentalen umfassendere Weltkenntnis der Briten selbst ihren Unterhaltungskünststücken noch mit einem gewissen Erdgeruch anhaftet. Doch dies ändert nichts daran, daß ihr Schaffen nicht dichterischer Stimmung entfließt, sondern einer doktrinären Absicht theoretischer Propaganda für Nützlichkeitszwecke oder flacher Spekulation auf Sensationsnotdurft des Lesepöbels. Caines ‚Ewige Stadt' scheint typisch für Englands literarische Decadence, diese Stadt der Verlorenen, wo man jede Hoffnung fahren läßt. Und wenn einmal einer sich übers Niveau solcher Belletristik erhebt, da tönt gar bald die Totenklage: ‚The light that failed', ‚das Licht, das erlosch!'

Die praktische Verwertung des Luftstickstoffs.

Die beiden letztverflossenen Lustren haben eine ungeahnt reiche Ernte an epochemachenden physikalischen und technologischen Entdeckungen gezeitigt, deren Bedeutsamkeit für die Lebenspraxis sie zur unerschöpflichen Schatzgrube der Phantasie eines zweiten Jules Verne machen würde. Und das kann den Menschengeist mit besonderem Stolze erfüllen, daß alle diese folgenreichen Entdeckungen nicht Gelegenheitsfrüchte sind, die der sogenannte ‚Zufall' gelehrten Sonntagskindern in den Schoß warf, sondern daß sie die machtgebietende Krönung anhaltender Arbeitsenergie, die harmonische Verbindung theoretischer Konzeptionen und praktischer Laboratoriumstätigkeit zur Anschauung bringen. Freilich will es die mit etwas Neid gemischte Legende nachträglich besser wissen. So gleicht die Entdeckungsgeschichte der X-Strahlen durch Professor Röntgen in den Anschauungen der von keiner Sachkenntnis getrübten Masse oft in gewisser Hinsicht geradezu jener schönen Fabel vom Ei des Kolumbus. Und besonders deutlich zeigt sich die harmonische Arbeitseinigung von Theorie und Praxis in den frischbebauten Grenzgebieten zwischen Chemie und Physik einerseits und der Technologie andererseits. Hell erstrahlt da am Morgenhimmel einer neuen Entdeckungsepoche das Gestirn van't Hoffs, des Pioniers der theoretischen Chemie. Seine von glänzender Divinationsgabe zeugenden Fachabeiten boten genialen Praktikern den Sesamschlüssel, um aus einem weiten unerforschten Zauberreich frisches Rüstzeug für den Kampf ums Dasein zu holen. Denn wahrlich, die chemische Technologie scheint berufen, den Kampf ums Dasein in ein ganz neues, für die Menschheit hoffnungsvolles Stadium zu leiten. Das zeigt die ständig an Bedeutung gewinnende Chemie des Steinkohlenteers, die damit zusammenhängende Erzeugung von künstlichen Farbstoffen, dann nicht zum wenigsten die vielversprechenden Forschungsresultate von Prof. Emil Fischer über die künstliche Erzeugung des Traubenzuckers, die diesem Gelehrten, einem Schüler von Altmeister Baeyer in München, den Nobelpreis eingetragen haben. Und jüngst ist Emil Fischer mit einer weiteren folgenschweren Entdeckung vor seine Fachgenossen und die Öffentlichkeit getreten — eine Entdeckung, die vielleicht in nicht zu ferner Zukunft die Gewinnung des wichtigsten animalischen Nahrungsstoffes, des Eiweißes, auf chemischem Wege ermöglichen lassen wird. Auch auf anderem chemisch-, bezgl. physikalisch-

technologischem Wege ist uns eine unschätzbar wertvolle Hilfsquelle für den im modernen Großbetrieb so scharf zugespitzten Kampf ums Dasein erschlossen worden, — eine Hilfsquelle, die gleicherweise Industrie und Landwirtschaft eine ungeahnte und doch längsterfehnte Unabhängigkeit von den drohender Erschöpfung entgegengehenden terrestrischen Vorratsspeichern sichern kann. Die Nutzbarmachung des Luftstickstoffs nach der Methode zweier norwegischer Gelehrter, des Professors Birkeland und des Ingenieurs Eyde wird in Bälde auch gewaltige agrar- und handelspolitische Veränderungen bewirken. Und Geheimrat Professor O. Witt-Charlottenburg, einer der hervorragendsten Vertreter der physikalischen Technologie hat mit anerkennenswertem Geschick gerade diese Entdeckung seiner Weiherede zur Eröffnung des neuen technisch-chemischen Instituts an der technischen Hochschule in Charlottenburg zugrunde gelegt.

Die Wichtigkeit des Stickstoffs für das organische Leben ist uns durch Liebigs Fundamentalarbeiten erkenntlich gemacht worden, die der Arbeit des Landwirts ganz neue Bahnen erschlossen haben. Der biologische und physiologische Kreislauf des Stickstoffs auf Erden, die praktische Bedeutsamkeit seiner Derivate ist von Liebig für immer festgelegt. Die Pflanzen bedürfen zur gedeihlichen Entwicklung relativ enorme Stickstoffmengen, wenn wir von den Leguminosen absehen, die eine direkte Assimilation des Luftstickstoffs bewirken. Der Verbrauch der Vegetabilien kann durch die stickstoffhaltigen Salze der Erdoberfläche allein nicht gedeckt werden. Eine natürliche Hilfsquelle öffnet sich da in den elektrischen Entladungen der Atmosphäre. Der Stickstoff der Luft kann nämlich — dies haben schon um 1786 die englischen Physiker Cavendish und Priestley beobachtet — dem Verbrennungsprozeß (bis auf einen kleinen Rest, dem von Lord Raleigh benannten Element Argon) unterliegen, wenn ihm nur neben der nötigen Menge Sauerstoff eine genügend starke Menge von Energie zugeführt wird. Dies geschieht durch den elektrischen Funken in der Atmosphäre, also durch den Blitz. Daß eine direkte Ausscheidung der Salpetersäure aus dem Luftstickstoff durch Benutzung der Elektrizitätskraft möglich wäre, wurde schon damals zwar erkannt, aber für die Praxis mißachtet — nicht zum wenigsten wegen der noch unbeholfenen Theorie der Elektrizität.

Für den normalen Verbrauch der Vegetabilien reicht nun die im Kreislauf der Naturvorgänge immer wieder ersetzte Stickstoffmenge aus. Aber nicht zur Erzielung von zufriedenstellenden Ernten, wie sie die ‚intensive Landwirtschaft' der Kulturstaaten im wirtschaftlichen Interesse ermöglichen lassen muß. Da hat dann Liebig auf die natürlichen Schatzkammen der Erde an gebundenem Stickstoff, vor allem den salpeter- und ammoniakhaltigen Salzen und den Anhäufungen tierischer Exkremente hingewiesen. Die künstliche Düngung, die bis auf Liebig höchst primitiv betrieben wurde, trat damit in den Vordergrund agrarischer Interessen. Aber jene an sich so umfangreichen Vorratsspeicher der Erde gehen einer ständig rascheren Erschöpfung entgegen, weil auch die moderne chemische Industrie stickstoffhaltige Substanzen zur Fabrikation von Salpetersäure in steigendem Maße dringend benötigt. Die mächtigen Lager

des sogenannten ‚Chilisalpeter' in der Wüste Atakama zu Bolivia zeigen sich diesem doppelten Ansturm nicht mehr gewachsen; ja, es haben ernst zu nehmende Forscher nachgewiesen, daß der ständig wachsende Bedarf an Chilisalpeter zu einer vollständigen Erschöpfung der Lager in fünfundzwanzig Jahren führen dürfte. Bezeichnend ist es, daß der Export von Chilisalpeter im Jahre 1840 20000 Tons betrug und gegenwärtig (für 1905) auf über 1500000 Tons angewachsen ist. Aber auch die künstliche Gewinnung an stickstoffhaltigem Ammoniak durch chemische Destillation der Steinkohlen hat ihre Grenzen: in der Erschöpfungsmöglichkeit der Kohlenvorräte auf Erden, die das Zeitalter der Maschine jedenfalls nicht mehr wie ein pessimistisches Schreckgespinnst ohne weiteres als absurd betrachten kann.

Unerschöpflich dagegen — das liegt im Kreislauf des Stickstoffs — ist der Stickstoffgehalt der Atmosphäre. Und die moderne Entwicklung der Elektrochemie brachte es mit sich, daß man in Verfolg der Beobachtungen von Cavendish und Prieſtley ernstlich den Stickstoffgehalt der Luft in gebundener Form abzusondern strebte, um ihn zum Segen für Landwirtschaft und Großindustrie verwerten zu können.

Neben der noch zu besprechenden, höchst aussichtsreichen Methode von Birkeland-Eyde hat sich bisher aber nur ein Verfahren von Prof. Frank als praktisch durchführbar erwiesen: die Einwirkung reinen (aus der Atmosphäre gewonnenen) Stickstoffs auf die Karbide der Erdalkalimetalle, wie das aus der Leuchtindustrie bekannte Kalziumkarbid. Der so erzeugte künstliche ‚Kalkstickstoff' ist in der Fabrikation naturgemäß auch abhängig von der Erzeugung elektrischer Energie zu billigem Preise. Viel bedeutenderen praktischen Wert hätte aber die direkte Gewinnung der Salpetersäure aus der Atmosphäre, weil die Salze der Salpetersäure nicht nur den vorteilhaftesten Nährstoff der Pflanzen bieten (weitaus kräftiger als das Ammoniak), sondern die Salpetersäure selbst auch industriell ein viel umfangreicheres Anwendungsfeld eröffnet.

Den emsigen Forschungen des Professors Birkeland zu Christiania ist es nun gelungen, eine brauchbare Methode zur direkten Abscheidung von Salpetersäure aus der Luft mit Hilfe des elektrischen Stromes zu finden. Und zwar geschieht dieser Umwandlungsprozeß durch den Flammenbogen eines mäßig hoch gespannten Wechselstromes, der eine Scheibenform annimmt, sobald man ihn in einem magnetischen Felde sich bilden läßt. Birkeland hat nun beobachtet, daß diese vom magnetischen Feld in der umgebenden Luft zerwühlten Flammen die Verbrennung des Luftstickstoffs außerordentlich rasch und kräftig herbeiführen. Zur Konstruierung eines praktisch wirksamen Luftverbrennungsofens verband sich Professor Birkeland mit dem Ingenieur Eyde. Die ersten glücklichen Versuche wurden in einem Laboratorium zu Ankerlökken bei Christiania angestellt, während jetzt eine große Fabrik zu Vasmön bei Arendal der wissenschaftlichen Erweiterung und Ergänzung des Birkelandschen Verfahrens dient. Doch auch die industrielle Praxis hat sich dieser epochemachenden Ent-

deckung bereits bemächtigt. Freilich macht es der Bedarf an großen Mengen elektrischer Energie (es handelt sich um Öfen mit einer Betriebskraft von 5000 Volt Spannung) schon aus finanziellen Gründen nötig, die Fabrikanlagen in der Nähe mächtiger natürlicher Kraftquellen zu errichten. So ist denn auch die erste Fabrik für die künstliche Gewinnung der Salpetersäure aus Luftstickstoff an einem weltbekannten Wassersturz, dem des Tin-Elf bei Notodden, gelegen. Es ist der Tinfos und einige Kilometer oberhalb der Svälpfos, ein zweiter Wasserfall, die beide ihre Naturkraft in den Dienst dieser einzigartigen Fabrik stellen müssen. Da nun die elektrische Energie durch diese geschickte Ausnutzung billiger Wasserkräfte seitens des von Birkeland-Eyde interessierten Fabriksyndikats für die Pferdekraft jährlich nur etwa 12 Mark kostet, so ist diesem neubegründeten Unternehmen im Hinblick auf die teuren Produktionspreise für die anderweitige künstliche Erzeugung von Stickstoffpräparaten eine ausschlaggebende industrielle Rolle in der Zukunft sicher. Schon jetzt kann — nach den — im ‚Prometheus' mitgeteilten — sorgfältigen Feststellungen von Professor Witt — die bisher einzige Fabrik des Birkeland-Eydeschen Syndikats 500 bis 600 Kilogramm wasserfreier Salpetersäure im Kilowattjahr produzieren, — ein äußerst zufriedenstellendes Resultat, wenn man an die relative Niedrigkeit der technischen Unkosten bei diesem Verfahren denkt.

So ist es dem Scharfsinn und Beobachtungsfleiß zweier norwegischer Gelehrter zu danken, daß die Emanzipation der Industrie und der Landwirtschaft vom Chilisalpeter endlich in aussichtsreiche Nähe gelangt ist. Damit hat uns die Vorsehung eine neue Waffe zum Kampf ums Dasein in die Hand gedrückt.

Dr. Max Jacobi.

Heimatkunde im höheren Schulunterricht.

Von der Heimatkunde ist dermalen in der pädagogischen Literatur gar viel die Rede. Man könnte diesem Drängen nach Heimatkunde entgegenhalten, daß es etwas verspätet auftrete und stark an den lucus a non lucendo erinnere. Ist doch im Wirbel des modernen Großverkehrs für weite Bevölkerungsschichten die Heimat, wenigstens in ihrem alten Sinne, verloren gegangen, und die bürgerliche Gesetzgebung des deutschen Reiches außerhalb Bayerns ersetzt die Heimatgemeinde mit ihren rechtlichen Verpflichtungen durch den Unterstützungswohnsitz. Knüpfen wir hieran an, so ist Heimat im modernen Sinn für den Bürger die Gegend, enger gefaßt die Gemeinde, wo er arbeitet und wohnt und eben hierdurch innerhalb eines bestimmten Zeitraums hierin Bürgerrecht erlangt. ‚Heimatgemeinde ist Wohnort der Eltern, nicht Geburtsort der Schüler,' steht auf unseren Schülerlisten gewöhnlich vermerkt.

Der Begriff scheint neu und vom früheren durchaus verschieden, und doch ist er ihm verwandter, als man auf den ersten Blick wohl vermeint. Mit der Geburt an einem bestimmten Platz war eben das spätere Wohnen und Arbeiten an derselben Stelle früher als Regel gegeben. Tritt hierin aber

eine Trennung ein, so werden Heimat und Heimatbewußtsein sicher mehr erworben durch Wohnung und Arbeit als durch bloße Geburt. Das Adjektiv heimisch leitet uns nach derselben Richtung; denn wo ist der Mensch heimischer als da, wo er sein Dasein schafft, sein Heim sich gründet durch Arbeit? So kann man Heimat gewinnen und heimisch werden auch in ursprünglich fremden Verhältnissen. Mit dem Worte heimisch verbindet sich aber der Begriff bekannt sein, vertraut sein. So ist Heimat die Gegend und die Gemeinde, wo einer wohnt und arbeitet, und mit der er bekannt und vertraut ist. Der Begriff der Heimat verlangt, um vollwertig zu sein, eine Kenntnis der Heimat und dementsprechend eine Heimatkunde. Diese Heimatkunde erstreckt sich aber nach den großen Grundkategorien unseres Daseins auf ein Zwiefaches, auf Raum und Zeit.

Die räumliche Heimatkunde deckt sich etwa mit dem Begriff der natürlichen Geographie im weitesten Sinn; sie umschließt die Kenntnis des Bodens, der Bodenschätze, die Abhängigkeit des Menschen in seinem Erwerbsleben vom Boden und die Beherrschung und Gestaltung der natürlichen Verhältnisse durch die Tat des Menschen.

Die zeitliche Heimatkunde betrachtet das Geschehen in der Zeit, das geschichtliche Leben im heimatlichen Gebiet; man kann sie als geschichtliche Heimatkunde bezeichnen.

Die geographische Heimatkunde hat im Lehrplan unserer höheren Schule bereits eine Stelle; sie bildet auf der Unterstufe die Einführung in den geographischen Unterricht. Die geschichtliche Heimatkunde verbindet sich hiermit ungezwungen, ein Auseinanderreißen wäre unnatürlich. Für das Kind ist die heimatliche Erde nicht etwa nur der Boden, wo Lehm geholt und Steine gebrochen, wo Kartoffeln und Dickwurz gepflanzt werden, sondern vor allem die Stätte, wo es mit seinen Altersgenossen spielt, wo seine Eltern und Großeltern wohnen und arbeiten. Und der weidenumsäumte Bach ist ihm so lieb, nicht weil hier das Wasser nach physikalischen Gesetzen bergab dem Fluß zuläuft, sondern weil die Fische so hübsch drin hüpfen, die Fische, wovon der Vater ihm neulich welche fing, die die Mutter ihm briet in dem kleinen Schmelzpfännchen, ihm und dem jüngeren Brüderchen. Und der rauschende Wald macht auf den Knaben so tiefen Eindruck, nicht weil er als Wasserauffsauger Flußläufe und Klima reguliert, sondern weil er selbst mit seinen Altersgenossen Räuber und Gendarm drin spielen, den Fuchsbau untersuchen und das flüchtige Wild scheuchen kann, und weil die Großmutter ihm neulich die moosbewachsene Steinbank zeigte, wo sie als Mädchen saß, dort an dem stillen Plätzchen, wo die vielen Maiblumen wachsen, die der Enkel jetzt wieder pflückt, wie die Großmutter es schon getan vor so vielen Jahren.

So mischt sich überall in die Erd- und Naturbetrachtung das persönliche Erlebnis und die Aufeinanderfolge der Menschengenerationen, d. h. Geschichte. Und wenn der heimatkundliche Unterricht vom Schulzimmer und Schulhaus methodisch fortschreitet zum Stadtplan, wie verflechten sich da

Geschichte und Geographie! Die alten Häuser und Straßen erzählen die Geschichte ihrer Stadt. ‚Und wer weiß mir von diesem Haus etwas zu erzählen, und was war jenes früher? Und darüber befragt einmal eure Eltern, und erzählt es mir die nächste Stunde! . . .‘ So gibt dieser Unterricht zugleich Gelegenheit, Schule und Elternhaus zu verbinden und mannigfache Anregungen auszutauschen; auf dieser Stufe ist die Heimatkunde der schönste Unterricht, weil der familienhafteste.

Sieht das Kind, daß sich der Lehrer so für das interessiert, was ihm selber das Nächste ist, so wächst in ihm Liebe und Hochschätzung der Heimat. Heimatliebe aber ist der Quellbezirk der Vaterlandsliebe. Die Vaterlandsliebe, die echte, wahre, erwächst dem kleinen und kleinsten Gebiet, den engen und engsten Verbänden: der Gasse, dem Stadtviertel, dem Haus, der Familie, der Pfarrei. Wollte ich Schlagworte prägen, so würde ich sagen: Vaterlandsliebe kommt nicht von All-Deutschland, sondern von Eng-Deutschland. ‚Komm nur auf unsere Gasse, da kriegst du deine Hieb,‘ so ruft wohl im Streite ein Junge dem andern zu. Es ist in seinen ersten Anfängen das Kraftbewußtsein dessen, der da steht auf vertrautem, heimatlichem Boden, das Eingeständnis der Schwäche desjenigen, der losgelöst ist von der heimatlichen Scholle, von der Gemeinsamkeit der Kameraden.

Die Gasse, wo der Junge seinen Reif rollt, das Feld, wo er seinen Drachen steigen läßt, wo er und seine Altersgenossen den ersten Sieg davon tragen über die vom Nachbarort oder vom andern Viertel, das sind die Kleingebiete der Heimat- und Vaterlandsliebe. An den mancherlei Veranstaltungen des kirchlichen und profanen Gemeindelebens, woran der junge Bürger so lebhaften Anteil nimmt, wächst sie empor. Kirchweihe, Jahrmarkt, Erntefest, lokale Feiertage, das sind die Gitter, woran die Heimatliebe emporrankt.

Man kann ja nicht sagen, daß unsere Schulen diesen Saugwurzeln der Vaterlandsliebe immer die richtige Pflege hätten angedeihen lassen; hätten unsere Schulverwaltungen mehr Verständnis für deren Bedeutung, so wären sie z. B. nicht so rigoros gegen altübliche lokale Feiertage; aber es siegt die Schablone! Wir sind zu wissenschaftlich geworden und zu wenig natürlich, zu allgemein-abstrakt und zu wenig lokal-konkret, zu sehr Beamte und zu wenig Volksgenossen; wir schaffen, wie O. Willmann so schön sagt, künstliche Wasserleitungen und verschütten lebendige Quellen. Um so mehr erwächst der Schule die Pflicht, das Heimatgefühl wenigstens da zu stärken, wo es in ihr eigenes Arbeitsgebiet hineinrankt. Wo das der Fall ist, werden wir gleich sehen.

In der Dorfkirche, im Gang rechter Hand, steht eine Grabplatte; sie zeigt einen Ritter in Rüstung. Die Großmutter sagt, es sei ein Adeliger, und ihr Dorf habe ihm einst gehört, ihm und seinen Nachkommen. ‚Großmutter, warum gehört es ihnen denn jetzt nicht mehr?‘ Und etwas anderes erregt schon seit langem den Wissensdurst des Jungen. Über dem Eingangstor des großen Pachthofes — die Leute nennen ihn den Mönchhof — steht eine alte Inschrift; die Großmutter kann sie auch nicht lesen; es sei Latein, aber der Hof, sagt sie, habe einst einem Kloster gehört. ‚Großmutter, wo ist denn das Kloster hingekommen?‘

Hier ist die Stelle, wo die Heimatkunde in den Geschichtsunterricht einmündet und aus ihm Erklärung und tieferes Verständnis empfängt, eben deshalb aber auch Berücksichtigung im Geschichtsunterricht erheischt; denn hier reicht die Familie gar oft nicht mehr aus. Der systematische Geschichtsunterricht liegt nun nach dem Lehrplan unserer höheren Schulen in den Mittel- und Oberklassen; also hier soll auch Heimatkunde getrieben werden!

Ja, aber wie denn das anfangen? Ich sehe zwei Möglichkeiten: entweder müßte man den wissenschaftlichen Gang des Unterrichts aufgeben, um zur Heimatkunde herabzusteigen, oder man muß die Heimatkunde emporheben und in den wissenschaftlichen Unterricht eingliedern.

Es wäre wohl denkbar, daß man an Orten mit großer geschichtlicher Vergangenheit die Heimatkunde zum Träger des gesamten Geschichtsunterrichtes machte. Der Gedanke hat etwas Verlockendes, aber der Standort wäre doch wohl nicht richtig gewählt. Familie und Gemeinde sind die Grundlagen des Volkes, aber Träger des geschichtlichen Lebens sind doch nicht Heimat und Familie, sondern Staat und Volk; nur in der nationalen Zusammenfassung geben die einzelnen Familien und Gemeinden das Aktionsmaterial ab für die geschichtliche Entwicklung; die leitenden Ideen, die führenden Persönlichkeiten gehören mehr dem Volk als den Familien an.

Wie Heimat und Familie trotz ihres Eigenlebens doch auch wieder genährt werden vom geistigen Blutumlauf des ganzen Volkes, mitgezogen werden in den Aufschwung oder Niedergang der Nation, so ist auf der höheren Unterrichtsstufe die Stelle der Heimatkunde in der Geschichte des gesamten Volkes; sie muß eingefügt werden in den Rahmen der Reichsgeschichte. Von hier aus erhält die Heimatgeschichte Verständnis, Vertiefung und Zusammenhang, und sie gibt der Reichsgeschichte dafür Farbe, Leben und körperliche Greifbarkeit. Ausgeschieden wird hierbei aus der Heimatgeschichte alles, was sich nicht ungezwungen eingliedern läßt in die Geschichte des Volkes, wenn auch eine gelegentliche Erwähnung damit nicht verwehrt sein soll.

Die großen Entwicklungsphasen der deutschen Geschichte sind z. B. die römische Herrschaft, die Einführung des Christentums, die germanische Gau- und Lehensverfassung, die Blütezeit des Ritter- und Mönchswesens, der ritterlichen und kirchlichen Baukunst, der Aufschwung und die Machtstellung der deutschen Städte und Städtebünde, die dann der aufstrebenden Fürstenmacht unterliegen, die ihrerseits, zum Landesfürstentum sich ausbauend, die universale Kaisermacht schwächt, der Reformation aber den festen Rückhalt bietet. In den an dieses Ringen sich anschließenden Kriegen verblutet sich die deutsche Nation und verarmt im Kriegselend; die Stützen der kaiserlichen Macht, die geistlichen Fürstentümer, stürzen 1803, während das Landesfürstentum der Hohenzollern die neue nationale Einigung vorbereitet.

Aus der Geschichte jeder Gegend, jeder Gemeinde läßt sich Illustrationsmaterial für den Geschichtsunterricht finden; gar manche bieten reiche Ausbeute für die verschiedensten Abschnitte der Reichsgeschichte.

So verwertet der Geschichtsunterricht das Material der Heimatkunde; er hebt sie empor und gliedert sie sich ein mit all den erzieherischen Wirkungen, die in unserer Darstellung angedeutet waren, und wir gewinnen auch in der Mittel- und Oberstufe des Geschichtsunterrichtes einen gesicherten Standort für wissenschaftliche Behandlung der Heimatkunde.

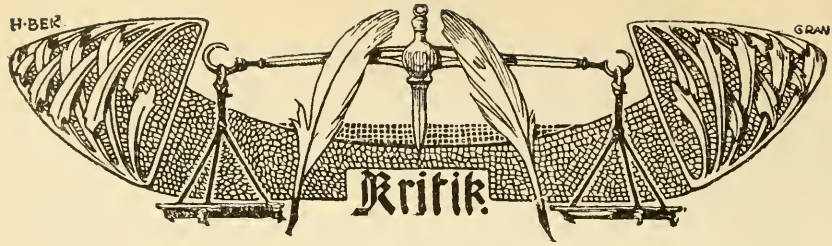
Dr. Seidenberger.

Die Königin.

Es saß die Königin steif am Spinett.
Der Reifrock bläht sich weit. Im Haar der Reiher nickt.
Hell gleißen Diamanten und Rubin
Am Schnebbenmieder, reich mit Gold bestickt.
Die schlanken Finger spielten Menuett;
Ein krächzend Stücklein — arm und ohne Ton.
Sie spielte falsch. Bedford und Leicester sahn
Sich heimlich an. Sie lächelten vor Hohn —
Und neigten doch vor der Gebietrin sich
Und applaudierten mit beschuhter Hand.
Sie lobten ihre hohe Meisterschaft
Und ihren königlichen Kunstverstand. —
‚Viel Dank, Mylords!‘ — Jäh brach sie ab das Spiel, —
Dumpfrollend klang ein Trommelwirbel schwer.
Ein Zügenglöcklein wimmerte von fern,
Als ob ein Mensch in letzten Nöten wär'.
‚Lord Leicester!‘ frug erstaunt Elisabeth:
‚Was soll die Trommel und das Klaggeläut?‘ —
‚Es ist für Essex, große Königin!‘
Sprach süß der Lord. ‚Man richtete ihn heut.‘
‚Ach so — für Essex! . . . Das vergaß ich ganz.‘
Und höhnisch zog sie bogengleich den Mund.
Jedoch im Herzen wachte ihr zum Trotz
Erinnerung an eine andre Stund'.
Da lag in Essex' starken Armen sie
Ganz selbstvergessen, drängend Brust an Brust
Und Herz an Herz. Wie stand so blutig rot
Vor ihren Augen die vergangne Lust!

Doch zeigt sie's nicht. Ihr Angesicht ist hart,
Graukalt das Aug', das Herz so bettelarm. —
‚Man spielt ja Pyramus und Thisbe heut —
Ein lustig Stück! — Lord Leicester — Euren Arm!‘

M. Herber



Über psychologische Ästhetik.

Von

Max Ettlinger.

Die Ästhetik als Wissenschaft, sofern man von einer solchen die systematische und allseitige Behandlung ihres Gebietes fordert, ist nicht viel mehr als 150 Jahre alt; erst 1750 erlangte sie durch Baumgartens Aesthetica eigenen Namen und abgegrenzte Erstlingsgestalt. Baumgartens Werk entsprang dem Ideenkreis der Leibniz-Wolffschen Schule, und entsprechend vollzog sich die Weiterentwicklung der neuen Wissenschaft zunächst in engem Zusammenhang mit den einzelnen Bildungsformen der kritisch-idealistischen Philosophie. Die allgemeineren Leitgedanken wurden namentlich von Kant, Schelling, Hegel geprägt, den umfangreichen Ausbau ins einzelne vollzogen auf der Grundlage solcher Ideen vor allem Vischer, Carrière, Schasler und noch in unseren Tagen Eduard von Hartmann. Diese philosophisch-deduktive Behandlung der Ästhetik hat rasch einen großen Teil ihres anfänglichen Ansehens eingebüßt; nicht allein weil man gegen die spekulativen Grundideen mißtrauisch wurde, sondern mehr noch, weil man sich an den kategorisch formulierten Kunst‚gesetzen' und -‚regeln' stieß und sie vielfach als wesensfremde Beeinflussungsversuche der natürlichen Schaffens- und Geschmacksentwicklung empfand. Man geht in der Geringschätzung dieser älteren ästhetischen Systeme jetzt meistens weit über das rechte Maß hinaus; man vergißt, daß sie neben allzu abstrakten Gedankengängen, unzulässigen Verallgemeinerungen, überschwenglichen Redensarten doch auch eine Fülle scharfer Einzelbeobachtungen, treffender Unterscheidungen, weitsichtiger Zusammenfassungen und Erklärungen enthalten; man vergißt auch der vielfältigen fruchtbaren Wechselbeziehungen, welche von diesen Systemen zu den gleichzeitigen ästhetischen Einzelschriften der klassischen und romantischen Dichter hinüberführen.

Tatsächlich hat die versuchte Preisgabe aller spekulativen Ästhetik zunächst nur zu einer starken Veräußerlichung des ästhetischen Denkens geführt. Die sog. formalistische Ästhetik, welche von Herbart begründet und vornehmlich von Robert Zimmermann ausgebaut wurde, suchte das Wesen alles Schönen auf einfache Formverhältnisse zurückzuführen und gönnte unter den Bedingungen ästhetischer Wohlgefälligkeit dem ideellen Gehalt des Kunstwerks keine eigene Stelle mehr. Diese Verirrung barg aber in höherem Maß als frühere spekulative Fehlgänge die Möglichkeit der Selbstkorrektur in sich. Bereits Herbart nämlich betonte wenigstens prinzipiell, die Methode der Ästhetik müsse eine psychologisch-analysierende sein; man müsse einzelne Fälle des Schönen auf ihre Grundverhältnisse untersuchen. Daher konnte Lotze, als er in seiner keineswegs rein historischen ‚Geschichte der Ästhetik' der formalistischen Schule entgegentrat, bereits in erheblichem Umfang mit empirisch-

C. Spitzweg pinx. *Jos. Köset autotyp.*

Sonntag.

psychologischen Argumenten fechten und einige Jahre darnach Fechner in seiner ‚Vorschule der Ästhetik' endgültig die Forderung begründen, daß zu der Ästhetik ‚von oben', die von allgemeinsten Ideen und Begriffen zum einzelnen herabsteigt, eine Ästhetik ‚von unten' gesellt werden müsse, die vom einzelnen zum allgemeinen sich erhebt. Fechner war zugleich der rechte Mann, um diese empirisch-psychologische Ästhetik selbst auch praktisch anzubahnen und — zum Teil mit Hilfe primitiver Experimentalmethoden — eine Reihe wertvoller neuer Erklärungsprinzipien zu ermitteln.

An die Fechnersche Initiative reihte sich eine Fülle psychologisch-ästhetischer Einzeluntersuchungen mehr oder minder ergebnisreicher Art und fortschreitend verfeinerter Methoden. Die weiteren prinzipiell wichtigen Fortschritte dürften namentlich darin zu finden sein, daß man neben der Psychologie des Kunstgenusses immer mehr auch die Psychologie des künstlerischen Schaffens ins Auge faßte, daß man ferner neben der allgemeinen Entwicklungsgeschichte der hohen Kunst auch die individuelle Kunstentwicklung vom Kindheitszustand an und die Kunstweise primitiver Völker vergleichend zu berücksichtigen begann. Auf solche Weise hat das erst unvollkommen durchgearbeitete Erfahrungsmaterial, welches eine allgemeine und deduktive Behandlung der Ästhetik berücksichtigen muß, eine derartige Vermehrung erfahren, daß man meinen sollte, vorerst seien keine neuen ‚Systeme der Ästhetik' zu erwarten, sondern es werde des Zusammenarbeitens ganzer wissenschaftlicher Generationen bedürfen, um wieder zu umfassenden Synthesen zu gelangen. Tatsächlich ist das Gegenteil eingetroffen, und gerade von solchen, die ihr empirisch-psychologisches Verfahren mit Nachdruck betonen, sind in den letzten wenigen Jahren eine ganze Reihe von Gesamtdarstellungen der Ästhetik gegeben worden. Ein Teil derselben kommt im folgenden zur Besprechung; daneben seien nur die nach 1900 erschienenen deutschen Werke von Konrad Lange, Karl Groos, Jonas Cohn und neuestens Max Dessoir als weitere Belege genannt. Diese Massenproduktion ästhetischer Kompendien läßt vermuten, daß irgendwo ein Fehler in unserer Rechnung steckt. Entweder sind die angeblichen empirischen Psychologen ebenso spekulativ-konstruierende Köpfe, als es nur ein Hegel oder Vischer waren, oder aber die ästhetisch-psychologischen Grundtatsachen und -gesetze lassen sich so einfach ermitteln, daß es des ganzen umfangreichen Wissensapparats gar nicht bedurft hätte, und bereits Fechner befand sich in einem wesentlichen Irrtum, als er bei Aufstellung seiner sechs nicht weiter reduzierbaren ästhetischen Grundgesetze hinzufügte, es ließen sich wohl des ferneren ‚noch gar manche Gesetze als ästhetische aufstellen oder von psychologischen Gesetzen für die Ästhetik verwerten'.

Oder aber verhält es sich vielleicht so, daß die neue, streng empirisch-psychologisch vermeinte Ästhetik in eine ebensolche Sackgasse führt als einst die rein spekulative, und kann die Ästhetik ebenso wie andere Wissenschaften nur durch eine fruchtbare Verbindung von Induktion und Deduktion, von scharfer Einzelbeobachtung und theoretischem Weitblick dauernd gedeihen? So wird es wohl sein, und im Einklang mit unserer Vermutung steht ein Satz aus dem Vorwort des bedeutendsten der uns vorliegenden Werke: Johannes Volkelt schickt seinem ‚langsam aus Arbeit, Beschäftigung und Genuß herausgewachsenen' Lebenswerk, dem ‚System der Ästhetik'* den Satz voraus:

‚Wie überhaupt in der Philosophie, so ist es auch im besonderen in der Ästhetik an der Zeit, daß das spähende, spaltende, vorzugsweise ins kleine und

* Bisher erschien Band I, München 1905, im Beckschen Verlag.

allzumenschliche gehende moderne Verfahren sich mit der tiefblickenden, großdenkenden, emporreißenden Weise jener älteren Zeit (Volkelt nennt Schiller, Hegel, Vischer) verbinde.'

Diese vermittelnde, eklektische Denkweise bildet einen Grundzug des gesamten Volkeltschen Werkes und, wie wir meinen, angesichts des heutigen Wissensstandes einen besonderen und großen Vorzug. Volkelt versagt es sich keineswegs, seine umfassenden, von einer tiefgründigen Kenntnis alter und moderner Kunst getragenen Gedankengänge nach Abschluß der methodischen und beschreibenden Grundlegung in eine spekulative Ableitung ästhetischer Grundnormen ausmünden zu lassen. Er stellt deren vier auf und gibt sie charakteristischerweise sowohl in ‚psychologischer' als ‚gegenständlicher' Formulierung.

Das erste Grundgesetz bezeichnet er als ‚das gefühlserfüllte Schauen' bezw. (in gegenständlicher Bezeichnung) als ‚Einheit von Form und Gehalt'.

Das zweite als die ‚Ausweitung unseres fühlenden Vorstellens', bezw. den ‚menschlich bedeutungsvollen Gehalt'.

Das dritte als ‚Herabsetzung des Wirklichkeitsgefühls', bezw. ‚Welt des Scheins'.

Das vierte als ‚Steigerung der beziehenden Tätigkeit', bezw. ‚der ästhetische Gegenstand als organische Einheit'.

Der Sachkundige ersieht aus diesen Doppelformulierungen ohne weiteres, wie vielfach sich die mehr ‚gegenständliche' Ausdrucksweise der älteren Ästhetiker mit der ‚psychologischen' der neuen auf einen gemeinsamen Sinn vereinigen läßt. Volkelt unternimmt es nicht, seine vier Grundgesetze inhaltlich auf ein Gesetz zu reduzieren, wohl aber ihre teleologische Einheit und Notwendigkeit darzutun. Die Wurzeln des ästhetischen Genusses sind deshalb vielfältig, weil sich in ihm nicht nur eine Seite, sondern die ganze Vielseitigkeit unserer seelischen Organisation gleichgewichtsvoll ausleben kann, und gerade daraus entspringt das hohe Glücksgefühl, welches Kunst- und Naturschönheit zu gewähren vermögen. Volkelt räumt sowohl sinnlichen als intellektuellen Faktoren im vollkommenen Kunstgenuß eine wichtige Stelle ein, aber die zentrale Bedeutung spricht er doch den Gefühlserlebnissen zu. Die ästhetischen Gefühle umfassen nach ihm weit mannigfaltigere Nuancen als etwa nur Lust und Unlust und schließen insbesondere eine eigentümliche und ursprünglichste Gefühlsfunktion ein, die als unmittelbares ‚psychisches Lebensgefühl', als ‚Erleben der Lebendigkeit unseres Selbst' bezeichnet wird. Dieses Lebensgefühl unterliegt bei der ästhetischen Anschauung einer eigentümlichen Verschmelzung mit den gegenständlichen Vorstellungselementen, es erscheint schließlich geradezu als Ausdruck der geschauten Gegenstände. Volkelt schließt sich der Lippsschen Einfühlungstheorie nach Sinn und Bezeichnung ausdrücklich an; schwächt sie aber insofern ab, als er neben der eigentlichen Einfühlung eine nur ‚symbolische Stimmungseinfühlung' gelten läßt und überhaupt neben den vollwirklichen ästhetischen Gefühlen eine Klasse ‚reproduzierter ästhetischer Gefühle', die mit der Gewißheit voller Erlebbarkeit verbunden seien.

Auf diese schwierigen Spezialprobleme der ästhetischen Gefühlstheorie kann hier nicht näher eingegangen werden, zumal diese Fragen von den nur vorgestellten oder vollerlebten Gefühlen und schließlich ganz im allgemeinen von der ästhetischen ‚Scheinwelt', ‚Illusion', ‚bewußten Selbsttäuschung' u. dgl. keineswegs durch rein ästhetische Analyse völlig erledigt werden können, sondern in das logische und erkenntnistheoretische Gebiet hinüberspielen. Wer diesen ebenso schwierigen als wich-

tigen Begriffsbestimmungen näher nachgehen will, findet sie in den ‚Grundzügen der allgemeinen Ästhetik' von Stephan Witasek* auf der Grundlage Meinong'scher Erkenntnistheorie besonders eingehend und scharfsinnig erörtert. Einem allgemeinen Interesse werden aber die einschlägigen Ausführungen von Volkelt bereits durchaus genügen, zumal der Verfasser hier wie bei allen wichtigeren Problemen sich auch mit den Meinungen anderer Ästhetiker auseinandersetzt und so zugleich eine allseitige Orientierung über den Stand der jeweiligen Frage ermöglicht. Dieses konziliatorische Eingehen auf die Meinungen anderer beeinträchtigt leider manchmal die Übersichtlichkeit der sonst so wohlverständlich und stilistisch geschmackvoll gehaltenen Darlegungen. Am besten steht es mit der Übersichtlichkeit da, wo Volkelt selbständige Erkenntnisfortschritte darlegt und sie in neue, eigenartige Begriffe faßt. Ich rechne hierher namentlich die nähere Bestimmung der von Fechner einst überschätzten assoziativen Vorstellungsfaktoren und ihre Einteilung in solche ‚vorbedingender', ‚ergänzender' und ‚umspielender' Art; ich verweise auf die glückliche Klassifikation der symbolischen Vorstellungen, auf die Beschreibung der Art und Weise, wie der Künstler durch Auswahl, Gruppierung, Gliederung und Einigung der bedeutungsvollen Erscheinungsmerkmale dem Auffassungsvermögen des Genießenden entgegenkommt, auf die Unterscheidung der verschiedenen Illusionsstufen und -richtungen u. v. a. Was hier in der summarischen Aufzählung trocken und schwerverständlich erscheinen mag, gewinnt in der durch zahlreiche Beispiele belebten Darstellung Volkelts wirkliche Fesselungs- und Überzeugungskraft. Wer überhaupt der wissenschaftlichen Erörterung ästhetischer Fragen Interesse entgegenbringt, der wird aus dem Volkeltschen Werk eine geradezu unerschöpfliche Fülle von Belehrung und Anregung gewinnen, auch da, wo die gegebenen Lösungen unzureichend erscheinen oder Widerspruch herausfordern. Am meisten ist beides der Fall, wenn Volkelts Überlegungen ins Ethische oder Metaphysische münden. Besonders unklar bleibt der zentrale Begriff des ‚menschlich Bedeutungsvollen', der ein weiterer sein soll als der des sittlich Bedeutungsvollen. Aber man muß vorerst diesbezüglich nähere Aufklärung von dem noch ausstehenden zweiten Band des Werkes erwarten, worin sich ausführliche Abschnitte über ‚Kunst und Kultur' und ‚Metaphysik der Ästhetik' finden werden. Daß auch in diesen Fragen Volkelt eine vermittelnde und nicht ganz konsequente Haltung anstrebt, lassen einige Sätze des Vorworts vermuten, wonach ebenso ‚der Zusammenhang des Schönen und der Kunst mit den anderen großen Gütern der Menschheit' als ihre Ebenbürtigkeit und Selbständigkeit gewahrt bleiben soll, wonach ebenso der ‚Götzendienst mit der Kunst' als die Beeinträchtigung ihrer Freiheit durch ‚Anmaßung' der Wissenschaft oder Moral vermieden werden soll.

Volkelt widerspricht gelegentlich der ‚ethizistischen Auffassung', welche bei Carrière, Lotze, Lipps und anderen das Gute zum alleinwesentlichen Inhalt alles Ästhetischen machen wolle. Eine ethizistische Auffassung der ästhetischen Gesamttheorie hat in der Tat Theodor Lipps in seiner ‚Grundlegung der Ästhetik'** mit

* Leipzig 1904, Verlag von J. A. Barth. — Das Buch enthält mehr eine ‚Philosophie der Ästhetik', Erörterungen begrifflicher und methodischer Art, als einen zureichenden Überblick des ästhetischen Tatsachengebietes selbst. Daher kann ich der Erwartung des Verfassers nicht beipflichten, sein Buch werde ‚auch dem Nichtfachmann, dem gebildeten Laien, der sich für die Kunst interessiert und das Wesen des Schönen zu begreifen verlangt, mit verständigen (soll wohl heißen: verständlichen?) Aufschlüssen dienen'.

** Als erster Band einer ‚Ästhetik. Psychologie des Schönen und der Kunst', Hamburg und Leipzig 1903, Verlag von L. Voß.

bewundernswerter Folgerichtigkeit durchgeführt. Aber man darf nicht vergessen, daß diese Konsequenz durch die Art der zugrunde gelegten Ethik erleichtert wird. Lipps ist nämlich Anhänger einer autonomen Persönlichkeitsmoral, deren obersten Leitsatz er im vorliegenden Werk einmal folgendermaßen ausspricht: ‚Ethisch wertvoll ist ... alles Positive am Menschen. Das ethisch Wertvolle ist der Mensch, ... der Mensch, in dem alles Menschliche höchste Kraft hat, und in dem dieses Menschliche in sich einstimmig, also nach einem einheitlichen inneren Gesetz und eben damit innerlich frei sich auswirkt. ... Ethisch wertvoll ist die möglichst kraftvolle, allseitige und in sich einstimmige oder freie Selbst- oder Lebensbejahung.‘ Dieses ethische Ideal ist in unseren Augen ein spezifisch ästhetisierendes, welches in der praktischen Sphäre des Willens und der Tat kein Genüge gibt. Eine nähere Begründung dieses Urteils soll einmal im ‚Hochland‘ bei allgemeineren Erörterungen über ‚ästhetische Welt- und Lebensanschauung‘ versucht werden. An dieser Stelle muß der Hinweis genügen, daß jedenfalls in den obigen Grundsätzen eine ganze Reihe von Einzelbegriffen enthalten ist (Harmonie nach einem einheitlichen inneren Gesetz, gleichzeitige Allseitigkeit nach außen und Einstimmigkeit in sich selbst), die man eher von einem Kunstwerk als einem Menschendasein abzuleiten vermag, und wenn wirklich einmal von einem Menschendasein, dann wird man eben sagen, es sei ‚zum Kunstwerk gestaltet‘, aber ihm keineswegs sittliche Vorbildlichkeit zuerkennen. Wenn nun also auch der ethische Leitgedanke der Lippsschen Philosophie* von vornherein ein ästhetisierender ist, so bereitet es doch keine geringen Schwierigkeiten, ihn auf alle Fälle des Schönen, auch der leblosen Raum- und Zeitformen z. B. anzuwenden. Zur Lösung dieser Schwierigkeiten dient das bereits bei Volkelt erwähnte Prinzip der Einfühlung. Bei jeder ästhetischen Betrachtung findet nach Lipps ein gefühlsmäßiges Einswerden mit den Gegenständen der Betrachtung statt, und zwar ist es zunächst die subjektive Regungsweise unserer Auffassungstätigkeit, die allgemeine ‚apperzeptive Bewegung‘, mittels deren wir das Angeschaute beseelen. Dann erst ergibt sich die spezifische Art des persönlichen Lebens, welches uns aus dem Gegenstand anspricht, aus der besonderen Natur des Gegenstandes. Das räumliche Nebeneinander z. B. von Stamm, Ästen, Zweigen, Blättern, Blüten wird für unsere ästhetische Anschauung eine individuelle Einheit: ‚Der Baum‘. Und dieser Baum ‚breitet‘ seine Wurzeln ‚aus‘, ‚spaltet sich‘ in Äste und Zweige, ‚bietet‘ uns Blüten und Früchte ‚dar‘. Ebenso ‚vermenschlichen‘ wir den Fels, die Säule, schließlich die einfache Linie, die sich vor unseren Augen ‚erstreckt‘, ‚krümmt‘, ‚zurückläuft‘. Daß es sich hierbei keineswegs um uneigentliche Ausdrücke handelt, sondern daß sich unsere Auffassung räumlicher Formen tatsächlich vielfach geradezu zwangsmäßig auf solche Art vollzieht, hat Lipps durch das psychologische Experiment bewiesen, in dem er eine ganze Reihe der sog. geometrisch-optischen Täuschungen auf jenes Prinzip zurückführte und bisher unbekannte Täuschungsformen daraus ableitete. Eine ähnliche Wechselbeziehung ist bei zeitlichen Formen nachweislich, und ich habe seinerzeit als Schüler von Lipps in meiner Studie ‚Zur Grundlegung einer Ästhetik des Rhythmus‘** auf die Beziehung zwischen schönen Zeitformen und Zeitsinntäuschungen bezw. Täuschungen der Intensitätsschätzung hingewiesen. Auf diesen beiden Gebieten der Raumästhetik und der Rhythmusgestalten ist die

* Lipps verlangt (S. 223 Anm.) ausdrücklich, daß seine ästhetischen Anschauungen ‚in den Gesamtzusammenhang seiner psychologischen und vor allem psychologisch-ethischen Anschauungen hineingestellt werden‘.

** In der ‚Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane‘, Bd. 22.

Bewahrheitung des Einfühlungsprinzips am sichersten möglich, und so kann es nicht überraschen, daß die Behandlung dieser beiden Gebiete einen beträchtlichen Teil der Lippsschen Ästhetik (200 von 600 Seiten) in Anspruch nimmt. Dagegen vermag die Durchführung des Prinzips auf anderen Gebieten, so z. B. bezüglich der Wohlgefälligkeit von Farbe, Ton und Wort nicht zu überzeugen, und die Schwäche der Lippsschen Beweisführung scheint uns eben in der doktrinär-gewaltsamen Durchführung des einen Grundgedankens zu liegen. Auf diese Weise tritt auch in der Behandlung der ‚Modifikationen des Schönen' das Erhabene, unter den allgemeinen Formprinzipien die ‚monarchische Unterordnung' mehr in den Vordergrund, als der ästhetischen Tatsächlichkeit entspricht, und im Zusammenhang mit der allzu abstrakten Darstellungsweise gewinnt die Lippsche Ästhetik einen Charakter deduktiver Einseitigkeit, der sie zur allgemeinen Orientierung wenig geeignet macht, während sie auf den oben hervorgehobenen Einzelgebieten und in den Kapiteln über Tragik, Komik und Humor sich als wahrhaft ‚grundlegend' erweist.

Eine ganz andere Art der Einseitigkeit, nicht die des Doktrinärs, sondern des positivistischen Antidoktrinärs, begegnet uns in Benedetto Croces ‚Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks'.* Von den allermeisten Begriffen und Einteilungen, die in der Ästhetik überkommen sind, (von Begriffen wie erhaben, tragisch, komisch, naiv, von Einteilungen wie Drama, Lyrik, Epos u. dgl.) will Croce nichts wissen, sondern tut sie mit entschlossenem ‚Hinauswurf' kurz ab. Auch die wissensreiche, aber sehr einseitige Geschichte der Ästhetik, welche mehr als die Hälfte seines Werkes ausfüllt, erscheint in der Hauptsache als eine Geschichte der Irrungen und Verwirrungen, aus der nur die Anerkennung von Plato und Aristoteles, von Vico (dem ‚wahren Entdecker der ästhetischen Wissenschaft'), Schleiermacher, Humboldt und de Sanctis tröstlich hervorleuchtet. Croce will die ästhetische Theorie — und das ist ein fruchtbarer Gedanke — der Rhetorik im antiken Sinn wieder genähert wissen, der Lehre von der Art und Weise, mittels des Wortes andere Menschen in einen bestimmten Seelenzustand zu versetzen. Alle Kunst beruht darauf, daß Eindrücke mittels Worten, Linien, Farben oder Tönen in Ausdrücke verwandelt werden. Schön ist nur der gelungene Ausdruck, häßlich nichts als der verfehlte. Die Ausdrücke in bestimmte Klassen einzuteilen und Gesetze dieser Klassen bestimmen zu wollen, das hat nach Croce keinen Sinn. Die einzelnen Ausdruckserscheinungen sind ebensoviel Individuen, die nichts miteinander zu tun haben. Die Bedeutung, welche der Künstler bei der Produktion zum Ausdruck bringen will, wird, sofern sein Kunstwerk vollkommen gelang, sich dem nachempfindenden Beschauer übermitteln. Die Kunstwerke sind nicht etwas Schönes an sich, sie sind ‚physische Reizmittel der Reproduktion'. Die Psychologie kann die einzelnen psychophysischen Umsetzungen studieren, welche bei der künstlerischen Tätigkeit des Ausdrucks stattfinden; sie kann ebenso bei dem ästhetischen Genuß die entsprechenden reproduktiven Prozesse untersuchen, aber sie soll sich nach Croce dabei überall rein ‚naturwissenschaftlich' verhalten, nicht philosophisch; sie soll Tatsachen feststellen, aber weder Gesetze ableiten, noch nach Ziel und Zweck der Kunst fragen; denn das ist ‚sinnlos'. Die psychologische Ästhetik, welche Croce mehr fordert, als verwirklicht, ist durchaus vom Standpunkt des Künstlers aus entworfen. In den kurzen, geistvoll abgerundeten Abschnitten seiner Untersuchung fehlt es gewiß nicht an wertvollen Einzelbemerkungen zur Psychologie des künstlerischen

* Deutsch von K. Federn, Leipzig 1905, Verlag von E. A. Seemann.

Schaffens, aber letzten Endes bleibt doch auch das Wesen des ästhetischen Genies in ein Mysterium gehüllt, das man nur anstaunen, ahnend nachempfinden, aber keineswegs philosophisch begreifen darf. Die Lektüre der Croceschen ‚Ästhetik' ist sehr interessant; man wird oft warm dabei, aber nicht viel klüger.

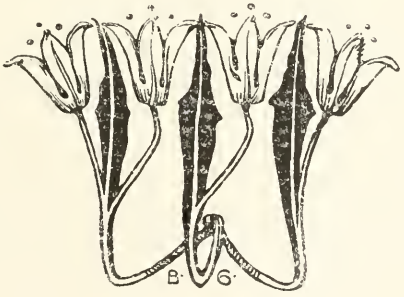
Als ‚Naturwissenschaft vom künstlerisch genießenden und produzierenden Menschen' definiert die Ästhetik auch R. Wallaschek; und obwohl er Lombrosos Ineinssetzung von Genie und Wahnsinn energisch ablehnt, scheint er doch gerade von der Psychopathologie eine besondere Förderung ästhetischer Einsicht zu erwarten. Sein Werk über ‚Psychologie und Pathologie der Vorstellung,* Beiträge zur Grundlegung der Ästhetik', soll später durch entsprechende Behandlung von Empfindung, Gefühl und Urteil fortgesetzt werden. Hoffentlich erweisen sich dann die klinischen Erfahrungen für die Ästhetik fruchtbarer als die im vorliegenden Band herangezogenen. Auch auf dem Gebiet, wo Wallaschek am besten zu Hause ist, in der Musikästhetik, gewinnt er seine Einsichten nicht direkt aus der Pathologie, sondern erst aus einer Kombination derselben mit weitgreifenden Erfahrungen der normalen Psychologie, denen gegenüber die Krankheitsfälle nur als Nebenbestätigungen eine Rolle spielen. Wo die Pathologie mehr in den Vordergrund rückt, wie etwa bei Erörterung des ‚Farbengehörs' (gehörten Tönen reihen sich bei vielen Personen subjektive Farbenerscheinungen an) oder bei der Erörterung der gehobenen künstlerischen Fähigkeiten in Hypnose und Rausch, da handelt es sich doch mehr um Kuriositätsannexe ästhetischer Erörterungen als um wirkliche ‚Beiträge zur Grundlegung der Ästhetik'. Und auch was über das musikalische Gedächtnis, Wert und Unwert des Auswendiglernens, Verhältnis von Liedertext und Melodie u. dgl. m. ermittelt wird, ist eher von kunstpädagogischem als psychologisch-ästhetischem Interesse.

Die letztbesprochenen Werke zeigen, daß eine rein psychologische Ästhetik, auch wenn sie nicht von vornherein nur Teilfragen erörtern will, sich nur allzu leicht in Einzelgebiete und schließlich sogar Nebensächlichkeiten verliert. Es ist das eine nur allzu natürliche Folge jener einseitigen Betonung der Erfahrungswissenschaftlichkeit, welche schließlich in ihrer Mißachtung der theoretisch-philosophischen Zusammenhänge das Unterscheidungsvermögen für den sehr verschiedenen wissenschaftlichen Wert dieser oder jener ‚Tatsachen' verliert. Und doch vermag gerade die systematisierte Ästhetik solcher überragenden und orientierenden Leitideen besonders schwer zu entbehren, denn gerade diese Wissenschaft ist häufiger noch als andere darauf angewiesen, über ihr engeres Gebiet hinauszublicken und fremde Wissenszweige als förderliche ‚Hilfswissenschaften' zu Rate zu ziehen. Gerhard von Keußler hat in einer vielseitigen und doch noch lange nicht erschöpfenden Schrift über ‚Die Grenzen der Ästhetik'** gerade diese Nachbarschaftsbeziehungen zur Naturwissenschaft (einschließlich Psychophysik), zur Mathematik (man denke an Musik und Architektur), zur Völkerkunde und zu den Geschichtswissenschaften (speziell natürlich zu Literatur- und Kunstgeschichte) einer lehrreichen Erörterung unterzogen. Er weist sehr zutreffend nach, daß an vielen Einseitigkeiten, die man dieser oder jener Einzelbehandlung der Ästhetik mit Recht vorwirft, nicht die Wissenschaft als solche, sondern der mangelnde Überblick des betreffenden Autors die Schuld trägt. Auch die ästhetischen Abhandlungen der Künstler selbst, deren Aufschlußreichtum gewiß

* Leipzig 1905, Verlag von J. A. Barth.
** Leipzig 1903. Verlag von H. Seemanns Nachf.

noch lange nicht erschöpft ist,* sind von mannigfachen Einseitigkeiten durchaus nicht frei, und es bedarf eines beträchtlichen psychologischen Unterscheidungsvermögens, um das Wesentliche und Allgemeingültige vom individuell Eigenartigen, Zufälligen oder Übertriebenen zu trennen. — Wovon immer die Ästhetik ausgehen mag, vom Wesen künstlerischen Schaffens oder Genießens, vom Kunstwerk oder vom Naturschönen, immer findet sie sich alsbald zu psychologischen Fragestellungen gedrängt und auf den Weg psychologischer Untersuchung verwiesen. Die Forschungsmethode der Ästhetik kann nur eine psychologische sein, und auch ihre theoretischen Erklärungen werden eine weite Strecke Wegs spezifisch psychologische sein. Sobald aber die Ästhetik eine einheitliche Systematisierung ihrer gesamten Erkenntnisse anstrebt, sobald sie das tiefste Warum und Wozu ihres Tatsachengebiets ergründen will, tritt die philosophische Spekulation in ihr Recht und behauptet ihren unersetzlichen Wert. Wenn Keußler aus einem summarischen Geschichtsüberblick der neueren Ästhetik die vorsichtig formulierte Lehre zieht: ‚Die Notwendigkeit einer gewissen Metaphysik für die Ästhetik muß auch vom strengsten Empiriker zugestanden werden,‘ so nehmen wir aus den besprochenen Werken die vermehrte Gewißheit mit, daß nur aus der weitsichtigen Synthese psychologischer Erfahrungskunde mit philosophischer Spekulation vollkommene ästhetische Erkenntnis entspringen kann.

* Ich verweise diesbezüglich auf meine Abhandlung ‚Bildende Künstler als Ästhetiker‘ im Januarheft 1904 von ‚Hochland‘.



Akademische Gegenseitigkeit.

Als im Aprilheft 1905 unserer Zeitschrift der deutsch-amerikanische Professorenaustausch freudig begrüßt wurde, gaben wir zugleich der Überzeugung Ausdruck, daß ‚durch die wachsenden Schwierigkeiten der internationalen Verständigung die Wiederaufnahme einer einheitlichen Gelehrtensprache immer mehr in den Bereich der Notwendigkeit rückt'. Der Verlauf von Professor Peabodys Berliner Vorlesungen hat die Richtigkeit unserer Anschauung vollauf bestätigt. Der Besuch der späteren Vorlesungen war wegen der Verständnisschwierigkeiten verhältnismäßig gering, und unter den Anwesenden kam vermutlich gar mancher vornehmlich zu dem Zweck, besser englisch zu lernen. Man mag unsere Hervorhebung dieses Umstandes äußerlich finden; aber tatsächlich macht er den Zweck der ganzen Veranstaltung zu einem guten Teil illusorisch.

Um wenigstens seiner ersten in Gegenwart des Kaisers gehaltenen Antrittsvorlesung über ‚Akademische Gegenseitigkeit' ein breiteres Auditorium zu verschaffen, hat sie Prof. Peabody nunmehr in deutscher Übersetzung veröffentlicht.* Der Inhalt dieser Rede zeigt deutlich, daß selbst dann, wenn unsere akademischen Gäste deutsch reden, noch geistige Verständnisschwierigkeiten genug übrig bleiben. Aber gerade in der Beseitigung oder doch Milderung dieser Gegensätze liegt ein allmählich zu verwirklichender Hauptzweck des Gelehrtenaustausches. Peabody hat betont, daß die Hauptgefahr internationaler Konflikte

> ‚nicht, wie man oft denkt, im übermäßigen ökonomischen Wettbewerb, noch im unermeßlichen militärischen Wachstum, noch in der Erweiterung industrieller Organisation liegt. Es gibt eine viel unmerklichere Gefahr, deren eine Nation, selbst wenn sie von ihr bedroht wird, oft nicht gewahr wird: Es ist die alles in Anspruch nehmende Engherzigkeit jedes Landes für seine eigenen beschränkten Interessen, die völlige Unkenntnis, ja selbst die Unlust, an den Zielen und Idealen, die anderen Ländern vorschweben, teilzunehmen.... Wie können Nationen von den Schranken der Engherzigkeit befreit werden? Wie kann man sie zu der Erkenntnis bringen, daß auch in anderen Ländern und unter wenig verheißungsvollen Bräuchen achtungswerte Wünsche und Ideale bestehen können? Der Handel lehrt die Verbrüderung der Welt(?); Reisen macht tolerant; aber Beschränktheit schütteln wir am unmittelbarsten ab, wenn wir von engherzigen und persönlichen Interessen zu viel umfassenden und allgemeinen Ideen übergehen. Eine wahre Universität erlöst von dem uns Trennenden und offenbart das uns Bindende.

* Verlag von A. Töpelmann, Gießen 1905.

Sie macht zwischen Rasse, Farbe oder Sekte keinen Unterschied. Sie ist die Erhörung auf das Gebet des Herrn: „Lasset uns Brüder sein untereinander!" Sie ist die Schule für jenen christlichen Charakter, den ich Ihnen in späteren Vorlesungen auslegen darf, und von dem der Apostel Paulus sagt: „Da ist nicht Grieche noch Jude, ... nicht Knecht und Freier; ... vor allem habet die Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit!" Sie lockt uns aus der Wirklichkeit in das Reich der Ideale.... So schauen wir denn weit über die geringe Mitwirkung dieser Vorlesungen hinaus auf die Berührung der Geister, die in beiden Ländern zu deren Wohl miteinander vertraut werden sollen.'

Was an diesen Worten, die im einzelnen manchen bestreitbaren Gedanken enthalten, besonders begrüßenswert erscheint, das ist die Betonung des christlichen Charakters, der zwischen den Völkern wie zwischen den einzelnen allein echte Eintracht zu stiften vermag. Wie wir hörten, hat man im ‚freisinnigen' Teil der Berliner Studentenschaft auch an einer so allgemein gehaltenen Betonung des christlichen Gedankens Anstoß genommen, und dieser Umstand soll zum Nachlassen des Vorlesungsbesuchs ebenfalls beigetragen haben. Es mag allerdings gewisse Leute peinlich berührt haben, zur gleichen Zeit, wo man im Namen der ‚akademischen Freiheit' die folgerichtigsten Bekenner des christlichen Gedankens der studentischen Gleichberechtigung und zumal ihrer Koalitionsrechte berauben möchte, sich von einem Boten aus dem ‚Lande der Freiheit' sagen zu lassen, daß akademische Bildung und christliche Religion ‚Hand in Hand' gehen müssen, daran erinnert zu werden, daß auch so moderne Universitäten wie Harvard und Berlin gegründet wurden als

‚Denkmäler desselben lebendigen Glaubens, daß höhere Bildung die Bürgschaft eines christlichen Staates sei'.

Vielleicht üben die Veranstaltungen akademischer Gegenseitigkeit, ehe sie dem Fortschritt ganzer Nationen erhebliche Dienste leisten können, wenigstens schon auf unsere studentischen ‚Völker' einen erzieherischen Einfluß im Sinne des Friedens und der gegenseitigen Achtung. Vielleicht beginnt man sich doch zu schämen, dem Auge jener gelehrten Gäste, für welche die Achtung jeder idealen Überzeugung zu den Selbstverständlichkeiten und zu den primitiven Merkmalen der Bildung und des Anstandes gehört, das Schauspiel einer gehässigen Zurücksetzung andersdenkender Kommilitonen zu bieten. Die Vertreter amerikanischer Wissenschaft können, das hat auch Peabody offen erklärt, im Gebiete des rein gelehrten Unterrichts unseren deutschen Universitäten wenig Neues bieten, aber wir könnten wohl noch einiges von amerikanischen Hochschulen lernen im Sinne einer stärkeren und erfolgreicheren Betonung der sittlichen Charaktererziehung.

E.

Kolonialpolitik ohne ‚Humanität und Christentum'?

Der Karren der reichsdeutschen Kolonialbestrebungen ist bekanntlich gegenwärtig verzweifelt tief verfahren, und zu allen praktischen Mißerfolgen und Nöten gesellt sich der wachsende Überdruß des deutschen Volkes an dem

bisher so wenig rühmlichen Beginnen. Das ist nun die rechte Zeit für die unverantwortlichen Projektenmacher. Man braucht in diesen trüben Tagen nur eine beliebige Zeitung zur Hand zu nehmen, um einem dieser Charlatane zu begegnen, welcher der nachgerade apathisch gewordenen misera contribuens plebs seine Panazea gegen das Kolonialelend anpreist. So weit diese Rezepte sich auf dem rein volkswirtschaftlichen und politischen Gebiete halten, können wir sie der Prüfung durch die gesetzgebenden Faktoren überlassen. Wenn aber dadurch ideale Werte berührt und insbesondere sittlich-religiöse Probleme gestreift werden, so darf die Gelassenheit nicht auch hier vorhalten.

Das scheint ganz hervorragend angebracht gegenüber einem Vorschlage, den in der ‚Staatsbürger-Zeitung' ein Herr Dr. Ernst Henrici zur Lösung der Südwestafrikanischen Frage gemacht hat. Henrici erblickt die Rettung der dortigen heillos verwirrten Zustände nur in der Schaffung von Militärkolonien. Über diese These soll hier nicht diskutiert werden; wogegen wir uns um des Gewissens willen wenden, das ist ihre das deutsche Volk beleidigende Motivierung. Man höre! Henrici verlangt, an allen Wasserstellen Südwestafrikas sollen Militärkolonien angelegt werden, und fährt dann fort:

„...und wo das Wasser nicht reichen würde, um zu etwa vorhandenen Eingeborenen noch eine größere Zahl von Deutschen zu versorgen, hat der Eingeborene zu weichen. Man wird dieser Forderung zweierlei entgegenhalten: „Humanität und Christentum" und die famose Lehre, daß der Deutsche allein in den heißen Ländern die Arbeit nicht verrichten könne. Wenn Humanität und Christentum das höchste Prinzip sind, dem alles unterzuordnen ist, dann sollten wir das Besetzen fremder Länder unterlassen und im eigenen Lande, soweit die Polen die Güte haben, es nicht zu nehmen, im Hunger verenden. Sonst aber haben wir in Afrika nach uns zu fragen und nicht nach dem Wohl des Eingeborenen; und haben auch nicht das Plazet der Missionare in politischen Fragen einzuholen.'

Was noch folgt über die Arbeitsmöglichkeit der Europäer in den Tropen, interessiert uns hier nicht; auch der kurzsichtige Ausfall gegen die wegen ihrer idealen Forderungen unbequem gewordenen Missionäre mag beiseite bleiben; nur die Stellung, welche Dr. Henrici der ‚Humanität' und dem ‚Christentum' in der Kolonialpolitik anweist, soll uns beschäftigen.

Es sind ja schon allzu viele kraß-gewalttätige Aussprüche von unseren Kolonialschwärmern à la Peters gefallen; aber man wird selbst unter diesen lange suchen müssen, um eine so zynisch-offene Proklamierung des ‚Rechtes des Stärkeren' zu finden wie in dem Henricischen Programm. Dieses ist zudem nicht der naive Ausbruch eines von keiner Kultur gemäßigten Egoismus, wie er aus der kraftstrotzenden Fülle ungebändigter Naturkraft hervorgehen kann, sondern der reflexe Gegensatz gegen die Grundforderungen der ‚Humanität' und des ‚Christentums', der nicht ohne Protest hingenommen werden darf.

Es soll augenscheinlich zu verstehen gegeben werden, daß sich die Durchführung der christlichen Grundsätze der Liebe und Gerechtigkeit mit wirtschaftlichen Kolonialerfolgen nicht vereinigen lasse. Selbst wenn das der Fall

wäre, sind wir so unverbesserliche ‚Idealisten', daß wir dabei bleiben: auch dann wären ‚Humanität und Christentum' die höchste Norm, welche auch für die Politik keine Ausnahme zuläßt; denn höher als alle materiellen Gewinne steht der Fortschritt wahrer Kultur, die gleichbedeutend ist mit echter Sittlichkeit, wie sie nur die Befolgung der christlichen Lehre in ihrer Reinheit verbürgt. Eine systematische Beraubung oder Vernichtung der Eingeborenen kann aber niemals eine sittliche Kulturtat sein. Es bleibt wahr, was der Abgeordnete Erzberger sagt: ‚Ein solcher moderner Raubzug ist eines Rechtsstaates unwürdig.... Das Ideal der „wirtschaftlichen Kolonialpolitiker" geht seiner Verwirklichung entgegen: der Schwarze wird „Arbeitstier" beim Weißen!' Jener Satz, daß ‚Christentum' und Kolonialerfolge sich ausschließen, ist aber auch falsch und entsetzlich kurzsichtig. Wir behaupten mit aller Bestimmtheit, daß nur auf der Grundlage von ‚Humanität und Christentum' dauernde Erfolge im Kolonialwesen verbürgt sind. Die bisherige Erfahrung spricht nicht für die brutale Theorie des Dr. Henrici. In unseren Kolonien hat bisher das ‚Christentum' sehr wenig zu sagen gehabt. Sind sie etwa deswegen gediehen? Ihr débâcle kommt jedenfalls nicht auf Rechnung des leider dort einflußlosen ‚Christentums'. Auch die von Dr. Henrici angezogenen Militärkolonien des alten Römerreiches scheinen gegen ihn zu zeugen. Jene Kolonialherrlichkeit war auf die Spitze des Schwertes gestellt und vom ‚Rechte des Stärkeren' getragen; aber gerade unter dem Ansturme jener Germanen, bei denen die Militärkolonien angelegt waren, brach das Weltreich zusammen. Die Gewaltpolitik, das lehrt die Geschichte, hat noch nie ein dauerhaftes Gebäude errichtet; aber wahres ‚Christentum' ist stets ein Hebel der Kultur gewesen.

Der diese Zeilen schreibt, ist von Anfang an für eine großzügige deutsche Siedelpolitik eingetreten — aus nationalökonomischen und allgemeinkulturellen Gründen. An unsagbar bitteren Enttäuschungen hat es nicht gefehlt; er ist trotzdem bei der Stange geblieben. Wenn aber, wie das in letzter Zeit zur Mode geworden ist, die brutal-materialistischen Stimmen à la Henrici sich weiter mehren, die unsere ganze Kolonialpolitik zu einem Hohn auf den christlichen Kulturgedanken machen wollen, dann kann er es verstehen, daß sich der Volksmassen eine geradezu verhängnisvolle ‚Kolonialmüdigkeit' bemächtigt. Discite moniti!

J. M—r.

Geschichte.

‚Katholizismus und Reformation.' Die namentlich seit 1870 immer mehr sich bemerkbar machende Verschärfung der konfessionellen Gegensätze in Deutschland ist wenigstens für die Geschichtswissenschaft nicht unfruchtbar geblieben. Besonders die reformationsgeschichtliche Forschung wurde zu größerer Vertiefung und schärferer Formulierung der einschlägigen Probleme geführt, bei den Protestanten sowohl als auch bei den Katholiken. Was gerade die letzteren hier geleistet, nachdem Johannes Janssen — auch der gewaltigen Vorarbeit Döllingers muß man gedenken — den mächtigen Anstoß gegeben hatte, zeugt nicht in letzter Linie für die auch auf gegnerischer Seite immer mehr anerkannte Vitalität des wissenschaftlichen Lebens im deutschen Katholizismus. Ihr sucht auch der Marburger protestantische Theologe Walther Köhler gerecht zu werden in seiner Schrift ‚Katholizismus und Reformation'. (Kritisches Referat über die wissenschaftlichen Leistungen der neueren katholischen Theologie auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte. Verlag von Alfred Töpelmann, Gießen 1905, 88 S., M. 1.80.) Ich habe die Schrift mit größtem Interesse gelesen, weil sie von dem ehrlichen Bestreben eines Mannes zeugt, der auch das Gute bei Gegnern seiner Weltanschauung anerkennt und deren Leistungen würdigt und dabei den Mut hat, seine Meinung offen auszusprechen; den Dank von Blättern vom Schlage des ‚Reichsboten' hat er sich dadurch freilich nicht verdient, und Köhler wurde es von diesem übel vermerkt, daß er der katholischen Reformationsforschung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Vor allem wird der von katholischer Seite ausgehenden Publikation der Quellen uneingeschränktes Lob gespendet: ‚Hier steht die katholische Forschung auf der Höhe der Zeit.' Auch auf dem Gebiete der innerkatholischen Geschichte werde ‚eifrig und gut' gearbeitet. Anders freilich läßt sich der Referent über die ‚spezifisch katholischen Arbeiten zur Reformationsgeschichte' vernehmen. Aber das nimmt uns nicht wunder; es muß Köhler belassen bleiben, von dem Standpunkt seiner religiösen, sagen wir konfessionellen Überzeugung aus die Arbeiten einer ihm entgegengesetzen Richtung zu beurteilen; wir nehmen hingegen auch für uns das Recht in Anspruch, abweichende Urteile nach dem Maßstab unserer eigenen Weltanschauung zu korrigieren. Auch wenn wir den Mängeln von Denifles Lutherbuch uns durchaus nicht verschließen, — Fachmänner wie Paulus, Merkle, neuerdings Hermann Grauert, haben sie anerkannt, — können wir Köhlers Ausdruck, es sei ‚ein Pamphlet schmutzigster Art', nur mit Bedauern registrieren. Das Urteil über

Döllinger und Janssen ist gleichfalls zu scharf, und *heute* kann der mit der katholischen Forschung Vertraute richtig die Allgemeinheit des Urteils bestreiten: ‚Das also ist die Gefechtslinie für die moderne katholische Forschung zur Reformationszeit: glanzvoller Abschluß des Mittelalters, Depravation im 16. Jahrhundert, wurzelnd in Luthers verderbter Theologie, der sein Leben entsprach.' Auch bei uns wird schon lange von kompetenter Seite zugegeben, daß Janssen die spätmittelalterlichen Zustände zu rosig geschildert habe. Doch wird Janssens Werk ‚eine trotz allem bedeutende Leistung' genannt und ihm das gewiß nicht geringe Verdienst zugesprochen, er habe ‚für die Reformationszeit die *christliche Kulturgeschichte* geschaffen', was eine ‚epochemachende Tat' bleibe. Und auch von Denifle heißt es: ‚*Wir werden von Denifle ebensosehr lernen, wie wir von Janssen gelernt haben*, um so mehr, als der Autor selbst in der zweiten Auflage seines Buches seinen Grimm und Haß zugunsten sachlicher Erörterung hat zurücktreten lassen.' Bezüglich der Deniflekontroversen sei hier noch ein Wort zitiert, das Köhler im neuesten Band des Theologischen Jahresberichtes (Bd. 24, S. 514) gesprochen hat: ‚Wenn die katholische Presse diese Antworten (der Gegner Denifles), so gut sie in ihrer Art waren, als ungenügend hinstellte, so hatte sie recht. Es hätte weit mehr, als es geschehen ist, betont werden müssen, daß in dem Buche sehr viel Lernenswertes, sehr viele Probleme stecken (trotz *Rieks*, der meint, es sei aus Denifle gar nichts zu lernen!). *In erschreckender und beschämender Weise* manifestierte sich die konfessionelle oder — wenn wir an die Wurzel gehen — kirchliche Befangenheit unserer historischen Theologie. Man durfte es kaum wagen, den Mund aufzutun zu ruhigen Worten über das Buch.' Der katholische Historiker könnte noch manche schiefe Ansichten Köhlers notieren, in Fachzeitschriften ist es teilweise geschehen; was z. B. zur Verteidigung der Harnackschen These über mittelalterliche Reuelehre gegen die einschlägigen Arbeiten von Paulus gesagt wird, beruht auf Unkenntnis gerade der wichtigsten Aufsätze des Münchener Gelehrten (s. ‚Hochland' 1905, Bd. II, S. 365). Im übrigen wird diesem fast durchweg für seine reformations- und vorreformationsgeschichtlichen, objektiven und fest begründeten Arbeiten uneingeschränktes Lob gespendet. Auch vieles Gute in zahlreichen anderen Schriften katholischer Verfasser über das ausgehende Mittelalter und das 16. Jahrhundert wird anerkannt, manches, das dem Standpunkte des protestantischen Referenten widerstreitet, getadelt. ‚In der Vielseitigkeit liegt eine Stärke der katholischen reformationsgeschichtlichen Forschung.' Die Tendenz Janssens und seiner Schüler wird, und das begreifen wir, abgelehnt, aber auch eine gute Seite wird ihr abgenommen: ‚Die Schale der Tendenz selbst enthält einen brauchbaren Kern schon bei Janssen, der unter seinen Schülern an Brauchbarkeit nur gewonnen hat. So falsch die Gegenüberstellung von Mittelalter und Reformation in der absoluten Alternative „Hie Licht, hie Schatten!" ist, sie ist richtig in der Erweichung: „Hie *auch* Licht, hie *auch* Schatten!" Und so leistet sie der Geschichtswissenschaft einen nicht zu unterschätzenden Dienst. Denn sie bewahrt vor *Unterschätzung des mittelalterlichen Katholizismus und Überschätzung des Lutherschen Protestantismus*.' (S. 45.)

Das ist eine der vielen prinzipiellen Auslassungen Köhlers, um deretwillen uns seine Schrift besonders wertvoll ist, Auslassungen, die in mancher Hinsicht aufklärend wirken und den Weg weisen, den schon Heinrich Finke anbahnte, wenn er als erreichenswertes und *erreichbares* Ziel für beide getrennte Lager

der Reformationshistoriker hinstellte: ‚Eine in den Hauptpunkten einheitliche Auffassung der Zeit vor der Reformation, der guten und schlechten Seiten des ausgehenden Mittelalters, der Auswüchse und der Lebenskraft des damaligen kirchlichen Lebens, schließlich auch der historischen Entwicklung der protestantischen Reform nach ihren Schäden und Vorzügen.‘ Ein anderer Satz Köhlers: ‚Der Katholizismus des Mittelalters ist viel labiler und mannigfaltiger gewesen, als daß er in die Lutherische Gleichung = Werkdienst ohne Rest aufginge.‘ Nikolaus Paulus, heißt es, hat mit vollem Recht die Gewissensfreiheitlehre den Reformatoren abgesprochen. Auch die alte und immer wieder aus der historischen Rumpelkammer hervorgeholte Legende von der Reformation als Mutter der modernen Kultur wird gründlich abgetan: ‚Die moderne Kultur mit ihrem Emanzipationsgelüste von nicht nur theologischer, sondern christlicher Bevormundung wurzelt nicht in der Reformation, sondern in Humanismus und Aufklärung; die Reformation hat nur durch ihre prinzipielle Gleichgültigkeitserklärung der Kultur für das Glaubensmysterium und ihre Loslösung der im Naturrecht gesammelten Kulturkräfte von der kirchlichen Kette ein Sichfinden von Kultur und Christentum ermöglicht, an dem die Gegenwart noch arbeitet.‘ So könnte noch mancher von ehrlichem Streben nach Wahrheit zeugender, beherzigenswerter Satz aus dem interessanten und auch gut geschriebenen Referat des Marburger Gelehrten angeführt werden; wir sind auch mit seiner Schlußmahnung völlig einverstanden: ‚Man sollte versuchen, vom Gegner zu lernen, sollte den Kampf, so schwer es auch mitunter werden mag, auf das höhere Niveau des Kampfes der Geister um die Wahrheit hinaufheben mit Unbefangenheit und Freudigkeit an allem Ringen nach Erkenntnis.‘ Köhlers Schrift verdient einem weiteren Leserkreis zugeführt zu werden; nach katholischer und protestantischer Seite hin kann sie orientieren und belehren.

Luzian Pfleger

Sittengeschichte.

Ein Hindu gegen die indischen Kinderehen. Über die Verbreitung, die üblen Folgen und einen möglichen Weg zur Abschaffung der indischen Kinderehen macht im letzten Heft der Asiatic Quarterly Review Sirdar Arjan Singh von Kapurthala, ein geborener Hindu, einige sehr beachtenswerte Angaben. Welch starke Verbreitung heute die Sitte der möglichst frühzeitigen Kinderverheiratung in allen Kasten und Religionsgemeinschaften Indiens besitzt, geht aus den amtlichen Zahlen der letzten indischen Volkszählung hervor. Darnach waren aus der Bevölkerung im Alter zwischen fünf und zehn Jahren in der Gesamtsumme von 18735774 Knaben und 19268997 Mädchen verheiratet 127486 Knaben und 262990 Mädchen; zwischen fünf und zehn Jahren (Gesamtsumme 20831085 Knaben und 19895462 Mädchen) verheiratet 796014 Knaben und 2125540 Mädchen; zwischen zehn und fünfzehn Jahren (Gesamtsumme 18880658 Knaben und 15566718 Mädchen) verheiratet 2652001 Knaben und 6860630 Mädchen; und endlich zwischen fünfzehn und zwanzig Jahren (Gesamtsumme 12942322 Knaben und 12017833 Mädchen) waren verheiratet 4532852 Jünglinge und 9865585 Mädchen. Diese starke Verbreitung der Kinderehe wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Sitte wie auch die meisten der Sittengesetzbücher Indiens den Eltern die frühzeitige Verheiratung ihrer Kinder zur strengen Pflicht machen; ein Mädchen, das zur Zeit der Reife noch unvermählt ist, wird in die Kaste der Sudras (Dienerinnen) verwiesen, und in einem Gesetzbuch heißt es sogar, ein Vater, der seine erwachsene Tochter unvermählt im Hause läßt, mache sich des Kindermordes schuldig. Auch die

von allen Indern streng befolgte Vorschrift, nur innerhalb ihrer Kaste zu heiraten, trägt zur Aufrechterhaltung der Sitte bei, da sie die Auswahl der Gatten beschränkt und somit den Eltern die möglichst frühzeitige eheliche Sicherung ihrer Kinder auch aus praktischen Gründen erwünscht sein läßt. Trotz dieser weiten heutigen Verbreitung ist die Sitte der Kinderehe indessen nicht zu allen Zeiten in Indien heimisch gewesen. Rig-Veda und Atharva-Veda, diese ältesten Zeugen nicht nur der indischen, sondern auch überhaupt der indogermanischen Völkersitten, kennen sie nicht; sie wissen dafür vielmehr von einer ganz modern anmutenden Form der Brautwerbung, bei der erst nach erzieltem Einverständnis der jungen Leute um die Einwilligung der Eltern oder Vormünder nachgesucht wurde. Sirdar Singh glaubt daher, daß die Kinderehe in Indien zu einer Zeit aufkam, wo entweder ein Eroberervolk aus Mittelasien oder eine im Lande selbst aufgestandene Herrscherkaste die Hindus tyrannisch unterdrückte, und diese in der möglichst frühzeitigen Verheiratung ihrer Töchter das einzige Mittel sahen, sie vor Mißhandlung und Schande zu schützen. Die Folgen der Kinderehe sieht Sirdar Singh als sehr schädlich an und schreibt ihr, wenn ihr auch von mancher Seite eine gewisse Schutzwirkung gegen sonst vielleicht eintretende jugendliche Ausschweifungen zugeschrieben werde, den Niedergang der indischen Völker in körperlicher und geistiger Beziehung zu. Denn wenn auch zwischen den Abschluß der Ehezeremonien und die wirkliche Aufnahme des ehelichen Lebens gewöhnlich eine längere Zwischenzeit eingelegt zu werden pflegt, so tritt doch der genannte Augenblick selbst für das heiße Klima Indiens noch immer viel zu früh ein, als daß nicht nachteilige Wirkungen auf die Nachkommenschaft die Folge sein müßten. Besonders beklagenswert ist die Sitte aber auch wegen des traurigen Loses der durch sie in großer Zahl geschaffenen jugendlichen, ja oft im zartesten Kindesalter stehenden Witwen. Stirbt nämlich von solchen jugendlichen Ehepaaren der weibliche Teil, so wird der Gatte alsbald wieder verheiratet; stirbt aber der Gatte, so ist für das ihm angetraute Mädchen durch strenges Gesetz jede Möglichkeit einer Wiederverheiratung ausgeschlossen, und ihr Leben besteht fortan nur noch in Büßungen, religiösen Übungen und dem Ertragen von Bitternissen aller Art, von denen eben nur eine indische Witwe zu berichten weiß. Ist es doch ein Stück des religiösen Glaubens der Hindus, daß ein solches Mädchen durch eine während eines früheren Erdendaseins begangene Sünde an dem Tod ihres Gatten Schuld sei und daher zur Sühne bis zu ihrer nächsten Wiederverkörperung sich keines Gatten mehr erfreuen dürfe. Die Zahl dieser unglücklichen Wesen ist keineswegs gering; nach dem letzten Zensus von Indien gab es 19487 Witwen unter fünf Jahren, 115285 unter zehn und 391147 unter fünfzehn Jahren. Da nun trotz der wachsenden Einsicht in die schweren Schattenseiten dieser Sitte eine Bewegung gegen die Kinderehen aus der indischen Bevölkerung selbst heraus nicht zu erwarten ist, so hält es Sirdar Singh für das Beste, wenn die englische Regierung der indischen Bevölkerung einen Weg zur allmählichen Beseitigung wenigstens ihrer schlimmsten Formen und Folgen eröffnete. Er denkt dabei allerdings nicht an ein Zwangsverbot, da ein solches nur den Widerstand der Bevölkerung herausfordern würde; vielmehr denkt er sich diese Möglichkeit so, daß die Regierung es durch eine besonders zu erlassende und überall zu verkündende Verfügung jedem einzelnen freistellen solle, sich unter ein ebenfalls erst noch zu erlassendes Gesetz zu stellen, kraft dessen für jeden unter den Schutz des Gesetzes Getretenen die Verheiratung eines Knaben unter zwölf und eines Mädchens unter zehn Jahren der gesetz-

lichen Gültigkeit ermangeln solle. Sirdar Singh zweifelt nicht, daß sehr viele Inder unter der Führung einsichtiger Volksgenossen mit Freude von der Wohltat eines solchen Gesetzes Gebrauch machen würden; könne sich aber die Regierung zur Ergreifung einer derartigen milden Maßregel nicht entschließen, so sei auf Verminderung oder gar Erlöschen der Kinderehen in Indien in absehbarer Zeit nicht zu rechnen.

C. S.

Pädagogik.

☙ ‚Mehr Freude an der Schule' wünscht A. Matthias, der Mitherausgeber der angesehenen ‚Monatsschrift für höhere Schulen', in einem Aufsatz: ‚Freude an der Schule' zum neuen Jahre 1905 ‚allen, die es angeht'. Denn ‚es gibt vieles hier oder dort, was uns und der Jugend die Freude verderben kann; an manchen Orten soll rechte Freude überhaupt gar nicht vorhanden sein, bei Schülern und bei Eltern nicht, auch nicht bei Lehrern und bei den Schulbehörden'. Und erst recht fehlt vielfach die Freude — man müßte denn die Schadenfreude mitrechnen — im großen Publikum, in der Welt da draußen und auf den Brettern, die die Welt bedeuten, mit ihrem ‚Probekandidaten', mit ‚Flachsmann als Erzieher' und mit dem ‚Traumulus'.

Und nun gar die Literatur und die Tagespresse! Verrät sie viel Freude an der Schule und den eingreifenden Reformen, die in den letzten Jahren sich angebahnt haben; werden sie beachtet, gerecht beurteilt und gewürdigt? Antworten wir nur einfach mit einem schlichten ‚Nein', dann haben wir die Wahrheit. Zum Beweise dafür führt er das Buch von Bonus, ‚Vom Kulturwert der deutschen Schule,' Jena 1904, und das von A. von Waldberg, ‚Schulgedanken eines Gymnasialabiturienten von 1903,' Dresden 1904, an und gibt diesem Gymnasialabiturienten in einer längeren, aber markanten Stelle das Wort. Er schließe seine Schulgedanken: ‚Wenn erst Gedankenfreiheit gegeben ist, ja, dann wird vielleicht und hoffentlich der jetzt ganz unbekannte und verlachte Begriff „sich auf die Schule freuen" wieder zu Ehren kommen.'

Im folgenden Heft derselben Zeitschrift knüpft der bekannte Berliner Prof. Fr. Paulsen an diesen Aufsatz von Matthias an mit dem Thema: ‚Was kann geschehen, um den Gymnasialstudien auf der oberen Stufe eine freiere Gestalt zu geben?' Auch er stimmt in die Klage ein und gesteht offen: ‚Man kann sich nicht verhehlen, daß der Abschied von der Schule mit sehr anderen Gefühlen gefeiert wird als der von der Universität; dankbare Anhänglichkeit an einzelne Lehrer ist nicht selten, aber Anhänglichkeit an sein Gymnasium, wie sie der Amerikaner seinem Kollege lebenslang zu bewahren pflegt, gehört beim Deutschen zu den seltenen Erscheinungen.'

Wie ist das möglich? fragt man sich. Es ist doch durch Allerhöchsten Erlaß vom 26. November 1900 das Gymnasialmonopol gefallen. Die verschiedenen Schularten können sich nun freier in Preußen nebeneinander entwickeln. ‚Besondere Neigungen und besondere Anlagen können sich jetzt mehr ihre eigenen Wege suchen; es wird nicht mehr verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse.' Gemeint ist damit die ‚letzte' Schulreform in Preußen, die der neunjährigen Gymnasial- und Realschulbildung die gleiche Berechtigung erteilte, und von der Matthias mit Stolz behauptet: ‚Selbst die äußerste Linke, welche durch Friedrich Lange so eindringlich vertreten wurde, hat ihre Anerkennung nicht versagt.' Ob das wirklich die äußerste Linke war, die mit Lange zu Wort kam? Vor mir liegt der Bericht über Verhandlungen des zweiten allgemeinen Tages für deutsche Erziehung, Weimar, 12. und 14. Juni 1905, in Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1905, Novemberheft S. 650 ff. Auf dieser Versammlung traten der Gymnasiallehrer

Gurlitt, berühmt durch seine Schrift: ‚Der Deutsche und sein Vaterland', und Förster auf, die eine naturgemäße, rein volkstümliche Erziehung anstreben unter der Losung: ‚Los von Rom, los von Griechenland, los von Juda!' Natürlich gelten die giftigen Pfeile dem Gymnasium: ‚Es befördert die drei großen Lügen,' sagt Förster, ‚die durch unser ganzes öffentliches Leben gehen: die religiöse oder besser die theologische, die klassisch-humanistische, die patriotische. Es züchtet sogenannte Gebildete, die in der Welt zu nichts taugen. Denn dieser Gebildete ist neutral in allen großen Fragen. Er weiß nichts von Rassenfragen und alldeutscher, ja allgermanischer Gesinnung und Staatskunst . . .; er ist Weltbürger, nicht bloß klassisch, sondern auch byzantinisch gebildet; er schwärmt für Gewissensfreiheit, politische Rechte und persönliche Freiheit . . . ., kämpft aber nicht gegen Impfzwang und Vivisektion; nicht einmal Mitglied eines Tierschutzvereins ist er.'(!)

Der Berichterstatter nennt diese Ausführungen ‚unter aller Kritik', und Matthias wird solche Leute auch nicht zur äußersten Linken zählen. Aber wir sehen es deutlich, es ist noch nicht ruhig geworden in diesem sonst so stillen Winkel der Schule. Im Gegenteil, neue Freiheitsbewegungen machen sich auch im Schulwesen geltend. Woran liegt das? Die Schule ist das Kind ihrer Zeit; auch sie beherrscht der Zeitgeist, das ist der Materialismus. Das Erkennungszeichen des Materialismus ist das Experiment. Seitdem die moderne Wissenschaft auch in die Grundwissenschaften der Pädagogik, in Ethik und Psychologie, eingedrungen ist, ist auch die Unstetigkeit, der Unfriede im Schulwesen eingerissen. Der Zweifel ist wissenschaftlich der Vater der Erkenntnis. Aber man hat alles im Schulwesen bezweifelt und probiert. Man hat die ‚formale Bildung' der alten Sprachen und des Sprachstudiums überhaupt angezweifelt; man hat schließlich auch die aristokratische Stellung des Gymnasiums erschüttert und Freiheit für alle Anlagen und Fähigkeiten geschaffen, und schließlich muß man sich gefallen lassen, daß sogar Abiturienten, ihren ‚Senf' auf das Schulwesen geben. Auch dies wird sogar an hoher Stelle beachtet.

Worin sollen nun die neuen Freiheiten bestehen, die ‚mehr Freude an der Schule' wecken sollen? Vor allem erinnert Matthias an den ‚zu großen Lernzwang, der auch heute noch an manchen Stellen allzu drückend lastet, und der vielfach die Freude an der Schule verdorben hat'. Demgegenüber soll die Verantwortung des Schülers mehr gestärkt werden. Es soll ihm zum Bewußtsein gebracht werden, ‚daß die höhere Schule im Gegensatz zur Volksschule eine eigentliche Schulpflicht nicht kennt.' Das ist ohne Zweifel ein schöner Gedanke, diese Betonung der freiwilligen Arbeit. Aber wie sieht es in Wirklichkeit aus? Die Gleichberechtigung der neunjährigen Vollanstalten hat nun namentlich in Industriegegenden ein wahres Gründungsfieber erzeugt. Überall werden Anstalten gegründet, die nach der Berechtigung und dann nach Ausbau zur Vollanstalt streben. Damit hängt die Jagd nach Lehrern und Schülern zusammen. Die Gemeinde will doch der Behörde zeigen, daß ein ‚tiefempfundenes Bedürfnis' zur Gründung einer höheren Schule vorlag, und dieselbe soll auch finanziell prosperieren. So herrscht in den heutigen höheren Stadtschulen ein bedenkliches Pauken und Pressen mit überfüllten Klassen. Denn der eine von den auswärtigen Schülern ist ein sog. Reklameschüler für die Gegend, aus der er kommt, oder der einheimische ist ein Schüler, der zahlt und zählt, deshalb ein Zählschüler; also müssen möglichst alle mitkommen. Ein solcher Zustand kennt keine Lernfreiheit, sondern nur den Zwang und verdirbt die Freude an der Schule bei Lehrern und Schülern gründlich.

Aber auch ‚eine freiere Gestaltung der Oberstufe unserer höheren Schule liegt jetzt mehr im Bereiche der Möglichkeit'. Denn ‚der Sprung von der Schule zur Universität' darf nicht mehr so groß bleiben, sonst kann ‚die Reaktion des akademischen Lebensalters gegen die schulmäßige Verfassung des Gymnasiums' nicht ausbleiben. Beiden, Matthias wie Paulsen, gefallen die englischen Schulverhältnisse am besten. Diese könnten aber nach beider Ansicht nicht nachgeahmt werden. Paulsen will dafür das Fachsystem wieder erneuert sehen, nicht etwa nach seinen vielen Unterabteilungen, sondern in seiner Zweiteilung in mathematisch-naturwissenschaftliche und sprachlich-literarische Fächer, und denkt dabei an eine Selecta für Mathematiker am Gymnasium. Dabei sehe ich aber nicht den Grund ein, warum er sich nicht mit der gepriesenen Reform begnügt, die ja allen Anlagen gerecht werden will und dem realistisch Begabteren in den Realschulen seinen Platz anweist. Dafür kämpfte man ja von seiten der Vertreter der realistischen Bildung, oder war es nur die Berechtigung auch für diese Schulgattung, um die sich der Kampf drehte? Dabei merken die Herren nicht, daß das englische höhere Schulwesen mit seinem Internat, das Kolleg, mit dem sie liebäugeln, der katholischen mittelalterlichen Lateinschule am nächsten von den modernen Bildungsanstalten steht. So heißt ja auch der Studierte in England clerc, ein Wort, das an die geistliche Bildung (Kleriker) des Mittelalters erinnert.

Noch andere Mittel werden von Paulsen zur Hebung der Arbeitsfreudigkeit der Schüler angegeben. So will er die sog. Valediktionsarbeiten des achtzehnten Jahrhunderts in einer zeitgemäßen Erneuerung wieder auferstehen lassen. Der Schüler soll nämlich ein freigewähltes Thema behandeln dürfen, das gleichsam als Vorübung für die akademische Arbeit dienen und dessen Resultat als Äquivalent für ausfallende Leistung anderer Art eintreten soll. Ferner sollen freie Studientage und wissenschaftliche Sodalitäten unter den Schülern literarisches und wissenschaftliches Interesse wecken und denselben die Zügel etwas lockerer lassen. Dabei erhalten die Jesuitenschulen ein unerwartetes Lob. Denn ‚so haben es die Jesuitenschulen', sagt Paulsen, ‚allezeit musterhaft verstanden'. Kurzum, die allseitige Bildung, die seither unter dem wissenschaftlichen Schlagworte ‚gleichschwebendes Interesse' den Wert des Gymnasiums ausmachte, wird umgeworfen und die Einseitigkeit und Konzentration des Interesses proklamiert. An sie sei die Verheißung der Fruchtbarkeit geknüpft. Freiheit und Selbstverantwortung sollen die neuen Wege zeigen. ‚Darf man aber diesen Willen zur Freiheit überall bei den Lehrern voraussetzen?' fragt Paulsen mit Recht. Denn die Freiheit sei nie bequem. Dabei kann Paulsen in seiner sog. ‚Voraussetzungslosigkeit' eines Seitenhiebes sich nicht enthalten. Die Bequemlichkeit ‚neige nämlich überall zum katholischen System', das ‚den Oberen die Verantwortlichkeit zuschreibt'. Als ob es bei uns Katholiken nur Unterwürfigkeit ohne Selbstverantwortung und Gewissen gäbe! Die katholische Kirche ist mit Recht pessimistisch in ihren Bestimmungen, weil sie die menschliche Natur kennt, und die Geschichte hat ihr Recht gegeben. Paulsen erkennt dieses System ebenfalls in seinem Wert. Er hält nämlich diese Neigung für etwas Menschliches. Denn wie oft habe derjenige, der trotz ernsten Bemühens sich eine Zurechtweisung zugezogen habe, der Selbständigkeit für immer den Abschied gegeben und ‚auf genaueste Fixierung des Buchstabens gedrungen'! Das fürchten auch wir, daß der praktische preußische Staat, sollte er den Forderungen der Freiheitsbewegung in der Schule folgen, dem ‚katholischen System' bald huldigen und auch die herrlichen

Freiheiten wieder ‚reglementieren, egalisieren und revidieren' wird. Das ist es aber, was ja jede freie Entwicklung unterbindet, und was die Freude an der Schule auch heute verdirbt. Jedenfalls ist das Ergebnis all dieser Bemühungen: Es wird weiter experimentiert, und die Freude an der Schule wird bei dem Publikum auch weiterhin Schadenfreude bleiben.

Dr. H. Werner.

Literatur.

Franz Eichert. In seinen ersten Jahrgängen brachte ‚Hochland' von Franz Eichert drei lyrische Beiträge reinen Klanges: ‚Ich bin nur einer', ‚Meine Tage' und ‚Unsere Liebe'. Tiefes Gemüt, sturmgeprüfter Glaubensmut sprachen daraus, und eine echte Dichtergabe offenbarte sich in ihrer schlichten Schönheit, die von ‚jenem feinen Zug der Schmerzen', der Schmerzen aller Läuterung und Reife durchgeistigt schien. Sicherlich waren es nicht üppige Erstlinge, und die das empfanden, ohne den Sänger zu kennen, mochten mit Teilnahme fragen, was dieser sonst geschaffen, und warum er wohl dadurch noch nicht in weitem Kreise bekannt geworden. Mit einem Bändchen ‚Kreuzesminne' (Alber, Ravensburg) hat er eben drei früheren Sammlungen seiner Gedichte (Wetterleuchten, Kreuzlieder, Höhenfeuer) die vierte hinzugefügt. Sie enthält einen Kranz von Liedern, die unserem Glaubenssymbole mit Ernst und Innigkeit huldigen, und deren mehrere, wie ‚Kreuzesblume', ‚Kreuz am Wege', ‚Ein Kreuzlein drauf', kaum minder tief und hold anmuten als jene beiden.

Eichert meistert die Form bis zum Eindruck der Mühelosigkeit; nur hin und wieder stören, den Norddeutschen wenigstens, zumal am Schluß, unreine Reime (Reiz — Kreuz, schien — bin) oder Mißgriffe im Versfluß (Ich bin, der ich bin, Heil an dh a n d). Es fehlt ihm nicht an gestaltender Phantasie (Crux ave); er hat ein warmes Herz für das Elend der armen Brüder (Das traurige Lied, Mitleid) und viel Temperament (Herr, mach' uns stark! Gott will es). Diese Vorzüge zeichnen selbst seine Zweckgedichte, jene Schöpfungen aus, welche seinem Berufe ihre Entstehung verdanken.

Eichert ist Schriftleiter in Wien und — das besonders in ‚Wetterleuchten' — Herold der christlich-sozialen Partei. Er singt ihren Vereinen Fest- und Trutzlieder, er feiert ihre Führer Lueger und Lichtenstein und wettert gegen die Feigheit auf der einen, gegen die freche Frivolität auf der andern Seite. Jetzt, da eben mehr als ein Tyrtäos von 48 durch billige Neuausgabe wieder weitere Beachtung erlangt, hat ein Vergleich mit der sozialpolitischen Lyrik jener Zeit pikanten Reiz. Auch vieles, was Eichert im Kampf gegen Synagoge und Loge singt, zuweilen nicht ohne Humor, wie in ‚Traumbild', ‚Preßtyrann', ‚Wie man's macht', ist nicht mehr als gewandte Schlagwortpoesie von Tageswert. Manches Mal meint man Herweghs Drommetenton zu hören, findet man des ‚Lebendigen' Pathos und hinreißenden Schwung wieder. Und wenn dieser immer aufs neue aus allen Kreuzen Schwerter zu schmieden aufruft, so scheint es fast, als möchte der christlich-soziale Ritter von der Feder in Wien, wenn er sein ‚Gott will es' ruft, am Kreuzgriff auch eine Klinge schwingen. Aber das ist nur ein Bild im Geisteskampf, und mehr als mit Herwegh verdient Eicherts Anlage vielleicht den Vergleich mit Freiligrath, nicht nur weil er an diesen zuweilen durch Bilderpracht und Vorliebe für ungewöhnlichen Reimklang erinnert, ein Stücklein Erd- und Kulturkunde poetisch bindend, sondern weil er in seinen besten Gaben auch Lieder von so zu Herzen gehender Gemütsinnigkeit und schlichter Schönheit bietet. Möchte sein Beruf ihn nicht, wie er selbst im ‚armen Liede' klagt, zugunsten des ‚garstigen' politischen Liedes daran hindern, noch viele solche Früchte von bleibendem Wert auszureifen und davon das Beste für uns zu sammeln!

Dann wird man des Dichters rühmend gedenken, der selber mit Stolz sagt:

„Viel lieber laß mein Lied vergessen,
Im Dunkeln glüh'n wie alten Wein,
Als von der Schar der Preßmaitressen
„Lobst du, — lob' ich" gepriesen sein!"

Hans Nordeck.

Die neue Revision der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung durch Professor Hermann Conrad von der Hauptkadettenanstalt Großlichterfelde hat einer ganzen Hydra von Kontroversen und Präliminarien zu dieser Frage ein Ende gemacht, dessen man sich ehrlich wird freuen können. August Wilhelm Schlegel hat, um zu erinnern, in den Jahren 1797—1810 siebzehn Dramen Shakespeares die Gestalt gegeben, die für uns Deutsche Shakespeare geworden ist; es sind Romeo, Sommernachtstraum, Cäsar, Was ihr wollt (1797), Sturm, Hamlet (1798), Kaufmann, Wie es euch gefällt, König Johann, Richard II. (1799), Heinrich IV. 1. und 2. Teil (1800), Heinrich V. und Heinrich VI. 1.—3. Teil (1801), Richard III. (1810). Tieck hat sich an der Übertragung nicht beteiligt, sondern die übrigen Dramen durch seine Tochter Dorothea und durch Wolf von Baudissin bearbeiten lassen. Obwohl dieser Teil des Unternehmens sehr ungleichwertig und nicht eben sonderlich gelungen ist, hat er an dem Erfolge des andern innigen Anteil genommen. Herwegh, Dingelstedt, Simrock, Jordan, Bodenstedt, Friedrich Vischer, Heyse, Gildemeister, Ulrici, Koch u. a. haben bis in die neueste Zeit dem dergestalt Torso gebliebenen Werk mit mehr oder minderer Freiheit und Kunst die Vollendung zu geben versucht; die Anglistik hat von der wissenschaftlichen Seite her ihr sattes Füllhorn ausgegossen, und es konnte sich denn mit Fug und Recht dem Verlangen nach einer weit ausgreifenden Revision die Aussicht guten Gelingens beigesellen. Im Jahre 1903 hat die deutsche Shakespearegesellschaft nach mancherlei Vorspielen Prof. Conrad die Arbeit anvertraut, und in zwei kurzen Jahren ist sie also mit Glück beendet worden. In fünf sehr geschmackvoll dargebotenen Bänden hat sie die Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart in Liebhaber-Halbfranz M. 20.—, geb. M. 15.—, geh. M. 10.— fertig gestellt und zugleich die entsprechende einbändige Volksausgabe angekündigt.

Es kommt manchem schon ein Unbehagen, wenn er nur von einer solchen Revision hören muß. Es ist nun einmal unser Shakespeare. Aber solch rührend gemütvolle Opposition ist allemal vor unbeschränkter Liebe ganz beschränkt. Man liebt die Fehler, weil sie lieb sein sollen; man kämpft um sie wohl gar mit Gründen. Eine weitverbreitete, psychologisch interessante Erscheinung und jener Laienstandpunkt, der jeder philologischen Tätigkeit an Kunstprodukten um so mehr gram ist, als er sie wenig kennt und erkennt. Jede Frage der Textherstellung aber ist eine gänzlich wissenschaftliche und für die größere Perspektive ein mehr oder weniger elementarer Beitrag zur Erkenntnislehre, in der das unmerklich Kleine eine unmerklich große Rolle spielt. Das Problem der Übersetzung ist zur einen Hälfte ein wissenschaftliches, insofern es die sprachliche Beziehung der Ausdruckssymbole fordert, zur andern ein künstlerisches, insofern es die kongeniale Intuition der inneren Form verlangt. Und insofern im höheren Bezirke eine Verbindung der wissenschaftlichen und der künstlerischen Forderung besteht, braucht es als Wichtigstes trotz beidem den reproduktiven Künstler. Und was kann nun erfreulicher sein, als Prof. Conrad über A. W. Schlegel also zu hören: ‚Eine eingehende Vergleichung der Schlegelschen Shakespeare-Übersetzung mit dem Urtext und mit anderen selbständigen Übersetzungen der nämlichen Dramen, wie ich sie im letzten Jahre vorgenommen habe, muß zu dem Urteil führen, daß wir hier eine der hervorragendsten Leistungen der

Übersetzungskunst vor uns haben, die denkbar sind.' ‚Auch in rhythmischer Beziehung hat Schlegel, wie ich Tycho Mommsen zugebe, Ausgezeichnetes geleistet: er hat die innere Bewegung der Verse meist richtig erfaßt und wiedergegeben und für die Melodie der Laute ein wunderbar feines musikalisches Gehör an den Tag gelegt. Die letztere Gabe ist nicht gering anzuschlagen; manche Dramatiker besitzen sie gar nicht.' „... als Ganzes ist Schlegels Werk bewundernswert: er hat die gewaltige Symphonie der Empfindungen eines weltweiten Dichterherzens mit virtuosem Geschick nachgespielt und sich selten in einem Ton vergriffen; er hat die unendliche Fülle der Geschöpfe des größten Menschenbildners neugestaltet und sie in blühender Leiblichkeit vor uns hingestellt.' Wie herrlich steht solche Begeisterung dem Redaktor zu Gesicht! So sind es denn nur Kleinigkeiten, die ihm zu tun gegeben haben. Gewiß, ‚nur' Kleinigkeiten. Nichts könnte schwieriger sein. Man merke in einem Drama Seite für Seite die Änderungen an, und man wird erstaunt sein von der Fülle dieser Kleinigkeiten. Seien sie rhythmischer Natur, worauf Prof. Conrad mit besonderer Liebe und Feinheit geachtet hat, oder logischer oder sprachlicher Art, sie fehlen wohl auf keiner einzigen Seite, sie stehen zuweilen in jedem zweiten Dialogpart. Sieht man dann derart die Texte Shakespeares, Schlegels und Conrads nebeneinander, so kann man nicht anders als bewundern, wie diskret und wie solid der Revisor am Werke war. Wie man sich nicht minder freut, daß er es weit von sich weiß, da, wo Schlegel teils gemäß der Zickzackkurve hochgeistiger Tätigkeit, teils aus technischem Versagen, natürlicherweise zu tun gelassen hat, ihm, der nach Millionen geschenkt hat, die Pfennigrechnung zu präsentieren. Damit erwirbt er sich auch selber das Recht, statt Vorrechnungen im ästhetischen nur vergleichende Prüfungen zu hören. Was hieße es auch anders, als seinem Einfall einen andern Einfall entgegenzusetzen; denn daß wissenschaftliche Ausstellungen ernstlich gar nicht zu machen sind, ist schon gesagt. Die Ausgabe hat keinen Apparat; aber ihre Grundsätze hat Professor Conrad eingehend in den ‚Preußischen Jahrbüchern' 1903, Bd. 111, Heft 1, auseinandergesetzt. Zur allgemeinen Veranschaulichung der Forderungen wie der Ausführung mögen einige geeignetere Proben dienen.

Als metrische zugleich eine inhaltreiche Besserung:

Jul. Cäs. III, 2, 85:

He was my friend, || faithful and just to me.

Schlegel:

Er war mein Freund, || war mir gerecht (?) und treu.

Conrad:

Er war mein Freund, || treu und gerecht zu mir.

Eine Umnüanzierung:

Hamlet I, 5, 45:

won to his shameful lust
The will of my most seeming = virtuous queen.

Schl. gewann den Willen
Der scheinbar tugendsamen Königin
Zu schnöder Lust.

C. gewann die sinnliche,
Nur scheinbar tugendsame Königin
Zu schnöder Lust.

Und Hamlet III, 1, 83:

Thus conscience does make cowards of us all.

Schl. So macht Gewissen Feige aus uns allen.

C. So macht das Denken Feige aus uns allen.

Eine sachliche Schwierigkeit:

Romeo V, 1, 47: Sh.: cares of roses.
Schl.: Rosenkuchen (?).
C.: Geigenharz, Kolophonium.

Romeo I, 4, 57:

Sh. Drawn with a team of little atomies
Athwart men's noses asthey lie asleep.

Schl. Und fährt mit einem Spann von Sonnenstäubchen
Dem Schlafenden quer auf der Nase hin.

C. Mit einem Paar von winzig kleinen Pferdchen
Fährt sie den Schläfern längs der Nase hin.

Reine Übersetzungsfehler:

König Johann II, 1, 569:

Sh. That daily break = vow, he that wins of all.

Schl. Der Alltagsmeineid, der um alle wirbt.

C. Der, täglich Eide brechend, alle plündert.

Hamlet I, 2, 187:

He was a man, take him for all in all.

Schl. Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem.

C. Nennt alles in dem Einen: er war ein Mann.

Es ist psychologisch hochinteressant, gerade bei Übersetzungsfragen Zirkelgänge der Kritik festzustellen.

Kaufmann IV, 1, 133:

Sh. thy currish spirit
Govern'd a wolf, who hang'd for human slaughter,
Even from the gallows did his fell soul fleet,
And, whilst thou lay'st in thy unhallow'd dam,
Infused itself in thee.

Schl. einen Wolf regierte
Dein hünd'scher Geist, der aufgehängt für Mord,
Die grimme Seele weg vom Galgen riß,
Und, [die-]weil du lagst in deiner schnöden Mutter,
In dich hineinfuhr.

Hier fragt Conrad: ‚Aber wie konnte er (der Wolf) seine Seele wegreißen, da er doch fest am Galgen hing?' Aber warum nicht? Im Moment des Todes bleibt der Wolf(körper) hängen, und die Wolfseele reißt sich — als Seele natürlich selbst sich selber — vom Strafort.

Immerhin ist deutlicher:

C. von deinem hünd'schen Geiste ward
Ein Wolf regiert, des grimme Seele, als
Um Mord gehängt er war, vom Galgen floh
Und, da du lagst in deiner sünd'gen Mutter,
In dich hineinfuhr.

Wie konnte dagegen stehen bleiben, wo diese Stilgroteske nicht motiviert ist:

Sommern. III, 2, 144:

Sh. Shall we their fond pageant see?
Lord, wlat fools these mortals be!

Schl. C. Wollen wir ihr Wesen sehn?
O die armen Sterblichen!

Man vergleiche noch Sommernachtstraum IV, 1, 120:

Sh. but match'd in mouth like bells
Each under each.

Schl. doch ihrer Kehlen Ton
Folgt aufeinander wie ein Glockenspiel.

C. doch wenn sie alle bellen,
Klingt es wie Töne abgestimmter Glocken.

Ebenda III, 2, 40:

Sh. That, when he waked, of force she must be eyed.

Schl. Erwacht er, so entgeht sein Aug' ihr nicht.

C. Erwacht er, muß sein Auge sie erschau'n.

Ebenda III, 2, 249:

Thou canst compel no more than she entreat.

Schl. Nichts mehr erzwingen, als was sie erbittet.

C. Nicht mehr erzwingen kannst du, als sie bitten.

I, 1, 15:

The pale companion is not for our pomp,

Schl. Der bleiche Gast stört unser Hochzeitsfest.

C. Der bleiche Gast geziemt nicht unserm Pomp.

Besser: Der bleiche Gast paßt nicht zu unserm Pomp.

I, 1, 32:

... and stolen the impression of her fantasy.

Schl. Erschlichest Eindruck auf ihr weich Gemüt.

Aber was heißt:

C. Du stahlst das Bild aus ihrer Phantasie?

Nicht glücklich:

Ebenda II, 2, 20:

C. Schwarze Käfer, uns umgebt||
Nicht mit Summen! Macht euch fort!

Gegenüber:

Schl. Käfer schwarz, von hinnen schwebt!

Sh. Beetles black, appreach not near.

Eher: Schwarze Käfer, nicht umgebt|| uns mit Summen!

Im Ernst verstimmt eine hartnäckige Sprachreinigungssucht, die den Fremdwörtern nicht einmal die Pässe visiert. Erbarmungslos wird verdeutscht, und Schlegel hat doch gewiß nicht mit Fremdwörtern hausiert. Wohl hat er ihre komische Wirkung auszunutzen gewußt, und es besteht auch heute kaum ein Grund, den Rüpeln diese harmlosen Freuden zu beschneiden. Da wird der sog. Sprachreinheit zulieb aus: ‚Es kommt mich eine Exposition [Disposition!] zum Schlaf an' das triviale: Ein Drang zum Schlaf an. Oder alle ‚Akteurs' des braven Zettel werden Schauspieler, und man höre Zettel ‚liebe Schauspieler' (IV, 2) sagen, neben ‚allerliebste Akteurs'! Oder es wird der Eunuch zum Hämmling! (V, 1.) He comes to disfigure or to present (III, 1). Schl.: Er komme, (die Person des Mondscheins) zu defigurieren oder zu präsentieren. C.: Er komme, (...) vorzustellen. Der rechte Schauspieler weiß auch heute noch, an wen er zu denken hat, wenn ihm solche Wortwitze vorkommen, und er braucht sie nicht komisch-pathetisch zu lautieren. Mögen immerhin alle ‚Parte' Rollen werden; ist aber

das geleimte: ‚Du Rosenkranzkoralle' so viel schöner oder realistischer als das unbezahlbare: ‚Du Paternosterperle?' (III, 2.)

Doch es sollte mit alledem nur dargestellt werden, weil sich das Urteil, das freudige, vom ganzen herleitet. Die Wirkung wird gewiß nicht der Leistung und Mühe entsprechen; denn das ist ja das Undankbare solcher Arbeit, daß sie im Schatten getan wird. Nun, es ist ein großer Schatten, Shakespeares Schatten, unseres Shakespeare.

-th.

Den Buntscheck, ein ‚Sammelbuch herzhafter Kunst für Ohr und Auge deutscher Kinder', herausgegeben von Richard Dehmel (Köln, Schaffstein) darf man wohl das Bilderbuch des Symbolismus nennen. Will auch der Herausgeber nach seinem in der Gedichtsammlung ‚Lebensblätter' (1895) getätigten Protest weder Symbolist noch Naturalist sein (vgl. dort S. 11), so darf eine erweiterte Auffassung des Begriffes symbolischer Dichtung auch ohne Schaden auf Dehmels Lyrik angewandt werden. Außerdem arbeiteten am Buntscheck Dichter mit, die sich selbst bei persönlicher Verwahrung die Bezeichnung des Symbolisten gefallen lassen müßten, so O. Wiener, P. Scheerbart, Peter Hille, A. Mombert und Karl Ferdinands, und von den übrigen bemühen sich Fr. Kayßler, Jakob Wassermann und Anna Croissant-Rust offenbar, ihre Dichtung den übrigen anzupassen. Oder vielmehr, es zeigt sich im Buche der einheitliche, auswählende Geist ‚herzhafter', d. i. mit symbolistischer Gedankenfracht geladener Kunst. Es soll das auch kein Vorurteil an sich bedeuten; denn der Märchenton, dem Kinde am lieblichsten im Ohr klingend, wäre bei lieblicher Symbolik noch eher zu finden als irgendwo anders, aber nur, wenn der Poet den Glauben hätte. Es ist natürlich nicht der Glaube im Sinne des religiösen Bekenntnisses gemeint, sondern der Glaube schlechthin; hier aber spricht eben meist die Zersetzung. Wo der Symbolismus wirklich schöpferisch ist, wo er neues Märchengut hebt, da entfernt er sich nicht vom Kunstmärchen, das der Idee zuliebe Erlebnis und Staffage erfindet. So ist es z. B. in Wassermanns ‚Märchen vom kleinen Bräutigam', in dem der Dichter gezeichnet ist, der dem Herzen der Welt verlobt ist. Für Kinder vielleicht etwas weit hergeholt, aber immer noch eine diskutable Idee. Was soll aber in der ‚Geschichte vom alten Wodtke (Wodan?) und dem Michel Krist' (Christus?) für Kinder stecken, die sich zur Not, weil es doch einmal beziehungsreiche Kunst sein soll, auf die Nachfolge christlichen Kults auf Heidnisches deuten ließe? Wäre dies die Deutung, so könnte allenfalls ein schlechter Scherz dahinter gesucht werden. Diese Dehmelsche Poesie hinterläßt keineswegs elementare Wirkungen, sondern nur den Eindruck frostiger Komposition. In anderen Geschichten des Buntscheck herrscht die angekränkelte Geistreichelei der Salonunterhaltung mit ein wenig Paprika, (der eitle Jakko), vollends für Kinder ein glücklicherweise unbekanntes Land, oder der mit den Worten Fangball spielende Ästhetizismus (die angeführte Hexe, das Eis). Sogar Peter Hille weiß in einem schön angelegten Bilde, das einst die Legende so lieblich auf Sankt Augustins unersättlichen Durst nach der Erkenntnis Gottes zu deuten verstand, nichts anderes vorzubringen, als daß er ein — dänisches Gegenbild konstruiert. Unfruchtbarkeit, wohin man sieht. Keine schöpferischen Werte, die dem Kinde etwas Greifbares geben, ich will nicht sagen, für seinen Verstand Bereicherndes, sondern sein Gemüt Füllendes; kurz, es ist keine herzhafte Kunst im Buntscheck. In den Gedichten finden sich ein paar Treffer; aber dafür macht sich klingelndes Wortgepränge in stark beeinträchtigender Weise breit. Es hat keinen Zweck, noch mehr Einzelheiten anzuführen; nur noch auf ein pädagogisches Bedenken sei hingewiesen. An der

einen Stelle, wo die herzhafte Kunst belehrend wirkt, betreibt sie die in letzter Zeit vielberührte Frage der geschlechtlichen Aufklärung; leider geschieht dies auch in unzulänglicher Weise. Der Buntscheck, ein Bilderbuch, wird doch wohl zunächst in die Hände der Kinder kommen. Diesen möchte eine wirkliche Aufklärung wohl nicht zugemutet werden. Das erkennt die Verfasserin, Paula Dehmel selbst, und sie gibt den Benutzern des Bilderbuchs, den Kindern, über diese immerhin delikate Sache ein symbolistisches Märchen. Bisher begnügten wir uns Kindern gegenüber mit dem bekannten Storchmärchen, das eine Art kulturellen und historischen Ansehens beanspruchen kann, und das ich für meinen Teil, unbeschadet des literarischen Wertes der dort mitgeteilten Geschichte, entschieden vorziehe. Die Belehrung, in wirklicher und ernster Weise erteilt, hat ja noch Zeit, wenn die Märchenbücher vergessen sind. Aus diesen Gründen kalter, zusammengeklügelter, nicht etwa herzhafter Kunst erfuhr der Text des Buntscheck in solchen Kreisen Ablehnung, denen man sonst keine Abneigung gegen die hier vertretene Richtung und ihre Meister nachsagen kann. ‚Um es offen zu sagen, ich verabscheue das Kindlichkeitsgetue höchst unkindlicher Dichter; ich finde zugleich, daß es eine der ärmlichsten modernen Dummheiten ist, aus raffinierter Klugheit naiv werden zu wollen. Soll ich es einmal töricht sagen: Naivetät ist der unbewußte Glaube an die Weltordnung, und fast alle diese Kinderdichter glauben, sie würden naiv, wenn sie nur recht den lauten Zufall hopsen ließen. Haben sie denn niemals die himmlische Ordnung der alten Sagen und Märchen angesehen, von denen keines schließt, ohne daß die Weltordnung einmal so gründlich hergestellt ist wie nur in einem großen Drama?‘ Das schrieben ‚Die Rheinlande‘ (1904, 15). Hervorgehoben muß freilich werden, daß die bildliche Ausstattung des Buntscheck herrlich ist, und daß einzelne Blätter, auch die Vorsatzpapiere, ein Genuß für ein schönheitsfrohes Auge sind.

Laurenz Kiesgen.

Theater.

Münchener Theater. Kann ein Mann ein Mädchen noch ferner lieben, welches das Unglück hatte, daß es von einem fremden Mann zu seinem Willen gezwungen wurde? Wird seine große und heiß erwiderte Liebe stark genug sein, die unangenehmen Nachwehen der Erinnerung zu verschmerzen und ein späteres Eheglück zu garantieren, oder kann sie jenes unselige Gedenken nicht verwinden und muß sich resigniert bescheiden, oder wird sie in eifersüchtiger, tiergieriger Lust ihr älteres Recht noch möglichst zu behaupten oder zu rächen suchen? Dies für einen bestimmten Menschenschlag zu berechnen, hat Franz Adam Beyerlein unternommen, und das Resultat ist sein Drama ‚Der Großknecht‘, das für München im Schauspielhaus seine Erstaufführung erlebte. Das unbarmherzige Leben und die unberechenbare Menschennatur sind wohl reich an Lösungen. Eine feine diskrete Kunst einer realistischen Kunstströmung wird wohl auch nicht von vornherein verzichten müssen, einen solchen Stoff auf die Bühne zu bringen; nur erfordert er die leichte, sichere Hand des Seelenanalytikers, nicht die Faust eines blindwütigen Gefühlsathleten. Nimmt man noch das von Ibsen her so beliebte Problem der Lebenslüge mit ihren demoralisierenden Folgen hinzu, so kommt man dem Geschmack der Zeit entgegen und kann auch Kunstwerte geben, wenngleich kein lebendiges Kunstwerk. Also hat Beyerlein solch eine Problemdichtung geschrieben? Wer Beyerlein kennt, weiß, daß er dazu viel zu grobschlächtig ist. Statt zu suchen und zu spintisieren, greift er einfach einen Menschen heraus, dem nun just dieses Unglück passieren muß, einen Bauern, einen Knecht. Neunzig von hundert

Bauernburschen werden frei sein von ungesunder Grübelei und hysterischer Gereiztheit und sich nicht zu Vorbildern des ‚Großknechtes' eignen. Beyerlein hat darum seinem Naturburschen Geist von seinem Geist verliehen; er ist ein großer Heimat- und Naturschwärmer, der ganze moderne Bühnenjargon über seine feinsten Seelenregungen und Stimmungen ist ihm geläufig. Daß er auf der Bühne oft den Eindruck eines Tobsüchtigen und nebenbei kleinhäuslerischen Geizhalses macht, wollte Beyerlein jedenfalls nicht. Doch der Wert des Stückes liegt vielleicht in der Entwicklung? Kann man das Entwicklung nennen, wenn zuerst Liebesekstasen und Wutparoxismen abwechseln, dann eine Heirat dazwischen kommt und nachher die Liebes- und Wutanfälle sich wiederholen bis zum Totschlag? Aber die Lüge stand doch zwischen den beiden als eigentliche Schuld, und die Wahrheit bringt die Katastrophe? Sie dient höchstens dazu, das Drama drei Akte lang zu machen. Das Bekenntnis der Wahrheit gibt nur den äußeren Anlaß, nicht aber ein zwingendes Motiv zur blutigen Tat, die auch schon früher oder später oder gar nicht hätte geschehen können. Außerdem erfährt der Mann nicht die eigentliche Wahrheit. Doch da ist ja auch noch das Kind da, ihr Kind von dem Fremden, und Beyerlein hat wohl diesen Umstand benützt, um feinere Züge in das Bild zu bringen. Das Kind ist einen Akt lang die ständige Ursache zu erregten Auftritten und dann muß es im geeigneten Moment ertrinken. Daß der Kleine ins Wasser fallen muß, ist nur eine zwecklose Grausamkeit, berührt aber den Gang der Handlung nicht weiter.

Beyerlein hat in diesem Stück eine Geschichte dramatisiert, die unter hundertmal nicht einmal vorkommt. Ein unbefangener Zuschauer bekommt den Eindruck, als habe der frühere Fremdenlegionär und jetzige Großknecht Robert unter der heißen Sonne Afrikas an seinem Gehirn Schaden gelitten. Von Zeit zu Zeit bekommt er seine Anfälle und in einem solchen Raptus schlägt er seine Frau tot. Er hat etwas entschieden Pathologisches. Seine Frau, die Mile, ist keine schlechte Figur. Ihre Bestimmung ist aber eigentlich nur, zu warten, bis sie totgeschlagen wird. Die Frau, d. h. die Herrin des Hofes, muß die gelegentliche Vermittlerin spielen und durch eine grausige Erzählung auf die grausige Tat vorbereiten. Auch muß sie das Kind einmal vor dem Sturz ins Wasser retten, ein erstaunlich plumper Fingerzeig, den der Autor dem Zuschauer wie den Personen seines Stückes gibt: So muß der Kleine aus der Welt gehen. Bühnentechnische Wirksamkeit kann man manchen Szenen sicher nicht absprechen, besonders wenn so gut gespielt wird wie im Schauspielhaus. Als Ganzes ist aber Beyerleins Drama ‚Der Großknecht' eine brutale Mache.

K. Weiß.

Kunst.

Böcklins Kunst und die Religion. Ausgehend von der Tatsache, daß Religion und Kunst mehr und mehr Macht über die Gemüter gewinnen, daß kaum zu einer früheren Zeit die Teilnahme am Kunstleben unter den Gebildeten so allgemein gewesen wie heute und auch das religiöse Bedürfnis sich weit stärker als zuvor in den letzten Jahrhunderten geltend macht, hält Johannes Manskopf in seiner Schrift ‚Böcklins Kunst und die Religion'* es für angezeigt, auf zweierlei die Sorge des religiös gesinnten Kunstfreundes hinzurichten. ‚Einmal, daß die zu neuem Leben erwachte Kunst, nachdem sie in der Sturm- und Drangzeit des Impressionismus neue Ausdrucksmittel gefunden, nun nach einem neuen Inhalt ihrer Schöpfungen suche und ihn durch die Religion, durch eine tiefe Erfassung des Lebens gewinne. Andrerseits hängt nicht nur für die

* F. Bruckmann, München 1905.

Religion, sondern auch für eine Vertiefung der Kunst alles davon ab, daß jene sich nicht zu einem in unbestimmten Gefühlen zerfließenden Mystizismus erweiche.' ‚Nur auf dem Grunde der Ehrfurcht vor einer überweltlichen, persönlichen, sittlichen Macht kann die Annäherung von Religion und Kunst zu gegenseitiger Befruchtung führen. Von einer Befruchtung der Kunst durch die Religion erwarten wir ihre Vertiefung, ihre Bewahrung vor der Gefahr, sich in den Dienst einer oberflächlichen Kultur zu stellen. Die Berührung der Religion mit der Kunst aber muß jene davor schützen helfen, die Fühlung mit dem Empfinden der Zeit, wie es sich in der Kunst ausspricht, zu verlieren. Sie wäre sonst in Gefahr, einem trockenen Dogmatismus oder einer weltfremden psychologisch unwahren Empfindungsweise zu verfallen.'

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend unterwirft Manskopf das Verhältnis der Kunst Böcklins zur Religion einer eingehenden Betrachtung. Eine solche Beziehung zur Religion glaubt er zunächst in denjenigen Bildern des Meisters zu finden, welche uns sein innerstes Wesen erschließen, in seinen Naturschilderungen. Sein künstlerisches Schaffen erscheint ihm hier als ein Nachempfinden der Schöpfergedanken Gottes. ‚Mag bei ihm auch vielleicht eine pantheistische Deutung näher liegen, jedenfalls wird die Bezeichnung seiner Landschaft als symbolisch-religiös kaum zu hoch gegriffen erscheinen.' Dem Vorwurf, welcher von christlicher Seite Böcklin vielfach gemacht worden ist, er ziehe den Menschen zur Natur hinunter, anstatt ihn über sie zu erheben, muß Manskopf, wenngleich er im allgemeinen eine Beseelung der Materie vor seinen Bildern zu erleben behauptet, wenigstens insofern zustimmen, als er eingesteht, daß dem Vorwurf doch vielleicht die Befürchtung zugrunde liege, an Stelle der Religion der Erlösung trete eine Religion bloßer Stimmungen. Andererseits will er in ihnen doch auch Hinweise auf den Weg finden, auf welchem der Mensch im Ringen mit der Natur über sie hinaus nach der wahren Freiheit strebe, jener Freiheit, die im Glauben an den persönlichen überweltlichen Gott gegeben ist. Dies sucht er an einzelnen Bildern des Meisters nachzuweisen. — Der Versuch dürfte ihm schwerlich gelungen sein. Der Verfasser ist, wenn wir ihn recht verstanden haben, Anhänger der christlichen Weltanschauung. Wollte er Böcklin als Pfadweiser für religiöse Malerei aufstellen, so mußte er bei ihm auch eine christliche Naturauffassung nachweisen. Auch der Pantheist wird für seine Naturanschauung das Prädikat der Religiosität in Anspruch nehmen. Jede sinnige Naturbetrachtung wird im Geiste des unvoreingenommenen Beschauers irgendwie geartete religiöse Gedanken und Stimmungen auslösen. Ist doch nach den Worten des Völkerapostels Gottes unsichtbare Größe durch das Geschaffene sichtbar geworden; nur der ausgesprochene Atheist und Materialist wird bei der Schale der Dinge stehen bleiben und nicht bis zu ihrem verborgenen Urgrund vordringen. Darin liegt gerade das Berückende der pantheistischen Weltanschauung, daß sie den Wahrheitsgehalt des Zusammenhanges aller geschaffenen Dinge mit Gott, ihrem göttlichen Ausgang und Verlauf, zur Wesenseinheit mit der Gottheit verdichtet. Wer wie der Verfasser sich christlich gläubiger Naturauffassung erfreut, dem wird es nicht schwer fallen, auch von Landschaften Böcklins sich religiös anregen zu lassen; denn daß Böcklin landschaftliche Stimmungen zu malen verstanden hat, daß er, wenn wir den Ausdruck gebrauchen sollen, die Seele der Natur meisterhaft belauscht und erfaßt hat, wer wollte das leugnen? Ihr geheimnisreiches Walten hat er mit des Dichters Auge in einzelnen Momenten entschleiert geschaut und auf seiner Leinwand niedergeschrieben. Ohne ihn gerade

zum Anhänger des Pantheismus stempeln zu müssen, werden wir so auch die Fabelwesen deuten dürfen, welche oft seine Landschaften beleben. Und ebenso finden wir es begreiflich, daß Böcklins Villa am Meer den Gedanken erweckt hat: ‚Abend wird's; Herr, bleibe bei mir!'* Aber dieser spezifisch religiöse Gedanke ist vom Beschauer in das Bild hineingelegt worden, ist nicht durch das Bild selbst gewollt. Und weiter darf gefragt werden, ob Böcklins Fabelwesen, in denen er so gerne das geheime Walten der Naturkräfte verkörpert, mit ihrem mythologischen Gepräge besonders geeignet sind, theistisch religiöse Gedanken und Gefühle wachzurufen, ob solche Gedanken nicht weit spontaner und lebhafter sich vor jenen Bildern einstellen, welche dieser Staffage entbehren? Mir scheint, daß in dieser Hinsicht Gemälde wie die Villa am Meere oder die Toteninsel oder Vita somnium breve weit wirkungsvoller sind als etwa das Spiel der Wellen oder der Triton und die Nereide, von welch letzterem Bilde Manskopf meint, es lasse sich keine schönere Illustration zu den Worten des Paulus vom Harren und Seufzen der Kreatur nach Erlösung denken.

Böcklin hat auch Bilder gemalt, deren Inhalt dem biblisch christlichen Vorstellungskreis entnommen sind. Hier müßte sich noch deutlicher als bei seinen Landschaften zeigen, daß er ein religiöser Maler ist. Indessen hier gerade gesteht auch Manskopf ein: ‚Auch wenn alle Voraussetzungen des Verständnisses vorhanden sind, bleibt noch genug übrig, was es uns schwer macht, zu Böcklins religiösen Bildern ein enges Verhältnis zu gewinnen.' ‚Ich bin,' so schreibt er, ‚natürlich weit davon entfernt, in seinen religiösen Bildern das Ideal einer religiösen Kunst verwirklicht zu finden. Etwas Naturhaftes hängt seiner ganzen Kunst an, auch wo er religiöse Stoffe behandelt. Man hat den Eindruck, daß solche Stimmungen ihm am nächsten liegen, die aus der Natur geschöpft oder vor ihr empfunden, in ihr ihr Spiegelbild finden können. Wir glauben, die geistige Erhebung über die Natur, die wir in seinen Landschaften gefunden haben, gerade in seinen religiösen Bildern manchmal vermissen zu müssen. Wir haben vor manchen dieser Schöpfungen den Eindruck, daß mehr die menschlich natürliche als die geistig religiöse Seite des Vorgangs seine Teilnahme erweckte.' In der Marienlegende (1890 gemalt) erscheint ihm Maria ‚lediglich als eine gesunde, stolze, lebensfrohe Mutter, und ihr Kind ist ein von Lebendigkeit übersprudelndes Menschenkind'; ‚ein Christkind ist es freilich nicht; hinter dem einfach menschlichen Empfinden, welches das ganze Werk erfüllt, tritt das religiöse Gefühl, die höhere Weihe fast ganz zurück.' In der Berliner Grablegung zeigt Maria ‚einen zu tränenloser Verzweiflung erstarrten Schmerz'. In der Berliner Pietà ‚ist das Antlitz des Toten mit dem starken Barte kein Heilandsantlitz; jede göttliche Verklärung geht ihm ab. Wir glauben eher einen kraftvollen Kriegshelden, den der Tod gefällt hat, vor uns liegen zu sehen'. Aber darum sind auch die rein formalen Vorzüge des Bildes, welche Manskopf geltend macht, die Größe der Linienführung, die Licht- und Farbengegensätze, noch nicht genügend, die Empfindungen des Bildes über das rein menschliche Maß hinauszuheben und es zu einem religiösen Kunstwerk ersten Ranges zu machen. Gerade die Licht- und Farbengegensätze sind zudem so nachdrücklich betont, daß man zu dem Ge-

* Ein Freund des Verfassers schrieb diesem auf die Rückseite einer Reproduktion der Villa am Meer die Worte:

‚Über dem herbstlich grauen Meer
Springt der Sturm auf,
Beugt in raschen, zorn'gen Stößen
Meiner Zypressen edelstolze Häupter,
Führt von ferner, nie geschauter Küste
Wog' um Woge rollend mir zu Füßen.
Meiner Zukunft Bild. Ich warte einsam.
Abend wird's. Herr, bleibe bei mir!'

danken versucht wird, dem Maler sei die Verbindung der himmlischen Welt mit dem irdischen Vorgang ein willkommener Anlaß gewesen, diesen eindrucksvollen Farbengegensatz zu schaffen. Eine gewisse Größe soll trotzdem dem Bilde nicht abgesprochen werden. Die Gestalt Mariens, welche mit verhülltem Angesicht über den Leichnam Christi hingeworfen liegt, wirkt unfraglich weit erschütternder als Magdalena auf der Baseler Pietà mit ihrem fassungslosen Schmerz.* Manskopf findet hier den Ausdruck des Schmerzes bei Magdalena gemäßigt im Vergleich zu späteren Darstellungen und charakterisiert ihn als Schluchzen; mir scheint der Maler einen Schmerz gezeichnet zu haben, welcher in seiner unermeßlichen Größe nach Worten sucht, aber keine findet. Entspricht es, so fragen wir weiter, der christlichen Auffassung, wenn Maria einen in tränenloser Verzweiflung erstarrten Schmerz kundgibt? Die christliche Vergangenheit hat darüber anders und tiefer gedacht. Ich erinnere mich dabei eines Wortes des heiligen Bernard, da er von Maria sagt: Sed forte quis dicat: Numquid non eum praescierat moriturum? Et indubitanter. Numquid non sperabat continuo resurrecturum? Et fideliter. Darum konnte ihr Schmerz nicht in tränenloser Verzweiflung erstarren. Wie weit würdiger hat doch Michelangelo in seiner Pietà das Verhältnis dieser einzigartigen Mutter zu ihrem toten Sohn erfaßt! Wir wollen weiterhin gerne anerkennen, daß Böcklin seine Magdalena mit weit größerem sittlichem Ernste gemalt hat als Correggio und Batoni, auch daß er das Salomesujet nicht mit der Moderne zum Typus dekadenter perverser Sinnlichkeit ausgebeutet hat, daß er überhaupt an die heiligen Ereignisse mit Ernst herantritt und diese nicht wie Stuck, Korinth, Slevogt u. a. rein dekorativen Zwecken dienstbar macht oder gar ins Triviale und Lüsterne herabwürdigt wie z. B. Slevogt in seinem verlorenen Sohn, Korinth in seiner Salome. Wenn aber Manskopf einräumt, daß Böcklins Auffassung der Ergänzung durch eine noch mehr christlich vertiefte Betrachtungsweise bedarf, so kann man auch nicht Böcklin als Wegweiser zu einer großen monumentalen religiösen Kunst, wie wir sie ersehnen, betrachten. Gewiß wird auch der religiöse Maler manches von Böcklin lernen können; aber was seine Kunst zur religiösen stempelt, religiösen Ernst, christliche Würde und Weihe, innig gläubiges Erfassen der Heilsgeheimnisse, wird er bei Böcklin schwerlich finden. Des Meisters Wert und Bedeutung liegt auf einem anderen Gebiete.

Prof. Dr. Jos. Kolberg.

* Das Urteil Detzels in seiner christlichen Ikonographie: ‚Hier fehlt alles und jedes religiöse Verständnis, wenn man nicht annehmen soll, der Maler habe eine Karikatur auf den heiligen Gegenstand zu liefern beabsichtigt,' erscheint auch mir zu weitgehend. Zu karikieren hat jedenfalls Böcklin ferngelegen.

Die Winterausstellung der Münchener Sezession ist gleich den Frühjahrsveranstaltungen dieser verdienstvollen Künstlergruppe im engeren Rahmen gehalten als die großen Herbstparaden. Kommen im Frühjahr mehr die werdenden Kräfte der jungen Generation und die skizzenhaften Entwürfe der führenden Größen zur Geltung, so begnügt sich die diesmalige Winterausstellung, in drei reichen Kollektionen das Gesamtwerk dreier fertiger Meister vorzuführen. Der bekannteste unter ihnen, Viktor Weishaupt, hat im Februar 1905 bereits sein Schaffen für immer abgeschlossen, während die anderen beiden in der Vollkraft des Wirkens unter uns weilen und der gerechten Anerkennung noch vielfach harren.

Eine ganz besondere und seltene Freude bereitet es, in **Carl Johann Becker-Gundahl**, der bisher auch den besser orientierten Kunstfreunden vornehmlich als Zeichner und Illustrator bekannt war, einen Maler von hervorragender Bedeutung und zumal einen Vertreter

der religiös-monumentalen Kunst von hoher und verheißungsvoller Eigenart kennen zu lernen. Der im 50. Lebensjahr stehende Künstler hat diesen seinen eigentlichsten Beruf erst ziemlich spät erkannt, wie er sich überhaupt nur nach Überwindung vieler Hindernisse und Unterbrechungen dem Künstlerberuf widmen und treu erhalten konnte. Seine ersten Gemälde seit der Mitte der achtziger Jahre, darunter das im Besitz Defreggers befindliche ‚Der Austräglerin Ende' (1884), ‚Die Schwestern' (1888), ‚Die Kurpfuscherin' u. a., zeigen mancherlei Verwandtschaft mit Leibls Werken. Zumal im Gegenstand; denn auch Becker geht auf im Studium der ländlichen Bevölkerung, unter der er lange lebte; er pflegt zunächst eine Art bäuerlicher Armeleutmalerei, beobachtet das langsame, nur noch von nichtigem Tun (Wahrsagen, Kurpfuschen) unterbrochene Hinsterben des alten Bauernweibs, dem in sein vernachlässigtes Hinterstübchen nur noch von Mutter Sonne ein paar freundliche Strahlen gespendet werden. Am wertvollsten sind diese nicht immer von novellistischem Beiwerk freien Bilder durch das wundervolle Lichtstudium. Gewöhnlich kommt die Helligkeit durch ein kleines hohes Fenster seitwärts, streift über alles Lebendige und Tote, was sie im Raume trifft, und verteilt sich dann am freudigsten über Wand und Tür, aus deren alter morscher Fläche sich so viel leise Buntheit und feine Getöntheit herausholen läßt. Die Freude an der Farbe nahm bei dem Künstler offenbar immermehr zu, und nach vielen Landschafts- und Figurenstudien im Freien finden wir bei ihm Anfang der 90er Jahre eine von allen Gesuchtheiten gänzlich freie Ausbildung der Farbentechnik in eigenartiger Zusammenstellung und Zusammenstimmung, die man nur staunend anschauen, aber nicht in Worten beschreiben kann. Am meisten zog es uns immer wieder zum Bildnis der Mutter des Künstlers (1893), in dem die Hauptskala etwa von Violettblau zu Grünblau zu Schwarzblau geht. Eine unbenennbare Fülle von Farbenreiz ist in das liebe kleine Bild einer säugenden ‚Mutter' verschmolzen, ebenso in das an die älteren Motive anklingende ‚Lichtmeß' und das figurenreiche Interieur ‚Die Nörgler' (1892). Im Seelenstudium wendet sich Becker namentlich den Äußerungsweisen bäuerlicher Frömmigkeit zu. Die Nebeneinanderstellungen andächtiger Frauengesichter, die charakteristische Unterscheidung des Ernstes im Antlitz der Alten und Jungen sind klar und echt in jedem Zug. Ein sehr umfangreiches Bild ‚In der Kirche' zeigt neben mehreren ausgezeichneten Einzelgestalten doch im ganzen Mängel der kompositionellen Abgewogenheit, die sich auch anderwärts hie und da zeigen. Das Bild blieb unvollendet; von einem ähnlich geplanten ‚Die Wallfahrer' zeugen nur hervorragende Rötelstudien, in denen diese Zeichnungstechnik geradezu erfinderisch ausgebildet ist. In einer Porträtzeichnung von des Künstlers Frau ergibt sich aus Rötel, Kohle und Kreide eine ganz merkwürdige Gesamtwirkung, und ebenso sind viele Pastell-, Kreide- und Bleistiftzeichnungen mit technischer Meisterschaft durchgeführt. An den vielen trefflichen Federzeichnungen für die ‚Fliegenden Blätter' und zur Buchillustration stört doch öfters eine wohl vom Auftrag verschuldete romantisierende Trivialität des Gegenständlichen; der Humor ist oft köstlich, an Hengeler gemahnend. Ganz zu sich selbst kehrte der Künstler, nachdem ihn lange Zeit die Not vom malerischen Schaffen ferngehalten, in den monumentalen Entwürfen für Mosaikbilder zurück, die er zur Ausschmückung der Münchener St. Maximilianskirche schuf. Diese Kirche, die in ihrer Innenausstattung so bedeutsame Anläufe zu einem ‚modernen' Kirchenstil nimmt, wird in ihren Mosaikwänden Kunstwerke von außerordentlicher und

eigenartigster dekorativer Wirkung erhalten. Hier konnte sich Beckers Sinn für wohlerwogene Buntheit frei betätigen und über die Gestalten der Heiligen und Engel alle Fülle einer erträumten himmlischen Farbenharmonie ergießen. Dabei bleibt das notwendige Erfordernis ernster Größe durch die Art der Zeichnung vollkommen gewahrt, in der sich plastisches Schauen mit einer der Mosaiktechnik entsprechenden Einfachheit der Linienführung verbindet. Die hoffentlich bald zu verwirklichende Ausführung dieser genialen Entwürfe wird einen großen Schritt vorwärts in der Neuentwicklung eines großen kirchlichen Dekorationsstils bedeuten. — Das Werk Becker-Gundahls bringt eine solche Fülle großer Eindrücke, daß dahinter die beiden anderen Kollektionen in der Erinnerung fast allzusehr zurücktreten. Die Tiermalerei von Viktor Weishaupt bedarf bei ihrem allgemeinen Ansehen einer näheren Charakteristik wohl nicht mehr. Seine immer frischbleibende, natürliche und sorgfältige Art ist besonders glücklich in der Wiedergabe tierischer Bewegungen, mag er nun den schleppenden Gang der Rinder oder das Bäumen wilder Stiere darstellen. Dagegen tritt in dieser Gesamtausstellung mehr als früher seine Meisterschaft in der Landschaftsmalerei hervor. Die Motive der Dachauer Moorgegend fanden in Weishaupt schon längst einen einfach-liebevollen Schilderer, der in ihnen wohl auch, wie der mondbeglänzte ‚Weiher am Wald' zeigt, die romantischen Reize zu finden wußte. — Aus einer anderen Motivenfülle der nächsten Münchener Umgegend schöpft Richard Pietzsch in seinem noch ständig aufwärtsstrebenden Schaffen. Er ist der Maler des Isartals, seiner reichgegliederten, bald schroffen, bald sanfthügeligen, buntbewaldeten Ufergelände, die so viel wechselreiche Fern- und Nahblicke darbieten; jene noch zudem ausgezeichnet durch den fernglänzenden Alpenhintergrund. In allen Jahreszeiten hat der Künstler sein Land durchstreift und besonders eine Reihe frischester Winterstudien mit heimgebracht, deren Ausgestaltung zum Bild freilich nicht immer gelingt, weil eine allzu schematisierende Großzügigkeit gerne die Unmittelbarkeit stört. Dagegen bleibt in anderen großen Gesamtblicken zumal auf die Frühlingslandschaft (‚Ostern 1905 im Isartal', ‚Frühlingsgewitter im Isartal') die volle Lebendigkeit und Klarheit der ersten Anschauung erhalten, und auch manches andere Bild, in dem der besondere Landschaftscharakter des Isartals zurücktritt (‚Sommerlandschaft mit Schnitter'), ist von weiter und harmonisch aufgebauter Raumwirkung. Die zahlreichen feingetönten Zeichnungen mit Motiven von Visby auf der Insel Gotland zeigen eine andersartige Darstellungsgruppe im Werden. Pietzsch ist unter den drei besprochenen Künstlern noch der verhältnismäßig unfertigste. Wenn er sich trotzdem in solcher Nachbarschaft zu behaupten vermag, so ist dies der deutlichste Beweis seines reichen Fonds selbständiger Werdekraft.

* *

Aus Kunst und Natur. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Mit sechs Tafeln und hundert Abbildungen im Text. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. 1905. — Preis geb. Mk. 8.40.

Eine Anzahl älterer Aufsätze und Reden sind hier mit neuem zu einem stattlichen Bande vereinigt, allen Verehrern des hochwürdigsten Autors gewiß eine hoch willkommene Gabe. Der Referent hat mit Genuß gelesen: Gedanken über Raffaels Cäcilia, den Essay über Helgoland, die Bilder aus Venedig und den Aufsatz: Deutschlands Riesentürme, der jedoch den verstorbenen Bruder des Verfassers, den Stadtpfarrer Eugen Keppler zum Urheber hat. Was die prinzipiellen Artikel über Fragen und Werke christlicher Kunst anlangt, so werden diejenigen Beurteiler, die die Psychologie des echten Künstlertums in sich erlebt haben, und die durch die ruhige, sachliche Betrachtung des historisch Gewordenen an rein spekulativer Ästhetik keine rechte Freude haben können, manche einschneidende Vorbehalte zu machen haben. Die Rede ‚Christliche und moderne Kunst' umspannt ein Thema, das eine erschöpfendere Behandlung verdient hätte, als sie in dieser zum größten Teil noch polemischen Darlegung gegeben ist. Christliche und moderne Kunst sind an sich keine Gegensätze; es gibt auch eine moderne christliche Kunst, und wenn sie nicht existierte, müßten wir sie schaffen. Die moderne Kunst wird nur in ihren Auswüchsen betrachtet, nicht auch nach ihren positiven Werten gewürdigt, was doch das allein Fruchtbare bei einer solchen Untersuchung wäre. — In dem Aufsatz: Michelangelos Jüngstes Gericht, wird das genannte Werk als gegen Glaube und Religiosität verstoßend abgelehnt. Michelangelo, ‚ein Sklave seiner wilden Natur,' ‚fiel und fehlte, aber er fiel, das Auge nach oben gerichtet. Darin liegt seine Größe im Fall.' — Den Schluß des reich mit Bildern ausgestatteten Bandes bildet eine Abhandlung über die Rottenburger Dombaufrage. — In seinen schildernden Teilen erinnert das Buch an ein früheres, hochgeschätztes Werk Bischof Kepplers, ‚Die Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient' (eleg. geb. 11.50 Mk.), das soeben im gleichen Verlag zum fünften Male aufgelegt wurde und damit kaum am Ende seines verdienten Erfolges angelangt sein wird. — In dieser Verbindung darf wohl auch noch kurz auf den wertvollen Text hingewiesen werden, den Bischof von Keppler zu den Kreuzwegstationen der Beuroner Schule (4. Auflage in Mappe 12 Mk., ibid.) geschrieben hat. Er gibt eine kurze Geschichte des Kreuzwegs, behandelt das Verhältnis der bildenden Kunst zur Kreuzwegandacht und würdigt sodann die Bilder der Marienkirche in Stuttgart. Mit der Schätzung des Beuroner Stilprinzips kann man durchaus einverstanden sein, ohne damit die auf dem Boden dieser Anschauungen erwachsenen Leistungen als künstlerisch überragend zu bezeichnen. Nur ein Meister von genialer Begabung könnte der Schule und ihren Verdiensten allseitige Anerkennung sichern. Nichtsdestoweniger ist sie eine sehr beachtenswerte Erscheinung und die kleine Schrift von Bischof Keppler eine gediegene Einführung in ihre Ideen.

-u-

‚Magnus Collund, das Schicksal einer Liebe.' Roman von Bernhardine Schulze-Smidt, Dresden und Leipzig, Verlag von Karl Reißner 1904.

Man könnte es auch ‚der Widerspenstigen Zähmung' betiteln oder ‚der Überschulmeister'. Handelt von der Liebe eines etwas stolz und herb angelegten altadeligen Mädchens aus Westfalenland zu einem Predigtamtskandidaten und zeitweiligen Hauslehrer, der — wie das bei einem Dietmarschener nicht anders sein kann! — ein Ausbund von Tugend und männlicher Kraft ist. Die herbe Westfälin ist aber weniger in ihn als in seinen Predigertalar verliebt, und da Magnus Collund nach seiner ersten mißglückten Predigt zur Einsicht kommt, daß

er weniger zum Pastor als zum Lehrer tauge, und seiner Herkunft nach auch stracks die Konsequenzen zieht, läßt sie ihn fahren. Aber die Rückkunft ihres Bruders, den sein Beruf als Marineoffizier aus dem engen Gesichtskreis des westfälischen Landadels hinweggeführt hat, bringt sie schließlich mit ihrem Magnus, der inzwischen überlehrer geworden ist, wieder zusammen. Tant de bruit pour une ommelette! Das Buch ist nicht übel geschrieben, aber sehr weitschweifig. Viel persönlich Erlebtes scheint in die Erzählung eingeflochten, aber mehr behaglich breit geschildert, als in irgend welchen Zusammenhang mit dem ‚Grundthema' gefügt. Eine erfreuliche Erscheinung an dem Buche — besonders in unserer Zeit! — ist, daß Frau B. Schulze-Smidt da und dort wirklichen Humor zeigt.

J. Sch.

An den Grenzen von China und Tibet. Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. Von Lic. H. Hackmann. Illustriert von Alfred Weßner. Halle a. S. 1905. Gebauer-Schwetschke. (br. 8.—, kart. 8.40, geb. 9.— Mk.)

Derselbe Verlag, aus dem hier unlängst das gute Buch von Wegener über Tibet angezeigt wurde, gibt unter obigem Titel ein Werk heraus, das jenes vorzüglich ergänzt. Hackmanns Buch ist bloß eine Reiseschilderung, aber ‚bloß' ist eigentlich mit Unrecht gesagt. Einmal stellt Hackmann, der eine Zeitlang in Shanghai Prediger war, von seiner Reise, die er vom November 1902 bis September 1903 zu religionsgeschichtlichen Studien machte, nur den Teil dar, der nahezu unerforschtes, noch nicht geschildertes Gebiet im Westen Chinas betrifft; zum andern besitzt Hackmann die Gabe, in seltenem, stimmungswarmem Tone, mit ungewöhnlicher Meisterschaft des Wortes zu erzählen und zu fesseln, so daß man sich auch in stofflich starken Partien wesentlich genießend verhält. Er verlangt auch keinerlei Sonderinteresse, denn er wird seine wissenschaftlichen Beobachtungen selbständig veröffentlichen; er gibt ein Stück Leben, wie er es erlebt und gesehen hat, und wie man es miterleben will, wenn man zu Reisebüchern greift. Dabei geht hier die Illustration zur Hand in eigenartiger Weise: die Kopf- und Randleisten der Buchseiten sind stilgetreu den Photographien und Sammelstücken des Verfassers angelehnt, also zugleich reproduktiv und dekorativ in reicher farbiger Ausführung; aber ob die Ungezieferseite vielen nach Geschmack ist?

J. K.

Unsere Kunstbeilagen.

In das nähere Verständnis der vier Kunstbeilagen dieses Heftes führt der Hauptartikel ‚Karl Spitzweg' von A. Heilmeyer ein. Liebhaber dieser geruhigen, humorvollen Kunst machen wir noch besonders auf die in dem bekannten Kunstverlag Franz Hanfstängel in München erschienene Spitzwegmappe aufmerksam, in der 14 Bilder des Künstlers zu einem charakteristischen Ensemble vereinigt sind. (Folioformat 25 Mk., Quartformat 12 Mk.)

Offene Briefe.

Pf. J. R. in S. Herzlichen Dank für Ihre Sendung und die geistvollen Ausführungen dazu. Wir wollen jedoch diejenigen, die in der Frage des ‚Heiligen' die Rolle des advocatus diaboli übernommen haben, in der Ausübung dieses Amtes nicht weiter stören. Unsere Leser wissen ohnehin (zahlreiche Zuschriften bestätigen das), was sie von solchen Machenschaften zu halten haben. Das Tagesgezänk wird verwehen, das dauernd Wertvolle wird bleiben.

R. Klosterneuenburg. Wir können Sie zufällig auf die Würdigung der Conradschen Shakespeare-Revision in diesem Heft verweisen. Die Cottasche Jubiläumsausgabe von Goethes Werken ist freilich gut; doch hält ihr die Heinemannsche in den Klassikerausgaben des Bibliogr. Instituts die Wage schon dadurch, daß sie bei gleicher Zuverlässigkeit und nicht wesentlich geringerer Ausstattung bedeutend billiger ist.

Verantwortlich: Chefredakteur Karl Muth, München-Solln.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

Nachdruck sämtlicher Beiträge im Hauptblatt untersagt. Der Nachdruck aus den Rubriken Hochland-Echo und Rundschau nur bei genauester Quellenangabe gestattet.

DER GÄRTNER

Hans Pfitzner, Op. 9. No. 1.

Langsam

GESANG

PIANO

p

Wo - hin ich geh und schau - e in

p

mf

Feld und Wald und Tal, vom Berg hin - ab in die

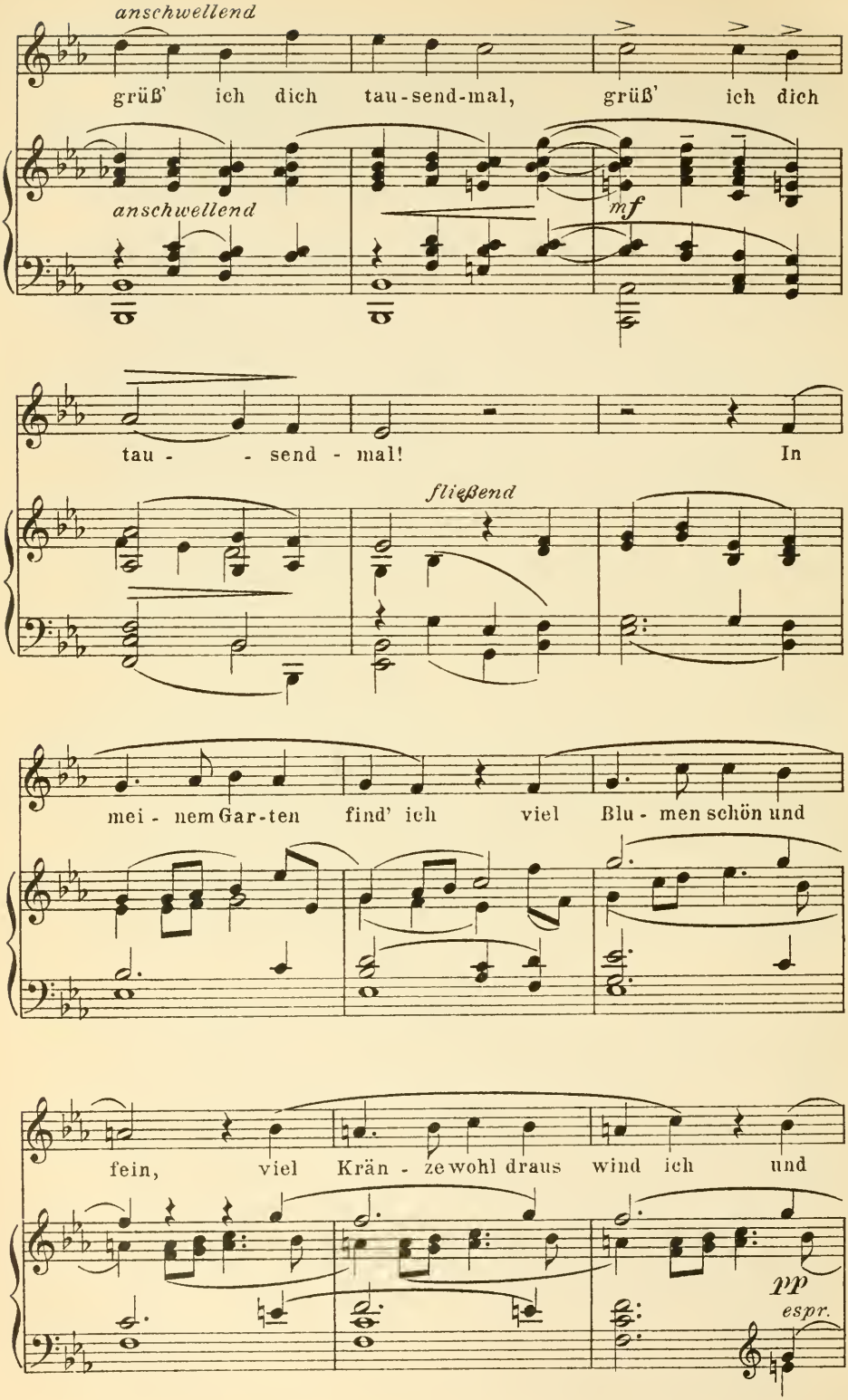
mf

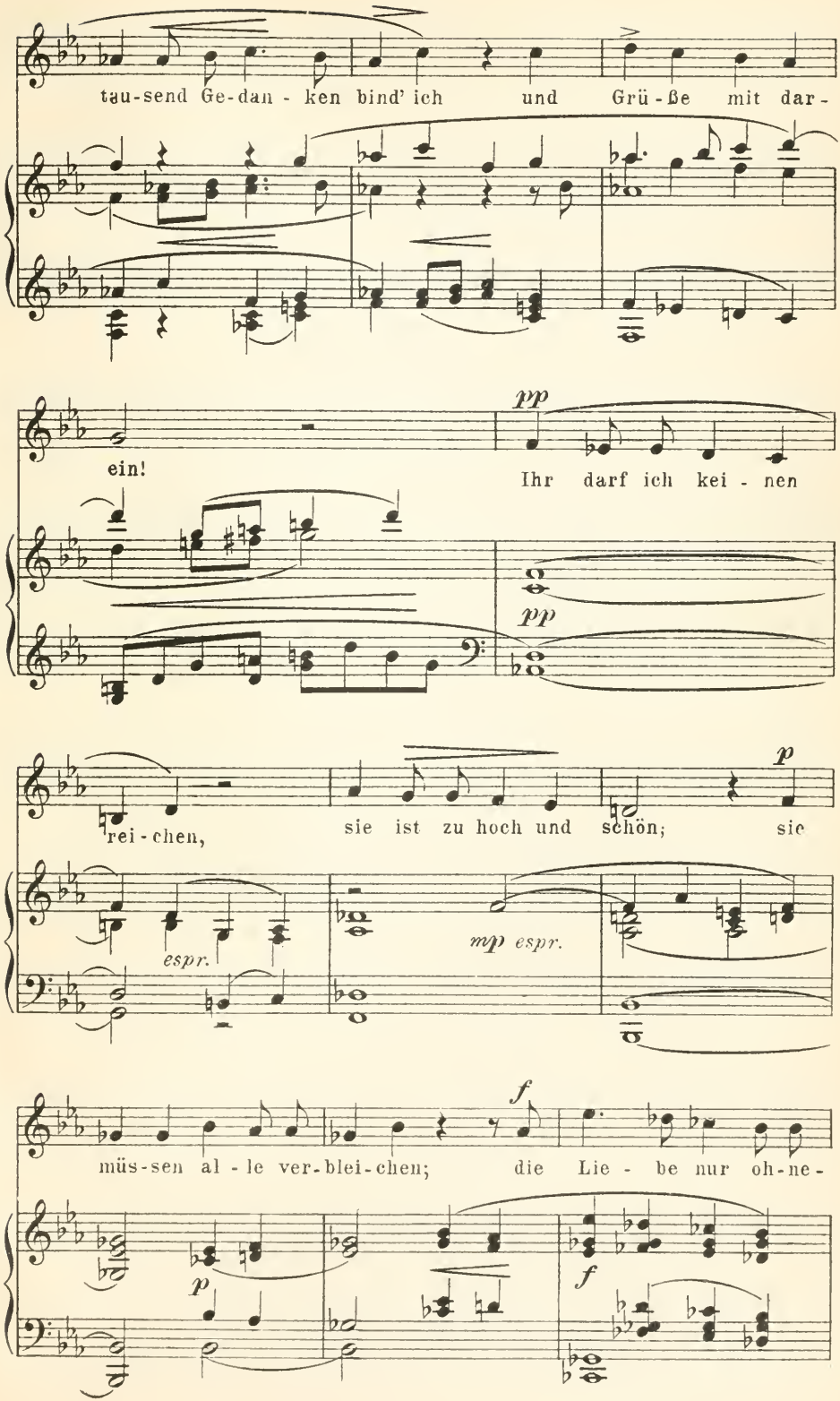
pp

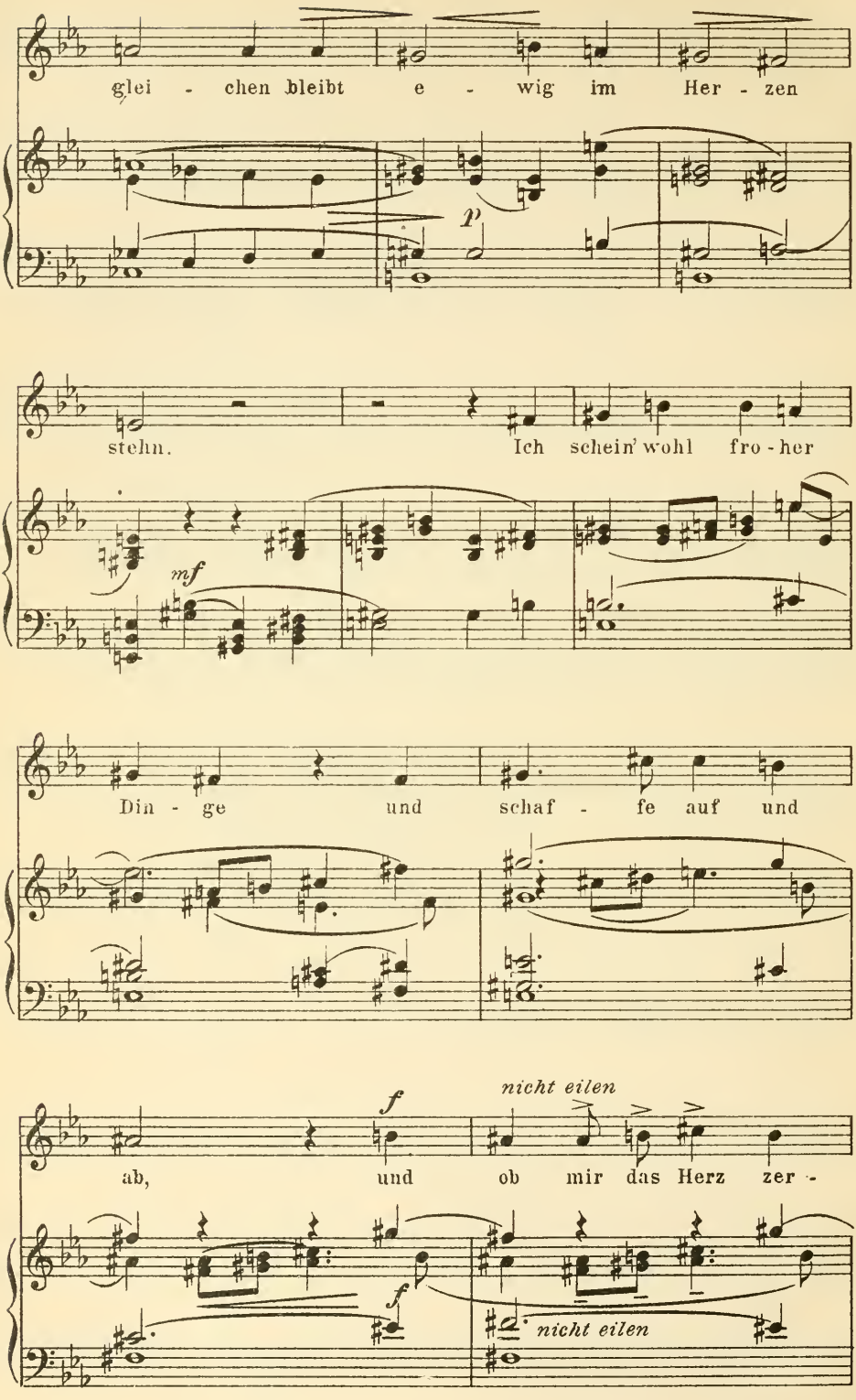
Au - e, viel - schö - ne, ho - he Frau - e,

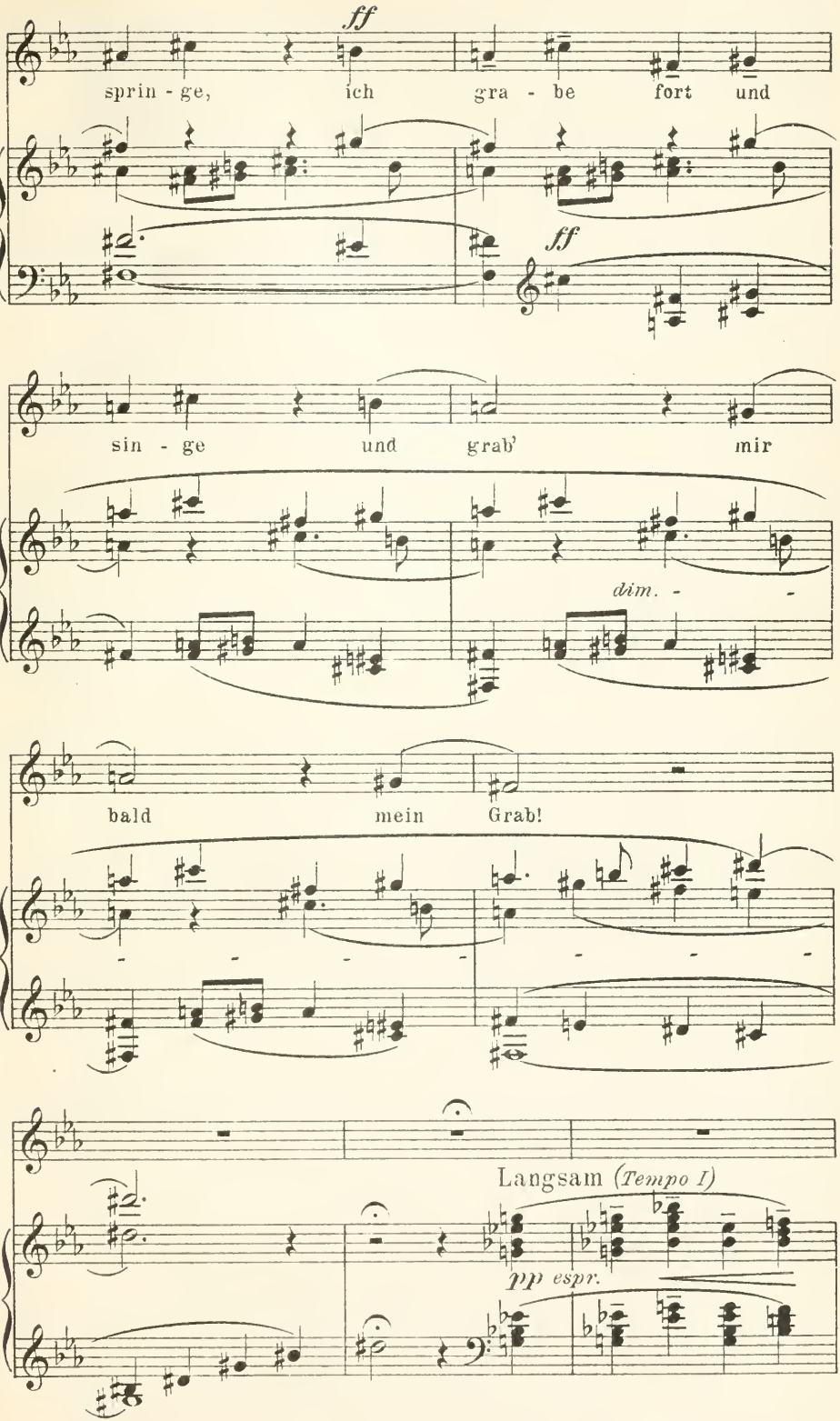
pp

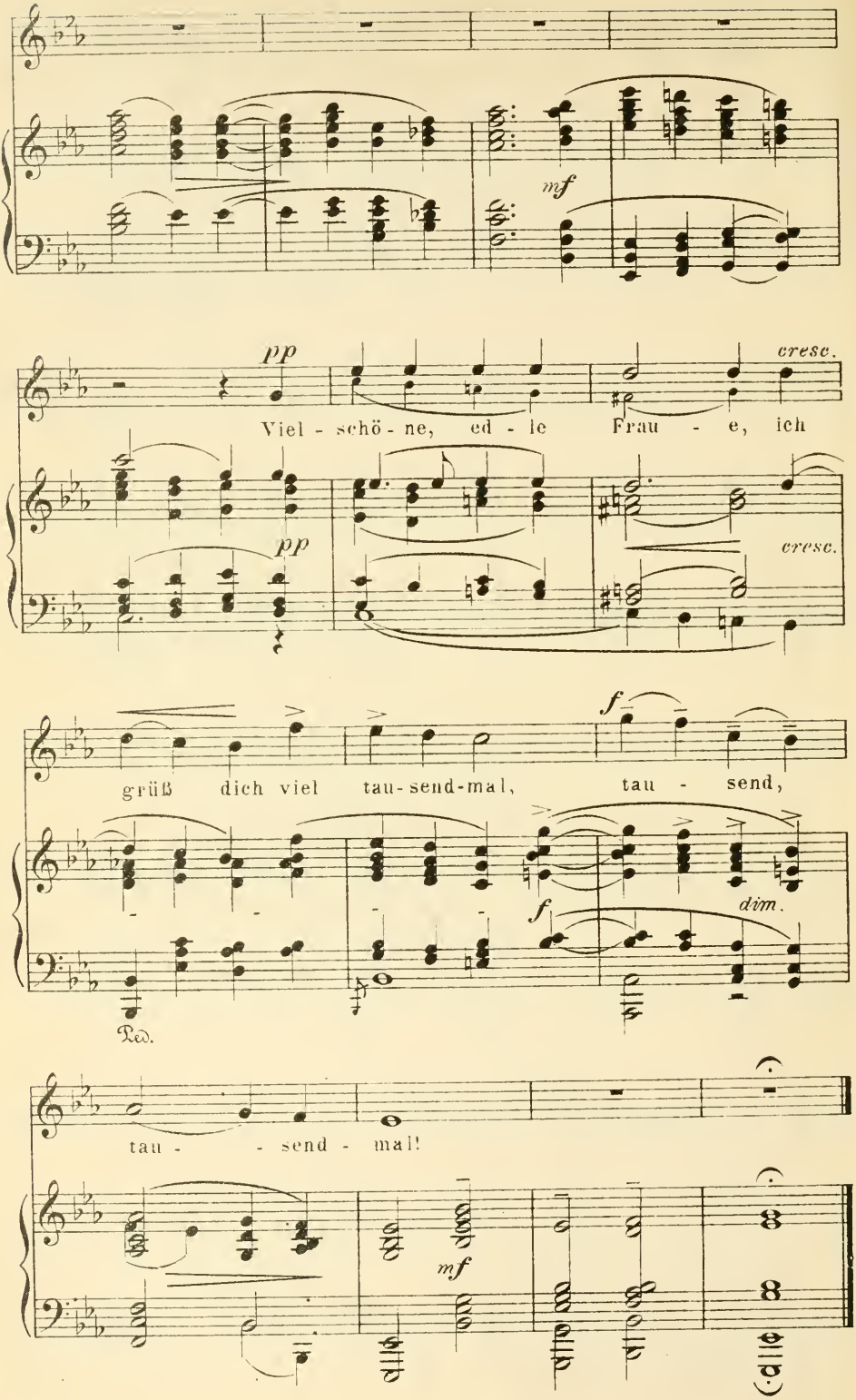
Mit besonderer Genehmigung des Verlegers Max Brockhaus in Leipzig
Copyright 1898 by Max Brockhaus, Leipzig


anschwellend
grüß' ich dich tau-send-mal, grüß' ich dich
anschwellend
mf
tau - - send - mal! In
fließend
mei - nem Gar-ten find' ich viel Blu - men schön und
fein, viel Krän - ze wohl draus wind ich und
pp
espr.


tau-send Ge-dan - ken bind' ich und Grü-ße mit dar-
ein!
pp
Ihr darf ich kei - nen
pp
rei - chen,
sie ist zu hoch und schön;
p
sie
espr.
mp espr.
müs-sen al - le ver-blei-chen;
f
die Lie - be nur oh-ne -
p
f


glei - chen bleibt e - wig im Her - zen
p
stehn. Ich schein' wohl fro - her
mf
Din - ge und schaf - fe auf und
f
nicht eilen
ab, und ob mir das Herz zer -
f
nicht eilen


ff
sprin - ge, ich gra - be fort und
ff
sin - ge und grab' mir
dim. - -
bald mein Grab!
Langsam (Tempo I)
pp espr.


mf
pp
cresc.
Viel - schö - ne, ed - le Frau - e, ich
pp
cresc.
f
grüß dich viel tau-send-mal, tau - send,
f
dim.
Ped.
tau - - send - mal!
mf

WEYHNACHTGSÄNGLEIN.

(M. J. Saubert.)

Johann Staden.

(Bearbeitet von Eugen Schmitz.)

Mäßig bewegt.

f

Ehr sei und bleib Gott in der Höh', für sei - ne
Die Kirch, das Rat - haus und die Eh' der-selbnge -

p

gro - ßen Ga - - - ben. fer-
nos - sen ha - - - ben. O Herr, gib ih - nen

- - - ner *mf* *cresc.*

fer - ner Gnad! O Herr, gib ih - nen fer - ner Gnad! Glaub',

Breit.

f

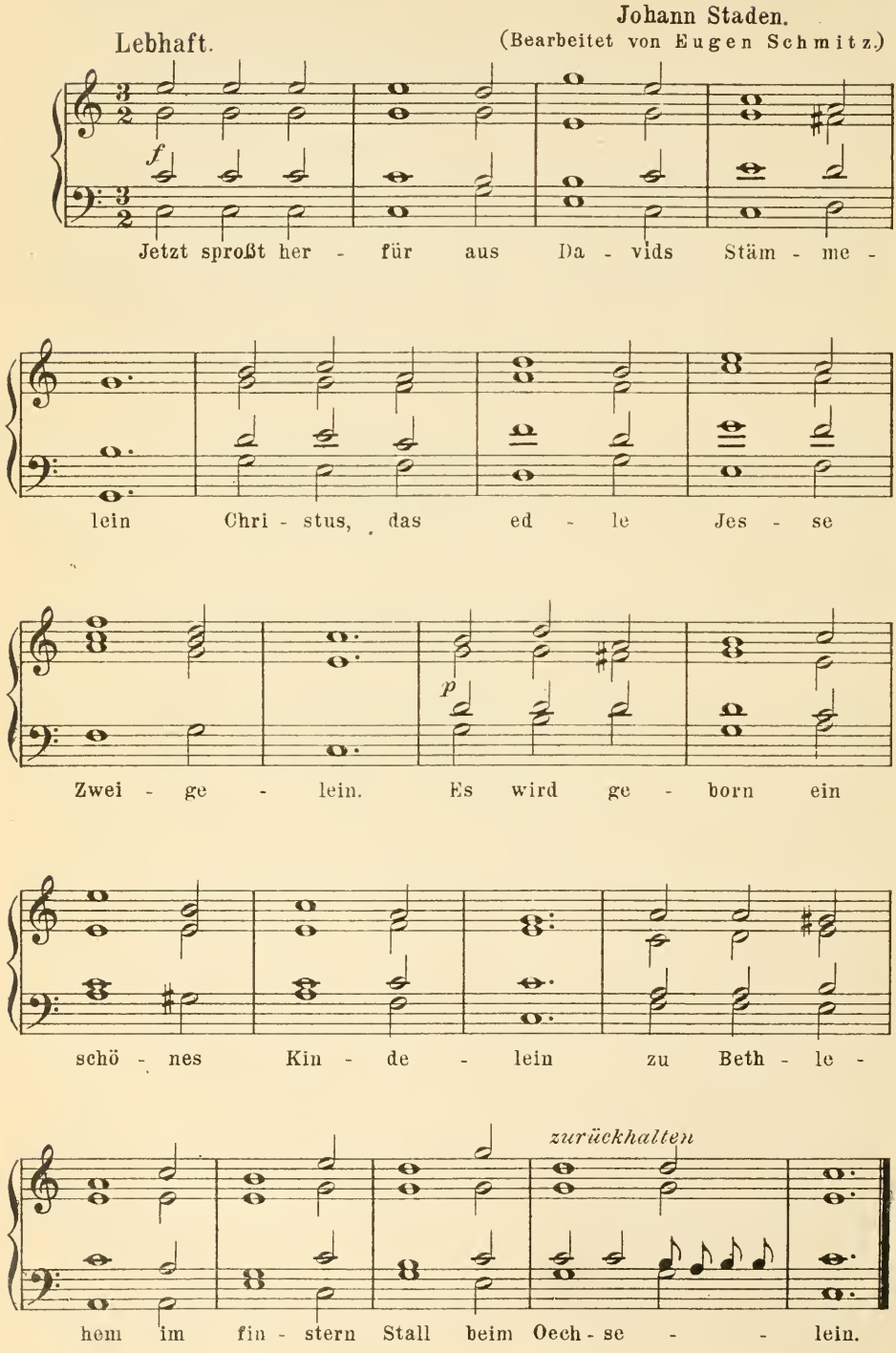
Lieb' und Fried' auf Er - - - den. Ein Mensch, der Wohl-ge - Wohl-ge-fal-

- - - len wer - - - den.

fal - len hat an dir, wird se - lig wer - - - den.

WEYHNACHTGSÄNGLEIN.

Johann Staden.
(Bearbeitet von Eugen Schmitz.)



„KOMM, WIR WANDELN"

Text und Musik von
Peter Cornelius, Op. 4. No. 2

Mäßig bewegt

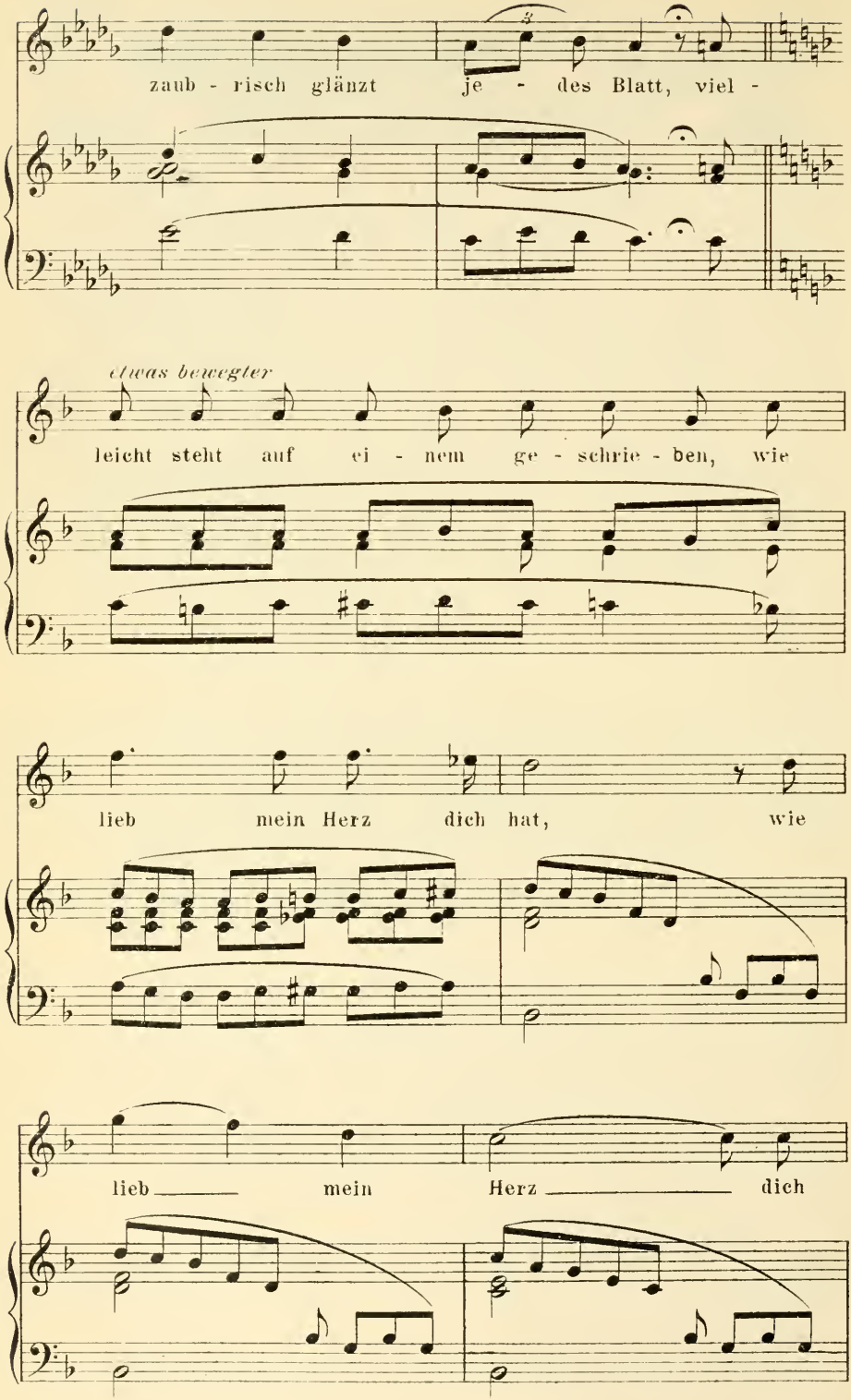
GESANG

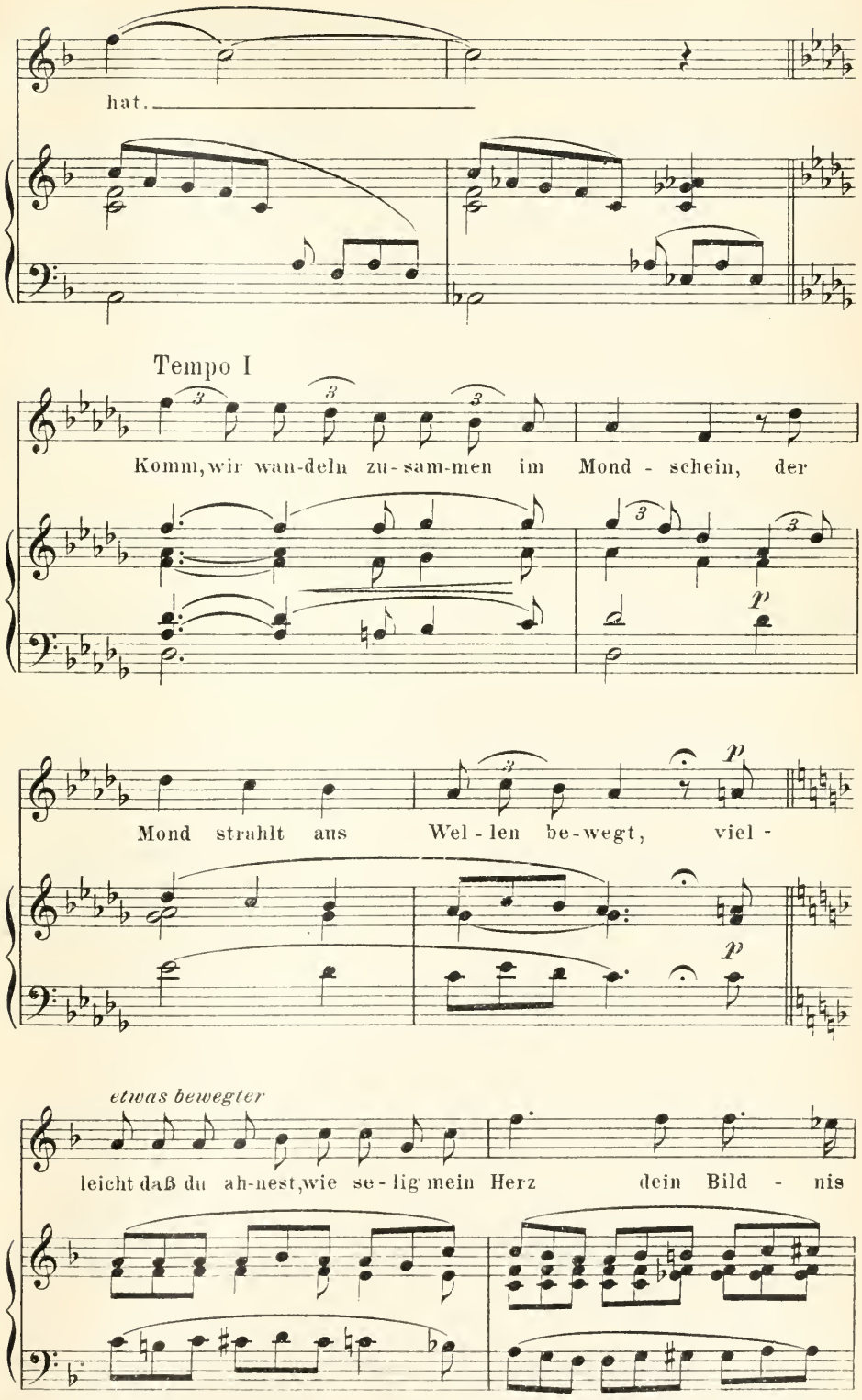
PIANO

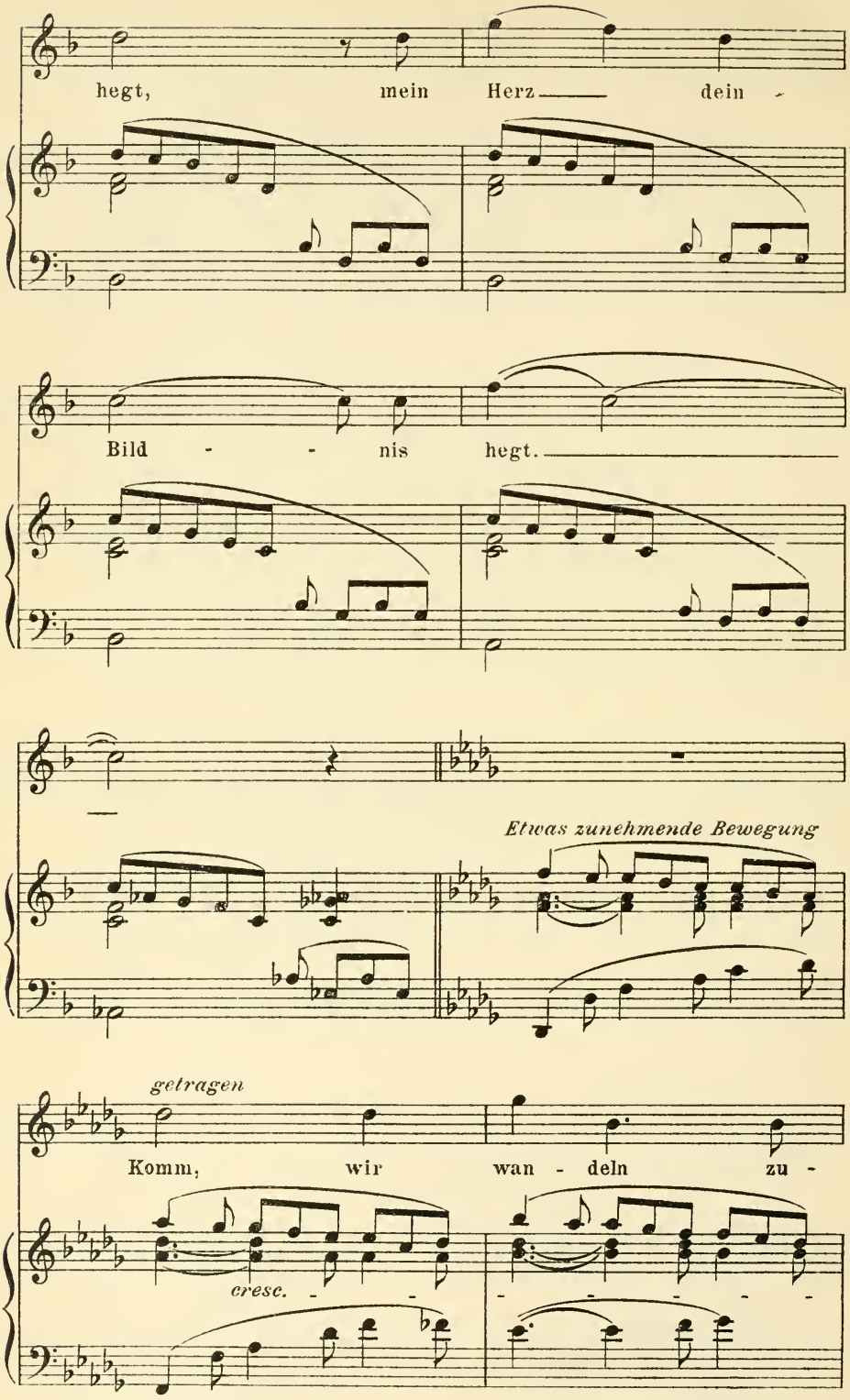
p

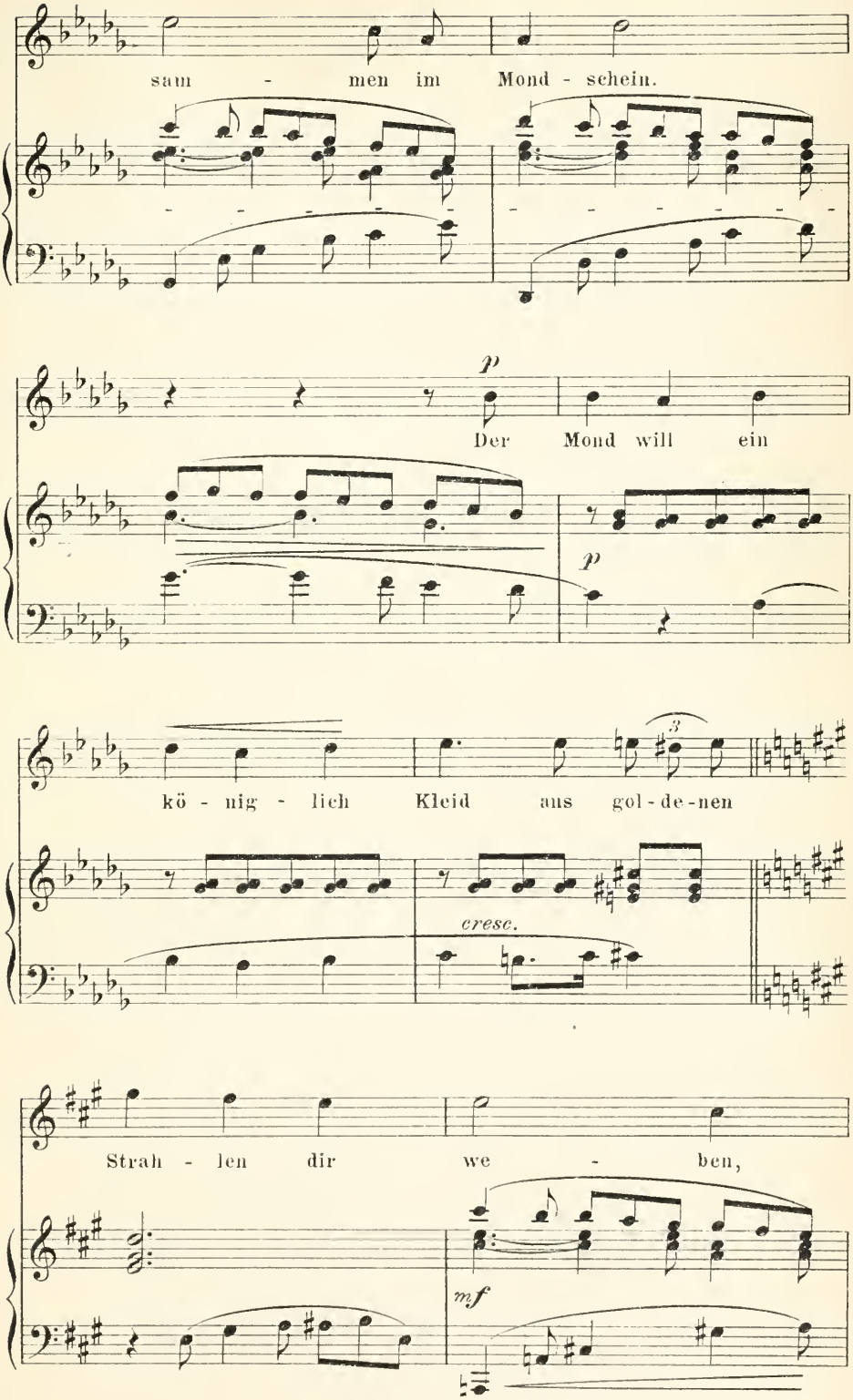
Komm', wir wan-deln zu-sam-men im Mond - schein, so

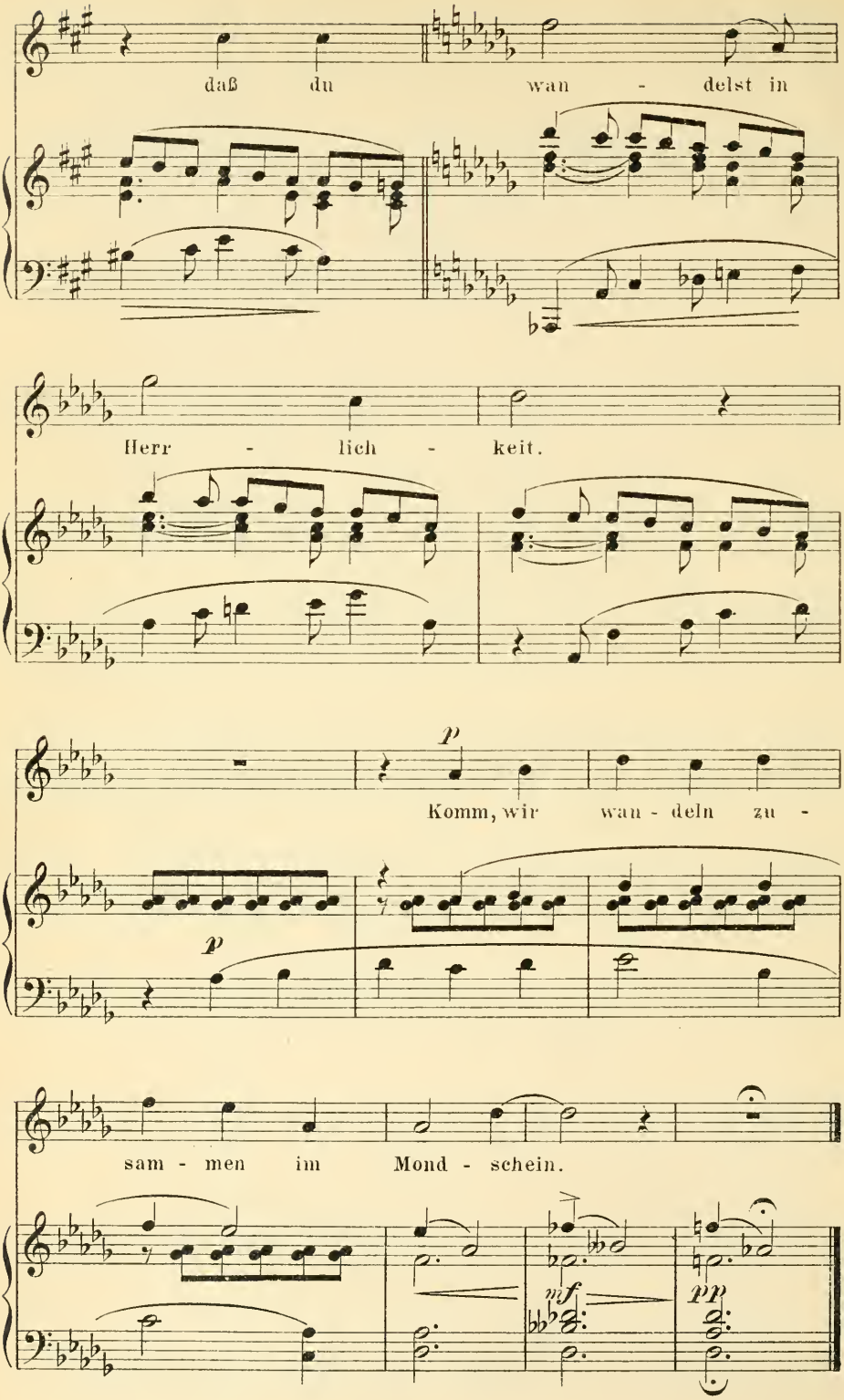
mf


zaub - risch glänzt je - des Blatt, viel -
etwas bewegter
leicht steht auf ei - nem ge - schrie - ben, wie
lieb mein Herz dich hat, wie
lieb mein Herz dich


hat.
Tempo I
Komm, wir wan-deln zu-sam-men im Mond - schein, der
Mond strahlt aus Wel - len be-wegt, viel -
etwas bewegter
leicht daß du ah-nest, wie se - lig mein Herz dein Bild - nis


hegt, mein Herz dein
Bild - - nis hegt.
Etwas zunehmende Bewegung
getragen
Komm, wir wan - deln zu -
cresc.


sam - men im Mond - schein.
p
Der Mond will ein
p
kö - nig - lich Kleid aus gol - de - nen
3
cresc.
Strah - len dir we - ben,
mf


daß du wan - delst in
Herr - lich - keit.
p
Komm, wir wan - deln zu -
p
sam - men im Mond - schein.
mf
pp